ERHEITERUNGEN:

1867,7/12





// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 155 Montag, 1. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

LIV.

Die rechte Hand des Herrn von Villefort.

Kehren wir jetzt zu der kleinen Insel Monte-Christo zurück, wo wir den Grafen verlassen haben.

Es war am Tage nach dem, an welchem Peppino seine Schuld der Dankbarkeit dadurch bezahlte, daß er Edmund Dantès das Leben rettete.

Der Graf von Monte-Christo lag auf den Knien am Rande des Abgrundes, in welchen die Leiche Haydee's hinabgerollt war. Die Augen gen Himmel gerichtet, betete er aus dem Grunde seiner Seele. Er hatte sich als guter Christ in das bittere Loos gefügt, welches seiner in dieser Welt wartete; er hatte einen Entschluß gefaßt und kniete zum letzten Male auf diesem Felsen nieder, richtete sein letztes Lebewohl an die ihm so theure Leiche, die zerschmettert am Boden des Abgrundes lag.

Dann erinnerte er sich, daß ein kleines Boot seiner in einer von den südlichen Buchten der Insel wartete und er stieg langsam zu dem Ufer hinab, um den verhängnißvollen Ort zu verlassen.

Den Kopf gesenkt, die Arme matt herabhängend, schritt er der Bucht zu, als plötzlich ein Mann vor ihm stand, als wäre er aus dem Boden gewachsen.

Es war Benedetto.

Er trug keine Maske; sein Gesicht war ruhig. Sein gelassener Blick heftete sich fest auf das niedergeschlagene Gesicht des Grafen von Monte-Christo und seine Lippen zogen sich zu einem Lächeln zusammen, bei dem die Ironie durchleuchtete. In geringer Entfernung stand Peppino, genannt Rocca Priori; in seinem Gürtel steckten zwei ausgezeichnete Pistolen.

Der Graf und Benedetto betrachteten sich gegenseitig, während einiger Zeit und mit tiefem Schweigen.

„Erkennst Du mich endlich, Edmund Dantès?" fragte Benedetto, indem er die Arme über der Brust kreuzte.

„Ja!" flüsterte der Graf.

„Darüber bin ich sehr froh; denn sonst hätte ich Dich an den Namen jenes Fürsten Andreas Cavalcanti erinnern müssen, den Du improvisirtest, um in einem Deiner verfluchten und entsetzlichen Lustspiele eine Rolle zu übernehmen!"

„Und Sie sind der Mann, der mich so sehr verfolgte?" sagte der Graf, indem er den Kopf schüttelte und diese Worte mit einer leichten Bewegung der Verachtung begleitete. „Und allen Ihren Handlungen der Gewaltthätigkeit, die Sie nur in der Absicht begingen, Reichthümer zu besitzen, geben Sie schamlos den pomphaften Namen göttlicher Gerechtigkeit?"

„Sie irren, Herr Graf von Monte-Christo!" entgegnete Benedetto ruhig. „Es war nicht das Verlangen, Reichthümer zu besitzen, wie Sie so eben sagten! Ich besitze heute deren ebenso viel, als an dem Tage, bevor ich Sie der Ihrigen beraubte. Sie sind bereits unter die Armen vertheilt, und das, was davon übrig blieb, wird es binnen kurzer Zeit ebenfalls sein. Wenn ich Sie mitleidslos verfolgte, so geschah es nur, um das unschuldige Blut meines Bruders Eduard zu rächen!"

„Ihres Bruders?" sagte der Graf.

„Ja! Mir ist die fürchterliche Geschichte meiner Geburt nicht unbekannt; das heißt — ich weiß, wer der Urheber meiner Tage ist — und kaum habe ich noch nöthig, den Namen meiner Mutter zu erfahren."

Der Graf lächelte bedeutungsvoll.

„Kennen Sie sie vielleicht?"

„Ja!"

„So sprechen Sie!" rief Benedetto, und ich gebe Ihnen Alles, was Sie fordern."

„Ich weise Ihre Anerbietungen zurück, Benedetto; Sie verdanken das Leben der Baronin Danglars."

Benedetto taumelte einen Schritt zurück und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf," sagte er mit wildem Wesen; „ich danke Ihnen für Ihre Großmuth, und bin überzeugt, daß Sie mir dieselbe nicht bewiesen haben würden, hätten Sie nicht berechnet, was ich durch diese Entdeckung leiden muß. — So hören Sie mich denn an; es ist das letzte Mal, daß wir uns einander gegenüber erblicken; schenken Sie mir daher Ihre Aufmerksamkeit, denn ich will Ihnen Rechenschaft über einige Personen ablegen, die Sie gekannt haben. —

Baronin Danglars ist durch mich bestohlen und in das äußerste Elend versetzt worden," sagte Benedetto voll Bitterkeit; dann fuhr er sogleich fort: „Ich weiß nicht, wo sie ist — ich weiß selbst nicht einmal, ob sie noch lebt. — Was den Baron Danglars betrifft, so endete er seine verbrecherische Laufbahn auf die gleiche Weise, wie er sie begonnen hatte; das heißt, er ist wieder gemeiner Matrose geworden, und fiel während einer Sturmnacht unter den Streichen eines Menschen, der gleich ihm an Bord meiner Yacht, „der Sturm", sich befand, und bei mir den Posten eines Piloten versah.

„Ich habe Ihnen jetzt nur noch zu sagen, was aus Luigi Vampa geworden ist. Sie haben stets diesen kecken Bösewicht beschützt, und dieß zwar während eben der Zeit, als Sie sich damit rühmten, Raub und Verbrechen mit aller Strenge zu bestrafen! — Ich dagegen, ich habe ihn gegen eine Hand voll Piaster der römischen Justiz ausgeliefert, die ihn seiner Strafe unterwerfen wird, ehe ein Monat vergeht.

„Jetzt, wo ich Sie dem höchsten Grade der Verzweiflung überliefert sehe; jetzt, wo ganz Italien Ihren Namen verflucht, oder Sie für vollkommen toll hält; jetzt, wo Sie weder Gattin noch Sohn mehr haben; jetzt wo Ihnen nicht so viel bleibt, um für morgen Ihr tägliches Brod zu kaufen; jetzt endlich, wo für immer der improvisirte Graf von Monte-Christo mit seinem ganzen Zauber zu Grunde geht, jetzt werden Sie erkennen, daß, wenn Gott Sie unmenschlich reich machte, dieß nur geschah, damit Sie die Tugend belohnten, ebenso wie er mich mit der höchsten Kühnheit und Verwegenheit begabte, um das Verbrechen zu bestrafen. Wir sind Beide nur die einfachen Werkzeuge der göttlichen Gerechtigkeit gewesen; unsere Aufgabe ist erfüllt, und wir sinken wieder in das Nichts zurück.

„Die Familie Morel lebt glücklich, ebenso wie mehrere andere Personen, mit denen Sie Ihr Glück theilten; Sie aber, Sie enden in dem Elend, weil Sie den Stolz besaßen, sich für einen begeisterten Apostel zu halten.

„Die Schuld ist bezahlt, und die Hand des Todten kehrt zu ihrem Körper zurück! —"

Indem Benedetto diese Worte sprach, öffnete er schnell ein kleines Kästchen, nahm daraus die vertrocknete Hand, die es enthielt, hervor, schwang sie heftig gegen Edmund Dantès Gesicht und rief:

„Mensch, der Du durch das Uebermaß Deiner Leidenschaft verblendet warst — sei für immer verflucht!"

Der Graf stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Benedetto und Rocca Priori waren verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Vertheidigung von Hammelburg am 10. Juli 1866.

Von einem Augenzeugen.

Ueber das Gefecht bei Hammelburg findet sich in dem Werke: „Der Feldzug der preußischen Mainarmee im Jahre 1866" (von einem Berichterstatter des Familienblattes „Daheim"), ein Konglomerat kriegsgeschichtlicher Ereignisse, deren Darstellungsweise um so mehr einer Berichtigung bedarf, als einestheils das mit der wahren Sachlage natürlicher Weise nicht vertraute Publikum durch die bisherigen Uebertreibungen verschiedener Zeitungsartikel und Broschüren ohnehin vielfach getäuscht, nun abermals mit leeren Phrasen überhäuft wird, anderntheils gerade in diesem Gefechte die Standhaftigkeit und Ausdauer der k. bayerischen 6. Infanteriebrigade gegenüber eines an Truppenzahl weit überlegenen Gegners eine andere Bezeichnung verdient, als dieser Berichterstatter ihr zu Theil werden läßt. Es wird in diesem Berichte unter Anderem erwähnt: „die Bayern in ihren ausgezeichneten Positionen, obwohl in der Minderzahl, wollen nicht weichen", einige Zeilen später: „es ist fast unbegreiflich, warum die Bayern keine einzige ihrer Stellungen gegen die vordringenden Preußen vertheidigten", ferner, daß die Bayern das Gefechtsfeld den Preußen mit einer Eile überließen, welche man eher Flucht als Rückzug zu nennen berechtigt wäre, ebenso hätten sich die bayerischen Truppen in rasender Eile von Hammelburg selbst zurückgezogen. Abgesehen von derlei Widersprüchen, ist die letztere Behauptung vollständig aus der Luft gegriffen. Es muß vorerst noch bemerkt werden, daß diese nachfolgenden wenigen Zeilen nicht die Aufgabe haben, die vorhergegangenen Ereignisse und Vertheidigungs-Dispositionen für dieses Gefecht zu besprechen, sondern sie beziehen sich nur auf den Kampf um den Besitz der Stadt Hammelburg. Der fragliche Gefechtsverlauf war folgender: Am 10. Juli ungefähr gegen halb 12 Uhr erschien auf der Höhe zwischen Unter-Erthal und Hammelburg eine preußische Batterie und richtete ihr Feuer zuerst auf die in dem Wiesengrunde bei Hammelburg aufgestellte Kavallerie, und nachdem diese eine andere Stellung saalaufwärts genommen, auf die der preußischen Position zugewendeten Häuser genannter Stadt. Kurz vorher kamen mehrere Kompagnien preußischer Tirailleurs den Höhenzug bei Unter-Erthal herab, von welchen einige, welche sich in dem Wiesengrunde zu weit vorgewagt hatten, durch bayerische Kavallerie in die Kornfelder zurückgetrieben wurden; durch das hohe Getreide rechts und links der Brückenauer Chaussee war natürlicher Weise das weitere Vorrücken der preußischen Tirailleurs begünstigt. Eine gezogene bayerische Batterie und die in unmittelbarer Nähe der Stadt Hammelburg postirte bayerische Infanterie eröffneten nun ein wohlgezieltes heftiges Feuer gegen die preußischen Geschütze, ebenso gegen die inzwischen näher herangekommene preußische Infanterie,

und verhinderte dadurch auf einige Zeit deren weiteres Vordringen. (Es ist in einigen Werken und Broschüren über diesen Feldzug bei der Vertheidigung der Stadt Hammelburg auch von einem Jägerbataillon die Rede. Hier mag wohl die Aehnlichkeit der Uniformirung der Jäger mit jener des 14. Infanterie-Regiments einen Irrthum veranlaßt haben. Ein Jägerbataillon stand zwar bei Hammelburg auf Vorposten, nahm aber an der eigentlichen Vertheidigung dieser Stadt nicht Antheil, es waren hier nur Truppentheile des 6. und 14. Infanterieregiments betheiligt.) Es wurden nun noch mehrere preußische Batterien herbeigezogen, das Gefecht nahm den Charakter eines Artillerie- und Tirailleur-Kampfes an, und es beginnen, um mit dem Berichterstatter hinsichtlich der Gefechtsmomente auf gleicher Höhe zu bleiben, „jene furchtbaren atmosphärischen Schwingungen, wodurch die Fensterscheiben in Hammelburg zerspringen;" — es war ungefähr halb 1 Uhr. Wer nahm in diesem Augenblicke von der bayerischen Brigade noch Antheil an diesem Gefechte? Nebst einer gezogenen Batterie kaum 2 Bataillone Infanterie. Nach 2 Uhr aber waren nur noch 4 Kompagnien am Kampfe betheiligt, die übrigen Truppen hatten bereits ihrer Bestimmung gemäß den Marsch gegen die Saale angetreten. Die mehrerwähnte ausgezeichnete Position, welche die Bayern bei Beginn des Gefechtes (also Vormittags 12 Uhr) bezogen, war Nachmittags 3 Uhr noch in ihrem Besitz Erst nachdem der größte Theil der bayerischen Brigade die Saale überschritten hatte, und Hammelburg vollkommen geräumt war, verließen auch die letzten Paar Kompagnien ihre Stellung vor den Thoren Hammelburgs in größter Ordnung. Einzelne Tirailleurs geriethen am Eingange in die Stadt ziemlich nahe an einander, von welchen auch in den Straßen der Kampf noch fortgesetzt wurde. Von einem Sturm preußischerseits gegen die bayerischen Truppen haben wir keine Wahrnehmung gemacht; ebenso zählt die angebliche Flucht letzterer aus der Stadt gegen die Saale zu jenen zahlreichen Uebertreibungen dieser unglückseligen Kriegsepoche. Es haben also in diesem ungleichen Kampfe beiläufig 1500 Mann Infanterie (mehr kamen auf bayerischer Seite wohl nicht in's Gefecht) die Position in und unmittelbar bei Hammelburg gegen ein Armeekorps von mindestens 11,000 Mann, vier Stunden lang gehalten, resp. so lange gehalten, als es ihre Aufgabe war und als es überhaupt der Zweck erforderte. Obgleich diese Zahlenverhältnisse mit Beiziehung der offiziellen Verlustlisten jeden unbefangenen Leser ohnehin aufklären, wird auch Derjenige, welcher mit der Konfiguration des Terrains um Hammelburg bekannt ist, nicht im Zweifel sein, wie lange diese Stadt zu halten ist, wenn der dortselbst vorhandene nordöstliche Höhenzug sich im Besitze des Feindes befindet. Schließlich wird von unserem preußenfreundlichen Berichterstatter noch bemerkt, daß es nicht genau ermittelt sei, ob Hammelburg von preußischen oder bayerischen Granaten in Brand gerathen. Darüber ist wohl Niemand mehr im Zweifel und können jene preußischen Batterien, welche den Höhenzug bei Unter-Erthal besetzt hatten, wohl ganz sichere Auskunft geben. Hätte hier der Berichterstatter jenen preußischen Unteroffizier statt seiner quecksmoor'schen Bemerkung sagen lassen „schont diese mehrfach hartgeprüfte, schuldlose Stadt, welche uns Preußen heute Nacht ins Quartier nehmen muß", — hätte sicherlich mehr Anerkennung gefunden. Auch ist es nach diesem Berichte sonderbar, daß die preußischen Soldaten erst bei ihrem Einrücken in Hammelburg wahrgenommen haben sollten, daß diese Stadt an mehreren Stellen brenne, während doch die aufsteigenden Rauchsäulen weit im Umkreise gesehen wurden und ein großer Theil dieser preußischen Division selbst zwei Stunden lang von ihren Positionen den letzten Akt dieses für die dortigen Einwohner unvergeßlichen Dramas beobachten konnte.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

[Fortsetzung der Nro. 137.*)]

Der Stadtphysikus (der jetzt Bezirksgerichtsarzt heißt) und Professor der Poliklinik Dr. Georg Eduard Benk, der durch eine Schrift „über die elliptische Bahn des Blutes im menschlichen Körper", analog der Weltkörperbewegung, großes Aufsehen in der medizinischen Welt erregt hatte, war ein stolzer Mann, der die Verminderung der Frequenz seiner ärztlichen Praxis durch den jungen Arzt Eisenmann durchaus sehr unbehaglich fand und demselben eines anzuhängen strebte.

Im August 1827 wurde Hofrath Dr. Ruland zu dem Buchbindermeister Gresser, der von Eisenmann an Fieber und Blutsturz behandelt wurde, von der Familie des Kranken hinter dem Rücken Eisenmanns gerufen. Ruland bestimmte eine Stunde zur ärztlichen Konsultation, wozu er auch den Doktor Eisenmann einladen ließ, und brachte dazu auch den Stadtphysikus Benk mit. Eisenmann, der die Berechtigung, die Stunde einer ärztlichen Konsultation zu bestimmen, für sich vindizirte, machte von dieser Einladung keinen Gebrauch und erschien nicht. Ruland traf die Anordnung, die von Eisenmann ordinirten kalten Umschläge auf die Brust, die unnöthig und zweckwidrig seien, wegzulassen. Auf diesen Vorfall gab Eisenmann, der sich ein unberechtigtes Eingreifen in seiner Praxis nicht gefallen lassen wollte, die Behandlung des Gresser auf, der nach einigen Tagen mit Tod abging, und eine protestirende Erklärung in der Zeitung ab, hauptsächlich weil die Konsultation hinter seinem Rücken stattgefunden habe.

Hofrath Ruland antwortete mit einer scharfen Er-

*) Wegen Unwohlseins des Verfassers konnte die Fortsetzung erst heute erfolgen. Anm. d. Red.

klärung, die den jungen ehrliebenden und eines sicherern Selbstbewußtseins sich erfreuenden Arzt Eisenmann zur Ergreifung des Rechtsweges veranlaßte. Der Rechtsstreit wurde später durch Vergleich beigelegt, namentlich auf den Grund einer öffentlichen Erklärung der Gresser'schen Familie, wonach Hofrath Ruland vom Vater des Kranken gerufen worden sei und sich nicht eingedrängt habe.

Schlossermeister Debon, der an Magenleiden litt, wurde seit drei Jahren von Dr. Eisenmann ärztlich behandelt. In den letzten Wochen vor dessen Tode wurde — ob durch indirektes Eindrängen, oder von freien Stücken, ist nicht ermittelt worden — Stadtphysikus Bend zu demselben gerufen. Da Eisenmann gegen dieses Eindrängen Bends in seine Praxis protestirte, schrieb ihm dieser einen zwei Bogen langen Brief, worin er demselben Oberflächlichkeit und Unkenntniß vorwarf, bedauerte, daß er nicht länger in seiner politischen Haft habe verbleiben müssen, und ihm den Rath gab, noch einige Jahre in's Spital zu gehen, die Klinik mit Aufmerksamkeit zu besuchen, sich unter der Aufsicht eines guten Lehrers in der Diagnose zu üben, was ihm sehr noth thue, den dort angestellten Leichenöffnungen fleißig beizuwohnen, damit er einen Begriff von pathologischer Anatomie erhalte, und nicht wieder in die Verlegenheit gerathe, erweiterte Venen für Brandflecken anzusehen, wie ihm dieses bei der Sektion Debons (der am 8. Januar 1829 starb) begegnet sei.

Stadtphysikus Bend äußerte sich noch allenthalben, er habe dem Dr. Eisenmann einen Brief geschrieben, den dieser nicht an den Spiegel stecken werde.

Eisenmann, schwer an seiner Ehre hiedurch verletzt, um so mehr, als Dr. Bend, der in den letzten Wochen den Schlossermeister Debon statt des Eisenmann ärztlich behandelte, der Debon'schen Familie erklärte, „er könne aus Gründen mit der Eisenmann'schen Behandlung nicht einverstanden sein", betrat nun den Weg der Oeffentlichkeit, indem er den fraglichen Brief Bends in einer Broschüre veröffentlichte, sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe vertheidigte, und wiederholt gegen das Eindrängen in seine Praxis protestirte.

In einer Gegenbroschüre erklärte Bend das Veröffentlichen seines Briefes eine Verletzung der Diskretion und suchte den Eisenmann als falschen Diagnostiker hinzustellen.

In einer weiteren Broschüre erklärte Eisenmann, daß er den Bend'schen Brief nicht an den Spiegel, sondern an das Fenster der Oeffentlichkeit durch seine Broschüre gesteckt habe, wies energisch und siegreich alle Angriffe seines Gegners zurück, und lieferte, gestützt auf den Sektionsbefund der am 22. Januar 1829 von den Professoren Schönlein, Hergenröther und den praktischen Aerzten Oehrlein, Medicus und Muck vorgenommenen Sektion des Schlossermeisters Debon, „daß Debon wirklich an Magenverhärtung gelitten, Eisenmann die Krankheit erkannt, Bend dagegen nicht, daß Bend die Krankheit nicht zweckmäßig behandelt und den Kranken mit Riesenschritten seinem Ende zugeführt habe."

Siegreich verließ Eisenmann den öffentlichen Kampfplatz, und Dr. Bend, in seiner Ueberschätzung erbittert, nahm sich diese Niederlage so zu Herzen, daß er am 13. Januar 1831 im 49. Lebensjahre starb.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Paris, 22. Juni, erzählt der „Bund": Gestern fand hier in der Pfarrkirche St. Vincent de Paul eine Trauung unter eigenthümlichen Umständen statt, und die vielleicht der Aufmerksamkeit der Behörden auch im Auslande zur Erwägung empfohlen werden dürften. Die Brautleute waren nämlich aus den Gefängnissen von la Roquette und St. Lazare, in Begleitung von bürgerlich gekleideten Polizeiagenten, die ihnen als Zeugen dienten, auf die Mairie und zur Kirche geleitet. Der Mann ist zu acht und die Frau zu zwei Jahren Haft verurtheilt; letztere erschien in Trauerkleidern, da sie vor wenig Tagen erst ihr fünfjähriges Kind durch den Tod verloren hatte. Die Polizeipräfektur, wie die Geistlichkeit begünstigen hier gern solche Ehen, da sie die Erfahrung gemacht haben, daß dadurch oft gründliche Besserung des gefallenen Menschen bewirkt wird. In den meisten dieser Fälle handelt es sich um die spätere Gründung eines moralischen Familienlebens nach überstandener Strafzeit des Paares. Nach vollzogenem Trauakte begleitete der Mann sein junges Weib bis an die Pforte ihres Gefängnisses, wo sie sich dann nach einer rührenden Umarmung bis auf ein späteres Wiedersehen trennten. Es wäre unmöglich gewesen, dieser Scene ohne Bewegung Zeuge zu sein, und es scheint uns wirklich die Möglichkeit in diesem Verfahren der Behörden gegen Sträflinge vorhanden zu sein, dieselben nach überstandener Strafzeit eher mit den Gesetzen und der menschlichen Gesellschaft versöhnt aus den Anstalten hervorgehen zu sehen, was von hoher Wichtigkeit ist, da das strafende Gesetz nur die Besserung des Verbrechers bezwecken soll, eine Ansicht, auf welcher auch der allenthalben neuerdings sich aussprechende Wunsch auf Abschaffung der Todesstrafe moralisch und logisch allein sich zu stützen pflegt.

Auflösung der Charade in Nr. 149:
Hochzeit.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 156 Dienstag, 2. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Der Graf blieb einige Augenblicke stehen, das Gesicht in die Hände gedrückt; dann blickte er umher, und als er sich allein sah, schritt er der südlichen Bucht zu, wo in der That ein leichtes Boot mit zwei Ruderern seiner wartete.

„Könnt Ihr mich zu irgend einem Punkt an der Küste Frankreichs in der Nähe von Marseille bringen?" fragte er sie.

„Ja, mein Herr; kommt an Bord!"

Der Graf sprang in die Barke, die sogleich ihr Segel aufspannte und auf das offene Meer hinaussteuerte.

Peppino und Benedetto beobachteten die Abfahrt des Grafen von einem kleinen Felsen aus.

„Gut," sagte Benedetto, indem er sich zu Peppino wendete. „Jetzt ist Alles zu Ende!"

„Wie so das, Meister?"

„Von jetzt an trennen sich unsere Wege. Jeder verfolge den, welcher ihm zusagt."

„Sie wollten sich von mir trennen?"

„Wie Du sagst. Sobald Du mich nach Frankreich gebracht hast, übergebe ich Dir meine kleine Yacht. In dieser Brieftasche befindet sich eine Summe, die ich zu Deiner Verfügung stelle, und Du kannst gehen, wohin Du willst."

„Es ist gut; ich nehme das an," sagte Peppino. „Seitdem ich bei Ihnen gewisse Regungen des Ehrgefühls erkannt habe, will ich Sie zu meinem Beispiel nehmen, und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mich auf eine rechtliche Weise in Paris niederlassen werde. Wenn Sie zu irgend einer Zeit meiner Dienste bedürfen sollten, so würden Sie mich dazu stets bereit finden."

„Wir werden uns nie wiedersehen!" sagte Benedetto, indem er die Augen gen Himmel erhob und bedeutungsvoll lächelte.

„Weßhalb nicht?"

„Denken Sie, die Erde hätte sich geöffnet, um mich zu verbergen! Ich werde verschwinden!"

„Wenn ich nicht einige Ihrer originellen Einfälle kennte, so würde ich sagen, daß Sie träumen!"

„Unsinniger! Und was ist denn das Alles?"

„Welches Alles?"

„Das Leben! Ist es nicht bloß ein Traum? — Vor nicht langer Zeit wiederholte die ganze Welt mit Enthusiasmus den Namen des berühmten Grafen von Monte-Christo! Und wo ist er jetzt? Wo sind die Lobsprüche, die man ihm zollte? Wo sind seine ungeheuren Reichthümer und der Zauber, den er dadurch ausübte? Seine schöne, griechische Geliebte? — Befrage diese Felsen, die Zeugen waren, wie er sich bereicherte, wie er sich durch die süßesten Illusionen berauschte! — Befrage den endlosen Raum, der uns umgibt, und Alles wird Dir antworten: Traum, Wahnsinn, Raserei!"

Pepino blieb einen Augenblick nachdenkend stehen, als überlegte er irgend etwas. Dann erhob er den Kopf und fragte mit einer gewissen Theilnahme:

„Und der Sohn des Grafen? Ich hoffe, daß Sie die traurige Absicht aufgegeben haben werden, ihn zu ermorden."

„Beruhige Dich. Ich werde ihn einer gewissen Familie übergeben, die in Rom lebt. Sie wird sich des Kindes annehmen, indem sie das Geheimniß seiner Geburt achtet. — Laß uns gehen, Rocca Priori. Unsere Geschäfte auf dieser Insel sind beendigt."

Indem Benedetto dieß sagte, stieg er, begleitet von Peppino, die Klippen nach der Nordseite hinab, und ging an Bord seiner Yacht, „der Sturm", die auf ihn wartete.

— — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage nach den Ereignissen, die wir so eben erzählten, blieb ein Mann, der sorgfältig in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllt war, unter dem er irgend etwas verbarg, was die Gestalt eines Kindes von drei bis höchstens vier Jahren zu haben schien, vor dem Eisengitter stehen, welches den Garten Morel's, in der Nähe Roms, schloß.

Es war Nacht. Der Mond ging so eben auf und beleuchtete mit zweifelhaftem Lichte die weiße Façade des einfachen Gebäudes, in welchem man nur mit Mühe ein offenstehendes Fenster erkennen konnte.

Nachdem der Mann in dem dunklen Mantel aufmerksam gelauscht hatte, ob er kein Geräusch von Schritten vernähme, und überzeugt, daß Niemand ihn sehe,

trat er zu dem Gitter, öffnete mit einem Schlüssel die Thür, schritt durch den Garten und blieb an der Treppe stehen.

Hier nahm er den Mantel auseinander, streckte die Arme aus und legte auf die unterste Stufe der Treppe den Körper eines Kindes, welches in tiefem Schlafe zu liegen schien.

Dann wieder zurückgehend, schloß er die Thür und zog heftig an der Glocke, deren Läuten weithin zu vernehmen war.

Bei diesem Zeichen erschien Valentine an dem offenstehenden Fenster, während ein Diener, der hinausging, einen Schrei der Ueberraschung ausstieß und auf der Treppe stehen blieb.

„Pietro," fragte Valentine, „was ist denn geschehen?"

„Jesus, Madame, es liegt hier auf der Treppe ein Kind!"

Valentine verließ das Fenster und ging hinab.

„Wahrlich!" sagte sie. „Aber wer hat das arme Kind hieher legen können?"

„Die Thür ist verschlossen," sagte Pietro, der aus dem Garten zurückkehrt, „und ich habe auf dem ganzen Wege keine Seele bemerkt."

Valentine nahm das Kind auf ihre Arme, ging nach dem Salon und suchte Max auf.

„Mein Freund," sagte sie, „der Himmel schenkt uns zwei Kinder; hier ist der Gatte des kleinen Mädchens, das bei uns geboren wurde."

Sie erklärte Max mit wenigen Worten, was so eben vorgefallen war. Das Kind betrachtete neugierig seine Umgebungen und verbarg dann das Gesicht an an dem Busen Valentinens.

„Laß uns sehen, was das Papier enthält, das hier an der Brust des Kindes steat," sagte Max.

„Du hast Recht!" rief Valentine, indem sie das Papier nahm, es öffnete und las:

„Madame, Sie sind gut und mildthätig, deßhalb übergebe ich Ihnen im Namen Gottes dieses Kind, welches Sie erziehen sollen, als ob es Ihr eigenes wäre. Das unschuldige Wesen ist eine Waise; seine Geburt rührt erst von dem heutigen Tage her und muß in Zukunft ein tiefes Geheimniß zwischen Gott und der Vergangenheit bleiben. Sein Name ist Edmund."

Das Papier trug keine Unterschrift. Thränen traten in die Augen Valentinens, welche schwur, der unglücklichen Waise Mutter zu sein.

Max vermochte es nicht, ihr bei dieser frommen Absicht Widerspruch entgegen zu setzen, und von diesem Augenblicke an ließen sie Beide es ihre Sorge sein, die zwei unglücklichen Wesen, welche das Geschick Ihnen anvertraut hatte, auf das Beste zu erziehen, und die beiden Kinder wuchsen und gediehen unter Liebkosungen, wie die Lieblingsblumen in dem Garten der sanften und guten Valentine.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblik auf das Jahr 1866.

Es dürfte von allgemeinem Interesse sein, die wichtigsten Begebnisse des vorigen Jahres, und von diesen hinwiederum jene der beiden verhängnißvollen Monate Juni und Juli, kurz und in chronologischer Reihenfolge verzeichnet zu finden.

1. Juni. Oesterreich nimmt die Einladung zur Pariser Friedenskonferenz an, jedoch nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß „keine Kombination auf derselben zur Verhandlung komme, welche einem der eingeladenen Staaten Gebietserweiterung oder einen Machtzuwachs zuzuwenden berechnet sei." — Ferner überantwortet Oesterreich die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage den „Entschließungen des Bundes, denen von seiner Seite die bereitwilligste Anerkennung gesichert sei" und erklärt zugleich, daß der Statthalter von Holstein die erforderliche Spezialvollmacht erhalten habe, die holsteinischen Stände einzuberufen, da „die Wünsche und Rechtsanschauungen des Landes einen berechtigten Faktor der Entscheidung bilden."

2. Juni. Reise des Großherzogs von Baden nach Pillnitz zu einer Konferenz mit dem König von Sachsen: mißlungener Versuch einer Verständigung mit Preußen. — Bayern ordnet eine außerordentliche Heeresergänzung von 18,610 Konskribirten aus den Altersklassen von 1843 und 1844 an. — Der österreichische Statthalter v. Gablenz beruft die Ständeversammlung des Herzogthums auf den 11. Juni nach Itzehoe.

3. Juni. Preußen protestirt in einer Depesche an Oesterreich gegen die erfolgte Einberufung der holsteinischen Stände und erklärt dieselbe als einen Bruch der Gasteiner Konvention, wodurch beide Regierungen wieder auf der Basis des Wiener Friedens vom 30. Oktober 1864 sich befänden.

4. Juni. Eine telegraphische Depesche der französischen Regierung benachrichtigt den französischen Gesandten in Berlin, daß Frankreich, England und Rußland auf die beabsichtigte Friedenskonferenz in Folge der Depesche Oesterreichs v. 1. d. Mts. und seines neuesten Schrittes am Bunde von demselben Tage als aussichtslos verzichteten. — Eine Zirkulardepesche des Grafen Bismarck sucht zu konstatiren, daß der Krieg in Wien eine beschlossene Thatsache sei und daß es sich dort nur noch darum handle, die Gelegenheit zu demselben zu finden. — Der italienische Unterhändler in dem Bündniß zwischen Preußen und Italien, General Govone, verläßt Berlin, um über Paris wieder nach Florenz zurückzukehren. — Beginn des Ausmarsches der Garden aus Berlin.

5. Juni. Eine zahlreiche Volksversammlung in Altona

spricht ihre dankende Anerkennung für den Schritt Oesterreichs am Bunde vom 1. d. Mts. aus.

6. Juni. General Manteuffel, der preußische Gouverneur von Schleswig, zeigt dem österreichischen Statthalter von Holstein, General Gablenz, an, daß er am folgenden Tage mit Truppen in Holstein einrücken werde.

7. Juni. Gablenz protestirt gegen die Besetzung Holsteins durch Preußen und verlegt den Sitz der Statthalterschaft und der Regierung von Kiel nach Altona. Die Preußen beginnen einzurücken. Die österreichische Brigade Kalik konzentrirt sich um Altona.

(Fortsetzung folgt.)

Die Konzerte des Kölner Männergesangvereins.

Darmstadt, 29. Juni.

Freitag Nacht 11½ Uhr trafen die Kölner Sänger, über 80 an der Zahl, in Darmstadt ein und wurden von den Mitgliedern sämmtlicher hiesigen Gesangvereine mit Musik, bengalischem Feuer, Anrede und Gesang begrüßt und dann in ihre Wohnungen geleitet. Eine äußerst zahlreiche Zuschauermenge hatte sich trotz der späten Abendstunde ebenfalls an der Eisenbahn eingefunden und war der Empfang ein sehr herzlicher, was auch ein Mitglied des Kölner Gesangvereines in seiner Erwiderungsrede hervorhob. Das Konzert fand heute Nachmittag 5 Uhr im Orangeriehaus des Bessunger Herrengartens statt. Der Saal war gedrängt voll. Unter den Zuhörern befand sich auch Se. k. Hoh. der Großherzog, wie überhaupt viele Personen aus den höchsten Ständen, ebenso war ein zahlreiches Auditorium im Garten. Die vorgetragenen Gesänge rechtfertigten wie überall, so auch hier den Ruf, der dem Kölner Gesangvereine vorausgeht; sie klangen wie Töne aus einer anderen Welt und rissen die Zuhörer zu einem wahren Beifallssturme hin; die Palme errang unter den Liedern das von Abbe Vogler (irrthümlich von hiesigen Blättern Abt Vogler genannt) komponirte Benediktus, welches Kapellmeister Weber etwas umgearbeitet hatte. Die Einnahme des Konzertes ist sehr bedeutend und bildet einen ansehnlichen Beitrag zu dem zu errichtenden Monument für Abbe Vogler. Dasselbe soll auf den Mathildenplatz zu stehen kommen, vis-à-vis dem Hause, wo Vogler während seines Aufenthalts in Darmstadt wohnte. Nach dem Konzerte war im Gasthause zur Traube großes Bankett, an welchem sich ebenfalls viele hiesige Einwohner mit ihren Familien betheiligten. Am folgenden Morgen 9½ Uhr fuhren die Sänger nach Worms ab. Kapellmeister Mangold, der sich um das Zustandekommen des Konzertes wohl verdient machte, wurde zum Ehrenmitglied des Kölner Gesangvereins ernannt, was dankbar von demselben angenommen wurde, da es wirklich eine Ehre ist, diesem vorzüglichen Vereine anzugehören. Seit den letzten 25 Jahren hat der Verein über 50,000 Thlr. zu schönen und edlen Zwecken herbeigesungen, darunter mehr als 10,000 Thlr. für den Kölner Dombau. Der Kapellmeister des Vereins, Herr Fr. Weber, welcher vor einiger Zeit von Sr. k. Hoh. dem Großherzog mit dem Ludwigsorden dekorirt worden war, wurde vor dem Konzerte in einer besonderen Audienz von Sr. k. Hoh. äußerst huldreich empfangen.

Worms, 1. Juli.

Gestern Nachmittag fand in der Liebfrauenkirche zu Worms für den Ausbau des Thurmes das erste der beiden diesjährigen Konzerte des Kölner Männergesangvereins unter Leitung seines Dirigenten Hrn. Fr. Weber statt. — Wenngleich die Nachwehen des Tags vorher von diesem Verein in Darmstadt abgehaltenen Konzertes sich manchmal bemerkbar machten, auch die Tenöre wenig jugendliche Kräfte mehr zählen (in Folge dessen allzuoft das Falset gebraucht werden muß), so überraschten uns doch auf's Neue die wundervoll geschulten Chöre; die schwierigsten Gesangsstücke werden in geschmackvollster Weise und mit einer Präzision vorgetragen, welche die Zuhörer zum Glauben verleitet, lauter Künstler vor sich zu sehen. Wundervoll machen sich die herrlichen Piano's, so daß man öfters wähnt, die Töne einer Orgel zu vernehmen. — Sämmtliche Nummern des gut gewählten Programms, namentlich das „Salve Regina" von Schubert, „die Kapelle" von Kreutzer, „Ave verum" von Mozart, „Mutterseelenallein" von Pfarrer Braum, zwei Volkslieder, „die drei Röslein", und „Oberschwäbisches Tanzliedchen" von Fr. Silcher, so wie die Soli von Frl. E. Rempel und Hrn. Pütz aus Köln wurden von dem zahlreich versammelten Publikum sehr beifällig aufgenommen.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Seit dem Regierungsantritte des Königs Ludwig I. war der Presse in Bayern eine freiere Bewegung gestattet. Eisenmann begründete gegen Ende des Jahres 1828 in Verbindung mit mehreren Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes das „Bayerische Volksblatt", eine konstitutionelle Wochenschrift, ein unabhängiges Oppositionsblatt.

Dieses Blatt hatte den Zweck, auf einen besseren Geschmack des zeitungslesenden Volkes zu wirken, weil zu jener Zeit die freie Presse weder ihre hohe Aufgabe noch die Gränzen der Journalistik zu erkennen schien, und die abscheulichsten Auswüchse (zwar ohne lange Dauer) wie Pilse hervorschossen, z. B. in Würzburg „der reißende Teufel", „der deutsche

Michel", und das extremste Schmähblatt, der von einem geistig und finanziell dekrepit gewordenen Baron redigirte „Freischütz" mit dem Beiblatte: „Die Knute."

Eisenmann hatte sich in seinem „Volksblatte" zur Aufgabe gesetzt, eine bisher in Bayern, und selbst im übrigen Deutschland ungewohnte Bahn im Gebrauche der Presse einzuschlagen.

Nur zu häufig sah man vorher die Presse blos dem Dienste der Macht geweiht, und jede neue Maßregel derselben gleich bei ihrer Geburt gleichsam unter Trompeten- und Paukenschall zum Voraus als heilbringend verkündigen. Eine freiere und unabhängigere Besprechung und Erörterung der das öffentliche Leben berührenden Staatshandlungen mußte bei unserem herangereiften Zeitalter endlich als sprechendes Bedürfniß erscheinen.

Ein Unternehmen dieser Art setzte indessen die Urheber wenigstens auf einige Zeit der Gefahr aus, mißverstanden, oder vielleicht gar in die Klasse der unruhigen Köpfe gesetzt zu werden, oder sie mußten sich vielleicht für glücklich erachten, daß blos mit einer vornehmthuenden Verachtung auf sie herabgeblickt werde.

Solche und ähnliche Rücksichten durften aber das Beginnen eines für nothwendig erachteten Unternehmens nicht hindern. Die Unternehmer wollten sich nicht die Maximen des Marktschreiers in Göthe's Puppenspiel aneignen, der da singt:

„Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein Jeder doch behutsam auf,
Weiß sich in Zeit und Ort zu schicken,
Bald sich zu heben und bald zu drücken."

Oder was Schiller im Wallenstein in ähnlicher Beziehung sagt:

Geschwind
Umlenken in die alte, breitgetretene
Fahrstraße der gemeinen Pflicht, nur wohl
Behalten unter Dach zu kommen suchen.

Sie vertrauten dabei auf des Unternehmens Uneigennützigkeit, auf die Unterstützung von zahlreichen und wohlunterrichteten Vaterlandsfreunden, auf die Macht unserer Gesetze, und besonders auf den die Preßfreiheit schirmenden und ihre Entwicklung fördernden wahrhaft „königlichen Genius."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein neues Rückladegewehr.] Während die von Cramer-Klett'sche Fabrik an der Umänderung der Podewils-Gewehre in Hinterlader arbeitet, hat der technische Direktor derselben, Herr Werder — wie der „K. v. u. f. D." mittheilt — ein neues System der Rückladung ersonnen. „Dieses neue Rücklade-Gewehr ist nicht repetirend, sondern einfach zu laden. Zu diesem Behufe wird 1) die Patrone eingelegt; 2) während des Auffahrens zum Anschlage schließt sich der Mechanismus durch das Aufziehen eines Hahnes; 3) nach dem Feuern öffnet sich der Mechanismus ganz von selbst während des Herabbringens zur neuen Ladung. Es fallen somit die oft anstrengenden und zeitraubenden Tempo's für das Oeffnen und Schließen des Mechanismus ganz hinweg. Wie bei vielen Rückladegewehren entzündet auch hier ein stumpfer Stahlstift die Zündung im Boden der Patrone, welche aus Papier, Karton oder Metall gefertigt sein kann. Man ladet, zielt und feuert bequem in 5 Sekunden, daher 12 Schüsse per Minute. Vor Allem aber ist die außerordentliche Solidität und Einfachheit des Mechanismus zu erwähnen, welche weder von Peabody, Henry, Remington, Snider, Chassepot ꝛc. erreicht wurden. Ist derselbe aus seinem Gehäuse geschoben, so ist er auch zerlegt. Der Mangel jeglicher Schrauben, das Ineinandergreifen und die Solidität der einzelnen Theile, so wie deren leichte und billige Fabrikation, zeugen von der technischen Vollendung dieses Systems und des Alles zu überwindenden Genies des Herrn Konstrukteurs."

Die preußische Militärmusik ist an der deßfallsigen in Paris demnächst stattfindenden Preisbewerbung durch die von Wieprecht zu diesem Zwecke gebildete Brigade-Kapelle (die Musiker des 2. Garderegiments zu Fuß und die des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2) betheiligt. Die Holzblase-Instrumente sind mit 39, die Blechblase-Instrumente mit 40, die Schlag-Instrumente mit 6 Musikern besetzt. Außerdem gehen der Generaldirektor Wieprecht und die beiden Regimentsmusik-Dirigenten, im Ganzen 90 Personen, nach Paris.

Eine Erfindung des Bildhauers Kaspar Schlee in Bern ist ein Holzguß, der ohne irgend welchen weiteren Zusatz hart, wasserdicht und so fest wird, daß er sich gut poliren läßt, und aus dem die verschiedenartigsten Gegenstände gefertigt werden, wie z. B. ein Sommerhut, so leicht wie Papier und unempfindlich gegen jede Witterung, Medaillenabgüsse, Früchte, Blumen, Blätter, mit der zartesten Abformung aller Linien. Die Darstellung dieses Gusses ist bis jetzt noch nicht näher ermittelt.

Auflösung der Charade in Nr. 152:
Kantschu.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 157 Mittwoch, 3. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

LV.

Letzte Nacht auf der Insel Monte-Christo.

Nach der letzten Unterredung zwischen Edmund Dantès und Benedetto hätte man glauben sollen, die Insel sei vollständig verödet geblieben. Eine kleine Barke, deren Furche andeutete, daß sie so eben eine der Buchten zwischen den Felsen verlassen hatte, steuerte in der Richtung gegen die französische Küste, während eine andere noch kleinere an der südlichen Küste vor Anker lag. Tiefes Schweigen herrschte auf den finstern Gewässern.

Die Insel begann mit der Abenddämmerung zu verschwinden, und man unterschied in der Ferne kaum noch die Gipfel der Felsen, welche von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurden. Gleichwohl war die Insel nicht so verödet, wie es schien. Ein Mann ging mit langsamen abgemessenen Schritten zwischen den Felsen umher. Dieser Mann war Edmund Dantès.

Er stieg in der Richtung einer jener Abgründe der Insel hinab, welche durch den Spalt zwischen zwei Felsen gebildet wurden, und sein Schritt war fest und sicher ungeachtet der Finsterniß, die ihn bereits umgab, und die ohne Zweifel den Gang jedes andern Menschen gehemmt haben würde. Es schien, als leuchte ein Stern ihm an den Abgründen vorüber, die er zu vermeiden wußte. In dem Maße, wie er tiefer niederstieg, senkte sein Kopf sich auf die Schulter und seine Augen richteten sich zu dem dunklen Himmel empor, als wäre an demselben ein Bild zu sehen, das ihm antwortete. Einige Augenblicke darauf drang ein Lichtstrahl durch die Spalten der Felsen, und fiel auf den Weg, den Edmund Dantès verfolgte. Er blieb plötzlich stehen, wie überrascht durch dieses Ereigniß, und blickte umher, gleich einem Menschen, der aus dem Schlafe, aus dem Traume erwacht. Verwundert, dieß Licht auf der Insel zu sehen, die er für menschenleer hielt, ging er darauf zu, und erblickte etwa einen Flintenschuß weit von dem Ufer entfernt ein Feuer, an welchem drei Männer saßen.

Edmund Dantès erinnerte sich jetzt, daß auf Befehl Benedetto's ein kleines Boot zurückgeblieben war, um ihn zu erwarten, und in der That brannte das Feuer in der Nähe des ihm bezeichneten Ortes.

Eine halbe Stunde darauf, während welcher Edmund stehen blieb, gestützt gegen einen gewaltigen Granitblock, die Stirn in die Hände gepreßt, und die drei Matrosen betrachtend, die ruhig mit einander zu plaudern schienen, standen sie auf und ließen das Feuer brennen, als ob es zu einem Signal dienen sollte, sprangen in einen Kahn und verschwanden.

Edmund Dantès ging hierauf zu dem Ufer hinab, suchte einige trockene Kräuter zusammen, wand sie in seiner Hand, benetzte sie mit dem Wasser des Meeres und zündete sie an dem Feuer an. Dann durch das Licht dieser improvisirten Fackel gestützt, kehrte er auf's Neue nach dem Innern der Insel zurück und stieg weiter hinab in den Abgrund. Nach kurzer Zeit gelangte er zu dem Fuße des höchsten Felsens, auf dessen Gipfel, der sich in die Wolken verlor, er einige Jahre zuvor seine gierigen Blicke gerichtet hatte, um ihn über die ungeheuren Schätze zu befragen, die nach der Versicherung des Abbé von Faria hier verborgen sein sollten.

Edmund Dantès blieb stehen, erhob seine Fackel über den Kopf und blickte langsam rings umher, so weit die Strahlen seines fackelnden Lichtes drangen. Dann heftete er seine Blicke auf einen Gegenstand, den er in einer geringen Entfernung erblickte, ließ den Arm, der die Fackel hielt, hinabgleiten, senkte den Kopf auf die Brust und murmelte:

„Haydee!"

Der Ausdruck, mit welchem Edmund diesen einfachen Namen sprach, war ein eigenthümliches Gemisch der Liebe, des Schmerzes und der Reue, ein Ausdruck, der kaum für Den verständlich ist, welcher nie gleich ihm plötzlich, gleich den Bildern eines Traumes, Alles hatte verschwinden sehen, was ihm im Leben das Theuerste war.

Edmund vergoß indeß nicht jene bittern, aber erleichternden Thränen, wie sie ein unglücklicher Mensch vergießt, und die für uns die Strenge des Schicksals zu mildern scheinen, von dem wir getroffen wurden; jene Thränen, wie wir sie vergießen, wenn wir, von dem Unglück getroffen, unser Herz zu uns sagen hören: „Du

hast ein Gut verloren, aber die Welt umschließt noch so manches Andere, welches Deiner wartet." Wir weinen dann mit dem betrübenden Gedanken, daß das Wesen, welches wir aus dem Grunde unserer Seele liebten, und das sich für immer von uns getrennt hat, seinen Antheil nicht an den Gütern nehmen kann, welche uns für die Zukunft verheißen werden.

Edmund Dantès fühlte so zu sagen sein Herz in einen eisernen Schraubstock gespannt, die Hoffnung auf die Zukunft konnte den Druck nicht mindern und die Thränen vermochten ebenso wenig den stechenden Schmerz zu lindern, der es zerriß.

Hier erblickte er sich zum Erstenmale arm und klein an Geist, wie alle Menschen, bei denen die Leidenschaft erlischt, welche sie wahnsinnig gemacht hatte, und die sie für das heilige Feuer des Genies hielten.

Jetzt verdammte er bei sich selbst sein vergangenes Leben, das er darauf verwendet hatte, eine unerbittliche Rache zu verfolgen.

„Haydee, Haydee!" rief er, indem er auf die Knie neben einem entstellten Leichnam niedersank, dessen Gesicht mit schwarzem gestocktem Blute bedeckt war. „Wollte Gott, ich hätte Dein Schicksal nie mit dem meinigen vereinigt! Du wärest dann nicht so bald aus dieser Welt geschieden, in der Du glücklich und ruhig leben mußtest. Verzeihe mir, Haydee! Verzeihe mir! Mercedes Gatte konnte nicht Dein Mann sein! Das Herz, welches schon einmal in seinem Leben einer Andern so viel Liebe gewidmet hatte, als das Herz eines Mannes nur irgend zu umschließen vermag, konnte nicht für Dich das gleiche Gefühl empfinden, anders als einen Traum, der eines Tages enden mußte. Dieser Tag ist der heutige. Alles ist zu Ende, und jetzt bleibt mir kaum noch die ewige Nacht der Reue und der Verzweiflung!"

Bei diesen Worten ließ Edmund Dantès seinen Kopf auf die Brust herabsinken und streckte die Arme gegen den entstellten Leichnam aus, als wollte er ihn von dem Boden aufheben.

„Haydee! Haydee!" rief er, indem er aufsprang und die Haare mit einer Bewegung der Verzweiflung zurückstrich. „Du bist todt! Deine Lippen werden sich nicht mehr auf die meinigen pressen. Ich kann hinfort nicht mehr das Feuer, welches sie verzehrte, in Deinen süßen Liebesthränen löschen! Haydee, ungeachtet des innigen Gefühls, das uns vereinigte, ungeachtet meiner Größe, ungeachtet meiner Kenntnisse, die ich durch bittere und schmerzliche Nachtwachen errang, kenne ich nicht das Geheimniß, Dich in das Leben zurückzurufen. — Ich Elender, der ich bin! — Ja, ich bin ein Mensch, ich bin unwissend und arm, gleich Denen, die sich für weiser und für mächtiger halten, die aber dennoch ihre Stirn beugen, und sich demüthigen im Angesichte des Todes, weil sie ihn nicht zu besiegen vermögen. Elendes Geschlecht der Menschen, und um so stolzer, je elender es ist!"

Ein Lächeln bitterer Geringschätzung umspielte die Lippen Edmund's, dessen finsteres, sinnendes Gesicht, beleuchtet durch die Flamme der Fackel, bald aus der Dunkelheit hervortrat, bald in derselben verschwand wie ein Phantom.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf das Jahr 1866.

(Fortsetzung.)

9. Juni. Am Bundestag erfolgt die Erklärung Preußens gegen den Schritt Oesterreichs vom 1. d. Mts., sodann Antwort und Protest Oesterreichs. Oesterreich protestirt gegen die Behauptung Preußens, daß es die Gasteiner Konvention gebrochen habe, und gegen die daraus gezogenen Konsequenzen und erklärt, daß Preußen durch seinen Einmarsch in Holstein den Art. 11 der deutschen Bundesakte verletzt und den Fall des Art. 19 der Wiener Schlußakte herbeigeführt habe.

10. Juni. Zirkulardepesche Preußens an die deutschen Regierungen und Grundzüge einer neuen Bundesverfassung als Vorschag Preußens. — General Manteuffel erläßt von Rendsburg aus eine Proklamation an die Einwohner des Herzogthums Holstein. — Das preußische Hauptquartier befindet sich noch in Rendsburg; Itzehoe ist mit einer Postenkette umstellt. — In Kiel und andern Orten des Landes finden Volksversammlungen statt, die sich gegen die preußische Vergewaltigung aussprechen. — Dreißig holsteinische Ständemitglieder beschließen in Itzehoe trotz der Besetzung der Stadt durch die Preußen Sitzung zu halten. Die Preußen verhaften den österreichischen Regierungskommissär Lesser. Der österr. ad latus v. Hoffmann eilt nach Altona, um dem General Gablenz von dem Geschehenen Nachricht zu geben. Kirche und Ständesaal werden in Itzehoe von den Preußen militärisch besetzt. 20 Ständemitglieder protestiren gegen die Gewalt. Das Bureau der augustenburgischen „Itzehoer Nachrichten" wird geschlossen und das Haus von preußischem Militär besetzt. — Die Preußen räumen Rastatt und Mainz. — General v. d. Tann geht in besonderer Mission nach Wien ab.

11. Juni. General Gablenz erläßt in Altona eine Proklamation an die Einwohner des Herzogthums Holstein, in der er ihnen ankündigt, daß er der Gewalt weiche und mit seinen Truppen das Land räume. — Oesterreich klagt am Bunde gegen Preußen wegen gewaltthätiger Selbsthülfe in Holstein und trägt auf Mobilmachung der gesammten Bundesarmee, die preußischen Bundesarmeekorps allein ausgenommen, an. Preußen erklärt den Antrag für

bundeswidrig und protestirt gegen jede geschäftliche Behandlung desselben. Die Abstimmung wird trotzdem mit Mehrheit auf den 14. d. Mts. angesetzt. — Die Oesterreicher und Preußen räumen Frankfurt.

12\. Juni. Die österreichischen Truppen räumen Altona und treten über Hamburg ihren Rückmarsch durch Hannover und Kurhessen an. Abschiedsproklamation des Generals Gablenz. Auch Herzog Friedrich von Augustenburg verläßt Kiel und räumt das Land. Die Preußen ziehen noch an demselben Tage in Altona ein und übernimmt Hr. v. Scheel-Plessen in Kiel die Funktionen eines preußischen Oberpräsidenten. — Oesterreich ruft seinen Gesandten in Berlin ab und stellt dem preußischen Gesandten in Wien seine Pässe zu.

14\. Juni. Die Bundesversammlung erhebt den Antrag Oesterreichs vom 11. d. Mts., jedoch ohne dessen Motive und mit Ausnahme der Ziffer 4 desselben (Wahl eines Bundesfeldherrn), mit 9 gegen 6 Stimmen zum Beschluß. Der preußische Gesandte erklärt den Beschluß sofort für bundeswidrig, den Bund damit für gebrochen, legt den preußischen Bundesreformantrag auf den Tisch nieder und verläßt den Saal. — Bayern schließt mit Oesterreich in Olmütz eine besondere Militärkonvention ab, die jedoch erst am 30. Juni vom König ratifizirt wird. — In Hannover ergeht in Folge des Bundesbeschlusses vom heutigen Tage der Befehl, die ganze Armee mobil zu machen, deßgleichen in Kurhessen.

15\. Juni. Preußen konstatirt in einer Zirkulardepesche an seine Vertreter im Auslande übereinstimmend mit der Erklärung seines Gesandten am Bunde den nach seiner Ansicht durch den Beschluß vom 14. d. Mts. erfolgten Bruch des bisherigen Bundesvertrags und damit die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes. — Preußen richtet Sommationen an Sachsen, Hannover und Kurhessen, in denen es gleichlautend verlangt, daß „1) die k. sächsischen (hannoverschen, kurhessischen) Truppen sofort auf den Friedensstand vom 1. März c. zurückgeführt werden; 2) Sachsen (Hannover, Kurhessen) der Berufung des deutschen Parlaments zuzustimmen, sobald es von Preußen geschieht, wogegen 3) Preußen dem Könige (Kurfürsten) sein Gebiet und seine Souveränetätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge vom 14. d. Mts. Gewähr leistet. Eine Antwort auf die Sommation wird noch im Laufe desselben Tages erbeten, mit dem Beifügen, daß eine Verzögerung derselben über diesen Termin hinaus ebensowohl wie eine ausweichende Antwort als eine Ablehnung angesehen werden würde". Alle drei Staaten lehnen indessen die Sommation ab. — In Sachsen wird die gesammte Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverbindung auf Befehl der Regierung sistirt. Die Eisenbahnbrücke bei Riesa wird verbrannt, die Brücke bei Löbau zerstört. Die ganze sächsische Armee beginnt ihren Abmarsch an die böhmische Gränze. — Abreise des preußischen Gesandten am Kasseler Hof. Abmarsch der kurhessischen Truppen; alles Kriegsmaterial wird nach Süden geschafft.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „D. A. Z." schreibt: Als die Ausstellung herannahte, sandte Herr Wilhelmi in Rauenthal eine Kollektion seiner Weine („1859er Rauenthaler Berg, Auslese") nach Paris, wo diese unter die Artikel der 73. Klasse zählen. Dieser Collektion wurde nun kürzlich eine seltene Auszeichnung zu Theil. Nachdem die Jury in nicht ganz 8 Tagen mehr denn 5000 Sorten Weine durchprobirt hatte, beschloß sie, die Weine des Herrn Wilhelmi einer besondern, eingehenderen Prüfung zu unterwerfen. Zu dieser Weinprobe waren sämmtliche Mitglieder der acht Sektionen 73. Klasse geladen und erschienen und die Rauenthaler Kollektion des Herrn Wilhelmi wurde für die interessanteste, reichhaltigste und kostbarste erkannt, welche die Ausstellung aufzuweisen habe. Fürst Metternich hatte ebenfalls eine Kollektion, und zwar den bekannten „Johannesberger" eingesandt; man ließ nun die beiden Marken konkurriren; der erste Preis (die goldene Medaille) wurde Herrn Wilhelmi für die Rauenthaler Weine zuerkannt. In Folge der allgemeinen Auszeichnung, die dem Letzteren zu Theil wurde, sah sich Herr Verdier, der Besitzer der bekannten Maison dorée, veranlaßt, für die Würde der französischen Weine in die Schranke zu treten. Er gab der Kommission eine Probe von Château-Yquem (Jahrgang 47), von dem eine Flasche gewöhnlicher Größe in Herrn Verdier's Restaurant mit 60 Francs (16 Thaler!) berechnet wird. Man kostete hin, man kostete her, endlich gab die Jury das Urtheil, daß der Château-Yquem vom Jahre 1847 ungefähr den zweit- und drittbesten Sorten der Rauenthaler Weine die Waage halte, sich aber mit der prämiirten Sorte 1859er Rauenthaler Berg-Auslese nicht messen könne. Das war das Urtheil einer aus Kennern verschiedenster Nationalität zusammengesetzten Jury. Die deutsche Weinindustrie hat somit in den Wilhelmi'schen Erzeugnissen einen Thiumph gefeiert.

In der „Fr. Ztg." lesen wir von einem Reisenden, der am 15. und 16. Juni verschiedene Punkte des Schlachtfeldes von Königgrätz besucht hat, unter Anderem Folgendes: Die furchtbaren Batterieaufwürfe auf der Höhe von Chlum sind zum Theil noch so gut erhalten, als wären sie erst gestern errichtet worden, und man kann leicht die Zahl der dahin ge-

hörigen Geschütze, gewöhnlich acht, abzählen. Die meisten Batterien standen übrigens frei. Der Wald von Sadowa ist schrecklich verwüstet, fast jeder Baum hat seinen Granatschuß. Tornister, Lederreste aller Art, Feldkessel 2c. sind noch überall in Feldern und Wäldern zu sehen. Im Walde bei Maslowied, wo der linke Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Karl focht, liegen noch Massen von Hülsen abgeschossener Patronen und leere Patronenveloppen, Papier mit den Ueberschriften. Kreuze von Holz sieht man in allen Feldern; auch sind bereits größere schöne Monumente, meist von preußischer Seite, errichtet. Eine große steinerne Pyramide wird gegenwärtig auf der Höhe von Chlum aufgebaut, so wie ein großes, weithin sichbares Kreuz aus Gußeisen bereits dort aufgestellt ist. In Chlum selbst traf ich noch zum Theil die Schützengräben und die Spuren der Verhaue, womit das Dorf armirt war. Die Kirche ist furchtbar zerschossen; der Platz vor derselben ist der Begräbnißort für die Offiziere, von denen namentlich der Major v. Grüne, der neben Benedek fiel, ein prachtvolles Monument hat. Bei Chlum ist auch auf dem Felde ein größerer preußischer Begräbnißplatz, welcher mit Gränzsteinen eingefaßt ist. Hier steht auf einem einfachen Holzkreuz der Name des Erstürmers von Chlum: Hiller von Gertringen. Bei Cistowes sah ich einen preußischen Grabstein, dessen Inschrift anzeigt, daß hier von einem einzigen Regimente 10 Offiziere und 11 Unteroffiziere blieben. Gegend und Aussichtspunkt, namentlich auf das Riesengebirge, sind übrigens reizend schön.

Der Münzdirektor Herr Graham machte bei den Forschungen, die er über eine gewisse Klasse von Metallen, z. B. englisches Eisen, Platina und Gold, anstellte, die Beobachtung, daß man die Gase, welche dieselben ausströmen, als Beweis für ihren Ursprung annehmen könne. Das in einem Aërolithen eingeschlossene Gas würde sonach aus der Atmosphäre herrühren, die der Aërolith durchzog, als er sich zuletzt in einem Zustande der Verbrennung befand. Ein Probestück des wohlbekannten meteorischen Eisens von Lenarto gab, als man es gehörig erhitzte und durch einen Sprengel'schen Aspirator prüfte, dreimal sein Volumen Wasserstoffgas ab; das Schmiedeisen hingegen kann kaum mit mehr als der Hälfte seines Volumens des nämlichen Gases geschwängert sein. Hieraus folgt also, daß das meteorische Eisen aus einer sehr dichten Wasserstoffgasatmosphäre kam — einer Atmosphäre, welche wir, wie Herr Graham sagt, jenseits der leichten Kometen-Materie suchen müssen, die innerhalb der Gränzen des Sonnensystems schweb. Daß Wasserstoff ein Bestandtheil einer beträchtlichen Anzahl der Fixsterne ist, darüber hat man Gewißheit erhalten durch neuere Spektrum-Beobachtungen; wir können daher recht wohl annehmen, daß das Lenarto'sche Eisen uns den Wasserstoff der Sternenwelt gebracht hat.

Aus Hamburg wird folgendes originelles Geschichtchen gemeldet: Der Musikdirektor Sachse vom 1. Bataillon unseres Kontingents hat neulich einen Marsch komponirt, der sogleich bei allen Musikern lebhaften Beifall fand und noch findet. Als nun dieser Tage zum Exerziren ausmarschirt wurde, ließ er auf Wunsch seines Korps den gedachten Marsch anstimmen und sein Geist schwebte unter den munteren Klängen auf den Wellen der Zufriedenheit. Aber siehe da, es erschien das Schicksal „rauh und kalt" in Gestalt des Majors Petersen. „Was haben Sie da blasen lassen", fragte er. Dem Herrn Major zu Befehl, eine meiner Kompositionen", entgegnete Sachse, und harrte wahrscheinlich vergnüglich einer Anerkennung. Da jedoch wurde sein Gesicht so lang, wie dasjenige des Mohren Monostatos in der „Zauberflöte", als diesem die bekannten „77 Sohlenstreiche" zudiktirt werden. Major Petersen hub nämlich an: „Ich verbitte mir Ihre Kompositionen, gehen Sie auf 48 Stunden in Arrest." Das sind die Freuden eines Komponisten beim Militär im Allgemeinen und beim 1. Bataillon im Besonderen.

Anagramm.

1.

Der beste Kopf ist ohne Werth,
Bin ich nicht verbunden mit ihm; —
D'rum denket, daß ihr mich zerstört
Genießt ihr mit Ungestüm.

2.

Aus Eisen, Stahl und Holz gemacht,
Ward oft ich als brauchbar erkannt;
Doch hab' ich in des Todes Nacht
Auch Viele schon feindlich gesandt.

3.

Wen du mit meinem Wort benennst,
Ist werth dir für Herz und Sinn:
Sei alles Gute, was du kennst,
D'rum immer dir auch, was ich bin.

4.

Unscheinbar bin ich als Metall,
Und glänze wie And're nicht,
Doch kennt man mich wohl überall,
Wenn man vom Nützlichen spricht.

Ludwig Liber.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 158 Donnerstag, 4. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

„Gott ist mächtig," fuhr Edmund Dantès fort, von Reue ergriffen. „Ich habe gesündigt! Von dem Grund meiner Seele beklage ich die Irrthümer meines vergangenen Lebens! Ich war unerbittlich in meiner Rache, ich war grausam, unsinnig! — Ja, ich erkenne es, das Schwert Deiner göttlichen Gerechtigkeit hat in meiner Hand die Falschen getroffen!

„Ach! und doch — die klagenden Seufzer meines Vaters, der verhungerte — diese Seufzer tönten wie ein Echo in meine Ohren, und schienen die traurigen monotonen Klänge seines Todeskampfes zu verlängern.

„Ich hätte mich Deiner erinnern sollen, o Du gekreuzigter Jesus! Ich hätte in mein Gedächtniß die Worte des Friedens und der Barmherzigkeit zurückrufen sollen, welche Deinen Lippen mit Deinem letzten Seufzer entschlüpften, als Du an dem Kreuze starbst, und ich würde dann zu verzeihen gewußt haben! Ich hätte erkannt, daß mein armer Vater, den man Hungers sterben ließ, nicht sowohl wegen meiner langen Einkerkerung starb, als weil es seinem Stolze widerstrebte, ein Almosen aus der Hand unserer alten Freunde, der Morels, anzunehmen. Meine Rache hätte sich auf Villefort und Danglars beschränken sollen, und zwar auf eine solche Weise, daß ich dabei ihrer Familien schonte.

„Danglars und Villefort, das sind meine beiden Mörder, das sind zwei Namen, die ich selbst heute noch nicht aussprechen kann, ohne daß meine Zähne vor Wuth knirschen, daß meine Lippen vor Zorn schäumen. Ach, ich konnte sie nicht verwunden, ohne mich selbst zu verurtheilen! Ich habe nicht erkannt, wie meine Gerechtigkeit hätte sein sollen, obgleich ich seit so langen Jahren darauf sann! Verzeihung, o mein Gott, Verzeihung dem schwachen und büßenden Menschen!"

Edmund Dantès sank auf's Neue auf die Knie und blieb einige Zeit so liegen, als wäre er in ein Gebet versunken. Dann stand er auf, nahm unter den rechten Arm die Leiche Haydee's, faßte mit der linken die Fackel und begann schweigend einen der gewundenen Fußpfade zu erklettern, die zwischen den Felsen hinaufführten. Der Weg, den er verfolgte, war einer jener zahlreichen Pfade, die zu der berühmten Grotte führen konnten und die absichtlich in die Felsen gehauen zu sein schienen, um Die irre zu leiten, welche es in einer fernen Zeit vielleicht versuchten, den geheimen Ort zu entdecken, an welchem die Schätze des berühmten Kardinal Spada vergraben lagen.

Eine Viertelstunde darauf gelangte Edmund Dantès, der mit festem Schritt in der Richtung nach der Grotte vorwärts gegangen war, zu dem Portale, dessen geschwärzte Säulen die dunkelrothe und flackernde Flamme der Fackel zurückwarfen. Edmund trat in die Vorhalle, schritt die Marmortreppe hinab durch den ersten Saal, gelangte in den zweiten, richtete sich nach der Mauer zur linken Seite und legte hier die Leiche an den Boden.

„Hier ist es," murmelte er, indem er vor sich hinblickte. „Hier ist es, wo ich vor acht Jahren nach einer schweren Arbeit stehen blieb, um mit einem gierig funkelnden Blicke den Boden zu befragen, der mir in seinen Eingeweiden die Schätze des Abbé von Faria zeigte! — Armer Greis, alle Galle, welche die Bosheit der Menschen in Deinen Busen geträufelt hatte, besudelte auch den meinigen und vermehrte die, welche er schon barg.

„Was hätte ich damals Dem geantwortet, der mir in eben dem Augenblicke, wo die Erde sich öffnete, gesagt hätte, daß ich acht Jahre später hierher zurückkehren würde, ebenso arm, wie ich damals war, doch nicht, um wieder einen Schatz zu suchen, sondern um Alles, was mir von einem andern blieb in den Schooß eben dieser Erde zu versenken?

„Ich hätte ihm durch ein höhnisches Gelächter geantwortet, und das Echo desselben würde auf eine entsetzliche Weise von diesen Mauern wiederholt worden sein."

Bei diesen Worten zerschlug Edmund Dantès mit einer Eisenstange, die er aus dem Fußgestelle gezogen hatte, eine der Bildsäulen und machte neben derselben ein Grab.

„Ach!" seufzte er, indem er die Eisenstange von sich warf und mit den Händen über die Stirn fuhr, die in kaltem Schweiß gebadet war.

„Der Erde," sagte er in finsterem Tone, seien die traurigen Ueberreste eines Menschen anvertraut, und sie

möge sie für immer bewahren, so bald Alles für mich zu Ende ist! — Ja, ich erkenne Dich, Du Leiche, die Du ein Herz bargest, für welches das meinige der einzige Kompaß auf dieser Erde war. — Ja, das ist die Leiche meiner geliebten Haydee! — Sie ruhe hier für immer in diesem Grabe, das durch die Natur selbst gebildet und den Menschen unbekannt war."

Indem er diese Worte sprach, legte er die Leiche Haydee's in die Grube und begann dann sie mit Erde zu bedecken, die er mit den Händen zusammenraffte, bis die Höhlung gefüllt war. Darauf schleppte er mühsam einen gewaltigen Stein herbei, wälzte ihn auf die Erde und entfernte sich.

„Alles ist vorbei!" seufzte er. „Der Graf von Monte-Christo, der von den andern Menschen so sehr bewundert wurde, hat die letzte seiner Neigungen begraben; er dessen Glück in der Welt so sehr beneidet wurde, und das für ihn so bitter war. — Alles ist nur ein Traum gewesen, und an dem Ende des bewegten Traumes, den ich hatte, erkenne ich, daß Edmund Dantès für immer aufgehört hat, zu leben, so bald ein verhängnißvoller Schlag seine Jugend, sein Glück und den innigen Frieden seines unbekannten Lebens traf."

Als er die Grotte verließ, beleuchtete die Morgenröthe bereits mit einem glänzenden Scheine den ganzen östlichen Theil des mittelländischen Meeres.

Edmund Dantès schritt nach dem Gipfel des Felsens hinauf und betrachtete mit einer Art von Entzücken das prachtvolle Schauspiel, das sich zu seinen Füßen ausbreitete und dessen Ruhe auf eine eigenthümliche Weise gegen die schmerzhafte Aufregung seines Innern abstach.

Dann ging er zu der Bucht hinab und gab dem kleinen Boote, welches auf Befehl Benedetto's seiner harrte, ein Zeichen.

„Zu der Küste von Italien," sagte Edmund, indem er sich mit scheinbarer Ruhe in das Boot setzte, welches sogleich seinen Lauf begann.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf das Jahr 1866.

(Fortsetzung.)

16. Juni. Zirkulardepesche Bismarcks an die Vertreter Preußens im Ausland, worin gemeldet wird, daß die unvermutheten und nicht zu rechtfertigenden Rüstungen Oesterreichs die verhängnißvolle Krisis herbeigeführt hätten 2c. — Der österreichische Präsidialgesandte erklärt am Bundestage, daß die kaiserliche Regierung allen bundesgetreuen Regierungen ausdrücklich ihren Besitzstand garantire. Sachsen stellt den Antrag auf Bundeshülfe gegen die Vergewaltigung Preußens. Der Antrag wird mit 10 Stimmen — Oesterreich, Bayern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baden, Großherzogthum Hessen, Kurfürstenthum Hessen, Nassau und XVI. Kurie (Liechtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck) — zum Beschluß erhoben. Wie Oesterreich, erklärt auch Bayern sich bereit, die beschlossene Bundeshülfe zu leisten. Im Auftrag der Regierungen wiederholt schließlich die Bundesversammlung den am 14. d. Mts. bereits durch die Gesandten erhobenen Protest gegen den von Preußen erklärten Austritt aus dem Bunde und spricht ihren Entschluß aus, an dem Bunde als einem unauflöslichen Verein festhalten zu wollen. — Bayerische Truppen besetzen die preußische Telegraphenstation in Frankfurt. Der preußische Gesandte in München fordert und erhält darauf hin seine Pässe. — General v. d. Tann kehrt von seiner Mission nach Oesterreich zurück. — Proklamation des Königs an das sächsische Volk. Der König zieht mit der Armee ab, indem er eine aus den Ministern v. Friesen, v. Falkenstein, Schneider und dem General v. Engel bestehende Landeskommission zurückläßt. — Die preußische Elbarmee unter General Herwarth v. Bittenfeld rückt auf drei Punkten, über Strehla, Dahlen und Wurzen, in Sachsen ein. Gleichzeitig läßt Prinz Friedrich Karl seine Vorhut in die sächsische Lausitz einrücken und setzt sich über Bautzen mit der Elbarmee unter Herwarth in Verbindung. General Vogel v. Falkenstein rückt von Minden aus, General Manteuffel (am 18. Juni) von Holstein aus in Hannover ein. General v. Bayer rückt mit dem preußischen Observationskorps von Wetzlar in Kurhessen ein und über Gießen bis Marburg vor. — Preußen richtet identische Noten an die norddeutschen Staaten: Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar-Eisenach, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, Reuß ältere und Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg, um sie einzuladen, mit ihr ein Bündniß auf den Grundlagen einzugehen, welche mit einem baldigst zu berufenden Parlament zu vereinbaren sein würden, ferner ihre Truppen ungesäumt auf den Kriegsfuß zu setzen und Sr. Maj. dem König zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Rechte zur Verfügung zu halten, und drittens an der Einberufung des Parlaments theilzunehmen, sobald diese von Preußen erfolgt. Dagegen soll preußischerseits die Zusage ertheilt werden, daß, im Fall dieser Einladung entsprochen werde, den genannten Staaten die Unabhängigkeit und Integrität des Gebiets nach Maßgabe der Grundzüge zu einer neuen Bundesverfassung vom 10. Juni 1866 von Sr. Maj. dem Könige werde gewährleistet werden.

17. Juni. Kriegsmanifest des Kaisers von Oesterreich an seine Völker. — Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein richtet aus Liebenstein noch eine letzte Proklamation an seine Schleswig-Holsteiner. — Die ersten Württemberger rücken zum Schutz der Bundesversammlung in Frankfurt ein. — Fast die ganze hessische Armeedivision wird bei Frankfurt konzentrirt. — Die Preußen unter General Vogel v. Falkenstein rücken in die Stadt Hannover ein.

18. Juni. Kriegsmanifest des Königs von Preußen an sein Volk. — Die Preußen unter General Herwarth besetzen Dresden. — Stade ergibt sich durch Kapitulation den Truppen des Generals Manteuffel. Derselbe rückt über Lüneburg gegen Hannover vor, um sich mit General Vogel v. Falkenstein zu vereinigen. — Die Preußen unter General v. Bayer rücken in Kassel ein. General Bayer ist vom geheimen Rath Max Duncker und vom Landrath v. Diest aus Wetzlar begleitet. — Auch Hannover und Kurhessen verlangen Bundeshülfe gegen Preußen. Die Bundesversammlung beschließt, daß sie ihnen thunlichst gewährt werden solle und daß zu diesem Ende hin nicht bloß Oesterreich und Bayern, sondern alle in der Versammlung vertretenen Regierungen verpflichtet seien, dem gewaltthätigen Vorgehen Preußens entgegenzutreten. Der Beschluß wird mit 11 Stimmen gefaßt, indem auch die großherzoglichen und herzoglich sächsischen Häuser für denselben stimmen. — Der Prinz Alexander von Hessen übernimmt durch Tagesbefehl den Oberbefehl über das 8. Bundesarmeekorps.

(Fortsetzung folgt.)

Erzherzog Ferdinand Maximilian

wurde am 6. Juli 1832 in Wien geboren. Auf seine erste Erziehung nahm Graf Heinrich Bombelles den leitenden Einfluß. Wie der bereits im Jahre 1847 dahingeraffte Erzherzog Friedrich, so wurde er auch schon von Kindheit an für die Marine bestimmt. Nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung, während welcher sich eine große Vorliebe für Kunst und Wissenschaften in ihm entwickelte, unternahm er (1850) seine erste größere Reise nach Griechenland und Smyrna, welcher Reise in den darauffolgenden Jahren weitere Exkursionen nach Spanien, Portugal, Madeira, Tanger, Algier u. s. w. folgten. Im Jahre 1853 wurde der Erzherzog zum Korvetten-Kapitän, im Jahre 1854 zum Marine-Oberkommandanten ernannt. Als solcher machte er mit einer Eskadre von 17 Kriegsschiffen eine Fahrt nach Griechenland, Candia, Beyrut, dem Libanon, an die Küsten von Palästina und Aegypten. An den Küsten von Palästina verließ der Erzherzog die Eskadre und machte eine Pilgerfahrt zum heil. Grabe. Auch in Aegypten hielt er sich längere Zeit auf, und auf verschiedenen wissenschaftlichen Ausflügen in diesem Lande besuchte und bestieg er auch die Pyramiden. Nach Pola zurückgekehrt, bereiste er in den Jahren 1856—1857 einen großen Theil des Kontinents. Auf einer dieser Reisen begegnete er zum ersten Male seiner späteren Gemahlin, der Prinzessin Charlotte von Belgien, mit der er sich am 27. Juli 1857 in Brüssel vermählte, und in deren Gesellschaft er in den Jahren 1858 bis 1859 Sizilien, Südspanien, die atlantischen Inselgruppen, Madeira, Brasilien u. s. w. bereiste. Diese Reise beschrieb er in einem als Manuskript gedruckten, vier Bände starken Werke, welches den Titel „Reiseskizzen" trägt. Am Schlusse der Kaiserreise durch Lombardo-Venetien (1857) wurde der Erzherzog an die Spitze dieses Königreichs als General-Gouverneur gestellt. Er bekleidete diese Stelle bis zum Ausbruche des italienischen Krieges im Frühlinge 1859. Nach dem italienischen Feldzuge sollte er in Venedig als General-Gouverneur residiren. Er nahm jedoch dieses Staatsamt nicht an und beschränkte sich darauf, das Oberkommando der Marine zu behalten. Im Juni 1863 wurde plötzlich bekannt, daß die mexikanische Notabeln-Versammlung mit 214 gegen Eine Stimme den Beschluß gefaßt habe, dem Erzherzoge die Kaiserkrone von Mexiko anzubieten. Der Erzherzog gab in seinem Schlosse Miramare bei Triest der mexikanischen Kron-Deputation die Antwort, daß er bereit sei, das Kaiserthum in Mexiko wieder aufzurichten, sobald die mexikanische Nation mittelst allgemeiner Volkswahl ihn zum Kaiser wählen würde. Diesem Verlangen wurde auch nachgekommen, und nachdem Ferdinand Max sich im Jahre 1864 mit Kaiser Napoleon über die Annahme der mexikanischen Kaiserkrone verständigt und auf seine Erbrechte in Oesterreich Verzicht geleistet hatte, trat er am 10. April 1864 im Schlosse Miramare die verhängnißvolle Herrschaft an. Er landete am 29. Mai in Vera-Cruz, erließ eine Proklamation an die Mexikaner und hielt am 12. Juni 1864 seinen feierlichen Einzug in Mexiko. Drei Jahre und sieben Tage später hatte er das Schicksal Iturbide's erfahren, dessen Neffen er als Thronerben adoptirte. Mit ihm hat wahrscheinlich ein zweiter deutscher Prinz dasselbe schwarze Loos gezogen, nämlich: der Prinz Salm-Salm. Derselbe ist ein ehemaliger Lieutenant im 11. preußischen Husaren-Regiment, als welcher er 1848 den Feldzug in Schleswig-Holstein mitmachte und in kurze Gefangenschaft der Dänen gerieth. Später trat er in österreichische Dienste, verließ aber auch diese wieder, und kam 1862 nach Amerika. Er wurde als Oberst mit dem Titel eines Brigadegenerals aus dem Dienst der Vereinigten Staaten entlassen und ging dann nach Mexiko zu Maximilian.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Es gelang den Unternehmern, die journalistische Thätigkeit nicht ohne ermunternden Beifall des In- und Auslandes belohnt zu sehen, und zur Ehre der bayerischen Presse in so ferne beigetragen zu haben, als dieselbe sie nicht zu dem Zwecke gebrauchten oder mißbrauchten, um bloß wohlgefälligen Weihrauch zu streuen.

Das in Bayern gegebene Beispiel von einer besseren Pflege der Presse war auch im Auslande nicht ohne Wirkung, und hat ohne Zweifel zur Erhöhung der politischen Achtung unseres Vaterlandes mehr beigetragen, als manche frühere unberufene Lobredner.

In der That gehört es auch zu den unbestrittenen politischen Glaubenssätzen, daß Oppositionsblätter, deren allgemeine Aufgabe die freie und unabhängige Besprechung und Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten ist, schon durch das Lebensprinzip eines auf Repräsentation und Oeffentlichkeit beruhenden Staatsverbandes bedingt werden.

Selbst in Staaten, wo das öffentliche Leben durch eine lange Reihe von Jahren und Erfahrungen erstarkt ist, dienen die Oppositionsblätter als Gegengift gegen Erschlaffung und gegen die Auswüchse der willkürlichen Verwaltung und einer sich eindrängenden Unkunde. Allein desto erheblichere Dienste haben dieselben Blätter da zu leisten, wo das Staatsgrundgesetz sich noch in seinem ersten jugendlichen Alter befindet, wo es mit allen folgerechten Entwicklungen noch keineswegs ins volle Leben getreten ist; wo es auf die sorgsame Pflege seines Wachsthumes und Gedeihens noch so wesentlich ankommt.

In einem Staate, wie der unsrige, wo die repräsentative Theilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten sich nur in bestimmten Perioden kundgibt, thut es vor Allem Noth, daß in der Zwischenzeit die Presse als Organ der öffentlichen Meinung wache, daß sie die mannigfachen Aufgaben der Gesetzgebung und Verwaltung erörtere, die gefühlten Bedürfnisse veroffenbare, und namentlich aber auch jede Entfernung von der Bahn der Verfassung und der Gesetze von Seite der mit Vollziehung beauftragten Beamten laut bezeichne. Nicht minder sind Blätter der bezeichneten Art bestimmt, eine moralische Kontrole den periodischen parlamentarischen Versammlungen gegenüber auszuüben, damit diese nicht in bloß politische, übrigens kostbare Schauspiele ausarten.

Dann bedarf es keines Beweises, daß eine fruchtbare Theilnahme an konstitutionellen Instituten, wie der Landtag, der Landrath, die Gemeindeverwaltung, nicht nur gewisse moralische Eigenschaften jener Personen, welche dazu berufen werden, sondern auch eine wissenschaftlich oder wenigstens gründlich erworbene allgemeine oder Detailkenntniß des Landes, der einzelnen Kreise und Orte, so wie eine genau gewonnene Wissenschaft von dem Geiste der vorhandenen Gesetze; von ihrer Vollziehung und ihrem Einfluß auf das gemeine Wohl, voraussetzt. Solche Kenntnisse können aber unmöglich erst in dem Augenblicke, wo es darauf ankommt, davon einen heilsamen Gebrauch zu machen, erworben werden, sondern sie müssen vorzüglich durch fortwährende öffentliche Besprechungen und Erörterungen in das geistige Eigenthum allmählig übergehen; auch kann man geradezu behaupten, daß die Ungewohnheit, über öffentliche Angelegenheiten vielseitig nachzudenken, der Mangel der Gelegenheit, sie mittelst der Presse nach allen Seiten hin verhandeln zu sehen, überhaupt die mangelhafte Vorbereitung zur parlamentarischen Thätigkeit uns vorher nicht gestattete, mancherlei erwünschte Früchte einer repräsentativen Regierungsform einzuernten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Armatur-Fabrikanten Werndl und Holub zu Steyr in Oberösterreich haben nun gleichfalls ein Hinterladungsgewehr erfunden; dasselbe hat einen cylindrischen Verschluß, welcher sich um eine mit dem Laufe parallel laufende Achse dreht und auf seiner Querscheitefläche mit einer schiefen Ebene versehen ist. Dieses System kann noch auf verschiedene andere Weise bei Gewehren, Karabinern, Pistolen ꝛc. angewendet werden, ohne seine Natur zu verändern. Diese Schußwaffe setzt den Gebrauch von Patronen mit Metallhülsen voraus, kann aber auch auf andere Patronen eingerichtet werden, deren Umhüllung Festigkeit genug bietet, um den nach rückwärts ausströmenden Gasen genug Widerstand zu leisten.

Charade.

Der Eins, der meine Uhr mir Zwei,
Beging damit das Ganze,
Und hat verdient, wer es auch sei,
Daß man ihn d'rob kuranze.
Eins ist ein Mensch, und Zwei Metall,
Das Ganze ist ein Strafrechtsfall.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 153:
Dorf — Torf.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 159 | Freitag, 5. Juli | 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

LVI.

Die Rückkehr zu dem Grabe.

Nachdem Benedetto den Sohn des Edmund Dantès der christlichen Barmherzigkeit Valentinen's übergeben hatte, blieb ihm nichts mehr zu thun, als nach Frankreich zurückzukehren, um daselbst neben der Leiche seines Vaters die Hand wieder niederzulegen, welche er ein und ein halbes Jahr zuvor von dem Körper getrennt hatte, getrieben durch den tollen Einfall eines grausamen Entschlusses.

Nachdem er seine Sendung erfüllt hatte, fühlte er, daß etwas Furchtbares nicht zögern würde, ihn zu ereilen. Er wußte sich indeß keine Rechenschaft von dem eigenthümlichen Gefühle zu geben, das ihn zu bedrücken anfing. Für den Augenblick schrack er jedoch nicht vor dem gefaßten Entschlusse zurück, nach Frankreich zu gehen, weil die Hand des Herrn von Villefort nicht auf der Erde verloren gehen durfte.

Benedetto verließ Rom und kehrte nach Paris zurück, wo er sich von Peppino trennte, der, wie er sagte, einen Handel mit alten Kleidern anfangen wollte; denn das war der einzige Handel, für welchen er einige Neigung empfand.

Der Sohn Villefort's durchschritt ruhig die Stadt und trat bei einem Notar ein, dessen Wohnung er noch von früherer Zeit her kannte. Das strenge Gesicht Benedetto's, seine Ruhe und z verständliche Weise zu sprechen, flößte dem Manne, den er aufgesucht hatte, Anfangs eine tiefe Sympathie ein.

Eine halbe Stunde darauf war der Notar von dem in Kenntniß gesetzt, was von seinem Amte verlangt wurde. Benedetto ließ eine Schenkungsakte von beinahe zwölf Millionen Francs zu Gunsten Valentinens Morel aufsetzen, welche in der Nähe Roms wohnte, unter der Bedingung, die Revenüen dieses Kapitals zu der Errichtung verschiedener Asyle für die Kindheit und das unglückliche Alter zu verwenden, sowohl in Italien, wie in Frankreich. Diese Schenkung sollte ihr durch den erwähnten Notar im Namen einer geheimen Wohlthätigkeitsgesellschaft übergeben werden, als deren Bevollmächtigten Benedetto sich ausgab.

Ein anderes Kapital von sechs Millionen Francs sollte auf demselben Wege zur Verfügung des Herrn Albert Mondego, wohnhaft in Marseille, gestellt werden, im Namen eines ehemaligen Schuldners seines verstorbenen Vaters, des Grafen von Morcerf, welcher diese Schuld bezahlte, über welche kein gerichtliches Dokument bestand.

Als diese Dispositionen in Gegenwart mehrerer Zeugen getroffen waren, verließ Benedetto den Notar und ging nach einem Wirthshause, wo er bis zum Anbruche der Dunkelheit blieb.

Es war acht Uhr Abends, als er ausging, gehüllt in den schwarzen Mantel, dessen er sich gewöhnlich bediente, um sich zu verkleiden.

So ging er nach dem Kirchhof des Père Lachaise, an dessen Thor er pochte.

„Wer da?" fragte eine Stimme, welche Benedetto wieder zu erkennen schien.

„Ein Freund," entgegnete er ruhig.

„Ein Freund zu dieser Stunde an dem Thore eines Kirchhofs? Hm!" sagte der Hüter, indem er seinen mit einer Laterne versehenen Arm zu dem Fenster seiner Wachhütte hinausstreckte.

„Willst Du etwa, daß ich Dein Feind sein soll?" fragte Benedetto mit derselben Ruhe.

„Es kümmert mich wenig, ob Du ein Freund, oder ein Feind bist. Bist Du ein Freund, so sage ich Dir, daß ich an die Freunde zu dieser Stunde nicht glaube. Bist Du ein Feind, so fürchte ich Dich nicht. Dieses Thor ist fest verschlossen, die Mauern sind hoch, und überdieß besitze ich hier zwei ausgezeichnete doppelläufige Gewehre, die im Falle der Noth vier Kugeln schicken."

„Gut! Aber wenn ich Euch nun beweise, daß ich weder Euer Freund noch Euer Feind bin!"

„Wie versteht Ihr das?"

„Zum Beispiel diese wohlgefüllte Börse!"

„Oho," rief der Hüter, als er das Geld neben der Thür seines Postens klingen hörte, das nenne ich sprechen. Nun, was verlangt Ihr denn? Man sollte meinen, Ihr wolltet nach Eurer Wohnung zurückkehren."

„So öffnet diese Thür."

Es enstand ein Augenblick des Schweigens.

„Sagen Sie mir doch, mein Herr, wären Sie etwa ein gewisser Lord — ein Lord —“

„Wilmore,“ sagte Benedetto, scheinbar gleichgültig.

„O, das ist sehr gut! In diesem Falle eile ich Ihnen zu dienen, mein Herr. Ich habe Sie an Ihrer originellen Art erkannt, an die Thür eines Kirchhofs zu klopfen, wenn alle Welt sich davon entfernt. — So, so, Sie können eintreten.“

Die Thür öffnete sich und Benedetto ging hinein.

„Welchem der Gräber bestimmen Sie Ihren Besuch?“

„Der Gruft, welche den Familien St. Méran und Villefort gehört.“

„Ei,“ brummte der Hüter vor sich hin, „sollte er etwa zufällig kommen, um den Skeletten ihre Schmuckgegenstände zurückzubringen? — Nein, dieser Schuike ist zu verschlagen — er kommt gewiß mit einer neuen Absicht; aber er kann überzeugt sein, daß er sich in den Rachen des Wolfes stürzt!“

(Fortsetzung folgt.)

Die 1. Kompagnie des 6. bayerischen Infanterie-Regiments im Gefecht zu Zella am 4. Juli 1866.

„Auf fremder ferner Aue,
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter Vergeßner,
Wie brav er gekämpft auch hat.“

Zella, im Eisenacher Oberlande, eine Viertelstunde vom linken Fulda-Ufer und ungefähr 10 Minuten von der sich in geringer Entfernung von der Fulda hinziehenden Dermbach-Kaltennordheimer Straße gelegen, ist so recht dazu geschaffen, hartnäckig vertheidigt zu werden. Rings in einer Entfernung von 15—20 Minuten von hohen Bergen umgeben, liegt es auf einer bedeutenden Anhöhe, deren nördliche Hälfte nach Ost, Nord und West theils durch die Mauer des Forst- und ganz besonders die des Schloßgartens und durch das massive Schloßgebäude selbst gut haltbar ist. Die Westseite ist aber ganz besonders dadurch geschützt, daß da die Anhöhe 50—60 Fuß tief steil abfällt, und da, wo sie weniger steil ist und der Fahrweg nach Brunnhartshausen führt, der ummauerte Kirchhof sich ausbreitet, von dem aus man die Kugeln nach Nord, West und Süd senden und die Wegnahme des genannten Weges und damit das Eindringen nach Zella nachdrücklich verhindern kann — natürlich bei genügender Besatzung.

Diesem Orte nahte sich am 3. Juli, von Kaltennordheim her, die 3. Division des bayerischen Heeres und besetzte ihn mit dem 2. Bataillon des 14. Regiments. Die 1. Kompagnie desselben Regiments wurde gegen 12 Uhr nach Dermbach zum Rekognosziren entsendet und ihr folgte noch in einiger Entfernung die 1. Kompagnie des 6. Regiments. Zur selben Zeit nahten sich aber auch die Preußen von Lengsfeld aus Dermbach. Eine Abtheilung Chevauxlegers, welche den genannten Kompagnien vorausritt, gewahrte von Dermbach eine preußische Husaren-Patrouille, welche sich beim Anblicke der Chevauxlegers zurückzog, letztere sprengten ebenfalls zurück und benachrichtigten die genannten Kompagnien von dem Herannahen der Preußen. Vorsichtig näherte sich die 1. Kompagnie des 14. Regiments immer mehr dem Orte Dermbach, aber die nahenden Preußen, ein Bataillon des 53. Regiments, machten Laufschritt, um Dermbach vor der Ankunft der Bayern zu erreichen, was ihnen auch gelang. In die hohe Saat sich verbergend, ließen sie die Bayern immer näher herankommen. Diese, die hier und da preußische Helmspitzen blinken und Husaren hin und her sprengen sahen, gaben endlich, nicht ahnend, daß sie fast ganz von einem feindlichen Bataillon umzingelt seien, aufs Kniee geworfen, in geschlossenem Gliede, weil sie sich nicht klar waren, ob sie es hauptsächlich mit Infanterie oder Kavallerie zu thun hätten, Feuer, wurden aber alsbald von einem dichten Kugelregen überschüttet und mußten sich rasch zurückziehen mit Hinterlassung von 5 Todten, 8 Schwerverwundeten und 23 Gefangenen. Das rasche Eingreifen der 1. Kompagnie des 6. Regiments schützte genannte Kompagnie des 14. Regiments vor noch größeren Verlusten. Nur eine kurze Strecke von den Preußen verfolgt, erreichten beide Kompagnien ihre Division ohne weitere Verluste und die 1. Kompagnie des 6. Regiments wurde noch der Besatzung in Zella beigegeben. Neidhartshausen, eine Viertelstunde weit von Zella und in der Richtung nach Dermbach an der Straße gelegen, wurde vom 1. bayerischen Jägerbataillon und der 2. Kompagnie des 6. Regiments besetzt. Diedorf, deßgleichen eine Viertelstunde von Zella, aber in der Richtung nach Kaltennordheim, wo sich der Stab einquartirte, ebenfalls an der Straße, erhielt auch eine Besatzung. Zella war der äußerste Stützpunkt des linken bayerischen Flügels. Südlich von Kaltennordheim stand die 1. und 2., zwei Stunden nördlich bei Roßdorf, Helmers u. s. w. die 4. Division. Die Entfernung zwischen Zella und Kaltennordheim (Hauptquartier) beträgt ein und eine halbe Stunde. Bei Dermbach und in dessen Umgegend sammelten sich noch am selben Tage (3. Juli) die Brigaden Kummer und Wrangel und rückten am anderen Morgen (4. Juli) Früh 5 Uhr westlich zu Dermbach hinaus, den Feind in bewaldeten Bergen — ob scheinbar oder ernstlich — suchend. Ohne ihn zu finden, kehrten sie wieder zurück nach Dermbach. Die Brigade Wrangel zog in östlicher Richtung nach Wiesenthal und Roßdorf, die Brigade Kummer aber südlich nach Neidhartshausen und Zella, drei Bataillone des 53. Regiments über die waldigen Berge sendend, um letzteren Ort von der Westseite anzugreifen. Das Bataillon des 14. Regiments zu Zella

besetzte die Forst- und Schloßgebäude und die dazu gehörigen Gärten, die Kompagnie des 6. Regiments aber die steilen Abhänge der Westseite, die nach Zella führende Straße und den Kirchhof, überhaupt die ganze Westseite. Am östlichen Abhange der Zellaer Anhöhe fuhr eine Batterie auf und eine Abtheilung Reiterei nahm ebenfalls da Stellung.

Um 9 Uhr erschienen die genannten preußischen Bataillone auf den Höhen von Föhlritz. Die 1. Kompagnie des 6. Regiments rückte ihnen theilweise entgegen und eröffnete ein wohlgezieltes Feuer, was die Preußen sofort erwiderten. Die ausgeschwärmten Mannschaften der Besatzung zogen sich zurück, suchten sich Deckung und immer heißer entbrannte der Kampf. Die Batterie begrüßte die Niedersteigenden mit Kartätschen und aus den Schloßfenstern und über die Gartenmauer unterhielt das 2. Bataillon des 14. Regiments ein wirksames Feuer. Verschiedene Stürme wurden unternommen, aber keiner gelang. Der preußische Major Gontard erhielt bei einem solchen einen Schuß in den Leib, an dem er alsbald verschied. Einem anderen Major wurde ein Arm derart getroffen, daß er amputirt werden mußte. Die kleine Besatzung hatte einen schweren Kampf zu bestehen, besonders die im Freien stehende 1. Kompagnie des 6. Regiments, aber von ihr ging fast kein Schuß fehl, und dadurch allein vermochte sie sich so lange zu halten.

Nun aber nahte das Gros der preußischen Brigade. Die Besatzung in Neidhartshausen mußte demselben nach kurzem Widerstande weichen, deßgleichen die am östlichen Abhange der Zellaer Anhöhe stehende Batterie und Reiterei. Noch heißer wurde der Kampf. Die kleine Besatzung in Zella benutzte ihre vortheilhaften Positionen gut und behauptete sie noch, als der Kampf bereits eine Stunde getobt hatte. Den Preußen auf der Westseite Zellas blieb es jedoch nicht verborgen, daß die Südseite dieses Ortes leichter nehmbar sei. Sie bedrohten sie unbelästigt nun ernstlich. Der wackeren Besatzung konnte nichts anders übrig bleiben, als an den Rückzug zu denken, wenn sie nicht von allen Seiten umringt und von ihrer Division abgeschnitten sein wollte, da ihr zudem das Gros der preußischen Brigade nahe genug war; eine Verstärkung aber, so weit das Auge reichte, nicht wahrnehmbar wurde. Das Bataillon verließ daher seine unerstürmten Positionen und der 1. Kompagnie des 6. Regiments wurde die so schwierige als ehrenvolle Aufgabe, ihm den Rückzug zu decken. Sie vollzog sie mit der größten Bravour, aber um ihren Rückzug war es eine heikle Sache. Er wurde nicht eher eingeleitet, bis das Bataillon seinen Rückzug bewerkstelligt hatte.

(Schluß folgt)

Rückblick auf das Jahr 1866.

(Fortsetzung.)

19. Juni. Einzug der Preußen unter General Bayer in Kassel. Der Kurfürst wird auf Schloß Wilhelmshöhe als preußischer Staatsgefangener behandelt. — Die Preußen besetzen Leipzig. — Die ganze sächsische Armee ist über Bodenbach auf österreichisches Gebiet übergetreten. Benedek begrüßt sie durch einen Armeebefehl aus dem Hauptquartier Olmütz.

20. Juni. General Vogel v. Falkenstein übernimmt durch Proklamation die Verwaltung des Königreichs Hannover. — Der König von Hannover hat sich mit seiner Armee nach Göttingen zurückgezogen. Graf Platen erläßt von dort aus eine Zirkulardepesche und Protest an die Repräsentanten Hannovers bei den verschiedenen Höfen. — König Georg beschließt in Göttingen, mit seiner Armee den Weg über Langensalza nach Gotha einzuschlagen, und sendet seine Vorhut nach Heiligenstadt.

21. Juni. Der König von Hannover bricht mit seiner Armee von Göttingen auf, um über Langensalza den Weg nach Gotha einzuschlagen und sich wo möglich mit den Bayern zu vereinigen. Proklamation des Königs an das hannover'sche Volk. — Oldenburg und Lippe-Detmold erklären ihren Austritt aus dem Bunde. — Hauptquartier der bayerischen Armee in Bamberg. Prinz Karl wendet seine Truppen in der Richtung nach Fulda, um dort dem rechten Flügel des 8. Bundesarmeekorps und den von Norden her erwarteten Hannoveranern die Hand zu reichen.

22. Juni. Graf Bismarck erklärt in einer Zirkulardepesche an die Vertreter Preußens im Ausland das Resultat der Abstimmung der Bundesversammlung vom 14. d. Mts. geradezu für gefälscht, was bekanntlich erlogen war. — Die Preußen unter General Vogel v. Falckenstein rücken in Göttingen ein und den Hannoveranern nach. Die Hannoveraner sind über Mühlhausen bis Groß-Geitern vorgerückt. Unterhandlungen mit Preußen: Abschluß eines Waffenstillstandes bis zum 25. Juni Morgens. — Die beiden preußischen Armeen unter dem Prinzen Friedrich Karl und unter dem Kronprinzen beginnen ihren Marsch gegen Oesterreich und überschreiten die böhmische Gränze. — Der Bundestag beschließt, die kurhessischen Truppen dem Oberbefehlshaber des 8. Bundesarmeekorps zu unterstellen, „um im Verein mit diesem zur Befreiung ihres Kriegsherrn und Landes mitzuwirken." — Die Württemberger rücken in Gießen ein.

23. Juni. Der Kurfürst wird von den Preußen nach Stettin abgeführt. Proklamation desselben an sein

getreues Volk. — Der Herzog von Sachsen Altenburg rechtfertigt durch eine Proklamation seinen Beitritt zu den preußischen Bundesvorschlägen.

24. Juni. Schlacht von Custozza. Sieg der Oesterreicher unter dem Erzherzog Albrecht über die Italiener. — Die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl besetzen Reichenberg ohne Widerstand. — Hauptquartier der bayerischen Armee in Bamberg: Auf die Nachricht, daß die Hannoveraner nicht gegen Fulda, sondern gegen Langensalza zu marschiren, wird der Marsch der bayerischen Truppen gegen Fulda zu wieder eingestellt.

24./25. Juni. Die hannover'sche Armee versucht umsonst die Linie zwischen Eisenach und Gotha zu durchbrechen. Resultatlose Sendung des Archivraths Onno Klopp in's bayerische Hauptquartier.

25. Juni. Anhalt, Schwarzburg-Sondershausen und Waldeck erklären ihren Austritt aus dem Bunde. — Prinz Karl von Bayern verlegt sein Hauptquartier nach Schweinfurt und stellt seine Truppen bis zum 28. Juni am obern Lauf der fränkischen Saale auf.

26. Juni. Die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl rücken bis Libenau vor. Artilleriekampf. Die Oesterreicher unter Clam-Gallas gehen theils auf auf Turnau, theils über Podol auf Münchengrätz zurück. Die Preußen besetzen auch Turnau und nach einigem Widerstand auch Podol mit der Eisenbahnbrücke über die Iser (Linie von Turnau nach Prag). Die Oesterreicher nehmen Stellung zwischen Münchengrätz und Oberbautzen. — Die Preußen von der Armee des Kronprinzen besetzen unter dem General v. Steinmetz Nachod nach kurzem Gefechte. Das Gardekorps rückt über Braunau in Böhmen ein. — Der koburg-gothaische Landtag genehmigt das Bündniß mit Preußen mit allen gegen 1 Stimme. — In Bayern wird die Aushebung von 30,000 Reservepflichtigen zur Formation von Reserveabtheilungen angeordnet. — Die badischen Truppen langen endlich in Darmstadt an. — Die Hohenzollern'schen Fürstenthümer werden von Bundestruppen (Württembergern) besetzt. Proklamation des Bundeskommissärs. — Prinz Alexander von Hessen verlegt sein Hauptquartier nach Friedberg (Eisenbahnlinie Frankfurt-Gießen).

27. Juni. Die Preußen unter General Herwarth von Bittenfeld dringen bis zur Iser vor, gehen oberhalb Münchengrätz über diesen Fluß und vereinigen sich mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl. — General Steinmetz zieht sein Armeekorps nach blutigem Kampfe gegen die Oesterreicher unter Ramming glücklich aus dem Defilé zwischen Nachod und Skalitz heraus. — General Bonin besetzt Trautenau gegen Gablenz, kann es aber nicht halten und räumt es wieder. — Fast die gesammte europäische Presse wird durch die österreichischen Telegramme über die ersten Ereignisse auf dem böhmischen Kriegstheater getäuscht. So bringt die gesammte Presse Süd- und Westdeutschlands ein Telegramm von diesem Tage aus Prag Abends 9 Uhr, also lautend: „Sieg der Bundes-Sache durch Oesterreichs und Sachsens Waffen auf der ganzen Linie. Die Hauptentscheidung erfolgte bei Nachod. Einem um 4 Uhr erschienenen preußischen Parlamentär wurde der nachgesuchte Waffenstillstand abgeschlagen u. s. w." Erst mehrere Tage später, fast plötzlich ergibt sich die Thatsache, daß die Oesterreicher in Böhmen seit dem 26. Juni fortwährend und auf der ganzen Linie geschlagen und zurückgeworfen worden. — Der preußische General Flies greift die Nachhut des hannover'schen Heeres bei Langensalza an, wird aber mit empfindlichen Verluste zurückgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Was der Schwarzwald schon längst nicht mehr ist, daß ist noch der „Böhmerwald, nämlich ein — Urwald." In ihn drang die Kultur jedenfalls noch spärlich ein. Dort gibt es, was allerdings auch im Schwarzwald noch vorkommt, Weißtannen, die bei einem Durchmesser von 4 bis 5 Fuß, 120 bis 150 Fuß hoch sind. Bei einem Durchmesser von 6 bis 8 Fuß finden sich solche von 200 Fuß Höhe. Fichten erreichen in Tausenden von Stämmen eine solche Mächtigkeit, wie sie in allen Wäldern Deutschlands selten angetroffen werden. Buchen haben in einzelnen Exemplaren einen Umfang von 14 Fuß, eine Höhe von 100 bis 130 Fuß. Die Kronbelaubung beginnt mit 80 bis 90 Fuß. Diese Riesen gewinnen durch die an Zweigen herabhängenden, ellenlangen, zottigen, graugrünlichen Bartflecken an Ehrwürdigkeit.

Räthsel.

Kennt ihr den Wald, er trägt kein Laub,
Sein Brausen macht die Ohren taub,
Und hundert Stimmen schallen d'rein,
Jedoch von keinen Vögelein;
Nie bleibt er an demselben Ort,
Mit Sturmeseile fliegt er fort.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 160 Samstag, 6. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Einige Augenblicke darauf ging der Hüter, versehen mit einer Hacke und einer Laterne, vor Benedetto her, der auf das bezeichnete Gewölbe zuschritt.

Benedetto blieb in einer gewissen Entfernung stehen, während Jener die Erde wegschaufelte, um die Thür zu öffnen, eine Arbeit, die nicht lange währte. Der Hüter öffnete die Thür dieses Asyls der Todten, stellte seine Laterne daneben und entfernte sich, indem er Benedetto ein Zeichen gab, welches dieser sogleich verstand.

Als Benedetto die Schritte des Hüters nicht mehr hörte, hob er die Laterne auf und ging langsam die Marmorstufen hinab, die in die Mitte der Leichen seiner Familie führten.

Alles war noch ganz so, wie Benedetto es verlassen hatte, als er einige Zeit zuvor von hier fortging.

Er öffnete ohne Schwierigkeit den Sarg seines Vaters, dessen Skelett noch mit den Resten des Leichentuchs umhüllt war, dem letzten Gewande des ehemaligen Prokurators von Paris, nach seinem Wunsche ähnlich der Kleidung, welche mehrere der durch ihn Verurtheilten in ihrer letzten Stunde trugen.

Der rechte Arm des Skeletts ruhte auf der Brust, der andere war längs der Seite ausgestreckt.

Nachdem Benedetto längere Zeit das Skelett betrachtet hatte, in welchem der Tod sich in seinem ganzen Entsetzen zeigte, nahm er aus seiner Tasche ein Kästchen von schwarzem Holz, zog daraus die verdorrte Hand, die er bei sich bewahrte, hervor und legte sie auf die Brust des Leichnams.

„Die Schuld ist getilgt, mein Vater, und Deine Hand, die so lange gegen den Lebenden erhoben war, kann jetzt auf der Brust ruhen, deren Herz in dieser irdischen Welt so viel litt! Empfange in diesem Kusse den letzten Beweis der tiefen Ehrfurcht, welche Deine entsetzlichen Leiden mir eingeflößt haben! — Und nun scheide ich für immer!"

Indem Benedetto diese Worte sprach, drückte er einen Kuß auf die Todtenhand, schloß dann den Sarg, nahm die Laterne, stieg die Treppe hinauf, und da er die Thür geschlossen fand, versuchte er sie mit der linken Hand zu öffnen. Sie widerstand. Er setzte darauf seine Laterne weg und gebrauchte die rechte Hand und dann das Gewicht seines ganzen Körpers, allein die von außen geschlossene Thür wich den Anstrengungen Benedetto's nicht!"

Einige Augenblicke war er wie vernichtet, ohne alle Gedanken, und ohne zu fassen, was vorgefallen war; aber nach einer halben Stunde erwachte er aus diesem Zustande der Betäubung, in welchen ihn die Ueberraschung gestürzt hatte, und er konnte sich mit aller möglichen Geistesklarheit den Grund erklären, weßhalb die Thür geschlossen war.

Es genügte ihm dazu, sich der ersten Nacht zu erinnern, wo er hier eingedrungen war.

„Ich bin der Entweihung des Grabes angeklagt und der Hüter hat mich der Justiz überliefert!

„Vor einem und einem halben Jahre wurde dieses Grab profanirt und bestohlen; ich entfloh, ohne die Habgier des Hüters zu befriedigen, und jetzt rächt er sich!"

Benedetto, welcher daran gewöhnt war, gegen die Gefahr zu kämpfen, dachte nicht daran, die Unmöglichkeit zu besiegen. Er setzte sich daher auf die Stufen der Treppe, stützte den Kopf in die Hände und erwartete den Tag. — Die Nacht schien ihm ewig zu währen.

In der That hörte er am nächsten Morgen die Schritte mehrerer Personen sich dem Grabgewölbe nähern. Die Thür öffnete sich und Benedetto erblickte vor sich die finstern Gesichter von sechs Polizeisoldaten, welche den gezogenen Säbel in der Faust hielten.

„Der Wille Gottes geschehe bis zum Ende!" murmelte er, indem er sich in die Mitte der Soldaten stellte.

Der Hüter folgte ihnen bis zu dem Thore des Gottesackers, und als die Patrouille hinaus war, schloß er hinter ihr das Gitter, indem er mit spöttischer Stimme sagte:

„Auf Wiedersehen, Herr Wilmore, Contrebande-Lord!"

LVII.

Die Geduld des Lammes Gottes sei mit Dir!

Der Graf von Monte-Christo befand sich jetzt in Rom, und ohne Zweifel würde kein Mensch ihn wiedererkennen, wenn er einen Mann sähe, dessen Gesicht

niedergeschlagen war und der das demüthige Gewand eines Büßenden trug, welcher barfuß und mit gesenktem Haupte nach dem wohlbekannten Gasthofe des Maestro Pastrini schritt.

Er erreichte denselben in dem Augenblick, in welchem vor der Thür des Gebäudes ein Wagen hielt, aus dem zwei junge Damen stiegen, von denen die eine, noch jünger, als ihre Gefährtin, Trauerkleider trug und den Kopf gegen den Boden gesenkt hatte, wie die Linie, die der Sturm knickte, ihren hohen Stiel beugt.

Als Edmund Dantès sie sah, verbarg er das Gesicht in die Hand, als wollte er nicht erkannt werden. Die ältere der beiden Damen aber, welche die demüthige Gestalt unter der Thür des Gasthofes stehen sah, zog aus einer seidenen Börse ein kleines Silberstück und streckte ihre feine, mit einem weißen Glacéhandschuh bekleidete Hand aus, um das Geld in die Hand des falschen Bettlers zu drücken; dann folgte sie ihrer Freundin, die bereits einige Stufen erstiegen hatte.

Edmund Dantès schien entzückt zu sein, indem er das Almosen betrachtete, das man ihm gegeben hatte; dann schüttelte er traurig den Kopf, küßte das Silberstück, und Thränen rannen über sein bleiches Gesicht.

„Ha," murmelte er in sich hinein, „dieß sei meine erste Handlung christlicher Demuth. Ich küsse dieses Almosen, welches ohne Stolz, ohne Anmaßung, gegeben wurde und selbst ohne daß ich darum gebeten hatte. O möchtest Du dort oben im Himmel eine besondere Gnade von Gott empfangen, zum Lohn für das wahre Mitleid, welches das ergebungsvolle Gesicht eines armen Sünders in Dir erweckte."

Kaum beendigte er diese Worte, als die geringschätzende und barsche Stimme Pastrini's ihn aus seinen Gedanken erweckte."

„Holla, Bruder Bettler, die Geduld des Lammes Gottes sei mit Dir; geben kann ich Dir nichts."

Edmund Dantès erhob die Augen und sah auf der obersten Stufe der Treppe den wohlbekannten Gastwirth stehen, dessen Gesicht jenen gebieterischen und zugleich freundlichen Ausdruck hatte, mit welchem er die Bettler, die sich auf der Treppe aufhalten zu wollen schienen, fortzuschicken pflegte.

Ich wiederhole: Gott sei mit Dir; geben kann ich Dir nichts."

„Habe ich schon etwas von Ihnen verlangt?" fragte Edmund Dantès, indem er ihn fest ansah, dann aber voll Widerwillen die Augen abwendete.

„Ich kann Dir nichts geben, als die Ueberbleibsel von der table d'hôte; aber dazu ist es noch zu früh, und außerdem übe ich meine Wohlthaten schon an einer ziemlich großen Menge von Menschen!"

„Ich habe Sie noch nicht darum gebeten!"

„Ei, per Baccho! Das gebe ich wohl zu, aber dann belästige meine Gäste nicht; Deine Gegenwart ist Ihnen im Wege; überdieß ist mein Haus eines der ersten in Rom, und die Fremden kehren gewöhnlich hier ein, angezogen durch den europäischen Ruf, den ich mir erworben habe. Deßhalb ist es nicht passend, daß die Herren sogleich das Elend erblicken, wenn sie hinaufgehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die 1. Kompagnie des 6. bayerischen Infanterie-Regiments im Gefecht zu Zella am 4. Juli 1866.

(Schluß.)

Da erst ließ der tapfere von seiner Kompagnie hochgeachtete Hauptmann König den Rückzug signalisiren, aber selbst leiten konnte er ihn nicht; denn eine Kugel, ihm durch den Kopf dringend, ließ ihn den Heldentod sterben. Auch der Signalist fiel in diesem kritischen Moment, so wie noch mancher dieser braven Kämpfer, denn sie waren bereits umzingelt. Nun dem wackeren Lieutenant Herrmann gelang es, sich mit 19 Mann durchzuschlagen.

Eine andere Abtheilung dieser Kompagnie aber, welche die Abhänge hinter der Kirche und Schule vertheidigte, behauptete ihre Stellung noch immer, mußte sich aber ebenfalls zurückziehen, als sie sah, daß die Brunnhartshäuser Straße völlig in den Händen der Preußen war, und diese nun nichts mehr abhielt, in Zella einzudringen. Von 5 Kugeln durchbohrt, sank auf diesem Rückzug ihr Führer, der tapfere Lieutenant Brunner, todt dahin. Die Mannschaft war ohne jeglichen Offizier; doch das schien ihren Heldenmuth noch mehr zu entflammen. In der Hauptstraße von Zella angelangt, sahen sie dieselbe schon bereits in der Gewalt der Preußen. Sofort gaben sie Feuer, und hingerissen von hoher Begeisterung für die heilige Sache ihres Vaterlandes und die Ehre ihrer Waffen und unbekannt mit dem eigentlichen Stande des ganzen Kampfes, faßten sie schnell Position im Gehöfte des Zellaer Gasthauses, im festen Glauben, sich so lange halten zu können, bis Verstärkung anlange; doch es sollte anders kommen. Keine bayerische Hülfe nahte, sondern die Preußen. „Nehmt Pardon!" riefen ihnen dieselben zu. „Kein Pardon!" lautete die lakonische Antwort des bayerischen Soldaten Simon Kinzel aus Lengenau, indem er sich vorstürzte und zugleich einen Preußen niederstach. Damit war das Signal zu einem Kampfe gegeben, der an gegenseitiger Erbitterung nicht leicht seines Gleichen finden dürfte. Die Bayern, meist auf Kolben und Bajonnet angewiesen, wehrten sich mit einem Löwenmuth, aber immer weniger wurden ihrer. Die sich immer mehr vermehrenden Preußen suchten jeden Tropfen ihres hier fließenden Blutes zu rächen. Sie konnten nicht alle an die todesmuthigen Söhne des Bayernlandes herankommen, darum feuerten sie hin, wo sich irgend nur ein Bayer hätte finden können.

In den Wänden einer einzigen Stube des Gasthofes stacken allein 20 Kugeln, obwohl gar kein Bayer in dieselbe gekommen war, da sie sich im Hofe und in den am östlichen Eingange Zellas angränzenden Nebengebäuden zur Wehr setzten. So tobte dieser ungleiche Kampf fort, bis 10 Bayern ihre Heldenseelen ausgehaucht und die übrigen, meist schwerverwundet, dahin gesunken waren. Nur sehr wenige geriethen unverwundet in Gefangenschaft. Simon Kinzel erhielt einen Schuß in den Unterleib und starb nach 4 Wochen im Lazareth zu Dermbach; der von ihm niedergestochene Preuße verschied noch selbigen Tages.

Die Preußen behaupteten Zella und Neidharthausen den Tag über, zogen aber gegen Abend wieder zurück in ihre alten Quartiere, nachdem sie die Bayern im Ganzen eine gute Viertelstunde weit zurückgedrängt hatten. Bei Wiesenthal und Roßdorf tobte ebenfalls, gleichzeitig mit dem Gefechte zu und bei Zella, der Kampf. Er blieb da, wie bei Zella unentschieden.

Freitag den 6. Juli war die Beerdigung der zu Zella gefallenen Krieger. Hauptmann König, Lieutenant Brunner, 21 Mann der bayerischen und 4 Mann der preußischen Armee wurden durch den Ortspfarrer feierlich einem gemeinschaftlichem Grabe am Kirchhofe übergeben und ihnen durch ein Wohlthäter ein Kreuz gesetzt.

So ruhen denn nun bereits ein Jahr diese begeisterten Streiter im Schooße der Erde, heiß beweint von ihren Familienangehörigen, hochgeachtet und bewundert von den ihnen im Kampfe gegenübergestandenen Preußen: aber leider — wie es scheint — vergessen von ihrem Vaterlande, für das sie ihr Herzblut verspritzten. Denn allenthalben erheben sich bereits auf den Gräbern der vorjährigen Krieger Monumente, oder es ist doch die Errichtung solcher eingeleitet; an die in Zella ruhenden Streiter hat aber noch Niemand gedacht, für ihr Grab ist von Bayern aus noch nichts geschehen. Ein höherer Offizier aus Würzburg, welcher im Januar dieses Jahres in Dermbach, Wiesenthal und Roßdorf erschien, um die Errichtung von Monumenten für die die in diesen Orten beerdigten Bayern einzuleiten, hatte „keinen Auftrag,“ in Zella, wo mehr bayerische Soldaten liegen als in Dermbach und Wiesenthal, ein Gleiches zu thun. Haben freilich auch die dort Ruhenden sich das schönste Denkmal durch einen so seltenen Heldenmuth selbst gesetzt, so ist doch darum die Ehrenschuld, die das Vaterland ihnen abzutragen hat, nur um so größer.

Möge ihnen ein ehrendes Denkmal nicht länger vorenthalten bleiben!

Rückblick auf das Jahr 1866.

(Fortsetzung.)

27. Juni. Die Bundesversammlung beschließt, die Verwaltung Kurhessens Namens des Kurfürsten durch einen Bundeskommissär führen zu lassen und ferner, den Oberbefehl über sämmtliche zum 7. bis 10. Bundesarmeekorps gehörige Truppen, mit Ausnahme der k. sächsischen, dem Prinzen Karl von Bayern in der Weise zu übertragen, daß die oberste Leitung der Operationen der vereinigten Armeen Oesterreichs und des deutschen Bundes auf Grund des zwischen dem kaiserlichen Oberbefehlshaber und dem Feldmarschall Prinzen Karl zu verabredenden gemeinschaftlichen Plans von dem k. k. österreichischen Oberkommandanten Feldzeugmeister v. Benedek auszugehen habe. Prinz Karl von Bayern übernimmt durch Armeebefehl das Oberkommando auch über das 8. Bundesarmeekorps.

28. Juni. Die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl besetzen unter heftigen, aber vereinzelten Kämpfen Münchengrätz. Die Oesterreicher unter Clam Gallas gehen nach Gitschin zurück. — Die preußischen Garden nehmen Trautenau und Burgersdorf gegen Gablenz. — Steinmetz nimmt Skalitz gegen den Erzherzog Leopold, der das erschöpfte Korps Rammings ersetzt hat. — Der König von Hannover kapitulirt mit seiner von allen Seiten durch überlegene preußische Streitkräfte eingeschlossenen Armee. — General v. Werder wird vom König von Preußen zum Militärgouverneur von Kurhessen, der Regierungspräsident von Möller zu seinem Zivilkommissär ernannt. — Die Bundesversammlung beschließt, nun doch wieder nicht bloß Kurhessen, sondern auch Oesterreicher als Besatzung nach Mainz zu legen. Noch am gleichen Tage rücken denn auch zwei Bataillone Oesterreicher in Mainz ein. — Auf die Nachricht von dem siegreichen Treffen der Hannoveraner bei Langensalza läßt Prinz Karl seine Truppen nach Norden vorgehen.

29. Juni. Die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl rücken gegen Gitschin vor, um über dieses auf Arnau der Armee des Kronprinzen die Hand zu reichen. Heftige Gefechte gegen Clam Gallas. Gitschin wird von den Preußen erstürmt. Die Oesterreicher sind auf der ganzen Linie im vollen Rückzug gegen Königgrätz. — Die preußischen Garden nehmen Königinhof. Alle drei Armeen der Preußen haben ihre Vereinigung bewerkstelligt. — Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Militärgouverneur der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen, erläßt von Düsseldorf aus die bekannte Proklamation an die Nassauer. — Schwarzburg-Rudolstadt und Schaumburg-Lippe erklären ihren Austritt aus dem

Bunde, die freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, daß sie bis auf Weiteres sich nicht an der Thätigkeit der Bundesversammlung betheiligen würden.

30. Juni. Ankunft des Königs Wilhelm von Preußen auf dem Kriegsschauplatze. — Benedek telegraphirt aus Dubenec Abends 6 Uhr: „Das Zurückdrängen des ersten (Clam Gallas) und des sächsischen Armeekorps nöthigt mich, den Rückzug in der Richtung von Königgrätz anzutreten." Die Depesche, die mit den bisherigen Siegesnachrichten in grellem Widerspruche steht, erregt in Wien große Konsternation. — Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin weicht der Pression des preußischen Gesandten, Grafen Finck v. Finckenstein, und eines eigenhändigen Schreibens des Königs von Preußen, unterzeichnet den Bündnißvertrag mit Preußen und stellt demselben sein Kontingent zur Verfügung. — Prinz Karl von Bayern verlegt sein Hauptquartier nach Meiningen. Nachricht von der Kapitulation der Hannoveraner bei Langensalza. Die Bayern konzentriren sich gegen Kaltennordheim zu; die Kavalleriedivision wird gegen Fulda zu dirigirt. — Der König von Bayern ratifizirt die schon am 14. d. Mts. mit Oesterreich in Olmütz abgeschlossene Militärkonvention.

1. Juli. Die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl dringen bis Horzitz vor.

2. Juli. König Wilhelm von Preußen verlegt sein Hauptquartier nach Gitschin. Nachts: König Wilhelm ertheilt den Befehl zur entscheidenden Schlacht und verlegt sein Hauptquartier nach Horzitz. — Der preußische Gouverneur in Sachsen befiehlt die Ablieferung aller im Besitze von Privatpersonen befindlichen Waffen. Um die Befestigung Dresdens zu beschleunigen, werden 800 Arbeiter von Berlin beigezogen. — Beginn der Armirung der auf dem rechten Donauufer bei Floridsdorf zum Schutze Wiens aufgeworfenen Schanzen. — Koburg-Gotha, Reuß j. L. erklären ihren Austritt aus dem Bunde. — Proklamation des Königs von Bayern an sein Volk. — Der Herzog von Nassau erläßt eine landesherrliche Bestimmung für den Fall einer feindlichen Okkupation.

3. Juli. Schlacht von Königgrätz. Niederlage der Oesterreicher. Der anfängliche Rückzug derselben artet in eine förmliche Flucht gegen und über die Elbe aus. — Benedek sucht durch Gablenz einen Waffenstillstand nach, der von Preußen nicht zugestanden wird. Graf Mensdorff, der österreichische Minister des Auswärtigen, eilt selbst in's Hauptquartier Benedeks, um sich vom Zustande der Armee zu unterrichten. Das Gros des Ueberrestes der Nordarmee zieht sich gegen Olmütz zurück. — Treffen zwischen Preußen und Bayern bei Dermbach (Avantgarde der Division Zoller). Die Bayern gehen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Julisonne.

Du Julisonne heiß und schwül,
Wir grüßen dich mit Schmerzen!
Weckst ja der Trauer Vollgefühl
Im treuen, deutschen Herzen!
Denn unter deinen Gluthen sank,
Was frisch im Lande blühte,
Und was zuvor schon matt und krank,
Dein Strahl zu Asche glühte!

O Trauertag, o Thränenzeit,
Wo unter ehrnen Streichen
Die Freiheit ward dem Tod geweiht
Auf tausend Bruderleichen!
Wo Trotz zerbrach das eine Band,
Das alle noch umwunden,
Wo Groll zerriß das deutsche Land
Zum Rumpf voll blut'ger Wunden!

Du Julisonne heiß und schwül,
O trock'ne uns die Thränen!
Brenn' aus den Zorn, der schon zu viel
Gewühlt in Mark und Sehnen,
Daß wir nicht weinen knabenhaft,
In dumpfem Groll nicht brüten;
Nein, aus dem Jammer aufgerafft,
Den Arm zu Thaten bieten!

Das braucht die Zeit, das fordert sie,
Daß Jeder schaff' das Seine.
Am Abend spät, am Morgen früh
Den Worten Thaten eine.
Ein krankes Kind braucht zarte Hand
Und treue Mutterpflege:
Doch das zerriss'ne Vaterland
Will Männer allerwege!

Du Julisonne heiß und schwül,
Schmilz uns des Zwanges Fesseln,
Wie einst von Simson's Händen fiel
Das Band der dürren Nesseln!
Schmilz Glied an Glied, das kecke Hand
Gewagt vom Rumpf zu reißen:
Dann wird das ein'ge deutsche Land
Nicht ewig Sage heißen!

y.

Auflösung des Anagramms in Nr. 157:
Leib, Beil, lieb, Blei.
Richtig gelöst von F. A. S—n.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 161 | Montag, 8. Juli | 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Ohne zu antworten, stieg Edmund Dantès trotz der Widersprüche Pastrini's langsam die Treppe hinauf.

„Bruder, ich wiederhole die Versicherung, daß ich nicht das geringste Almosen geben kann. Geh', geh', und Gott sei mit Dir!"

„Das Almosen, welches ich von Ihnen erbitte, besteht weder in etwas zu essen noch in Geld; sondern ganz einfach darin, mit Ihnen zu sprechen, Maestro Pastrini."

„Ei, bei dem Blute Christi! Das kommt mir sehr sonderbar vor. Ich begreife wohl, daß ein Hungriger etwas zu essen verlangt, und daß ein Mensch mich um Geld bittet, um sich kleiden zu können; aber was ich nicht begreifen kann, ist, daß es einem Bettler, der sich beständig in einem dieser Fälle befindet, einfallen kann, mich um ein Gespräch zu bitten. Nun, laß hören, was verlangst Du?"

Indem der gewissenhafte Maestro Pastrini dieß sagte, betrachtete er mit der ganzen Verschlagenheit eines Italieners seines Standes, zugleich aber auch mit Theilnahme, das demüthige und ernste Gesicht des Bettlers. Da dieser aber das Gesicht unter den Falten seiner Kapuze verborgen hatte, war es nicht möglich, die Züge desselben zu erkennen.

„Sprechen, Bruder Bettler, fuhr Pastrini fort, „also sprechen willst Du mit mir? Nun, was willst Du denn, daß ich Dir sagen soll? Bist Du etwa ein unbescheidener Neugieriger, der von mir Nachrichten über meine Gäste verlangt, mit der verborgenen Absicht, dann einige Almosen von ihnen zu erbitten? So muß es wohl sein."

„Ich will Sie ganz einfach um Nachrichten von einigen Ihrer früheren Gäste ersuchen."

„Frühere! In diesem Falle — ja — ich verstehe Dich, Du willst sagen —"

„Was wollen Sie sagen, daß ich sagen will?"

Bei dieser Frage, die Edmund Dantès an ihn richtete, erkannte Maestro Pastrini, der zurückgehalten hatte, um von seinem Unbekannten einige bestimmtere Nachrichten über seine Absicht herauszulocken, mit einfältigem Staunen, daß hinter dem demüthigen, aber dennoch imposanten Wesen des Bettlers irgend eine große Wahrheit verborgen sein mußte. Da aber Maestro Pastrini, wie wir bereits erwähnten, auf der obersten Stufe der Treppe stand, hatte er zu seiner Linken die Thür des kleinen Kabinets, welches ihm zum Bureau diente, und wo er, wie wir im Laufe dieser Geschichte sahen, Peppino und Vampa zu empfangen pflegte. Er schloß die Thür auf, öffnete sie und gab dem Bettler ein geheimnißvolles Zeichen, daß er herauf kommen sollte.

Edmund Dantès zögerte nicht und trat hinter Maestro Pastrini in das Kabinet ein.

„Setze Dich, Bruder Bettler," sagte der Italiener mit einem gewissen Anklang des Hohns, der Edmund Dantès nicht entging; „setze Dich und sprich."

Edmund blieb dem Maestro Pastrini gegenüber stehen, und dieser fuhr fort, ihn mit forschendem Blicke zu betrachten.

„Maestro," sagte er endlich, „ich habe dem letzten Augenblicke eines mächtigen Menschen beigewohnt, und nachdem ich seine aufrichtige Beichte empfing, leistete ich ihm zur Ruhe seiner Seele ein feierliches Versprechen. Zu gleicher Zeit durch ihn mit der Belohnung einiger Personen beauftragt, die ihm während seiner glänzenden Laufbahn uneigennützig und eifrig Dienste leisteten, habe ich seit jenem Augenblicke rastlos mich bemüht, zu entdecken, wer diese Personen sind, um mein Versprechen erfüllen zu können."

„Gut," sagte Pastrini; „aber wer ist denn dieser Mensch?"

„Sagen Sie mir zuerst, wer es ist, dem Sie gute und gewissenhafte Dienste geleistet haben, und auf diese Weise werden wir zu demselben Resultate gelangen."

„Das ist richtig, obgleich ich so vielen Menschen Dienste leistete," fügte der verschlagene Italiener mit dem Wesen der Gleichgültigkeit hinzu, „Fürsten, Marquis, Grafen, einfachen Privatleuten, reichen Menschen und Menschen von mittelmäßigem Vermögen, und sogar Armen."

Edmund Dantès schwieg einen Augenblick und sagte dann:

„Er gehört keiner von allen diesen Klassen an."

„Das ist abgeschmackt, Bruder Bettler! Dann war es Niemand!"

„Es war Jemand."

„So nenne ihn!"

„Das sagt mir nicht zu."

„Ei, aber per Baccho! machen wir ein Ende! — Ich verstehe Dich nicht, und wenn Deine Rede darauf hinausläuft, ein Almosen von mir zu erbitten, so kann ich es Dir nicht geben, Gott sei mit Dir!"

„Ich meine Luigi Vampa!" sagte Edmund Dantès.

„Vampa!" murmelte Pastrini; ach ja, das ist wahr! Morgen ist der Tag seiner Hinrichtung; es ist der Vorabend des Karnevals. Man hat mir gesagt, es sei auf dem Platze del Popolo kein einziges Fenster mehr zu vermiethen."

„Sie haben Luigi Vampa nicht gekannt und ihm keine Dienste geleistet, Maestro Pastrini?" fragte Edmund Dantès mit ernstem Tone.

„Per la Madonna!" stammelte Pastrini.

„Antworten Sie!"

„Du sagtest mir aber, Bruder, daß Du den letzten Augenblicken eines Menschen beigewohnt hättest, und Vampa lebt noch."

„Ich sprach die Wahrheit — ich bezog mich auf seine letzten weltlichen Augenblicke: ich habe die Weihe noch nicht empfangen."

„Aber Du hoffst sie zu erhalten? Du beginnst mit einer sehr demüthigen Stellung!"

„So muß man den Anfang damit machen, den Weg zu dem Himmel zu erklimmen!"

„Dann also," fuhr Pastrini fort, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte, „gab Vampa Dir den Auftrag zur Belohnung — ich meine zu einem Geschenke —"

„An einen Menschen, der ihm treu und uneigennützig Dienste geleistet hat."

„Ha, gewiß," dachte Maestro Pastrini bei sich, „hat er sich der Warnung erinnert, die ich ihm an eben diesem Orte von dem Hause Thomson und French zukommen ließ. Es ist offenbar keine Gefahr dabei, mich zu erklären."

„Sind Sie dieser Mensch, Maestro Pastrini?" fragte Edmund Dantès.

„Ich weiß es nicht."

„Wie so das?"

„Ich will damit sagen, daß ich ihm wohl gedient haben könnte, und dennoch nicht wüßte, es gethan zu haben, das heißt, daß ich voll Theilnahme einem Menschen den Dienst leistete, ohne zu wissen, daß dieser Mensch Luigi Vampa war; denn der arme Teufel verkleidete sich oft auf eine solche Weise, daß er in den Theatern, in den Hotels und auf den öffentlichen Plätzen sich zeigte, ohne von irgend Jemand erkannt zu werden. Er war gerade so wie ein gewisser Graf von Monte-Christo, ein verschlagener Schelm, ein verfluchter Zauberer, der durch eine gewisse Todtenhand Alles war, was er sein wollte, ausgenommen ein guter Christ, ungeachtet seines pomphaften Titels."

(Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf das Jahr 1866.

(Fortsetzung.)

4. Juli. Treffen zwischen den Preußen und den Bayern bei Diedorf (Division Zoller) und bei Zella (Division Hartmann). Prinz Karl befiehlt den Rückzug. Ein Kürassierregiment (von der Kavalleriedivision des Fürsten von Thurn und Taxis) stäubt bei Gersfeld im Fuldathal in panischem Schrecken auseinander. Die Bayern nehmen neuerdings Stellung an der fränkischen Saale. — Markgraf Wilhelm, der Befehlshaber der badischen Truppen, befolgt den Befehl zum Anschluß an die bayerische Armee nicht und tritt vielmehr den Rückmarsch nach Frankfurt an. — Die Bundesversammlung beschließt die Befestigung der Stadt Frankfurt.

5. Juli. Der französische „Moniteur" verkündet: „Nach Wahrung der Ehre seiner Waffen in Italien hat der Kaiser von Oesterreich, eingehend auf den Gedanken, welchen der Kaiser Napoleon in seinem Schreiben vom 11. d. M. an Hrn. Drouyn ausgedrückt, Venetien an den Kaiser der Franzosen abgetreten, und dessen Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten zur Herbeiführung des Friedens angenommen." Die gesammte Pariser Presse feiert diese Moniteurnote als einen großen Sieg Frankreichs und sieht in dem Kaiser den anerkannten Schiedsrichter Europas. Am 5. Abends wird dafür in Paris geflaggt, am 6. illuminirt. Der französische Vermittlungsvorschlag wird von Preußen sowohl als von Italien nur bedingungsweise angenommen, d. h. von beiden eventuell abgelehnt. Preußen präzisirt in einer Depesche des Grafen Bismarck an den preußischen Gesandten in Paris, Grafen Golz, die Bedingungen, unter denen es allein auf einen Waffenstillstand mit Oesterreich eingehen könnte. Italien beruft sich auf seinen Allianzvertrag mit Preußen, nach welchem es keinen einseitigen Waffenstillstand ohne Preußen einzugehen befugt sei. — Sachsen-Weimar erklärt seinen Austritt aus dem Bunde. — Die Bundesversammlung beschließt, den Bundesregierungen auf das Eindringlichste zu empfehlen, durch Organisation von Milizen, Landwehren und selbst auch Freikorps alle Wehrkräfte der in ihrer Selbstständigkeit bedrohten deutschen Bundesstaaten in Fluß zu bringen und durch Anwendung aller zu Gebote stehenden Mittel, Nachschaffung von Waffen und Kriegsbedürfnissen aller Art, durch Auftreibung von Geld die Sicherung eines ehrenvollen Ausganges zu fördern. — Die in Mainz liegenden Weimarischen und Anhaltschen Truppen werden aus Mißtrauen nach Rastatt und Ulm verlegt.

6. Juli. Der König von Preußen verlegt sein Hauptquartier nach Pardubitz. — Der Herzog von Braun-

schweig weicht der wiederholten Sommation des preußischen Gesandten bezüglich der Frage des Bündnisses mit Preußen, unter Vorbehalt der Zustimmung des Landtags.

7. Juli. Der Kaiser von Oesterreich richtet ein Manifest an die Ungarn, in welchem ausgesprochen wird, daß die kampflustigen Söhne Ungarns, vom Gefühle angestammter Treue geleitet, freiwillig unter die Fahnen eilen werden zu Hülfe ihrer Angehörigen und zum Schutze des durch die Kriegsereignisse auch unmittelbar bedrohten Vaterlandes. — Die gesetzgebende Versammlung zu Frankfurt lehnt die von der Bundesversammlung beschlossene Befestigung der Stadt aus Staatsmitteln ab. Die Arbeiten werden nunmehr aus Bundesmitteln fortgesetzt.

8. Juli. Die Preußen besetzen Prag.

9. Juli. Benedek langt mit seinem Hauptquartier in Olmütz an. — 3000 Teichgräber werden in Preßburg geholt, um an den Verschanzungen auf dem Marchfeld zum Schutze Wiens zu arbeiten.

10. Juli. Prinz Reuß langt mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs von Preußen in Paris an. Der König hält darin alle Bedingungen aufrecht, die Bismarck in seiner Weisung an Graf Goltz als die preußischen Grundlagen für einen Waffenstillstand nebst Friedenspräliminarien mit Oesterreich festgestellt hatte. Die bereits fixirte Abreise des Prinzen Napoleon nach Italien wird in Folge davon verschoben. — Hauptquartier des Königs von Preußen in Hohenmauth. — Manifest des Kaisers von Oesterreich an seine Völker, in welchem es heißt: „Ich bin zum Frieden unter ehrenvollen Bedingungen bereit, um dem Blutvergießen und den Verheerungen des Krieges ein Ziel zu setzen. Allein nie werde Ich in den Abschluß eines Friedens willigen, durch welchen die Grundbedingungen der Machtstellung des Reiches erschüttert würden. In diesem Fall bin ich zum Kampfe auf's Aeußerste entschlossen und hierin der Zustimmung meiner Völker gewiß." — Erzherzog Albrecht wird zum Kommandanten, General v. John zum Chef des Generalstabs der gesammten operirenden Armeen Oesterreichs ernannt.— Die Oesterreicher beginnen Venetien außer dem Festungsviereck zu räumen. Die Festungswerke von Rovigo werden von ihnen in die Luft gesprengt.— Die Bundeskasse wird aus Frankfurt fortgebracht, Rothschild hat die Depositen herausgegeben. Die Schanzarbeiten in und um Frankfurt werden von kurhessischen Pionieren fortgesetzt und dafür 200,000 Gulden angewiesen. — Die bayerische Armee besteht Gefechte bei Kissingen und Hammelburg. Tod des Generals Zoller. Die Bayern gehen hinter den Main zurück und stellen sich nach dem Wortlaut der offiziellen Telegramme bei Schweinfurt in Schlachtordnung auf. — Durch allerhöchste Verordnung wird die gesammte Landwehr in Bayern aufgerufen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Ein Oppositionsblatt hat noch die besondere Aufgabe, das Auge auf alle Zweige des öffentlichen Lebens zu richten, konstitutionelle Widersprüche und Verkehrtheiten in dem gebührenden Lichte darzustellen, die Werke der Einseitigkeit, der Beschränktheit, des Egoismus und der Willkür zu beleuchten. Irrig ist, in einer solchen Opposition einen beständigen Gegensatz gegen die Regierungs- und Verwaltungs-Maximen und Handlungen erblicken zu wollen. So lange die Regierungsorgane sich innerhalb der Schranken des Gesetzes und der Verfassung bewegen, so lange sie nach großartigen Ansichten im Sinne des allgemeinen Interesse handeln und wirken, so lange sie ernstlich dahin streben, konstitutionelle Grundsätze immer mehr ins Leben einzuführen, wird es Pflicht der Opposition, zur Verständigung der Widersacher möglichst beizutragen, oder nöthigen Falls die Gegner gemeinnütziger und großartiger Absichten mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen zu bekämpfen, und ihren moralischen Einfluß in der Meinung des Publikums zu entkräften.

Oppositionsblätter gehören übrigens nothwendig zum Eigenthum wahrhaft konstitutioneller Staaten, und obgleich zunächst bestimmt, die öffentliche Meinung oder die Ansicht des wohlwollenden und gebildeten Theils des Publikums, die vox populi auszudrücken, so verirren sie sich doch wieder von ihrem gesteckten Ziele, wenn sie sich einseitig, oder im Gefühle von Leidenschaften aussprechen, wenn sie bloße Sachen der Partheien verfechten. Auch stehen sie besonders wieder unter der Kontrole des Gerichtshofes des Publikums, und ohnehin ist es Sache des Letzteren, den weisen Spruch der Bibel in Anwendung zu bringen: Prüfet Alles, und das Gute behaltet.

Eine Staatsverwaltung, deren Seele die Oeffentlichkeit ist, rechnet es zu ihren ersten Vorzügen, gleichsam das öffentliche Gewissen für sich zu gewinnen, oder dieses selbst als Schiedsrichter ihrer auf Beglückung berechneten Handlungen anzuerkennen, und so nicht bloß über die Materie oder die Körper, sondern über die Geister zu herrschen. In wie ferne dieses einer Regierung gelungen ist, vermag sie indessen nicht immer auf dem gewöhnlichen Amtswege zu erkennen; die Oppositionsblätter sind es aber, welche zur Erreichung jenes schönen Ziels die wesentlichsten Dienste leisten können; denn sind diese gut verfaßt, bewegen sie sich frei und unab-

hängig, so geben sie der Regierung solche Erfahrungen und Thatsachen an die Hand, welche sie auf manchen andern Wegen keineswegs mit gleicher Sicherheit und Reinheit sich verschaffen kann, sie sind mit einem Worte die Barometer der öffentlichen Meinung. — Schon der Begriff von Opposition bringt es mit sich, daß eine Art von geistigem Wettkampf stattfinden soll; auch sie muß daher zur Vermeidung von möglichen Einseitigkeiten und der Ungleichheit ihren Gegensatz finden. Da indessen die Opposition vorzugsweise ihr Augenmerk auf die Regierungshandlungen richtet, so sollte es keine Regierung versäumen, vermittelst eines gut eingerichteten Organs zur öffentlichen Verständigung und zur Gewinnung der öffentlichen Meinung auch das Ihrige im Gegensatze von der Opposition gründlich beizutragen. Bei der großen Masse der einer Regierung zu Gebote stehenden Hilfsmittel jeder Art hat sie sich einer, den Oppositionsblättern nicht vergönnten, vortheilhaften Lage zu erfreuen.

Eine Staatsbehörde kann, wenn auch nicht absichtlich, doch der That nach mit Unrecht getadelt worden seyn, sie steht in Gefahr, etwas von ihrer moralischen Achtung zu verlieren, wenn es ihr nicht gestattet ist, öffentlich die Zweck- und Pflichtmäßigkeit ihrer Handlungsweise zu vertheidigen, und den etwa obwaltenden Irrthum zu berichtigen.

Man hat hier und da die Benennung „Bayerisches Volksblatt“ unpassend finden wollen, und dabei die weitere Bezeichnung: „eine konstitutionelle Wochenschrift“, übersehen. Man wünschte eine demnächst der Belehrung der größeren Menge gewidmete Zeitschrift. Die Redaktion fand sich nicht veranlaßt, deßhalb eine Aenderung ihres Planes eintreten zu lassen. Sie gestand dabei gerne, daß es ihr Vorhaben nicht sei, an die größere, zur Würdigung der öffentlichen Angelegenheiten noch nicht vorgebildete Menge zu sprechen, oder die aura popularis für sich zu erhalten. Ihr Wort richtete sich an den freilich minder zahlreichen, aber höher gebildeten mündlichen Theil der Nation, der durch seine Stellung im öffentlichen Dienst, oder in Folge unserer Institutionen berufen ist, an den öffentlichen Angelegenheiten Antheil zu nehmen. Politische Bildung und Verständigung von Oben ist vor Allem Bedürfniß, ist sie dort wahrhaft einheimisch, dann verbreitet sich dieselbe durch das Leben selbst in immer mehr wachsende Kreise. Niemand kann aber übrigens mehr, als die Redaktion, wünschen, daß ein System des Unterrichts für die größere Menge aufgestellt, und in Wirksamkeit gesetzt werde, wodurch nicht allein die persönliche Thätigkeit aller einzelnen Bewohner des Reiches möglichst vermehrt, sondern dieselben auch in den Stand gesetzt würden, über ihre Rechte und Pflichten als Staatsbürger die so nothwendige Belehrung zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einwanderer.

Sei gegrüßt, Du heil'ge Freiheiterde!
Sei gegrüßt, Du neues Vaterland!
Nimm uns auf, uns, die vom Heimathherde
Unerträglich schwerer Druck verbannt.
O, gewähr' uns Heilung uns'rer Schmerzen,
Was wir haben — sieh'! wir bringen's Dir:
Starke Arme, treue deutsche Herzen,
Gieb uns Deine Freiheit Du dafür.

Brüder sprecht, was war's, das wir begehrten
In dem Land, dem stets das Herz noch lebt?
Waren's freyle Wünsche, die wir nährten,
Die wir mit erhob'ner Hand erstrebt? —
Nur als Menschen menschlich zu genießen,
Was der Fleiß dem Boden abgewann;
Unser Blut für uns nur zu vergießen —!
Das der Frevel! darum Druck und Bann!

Nun mit Gott! in deines Urwalds Schatten,
In der ew'gen Ströme stolzer Pracht
Wollen wir der Schmerzen Last bestatten,
Von der ew'gen Himmelsbläu' umlacht;
Ringend in den nie durchforschten Gründen
Dort mit der gewaltigen Natur,
Wollen wir ein neues Deutschland gründen
Treulich auf des Mutterlandes Spur.

Und die Sage von gedrückten Brüdern
Und die vergess'ne eig'ne Schmach,
Halten wir mit freien deutschen Liedern
Erbend in den Enkelherzen wach,
Bis dereinst — o wonnereiches Ahnen! —
Neu-Germanien den heil'gen Brand
Freiheit bringend trägt zum Land der Ahnen,
Es, befreiend, schafft zum Vaterland.

Heinrich Schneemann.

Räthsel.

Mein Ganzes steckt die Ersten gern überall hinein,
Ist nimmermehr das Letzte, meint's aber wohl zu sein.

Auflösung der Charade in Nr. 158:
Diebstahl.
Richtig gelöst von F. A. S—n.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 162 Dienstag, 9. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

[illegible] der Auseinandersetzung des Gastwirthes gefiel Edmund Dantès keineswegs, denn die Art und Weise, wie von ihm gesprochen wurde, machte auf ihn einen sehr unangenehmen Eindruck; indeß gewann er durch die Schwatzhaftigkeit des Wirthes doch die Zeit, seine Unruhe zu verbergen, und er unterbrach ihn, indem er sagte:

„Was war denn dieser Graf von Monte-Christo für eine Art von Menschen?"

„O man hat hier viel von ihm gesprochen, und ich bin Keiner von Denen, die am wenigsten dazu beitrugen, ihm die Larve abzuziehen. Ich habe ihn sehr genau gekannt, und ich schwöre Dir, daß ich mich nicht mehr durch ihn täuschen lassen würde, wenn er zufälliger Weise wieder seinen teuflischen Talisman in Thätigkeit setzte und sich aufs Neue unter verschiedenen Gestalten zeigte. — Aber beschäftigen wir uns lieber mit ihm, was Vampa betrifft."

„Im Gegentheil, da Sie von einem Menschen sprechen, den er mir ebenfalls genannt hat, so wünsche ich, daß Sie mir über denselben noch etwas mehr sagen."

„Bruder, ich kann Dich befriedigen."

„Sagen Sie mir besonders etwas von der Todtenhand, deren Sie wie einer Art Reliquie erwähnten."

„Reliquie? Nein, ich sage vielmehr, daß sie ein teuflischer Talisman war. Es konnte nur die Hand eines verurtheilten Verbrechers sein."

„Ja!" rief Edmund Dantès unwillkürlich.

„Ha, Du kanntest sie schon? Nun wohl, es war also die Hand eines Verurtheilten. Es gab einen geheimnißvollen Pakt, der in dem Grabe geschlossen war! Man hatte ein abscheuliches Geschenk gemacht, irgend ein höllisches Versprechen gegeben, was weiß ich! Die Thatsache ist, daß der Graf sich bald in ein Weib verwandelte, bald in einen langgewachsenen Menschen, bald in eine Hyäne, einen Vogel. Aber sein Talisman wurde ihm gestohlen, und er verfiel dadurch für immer dem Verderben. Es war hier ein Mensch, der ebenfalls ein Franzose war und auch bei mir wohnte; dieser verfolgte seine Spur, um ihm irgend ein Zauberwort zuzuraunen, und ihn dadurch vollends zu verderben. Der Mensch hatte ihm schon den verfluchten Talisman genommen und verwahrte denselben in einem kleinen schwarzen Kästchen, das er beständig bei sich trug. Vampa und ein gewisser Peccari, Pastrini's Genosse, haben diese Todtenhand gesehen, und ebenfalls auch ein gewisser Danglars."

„Danglars!" unterbrach ihn Edmund Dantès. „Und was ist aus diesem Menschen geworden?"

„Man hat mir gesagt, der sei als Seemann in dem mittelländischen Meere geblieben."

„O mein Gott!" murmelte der Graf, indem er den Kopf auf den Busen sinken ließ.

„Ganz gewiß," fuhr Pastrini fort, „ist dieser Graf von Monte-Christo in der Hölle, sonst würde er es nun mit den Gebeten zu thun haben; denn in Frankreich ist er des abscheulichen Verbrechens angeklagt, Gräber erbrochen und Leichen profanirt zu haben. Der Verfluchte! Er spielte selbst mit dem Tode!"

Es entstand eine lange Pause des Schweigens.

„Was ist es nun mit dem Luigi Vampa?" nahm Pastrini wieder das Wort.

„Es ist nicht nöthig, weiter davon zu sprechen," entgegnete Edmund Dantès, „Sie sind nicht der Mann, auf den er angespielt hat."

„Wie, ich bin es nicht?"

„Nein."

„Aber — woher weißt Du das?"

„Durch Sie selbst. Sie hätten mir sonst schon ein gewisses Zeichen gegeben."

„Ich weiß keine Zeichen zu geben," erwiederte Pastrini, indem er gleichwohl allerhand Gesichter schnitt und die rechte Hand schloß, um sich damit über die Augen zu fahren, als wollte er sie reiben.

Edmund Dantès verstand dieses Zeichen, aber er antwortete nicht darauf und begnügte sich, trübe zu lächeln.

„Der Pancho!" rief Pastrini aus, „ich sagte es ja wohl, daß alle Deine Reden darauf hinauslaufen würden, um ein Almosen zu bitten. Geh, denn Deine Verschwiegenheit langweilt mich. Ich kann Dir kein Almosen geben. Gott sei mit Dir!"

Nachdem er mit dem Anschein großer Frömmigkeit diese Worte wiederholt hatte, wollte Pastrini mit der Hand den Bettler zu dem Kabinet hinausschieben, dessen

Thür noch geöffnet stand, als eine neue Person ihn bei dieser Handlung unterbrach.

Der Neuangekommene war ein Mann von mittlerer Größe, schon ziemlich bejahrt, und sein strenges Gesicht flößte Vertrauen ein, obgleich seine Augen mit Blut unterlaufen waren, wie dieß häufig bei denen der Fall ist, die sich durch ein heftiges und wildes Gefühl beherrschen lassen.

„Was wollen Sie?" fragte Pastrini.

„Ist das hier das Hotel London?"

Per la Madonna! Sie haben Augen und sehen das nicht? Es gibt kein zweites solches in Rom, wo die Gäste behandelt werden, wie sie es verdienen, und in dessen Zimmern schon sehr oft Fürsten, Marquis und Grafen geschlafen haben."

„Recht gut. Wollten Sie wohl die Güte haben, mir die Personen zu nennen, welche heute Ihre Gäste sind?"

„Per Baccho!" rief Pastrini erschreckt, „sind Sie vielleicht ein Polizeiagent?"

„Nein, ich bin bloß ein Reisender und suche Jemand."

„Nennen Sie ihn."

„Das ist überflüssig. Vielleicht hat er den Namen nicht angegeben, unter welchem ich ihn suche und in diesem Falle könnten Sie ihn verläugnen, ohne es zu wollen.

„Der, welchen Sie suchen, hat also viele Namen?"

„Einige. Aber machen wir dem Geschwätz ein Ende. Ich kenne Sie, denn ich habe bereits das Vergnügen gehabt, bei Ihnen zu wohnen."

„In der That scheinen Sie mir nicht unbekannt zu sein, indeß weiß ich doch wahrlich nicht zu sagen, wer Sie sind, denn es haben bei mir so viele Menschen gewohnt —"

„Nun wohl, ich bin Bertuccio, der Intendant des Herrn Grafen von Monte-Christo."

„Des Grafen von Monte-Christo!" rief Pastrini, indem er Bertuccio starr ansah.

„Ich habe mich auf der Straße mit Seiner Exzellenz verfehlt und kam nach Rom, da ich überzeugt bin, dieselbe hier zu finden. Seine Exzellenz haben diese Stadt jederzeit geliebt."

„Herr Bertuccio, mein Haus, das erste seines Ranges in Rom, ist nicht ein Zufluchtsort für Zauberer oder Schelme!"

„Das glaube ich gern; wenigstens habe ich, als ich mit meinem Herrn hier war, die Ordnung bemerkt, welche Sie in Ihrem Hause aufrecht zu erhalten verstehen, Maestro Pastrini."

„Ich will sagen, daß man gewiß in meinem Hause jetzt nicht mehr einen solchen Taugenichts finden würde, wie der Graf von Monte-Christo ist!"

„Elender!" rief Bertuccio, indem er einen Schritt zurücktrat, den Gastwirth mit flammendem Blicken maß und die Faust ballte.

Edmund Dantès blieb regungslos stehen.

„Ich wiederhole es Ihnen, Herr Bertuccio, suchen Sie, wo Sie wollen, Ihren Hexenmeister, den Verfluchten, dessen Blick allein im Stande wäre, dieses Haus in Brand zu stecken, um meine treue Christenseele anzuschwärzen."

„Elender!" sagte Bertuccio empört, „weißt Du, von wem Du sprichst?"

„Ich weiß es, per la Madonna! und Sie können es jedem Andern sagen, der Ihnen von Ihrem Grafen spricht, welcher gegenwärtig mit seiner griechischen Konkubine in der Hölle schmachtet!"

„O mein Gott!" rief plötzlich zitternd der Bettler, als hätte man ihm einen glühenden Stahl in das Herz gebohrt. „Das unschuldigste Geschöpf, das tugendhafteste Weib! O mein Himmel! Alles, Alles, nur nicht diese Marter!"

„Was höre ich — diese Stimme!" stammelte Bertuccio.

„Was sagt er?" fragte seinerseits Pastrini, „Wahrhaftig, dieser arme Teufel von Bettlermönch ist toll."

(Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf das Jahr 1866.

(Fortsetzung.)

11. Juli. Verständigung zwischen Preußen und Frankreich: Frankreich gesteht die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland zu, wogegen Preußen auf die Beiziehung der südlich des Mains gelegenen deutschen Staaten in den neuen Bund unter seiner Führung verzichtet. Frankreich übernimmt es, den Vorschlag empfehlend nach Wien zu befördern. — Preußen erkennt in den Gegenanträgen Frankreichs hinreichende Bürgschaft, um auf den von ihm verlangten Waffenstillstand einzugehen, vorausgesetzt, daß Oesterreich die französischen Gegenanträge als Friedensgrundlage anzunehmen bereit ist. Das Berliner Kabinet erklärt sich ferner bereit, unter der Voraussetzung österreichischer Gegenseitigkeit, sich während fünf Tagen jeder Feindseligkeit gegen Oesterreich zu enthalten. Dieses wird innerhalb dieser Frist erklären, ob es die Friedensgrundlagen genehmige, oder nicht. Wenn diese in binnen fünf Tagen zu gebende Antwort bejahend ausfällt, wird Preußen diese Annahme zur Kenntniß der italienischen Regierung bringen, und sie einladen, in Gemeinschaft mit dem Berliner Kabinet den Abschluß des Waffenstillstandes mit Oesterreich zu gewähren." — Das Hauptquartier des Königs von Preußen ist in Zwittau, die Armee marschirt gegen Brünn. —

Armeebefehl des Erzherzogs Albrecht an die Südarmee, worin er dieser mittheilt, daß sie zur Verstärkung der Nordarmee bestimmt ist. — Die ersten Truppen der österreichischen Armee in Italien treffen in Wien ein. — General Vogel v. Falkenstein läßt die Bayern bei Schweinfurt in Schlachtordnung stehen und wendet sich gegen das 8. Bundesarmeekorps. — Der Großherzog von Mecklenburg erläßt einen Tagesbefehl an sein ins Feld rückendes Reservekorps der Mainarmee. — Die Bundesversammlung beschließt, ihren Sitz „provisorisch" nach Augsburg zu verlegen und theilt den Beschluß dem Senat von Frankfurt durch eine Note mit. — Auf den Antrag des Gesandten von Frankfurt wird zugleich beschlossen, die angefangenen Befestigungsarbeiten vor der Stadt einzustellen. — Der Großherzog von Hessen-Darmstadt erläßt eine Verfügung für den Fall einer feindlichen Okkupation seines Landes.

12./13. Eine von Frankreich zwischen Preußen und Oesterreich vermittelte dreitägige Waffenruhe kommt nicht zu Stande. Bedingungen Preußens. Gegenvorschlag Oesterreichs. Ablehnung Preußens.

12. Die Preußen rücken in Brünn ein. — Die letzten österreichischen Feldtruppen der Südarmee treten den Rückmarsch nach Norden auf der Triester Bahn über Nabresina an.

13. Juli. Ein französischer Kabinetskurier überbringt die zwischen Frankreich, Preußen und Italien vereinbarten Friedensbedingungen nach Wien. — Die Preußen rücken in Znaim ein; die Oesterreicher gehen über die Thaya und sprengen die Brücken in die Luft. — Erzherzog Albrecht langt in Wien an. Erster Armeebefehl desselben an die Nord- und Südarmee und an die verbündeten Sachsen. — Gefecht der Hessen bei Laufach; dieselben ziehen sich gegen Aschaffenburg zurück. — Prinz Alexander kündigt der Stadt Frankfurt und dem Bundestage an, daß er sie nicht länger schützen könne, sondern an's linke Ufer des Mains zurückgehen werde, um dort seine Vereinigung mit den Bayern zu bewerkstelligen.

14. Juli. Gefecht bei Aschaffenburg (Hessen und Oesterreicher). Die Preußen nehmen Aschaffenburg, die Reichstruppen gehen über den Main zurück. — Die Bundestagsgesandten verlassen Frankfurt und siedeln nach Augsburg über. — Die um Frankfurt begonnenen Verschanzungen werden wieder abgetragen. — Oesterreich nimmt die preußischen Bedingungen für die Friedenspräliminarien nach dem Vermittlungsvorschlage Frankreichs im Prinzipe an. — Die Preußen rücken bei Jetzelsdorf in's Erzherzogthum Oesterreich ein.

15. Juli. General Vogel v. Falkenstein läßt seine Truppen in Eilmärschen gegen Frankfurt rücken. — Proklamation des Senats der Stadt Frankfurt an die Bürgerschaft von Stadt und Land. — Nach dem Scheitern der Unterhandlungen über einen dreitägigen Waffenstillstand rücken die Preußen mit verstärktem Nachdruck gegen Wien vor. — Benedek verläßt mit dem Reste seiner Armee Olmütz, um an die Donau zu gelangen. Gefecht bei Tobitschau: Preußische Kavallerie nimmt den Oesterreichern 16 Kanonen ab. — Der Großherzog von Hessen-Darmstadt verläßt sein Land und langt mit seinem ganzen Hofstaat in München an. — Der Herzog von Nassau erläßt eine Proklamation an sein Volk und verläßt das Land.

16. Juli. Eine Proklamation des Senats der Stadt Frankfurt stellt den Einzug der Preußen in Aussicht und ermahnt die Bevölkerung, dieselben freundlich zu empfangen. Noch am gleichen Tage rücken die Preußen unter General Vogel v. Falkenstein in der Stärke von circa 25,000 Mann in die Stadt ein unter lautloser Stille der Bevölkerung.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Wenn die Redaktion des „Bayerischen Volksblattes" ferner zunächst ihr Augenmerk auf Bayern richtete, so lag darin weder eine Gleichgültigkeit gegen die in anderen Staaten lebenden deutschen Mitbürger, noch irgend eine Liebhaberei für das Isolirungssystem; ein ganz neues Unternehmen, wie dieses, schien der Redaktion vielmehr durch zu weite Ausdehnung des Gesichtskreises an Interesse und an der Einheit zu verlieren. Unsere meisten deutschen Nachbarstaaten haben übrigens ähnliche Verfassungen und Verwaltungsformen, und dieselben konstitutionellen Fragen kehren häufig allenthalben, wenigstens der Hauptsache nach, wieder.

Die Staaten sind menschliche Anstalten, und durch die Kenntniß eines derselben ist der Grund auch zur Kenntniß anderer gelegt. Mores hominum nosse volenti sufficit una domus. —

Endlich war es die Absicht der Redaktion, keineswegs die in anderen Staaten über das konstitutionelle Leben aufgeworfenen Fragen und gemachten Erörterungen auszuschließen; sie mußten aber durch Vergleichung mit unseren einheimischen Verhältnissen an belehrender Wichtigkeit nur gewinnen.

Die Redaktion hielt es für ihre Pflicht, das köstliche Recht der Preßfreiheit, unter dem innigsten Danke gegen den „großherzigen königlichen Beschützer derselben", lediglich zum Dienste des Vaterlandes und der von ihr erkannten Wahrheit zu gebrauchen.

Beinahe von allen Theilen unseres Vaterlandes sind der Redaktion patriotische Beiträge geworden, und sie setzen ihr Unternehmen muthig und mit den Worten des Dichters fort:

Neptunus ventis implevit vela secundis.

Das „Bayerische Volksblatt" verbreitete sich über unseren gesammten Staatsorganismus durch eine Reihe gediegener, ruhig geschriebener Artikel. Durch Hetzereien, Schimpfereien hat die Presse noch niemals Etwas erreicht, sondern durch ruhige, gehaltvolle Sprache aber viel Ersprießliches gewirkt.

Zur näheren Charakterisirung des „Bayerischen Volksblattes" wollen wir aus dem Inhaltsverzeichnisse des zweiten Jahrgangs 1830 das Vorzüglichste anführen: I. Zur Staatsregierung überhaupt. Ueber den Grundsatz: Der König kann nichts Uebles thun — über den Schutz der Landbewohner gegen eigenmächtige Handlungen äußerer Beamten — über die Mittel und Wege, die nothwendige Fortbildung unserer Verfassung herbeizuführen — über die Bewahrung des Amtsgeheimnisses in einem konstitutionellen Staate. II. Zur Ständeversammlung. III. Zum Landrathe. IV. Zum Ministerium des Innern. 1. Zur Preßfreiheit im Allgemeinen und zur Journalistik insbesondere. 2. Zum Kultus: Gewissensfreiheit in Bayern. a) Zur katholischen Religion, b) zur protestantischen, c) zur israelitischen. 3. Zum Schul- und Studienwesen. 4. Zur Polizei: Zum Thema der Beamten-Willkür. 5. Zum Medizinalwesen. 6. Zum Gemeindewesen. 7. Zum Gewerbswesen. 8. Zur Landwehrordnung. 9. Zum Konskriptionsgesetz. V. Zum Ministerium der Justiz. 1. Zur Rechtspflege überhaupt. 2. Zur gutsherrlichen Gerichtsbarkeit. 3. Zur Disziplinarpragmatik. VI. Zum Ministerium der Finanzen. 1. Zur Forstadministration. 2. Zur Malzaufschlagsfrage. 3. Zum Stempelgesetz. 4. Zum Malzaufschlag. 5. Zum Bergbau und Salinenwesen. 6. Zum Staatsbauwesen. 7. Zur Finanzadministration überhaupt. VI. Zum Ministerium der Armee. VII. Aufsätze vermischten Inhalts. VIII. Verfassungsmäßige und rechtliche Gedanken. IX. Ehrenhalle. X. Schwarze Tafel.

Dieß war das Programm und der Inhalt des „Bayerischen Volksblattes", wie es Eisenmann beim Beginne des zweiten Jahrganges 1830 veröffentlichte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(Mord im Gerichtssaal.) Französische Blätter enthalten folgenden Schauderbericht aus Havanna: Ein furchtbares Schauspiel fand vor Kurzem im Justizpalast von Matanzas statt. Gegen einen Herrn Santiago Manzanet, der hier einen nicht unbedeutenden schriftstellerischen Ruf genießt, war von seiner Frau, nachdem von derselben kurz vorher die Scheidung durchgesetzt war, eine Alimentenklage anhängig gemacht worden. Der Prozeß wurde eben vor dem Friedensrichter in öffentlicher Sitzung verhandelt, als Santiago Manzanet schnell wie der Blitz einen Revolver aus der Tasche zog und auf seine Frau feuerte. Die unglückliche Frau wurde von der Kugel in die Stirne getroffen und sank ihrer daneben sitzenden Mutter in die Arme. Dann schoß Santiago auf seine Schwiegermutter, die sich über die gemordete Tochter gebeugt hatte und sie an ihre Brust drückte, und alsdann wälzten beide sich in schrecklichem Todeskampf auf dem Boden. Die Umstehenden stürzten sich auf den Mörder zu, um ihn zu verhaften, derselbe drohte jedoch, Jeden zu erschießen, der ihm nahe käme, und wandte sich, da seine Drohung wirkte, noch einmal gegen seine Opfer, indem er sämmtliche Läufe seines Gewehrs auf sie abschoß; dann warf er die Waffe von sich und lieferte sich selbst den Beamten des Gesetzes aus.

Das in der Vorstadt von Frankfurt, in Sachsenhausen, gelegene „Deutsche Haus", Eigenthum des Deutsch-Herrenordens, welches seit dem Jahre 1848 bayerischen und österreichischen und seit der zweiten Hälfte des Jahres 1866 preußischen Truppen als Kaserne diente, ist in Folge der von Seite des Ordens erfolgten Kündigung seit dem 1. Juli von seinen militärischen Insassen geräumt und wird nun ganz wieder in den Stand wie vor dem Jahre 1848 gesetzt. Die weiten Räume werden als Wohnungen vermiethet; mehrere Zimmer sind für Ordensgeistliche, welche in der an das Haus anstoßenden Deutschherrnkirche den Gottesdienst versehen, aufbehalten. An dem „Deutschen Hause" wurden vor einigen Tagen der österreichische Adler und das Wappen des Deutsch-Herrn-Ordens wieder angebracht.

Charade.

Das Erste wird vom Zweiten aufgefressen,
Das Ganze hat im Ersten oft gesessen,
Und wird das Erste weggerafft,
So schwindet auch des Ganzen Lebenskraft.

Auflösung der Charade in Nr. 158.

Raub und Diebstahl ist verpönt,
Zuchthaus steh'n darauf und Hiebe;
Darum rath' ich euch: gewöhnt
Euch an Annexion — ihr Diebe.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 163 Mittwoch, 10. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Pastrini und Bertuccio hatten den Blick starr auf den Bettler gerichtet, dessen Gesicht aber noch immer durch seine Kapuze verborgen war.

„Nun, nun," fuhr Pastrini fort, „ich gewinne nichts dabei, wenn ich hier stehen bleibe, und diese sinnlosen Worte anhöre. Signor Bertuccio, suchen Sie Ihren Grafen in den Gefängnissen oder in der Hölle; bei mir ist er nicht, und er müßte wahrhaftig sehr fein sein, sollte er zu mir kommen, ohne daß ich ihn erkännte und maulschellirte."

„Signor Pastrini, ich will Sie lehren, wie Sie von einem Menschen, wie der Herr Graf von Monte-Christo, ist, zu sprechen haben!"

Bei diesen Worten trat Bertuccio rasch gegen Pastrini vor, aber der Bettler warf sich zwischen Beide und rief:

„Friede! Im Namen des Himmels!"

Pastrini stieß ein lautes Gelächter aus, sprang die Treppe hinauf und verschwand im Innern des Gebäudes.

Als Bertuccio dieß sah, ging er nach der Straße hinab, indem er mit besorgtem Blicke auf den Bettelmönch sah, der ihm etwa zwanzig Schritte voraus war. Bertuccio nahm sich vor, ihm zu folgen, um ihn anzureden, da besonders die Worte auf ihn einen Eindruck gemacht hatten, die er ausstieß, als die schöne Haydee geschmäht wurde. In der That näherte er sich ihm und folgte ihm Schritt für Schritt, bis zu einem kleinen ärmlichen Hause, das in einem entfernten Stadttheile lag.

Hier angelangt, öffnete der Bettler die Thür und stieg die Treppe hinauf zu einem kleinen Zimmer, dessen geschwärzte und feuchte Wände, dessen mit Spinneweben überzogene Decke Ekel einflößten. Der Bettler hatte die Thür offen gelassen, als wüßte er, daß Jemand ihm folgte, und als er in die Mitte des Zimmers trat, wendete er sich um und enthüllte sein Gesicht.

Bertuccio, der ihm gefolgt war, sank vor ihm nieder auf die Knie und rief:

„O mein Gebieter!"

„Steh' auf, Bertuccio," sagte Edmund Dantès mit ruhiger und fester Stimme. „Die demüthige Weise, mit der Du sonst zu dem Grafen von Monte-Christo, Deinem Herrn und Deinem Freunde, sprachst, ist jetzt nicht mehr an der Stelle, wo Du mit einem Manne redest, der demüthiger und ärmer ist, als der unglücklichste Bettler."

„Was sagen Sie, Herr Graf?" Was ist das für ein Verhängniß! Ich träume — ja, mich drückt ein furchtbarer Alp!"

„Nein, Bertuccio, es ist die Wahrheit; alles Uebrige war nur ein Traum, ein oft fürchterlicher Alp, zuweilen aber auch durchwebt mit leider sehr flüchtigen Freuden!"

„Mein Gott!"

„Steh' auf, Bertuccio," fuhr Edmund Dantès fort, indem er ihn emporhob. „Mir ist wenigstens verliehen, daß ich Dich wiederfinde, und von allen Denen, die während meiner Größe mit mir gelebt haben, wirst Du der Einzige sein, der ruhig und glücklich bleibt. Gott hat es so gewollt! Du warst es, der den Sohne Villefort's aus dem Grabe zog, diese Natter, die durch Gott dazu bestimmt war, mich in das Herz zu stechen und meine ganze Existenz zu vergiften!"

„Ich verstehe Sie nicht! Alles, was ich sehe, Alles, was ich höre, erscheint mir vollkommen unglaublich! — Was ist Ihnen denn begegnet?"

„Ich habe mich getäuscht, wie jeder andere Mensch, und noch mehr, denn ich war mächtiger als Alle. Ja, ich habe mich getäuscht, und jetzt suche ich voll Ergebung die Reue! Möge Gott mir am Ende meines Märtyrerthums verzeihen!"

„Aber Ihre unschuldige Gattin?"

„Haydee?" entgegnete Edmund Dantès. „Haydee? — Suche Sie in den Felsen von —"

Er hielt inne.

„Nein," sagte er, „nein, Niemand soll wissen, wo ich meinen Schatz verborgen habe! — Niemand soll ihre Ruhe stören, kein menschlicher Fuß ihre Asche profaniren. Haydee? — Bertuccio, Haydee ist im Himmel."

Bertuccio, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

„Ach, Herr Graf," sagte er, „ich, der ich Sie so mächtig, so groß, so edelherzig, so in Glück und Wonne schwebend, gesehen habe — jetzt Sie so demüthig, so arm, so elend, das Herz von Galle erfüllt, zu sehen; — nein, und tausendmal nein, das ist nicht möglich!"

„Größe, Edelmuth, Wonne — mein ganzer Traum von ehedem, ging über Deine Lippen, Bertuccio! Größe und Edelmuth findet man nur bei Gott! Wonne verschafft uns allein der Tod, denn bald sind wir bei Gott! Alles ist vorbei, Bertuccio. Von dem Grafen Monte-Christo bleibt nichts übrig, als eine Erinnerung, beschmutzt durch abgeschmackte Gedanken, und in der Zukunft wird von ihm nichts leben bleiben, als ein Name, neben welchen Menschen die Worte schreiben: Stolz, Wahnsinn! — Geh', Bertuccio, geh; Du kannst ruhig leben, denn wie Du weißt, liegt in der Bank von Paris ein Kapital, welches Dir gehört und welches Dir Unabhängigkeit verleiht."

„Ach, Herr Graf, ich kann nicht — das heißt — ich wage nicht, Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich gehabt habe; aber vernehmen Sie ihn dennoch: Dieses Kapital, von dem Sie sprechen, könnte Ihnen nützlich sein —"

„Mein ganzer Reichthum besteht jetzt in der Geduld des Lammes Gottes! Einen andern verlange ich nicht — ich will Dein Geld nicht."

„Aber wollen Sie denn verhungern, Herr Graf?"

„Bertuccio!"

„Um Gotteswillen, Herr Graf, gestatten Sie mir, Sie immer zu begleiten und Sie zu bedienen —"

„Ich verlange Alleinsein, — Einsamkeit."

„Die soll Ihnen werden! Ich werde Ihren Willen ehren, nur gestatten Sie mir, über Ihre Tage zu wachen."

„Wenn Gott will, daß sie sich verlängern, so geschehe sein Wille!"

Bertuccio verließ von jetzt an seinen Herrn nicht mehr.

Edmund Dantès hatte beschlossen, in Rom zu bleiben, bis er die Tonsur zugleich mit den ersten geistlichen Graden erlangen würde; dann hatte er die Absicht, nach Marseille zurückzukehren, um dort eine kleine Einsiedelei an dem Orte zu errichten, wo das Dorf der Catalonier gestanden hatte.

„Nun wohl, Bertuccio," sagte er, „ich willige ein, daß Du mich begleitest und über meine Tage wachst, bis ich nach Frankreich zurückkehre; aber Du wirst das verhängnißvolle Geheimniß bewahren, welches ich Dir niemals offenbarte, dessen Erfolg Du aber siehst," fügte er hinzu, indem er gegen Bertuccio die Hände ausstreckte, welche dieser voll Ehrfurcht küssen wollte.

„Nein, mein armer Bertuccio," sagte er, „gib mir einfach Deine Hand, und wenn in Zukunft Einer von uns höher ist, so bin ich es, doch nur wegen meiner größern Leiden und meiner Ergebung."

(Fortsetzung folgt.)

Noch eine Darstellung des Gefechts bei Hammelburg.

Dem „Nürnb. Korr." geht über das Gefecht bei Hammelburg in Bezug auf die Broschüre „Der Feldzug der preußischen Main-Armee im Sommer 1866 vom Berichterstatter des Daheim" noch ein Bericht zu, welcher den Gang desselben Gefechtes sehr anschaulich schildert und über Truppenzahl und Aufstellung ganz genaue Angaben enthält. Um die vielfachen, ungenauen Darstellungen dieses Gefechtes zu ergänzen und die namentlich in dem erwähnten Werke enthaltenen Uebertreibungen als solche hinzustellen, glauben wir auch den folgenden Bericht noch geben zu sollen. Wenn uns über die andern Kämpfe, an welchen bayerische Truppen betheiligt waren, wahrheitsgemäße, genaue Berichte zugingen, würden wir sie dankbar entgegennehmen und sofern sie dem Raum unseres Blattes entsprechen, auch veröffentlichen. Viele möchten es vielleicht angemessener finden, wenn vermieden würde, auf die vorjährigen Ereignisse zurückzukommen. Mag es auch nicht angenehm sein, sich jene schmerzlichen Lehren noch einmal vergegenwärtigen zu sollen, so dürfte es doch in mancherlei Hinsicht heilsam sein. Wir glauben ferner, wichtige Interessen der Wahrheit zu vertreten, wenn wir Berichten der bezeichneten Art Raum geben. Es gibt bereits sehr viele lückenhafte und unrichtige Darstellungen des vorjährigen Krieges, und die Erinnerungsartikel, mit welchen manche preußische Blätter jetzt ihre Spalten schmücken, bereichern fast täglich diese geschichtswidrige Literatur. Und wenn erst die preußischen Geschichts-Professoren, von denen man nicht weiß, ob sie die Geschichte der deutschen Kaiser oder der preußischen Könige gewandter gefälscht haben, sich des Stoffes eingehender bemächtigen, dann dürften die unterlegenen Staaten neue, verdoppelte Niederlagen, und die Geschichtswissenschaft Schläge in der Art des Jahres 1866 erleiden. Um einem derartigen, literarischen Unwesen für unsern Theil entgegen zu treten, glauben wir für die Wahrheit Zeugniß ablegen zu sollen, so weit unsere Stimme reicht. Wir lassen nun den erwähnten Bericht folgen, welcher lautet: Der in Nr. 314 des „Korrespondenten v. u. f. Deutschland" dem Werke „Der Feldzug der preußischen Mainarmee im Sommer 1866" entlehnte Bericht über das Treffen bei Hammelburg ist der Art, daß es für Jeden, der weiß, wie man Geschichte und zunächst Kriegsgeschichte schreibt, genügt, nur diese wenigen Zeilen zu lesen, um zu erkennen, daß das ganze Werk eines jener Zwitterdinge ist, die man gewöhnlich „historische Romane" nennt. Sie enthalten in der Regel zu wenig Wahrheit und objektive Darstellung, um Geschichte zu sein, und zu wenig Poesie, um auf den Namen einer Dichtung Anspruch machen zu können, und es bleibt dann als eigentlicher Charakter solcher Produkte nur die hohle Phrase übrig, mit der die Verfasser ihre Leser zu ergötzen suchen, mit der

sie aber auch zugleich eine richtige Anschauung und Auffassung der Geschichte untergraben. Ich gebe in Folgendem eine kurze Beschreibung des Gefechtes bei Hammelburg, soweit ich es, da ich selbst am Kampfe betheiligt war, zu beobachten Gelegenheit hatte. Am 10. Juli Morgens gegen 9 Uhr war die 6. Brigade, bestehend aus 5 Bataillonen Infanterie, denen eine gezogene 6-pfünder Batterie zu 8 Geschützen beigegeben war, vor Hammelburg angekommen. Die Reserve-Kavallerie lag in der Stadt und um dieselbe. Die Aufstellung der Truppen war folgende: An der Brücke, die zwischen Unter-Erthal und Hammelburg über die Thulba führt, standen die Vortruppen; sie hatten zum Theil die Höhen besetzt, die rechts (ostwärts) vor der Straße sich befinden; links vor der Brücke auf einer kleinen Anhöhe waren unter Kommando des Oberlieutenants Tauscheck 2 Geschütze postirt, die freilich nur ein sehr geringes Schußfeld vor sich hatten; die Bäume an der Brücke waren gefällt und verbarrikadirten dadurch einigermaßen den Uebergang über diese Brücke. Vor Hammelburg standen rechts auf den Höhen einige Kompagnien, links vor der Stadt an der Straße, die nach Dibbach führt, war ein Bataillon aufgestellt; 6 Geschütze, deren einige Kompagnieen Partikularbedeckung beigegeben waren, postirten sich über der Saale bei dem Kloster Saaleck. Ein Bataillon bildete auf einer Höhe bei Fuchsstadt an dem linken Saalufer die Reserve. Von der Kavallerie waren einzelne Abtheilungen gegen Unter-Erthal und Dibbach vor die beschriebene Aufstellung vorgeschoben. Gegen 11 Uhr erschien der Feind und begann sogleich sein Feuer. Von den vorgeschobenen Kavallerieabtheilungen werden mehrere Mann und Pferde verwundet. Diese Abtheilungen ziehen sich daher, da für sie gar kein Gefechtsfeld geboten war, gegen die Stadt zurück. Die ganze Kavallerie stellt sich sodann auf der Höhe bei Fuchsstadt auf. Oberlieutenant Tauscheck wird bei seinen Geschützen von einer Granate tödtlich verwundet; die beiden Geschütze werden zurückgezogen. Dagegen entspinnt sich ein Plänklergefecht rechts und links der Straße, die von Unter-Erthal nach Hammelburg führt. Das Bataillon, welches an der Straße nach Dibbach stand, rückt auf ein Kornfeld vor, formirt dort eine Kolonne und entsendet 2 Kompagnien als Tirailleurs, welche sich mit denen links vor der erwähnten Straße in Verbindung setzen. Jetzt beginnt auch die Batterie bei Saaleck ihr Feuer über das letzterwähnte Bataillon hinweg gegen die preußischen Batterien, die theilweise gegen diese Batterie, theilweise gegen die erwähnte Kolonne ihre Geschosse richten, von denen aber keines in das Bataillon selbst einschlägt. So währt der Kampf ungefähr 1—1½ Stunden. Vor der Uebermacht ziehen sich nun auf Befehl feuernd und langsamen Schrittes die an der Straße stehenden Abtheilungen und das links davon befindliche Bataillon in die Stadt zurück, weil dieselbe verbarrikadirt werden sollte. Die einzelnen Kompagnien werden nun in die Straßen vertheilt, um dieselben zu verrammeln. Auch Schreiber dieser Zeilen hatte eine von der Hauptstraße ostwärts abzweigende Seitenstraße mit einer Barrikade zu versehen. Kurz nach der Vertheilung der einzelnen Kompagnien in der Stadt beginnt das Feuer der Preußen gegen dieselben; die erste Granate schlägt an einen auf der Nordseite der Stadt in den alten Umfassungsmauern befindlichen Thurm, die folgenden demoliren einige Häuser in der Nähe des Thurmes, jedoch ohne zu zünden. Eine weitere Granate reißt die weiße Fahne von einem zum Spital eingerichteten Hause und nun folgen Schuß auf Schuß, die ihre Geschosse über mich hinweg in den links von mir gelegenen Stadttheil senden und ihn in Brand stecken. Dieses Feuer hält einige Stunden an und zündet auch an anderen Stellen der Stadt. Gegen 3 oder halb 4 Uhr Nachmittags erhalten die in den Straßen vertheilten Kompagnien den Befehl, sich aus der Stadt herauszuziehen, um nicht nutzlos die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln zu lassen. Ein Bataillon (das 3. vom 6. Regiment) nimmt nun, in Linie entwickelt, eine neue Position an der nach Fuchsstadt führenden Straße, um den noch immer auf den Höhen rechts (ostwärts) von Hammelburg befindlichen Abtheilungen als Aufnahms-Stellung zu dienen. Denn diese mußten endlich weichen, weil sie sich verschossen hatten. Langsam und unter dem Schutze einiger Kompagnien des 3. Bataillons vom 6. Regiment, die zum Plänkeln ausgeschwärmt waren, ziehen sich diese Truppen auf die Straße herunter und gegen Fuchsstadt zu. Das unten in Linie entwickelte Bataillon ruft seine Plänkler an und folgt als Nachhut in geschlossener Ordnung den überlegenen Abtheilungen. Erst, nachdem die Höhen von unseren Truppen geräumt sind, besetzen sie, so viel man sehen konnte, 2 preußische Bataillone und eine Batterie den Kamm. Noch mehrere Geschosse werden uns bei unserem Rückmarsch auf der Straße nachgesendet, allein sie gehen alle wie die von Hammelburg auf uns gerichteten zu hoch. Endlich stellen die Preußen ihr Feuer ein und ebenso auch unsere bis zu diesem Augenblicke fortfeuernde Batterie bei Saaleck. Es mochte unterdessen 4 Uhr geworden sein. Von einer Verfolgung war keine Rede. Soweit meine Schilderung; ich will nun einige, die Wahrheit ganz besonders entstellende Punkte aus dem erwähnten Berichte hervorheben. Wenn von verschiedenen Batterien der Bayern die Rede ist, so geschieht das wohl nur aus dem Grunde, um dadurch die Thaten der Preußen in ein besseres Licht zu setzen. Wir hatten bei unserer Brigade nur eine einzige Batterie, die aber nicht durch eine preußische zum Schweigen gebracht wurde. Diese Batterie schoß ununterbrochen bis gegen 4 Uhr Abends. Wenn unsere Batterie nicht mehr war als nur eine ebenbürtige Gegnerin der preußischen, dann muß sie jedenfalls sehr schlecht geschossen haben. Denn unseres Wis-

sens hatten die 6 Geschütze bei Saaleck gar keinen Verlust; ebensowenig wollte es der preußischen Artillerie gelingen, auch nur eine einzige Granate in die Bataillons-Kolonne zu bringen, die beim Beginn des Gefechtes an der Straße nach Dibbach stand. Alle Geschosse gingen hier sowohl, als auch bei der Aufnahmsstellung hinter Hammelburg über dieses Bataillon hinweg. Die preußische Artillerie hatte nur da eine Wirkung, als sie auf die zwei exponirten Geschütze an der Thulba schoß, bei denen Oberlieutenant Tauscheck verwundet wurde (allein auch hier gelang es ihr nicht, ein Geschütz zu demontiren) und dann, so lange ganz Hammelburg ihr Zielobjekt war. Wenn der Verfasser des mehrfach erwähnten Werkes eine zweite Batterie bayerischerseits aus Hammelburg hervorholen läßt, so thut er dieß wahrscheinlich nur deßhalb, um sagen zu können, daß eine Batterie von uns zum Schweigen gebracht worden sei. Das Eine ist so unwahr wie das Andere. Vom jubelnden Hurrah der Preußen hat wohl kein Bayer etwas gehört. Wenn es einmal heißt: „Die Bayern überlassen das Gefechtsfeld den Preußen mit einer Eile, die man eher Flucht als Rückzug zu nennen berechtigt ist“, und das andere Mal: „Kurz nach 3 Uhr sind die Preußen im Besitze von Hammelburg, von wo sich die Bayern in rasendster Eile zurückgezogen haben“, so will ich annehmen, daß diese Ausdrücke mehr in der Phraseologie des Verfassers, als in seinem Mangel an Wahrheitsliebe ihren Grund haben. Bezüglich des Brandes von Hammelburg sagt der Verfasser: „Ein Schauspiel, das sie (die Preußen) sicherlich nicht erwartet, bietet sich ihnen dar im Augenblicke, wo sie die ersten Häuser der Stadt erreichen — Hammelburg brennt — brennt an verschiedenen Seiten! Wir wollen die Gerüchte unerwähnt lassen, die über die Ursache des Brandes zirkuliren; zu Ehren der bayerischen Armee wollen wir annehmen, daß das Unglück, welches die arme Stadt betraf, durch ein paar verschossene Granaten — ob preußische oder bayerische, ist gleichgültig — hervorgerufen wurde.“ Ueber zwei Stunden lang beschossen die Preußen die Stadt und doch spricht man noch von Gerüchten über die Ursachen des Brandes!! Man möchte — o Schamlosigkeit — die Ursachen des Brandes Denen zuschieben, die in der Stadt selbst standen und welche dieselbe nur deßhalb räumten, um sie nicht gänzlich in einen Aschenhaufen verwandeln zu lassen. Daß man den bayerischen 16 Kompagnien, die gegen eine ganze preußische Division 4½ Stunden lang Stand gehalten haben, die Uebermacht vindiziren möchte durch ihre Stellung, nimmt uns bei der bekannten Schreibweise des Verfassers nicht Wunder; bei ihm müssen natürlich die Preußen immer in der Minderzahl gewesen sein, auch wenn Hundert von ihnen auf einen Gegner gekommen wären.

* * *

Schließlich noch folgende Episode aus dem Gefecht bei Hammelburg: Bekanntlich war das 3. Bataillon vom 6. bayerischen Infanterieregimente mehrere Jahre mit dem 30. preußischen in Frankfurt in Garnison als Bundesbesatzung. Beide Abtheilungen waren am Gefechte bei Hammelburg betheiligt. Als die Bayern die Stadt räumten, blieb Dr. Weiß vom 6. Regiment zurück, weil er noch mehrere Verwundete zu verbinden hatte. Kurze Zeit darauf marschirte das 30. preußische Regiment, an der Spitze Oberst Selgow, in Hammelburg ein. Als Selgow Dr. Weiß erblickte, rief er ihm zu: „Ei lieber Doktor, was thun denn Sie da; es werden uns doch die Sechser nicht gegenüber stehen, unsere besten Freunde?“ Dr. Weiß antwortete: „Herr Oberst, wenn die Sechser nicht hier wären, wäre ich gewiß auch nicht da.“ Selgow erwiderte: „Ein eigenthümliches Schicksal.“ Selgow erkundigte sich sodann nach den ihm bekannten Offizieren und beauftragte Weiß, bei seiner Zurückkunft alle Bekannte recht herzlich von ihm zu grüßen. Beim Vorbeimarsch des Regiments ward sodann von Dr. Weiß von den meisten bekannten Offizieren ein: „Grüß Gott, Doktor!“ zugerufen. Dieß ist wohl auch eine Illustration des Kriegs Deutscher gegen Deutsche.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Tod einer Königin.] Vor einigen Tagen starb in einer baskischen Provinz, nicht weit von der spanischen Gränze, eine Königin — der Zigeuner, Namens Lea Margarita. Sie war über 80 Jahre alt und hatte sich mit ihrer etwa hundert Personen starken Truppe, die ihr sehr ergeben war, in einer Einöde angesiedelt. Lea Margarita starb unter demselben Zelte, unter welchem sie das Licht der Welt erblickt und fortan gelebt hatte. Ihre Energie, ihre Unerschrockenheit und auch ihre Schönheit, die allerdings einen wilden Charakter an sich hatte, hatte ihr bei ihrem Stamm den Titel einer Königin eingetragen, den sie fortan trug. Einige Bewohner des benachbarten Ortes waren neugierig, die braune Königin zu sehen. Sie erhielten ohne Anstand Einlaß in das Zelt, wo sie Alles von der nettesten Sauberkeit fanden. Der Leichnam lag auf einem Bette von Stroh und Heidekraut, und zwei Weiber hielten bei ihm Wache, während sie fortwährend Gebete murmelten. Auf Fragen, welche an sie gerichtet wurden, gaben sie keine Antwort. Einer der Besucher sprach seine Verwunderung aus über das hohe Alter, welches die Verstorbene inmitten der Anstrengungen, die ihre Lebensweise mit sich brachte, erreicht hatte, worauf ein Zigeuner erwiderte: „Bei euch unten wäre sie schon lange todt. Bei uns wurde sie erhalten durch die Freiheit und die Gebirgsluft.“

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 164 Donnerstag, 11. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

LVIII.

Nach der Hinrichtung.

In einem der Kapitel des Grafen von Monte-Christo haben wir bereits ausführlich den Tag beschrieben und erläutert, welcher dem Karneval voranging und zu der Hinrichtung des zum Tode Verurtheilten bestimmt war. Deßhalb können wir uns jetzt die Wiederholung ersparen und den Leser weiter führen, der ohne Zweifel begierig sein wird, das Ende der verschiedenen Personen zu erfahren, die er seit so langer Zeit vor Augen gehabt hat.

Der Platz del Popolo zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ein prachtvolles Bild der Bosheit und des Fanatismus, in dessen Mittelpunkt der Verurtheilte das Ziel aller neugierigen Blicke seinen letzten Seufzer unter dem letzten Fluche des Volkes aushauchte.

Unter allen Fenstern, deren weite Flügel geöffnet und mit neugierigen Zuschauern besetzt waren, die sich hier befanden, um den Todeskampf des Verurtheilten anzusehen, wie man in das Theater geht, um einen Schauspieler eine schwierige Rolle durchführen zu sehen; unter allen diesen Fenstern, sagen wir, war nur ein einziges, gleich den andern geöffnet, ohne Zuschauer. Es gehörte zu einem kleinen Zimmer, welches in dem zweiten Stockwerk lag und die Aussicht über den ganzen Platz gewährte. In diesem Zimmer befanden sich zwei Damen. In der einen derselben, die schwarz gekleidet, leichenblaß und wahrhaft schön war, erkannte man leicht die Gefährtin Derjenigen, welche Edmund Dantès an der Thür des Gasthauses des Maestro Pastrini ein Almosen gereicht hatte. Diese Dame lag auf den Knien auf einem Kissen in der Mitte des Zimmers und konnte so das finstere Bild auf dem Platze del Popolo beobachten, ohne von außen gesehen zu werden. Ihr Blick, in welchem sich Angst und Theilnahme malten, hatte nicht einen Augenblick das verhängnißvolle Blutgerüst verlassen, auf welchem der Verurtheilte und der Henker in dem widerlichen Drama auftraten, welches die menschliche Gesellschaft zu dem abgeschmackten Zwecke erfunden hat, das Volk in Furcht zu setzen und es von dem Verbrechen durch das Beispiel eines andern Verbrechens zurückzuschrecken. Als Luigi Vampa in der Mitte zahlreicher büßender Brüder auf der Mitte des Platzes erschien, sprach die Dame, die auf den Knieen lag, mit leiser Stimme ein Gebet, um den allbarmherzigen Gott für die Seele des Verurtheilten anzuflehen.

Als Luigi Vampa niederkniete, erhob sie die Augen gen Himmel, denn sie hatte nicht die Kraft, den verhängnißvollen Streich anzusehen. Ihr Gebet wurde inbrünstiger, dringender, lauter, und in dem Augenblicke, als das verhängnißvolle Messer fiel, riefen die Lippen, welche bisher das Gebet gemurmelt hatten, plötzlich laut die Worte:

„Luigi, Luigi, Alles ist vorbei!"

Nach diesen Worten stand die Dame auf, blickte umher und sah ihre Freundin, die neben ihr stand.

„Meine theure Freundin —"

„Eugenie, Du leidest so sehr!"

„Enttäusche Dich, Louise," erwiderte Eugenie, indem sie zugleich lachte und weinte. „Ich leide nicht mehr — ich kann nicht mehr leiden — denn von jetzt an habe ich eine Sendung zu erfüllen. Ich muß das Brod für das arme Kind erwerben, welches der Sorge der guten Morels anvertraut ist. So lange die Erfüllung dieser Sendung dauert, glaube mir, Louise, werde ich die Kraft, die Thätigkeit und den Muth bewahren, Alles zu vergessen, was mich verletzen könnte. Wir verlassen Italien, und das Theater Englands wird uns beistehen. Bis dahin, meine theure Freundin, vereinige Deine Gebete mit den meinigen und flehe zu Gott für die Seele dieses Unglücklichen, den ich aus tiefster Seele liebe, ohne die Kraft zu haben, dieses Gefühl zu besiegen! Dieses Unglücklichen, welcher der Vater meines armen kleinen Mädchens ist! Wollte Gott, daß das Verhängniß, welches seit einer gewissen Zeit auf mir zu lasten scheint, zu Ende sei, daß der Himmel auch mir den Irrthum verzeihe, den ich begangen habe! — Ach ja, er wird mir ihn verzeihen — denn die Arbeit der Künstlerin ist heilig und in den Augen Gottes tausendmal mehr werth, als die Unthätigkeit des Höflings! Louise — Louise, laß uns diese Arbeit verdoppeln, damit wir leben können! — Einstweilen aber laß uns Rom fliehen!"

Nach diesen Worten wollten Louise und Eugenie das Zimmer verlassen, als sie sich, die Thüre öffnend, plötzlich dem demüthigen und trüben Gesichte eines schwarzen Büßers gegenüber erblickten.

(Fortsetzung folgt.)

Gedächtnißfeier für Adolph Diesterweg.

Berlin, 9. Juli.

Am Sonntag den 7. Juli Morgens fand auf dem Matthäikirchhofe eine erhebende und ernste Feier statt. Bald nach dem Tode Diesterwegs, der am 7. Juli v. Js. erfolgte, traten auf Anregung des Schulvorstehers Bohm eine Anzahl von Schülern und Freunden des Verstorbenen zusammen und beschlossen demselben ein Denkmal zu errichten. Dieses Denkmal, bestehend aus einer vom Professor Albert Wolf gefertigten ehernen Büste, ist kürzlich auf dem Grabe des Verstorbenen auf einem nach der Zeichnung desselben Künstlers angefertigten Granitsockel aufgestellt worden. Der Granitsockel trägt die einfache Inschrift: „Adolph Diesterweg, geb. den 29. Oktober 1790, gest. den 7. Juli 1866." Auf der Rückseite die Worte: „Errichtet von seinen Schülern und Freunden." Dieses Denkmal wurde nun am Sonntag, als am Todestage Diesterwegs geweiht. Trotz der frühen Tageszeit und trotz der ungünstigen Witterung hatte sich eine zahlreiche Versammlung zu dieser Feier eingefunden. Vor der Thür des Kirchhofes bewegte sich bald nach halb 8 Uhr Morgens ein ansehnlicher Zug nach dem auf der Anhöhe belegenen Grabmal, wo der Verstorbene neben seiner wenige Tage vor ihm in den Tod gegangenen Gattin ruht und wo das Denkmal aufgestellt ist. An der Spitze des Zuges ging der Abgeordnete Pfarrer Richter aus Marienfelde, nach ihm, geleitet von Komitemitgliedern die nächsten Verwandten des Verstorbenen, unter denen wir seine beiden Söhne, Dr. Julius Diesterweg aus Wiesbaden und Buchhändler Moritz Diesterweg aus Frankfurt a. M., so wie drei seiner Töchter, Frau Seminar-Direktor Thilo nebst ihren Kindern, Frau Pfarrer Küpper und Frl. Marie D. bemerkten. Hinter denselben folgten die Zöglinge der durch Diesterweg begründeten Pestalozzistiftung in Pankow mit ihren Lehrern, sodann verschiedene Deputationen von Vereinen und viele Schüler und Freunde Diesterwegs von Berlin und aus verschiedenen Gegenden Deutschlands. Auch die Studirenden der Universität waren repräsentirt durch eine Deputation der Berliner Burschenschaft (Brandenburgia). Als der Zug an dem mit Blumen prächtig gezierten Grabe angelangt war, eröffnete der Erk'sche Männergesangverein, dessen Dirigent bekanntlich selbst ein Schüler Diesterwegs ist, die Feier selbst durch den Vortrag der Lieder: „Wie herrlich ist die neue Welt" aus dem „Tod Jesu" von Graun und „Mag auch die Liebe weinen" von Fr. Schneider. Hierauf hielt Pfarrer Richter die Weihrede, die wir in folgender Skizze wiedergeben: „Wir stehen hier am Grabe Diesterwegs an demselben Tage, an dem er vor einem Jahre aus dem Leben geschieden, nachsterbend der Gattin, mit der er 52 Jahre lang Leid und Freude getheilt. Was ist es nun, das uns hier auf dieser Stätte versammelt? Dankbarkeit gegen den treuen Lehrer hat Sie, die Lehrer des Volkes, hierher geführt, die in ihm ihren geistigen Vater ehren, und mit Ihnen im Geist ist vereinigt eine ganze Schaar in weiter Ferne, die dem geliebten Meister ein bleibendes Gedächtniß seines Schaffens weihen, und Sie alle, Freunde des Volkes und der Schule, die Sie in der freien Bildung des Menschen die einzig feste Grundlage für das Heil des Vaterlandes erblicken, sind hier erschienen, um dem muthigsten und feurigsten Vorkämpfer für die freie Volksbildung ihre Verehrung auszusprechen. In diesen Tagen hat unser Volk die großen Ereignisse des vorigen Jahres gefeiert, und den Kämpfern und Siegern jener Tage Denksteine gesetzt. Auch hier, unter diesem mit Blumen geschmückten Hügel ruht ein Kämpfer, ein tapferer Mann, schlicht im Aeußeren, nicht prangend im Waffenglanz, der aber wacker geführt hat die Waffen des Geistes, der gekämpft hat mit Wort und Schrift wider alle Rohheit, alle Knechtschaft, allen Aberglauben, für Bildung und Freiheit, Vernunft und Charakterfestigkeit, für alle die Güter, die ein Volk im Frieden adeln und seinen Muth im Kriege verdoppeln. Still ist er unter den Eindrücken des vorigen Jahres von uns geschieden, still und schlicht soll auch die Feier sein, die uns hier vereinigt, einfach der Gedächtnißstein, den wir ihm gesetzt haben, ganz seinem Sinne entsprechend. Neben diesem Denkmal haben wir ihm aber noch ein anderes gesetzt in unseren Herzen. Aus freiem Antrieb stehen Sie hier, die seine Schüler gewesen sind, aus freiem Antrieb, ohne äußere Beeinflussung, sind die Lehrer und Freunde der Volksbildung hierher gekommen, um sein Grab zu schmücken. Was würde der Verstorbene wohl zu unserem heutigen Beginnen sagen, er, der nicht liebte eine Feier seiner eigenen Person, weil er gewohnt war, die Person unter die Sache zu stellen? Ich erinnere Sie dabei an die Worte, die er im Jahre 1851 aussprach, als er in der Pestalozzi-Stiftung selbst ein lebendiges Denkmal für Pestalozzi errichtet, wo er sagte: „Man erweiset am besten seinen Dank gegen die Todten, indem man ihre Lebenszwecke fördert, was sie angefangen, fortsetzt, was sie gewollt, ausführt." Dazu soll dieser Denkstein für uns alle eine bleibende Mahnung sein. Was aber war der Endzweck von Diesterweg's Leben? Die Bildung des Volkes, die Bildung des deutschen Charakters, die Bildung der Gesittung. Zu dieser Aufgabe suchte er alle Lehrer zu begeistern und hierfür trat er ein mit allem seinen Streben und mit seiner ganzen

Thatkraft. Er nannte sich selbst einen Lehrer der Gegenwart. Er wollte eine Bildung des ganzen Lebens, des ganzen Volkes. Sein Geist war in allen Dingen auf das Ganze gerichtet, und es genügte ihm deßhalb nicht die Wirksamkeit, wie sie ihm amtlich überwiesen war, sondern er schaute weiter und erkannte, daß die wahre Bildung nur möglich sei durch den Zusammenhang der Volksschule mit dem Volksleben. Als er im Jahre 1832 in die Hauptstadt versetzt wurde, suchte er diese nothwendige Wechselwirkung zwischen Volksschule und Volksleben dadurch zu fördern, daß er sich bestrebte, Bildung in die untern Klassen zu tragen und Organisationen mit herzustellen, um der Armuth zu wehren und die Vorbedingungen zur Bildung zu schaffen. Als 1844 der Verein zur Hebung der arbeitenden Klassen gegründet wurde, war er der Vorsitzende jener denkwürdigen Versammlung; auch die Bestrebungen Friedrich Fröbels, in denen er eine Wohlthat für die Menschheit erblickte, hat er mit gewissenhaftem Eifer unterstützt. Ebenso unerschrocken, wie er die Schäden in den unteren Schichten zu heilen suchte, erhob er auch seine Stimme gegen die Schäden in den höheren Kreisen. Diesterweg strebte aber nicht wie Rousseau und Pestalozzi nur eine allgemein menschliche Bildung an, sondern wollte eine nationale, eine deutsche Bildung. Innerhalb der Nation gab es für ihn allerdings keine Schranken. Er wollte nicht eine preußische, sondern eine deutsche Schule. er wollte bilden nicht Lutheraner, Reformirte, Katholiken, sondern nur Kinder eines und desselben Volkes. Ja, er ging noch weiter. Ebenso wie christliche Kinder und christliche Lehrer umfaßte er mit seiner Bildung auch jüdische Kinder und jüdische Lehrer; die Menschenbildung des ganzen Volkes war sein Streben. Alle politischen und kirchlichen Rücksichten, die man in die Volksschulen hineinzupflanzen versuchte, wies er zurück, damit die Menschenbildung ungestört gedeihen könne. Er wollte keine bloße Lernschule, sondern eine Schule der Gegenwart, da er erkannte, daß Bildung nicht erreicht wird durch eine bloße Uebung der Gedächtnißkraft, sondern dadurch, daß man die geistigen Kräfte stählt, die Gedanken anregt und den Willen zur Entwicklung bringt, und durch Anschauungsübungen die Schulen vorbereitet auf das Nachdenken dessen, was das Endziel eines durch Vernunft geleiteten charaktervollen Lebens ist. Daß ein solcher Mann, von dessen Wirksamkeit so viele unter uns Schüler und Lehrer Zeugniß ablegen können, früher, als es nach Gottes Ordnung sein sollte, aus seiner gesegneten Thätigkeit herausgerissen ward, müssen wir alle tief beklagen; beklagen um deren willen, die ihn entbehren mußten, beklagen aber auch um seiner selbst willen, daß ihm das höchste Glück seines Lebens, Bildner der Jugend zu sein, zu früh geraubt wurde. Aber trotzdem hat er die Aufgabe seines Lebens nicht verlassen. Sechszehn Jahre hat er gekämpft in Schrift und Wort für freie Bildung des Volkes, für Hebung des Lehrerstandes. Er hat gekämpft für Befreiung der Schule von jedem Zwange; dabei hielt er auf eine strenge Jugenderziehung, indem er von dem Gedanken ausging, daß ein freies Volk eine strenge Erziehung nöthig habe, und daß Volksfreiheit und Volksglück nur durch Volksbildung ermöglicht werde. Hier ruht er nun von seinem kräftigen Wirken. (Zum Denkmal hingewendet) Und du, Abbild seines Angesichts, erinnere den Wanderer, der seinen Fuß hierhersetzt, erinnere alle Lehrer des Volkes, alle Bewohner dieser großen Hauptstadt daran, was Adolph Diesterweg gewesen ist, was er gewirkt, wofür er gekämpft hat. Stehe hier, du Denkmal aus Stein, unter Gottes Obhut, gesichert und geschützt vom Geiste der Andacht und des Friedens!"

Nach diesen Worten sang der Eck'sche Gesangverein das Mendelsohn'sche Beati mortui" worauf ein Schüler Diesterwegs Dr. Hibeau, Erziehungsinspektor am Luisenstift, folgendes von ihm selbst verfaßtes Gedicht vortrug:

Wie soll den Meister würdig ich besingen,
Den edelsten im lichten Sternenglanz!
Wie kann es einem schwachen Wort gelingen,
Zu widmen ihm der Muse goldnen Kranz.
Lorbeern und Palme hast Du längst empfangen,
Sie gab, o Theurer, gern der Himmel Dir.
Dein Werk, die Menschenbildung, es wird prangen
Als hoch erhabener Denkstein für und für!
Doch willst Du nicht verschmäh'n des Sängers Gabe,
In Liebe legt er nieder sie am Grabe.

Mannhaft und furchtlos kämpftest Du hienieden,
O theurer Meister, und Du wanktest nicht!
Verklärter, jetzt schaust Du im höchsten Frieden,
Was rastlos Du gesucht — der Wahrheit Licht!
Und hier Dein Bild in Erz und festem Steine,
Es mahnt uns, festzustehn im Kampf wie Du.
„Dem Manne freies Wort, fern jedem Scheine!"
Dem Mahnruf streben Deine Schüler zu.
Wie auch die Zukunft möge sich gestalten,
Ja, wir geloben, Treue Dir zu halten.

Dein Bild, vom süßen Morgenduft umflossen,
Wie freundlich-ernst blickt es auf uns herab!
Wie viel auch hier der Thränen sind vergossen,
Den freien Geist umschließet nicht das Grab!
Wir klagen nicht, wir feiern diese Stunde
In froher Eintracht, Lieb' und Dankbarkeit.
Mit Dir, Verklärter, treu im Geistesbunde
Verschwindet jedes Herzens Bangigkeit,
Das Band der treu'sten Liebe soll besteh'n,
Bis wir dereinst von dieser Erde geh'n.

Das wiederum vom Eck'schen Gesangvereine vorgetragene Lied von Mendelsohn: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" schloß in würdiger Weise die erhebende Feier. Telegramme waren an das Komite gekommen aus Königsberg in Pr.: „Diesterweg's Denkmal bleibe Wallfahrtsort deutscher Lehrer immerdar! Gruß. Königsberger Lehrerverein". Mitgetheilt vom Schulvorsteher Bohm. Aus Naumburg: „Diesterweg's unsterblichem Genius weihet an seinem Grabe Gefühle dankbarer Verehrung der freie Lehrerverein in Naumburg." Mitgetheilt vom Dr. Brüllow. Beide Telegramme wurden nach der Feier in einem vertrauten Kreise von Freunden und Gesinnungsgenossen des Verewigten mitgetheilt.

Text der Chöre,

welche bei der Grundsteinlegung des Oestreicher-Denkmales am 14. d. Mts. von den drei hiesigen Gesang-Vereinen unter Begleitung der Militärmusik vorgetragen werden.

I.

Trauer- und Weihe-Chor.

Hier am Orte ernster Trauer
Sey das Lied dem Schmerz geweiht!
Es durchbebt uns heil'ger Schauer,
Denkend der Vergangenheit!
Diese Stätte sah die Brüder
Fallen für das Vaterland,
Helden sanken sie darnieder,
Sterbend für der Einheit Band! —

Deutschland war's, für das sie stritten,
Aber ach! es blich sein Stern!
Ja, sie haben ausgelitten,
Von der theuren Heimath fern!
Fern von allen ihren Lieben,
Fielen sie im tiefsten Schmerz,
Sie, die Deutschland treu geblieben,
Traf das Todesblei in's Herz! —

Ehrt der Tapfern hohe Tugend,
Weihet ihnen diesen Stein,
Die für uns voll Kraft und Jugend,
Fielen in des Kampfes Reih'n!
Ja! die Nachwelt soll erfahren,
Wer hier sanft im Tode ruht,
Wie einst ihre Väter waren,
Die hier ließen Gut und Blut!

II.

Gebet, Hymne und Weihe-Chor.

Laß aus diesem Grabeshügel
Sprossen deutsche Einigkeit,
Der Du lenkst der Welten Zügel,
Vater der Unsterblichkeit!
Seg'ne Oestreichs redlich Streben,
Ohne Falsch und ohne Trug,
Mög' sein Genius erheben
Sich in neuverjüngtem Flug! —

Unter Gottes mächt'gem Schilde
Blühet wieder Habsburgs Thron!
Schenk, o Herr, der ew'gen Milde
Tapferkeit und Tugend Lohn! —
Der du leitest die Geschicke,
Höre, Vater, unser Fleh'n:
Wend' auf Oestreich deine Blicke,
Laß der Deutschen Recht besteh'n! —

Ja des Doppeladlers Schwingen
Heben sich mit neuem Schlag,
Muthig werden sie erringen,
Was im Schooß des Glückes lag!
Neu ertönt der Hoffnung Stimme,
Durch die dunkle Nacht dringt Licht!
Ras't auch Sturm im wilden Grimme,
Gott verläßet Oestreich nicht!

„Deutschland wird mit ihm verbunden,
„Felsenfest, nicht überwunden!
„D'rum schling', o Gott, der Einheit Band
„Um's ganze deutsche Vaterland!"

Aschaffenburg, 11. Juli 1867.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 165 Freitag, 12. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Es entstand ein Augenblick tiefen Schweigens, während dessen Eugenie ebenso wie Louise einige Worte zu sprechen versuchten — aber die Stimme erstarb auf ihren Lippen. Der Büßer schien ebenso ergriffen zu sein, wie die beiden Freundinnen. Endlich war es Louise, welche zuerst das Schweigen brach.

„Guter Bruder," sagte sie, „Ihr kommt ohne Zweifel, um für die Seele des Verurtheilten zu betteln?"

„Ich komme um eine Pflicht zu erfüllen, die er mir auferlegt hat."

„Mein Gott," rief Eugenie, „was wollen Sie? — Sprechen Sie!"

„Ja, Madame, Sie sind es, die der Unglückliche mir bezeichnete."

„Wie! Er hat mich gesehen?"

„Seine Blicke," entgegnete der Büßer, schienen durch diese Mauern zu dringen und Sie in dem letzten Augenblick seines Lebens zu betrachten. Er errieth, daß Sie hier wären; er sagte, daß ich Sie hier finden würde, und in der That, Sie sind hier! —"

„Ach, Luigi, Luigi!" rief Eugenie, indem sie die Augen zum Himmel erhob. „Was sind Mauern, was sind Entfernungen, für zwei Herzen, die sich lieben! Finden sie nicht immer das Mittel, sich zu verständigen?"

„Eugenie Danglars, Gott erbarme sich Ihrer!"

„Ja, ja, beten Sie aus dem Grunde Ihres Herzens für mich, denn hinfort muß ich beten, muß ich arbeiten! Wenn ich bis zu dem heutigen Tage aus Neigung und Vergnügen gearbeitet habe, so muß es von heute an aus unbedingter Nothwendigkeit geschehen! Gott möge mich unterstützen — Gott möge mir seinen Beistand verleihen! Er habe Mitleid mit meiner Tochter!" sagte sie mit leiser Stimme, indem sie den Kopf auf die Brust sinken ließ.

„Bruder," fragte Louise d'Armilly, welche dem schmerzhaften Auftritte so bald als möglich ein Ende zu machen wünschte, „was ist es denn für eine Pflicht, die der Verurtheilte Euch auferlegte?"

„Bruder, sagte er zu mir," entgegnete der Büßer, „ich sehe dort auf dem Platze ein offenes Fenster, auf dessen Balkon ich keine Zuschauer erblicke, wie an allen andern; ich habe die Ahnung, daß dort in jenem Hause sich ein Weib befindet, die vielleicht für den Mann betet, der zugleich ihr Geliebter und ihr Henker war! Ich bin überzeugt, daß dieses Weib, welches groß, edel und voll Güte ist, dem Unglücklichen verzeihen wird, der auf der Stufe eines Blutgerüstes steht! Ja, sie muß dort sein, damit ihr großmüthiges Gebet meine Seele in dem Augenblicke begleite, wo sie diesen so verbrecherischen und so von Leidenschaft erfüllten Körper verlassen wird! Geht also nach meiner Hinrichtung nach jenem Hause, Bruder; Ihr werdet dort eine Frau finden, welche Eugenie Danglars heißt. Sagt Ihr von mir und übergebt Ihr diesen Ring, den ich ihr in einem Augenblick der Raserei entriß, dessen Opfer wir Beide geworden sind! Ich fürchte, es möchte Jemand wagen, sich desselben zu bemächtigen, wenn mein Körper in den ewigen Schlaf versenkt worden ist: Ohne diese Furcht würde ich voll Leidenschaft den Ring selbst noch nach meinem Tode bewahren! Geht also zu ihr, mein Bruder, und indem er diese Worte sprach," fügte der Büßer hinzu, „zog der Unglückliche von seinen Fingern einen goldenen Ring, preßte ihn mehrmals an die Lippen, bedeckte ihn mit glühenden Küssen und streckte mir dann die Hand entgegen, um mir den Ring zu übergeben. Darauf legte er seinen Kopf an den verhängnißvollen Block! — Hier ist der Ring, Eugenie Danglars!"

Der Büßer übergab hierauf Eugenie einen goldenen Ring, und sie empfing ihn, indem sie ihn mit frommer Andacht küßte.

„Ja, ich erkenne ihn!" murmelte sie, kaum fähig zu sprechen, denn ihre Thränen erstickten sie.

„Ich habe also meine Sendung erfüllt," murmelte der Büßer, indem er sein Gesicht senkte, das durch seine Kapuze verborgen wurde. „Eugenie Danglars, die Barmherzigkeit Gottes sei mit Ihnen, und glauben Sie mir, daß die ganze menschliche Weisheit darin besteht, aus tiefster Seele daran zu glauben, daß Gott unendlich barmherzig ist; daß der Mensch im höchsten Grade kühn und übermüthig der unbegränzten Gerechtigkeit seines erhabenen Schöpfers gegenüber steht!"

Eugenie warf sich in Louisen's Arme, und der Büßer stieg langsam die Treppe hinab, indem er murmelte:

„Die Geduld des Lammes Gottes sei mit mir!"

„Louise, Louise!“ rief Eugenie, indem sie auf's Neue den Ring küßte, „hier berühren meine Lippen die des Mannes, der für mich Alles vergessen hat! Ach ein Tag wird kommen, an welchem mein unschuldiges Kind diesen Ring befragt, wenn ich ihm denselben auf meinem Todtenbette als einzige Erbschaft seines Vaters übergebe! — Luigi, hier werden die Lippen Deiner Tochter zum Erstenmale den Deinigen begegnen, und Du wirst stets an ihrer Seite sein!“

„Eugenie,“ sagte Louise sanft, und indem sie ihre Freundin umarmte, „gib Dich doch nicht so ganz den Gedanken hin, die Dich niederbeugen! Alles ist zu Ende; sei erhaben über Dich selbst, und rechne auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes!“

„Laß uns gehen,“ sagte Eugenie, „laß uns gehen! Gott wird über uns wachen, Gott wird mein armes Kind beschützen.“

Mit diesen Worten gingen Eugenie und Louise die Treppe hinab, stiegen in einen kleinen Wagen, der ihrer wartete, und fuhren nach dem Hotel des Maestro Pastrini. Als der Karneval vorüber war, verließen sie Rom mit dem festen Entschlusse, nach London zu gehen, um sich dort bei dem lyrischen Theater engagiren zu lassen und ihre für einige Zeit unterbrochen gewesene Künstlerlaufbahn fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf das Jahr 1866.

(Fortsetzung.)

17. Juli. Prinz Napoleon geht nunmehr von Paris in das Hauptquartier des Königs von Italien ab. — Die Preußen besetzen Lundenburg, den Knotenpunkt der Wien-Brünner und Wien-Olmützer Bahn. Auch der König von Preußen mit dem Hauptquartier trifft daselbst ein. Eine Abtheilung der Preußen geht bei Horitz über die March auf ungarischen Boden. Keine größern österreichischen Truppenmassen stehen mehr auf dem linken Donauufer gegen die Preußen. Dagegen langt ein Regiment der italienischen Armee nach dem andern zum Schutz der Donaulinie an, ebenso auch die sächsische Armee von Linz her. Aufgebot des Landsturms in Niederösterreich, Oberösterreich, Kärnthen, Krain und Steiermark. Der Gemeinderath von Wien beschließt, eine Bürgerwehr von 20,000 Mann zu errichten. Ein Manifest des Kaisers ruft alle waffenfähigen Männer Tyrols zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen Italien auf. — Die Preußen besetzen die Hauptwache und konsigniren die Frankfurter Garnison in ihre Kaserne, wo sie aufgelöst wird. Dem zu einer Sitzung versammelten Senat wird seine Auflösung angekündigt und die Senatoren Bernus und Speltz verhaftet. Eine Proklamation des Generals Vogel v. Falkenstein verkündet, daß er die Regierungsgewalt über die Stadt Frankfurt, das Herzogthum Nassau und die okkupirten Theile von Hessen-Darmstadt und Bayern übernommen habe. Das „Frankfurter Journal“ wird zum offiziösen Organ der preußischen Militärbehörde erklärt, die (demokratische) „Neue Frankfurter Zeitung“ und die (konservative) „Frankfurter Postzeitung“ werden unterdrückt.

18. Juli. Die preußische Regierung trifft Maßregeln zur Mobilisirung auch des zweiten Aufgebots der Landwehr. — Die Preußen besetzen Darmstadt, Wiesbaden, Biebrich und Höchst. — Der Stadt Frankfurt wird von den Preußen eine Kontribution von 6 Millionen Gulden auferlegt, die von der Bank in baarem Silbergeld bezahlt wird.

19. Juli. Benedek, der sich mit dem Rest seiner Armee von Olmütz nach Ungarn durchgeschlagen, steht bei Freystadt nächst Tyrnau. — Die Preußen besetzen Gänserndorf bei Wien. — General Vogel v. Falkenstein wird zum Militärgouverneur von Böhmen ernannt. General v. Manteuffel tritt an seine Stelle als Kommandant der Mainarmee.

19./21. Juli. Konferenz der Minister v. d. Pfordten (Bayern), Varnbüler (Württemberg), Dalwigk (Hessen) und Edelsheim (Baden) in München.

20. Juli. General Manteuffel verlangt von Frankfurt eine neue Kontribution von 25 Millionen. Die gesetzgebende Versammlung lehnt die Zumuthung wiederholt entschieden ab. — Die preußische Reservearmee bricht unter dem Großherzog von Mecklenburg von Leipzig nach dem Main auf.

21. Juli. Angeblicher Abschluß eines förmlichen Protokolls zwischen Preußen und Frankreich bezüglich Nordschleswigs. — Seeschlacht bei Lissa. Glänzender Sieg der österreichischen Flotte unter Tegethoff über die italienische unter Persano. — General Röder wird zum preußischen Stadtkommandanten, Landrath v. Diest zum Zivilkommissär für Frankfurt ernannt. — Hauptquartier der Bayern in Würzburg und des 8. Bundesarmeekorps in Tauberbischofsheim. — Der Minister v. d. Pfordten geht nach Wien und Nikolsburg ab, um einen Waffenstillstand mit Preußen zu erzielen.

22. Juli. Gefecht zwischen Preußen und Oesterreichern bei Blumenau unweit Preßburg, die preußische Armee hat sich auf dem Marchfeld gegen Wien konzentrirt, das Hauptquartier des Königs ist in Nikolsburg. — Außerordentliche Konferenz in Wien unter dem Vorsitze des Kaisers. Es nehmen daran Theil: die Könige von Sachsen und Hannover, der Großherzog von Hessen, die Kronprinzen von Sachsen und Hannover, die österreichischen Minister Frank, Mensdorff und Esterhazy, die mittelstaatlichen Minister

Beust, Platen und v. d. Pfordten. — Abschluß einer fünftägigen Waffenruhe zwischen Oesterreich und Preußen, dagegen hat Oesterreich die von Italien an den Waffenstillstand seinerseits geknüpften, auf Tyrol bezüglichen Bedingungen abgelehnt. Die offizielle „Wiener Abendpost" rechtfertigt die Annahme der Waffenruhe mit Preußen damit, daß in erster Linie die territoriale Integrität des Reiches gewahrt werden müsse.

23. Juli. Degenfeld, Karolyi und Brenner treffen österreichischerseits in Nickolsburg ein, um über die Friedenspräliminarien als Bedingung für einen Waffenstillstand zu unterhandeln.

24. Juli. General Röder, der preußische Stadtkommandant in Frankfurt, beschließt energische Maßregeln bezüglich der Kontribution von 25 Millionen und verlangt zunächst von Bürgermeister Fellner eine Liste der wohlhabendsten Einwohner. Fellner erhängt sich in Folge dieser Zumuthung. — Gefecht der Württemberger bei Tauberbischofsheim, das von den Preußen genommen wird.

25. Juli. Abschluß einer Waffenruhe zwischen Oesterreich und Italien. — Die Mainarmee wendet sich gegen Würzburg. Gefecht der bayerischen Avantgarde bei Helmstadt. — Die Württemberger räumen die von ihnen im Namen des Bundes okkupirten hohenzollern'schen Fürstenthümer wieder. — Abschluß des Waffenstillstands und des Präliminarvertrags für einen definitiven Friedensschluß zwischen Oesterreich und Preußen nach den zwischen Preußen und Frankreich vereinbarten Grundzügen. — Das Bundeskontingent von Liechtenstein zieht 80 Mann stark unter seinem Oberlieutenant nach Tyrol aus. — Sachsen-Meiningen zeigt dem Rumpf-Bundestage in Augsburg seinen Austritt aus dem Bunde an.

27. Juli. Die Preußen beschießen die bayerische Feste Marienberg. Abschluß einer 24stündigen Waffenruhe. — Die Minister Varnbüler und Dalwigk gehen nach Nickolsburg, um einen Waffenstillstand mit Preußen zu erzielen. — Das preußische Reservearmeekorps unter dem Großherzoge von Mecklenburg besetzt Bayreuth. — Die von der preußischen Regierung gebildete ungarische Legion unter General Klapka erhält bei Neisse ihre Fahnen.

28. Juli. Bayern schließt in Nickolsburg einen Waffenstillstand mit Preußen ab, der aber erst vom 2. August an beginnen soll. Doch verheißt Preußen mündlich, seine Truppenkommandanten am Main telegraphisch anzuweisen, „fernerhin keine Entscheidung durch die Waffen mehr zu suchen."

29. Juli. Ein bayerisches Bataillon wird von den preußischen Reservetruppen unter dem Großherzog von Mecklenburg bei St. Johann nutzlos zusammengehauen. — Ein Telegramm des Königs von Preußen beruft den Senator Müller von Frankfurt nach Nickolsburg und sistirt inzwischen alle Zwangsmaßregeln behufs Eintreibung der Kontribution von 25 Millionen.

30. Juli. Die österreichische Regierung ladet eine Anzahl Wiener Bankiers zu einer Konferenz und zur Mithülfe einer behufs schleunigster Deckung der an Preußen zu zahlenden Kriegskontribution.

31. Juli. Der König von Preußen verläßt Nikolsburg, um nach Berlin zurückzukehren. — Baden beschließt seinen Austritt aus dem Bunde.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Aus Anlaß eines Artikels über die Journalliteratur in Bayern in Nro. 119 der „Blätter für literarische Unterhaltung" vom Jahre 1832 legte Eisenmann in Nro 56 u. ff. des „Bayerischen Volksblattes" unter dem Titel: „Unser Glaubensbekenntniß", sein politisches Glaubensbekenntniß ab.

An eine Staatsverfassung, wie er sie in Kopf und Herzen hat, stellte Eisenmann folgende Anforderungen:

1) Vollkommene bürgerliche Freiheit aller Staatsbürger, oder was im Grunde dasselbe ist, Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, gleiche Rechte und gleiche Pflichten für Alle. Keine Feudalität.

2) Freiheit des Gewissens und der Meinungen, sohin vollkommene Preßfreiheit mit alleiniger Kompetenz des ordentlichen Richters bei Preßvergehen.

3) Wahrhafte Vertretung des Volkes nach allen seinen Interessen in einer Kammer (Nationalversammlung).

4) Ein Wahlgesetz, welches jeden ansässigen Staatsbürger an der Wahl aktiven Antheil nehmen läßt (sei es auch durch mittelbare Wahlen), die Wahl selbst aber für die Hälfte der zu wählenden Abgeordneten unbedingt dem Vertrauen der Wähler überläßt, während die andere Hälfte nur aus solchen Staatsbürgern genommen werden dürfte, die mit einem größeren Grundbesitz ansässig sind.

5) Jährliche Nationalversammlung und jährliches Budget.

6) Vollkommene Unabhängigkeit der Richter, öffentlich Gerichtsbarkeit und eine Jury.

7) Eine auch die übrigen Staatsdiener den Launen der Regierung entziehende Dienstespragmatik.

8) Außer der nöthigen Kavallerie, Artillerie und den technischen Branchen kein stehendes Heer, dafür allgemeine Volksbewaffnung.

9) Ein Finanzsystem, bei dem sich die direkten Abgaben mit den indirekten balanciren, die direkten Leistungen aber streng nach den Renten der Staatsbürger ermessen werden.

10) Eine Gemeindeverfassung, welche bloß das demokratische Prinzip anerkennt, die Wahl der Gemeindediener einzig den Gemeinden überläßt, aber Niemand zur Annahme der Wahl zwingt.

11) Die Leitung der gesammten Administration in den Händen eines streng verantwortlichen Ministeriums, dessen einzelne Mitglieder frei vom Monarchen gewählt werden, aber abtreten müssen, wenn drei Viertheile der Volksvertreter es verlangen.

12) Diese Verfassung gegen alle Wechselfälle eines Wahlreiches geschützt durch einen unverletzlichen, unverantwortlichen König, der die gesetzgebende Gewalt mit dem Volke theilt, und dessen Krone sich auf seinen Erstgebornen forterbt, der aber im Falle eines drohenden Erlöschens der Dynastie die Befugniß hat, nach ganz freier Wahl einen Thronerben zu adoptiren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Leichenfeier.] In New-York geriethen kürzlich die Theilnehmer an einem Leichenbegängniß sich auf dem Calvary-Friedhofe in die Haare. Es entspann sich eine fürchterliche Prügelei, bei welcher alle möglichen Waffen in Anwendung gebracht wurden. Mehrere Personen wurden schwer verwundet und ein Kind soll sogar getödtet worden sein.

Eine Entführungs-Geschichte macht in der Leopoldstadt in Wien die Runde. Frl. Johanna B., eine 16jährige zierliche Brünette, die Tochter eines Fabrikanten, hatte eine zu moderne Erziehung erhalten, um nicht schon zahlreiche Entführungen in den Romanen gelesen zu haben. Es war ihre Sehnsucht, in einer lauen Sommernacht auch einmal von einem galanten Ritter entführt zu werden. Sie machte kein Hehl daraus, keine Heirath ohne Entführung! Und rasch ward ihr Ideal zur Wirklichkeit. Ein junger, ihrem väterlichen Hause befreundeter Bahnbeamter lernte sie kennen und — lieben; die Liebesbriefe flogen herüber und hinüber und endlich der letzte: genaue Instruktionen zur Entführung. Abends harrt der Fiaker in der Nähe des Hauses, drinnen sitzt der gut vermummte Liebesheld, Fräulein Johanna huscht mit einem leichten Packetchen in den Wagen und fällt dem stummen Entführer um den Hals. Der Wagen führt das stumme Pärchen zum Bahnhof und bald geht's mit dem Zuge tief in's Land hinein nach Mähren. Schon wird's Tag, als sie in einem kleinen Städtchen aussteigen, um Rast zu halten. „Um Gotteswillen nicht hier", beschwört die Romanheldin ihren Helden, „hier wohnt ja meine Tante!" — Dennoch geht's in's Städtchen und der Wagen hält vor dem Haus — der Tante und drinnen „überreicht" der maliziös lächelnde Entführer das verblüffte Mädchen der Tante. Mit den Worten: „Schaffen Sie nur alle Romane aus dem Wege!" nimmt er Abschied. Die ganze Geschichte war mit der Tante und den Eltern verabredet, eine homöopathische Kur, für deren Erfolg die Tante einstehen will.

Am 5. d. Mts. herrschte auf dem Viktualienmarkte bei der griechischen Kirche zu München ein unbeschreiblicher Aufruhr und Wirrwar, welcher schwer unterscheiden ließ, ob er sich mehr zum Tragischen oder zum Komischen gestalten werde. Ein an einen Wagen gespanntes Pferd, welches sein Lenker, ein Metzger, ohne Aufsicht eine Zeit lang allein stehen ließ, wurde aus bis jetzt unbekannter Ursache plötzlich scheu und rannte nun mit dem Wagen in rasender Eile die Kreuze und die Quere über den Markt, eine Menge Körbe und Ständchen nach allen Richtungen übereinander schleudernd. Man denke sich nun das entsetzliche Lärmen, Schreien und Durcheinanderlaufen der Marktweiber und der vielen Käuferinnen. Nachdem es endlich zwei beherzten Männern gelang, das Pferd zum Stehen zu bringen, sah der Markt aus wie ein wahres Schlachtfeld. Die meisten Viktualien lagen im bunten Durcheinander; Kraut, Rüben, Erbsen, Schmalz, Kirschen, Butter, Blumen, Käse, Erdbeeren und Eier lagen meistens zertreten und zerfahren in gräulicher Vermischung umher. Namentlich sahen die Massen zermalmter Schwarzkirschen wie so und so viele dunkle Blutlachen aus; und nun schließlich das Jammern der Besitzerinnen aller dieser schönen Dinge!

Anagramm.

Wenig an Gewicht sind vier,
Doch wenn du sie willst versetzen,
Bieten Stoff zu Fischernetzen
Sie und äuß'res Ansehn dir.

Auflösung des Räthsels in Nr. 159:

Kennt ihr den Wald? ich kenne ihn!
Einst stand er in dem Walde grün;
Doch daß er jetzt auf weitem Meer
Als stolze „Flotte" schwimmt einher,
Wohl auch zu heißem Kampf und Streit
Zu jeder Stunde ist bereit —
Dieß wird sowohl vom Uebel sein
Wie manches And're auch, allein
Ich kann es nicht verhindern.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 166 Samstag, 13. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

LIX.

Der Büßer.

Eugenie und Louise d'Armilly zogen sich nach dem Hotel des Maestro Pastrini zurück und erwarteten hier das Ende der letzten Tage des Karnevals, um Italien zu verlassen, denn während dieser drei Tage ist der Zufluß der Fremden nach Rom so groß, daß es Jedem, der die große Stadt verlassen will, schwer wird, besondere Wagen zu finden.

Während das Publikum in wildem Taumel die Straßen durchzog, die zu den Orten führten, welche für die öffentlichen Spiele bestimmt waren, entwarfen die beiden Freundinnen mit einander das neue Programm ihres Künstlerlebens. Eugenie lag jetzt die heilige Pflicht ob, das künftige Brod ihrer Tochter zu gewinnen, und Louise, die stets gut und fügsam, stets eine aufrichtige und uneigennützige Freundin war, erfüllte die nicht minder heilige Pflicht, Die, deren Geschick mit dem ihrigen so innig verknüpft war, bei ihren angestrengten Arbeiten zu unterstützen.

Mitten unter den schmeichelhaftesten Hoffnungen bedrückte indeß eine schmerzhafte Erinnerung den Busen Eugeniens. Unwillkürliche Thränen bezeugten, wie sehr dieses Gefühl sie beherrschte, und Louise strebte vergebens, ihr einige Worte des Trostes zu sagen. Es gibt so tiefe Schmerzen, daß Niemand sie zu mildern vermag, Niemand — nur die Zeit allein — und oft verrinnt sogar die Zeit vergebens. Die letzte Stunde des Geschöpfes kommt, und es stirbt mit demselben innigen tiefen Gefühle.

Eugenie flüchtete sich zuweilen allein nach ihrem Zimmer, in welches kaum ein Strahl des Lichts durch die Ritzen des festverschlossenen Fenstervorhangs drang. Dort ließ sie in diesem einzelnen Lichtstrahl den goldenen Ring blitzen, den der Büßer ihr in dem Auftrage des verurtheilten Vampa übergeben hatte. Dort schien Eugenie sich mit diesem Unglücklichen zu unterhalten, und betete zu dem Ewigen, ihr die Gnade zu gewähren, daß ihre Seele mit der seinigen in der Ewigkeit verbunden werden könnte.

Louise wagte es nicht, sie zu unterbrechen; sie kniete vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder und begleitete im Geiste ihre Freundin auf der Pilgerfahrt, auf welcher sie mit unsichtbaren Geistern zu verkehren schien.

— — — — — — — — — — — — — —

Schon hatten die langsamen dumpfen Schläge der Glocken mit majestätischem Klange den Beginn der heiligen Woche verkündet. Nachdem die beiden Freundinnen ihre Rechnungen durch den gewissenhaften Maestro Pastrini hatten ordnen lassen, trafen sie Anstalt, Italien zu verlassen, als die Thür ihres Gemachs sich öffnete und sie vor sich das ernste Gesicht eben jenes Büßers erblickten, dem Louise ein Almosen gegeben hatte hatte, und der am Tage der Hinrichtung Vampa's Eugenien den Ring überbrachte.

Der Büßer hatte die Kapuze seiner Kutte auf das Gesicht herabgezogen und die Hände in den weiten Aermeln verborgen.

Eugenie und Louise sahen einander gegenseitig an, als wollten sie sich um die Ursache dieser Erscheinung befragen, aber der Büßer nahm zuerst das Wort und sagte:

„Meine Damen, ich komme, um eine Pflicht zu erfüllen, die ich für heilig halte; — ich komme, um einer Tochter den Segen ihrer Mutter zu überbringen."

„Mein Gott!" murmelte Eugenie.

„Erklärt Euch, mein Bruder," sagte Louise.

„Eugenie Danglars," entgegnete der Büßer nach einem Augenblicke des Zögerns, „Du willst Italien verlassen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, den Segen Derjenigen zu erlangen, die Dir das Leben gab!"

„Guter Bruder," sagte Louise, „Eure Worte sind ernst, indeß habt Ihr einen Namen ausgesprochen, den in Rom Niemand kennt. Seid Ihr derselbe, der uns an dem Tage der verhängnißvollen Hinrichtung aufsuchte?"

„Ja."

„So kommt Ihr also mit einer neuen Sendung beauftragt?"

„Ja."

„Und was ist das für ein Auftrag?"

„Louise d'Armilly," erwiderte der Büßer, indem er sich ihnen näherte, „es ist gut, daß Ihre Freundin den Segen ihrer armen Mutter aus Italien mit sich hinwegnehme."

„Ja, ja!" rief Eugenie, indem sie ihn unterbrach, und die Hände faltete. „Wo ist sie? Ich muß —"

„Die Gnade des Herrn erleuchte Dich, meine Tochter," erwiderte der Büßer. „Möchte sie auch mich nicht auf dem Wege der Buße verlassen, den ich betreten habe!"

„O mein Gott," flüsterte Louise, indem sie einen forschenden Blick auf den Büßer warf, „diese Stimme — wo habe ich sie schon gehört?"

„Kommt, guter Bruder," sagte Eugenie, indem sie niederkniete. „Kommt, und da ich den Segen meiner Mutter nicht von ihrer eigenen Hand empfangen kann, segnet Ihr mich in ihrem Namen, denn sie hat Euch großmüthig damit beauftragt, dieß zu thun."

„Ja, meine Tochter," sagte der Büßer, „ich komme zu Dir, beauftragt von ihr, Dir ihren Segen zu bringen, und segne Dich in ihrem Namen und in dem Namen Gottes."

Bei diesen Worten streckte der Büßer seine beiden Hände über den Kopf Eugenien's, und Louise kniete an der Seite ihrer Freundin nieder, als wollte auch sie ihren Theil von dem Segen empfangen.

„Das Weib, welches die Leidenschaften dieser Welt ergriffen hatten," fuhr der Mönch fort, „Frau v. Servières und v. Méran, Baronin Danglars, lebt jetzt demüthig und ergebungsvoll unter dem Gewande der frommen barmherzigen Schwestern."

„Was sagt Ihr?" rief Eugenie, indem sie aufsprang.

„Höre mich an, Eugenie Danglars, und versuche nicht, mit der weltlichen Eitelkeit, die noch in Dir vorwaltet, das Geschick Deiner Mutter zu ändern."

„O, meine Mutter! Meine arme Mutter!" rief sie, indem sie die Hände rang; „was sagt Ihr? Wo ist meine Mutter?"

„Nachdem sie hier in Rom in die fromme Schwesterschaft des heiligen Lazarus eingetreten ist, wird sie binnen kurzer Zeit nach Frankreich gehen, wo sie ihre Tage zu beendigen wünscht. Bete für sie, Eugenie, bete für sie und folge Du Deinem Geschick. Das Verhängniß hat auf Deiner Familie gelastet, und Du bist die Einzige, welche noch eine heitere Zukunft vor sich erblicken kann, denn Du bist die mindest Strafbare gewesen. Deine Eltern haben die Strafe ihrer Irrthümer gelitten! Dein Vater ist für immer in dem unbekannten Stande verschwunden, aus dem er sich durch Intriguen erhoben hatte; Deine Mutter, von der Höhe ihres Stolzes herabgestürzt, gezwungen, auf ihre Eitelkeit zu verzichten, seufzt über ihre vergangenen Irrthümer unter dem demüthigen Gewande, das sie zu ihrer Buße angelegt hat. Lebe wohl, Eugenie. Hast Du Feinde, so verzeihe ihnen von Grund Deiner Seele und verfolge Deinen Weg!"

„Mein Gott!" flüsterte Louise, ohne den Blick von dem majestätischen und strengen Gesicht des Büßers abzuwenden. „Ich habe diesen Menschen schon irgend wo gekannt! Es scheint mir, als hätte ich schon öfters diese wohlklingende Stimme gehört, die bis in die Tiefe unserer Seele dringt!"

„Gott möge auch mir verzeihen!" fuhr der Büßer fort. „Ich erkenne seine unfehlbare Gerechtigkeit!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Mittelschulen im österreichischen Staate.

Die k. k. Kommission für Statistik in Wien hat sämmtliche Mittelschulen des österreichischen Staates, ihr die Jahresberichte von 1865/66 einzusenden, aufgefordert. Daraus hat sie über 202 theils humanistische, theils realistische, meist achtklassige Gymnasien, über 76 höchstens sechsklassige Realschulen eine Zusammenstellung gefertigt, aus der unter Anderm hervorgeht, daß diese 202 mit Namen aufgeführten Gymnasien im genannten Schuljahre von 108 geistlichen und 94 weltlichen Direktoren geleitet wurden, daß an ihnen 554 geistliche und 665 weltliche ordentliche Lehrer wirkten, daß die Zahl aller ordentlichen, außerordentlichen und Nebenlehrer 2431 betrug, wovon 1454 dem Laien- und 977 dem Priesterstande angehörten. Letzterer theilte sich wieder in 248 Weltgeistliche, 261 Piaristen, 12 Augustiner, 179 Benediktiner, 79 Prämonstratenser, 43 Cisterzienser, 25 Minoriten, 88 Franziskaner, 40 Jesuiten, 2 Kreuzherren.

Die Schülerzahl, die in einigen Direktoralsberichten nicht beigefügt war, betrug nach den beigefügten in dem Berichte der k. k. statistischen Kommission 51,979.

Hievon sprachen als Muttersprache 17,101 deutsch, 10,220 magyarisch, 7234 cechoslavisch, 4411 polnisch, 2327 ruthenisch, 1807 serbokroatisch, 1728 slovenisch, 1651 slavenisch, 1641 jüdisch (?), 1367 italienisch, 1070 romanisch, 536 serbisch, 261 rumänisch, 174 kroatisch, 97 friaulisch, 80 slavo-dalmatisch, 14 illyrisch, 11 dalmatisch, 19 wendisch, 20 lateinisch, 20 französisch, 7 englisch, 5 bulgarisch, 1 kleinrussisch, 43 deutsch und cechoslavisch, 22 deutsch und slavenisch, 19 italienisch und deutsch, 76 waren sehr gemischter Nation.

Obligat war die deutsche Sprache in Trient und Roveredo, in ein paar kroatisch-slavonischen und in einigen ungarischen Gymnasien; in allen übrigen war sie Unterrichtssprache. Dadurch werden die nicht-deutschen Eltern gezwungen, ihren Knaben schon vor dem Beginne der Studien Unterricht in der deutschen Sprache ertheilen zu lassen.

Im Allgemeinen trafen in den mehrsprachigen Ländern in Böhmen auf 38 Deutsche 64 Cechoslaven, in Mähren auf 52 Deutsche 48 Cechoslaven, in Ungarn auf 13 Deutsche 62 Magyaren, 13 Slavenen, 5 Romanen, 7 Juden, in Galizien, Krakau und der Bukowina auf 11 Deutsche 58 Polen, 28 Ruthenen, 5 Juden, in Salzburg, Tyrol und Vorarlberg auf 1474 Deutsche 490 Italiener 2c., in Steiermark auf 837 Deutsche 434 Slovenen 2c., in Kärnthen auf 343 Deutsche 107 Slovenen, in Krain auf 70 Deutsche 340 Slovenen 2c., im Küstenlande auf 119 Deutsche 576 Italiener, 275 Slovenen, 97 Friaulen 2c., in Dalmatien studirte kein Deutscher.

Gymnasialschulen besassen Niederösterreich 13, Oberösterreich 3, Salzburg, Tyrol und Vorarlberg 9, Steiermark 3, Kärnthen 2, Krain 2, Küstenland 6, Dalmatien 4, Böhmen 30, Mähren 10, Schlesien 3, Galizien, Krakau und die Bukowina 19, Kroatien und Slavonien 8, die Militärgränze 3, Ungarn 120.

Schüler in einerlei Muttersprache hatten von den 202 im Kommissions-berichte aufgeführten Gymnasialschulen blos Hall 132 Deutsche, Castagnovitz bei Görz 15 Slovenen, Spalato in Dalmatien 175 Serbo-Kroaten, Sign in Dalmatien 50 Serbo-Kroaten, Ragusa in Dalmatien 103 Italier, Schlackenwerth in Böhmen 84 Deutsche, Duppau in Böhmen 61 Deutsche, Bochnia in Galizien 104 Polen, Rimas zombat (protest.) in Ungarn 158 Magyaren; alle anderen Gymnasien, zumal die größeren, hatten in den verschiedenen Klassen Schüler in 6 bis 7 verschiedenen Muttersprachen.

In Krain waren von den früher zum deutschen Bunde gehörigen Ländern die deutschen am schwächsten vertreten, nämlich: in Laibach mit 64 Deutschen gegen 551 Slovenen, 1 Italiener und 1 Kroaten, in Rudolfswerth mit 5 Deutschen gegen 192 Slovenen und 2 Kroaten, in Krainburg mit 1 Deutschen gegen 100 Slovenen.

Man muß dadurch glauben, daß diese Städtenamen nur germanisirte sind.

In Triest befanden sich zwei Gymnasien; davon zählte das Staatsgymnasium 68 Deutsche, 85 Italiener, 29 Slovenen, das städtische 10 Deutsche, 253 Italiener, 8 Slovenen, 8 Illyrier, 5 Griechen, Görz hatte 41 Deutsche, 216 Slovenen, 97 Friaulen, 52 Italiener, 1 Franzose. In den anderen drei Gymnasien des Küstenlandes studirte gar kein Deutscher.

Was Böhmen betrifft, so war bei den drei Prager Gymnasien folgendes Verhältniß: bei dem an der Kleinseite 371 Deutsche gegen 221 Cechoslaven 2c., bei dem in der Neustadt 425 Deutsche gegen 250 Cechoslaven, bei dem in der Altstadt 10 Deutsche gegen 701 Cechoslaven.

Von den anderen böhmischen Gymnasien hatten mehr Deutsche als cechoslavische Schüler Eger, nämlich 250 Deutsche gegen 7 Cechoslaven, Pilsen 202 Deutsche gegen 184 Cechoslaven, Leitmeritz 210 Deutsche gegen 103 Cechoslaven, Böhmisch-Leipa 249 Deutsche gegen 45 Cechoslaven, Saaz 190 Deutsche gegen 56 Cechoslaven, Brür 157 Deutsche gegen 33 Cechoslaven, Komotau 238 Deutsche gegen 8 Cechoslaven, Schlackenwerth und Duppau hatten, wie oben schon angegeben ist, nur deutsche Schüler, Prachatiz (Realgymn.) 22 Deutsche gegen 8 Cechoslaven, Braunau 65 Deutsche gegen 42 Cechoslaven.

Von den Gymnasien in Mähren hatten mehr deutsche Schüler als Cechoslaven Brünn, Iglau, Znaim, Nikolsburg, Mährisch-Trübau, Freiberg.

Von den ungarischen Gymnasien hatten in der Mehrzahl deutsche Schüler Kesmark (protest.), nämlich 148 Deutsche gegen 40 Magyaren, 29 Juden, 22 Slaven, 5 Cechoslaven, Eperies (protest.) 110 Deutsche gegen 103 Magyaren, 14 Slaven, Leutschau (protest.) 88 Deutsche, 25 Slavenen, 6 Magyaren, Modern (protest.) 16 Deutsche, 16 Slovenen, 7 Magyaren 2c., Felsö-löve (protest.) 35 Deutsche, 24 Magyaren 2c.

Bei sechs Gymnasien fehlen die Angaben, unter diesen auch von den protestantischen Gymnasien in Preßburg.

Eine Besonderheit war in Ungarn das protestantische Gymnasium Schemnitz, an dem, außer 68 Magyaren, 60 Slavenen, 39 Deutschen, die oben angegebenen 76 Vertreter sehr vermischter Nationen studirten.

Von den deutschen Gymnasien fehlen in dem statistischen Kommissionsberichte das von Budweis in Böhmen und die sämmtlichen siebenbürgischen sowohl die deutschen als die nicht deutschen.

Von den siebenbürgischen Gymnasien ist uns aus anderen Quellen bekannt, daß wenigstens die Gymnasien zu Hermannstadt, Kronstadt und Bistritz sive Rösen, welche protestantisch sind, fast lauter deutschsprechende Schüler haben. An ihnen wird sogar Niemand als Lehrer genommen, der nicht nachweisen kann, daß er von deutschen Eltern stammt und an einer deutschen Universität studirt hat. Die siebenbürgischen Sachsen waren von jeher stolz auf ihre deutsche Herkunft und auf ihre geistige Ueberlegenheit und verachteten und haßten deßhalb, wie das wohl auch umgekehrt der Fall war, die drei anderen Nationalitäten als unwissende Barbaren. Von der deutschen Sprache des sächsischen Bauern in Siebenbürgen wollen die Gelehrten wissen, daß sie noch gerade so sei, wie sie vor achthundert Jahren in Sachsen war. Die Gelehrten mögen es wissen; sie wissen ja gar viele Dinge, die sie weder gesehen noch gehört haben; aber einem anderen Deutschen dürfte es dann nicht so leicht werden, wie den gelehrten Germanisten, sich mit sächsischen Bauern in Siebenbürgen zurecht zu finden.

Was die anderen siebenbürg'schen Gymnasien für einen vorherrschend nationalen und konfessionellen Charakter haben, und ob die drei genannten die alleinigen

deutschen sind, das geht auch aus unseren weiteren Quellen nicht hervor.

Als protestantische Anstalten, was sich, wie in Bayern, nur auf die Lehrer bezieht, sind in dem Kommissionsberichte namhaft gemacht, von den Beiden das eine in Teschen, in Ungarn 26.

Nach den religiösen Bekenntnissen gab es unter den Gymnasialschülern 39,442 Katholiken lat. Ritus, 2820 Katholiken griech. Ritus, welche Beide zu einer Kirche vereinigt sind, 4455 Israeliten, 2913 Evangelische A. K., 602 Evangelische H. K., welche Beide in Oesterreich sich nicht vereinigt haben, 1685 Katholiken der griechisch-orientalischen Kirche, 62 theils mit der römischen Kirche unirte, theils nicht unirte Armenier.

Reprobirt wurden in den achten Klassen, nach unserem Sprachgebrauche vierten Gymnasialklassen, im Schuljahr 1865/66: in Niederösterreich 25 unter 235, in Oberösterreich 7 unter 72, in Salzburg 6 unter 37, in Tyrol und Vorarlberg 16 unter 165, in Steiermark 8 unter 103, in Kärnthen 0 unter 26, in Krain 10 unter 61, im Küstenlande 30 unter 95, in Dalmatien 22 unter 41, in Böhmen 62 unter 460, in Mähren 17 unter 178, in Schlesien 6 unter 95, in Galizien, Krakau und der Bukowina 36 unter 439, in Kroatien und Slavonien 12 unter 68, in der Militärgränze 11 unter 28, in Ungarn 141 unter 1066 Absolventen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der russische 35jährige Fürst Nikolaus Taboskoy hat sich in Turin erschossen. Man fand bei ihm einen Brief, in welchem es heißt, fern von seiner Heimath, aus welcher er verbannt wurde, sei ihm das Leben zur Last geworden; er habe den Tod vergebens auf dem Schlachtfelde gesucht. Zu seinem Erben ernannte er Denjenigen, welcher seinen Leichnam zuerst finden werde. Man fand bei dem Unglücklichen eine goldene Uhr und eine reich gefüllte Börse.

Die Quäker in England — oder wie sich sie lieber nennen hören: „die Gesellschaft der Freunde" — haben jüngst ihre jährliche Versammlung abgehalten, bei welcher Gelegenheit sich nach den angefertigten Listen herausstellte, daß die Sekte nicht mehr als 6474 Bekenner und 7312 Bekennerinnen zählt, zusammen also 13,786 Seelen. Fox und Barclay, die mit Zuversicht auf den Sieg des Quäkerthums in der ganzen Welt bauten, würden sich im Grabe umdrehen, wenn ihnen Kunde von diesem ärmlichen Resultate gebracht werden könnte.

Ein in New-Orleans erscheinendes Blatt meldet die Auffindung eines Baumes in Peru, welcher geeignet sein soll, das Produkt der Seidenraupe und den Flachs zu ersetzen. Der amerikanische Konsul zu Lambayequo in Peru schreibt darüber: Der Baum (Strauch?) erreicht die Höhe von 3 bis 4 Fuß. Die Seide ist in Kapseln enthalten und übertrifft an Feinheit und Dauerhaftigkeit die des Seiden-Insekts. Der Stiel dieser Pflanze liefert außerdem einen langen und glänzenden Faden, der schöner und stärker als der beste Flachsfaden sein soll. In geringerer Menge ist dieser Faden bereits von den Indianern zum Weben verwendet worden, und man lobt trotz der Unvollkommenheit der Arbeit die Schönheit des Zeuges. Es werden jetzt Vorbereitungen getroffen, um den Anbau dieser Pflanze im Großen zu bewerkstelligen."

Durch eine Hungersnoth in der ostindischen Provinz Orissa, südwestlich von Bengalen gelegen, sind von den 3,600,000 Einwohnern über 600,000, also gerade 1/6 den Hungertod gestorben.

Räthsel.

Jung bin ich wohlfeil, alt erst theuer,
Ein schwacher Jüngling, starker Greis,
Wie Wasser fließend bin ich Feuer;
Doch machst du mich so kalt wie Eis,
Dann glüh' ich erst recht innig,
Wer bin ich?

Auflösung des Räthsels in Nr. 161:

Die „Nase" in Alles zu stecken,
Ist löblich so wenig, als „weis'":
Gut's wird man nur selten entdecken,
Und Schlimmes, das macht uns nur heiß.

D'rum haltet ihr Vettern und Bäschen
Im Zaume, so gut als Ihr könnt,
Die Nasen, so wie auch die Näschen —
Daß man Euch nicht „naseweis" nennt.

Zwar steck' ich ins Räthsel die Nase,
Auch weiter als es sich gebührt;
Allein nur, weil manche Frau Base
Sich köstlich dabei amüsirt.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 167 Montag, 15. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

„Guter Bruder," sagte Louise, „da Ihr die Sendung vollbracht habt, wegen welcher Ihr uns aufsuchtet, gestattet mir, einige Fragen an Euch zu richten."

„Sprich!"

„Habt Ihr vielleicht die Beichte der Frau v. Servières empfangen?"

„Nein; denn ich bin ein zu großer Sünder, um die Beichte irgend eines Andern empfangen zu können! Ich bin zu schwachen Geistes, um Gott zu vertreten."

„Wie konntet Ihr aber dann von der Familie Danglars so sprechen, wie Ihr es thatet? Ihr habt ohne Zweifel ehemals diese Familie gekannt?"

„Ja, Louise d'Armilly, zu der Zeit, wo Du Deiner Freundin Unterricht in der Musik ertheiltest; zu der Zeit, zu welcher in der Familie Danglars der Mann erschien, der ihr seinen Zauber raubte und ihren Ruf herabdrückte. Der Mann, der eine unbeschränkte Macht über den Baron Danglars ausübte!"

„Der Graf von Monte-Christo?"

„Ja; ein Thor; ein Uebermüthiger!" fuhr der Büßer fort, „ein Elender, der sich von Gott erleuchtet wähnte, während er durch das heftige Feuer einer einzigen Leidenschaft, der Rachgier, belebt wurde! Ein Wahnsinniger, der vorgab, dieses Gefühl zu heiligen, ohne sich daran zu erinnern, daß alle göttlichen und menschlichen Gesetze es verdammen! Ein Ehrgeiziger, der gegen alle diese Gesetze kämpfen wollte und der zu seinem eigenen Gebrauche ein neues Gesetz der Rache zu erlassen meinte, das Gott annehmen sollte, um durch dasselbe die Menschen zu vernichten."

„Was sagt Ihr?" rief Louise aufgeregt. „Weßhalb sprecht Ihr so von einem Manne, dessen Namen Niemand nennt, ohne von tiefer Achtung durchdrungen zu sein?"

„Du verwechselst Achtung mit Furcht, Louise d'Armilly, oder mit dem Staunen, welches die Reichthümer des Grafen von Monte-Christo hervorriefen! Aber Achtung? Nein! Niemand achtete den Grafen von Monte-Christo; man bewunderte nur seine Schätze. Glaube mir, Louise, der Graf war ein schwacher und eitler Mensch, wie alle anderen Menschen. Seine vorgebliche Größe und die Erhabenheit seines Geistes bestanden nur dem Namen nach; er besaß sie damals in geringerem Grade, als jetzt!"

„Mein Gott, wer seid Ihr denn? Welchen Grund habt Ihr, um ihn zu verdammen?"

„Ich verdamme ihn, weil ich aus einem langen Schlafe erwacht bin, aus einem Traume, während dessen ich mich den andern Menschen überlegen wähnte! Ich verdamme ihn, weil ich endlich das Schwert der Gerechtigkeit Gottes sich auf das stolze Haupt niedersinken sah, das durch den Wahnsinn ergriffen war! Ich verdamme ihn, Louise, weil er sich selbst verdammt! Ach, wenn Du das fortwährende Verhängniß berechnen könntest, welches begonnen hat, ihn niederzudrücken, wenn Du wüßtest, daß ein niederer, unbekannter Mensch, ein Unwissender, es vermocht hat, die Größe des Grafen von Monte-Christo zu vernichten, indem er ihm den Busen mit spitzen Nadeln durchbohrte; wenn Du gesehen hättest, wie er in einem Augenblicke von dem Reichthum zu dem Elend herabsank, von dem Stolz zur Demuth, von dem Glück zur Verzweiflung, ja dann, Louise, dann würdest Du ebenso wie ich es thue, glauben, daß der Graf von Monte-Christo von Gott gezüchtigt wurde!"

Es entstand ein Augenblick tiefen Schweigens, während dessen der Büßer regungslos stehen blieb. Louise verbarg das Gesicht in die Hände und schien nachzusinnen, während Eugenie, neben einem Tische sitzend, die Stirn in die Hand gelegt, ihren Thränen freien Lauf ließ.

Ein Diener des Hotels klopfte an die Thür und meldete, daß der Wagen, der die beiden Damen fahren sollte, bereit sei.

„Meine Freundin," sagte Louise, indem sie sich Eugenie näherte, „hast Du es gehört?"

„Ja," erwiderte diese maschinenmäßig und indem sie aufstand; „ich bin bereit. Laß uns gehen!"

„Eugenie, Eugenie," rief plötzlich der Büßer, indem er niederkniete, „verzeihe mir! Ich bedarf auch Deiner Verzeihung!"

„Ihr! Ihr bedürft meiner Verzeihung? Wodurch habt Ihr mich beleidigt? Wer seid Ihr denn?"

Bei der Heftigkeit, mit welcher der Büßer niedergekniet war, hatte seine Kapuze sich auf die Schulter

zurückgeworfen, und sein Gesicht zeigte sich so offen den Blicken der beiden Freundinnen.

„Himmel!“ rief Eugenie.

„Der Graf von Monte-Christo!“ stammelte Louise.

„Still! Still, Louise!“ sagte Edmund Dantès. „Sprich nie diesen Namen hier aus, denn der, welcher ihn trug, ist nicht mehr, was er war! — Du siehst es wohl — das ist Alles, was von ihm blieb! — Ach, Eugenie, gewähre mir Deine Verzeihung!“

„Stehen Sie auf, mein Herr! Wodurch können Sie mich beleidigt haben, damit ich Ihnen verzeihe! Ha, ich kann nicht an das glauben, was ich sehe! Es ist ein Traum! — Louise, Louise laß uns gehen!“

„Nein,“ rief Edmund Dantès, indem er sie zurückhielt, „Du kannst, und Du wirst nicht weggehen, ohne mir um der Liebe Gottes Willen verziehen zu haben! — Ich bedarf Deiner Verzeihung! — Verzeihe mir, denn ich habe Dich gekränkt!“

„Aber worin? Womit? Sprechen Sie!“

„Ehre das Geheimniß und erwecke nicht bittere Erinnerungen an die Vergangenheit in einem Herzen, welches ohnehin schon durch das Märtyrerthum so zerrissen ist! Eugenie, Gott züchtigte mich, aber dennoch hoffe ich von Grund meiner Seele in meiner letzten Stunde seine Verzeihung zu erlangen. Verzeihe auch Du mir, wie er mir verzeihen wird; das Gewicht meiner Leiden wird dann erleichtert und Du, die Du ebenfalls leidest, Du, die Du auch erfahren hast, was Martern sind, was Verzweiflung und Verhängniß ist — verzeihe mir! Verzeihe mir!“

„Ja, wenn Sie es wollen, verzeihe ich Ihnen, sollten Sie mich wirklich beleidigt haben,“ sagte Eugenie, indem sie ihm die Hand reichte, die er fromm an seine Lippen preßte.

„Jetzt kannst Du gehen, Eugenie,“ sagte er und aus meinem demüthigen Asyl werde ich zu Gott aus dem Grunde meiner zerrissenen Seele flehen, daß er Dich beschütze, wie ich für die Seele Haydee's und für das Glück meines armen Sohnes bete. — Ach, Alles ist zu Ende,“ fügte Edmund Dantès hinzu, indem er sich mit dem bittern Gefühle eines Mannes erhob, der die höchsten Todesqualen empfindet, und der sieht, daß für ihn Alles vorbei ist.

„Mein Herr,“ sagte Louise, indem sie sich ihm näherte, „wenn Ihre Worte nicht die Wirkung des Wahnsinns sind, so enthüllen Sie mir ein so großes Unglück, daß mein Herz dadurch zerrissen wird. Glauben Sie indeß, daß Eugenie und ich ein lebhaftes Vergnügen empfinden würden, könnten wir Ihnen nützlich sein.

Ein bitteres Lächeln überflog die verzerrten Lippen Edmund's.

„Gehen Sie,“ murmelte er, „und das Glück begleite Sie! Mir genügt die Geduld des Lammes Gottes! Gehen Sie, gehen Sie meine Damen!“

Bei diesen Worten schlug er seine Kapuze wieder über das Gesicht herab und entfernte sich langsam von den beiden Freundinnen, die einige Augenblicke stehen blieben, ohne die Augen von dem strengen und ergebungsvollen Gesicht des Mannes abwenden zu können, der langsam in dem Korridor des Hotels dahinschritt.

Eine zweite Mahnung des Postillons entriß sie ihren Gedanken, und nachdem sie die Treppe hinabgegangen waren, stiegen sie schnell in den Reisewagen, der ihrer wartete.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Mittelschulen im österreichischen Staate.

(Fortsetzung.)

Aufnahmstaxen und Schulgelder hatten die Schüler überall zu entrichten. An Schulgeld traf, auch die ganz befreiten eingerechnet, auf den einzelnen Schüler in Niederösterreich 9 fl. 60 kr., in Oberösterreich 7 fl. 43 kr., in Salzburg 11 fl. 88 kr., in Tyrol 6 fl. 82 kr., in Steiermark 9 fl. 58 kr., in Kärnthen 7 fl. 42 kr., in Krain 7 fl. 30 kr., im Küstenlande 8 fl. 11 kr., in Dalmatien 5 fl. 11 kr., in Böhmen 8 fl. 97 kr., in Mähren 12 fl. 18 kr., in Schlesien 11 fl. 40 kr., in Galizien 7 fl. 51 kr.

Bei den andern Ländern sind die Schulgelder nicht angegeben. Nach einer Ministerialverordnung vom 28. Mai 1863 sollte zur Verbesserung der Einnahmsquellen auf einen Schüler im Allgemeinen 18 fl. 90 kr. resp. 12 fl. 60 kr. treffen, ein Ansatz, unter dem, wie man sieht, weit zurückgeblieben wurde.

Die Besoldungen der ordentlichen Lehrer an den in Rede stehenden Schulen beginnen mit 800 fl. österreichischer Währung, also um 100 fl. höher als in Bayern, eine ziemliche Differenz, wenn man auch, abgesehen von der Währung, bedenkt, daß in Oesterreich im Allgemeinen noch billiger zu leben ist als bei uns. Auch in Bayern wurden die Anfangsbesoldungen der geprüften Lehrer schon vor mehreren Jahren zu der eben angedeuteten Höhe gebracht und Serennialzulagen in Aussicht gestellt, eine Ausnahme machte bloß der Kreis Unterfranken und Aschaffenburg, der den Lehrern seiner nicht mit Gymnasien verbundenen Lateinschulen die bezeichnete Begünstigung mehrere Jahre verweigerte, ja an einer sogar das Einkommen der Lehrer noch schmälerte.

In Oesterreich liebt man die Schule. Die reiche Geistlichkeit und der selbstständige noble Adel, wie ihn außer Oesterreich nur England besitzt, scheinen sich manchmal in der Liberalität für Erziehung und Unterricht überbieten zu wollen. Ein böhmischer Abt schenkte vor zwei Jahren dem Gymnasium, an dem er sich seine Humanität geholt hatte, auf einmal 10,000 Gulden zur Aufbesserung der Lehrerbesoldungen. Es scheint, man begreift nach und nach, daß die internationale

Achtung eines Volkes nicht allein davon abhängt, wie viele aktive und passive Staatsräthe, Regierungsräthe, Gesandte, Generäle und andere höhere und niedere Amtsherren ein Volk ernährt, sondern mehr davon, daß bei ihm weniger Verbrecher, aber mehr Wissen und feine Sitte sich findet. Und die Zahl der Verbrecher steht, wie die Statistiken beweisen, überall im verkehrten Verhältniß mit den Schulen. Werden nun in Folge dieser allmählig platzgreifenden Erkenntniß die Schulen nach allen Seiten hin zu verbessern gesucht, so werden wir doch noch nicht von der Furcht eines bayerischen Landtagsmitgliedes, eines k. Bezirksamtmannes, gequält, der Lehrerstand möchte bei fortwährenden Verbesserungen sich überheben und übermüthig werden und Wenigeren nützen als er; glauben vielmehr, daß es noch etliche Jährchen dauern kann, bis irgendwo ein Schulmann mit täglich 16 fl. 20 kr. quieszirt werde, womit für ersprießliches Verdienst ein hier bekannt gewordener General der allzeit glänzend angeführten Reichsarmee quieszirt worden sein soll.

Nach diesen gegen unseren Wunsch, aber doch aus unserem Herzen uns in die Feder gekommenen Bemerkungen, wollen wir nach Oesterreich zurückkehren, und die dortigen Realschulen betrachten. Realschulen gab es dort, wie wir gesagt haben, 76. Ihre Vorstände haben, folgsamer als die Gymnasialdirektoren, sämmtlich, und wie in dem Berichte der k. k. statistischen Kommission lobend hervorgehoben wird, noch dazu zur bestimmten Zeit ihre Jahresberichte eingesendet. Diese Bildungsanstalten hatten statt acht Klassen, die sie nach höchsten Ansichten haben sollten, deren in der Mehrzahl sechs oder fünf, einige nur zwei oder drei. Unten waren sie von Schülern überfüllt, nach oben wurden sie immer leerer, geradeso, wie die bayerischen Gewerbsschulen. An ihrer Spitze standen 18 geistliche und 57 weltliche Direktoren, eine dieser Stellen war unbesetzt. Von den ordentlichen Lehrern gehörten 451 dem Laien-, 18 dem Priesterstande an. Die Zahl aller ordentlichen und außerordentlichen Lehrer war 955, die Zahl aller ordentlichen Schüler, d. i. ohne die Privatisten 14,862.

Davon sprachen als Muttersprache: das Deutsche 8082, das Cechoslavische 3201, das Magyarische 1495, das Polnische 507, das Serbokroatische 486, das Italienische 344, das Slovenische 247, das Ital.-Slavische 95, das Friaulische 85, das Ruthenische 76, das Rumänische 67, das Illyrische 34, das Magyarische und Deutsche 30, das Jüdische (?) 30, das Italienische und Deutsche 18, das Slavenische 18, das Cechoslavische und Deutsche 13, das Englische 12, das Griechische 7, das Slavische und Deutsche 2, das Französische 2, das Armenische 1, das Norwegische 1. Die beiden Letzteren waren Ausländer.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Die beiden letzten Nummern von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften“ enthalten wieder eine Reihe der lesenswerthesten Beiträge. So ist die novellistische Abtheilung durch Julius Grosse und Friedrich Welden in sehr anziehender Weise vertreten. Das Lebensbild „Constanze Mozart“ von Ludwig Nohl bietet eine interessante Zusammenstellung diskreter und indiskreter Mittheilungen über Mozarts Gattin und ist mit den Portraits der Constanze und ihrer Kinder versehen. Eine ebenso geistvolle wie sorgfältige Arbeit lieferte Otto Roquette „Aus alten Liederbüchern“, worin die Zeit der Befreiungskriege in zeitgenössischen Liedern sich abspiegelt. „Ueber die Perioden der Meeresüberfluthungen und der Eiszeiten“ von O. Möllinger, im Junihefte; ferner „Die Geschichte des Quecksilbers“ von Noeggerath; „Ueber vulkanische Erscheinungen“ von C. W. Gümbel, in der Julinummer sind Beiträge voll wissenschaftlicher Anregung, ebenso, wie die kleineren naturwissenschaftlichen Aufsätze von J. Müller und A. Vogel, und die historischen Abhandlungen von J. Ulmann und Otto Weinmann. Unter den Illustrationen sind namentlich die beiden größeren Bilder zu dem Aufsatze „Das Wanderleben der Säugethiere“ von Karl Ruß sehr charakteristisch in Zeichnung und Ausführung.

Mannigfaltigkeiten.

Bei dem zum Schlusse des heurigen Landraths von Niederbayern vom kgl. Regierungs-Präsidenten Herrn v. Hohe gegebenen Diner, wo bei festlich gehobener Stimmung wahre Gemüthlichkeit sich entfaltete, ward vom Herrn Festgeber folgender Haupttoast ausgebracht:

Meine Herren!
Gestern erhielt ich die frohe Kunde,
Daß am 12. Oktober zur Morgenstunde
Se. Majestät der König von Bayern
Seine Vermählung mit Herzogin Sophie Charlotte
werde feiern!
Darum lade ich Sie ein,
Zu erheben das Glas voll Brausewein, —
Ich will es durch einen Trinkspruch weihen
Auf des erhabenen Brautpaares Erblühen und Gedeihen:

„Droht einst von Ost, Süd, West oder Nord
„Ein falscher Appetit dem Bayer'schen Hort —
„Dann wird sich bewähren auf's Neue
„Die alte Bayer'sche Treue!!!“

Mit diesem Trinkspruch wir unser Glas weihen,
Auf des erhabenen Brautpaares Erblühen und Gedeihen, —

Und inbrünstig wie ein Gebet
Ein dreimal Hoch auf des Königs Majestät
Und dessen holdselige Braut,
Auf die ganz Bayern vertraut!
Sie leben Beide hoch! hoch! hoch!

[Der deutsche Juristentag], welcher im August dieses Jahres in München zusammentritt, zählte Ende des Jahres 1864 nach fünfjährigem Bestehen 2217 Mitglieder, welche sich folgendermaßen vertheilen: Anhalt 9, Baden 103, Bayern 68, Braunschweig 53, Bremen 10, Frankfurt a/M. 44, Hamburg 18, Hannover 102, Kurhessen 25, Hessen-Darmstadt 128, Lippe-Detmold 7, Lübeck 9, Mecklenburg-Schwerin 30, Mecklenburg-Strelitz 7, Nassau 38, Oesterreich 477, Oldenburg 130, Preußen 576, Reuß 6, Sachsen 324, Sachsen-Altenburg 9, Sachsen-Koburg-Gotha 6, Sachsen-Meiningen 6, Sachsen-Weimar 24, Schleswig-Holstein 31, Schwarzburg-Rudolstadt 2, Schwarzburg-Sondershausen 1, Waldeck 3 und Württemberg 83. In den beiden letzten Jahren traten 97 hinzu, so daß die Gesammtzahl der Mitglieder jetzt 2314 beträgt.

Man schreibt aus Berchtesgaden, 5. Juli: Am letzten Sonntag 30. Juni bestieg ein kecker Berchtesgadener, Namens Stanzerer, zweimal den großen Watzmann innerhalb 16 Stunden. Früh Morgens um halb 4 Uhr machte er sich auf den Weg und Schlag 8 Uhr pflanzte er eine Flagge auf der schneeigten Spitze auf, was man durch das Fernrohr deutlich wahrnahm, und um 11 Uhr Mittags war er wieder in Berchtesgaden. Nach einstündiger Ruhe machte er sich um 12 Uhr Mittags wieder auf die unermüdlichen Beine. Schlag 4 Uhr zog er die Flagge wieder ein, und um halb 9 Uhr war er wieder da. Die Partie auf den Watzmann erfordert für einen rüstigen Touristen von Berchtesgaden weg 8 Stunden Zeit, und der Mann machte um einer geringen Wette willen in der gleichen Zeit Tour und Retour.

Man schreibt aus Paris vom 10. Juli: Die Palmen- und Orchideenhäuser im Jardin réservé des Ausstellungsparkes hatten in den letzten Tagen ein seltsames Aussehen und einen seltsamen Dienst. Sie wurden als musikalische Prüfungssäle benützt, in welchen die zahlreich herbeigeströmten Gesangvereine sich nacheinander produzirten. Zusammen, in einen massenhaften Chor vereinigt, hatten wir diese 300 französischen Vereine schon Tags zuvor gehört, allerdings unter entsetzlichen akustischen Verhältnissen. Der Saal spottete der Anstrengung von 6000 Sängern. Doch war der Anblick der Letzteren interessant genug. Was dem Fremden zunächst auffällt, ist der durchaus demokratische Charakter dieses Monstre-Chors. Kein schwarzer Frack, keine weiße Halsbinde, das einfachste Handwerkergewand, Blousen, Mützen, ärmliche Sonntagsjacken; dazwischen einige Matrosen aus den Hafenstädten und einige Hundert Soldaten. Da die Sänger nicht nach Vereinen, sondern nach den Stimmen gereiht waren, so schimmerten auch die rothen Hosen und Epaulettes allerwärts zwischen den Arbeiterblousen und Bratenröcken durch, und es war ein hübsches soziales Bild, wie Krieg und Frieden einträchtig, mitunter aus Einem Notenblatte, zusammensangen. Leider hatte sich kein einziger deutscher Gesangverein zu dem Pariser Konkurs eingefunden. Das Ausland war nur durch einen englischen und zwei belgische Vereine — also sehr spärlich — vertreten. Die Jury erkannte Lille den ersten, Liège den zweiten Preis zu. Der erste Preis bestand in 5000 Frcs. und in einem goldenen Kranze. Der englischen Gesellschaft wurde zwar kein „Preis", aber als Zeichen freundlicher Anerkennung ein goldener Lorbeerkranz votirt.

Ein Gourmand, welcher eine Quantität Austern vertilgt hatte, sagte zu seiner Tischgesellschaft: „Ich kann mich wie Simson rühmen, zwar nicht Tausende, aber doch Hunderte vernichtet zu haben." — „Und mit denselben Waffen," fügte ein Spaßvogel hinzu.

Das neueste Wiener Bonmot bringt „Hans Jörgel": „Warum muß der Staatswagen Oesterreichs jetzt vorwärts gehen? Weil der Kaiser „Hye" (ein Wortspiel mit dem Namen des neuen Justizministers) gerufen hat."

Homonyme.

So eben hat ein Buch die Presse erst verlassen,
Und du beeilest dich, den Inhalt aufzufassen;
Da ist mein guter Rath gewiß am rechten Ort:
Du magst bedächtig thun das, was dir sagt mein Wort.
Doch kann dir leicht die Lust an der Lekture schwinden,
Denn oftmals leider wirst in einem Buch du finden,
Daß der Verfasser auch gethan, was ich dir rieth,
Dr'um wer mein Wort befolgt, thu' es mit Unterschied.

Auflösung der Charade in Nr. 162:
Heupferd.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 168 Dienstag, 16. Juli 1867.

Die Feier der Grundsteinlegung des Oesterreicher-Denkmals bei Aschaffenburg.

** Aschaffenburg, 14. Juli 1867.

So fiel denn heute am Jahrestage des Gefechtes vor Aschaffenburg der erste Hammerschlag auf jenen Grundstein, der als Unterlage für ein in geschichtlicher Beziehung höchst denkwürdiges Monument auserkoren wurde.

Wie ein Jahr früher eben die Stelle, an welcher das Denkmal emporsteigen soll, als eine Stätte schwerer Schicksalsschläge gekennzeichnet war, so sollten die ein Jahr später an eben diesem Orte auf den Grundstein geführten Schläge ein Werk des Friedens, ein Werk der Genugthuung verkünden, da, wo ehedem der Krieg in verheerender Weise wüthete, da, wo Kanonendonner erdröhnte und Säulen des Pulverdampfes in die Lüfte wirbelten, da sollte jetzt das friedliche Gebet des Priesters vom Opferaltar zum Himmel sich erheben, um Segen und Ruhe zu erflehen für die, die da kämpften für das Recht und erlagen.

Ja der Himmel selbst förderte diese Feier, denn während noch kurz vorher in der Frühe die Ungunst des Wetters diese schöne religiöse Feier zu Nichte zu machen drohte, da gebot er urplötzlich den regendräuenden Wolken Einhalt und die freundlichen Sonnenstrahlen erleuchteten den Festaltar.

Einen imposanten Anblick gewährte es, die massenhaft aus Nah und Fern herbeigekommene Menschenmenge — es mögen zwischen 10- und 12,000 Theilnehmer gewesen sein — zu überschauen, wie sie sich theils um den Monumenthügel herumgruppirt, theils auf der vis-à-vis gelegenen Anhöhe, der Goldbacher Straße und dem Eisenbahnwege in langen Reihen aufgestellt hatten und verdient hiebei namentlich die Ruhe, die Andacht und die Ordnung hervorgehoben zu werden, die unter den Theilnehmern herrschte.

Die allgemeine Stimmung war eine ernste und gehobene, keine Störung entweihte und beeinträchtigte die Feier.

Der im Programm angekündigte kirchliche Festzug setzte sich Früh 8 Uhr von der St. Agathakirche aus in nachfolgender Ordnung in Bewegung: Voran das Kreuz mit Fahnenbegleitung; sodann 36 Festjungfrauen in den Landesfarben gekleidet, die Kapsel mit der Gründungsurkunde, dann Hammer und die Kelle auf einem Kissen, ferner Eichen- und Lorbeerkränze tragend. Hieran schloß sich der hochwürdigen Klerus mit dem Kapuziner-Konvent, einige Mitglieder des Festkomites und mehrere höhere österreichische Offiziere und Ordensritter, die in der Umgegend und in hiesiger Stadt domiziliren.

Der herannahende Zug wurde sodann von den am Festorte bereits versammelten Festtheilnehmern, worunter wir namentlich die übrigen Komite-Mitglieder, den k. k. österreichischen General von Eberhard, den nassauischen General Frhrn. von Breidbach, die beiden Grafen von Erbach-Fürstenau, die drei Grafen von Ingelheim und andere österreichische Offiziere, das Offizierkorps des hiesigen k. 4. Infanterieregiments, so weit solches dienstfrei war, sammt Stabsoffizieren, den Stadtkommandanten, das Landwehrbataillon, eine Deputation des Magistrats und der Gemeindebevollmächtigten sammt vielen anderen Beamten und Honoratioren mit Frauen gewahrten, empfangen.

Zur linken Seite des Altars war ein Podium für die drei hiesigen Gesangvereine und die Musik des kgl. 4. Infanterieregiments errichtet, während zur rechten Seite die eingeladenen Gäste Stellung nahmen, die Festjungfrauen aber in einem Halbkreise den Altar umgaben.

Auch die beiden z. Z. noch dahier befindlichen verwundeten österreichischen wie bayerischen Soldaten wurden an den Festort gefahren und nahmen an der Feierlichkeit Antheil.

Am Fuße des Monumenthügels hatte sich das k. Landwehrbataillon, so wie eine Abtheilung des k. 4. Infanterieregiments aufgestellt, während die Artillerie des k. Landwehrbataillons weiter unten Aufstellung genommen hatte.

Die Errichtung des Festaltars und die Dekorirung desselben war eine sehr sinnige und äußerst geschmackvolle. Auf der Höhe des Hügels erhob sich der Altar, umgeben von einem blumenbekränzten Säulenquadrat, an dessen Oberfläche die bayerischen, österreichischen und städtischen Fahnen in buntem Farbenschmucke flatterten. In der Mitte der Säulenumgebung auf einer circa 50 Fuß hohen, gleichfalls bekränzten, der Höhe des Monuments gleichkommenden Säule prangte der österreichische Doppeladler, über ihm eine Wimpel in deutschen Farben, während auf jeder der vier Säulengruppen die

bayerischen Löwen, die bayerischen Wappenschilde haltend, angebracht waren. An der vorderen Front war sodann in goldverzierten Buchstaben die Dedikation in den Worten: „Den Gefallenen zum Andenken" zu lesen. Wenn wir recht unterrichtet sind, so war die Dekorations-Ausstattung des Festortes dem Kunstsinne des Herrn Bezirksgerichtsdirektors und Komite-Vorstandes Dr. Kurz dahier zu verdanken.

Nachdem der feierliche Zug an Ort und Stelle angelangt war, begann der Akt vorerst mit Abhaltung der Feldmesse, während welcher ein von Hrn. Bezirksrath Englert verfaßtes und von Hrn. Staatsanwalt Mehling in Musik gesetztes Gedicht zum Vortrag kam. Welchen Eindruck Dichtung und Komposition auf die Zuhörer machte, davon gaben die tiefe Stille unter diesen Tausenden von Menschen und die sichtbare allseitige Aufmerksamkeit, ja die mehrfach geflossenen Thränen ein beredtes Zeugniß, und in der That müssen wir in Uebereinstimmung mit vielen sachkundigen Kennern konstatiren, daß Dichtung und Musik nicht minder als die Aufführung selbst höchst gelungen waren, weßhalb denn auch den bei der Ausführung Betheiligten, nämlich den drei Gesangvereinen „Liedertafel", „Liederkranz" und „Melomania", der Kapelle des k. 4. Infanterie-Regiments dahier, so wie den Herren Musikdirektoren Höchner und Deuerling die vollste Anerkennung gebührt.

Wie die Dichtung in warmen Ergüssen den Schmerz über die braven Gefallenen schildert, ihres Kampfes mit Ehren gedenkt und für den ausgeschiedenen deutschen Bruderstamm den segnenden Blick des Leiters der Geschicke herabfleht, ebenso gelang es dem Kompositeur, die Sprache der Dichtung trefflich in jene der Musik zu übertragen, und durch richtige und genaue Kennzeichnung ein Werk zu schaffen, das den Zuhörer in die Lage setzte, den Charakter der Handlung wie bei „Liedern ohne Worte" daraus zu erfassen.

Nach dem Schluß der Feldmesse betrat Herr Pfarrer Schmidt von der Agathakirche die Kanzel, und setzte in einer warmen, an patriotischen und ächt deutschen Gefühlen reichen, höchst gediegenen Rede die Veranlassung und den Zweck der Feier auseinander.

Da dieselbe bereits im Druck erschienen ist, so wollen wir nicht versäumt haben, darauf hinzuweisen.

Hieran schloß sich sodann der Akt der kirchlichen Benediktion des Grundsteins selbst, wobei die üblichen Hammerschläge zuerst von dem zelebrirenden Festgeistlichen Herrn Pfarrer Schmidt, dem Komité-Vorstande und den übrigen Honoratioren unter dem Donner der Kanonen der hiesigen Bürgerartillerie erfolgten.

Während der Einsegnung gelangte der zweite Theil des von Herrn Staatsanwalt Mehling komponirten Chors zur Ausführung, welcher die an und für sich schon gehobene feierliche Stimmung noch merklich erhöhte.

In dem einleitenden Andante religioso (Gebet) drückte der Kompositeur den Ausblick zu Gott aus, mit der Bitte, aus dem Grabeshügel deutsche Einigkeit erstehen zu lassen, und Deutschlands Wohl zu fördern.

Eine tiefe Gemüthsbewegung trat sodann ein, als in die harmonischen Klänge der österreichischen Nationalhymne eingekleidet die Stelle der Dichtung

Unter Gottes mächt'gem Schilde
Blühet wieder Habsburgs Thron 2c.

aus begeisterten Kehlen ertönte.

Der Schlußchor in erhabenem Tempo (majestoso) gehalten und theilweise fugirt, versinnlichte in kräftiger Akkordirung die wiederbelebende Hoffnung, während schließlich die Invokation Gottes

D'rum schling', o Gott, der Einheit Band
Ums ganze deutsche Vaterland!

einen mächtigen Eindruck hervorrief und die gesteigerten Gefühle auf den Höhepunkt der Empfindung erhob.

Damit schloß die Feier.

Ehe wir aber diesen Bericht schließen, können wir nicht umhin, dem Komité unsere vollste Anerkennung für die bewiesene Thätigkeit und Umsicht bei der ganzen Ausführung auszusprechen und hervorzuheben, wie dasselbe mit richtig gewürdigtem Takte prinzipgemäß jeden demonstrativen Charakter unterlassen, und darauf bedacht war, daß jede Kundgebung vermieden werde, die auch nur entfernt dazu berechtigen könnte, daß aus der programmgemäß rein kirchlichen Feier eine politische habe gemacht werden wollen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die dereinstige Feier der Enthüllung des Denkmals in gleich würdiger Weise begangen werden möge.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

LX.

Die Schwester des heiligen Lazarus.

Nach den unerwarteten Ereignissen, welche die künstlerische Laufbahn Eugenien's und Louise d'Armilly's unterbrochen hatten, wie wir dieß dem Leser mittheilten, standen sie im Begriff, dieselbe wieder zu beginnen, indeß weit entfernt von dem Schauplatz ihrer Abenteuer. Die schöne Stadt Rom, in welcher die beiden Freundinnen sich so oft einen dauernden Aufenthalt gewünscht hatten, konnte ihnen in der That nur noch sehr traurige Erinnerungen bieten, die sich an die beiden Hauptaugenblicke ihrer künstlerischen Laufbahn hefteten.

Nachdem Edmund Dantès den Wagen hatte abfahren sehen, schritt er traurig und nachdenkend die Straße hinab, und ging mit großen Schritten seiner neuen Wohnung zu, die er geräuschlos betrat.

Es ist nothwendig, dem Leser den Anblick zu beschreiben, den damals diese einfache und ärmliche Wohnung gewährte.

Zunächst müssen wir erwähnen, daß Bertuccio, der seinen Herrn, den Grafen von Monte-Christo, wiedergefunden hatte, durch den Anblick der veränderten Lage desselben eine so gewaltige Erschütterung empfing, daß er wenige Tage darauf von einer sehr schmerzlichen Krankheit ergriffen wurde, die ihn nicht wieder verließ. Bertuccio war zu weit davon entfernt, zu glauben, daß seinen Gebieter, den edlen Grafen von Monte-Christo, das geringste Mißgeschick getroffen haben könnte, um eine Ahnung davon zu haben, wie er ihn in dem Hotel des Maestro Pastrini wiederfinden sollte; seine Nerven wurden daher durch das Unerwartete im höchsten Grade erschüttert.

Der arme Haushofmeister lag am Boden auf einer elenden Strohmatratze, und bedeckt mit einer leichten wollenen Decke; neben ihm stand eine Frau von mittlerem Alter mit edlem Gesicht, offenen Zügen und in dem Gewande der barmherzigen Schwestern.

Sobald Bertuccio krank geworden war, hatte Edmund Dantès die Pflege einer jener heiligen und großmüthigen Krankenwärterinnen erbeten, und diese, welche erst seit kurzer Zeit in den Orden eingetreten, wurde zur Wartung des Kranken bestimmt.

Als Edmund Dantès das Zimmer betrat, lag Bertuccio in einem unruhigen Schlafe, und seine Seufzer erfüllten das mattbeleuchtete Gemach mit unheimlichen Klängen.

Die barmherzige Schwester hatte den Arm auf das Kopfkissen des Kranken gestützt, das Gesicht in die Hand gedrückt, und man bemerkte an dem schwachen aber häufigen Schluchzen, welches die Seufzer des Kranken begleitete, daß sie weinte.

Edmund Dantès blieb auf der Schwelle der Thür stehen und ergebungsvoll und schweigend die Hände gegen die Brust gepreßt, als wollte er die Schläge seines Herzens hemmen, betrachtete er das Bild, welches sich seinen Blicken bot; dann trat er einige Schritte näher und sagte mit leiser Stimme:

„Ehrwürdige Frau, Eugenie ist fort; Euer Segen begleitet sie; Ihr dürft daher ruhig sein."

„Ach," murmelte die barmherzige Schwester, indem sie den Kopf erhob, und den Arm, der denselben gestützt hatte, sinken ließ; „die Barmherzigkeit Gottes sei mit Dir!"

Es entstand eine Pause des Schweigens.

Edmund richtete den Blick auf den Körper Bertuccio's und schüttelte den Kopf mit dem Ausdrucke des Zweifels.

„Guter Bruder," sagte die barmherzige Schwester, „da Ihr versprochen habt, zu dem Herrn für mich zu beten, hoffe ich, daß Ihr es nicht vergessen werdet, denn ich bedarf sehr der Gebete."

„Ja, ehrwürdige Frau," erwiderte Edmund Dantès, dessen Gesicht ganz in die Falten der Kapuze seines wollenen Gewandes verborgen war. „Ich war ein großer Sünder und kann daher nicht glauben, daß meine Gebete durch Gott erhört werden; indeß will ich mich stets in den Augenblicken meiner Sammlung Eurer erinnern. Inzwischen will ich Euch noch einen Dienst leisten, gleich dem, den Ihr bereits von mir empfingt."

„Was sagt Ihr?"

„Ich habe Euren Segen Eurer Tochter überbracht — ich könnte es auch so einrichten, daß Ihr Euren einzigen Sohn zu segnen vermöchtet!"

„Mein Gott, mein Gott, was sagt Ihr?" rief sie indem sie sich erhob.

Edmund Dantès blieb regungslos.

„Ja, ehrwürdige Frau, sagte er, „nie senkte Euer mütterlicher Segen sich auf dieß verfluchte Haupt. — Vielleicht hatte der Unglückliche eben dadurch verderbliche Gedanken! Indeß jetzt müßt Ihr von Eurem Irrthum zurückkommen, und Ihr werdet Den segnen, dem Ihr unter Thränen und Qualen das Leben gegeben habt!"

„Wer seid Ihr?" murmelte sie erschrocken, indem sie einen Schritt zurücktrat. „Gott, wer ist dieser Mensch — der ein verhängnißvolles Geheimniß meines Lebens zu kennen scheint!"

„Erinnert Ihr Euch an den Sohn Villefort's?" entgegnete Edmund Dantès. — „Beruhigt Euch; ich habe nicht die Absicht, Euch Leiden zu bereiten, indem ich diese Erinnerung in Euch erwecke! Ich will nur Eure Reue mildern, indem ich Euch den Rath ertheile, den Unglücklichen zu segnen, dessen einzige Taufe Thränen und Blut waren!"

„Ach, aus Barmherzigkeit, sagt, wer seid Ihr? Eure Worte haben etwas Entsetzliches; sie machen mich erbeben! Aus Barmherzigkeit — sagt, ob Ihr ein Gespenst seid, heraufgestiegen auf die Erde, um mich durch die Reue zu tödten. — Ich beschwöre Euch, habt Mitleid mit einer armen Büßenden!"

„Ich, nein, ehrwürdige Frau, ich bin nur ein armer Sünder, der jetzt seine ungeheuren Vergehungen dadurch büßt, daß er seinen Feinden verzeiht und durch Wohlthaten das Böse vergilt, das sie ihm zufügten! — Frau von Danglars, Ihr Sohn heißt Benedetto und befindet sich in diesem Augenblick in Frankreich."

„Benedetto! Benedetto!" wiederholte Frau von Danglars voll Entsetzen. „O sagen Sie mir im Namen Gottes, was macht der Unglückselige?"

Ein krampfhaftes Lachen machte die wollene Kapuze zittern, welche das Gesicht des Edmund Dantès bedeckte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Mittelschulen im österreichischen Staate.

(Fortsetzung.)

Die Unterrichtssprache war an diesen Realschulen statt der deutschen in Roveredo, in Triest, in Zara und Spalato die italienische; an der cechischen Abtheilung in Prag, die sich erst vor 2 Jahren unter einem gewaltigen Sturm gebildet hat und in Leitomischl die cechoslavische, in Krakau die polnische, in Agram die kroatische, in Pest, Gran, Stulweißenburg, Szegedin, Raab, Fünfkirchen, Sümeg die ungarische, in etlichen Orten theilte sich die deutsche Sprache mit noch einer anderen in den Unterricht, an allen übrigen war sie die alleinige Unterrichtssprache.

Von den aufgeführten 76 Realschulen hatte Niederösterreich 9 mit 2239, Oberösterreich 2 mit 347, Salzburg 1 mit 180, Tyrol und Vorarlberg 3 mit 255, Steiermark 2 mit 423, Krain 1 mit 231, Kärnthen 1 mit 196, das Küstenland 2 mit 410, Dalmatien 2 mit 139, Böhmen 12 mit 3760, Mähren 5 mit 1799, Schlesien 1 mit 488, Galizien, Krakau und die Bukowina 6 mit 991, Kroatien und Slavonien 1 mit 139, die Militärgränze 5 mit 467, Ungarn 18 mit 2378, Siebenbürgen 5 mit 419. Nach den Nationalitäten getheilt studirten solcher Realschüler in Niederösterreich 2119 Deutsche, 89 Cechoslaven, 43 Magyaren, 10 Polen, 6 Italiener, 5 Rumänen, 3 Serbokroaten, 3 Engländer, 1 Slovene; in Oberösterreich 329 Deutsche, 15 Cechoslaven, 1 Italiener, 1 Franzose, 1 Engländer; in Salzburg 182 Deutsche, 1 Cechoslave; in Tyrol und Vorarlberg 203 Deutsche, 49 Italiener, 3 Cechoslaven; in Steiermark 366 Deutsche, 23 Slovenen, 11 Cechoslaven, 9 Magyaren, 9 Italiener, 6 Serbokroaten, 1 Pole; in Kärnthen 159 Deutsche, 33 Slovenen, 4 Italiener; in Krain 23 Deutsche, 85 Friaulen, 55 Slovenen, 21 Italiener; im Küstenlande 9 Deutsche, 222 Italiener, 18 Ital.-Deutsche, 7 Slavenen, 6 Serbokroaten, 2 Engländer; in Dalmatien 95 Ital.-Slavenen, 3 Italiener; in Böhmen 1468 Deutsche, 2291 Cechoslaven, 2 Polen, 1 Italiener, 1 Magyar, 2 Engländer, in Mähren 1138 Deutsche, 679 Cechoslaven, 1 Magyar, 1 Italiener, 13 Utraquisten (Utraquisten könnte, da es sich hier nicht um Religion handelt, leicht ein Druckfehler sein statt Utralinguisten); in Galizien Krakau und der Bukowina 418 Deutsche, 422 Polen, 73 Ruthenen, 29 Rumänen, 3 Engländer, 1 Cechoslave, 1 Italiener (in den hierher gehörigen Anstalten zählte Lemberg 201 Deutsche, 174 Polen, 18 Ruthenen, 1 Italiener, Brody 59 Deutsche, 44 Polen, Czernowitz 151 Deutsche, 61 Polen, 39 Ruthenen, 29 Rumänen, 1 Cechoslave); in Kroatien und Slavonien 4 Deutsche, 113 Kroaten, 13 Juden, 5 Slovenen, 3 Cechoslaven, 1 Italiener; in der Militärgränze 28 Deutsche, 278 Serbo-Kroaten, 2 Cechoslaven, 1 Slovene, 1 Magyar, 1 Italiener; in Ungarn 761 Deutsche, 1424 Magyaren, 74 Serbokroaten, 30 sprachen magyarisch und deutsch, 30 Cechoslaven, 34 Illyrier, 16 Juden (?), 15 Romanen, 5 Polen, 3 Italiener, 2 Slovenen, 2 Serbier, 1 Engländer, 1 Franzose, 1 Norweger, 1 Slavene; in Siebenbürgen 380 Deutsche, 17 Rumänen, 16 Magyaren, 6 Griechen, 1 Armenier, 1 Jude.

Schüler mit einer Sprache hatten blos Steyer, nämlich 84 Deutsche, Feldkirch 46 Deutsche, Gospik 58 Serbokroaten, Sümeg 14 Magyaren.

In Böhmen waren, abgesehen von der deutschen Abtheilung in Prag, mit 332 Deutschen noch 160 Cechoslaven. Die cechische Abtheilung zählte 525 Cechoslaven mit nur 2 Deutschen, die Schüler mit deutscher Muttersprache die Mehrzahl in Reichenberg mit 319 gegen 65, in Ellbogen mit 154 gegen 3, in böhm. Leippa mit 198 gegen 39, in Leitmeritz mit 264 gegen 139 Cechoslaven.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 24. Juni starb in Helsingfors in einem Alter von 66½ Jahren Gabriel Rein, einer der ersten Gelehrten Finnlands, der sich namentlich um die Geschichte und Statistik seines Heimathlandes große Verdienste erworben hat.

Man schreibt aus New-Jersey, 29. Juni: Ein Riesen-Erdbeerenfest wurde gestern von Herrn und Frau Stevens 2500 Schulkindern bei Castle Point gegeben. Es waren für sie 5000 Körbchen Erdbeeren, 5000 Kuchen, 120 Gallonen Gefrornes nebst Orangen und Ananas angeschafft worden. Nachdem die Kinder sich um die mit Blumen u. s. w. reich geschmückten Tische gereiht, stimmten sie einen allgemeinen Gesang an, wurden dann durch Prediger Harris im Namen der (in Europa abwesenden) Festgeber begrüßt und labten sich hierauf an den hier gebotenen Genüssen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 164:

Gran — Garn.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 169 Mittwoch, 17. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

„Was er macht", sagte Edmund Dantès, „kann ich vielleicht binnen kurzer Zeit wissen! Was er gethan hat, kann ich Ihnen schon jetzt sagen."

„Ich zittere, sprecht!"

„Verflucht durch alle Welt, seit seiner Geburt dem Tode und der Hölle gewidmet, wurde er auf wunderbare Weise durch einen Arm gerettet, der sich rächte, und der später einen verderblichen Plan der Vernichtung entwarf! — Benedetto begegnete einem Manne, der durch Stolz und Eitelkeit geblendet dahin schritt, und wurde unter den Fußtritten dieses Mannes zu einem Berge, der zusammenstürzend Jenen in den Abgrund riß! — Der Mann, den er vernichtete, werden Sie das glauben? — der Mann war der mächtigste auf Erden; sein Wille traf auf kein Hinderniß, und gleich dem allmächtigen Gotte wollte er erbarmungslos das Verbrechen entlarven und züchtigen! — Ach, dieser Mann täuschte sich dennoch — er trachtete nur danach, sich ohne Gnade und Barmherzigkeit zu rächen! Mit Einem Worte: Es war der Graf von Monte-Christo! Ja," fuhr Edmund Dantès fort, indem er hochaufathmete, „Benedetto vernichtete diesen Riesen, den die Menschen mit Staunen betrachtet hatten, wie einst der einfache Hirte den berühmten Riesen der Schrift niederwarf! — Blut und Thränen waren es, die Benedetto auf seinem Wege hinterließ. An den Grafen von Monte-Christo sich heftend, entriß er ihm mit seiner mörderischen und rächenden Hand all sein Theuerstes. —

„Benedetto war das Werkzeug Gottes und er bereitet sich vielleicht in diesem Augenblicke in Frankreich vor, die öffentliche Strafe für seine begangenen Verbrechen zu empfangen! Baronin Danglars, das ist das Werk Deines Sohnes!"

Indem Edmund Dantès dieß sagte, warf er seine Kapuze zurück.

Frau von Danglars stieß einen Schrei des Schreckens aus, und sank auf die Knie neben dem Bette, auf welchem Bertuccio sterbend lag.

„Ja, hier," fuhr Edmund fort, „hier können Sie den Menschen sehen, dem Ihr Sohn das Leben verdankt! — Dieser Mensch war es, der ihn dem Grabe entriß, in welches Villefort ihn lebend eingesenkt hatte!"

„Barmherzigkeit!"

„Und wissen Sie, auf welche Weise Benedetto diesen großmüthigen Menschen belohnte? Er ermordete seine Schwester, zündete sein Haus an und bestahl ihn! — Ha! Das kam daher, weil er von Gott und den Menschen verflucht war!"

„Gehen Sie, Frau von Danglars," fügte Edmund Dantès nach einer Pause hinzu; „erfahren Sie, daß Ihr Sohn Sie aufsucht, um Ihren mütterlichen Segen von Ihnen zu erbitten; gehen Sie und gewähren Sie ihm diesen Segen, damit er ruhig sterbe, und auf solche Weise auch Ihr Gewissen in Ruhe komme!"

Einige Augenblicke darauf verließ Frau von Danglars in ihren Schleier gehüllt, das Haus, und erlangte aus Barmherzigkeit eine freie Fahrt an Bord eines kleinen Fahrzeuges, das nach Marseille segelte. Sie hatte die Absicht, nach Paris zu gehen.

Wir wollen jetzt wieder von Benedetto sprechen, welcher, wie der Leser sich erinnern wird, in der Gewalt der Gerechtigkeit geblieben war, die ihn von dem Gottesacker des Père Lachaise nach dem Gefängnisse von La Force brachte.

LXI.

Der 27. September.

Benedetto wurde nach La Force gebracht.

Sobald er in die Register eingetragen war, fiel es leicht, in ihm jenen Menschen zu erkennen, der aus dem Gefängnisse entsprungen war, nachdem er den Schließer ermordet hatte.

Nachdem die Geschworenen seine Verbrechen erwogen hatten, konnten sie sich nicht enthalten, die Todesstrafe gegen ihn auszusprechen.

Nach acht Monaten des Gefängnisses wurde Benedetto zum Tode verurtheilt.

Man las ihm das Erkenntniß in eben dem Gefängniß vor, in welchem er den Schließer ermordet hatte, und er hörte die Vorlesung mit jener Kaltblütigkeit, jener unerhörten Gleichgültigkeit an, welche ihn seit einer gewissen Zeit charakterisirten.

Diese unverkennbare Gleichgültigkeit wurde nicht durch die Verthierung seines Geistes bewirkt, wie dieß

gewöhrlich bei den Menschen geschieht, welche nach einer langen Reihe von Verbrechen das Blutgerüst errichten sehen, auf dem sie im Angesichte der durch sie beleidigten Menschheit diese Verbrechen sühnen sollen. Der Zustand, in welchem sich Benedetto befand, war vielmehr der einer vollständigen Resignation gegenüber den Bestimmungen jenes allmächtigen Gottes, den er angerufen hatte, um von ihm zu erfahren, ob er den übermüthigen Menschen bestrafen sollte, der die ihm anvertraute Macht mißbraucht hatte.

Am Tage vor dem zu der Hinrichtung bestimmten wurde Benedetto in das Oratorium geführt. Er zeigte Frömmigkeit und Gottesfurcht bei den religiösen Uebungen, welche der öffentlichen Hinrichtung durch die hohe Gerichtsbarkeit vorangehen.

Der Beichtvater hörte ihn voll Theilnahme an; man erkannte an seinem gerührten Blicke die Wirkung, welche die Worte des Verurtheilten auf ihn machten.

„Mein Vater," sagte Benedetto, indem er das Zeichen des Kreuzes machte, „ich glaube an Gott. Ich glaube an seine Gerechtigkeit, und nie habe ich den Gedanken gehabt, ihn tadeln zu wollen. Geboren aus dem Verbrechen, getauft mit Blut und Thränen — konnte mein Ende kein anderes sein, als das Blutgerüst. Ehe ich an Gott glaubte, wie ich es jetzt thue, fühlte ich in meiner Brust die ganze Galle, welche die Verzweiflung in dem Busen eines Menschen hervorrufen kann! — Die Verzweiflung, welche nicht bloß ein alltägliches, nichtsbedeutendes Wort ist, sondern jene Verzweiflung, die zu der Hölle hier auf Erden wird! Ohne anerzogene Grundsätze ließ ich mich durch schlechte Gesellschaft so weit verleiten, den Mann, der mich aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte, zu beschimpfen, und zur Belohnung seiner Wohlthat sein Haus in Brand zu stecken und seine Schwester zu ermorden. Seit jenem Tage gab es für mich in dieser Welt kein gastliches Dach mehr; kein befreundeter Blick senkte sich mehr auf mich herab!

„Ich war in dieser Welt verflucht!"

Nach einer kurzen Pause fuhr Benedetto fort:

„Ich eilte nun von Ausschweifung zu Ausschweifung, von Verbrechen zu Verbrechen!

„Ich schloß mich den nichtswürdigsten Menschen an und theilte mit ihnen bei abscheulichen Orgien die Früchte des Raubes und des Mordes!

„Ich hegte in jener Zeit nicht ein einziges edleres Gefühl; mein geringster Gedanke war eine Nichtswürdigkeit, eine Gotteslästerung; ich vollbrachte nicht die mindeste Handlung, die nicht ein entsetzliches Verbrechen war!

„Und was hatte ich für Neigungen des Herzens?

„Verwerfliche Verbindungen mit den gemeinsten und den unzüchtigsten Weibern! — Da konnte es denn nicht lange dauern, bis ich der Gerechtigkeit in die Hände fiel und einige Monate schleppte ich die Kette des Galeerenzüchtlings.

„Während ich meine Strafe erduldete, ergebungsvoll, und — wer weiß — mich vielleicht allmälig durch das arbeitsame Leben von meiner Trägheit und meinen abscheulichen Lastern bessernd, erschien ein Mensch, um mich zu retten. Dieser Mensch hatte Mitleid mit dem Zustande, in welchem ich mich befand, und wollte durch die großmüthige Handlung, die er gegen mich ausübte, mir edlere Gesinnungen einflößen. Er gab mir eine Feile, um damit meine Ketten zu durchschneiden, gab mir Geld, und bezeichnete mir seine Wohnung.

„Einen Monat darauf bemerkte ich, daß dieser Mensch keine andere Absicht hatte, als ein Ziel, dem er nachstrebte, zu erreichen, und daß er sich meiner als seines Werkzeuges zu einem Possenspiele bediente, in welchem ich die Hauptrolle spielte.

„Da lachte ich über meinen unbefangenen Glauben. — Wie hatte ich vermuthen können, daß ein Mensch dem Elende gegenüber großmüthige Gesinnungen hegen könnte? Ich wurde wieder, was ich gewesen war, mit dem Unterschiede jedoch, daß ich in der menschlichen Gesellschaft meinen Stand geändert hatte, indem ich mich, statt einfach der Bandit Benedetto zu bleiben, Fürst Andreas Cavalcanti nannte!"

„Das war die Rolle, welche jener Mensch mir in seinem Possenspiel übertrug.

„Diese Rolle nahm ein Ende, und ich stieg die Stufen wieder zu meinem früheren Stande hinab, eben so boshaft, wie zuvor, aber gewandter durch die Lehren der Heuchelei, die ich von dem Grafen von Monte-Christo, meinem falschen Beschützer, empfangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Mittelschulen im österreichischen Staate.

(Schluß.)

Was die ungarischen Realschulen anbelangt, so bildeten die deutschen Schüler die Mehrzahl in Ofen mit 174 gegen 102 Magyaren, in Temeswar mit 86 gegen 5 Serbokroaten und 2 Magyaren, in Kremnitz mit 31 gegen 15 Magyaren und 11 Slavenen, in Preßburg mit 116 gegen 95 Magyaren, in Versak mit 79 gegen 31 Serbokroaten, 11 Romanen, 7 Magyaren, in Zombor mit 57 gegen 34 Illyrier, 20 Magyaren, in Groß-Kikinda mit 26 gegen 20 Serbo-Kroaten, 2 Magyaren, in Neusatz mit 54 gegen 10 Serbokroaten und 3 Magyaren.

Nach dem religiösen Bekenntnisse waren unter den Realschülern 12,225 Katholiken Rit. lat., 77 Katholiken Rit. graec., 393 Katholiken der griechisch-orienta-

lischen Kirche, 643 Evangelische A. C., 57 Evangelische H. C., 1574 Israeliten, 14 nicht unirte, 4 unirte Armenier, 8 Anhänger der anglikanischen Episkopal-Kirche.

Auffallend ist, daß die Israeliten in den österreichischen Staaten in bedeutender Ueberzahl mehr der humanen als der realen Richtung folgen, indem sie 4455 ihrer Söhne an die Gymnasien schickten und beinahe nur den dritten Theil derselben den Realschulen einverleibten, es müßten denn auch in Oesterreich die studia humanitates noch realer sein, als die der Realschulen.

Im österreichischem Staate sind also, wie man aus dieser nach einer offiziellen Quelle gefertigten Zusammenstellung sieht, die beiden vorherrschenden Elemente der Katholizismus und das deutsche Ferment. Ginge der österreichische Großstaat zu Grunde, so ginge möglicher Weise in den ihn bildenden Ländern auch die deutsche Nationalität unter, ein Unglück für die Zukunft des deutschen Volkes und dessen kulturgeschichtlichen Beruf, wie es nie ein größeres getroffen hätte. Aber Oesterreich zerfällt noch nicht. Denn da, wo es ist, gehört ein Großstaat hin und wäre keiner dort, so müßte man aus politischen Gründen zwischen Preußen und Rußland, zwischen die Länder der Türkei und Italien theils gegen die Vergrößerung ohnehin schon zu mächtiger Staaten, theils zur Beschwichtigung der Zänkereien der kleineren Völker einen solchen hineinschieben. Und aus diesem Grunde hat schon im vergangenen Jahre Napoleon III. den ohne Zweifel auch österreichische Länder erobern wollenden Preußenkönig wieder aus Oesterreich hinauskommandirt.

An den Kleinstaaten ist seit 70 Jahren das Verschwinden, die Großstaaten erhalten sich nicht allein durch die Macht der politischen, sondern auch der sozialen und kommerzialen Verhältnisse. Selbst die Türkei, an deren Stelle nicht so gebieterisch ein Großstaat vonnöthen ist, als da, wo Oesterreich liegt, wird, obschon sie aus ebenso verschiedenen Elementen als Oesterreich besteht, und nicht zwei so starke Erhaltungsmittel, wie letzteres besitzt, Niemand von den jetzigen Menschen überleben. Oesterreichs katholische Völker werden nie nach der Unterthanenschaft ihres Petersburger oder Berliner Vetters ein allgemeines Verlangen fühlen und dessen Protestanten macht gegen ein solches Begehren die Sorge für individuelle Freiheit und ein gereiftes politisches Urtheil bedenklich.

Von äußeren und inneren Feinden droht also Oesterreich keine Gefahr und die Zeiten, in denen die Fürsten aus Geldmangel Länder verkaufen oder versetzten, sind mit ein Paar unerheblicher Ausnahmen auch vorüber, und wegen Finanznoth hat nie ein Kleinstaaat, geschweige ein Großstaat zu existiren aufgehört. Freilich werden nach den jetzigen Erscheinungen, die Schweiz ausgenommen, die europäischen Staaten alle früher oder später den Konkurs eröffnen müssen. Dann zahlt Oesterreich seinen Gläubigern, was sie 50 Gulden gekostet hat, mit 50 statt mit 100 Gulden zurück, und das Eine wird ohne Unrecht die Hälfte der Schulden, die Anderen werden den Vortheil doppelter Zinsen erhalten haben. Doch weit mehr als dem Staate Oesterreich gebührt die Sympathie des deutschen Volkes den in ihm lebenden Bayern, Sachsen und Schwaben, welche in mächtigen Strömen vom Erzgebirg bis zum adriatischen Meere, vom Inn bis zur moldauisch-walachischen Gränze deutsches Wesen und deutsche Sprache verbreiten.

Was sie im friedlichen Kampfe mit den buntgemischten Völkern erringen, errringen sie für deutsche Erde. Sind sie jetzt durch hinterlistige Herrschgier und mit Hülfe eines fremden Volkes ohne alles Verschulden aus dem deutschen Mutterlande hinausgewiesen, aus dem blutsverwandten Herzen des anderen Theiles des deutschen Volkes sind sie es nicht und sie bleiben es auch politisch nicht. Die Geschichte kennt keinen Fall, daß ein schuldlos mißhandeltes und hintergangenes Volk von dem dasselbe mißhandelnden Tyrannen, dessen Geschlechte und dessen Kriechern überlebt worden wäre, selbst bei solchen Völkern nicht, die zur Zeit ihrer Mißhandlung in Zivilisation und nationaler Lebenskraft zu altern begannen, geschweige bei einem Volksstamme, wie die Deutschen in Oesterreich sind, die um das deutsche Volk vor Fremdherrschaft zu retten, mehr als jeder der andern deutschen Stämme sich mit Hunnen und Ungarn, Mongolen und Türken, Schweden und Franzosen herumgeschlagen haben, die unter so vielen polyglotten Völkern ihre deutsche Nationalität nicht blos gerettet, sondern auch verbreitet haben und immer noch verbreiten. — Sind sie am Ende dieses ihnen vor der Vorsehung übertragenen germanisirenden Berufes — den besseren und größeren Theil des österreichischen Staates haben sie, wie unsere statistische Darstellung zeigt, bereits germanisirt — dann hält sie kein Sterblicher mehr ab: sie kehren zu uns oder wir zu ihnen zurück. nk.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Das „Bayerische Volksblatt" war bestimmt, zur humanen und politischen Bildung des Volkes beizutragen, die Staatsregierung mit der öffentlichen Meinung bekannt zu machen, sie in ihren konstitutionellen Bestrebungen zu unterstützen, dagegen aber auch vorkommende Gebrechen und Mißstände im Staatshaushalte zu rügen und so zu der Entwicklung der Verfassung auf parlamentarischem Wege nach Kräften mitzuwirken. Es fand bald allgemeine Anerkennung und Verbreitung und zählte viele der höchsten Staatsbeamten und der tüchtigsten Gelehrten und Professoren zu Mitarbeitern.

Eisenmann erfreute sich eine Zeitlang der Gnade seines Monarchen, des Königs Ludwig I., und war ihm durch Kabinetsordre gestattet worden, jede Nummer seines „Volksblattes“ unter Couvert dem Könige einzusenden. Später aber erschien das „Bayerische Volksblatt“ der bayerischen Regierung unangenehm und gefährlich, denn man war seither bloß gewohnt, von der gesammten Presse gelobhudelt und beräuchert zu werden, aber sich von dem oppositionellen „Bayerischen Volksblatte“ die Wahrheit sagen lassen zu müssen, unangenehme Spiegelbilder sich vorgehalten zu sehen, das war eine zu bittere Pille für die am Staatsruder sitzenden hohen Herren mit ihren untergeordneten Vollzugsorganen, denen zwar das Lob, auch wenn es unverdient war, behaglich war, aber der Tadel, auch wenn er noch so begründet und berechtigt war, unerträglich erschien.

Man suchte daher auf alle mögliche Weise den oppositionellen Dr. Eisenmann unschädlich zu machen. Es wurde demselben durch eine Mittelsperson das Physikat der Stadt Würzburg, das, wie bereits berichtet, sein verstorbener ärztlicher Gegner Professor Dr. Bend bekleidet hatte, versprochen, wenn er dem „Volksblatte“ eine der Regierung günstigere Richtung geben wolle; aber Eisenmann lehnte diese Zumuthungen auf das Entschiedenste ab und wies die angebotene Anstellung, weil er sie um den Preis seines freien Denkens und seiner Selbstständigkeit erhalten sollte, mit edlem Stolze und stoischer Kälte zurück.

Später erhielt Eisenmann höchsten Orts den Auftrag, einen Plan zu einer die Interessen der Regierung vertretenden Staatszeitung auszuarbeiten und vorzulegen. Eisenmann erfüllte dieses Begehren, und fand der von ihm entworfene Plan höchsten Orts den besten Anklang. Als man ihm aber die Redaktion einer solchen Regierungszeitung mit dem Gehalte eines Regierungsrathes übertragen wollte, lehnte Eisenmann diese Anerbietungen mit größter Energie ab, um sich die Unabhängigkeit zu bewahren.

Nun suchte man den mißliebigen Oppositionsjournalisten Eisenmann durch Maßregelungen unschädlich zu machen. Obwohl Eisenmann aus der über ihn verhängten Kriminaluntersuchung wegen geheimer politischer Verbindungen im Jahre 1825 als schuldlos hervorgegangen, indem die Untersuchung, nachdem die Generaluntersuchung über Jahr und Tag gedauert hatte, bevor es zur Spezialuntersuchung kam, wegen „mangelhaften Thatbestandes“ einstweilen aufgehoben worden war, wie der damals übliche juristische Ausdruck lautete, weil man nur zu gut wußte, was man von diesen unschädlichen phantastischen Jugendträumereien zu halten hatte, verlangte das Ministerium von dem Appellationsgerichte zu Landshut die Einsendung der Akten über jene Untersuchung, und sollte die Revision der fraglichen Akten keinen andern Zweck haben, als wo möglich Grund und Stoff zu neueren Einschreitungen gegen den mißliebigen Redakteur des „Bayerischen Volksblattes“, Dr. Eisenmann, aufzufinden, und der Regierung eine Waffe in die Hand zu geben, mit welcher sie denselben ihren Verdruß fühlen zu lassen im Stande wäre.

Allein auch dieser Versuch des Ministeriums scheiterte. Seit dem Ausgange jener Untersuchung, die ihn Jahr und Tag hinter Kerkermauern gefangen gehalten, und dem ihm bald darauf (Dezember 1825) gewordenen Beweise der allerhöchsten Gnade, konnte dem Dr. Eisenmann gar kein Vergehen zum Vorwurfe gemacht werden, als höchstens das, ein liberales Blatt redigirt zu haben, und auf Grund der Revision der fraglichen Akten ließ sich bei der Lage der Sache mit voraussichtlichem Erfolg keine Wiederanstrengung des Hochverrathsprozesses wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus London vom 2. d. Mts. wird geschrieben: Ein Landmann, der in den letzten Tagen den hiesigen zoologischen Garten besuchte, nahm großes Interesse an den Bären, vor deren Zwinger er sich längere Zeit aufhielt. In seiner Neugierde, den Bewegungen der Thiere zu folgen, hatte er seines Hutes nicht Acht und beugte sich so weit vorne herüber, daß die Bedeckung seines Hauptes hinab in den Zwinger fiel. Einen Augenblick stand der Besitzer des augenscheinlich neuen Hutes eben so verdutzt wie die Bären da unten, als aber dann einer der jungen Bewohner des Zwingers Miene machte, sich der sonntäglichen Kopfbedeckung zu bemächtigen, da trug die Sorge für den theuren Zylinder über die angeborene Scheu vor den zottigen Höhlenbewohnern den Sieg davon, und mit einem kühnen Sprunge stand das Bäuerlein zwischen seinem Hute und dem jugendlichen „Braun.“ Letzterer war einigermaßen erstaunt über die Dazwischenkunft des fremden Eindringlings, während das Elternpaar mit ominösem Brummen sein Mißvergnügen über die Verletzung des in England so hoch gehaltenen Hausrechtes äußerte. Doch bei dem Brummen blieb es nicht, und unser Landmann mußte es bald zu seinem Schrecken erfahren, daß Bären, selbst wenn sie im Käfig und Zwinger jahrelang eingeschlossen sind, doch noch gewisse Reminiszenzen an die gesetzlosen Zustände der Heimath behalten. Die Bärengesellschaft nahm ihn in die Arme und zerrte ihn ihren Privatgemächern zu und wenn nicht die Stimme des Wärters, der, alsbald herbeigerufen, zu seiner Rettung erschien, einen mächtigen Einfluß über die Bären an den Tag gelegt hätte, die alsbald ihr Opfer freiließen, so würde wohl kaum der biedere Landbewohner je wieder die kühne That erzählen, die er unternommen zu Rettung seines Zylinders.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 170 Donnerstag, 18. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages," fuhr Benedetto fort, „machte ich mitten auf dem Pfade der Verbrechen, den ich verfolgte, Halt. Die Erscheinung meines Vaters, eines armen, unglücklichen und beinahe wahnsinnigen Greises rührte mich. Ich leistete den Schwur, ihn zu rächen, und dachte nun sehr ernst über die Menschen und über die Dinge nach.

„Ich glaubte an Gott! Ich erkannte, daß ich seit einer gewissen Zeit das Werkzeug sei, dessen er sich bediente, um die Schlechten zu bestrafen. Ich tödtete und beraubte erbarmungslos alle Die, von denen ich wußte, daß sie die gleichen Verbrechen begangen hatten. Um auf diesem neuen Wege vorwärts zu kommen, bedurfte ich des Geldes, und ich bemächtigte mich der Schmucksachen, welche die Leichen meiner väterlichen Familie an sich hatten, und ich fand keinen einzigen Augenblick der Ruhe, bis ich an das mir selbst gesteckte Ziel gelangt war.

„Ich blickte um mich und sah die Boshaften, die Fälscher, die Strafe ihrer Verbrechen empfangen, so wie die Tugendhaften den Lohn ihrer Handlungen und folglich wundere ich mich keineswegs, daß jetzt das Blutgerüst für mich aufgerichtet wird. Ich habe es verdient! — Ertheilen Sie mir Ihren Segen und beten Sie für mich!"

Indem Benedetto diese Worte sprach, kniete er zu den Füßen des Priesters nieder, und dieser erflehte die göttliche Barmherzigkeit für die Seele des Bußfertigen.

„Welchen Tag haben wir heute?" fragte Benedetto.

„Den 27. September, mein Sohn."

„Den 27. September," wiederholte Benedetto mit ruhiger Stimme und finsterem Lächeln. — „Da steht das Blutgerüst, um den Tag meiner Geburt zu feiern!"

„Verzeihst Du Deinen Eltern die Verlassenheit, der sie Dich seit Deiner Geburt überlieferten? — Verzeihst Du Deinem Vater das Verbrechen des Kindsmordes?" fragte der Priester.

„Schon seit langer Zeit habe ich ihnen Alles verziehen!" entgegnete Benedetto.

„Gut, mein Sohn. Gott sei für immerdar mit Dir!"

Sobald die Sonne in die finstern Höfe von La Force hinab drang, öffnete sich die Thür des Oratoriums und ein Kommando Soldaten nahm den Verurtheilten in Empfang, um ihn nach dem Gemache des Scharfrichters zu führen, damit dieser ihm die Haare abschneide, und ihn mit dem Gewande der Verurtheilten bekleide.

Nach diesen Vorbereitungen bestieg Benedetto den verhängnißvollen Karren, der Scharfrichter nahm seinen Sitz ein und gab das Zeichen zu der traurigen Fahrt.

Eine Schwadron Kavallerie eskortirte den Karren bis dem Schaffot, um welches das dichtgedrängte Volk voll Neugier wartete.

Benedetto empfing den letzten Segen des Beichtigers und wies sanfte die Binde zurück, welche der Scharfrichter ihm reichte, indem er an ihn die zwei gebräuchlichen Fragen richtete:

„Wünschen Sie noch etwas zu essen oder zu trinken?"

„Nein!"

„Verzeihen Sie mir die Handlung, die ich an Ihnen begehen werde?"

„Ja!"

„Nehmen Sie doch die Binde, der Augenblick naht."

„Lassen Sie mich einen einzigen Augenblick die mich umgebende Menge sehen!" sagte Benedetto. „Ich will trachten, ein befreundetes Gesicht zu erkennen."

Und Benedetto richtete sich auf dem Schaffot hoch in die Höhe, um mit begierigen Blicken auf die Menschenmenge hinabzublicken, die ihn umringte.

Mit scharfem Auge musterte er alle die Gesichter, welche ihm nahe waren, dann nach einer anderen Richtung sehend, stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus.

Er hatte in einem Wagen, der wegen des dichten Gedränges nur mit Mühe über den Platz fahren konnte, eine Frau erblickt, welche das Gewand der barmherzigen Schwestern trug, und eine andere kranke Frau zu begleiten schien.

„Mein Vater," sagte er zu dem Geistlichen, „mein letzter Wunsch wäre, mit der barmherzigen Schwester zu sprechen, welche dort in jenem Wagen über den Platz fährt. Gehen Sie zu ihr und sagen Sie ihr, daß sie um der Liebe Gottes Willen zu mir kommen möge."

Der Pater stieg sogleich die Stufen des Blutgerüstes hinab, um den Wunsch des Verurtheilten zu erfüllen und die demüthige barmherzige Schwester zögerte nicht, der Aufforderung zu genügen.

In dem Grade, wie sie sich näherte, änderte sich der Ausdruck in dem Gesichte Benedetto's auf eine auffallende Weise. Er preßte mehrmals die Hand auf die Augen, als wollte er unwillkürliche Thränen zurückdrängen.

Die barmherzige Schwester erstieg die Stufen des Blutgerüstes und trat zu dem Verurtheilten.

„Mein Gott!" rief sie plötzlich, indem sie wie vor einem entsetzlichen Anblicke zurückwich.

Benedetto ergriff sanft ihre Hand, zog sie an seine Lippen und küßte sie, indem er so leise, daß er nur von ihr allein verstanden werden konnte, flüsterte:

„Muth! Ich wollte Ihnen durch eine Ihrer Schwestern mein letztes Lebewohl senden, aber der Ewige gab, daß Sie selbst kommen mußten, es zu empfangen."

„Jesus! Jesus! rief die arme Schwester verzweiflungsvoll und sank in die Knie.

Benedetto eilte rasch zu dem Block, legte seinen Kopf auf denselben, und rief dem Scharfrichter zu:

„Rasch! Ohne Mitleid!"

„O nein! nein!" schrie die barmherzige Schwester, indem sie sich bleich und zitternd erhob, um vor dem Scharfrichter auf's Neue niederzuknieen.

„Es ist heute der 27. September!" sagte Benedetto.

Dieß waren seine letzten Worte. — Kaum hatte er sie ausgesprochen, als das Eisen der Guillotine ihm den Kopf vom Rumpfe trennte.

Die barmherzige Schwester stürzte wie vom Blitze getroffen neben der Leiche nieder, indem sie schrie:

„Mein Sohn!"

Wenige Tage darauf hatte diese arme Mutter ebenfalls zu leben aufgehört.

Einen Monat nach dem so eben geschilderten Ereignisse, trug sich, eine Stunde von Marseille entfernt, ein anderes nicht minder ergreifendes und wichtiges zu.

Wenn wir unsere Blicke nach der Seite der Felsen wenden, auf denen sich der Weiler der Katalonier erhob, gewahren wir ganz nahe dem kleinen einfachen Häuschen, in welchem Mercedes wohnte, eine kleine Kapelle, deren einzige Thür beinahe immer geschlossen war, und sich kaum des Sonntags und an Festtagen Nachmittags für eine halbe Stunde öffnete.

Diese kleine Kapelle und das Häuschen daneben waren damals so zu sagen die Probe der Gebäude, welche jetzt dort stehen und diese Felsen wie einen Vorposten der Stadt bevölkern.

Albert Mondego und Mercedes bewohnten noch das kleine Haus, welches von dem ehemaligen Dorfe der Katalonier übrig geblieben war. Albert hatte aus der Hand desselben Priesters, der früher der Dolmetscher von dem Willen Benedetto's bei ihm gewesen war, auch die neue Gabe empfangen, die dieser ihm zukommen ließ. Mit jenem kleinen Vermögen begann er den Handel, der schon lange sein Wunsch gewesen war.

Der Name Benedetto's war für Albert und seine Mutter in dem stillen, glücklichen Leben, welches sie führten, der Gegenstand täglicher Segenswünsche.

Mercedes betete täglich für den aufrichtigen Freund ihres Sohnes, für den uneigennützigen Wohlthäter, für den unparteiischen Richter, der Mitleid mit ihrem Elend gehabt, und ihr Erleichterung verschafft hatte.

Indeß war Mercedes seit dem Tode ihres Gatten die Beute eines nagenden Kummers, der sie langsam dem Grabe entgegenführte.

Albert, den die physische Erschöpfung seiner armen Mutter beunruhigte, hatte schon die beiden besten Aerzte Marseille's um Rath gefragt, und nach einigen Monaten waren Beide der Ansicht, Mercedes würde erliegen, wenn sie von einer Luftröhrenentzündung befallen werden sollte, was sie stark befürchteten, da ein schleichendes Fieber sie aufrieb. Albert mußte auch noch diesen verhängnißvollen Schlag ertragen. Er brachte seine ganzen Tage an der Seite seiner armen Mutter zu, lauschte auf ihre freundlichen Worte und fing ihre letzten zärtlichen Blicke auf, die sich bald verschleiern und endlich ganz verschwinden sollten, wie der Glanz der Sterne vor den Strahlen der aufgehenden Sonne.

Mercedes ruhiges Gesicht sprach die innigste Ergebung und Fassung aus.

Je mehr der verhängnißvolle Augenblick herankam, desto ruhiger schien sie zu werden. So zeigte sich deutlich die Reinheit ihrer unschuldigen Seele.

Der Ruhm des Himmels beleuchtete nach und nach ihr ganzes Wesen. Sie schien schon jetzt dieser Welt nicht mehr anzugehören, und man hätte sie gegen Abend für einen Engel des Friedens halten können, der herabgestiegen wäre, um sich neben Albert zu setzen, und ihm das christliche Wort „Ewigkeit!" zuzuraunen.

Mercedes schien den Fieberwahnsinn zu fürchten. Sie flehte zu Gott, ihr den vollen Gebrauch ihrer geistigen Kraft bis zu ihrer letzten Stunde zu bewahren, um sterbend ihrem Sohne das letzte Lebewohl sagen zu können.

In einer Nacht fühlte Mercedes sich sehr entkräftet; eine furchtbare Angst bedrückte sie; es schien ihr, als fehle in ihrem Zimmer die Luft. Sie richtete sich auf ihrem Lager empor und ließ Albert rufen, der sich beeilte, zu ihr zu kommen.

Der arme junge Mann zitterte, als er das blasse, leichenhafte Gesicht seiner Mutter sah; kalter Schweiß überzog seine Stirn und das Herz klopfte ihm, als wollte es seine Brust zersprengen.

(Schluß folgt.)

Zwei Abenteuer in den Cordilleren Chile's.

Ein deutscher Landsmann, August Kahl, hat uns vor Kurzem mit einem trefflichen Buche beschenkt, welches den Titel führt: Reisen durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens (Berlin, Gaertner). Der Verfasser, welcher längere Zeit in Süd-Amerika lebte und gegenwärtig dort wieder auf einer größeren Reise begriffen ist, hat vorzüglich das volkswirthschaftliche Leben jener Länder im Auge gehabt und dieselben mit Rücksicht auf Kolonisation und Ackerbau näher erforscht. Diese Theile seines Werkes erscheinen uns vor allen andern werthvoll, da Kahl hier offenbar als Sachkundiger spricht. Doch würde man irren, wollte man dies als einzigen Vorzug seines Buches ansehen; auch die Natur und namentlich das Leben der Menschen finden eingehende Berücksichtigung.

Kahl nahm Valparaiso als Ausgangspunkt seiner Reise, besuchte zunächst die nördlich von diesem bedeutenden Hafen gelegenen chilenischen Departements, und überstieg dann durch den berühmten Uspallata-Paß die Cordilleren, um die Provinzen Mendoza, San-Juan, Rioja, Catamarca und Salta am Ostabhange des riesigen Längengebirges zu durchforschen. Seine Reise war reich an mannigfaltigen Abenteuern, in die er bald durch wilde Thiere, angeschwollene Ströme oder zahlreiche Banditen gestürzt wurde. Denn Natur und Mensch vereinigen sich, um jene Gegenden zu den unsichersten in ganz Süd-Amerika zu gestalten. Unser Gewährsmann bringt uns hiefür zwei Beispiele, die er freilich nicht selbst erlebte, deren Augenzeugen er jedoch sprach und deren Wahrheit er für durchaus verbürgt hält.

In dem kleinen in ungemein fruchtbarer Gegend gelegenen Orte Ocoa, nördlich von Valparaiso, kehrte er bei einem Wirthe ein, welcher ihn darauf aufmerksam machte, daß die Umgegend durch Räuber jetzt sehr unsicher sei. Ein Wort im Gespräch gab das andere und so erzählte der Wirth denn als Beleg für seinen Ausspruch folgende Geschichte, bei der er selbst eine Rolle spielte:

„Vor wenigen Wochen ging ich nach Quillota, um dort ein Pferd zu verkaufen. Ich quartirte mich in einem Wirthshaus ein, in dem sehr viele Fremde verkehrten, um dort einen Käufer für mein Thier zu finden. Es gelang. Einer der Gäste sah mein Pferd an, es gefiel ihm und er kaufte es. Er erwähnte zufällig, daß er des Weges nach San Felipe unkundig sei, und daher eines Führers bedürfe. Da dieser Ort nur vier oder fünf Leguas von meiner Wohnung in Ocoa entfernt ist, verschmähte ich es nicht, mich selbst als Führer anzubieten. Wir wurden alsbald des Handels einig, und noch am selben Tage reisten wir ab. Es war schon zwölf Uhr Mittags, als wir von Quillota fortritten. Ich hoffte, der Fremde, trotz seiner Eile vorwärts zu kommen, würde in Ocoa zu Nacht bleiben, aber als wir um fünf Uhr Nachmittags dort ankamen, schlug er ein Nachtquartier aus. Ich setzte ihm auseinander, daß wir keinesfalls vor Mitternacht in San Felipe ankommen würden; auch auf die Gefahren des Weges, der häufigen Räubereien wegen, machte ich ihn aufmerksam. Doch Alles umsonst. Diese Gründe dienten nur, ihn zur größeren Eile anzuspornen, und Eile war in der That nothwendig, wenn wir überhaupt heute noch unsere Reise fortsetzen sollten. Ich sträubte mich daher nicht länger; mein kurzes Messer für ein längeres und schärferes und hastig mein bisher gerittenes Maulthier für meinen Lieblingshengst umtauschend, dessen Kräfte, rasch, gewandt und gut genährt, nur für besondere Fälle aufgespart wurden, ritten wir von dannen. Wir nahmen den Weg über die Questa von San Felipe.

Es wurde dunkler, nichts ließ auf das Vorhandensein einer Gefahr schließen. Wir ritten daher langsam, unsern Pferden Erholung gönnend, den steilen Abhang hinan, der im Zickzack zur Spitze führte. Kaum oben angelangt, hörten wir ein lautes „Halloh" hinter uns und bemerkten, daß ein einzelner Reiter hastig den Hügel hinanritt. Auf sein wiederholtes Zurufen warteten wir und näher gekommen, erkannte ich bald einen Dienstjungen meines Hauses. Er theilte mir in fliegender Eile mit, daß meine Frau ihn uns nachgeschickt habe, um uns wo möglich zu erreichen und anzuzeigen, daß ungefähr eine halbe Stunde nach unserem Fortritt drei Reiter durch das Dorf galoppirt und nahe bei unserem Hause sich nach uns erkundigt hätten. Man hatte ihnen von uns gesagt. Meine Frau wußte, daß wir den Weg über Questa wählen würden, und richtig schließend, daß die in solcher rasenden Eile Jagenden nur Verfolger sein könnten, schickte sie uns den Jungen nach.

Was war zu thun? Sollten wir umkehren, um den Kerlen gerade in die Hände zu fallen, oder sollten wir vorwärts gehen, wo diese Gefahr ebenso groß war, denn zahlreiche, wenn auch nur den Erfahrenen bekannte Pfade liefen von dem Thale hier herauf. Wir beschlossen vorwärts zu gehen, im äußersten Fall glaubten wir drei Mann nicht allzusehr fürchten zu müssen. Der Fremde hatte gute Pistolen, ich ein gutes Messer und wir beide schnelle und starke Pferde, auf welche wir uns verlassen durften. Der Junge war zu nichts nütze, aber er blieb bei uns, da er die Rückkehr allein, in der jetzt ganz hereingebrochenen Dunkelheit, fürchtete.

Ich vergaß schon früher zu bemerken, daß der Fremde eine kleine Ledertasche mit sich führte, die schwer mit Geld gefüllt schien und wahrscheinlich die Aufmerksamkeit der Räuber angezogen hatte.

Da unser Weg jetzt bergab führte, ritten wir im rascheren Trabe durch die Nacht dahin. Wir mochten kaum auf diese Weise eine halbe Legua zurückgelegt

haben, als plötzlich vor uns ein lauter gellender Pfiff ertönte. Zu gleicher Zeit glaubten wir den Hufschlag mehrerer Pferde zu vernehmen. Die Nacht war stockdunkel, so daß wir kaum einen Umkreis von zehn Schritten zu übersehen vermochten. Ein zweiter Pfiff folgte jetzt, und dieser letztere schien von der entgegengesetzten Seite, also von unserm Rücken zu kommen. Es mußte jetzt gehandelt werden und zwar rasch, denn wir befanden uns in diesem Augenblicke auf schlechtem Boden, der gefährlichsten Stelle der Questa, von welcher wir so schnell als möglich fortzukommen suchen mußten, denn ein Angriff hier konnte uns doppelt gefährlich werden. Der Weg, den wir ritten, war hoch in den Felsen eingehauen; zu unserer Linken gähnte ein tiefer Abgrund und zur Rechten lag die steile, unerklimmte Felswand. Wir befanden uns in einem Engpasse. Vor und hinter uns hatten wir Pfiffe gehört, also waren wir von unsern Feinden umzingelt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Gaunerstreich.] Vor einigen Tagen erschien in der Wohnung eines Hauses am oberen Anger in München ein beiläufig wie ein Maurer aussehender Bursche und erbat sich von der Bewohnerin die Erlaubniß, durch das Fenster ihres Zimmers das Dach besteigen zu dürfen, woselbst er auf Geheiß des Hausherrn eine Reparatur vorzunehmen habe. Bereitwillig hiezu ertheilte Ermächtigung benützte der vorgebliche Maurer jedoch dazu, in der Dachrinne fortgehend in ein benachbartes Zimmer zu schlüpfen und was er an Werthgegenständen zusammenraffen vermochte, fortzutragen. Doch konnte sich der Gauner seiner Beute nicht lange erfreuen, da er bald darauf ausgemittelt und arretirt wurde.

Die „Französische Korrespondenz“ vom 11. ds. berichtet: Herr J. J. Weiß hatte gestern im Journal de Paris in einem der Schließung der **Ecole normale** gewidmeten Artikel den Unterrichtsminister Hrn. Duruy und dessen Söhne Anatole und Albert, von denen der Erstere bekanntlich bis vor wenigen Tagen Kabinets-Chef seines Vaters war und der Letztere General-Sekretär bei der Präfektur des Lot-Departements ist, lebhaft angegriffen. In Folge dessen erschienen die Gebrüder Duruy heute in dem Redaktions-Bureau und verlangten von Hrn. Weiß Widerruf oder Genugthuung. Dieser verweigerte Beides. „Hierauf“ — so erzählt heute Hr. Weiß selbst in seinem Blatte — „erhob sich Herr Anatole Duruy und schlug mich. Ich gab ihm sofort die Schläge zurück, und eine heftige Schlägerei entspann sich zwischen den Brüdern Duruy und mir. Die unbekannte dritte Person, welche sie begleitet hatte, versuchte vergebens, zwischen uns zu treten, als die Herren Heros und Planquette (die Mitredakteure des Hrn. Weiß) herbeikamen und dieser gewaltthätigen und perfiden Scene ein Ende machten.“ Die Brüder Duruy sind in der hiesigen Gesellschaft berüchtigte Raufbolde, und Herr Weiß hat ganz Recht, wenn er heute erklärt, daß sie sammt ihrem Vater für ihn „außerhalb der Ehrengesetze stehen.“ Die dritte Person, von der Weiß sprach, gibt sich jetzt in den Blättern als ein Graf Chabot zu erkennen. Derselbe erzählt in einer Zuschrift an das „Pays“, daß Herr Anatole Duruy Hrn. Weiß mit seinem eigenen Journal geohrfeigt habe, daß Weiß dann versucht habe, sich auf seinen Gegner zu stürzen, und daß er, Chabot, die Beiden getrennt habe. Hierauf erklärte nun Hr. Weiß im „Journal de Paris“: „Es ist sehr wahr, daß dieser Herr alles Mögliche that, um mich zu verhindern, meinen beiden Angreifern den Schimpf wiederzugeben, den ich von ihnen empfangen hatte. Das gehörte wahrscheinlich so zum Programm. Aber dieser Theil seiner Aufgabe ist ihm sehr schlecht gelungen. Ich schob ihn nicht ohne Mühe bei Seite und drückte mit meiner eigenen Hand mein Andenken auf die Wange meiner beiden Angreifer. Ich gab Auge um Auge, Zahn um Zahn, so daß ich gänzlich, vollkommen, absolut zufriedengestellt bin. Ich sage nicht, daß ich bei jeder andern Gelegenheit mit dieser summarischen und sofortigen Genugthuung zufrieden gewesen wäre; mit den Gebrüdern Duruy genügt sie mir.“

Charade.

Sprich meine Erste doppelt aus,
So hast du dir für Herz und Haus,
Den besten, treusten Freund genannt.
Die Zweite hurtig umgewandt;
So nennt die Erste wohl der Dritte
Ehrfurchtsvoll nach der alten Sitte;
Doch redet er auch Jedermann,
Alltäglich mit der Sylbe an,
Ja niemals wird er sich's verwehren,
Den treuen Hund damit zu ehren.
Das Ganze, eine Welt voll Schätze,
Gab ganz Europa schon Gesetze;
Der nennt es aller Sünden Pfuhl,
Des Antichristes Höllenstuhl,
Und dem gestaltet es sich um
Als wonniges Elysium.

Auflösung des Räthsels in Nr. 166:
Wein.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 171 Freitag, 19. Juli 1867.

Nachrichten aus Mexiko über das Schicksal des Kaisers Maximilian.

Wir veröffentlichen nachstehenden Bericht des in Queretaro befindlichen Korrespondenten des New-York Herald über die Gefangenschaft und den Tod Maximilian's.

Maximilian's Gefängniß.

Ein Fremder könnte in Queretaro überall nach dem Kloster Capuchina suchen, ohne es zu finden. Die auf einander gefolgten Plünderungen und Demolirungen haben ihm schon seit Langem sein klosterartiges Aussehen genommen. Ehedem war es ohne Zweifel ein Bau von großer Ausdehnung und von imposantem Aussehen; heute ist davon nicht mehr zurückgeblieben, als eine unterbrochene Reihe von Häusern von exzentrischem architektonischen Gepräge. In einem der bequemsten dieser Häuser sind Maximilian und seine Generale untergebracht worden. Sie sind von der Verbindung mit Außen nicht ausgeschlossen, haben auch keine doppelte Wache, wie es bei einer dringenden Exekution sonst hier immer der Fall ist. Unter gewissen Beschränkungen ist es ihnen erlaubt, Freunde bei sich zu sehen. Die Zahl solcher Besucher ist aber sehr unbedeutend. Wenn der Ex-Kaiser Maximilian nicht vorher schon über den Grad der Anhänglichkeit, deren Gegenstand er zu sein glaubte, enttäuscht gewesen sein sollte, so müßte er es jetzt sein. Von den Mexikanern, welche ihm während der Tage seines Wohlstandes geschmeichelt haben, kommt keiner, um ihn zu sehen. Die Fremden, welche sich für ihn genugsam interessiren, um den Haß der Mexikaner zu ertragen, sind die Einzigen, welche sich von ihm Nachricht holen.

Die Gleichgültigkeit Maximilians für sein Leben.

Trotz alledem ist, wie mir däucht, Maximilian in Betreff seines Schicksals resignirt und klammert sich nur insoweit an sein Leben, als dasselbe dasjenige seiner fremden Soldaten sichert. Wenige Tage vor dem Ende der Belagerung glaubten einige Personen seiner Umgebung, daß er absichtlich den Tod aufsuche. Eines Tages hielt er sich länger als zehn Minuten auf der Plaza auf, während die Bomben so zahlreich rings um ihn platzten, daß die Lufterschütterung ihn beinahe umwarf. Man betrachtete diesen Entschluß als seine fixe Idee. Meine feste Ueberzeugung ist, sagte mir Prinz Salm in seinem schlechten Englisch, daß er getödtet werden wollte; ich hoffe, daß er, wenn diese Idee ihm wieder einfällt, einen anderen Offizier als mich zum Begleiter suchen werde. Dieser Scherz des Prinzen war begründet genug; die Gefahr, welcher Maximilian an jenem Tage sich freiwillig und ohne Noth aussetzte, war keine geringe. Aber kein Mensch kann ihm nachsagen, daß er Furcht hatte, was geschehen wäre, wenn er das Land mit den Franzosen verlassen hätte. Heute vermag nun Niemand zu behaupten, daß er seine Partei im Stiche gelassen, was man wohl gethan haben würde, wenn er Miramon und Marquez die Mission, den Strauß auszufechten, zugewiesen hätte, nachdem er früher ihre Hilfe angenommen. Seine Ehre ist gewahrt und das Uebrige beunruhigt ihn wenig. Man kann indeß nicht behaupten, daß er für den Fall, als er nicht umgebracht werden sollte, nicht irgend einen Plan für die Zukunft hätte.

Maximilian's Pläne.

Die gegenwärtigen Absichten Maximilian's sind dahin gerichtet, für einige Monate nach Havanna zu gehen, bis er seine mexikanischen Angelegenheiten geordnet haben wird, und sich sodann auf eine seiner Besitzungen in Illyrien zurückzuziehen, um dort ein oder zwei Jahre in der Einsamkeit zu leben, bevor er an den öffentlichen Angelegenheiten wieder einigen Antheil nimmt. Einige Tage sind es her, seit ich gefragt wurde, ob nach meiner Ansicht Maximilian in den Vereinigten Staaten insultirt würde, wenn er sie als Privatmann besuchen würde. Ich erwiderte, daß er mit der größten Courtoisie und Ehrerbietung empfangen werden würde, vorausgesetzt, daß er unter irgend einem beliebigen Titel, nur nicht unter dem eines Kaisers von Mexiko dahin käme. Die Frage verbarg vielleicht die Absicht des Kaisers, die Vereinigten Staaten zu besuchen. Inzwischen verfügte der Ex-Kaiser in der liberalsten Weise zu Gunsten seiner deutschen Offiziere, so wie der Anderen, welche in Folge ihrer Anhänglichkeit an ihn gelitten haben, und bewahrt er gute Laune. Von seiner Dysenterie ist er gänzlich wiederhergestellt. So bescheiden seine dermaligen Appartements auch sein mögen, sind sie doch nicht schlechter als jene, welche er während der letzten sechs Wochen der Belagerung in Cruz inne-

hatte, und seine Nahrung ist ganz gewiß besser als die damalige.

Die Generale des Kaiserreiches.

Miramon, von dessen Tode schon wiederholt gesprochen wurde, ist ganz der Mann dazu, falls Juarez ihn nicht erschießen läßt, sich noch drei- und viermal an die Spitze von Revolutionen zu stellen. Als man ihn vor drei oder vier Tagen von dem Hause, welches er seit seiner Verhaftung bewohnte, auf die Capuchina führte, war seine erste That, ein ausgezeichnetes Diner zu bestellen, ein Dutzend Weinflaschen zu entkorken und sich drei seiner Freundinnen kommen zu lassen, welche ihm helfen sollten, die Bouteillen zu leeren. Das thut ein Sterbender! Die Wunde Miramon's ist nur leicht, doch wird sie ihn ebenso entstellen wie seinen Helfershelfer Marquez. Dieser leidet übrigens wenig darunter. Ob verwundet oder nicht, wird er nur immer ein sehr garstiges und von der Natur sehr stiefmütterlich bedachtes Individuum sein. Was Miramon betrifft, welcher regelmäßige Züge, einen schönen Teint besitzt, einen Vollbart und einen braunen Schnurrbart trägt, so ist er eitel genug, um selbst dann, wenn er morgen bereits zur Richtstätte geführt werden sollte, den ihm widerfahrenen Unfall auf das Tiefste zu bedauern.

Mejia, der General en chef der kaiserlichen Kavallerie, und Miramon, welcher mit Jenem die Führung der kaiserlichen Infanterie hatte, sind die zwei einzigen Offiziere, welche mit dem Kaiser gerichtet werden sollen. Ersterer sieht seinem Schicksale mit der stoischesten Ruhe entgegen. Was auch die Regierung der Republik thue, Mejia's Leben könnte sie nimmer um Vieles abkürzen; derselbe leidet an einer unheilbaren Krankheit, und geht doch über kurz dem sicheren Tode entgegen. Trotzdem gibt der kleine Indianer noch immer von Zeit zu Zeit Zeichen seiner einstigen Energie. Wenn man ihn bereits seit Beginn der Belagerung so ins Vertrauen gezogen hätte, wie während der zwei letzten Tage, so wäre Maximilian in Queretaro kaum wie eine Maus in der Mausefalle gefangen genommen worden. Selbst heute wäre Mejia, wenn frei, noch ein gefährlicher Mann, und trotz dem geben ihm die Gefühle von Humanität, die er gegen die ersten Generale der Republik, welche meist zu verschiedenen Zeiten seine Gefangenen gewesen sind, zu üben Gelegenheit hatte, gewaltige Rechte auf die Gnade der republikanischen Regierung.

Fünf Monate mit Maximilian.

Die Instruktionen, welche den Verfasser dieses Schreibens anwiesen, sich an das kaiserliche Hoflager zu begeben, waren kurz und bestimmt. Er empfing zu New-Orleans, wo er seine täglichen Verhaltungsmaßregeln erwartete, nachstehendes Telegramm:

„Folgen Sie Maximilian und schreiben Sie regelmäßig und mit allen Details."

Maximilian von Orizaba nach Puebla zu folgen, nachdem er beschlossen hatte, den Kampf fortzusetzen, war eine leichte Aufgabe, welche bereits vor Empfang der Depesche ins Werk gesetzt worden war. Aber ihm zu folgen bis zum Lager und von da nach Queretaro, war schwieriger und setzte die Person, welche diese Mission unternommen hatte, den nachstehenden Annehmlichkeiten aus: Zweimal ausgeplündert bis auf die Haut, zweimal überfallen und nicht bestohlen, einmal von den Liberalen aufgehoben, einmal von den Kaiserlichen; zweiundsiebzig Tage den feindlichen Kugeln eine Zielscheibe, zweimal durch matte Kugeln verletzt, einmal durch eine platzende Bomben leicht verwundet, fünfunddreißig Tage zur Nahrung Pferde-, Maulthier- und Hundefleisch, und 450 Meilen zurückzulegen zu Pferde, zu Fuß und zu Maulthier.

Angekommen zu Queretaro zwei Tage vor Maximilian, lief der Korrespondent des „Herald" die größte Gefahr, für einen Spion der Yankees gehalten zu werden. Drei Tage früher hatte er Marquez sehr dazu gelaunt gefunden, zwei amerikanische Reisende, welchen er auf der Straße von Mexiko nach Queretaro begegnete, aufheben zu lassen, weil er bei ihnen einen Paß Escobedos und die Pläne der Hauptstadt gefunden hatte; die thätige Dazwischenkunft des Kaisers allein verhinderte ihn, diesen Gedanken auszuführen. Vor Ankunft der kaiserl. Truppen zu Queretaro war Miramon, welcher zwar höflicher und besser erzogen als Marquez doch noch leidenschaftlicher und gefährlicher in seinem Haß und seinem Abscheu gegen die Fremden ist, allmächtig. Die Ankunft des Kaisers machte dieser Gefahr ein Ende. Ein Gesuch wurde an Maximilian gerichtet, daß er einem Korrespondenten des „Herald" die Ermächtigung ertheile, ihn während des nächsten Feldzuges zu begleiten. Die Antwort war in folgenden Ausdrücken abgefaßt: Ja, wenn der Korrespondent sein Wort geben will, nichts zu schreiben, das der kaiserlichen Sache Schaden bringen könnte.

Der Korrespondent erklärte, diese Antwort entgegennehmend, daß eine solche Zusage über Das, was er vorhersehen konnte, hinausgehe, aber daß er sich wohl verbindlich machen könne, die Thatsachen und Vorgänge ohne jede Erläuterung mitzutheilen. „Das ist", sagte der Kaiser, „Alles, was ich begehre", und General Marquez wurde in seiner Eigenschaft als Chef des Generalstabes allsogleich beauftragt, mir einen Geleitbrief auszustellen. Sechs Tage später erhielt ich dieses Schreiben, in einer Art abgefaßt, welche mich offenbar in in jeder Weise bloßstellte. Von diesem Augenblicke an bis zum Ende war mir alle denkbare Erleichterung geboten, um diejenigen Informationen, welche Maximilian geben konnte, zu erhalten, aber niemals, ohne daß Miramon und Marquez unterlassen hätten, mir alle Hindernisse, die sie nur erfinden konnten, in den Weg zu legen.

Eröffnung der Belagerung.

Bei seiner Ankunft in Queretaro besetzte Maximilian

das Casino oder das „Merchant's Club House", eines der schönsten Gebäude der Stadt. Es blieben nur noch wenig Tage übrig. Bei der ersten Nachricht von dem Erscheinen republikanischer Streitkräfte im Thale verließ er die Stadt, mit der Absicht, ihnen eine Schlacht zu liefern. Das Hauptquartier befand sich auf dem Cerro de la Campano, dem Orte, wo sich der Kaiser später ergab. Er nährte sich so ärmlich wie der einfachste Soldat seiner Armee, General Mejia hatte für ihn ein hübsches Zelt aufschlagen lassen, welches er von Kaufleuten aus Matamoros erhalten hatte. Maximilian weigerte sich, sich desselben zu bedienen, und schlief auf dem harten Erdboden während der Nacht, gehüllt in eine Deck', und am Tage den Strahlen der Sonne ausgesetzt, indem er denen, welche ihm hierüber Vorstellungen machten, erwiderte: „Ich bin Soldat und muß mich wie ein Soldat behelfen." In Folge einer fehlerhaften Disposition des Generals Marquez konnten die republikanischen Streitkräfte anstatt daß sie in kleinen Abtheilungen zurückgeworfen wurden, in dem Maße, als sie im Thale vorrückten, die Flanke der kaiserlichen Truppen bedrohen und alle Höhen um die Stadt besetzen.

Ueberall Verräther.

Seit dieser Zeit bis zum Ende war das Ganze lediglich eine Kette von Verrath. Anstatt mit den fremden Truppen nach Queretaro zurückzukehren, wie sein Befehl lautete, handelte Marquez nach seinem eigenen Gutdünken. Man erfuhr, daß Miramon mit den Republikanern korrespondire. Ein anderer imperialistischer General, Ramirez wurde in dem Augenblicke betreten, wo er den Versuch machte, unter dem Manöver eines Scheinangriffes die Stadt an Corona zu übergeben und endlich entdeckte man den entscheidenden Verrath des Obersten Lopez, welchem der Kaiser am meisten vertraut hatte. Die Befürchtung war nur zu gerechtfertigt, daß dieser letzte Verrath den Tod des unglücklichen Prinzen zur Folge haben werde, dessen Absichten so edel waren, der aber leider schlecht berathen war.

Die Schatten der künftigen Ereignisse.

Durch einige Wochen vor dem Ende der Belagerung schien Maximilian unter dem Drucke einer moralischen Niedergeschlagenheit zu leiden, welche allen seinen Bemühungen, sie zu bekämpfen, Widerstand leistete. Wenn er sich unter seinen Soldaten bewegte, hatte er für jeden derselben ein Wort der Ermunterung; Keiner verstand besser als er die Kunst, den Leuten Angenehmes zu sagen; er besuchte Spitäler und verließ keinen der Verwundeten, ohne ein Zeichen seiner Fürsorge zurückzulassen. Er übergab den ganzen Inhalt seiner Börse einer Kompagnie, welche sich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet hatte, und für die von ihnen bewiesene Humanität noch besonders ein Zwanzig-Dollarstück. Sein Wohlwollen gegen die Soldaten kannte keine Gränzen; drei Tage vor dem Ende der Belagerung legte er in die Hände des Verfassers dieser Korrespondenz einen Brief mit der Bitte, ihn an seinen Bruder in Oesterreich zu befördern. Dieser Brief hatte den Zweck, den Kaiser zu bitten, für alle Veteranen und Invaliden der kaiserlichen Armee Sorge zu tragen. Am Tage vor dem Verrathe wurde dieser Brief unglücklicherweise dem Prinzen Salm-Salm zurückgegeben und bei diesem mit dem Rest der Privat-Korrespondenz des unglücklichen Erzherzogs aufgefangen.

Was aus Lopez wurde.

Ueber das Schicksal des Offiziers, welcher Queretaro und den Kaiser verrathen hat, weiß man nichts Genaues. Man sah ihn am Tage nach dem Verrathe frei in Queretaro herumgehen. Es scheint nicht, daß der Verräther damals schon im Besitze der ihm versprochenen Belohnung war; denn er wendete sich an einen der hervorragendsten Offiziere der liberalen Armee um eine Unterstützung. Als Lopez dem Oberst Pepe Rincon Gallardo begegnete, sagte er zu ihm: „Oberst, ich bin nicht wie Sie ein reicher Mann und besitze keine Güter; ich habe nichts als meinen Degen, um zu leben. Ich hoffe, Sie werden mich für irgend eine Stellung in der liberalen Armee empfehlen." Pepe Rincon, der es bekanntlich versucht hatte, Maximilian entschlüpfen zu lassen, soll Lopez geantwortet haben: „Wenn ich Sie, Oberst Lopez, für irgend eine Stellung empfehle, so wird es für eine Stellung auf einem Baume sein, mit dem Stricke um den Hals." Seitdem wurde der Oberst Miguel Lopez öffentlich nicht mehr gesehen.

Protest des preußischen Gesandten Baron Magnus gegen die Hinrichtung Maximilians.

An S. Exc. Sennor Sebasteano Lerdo de Tejeda.

Queredaro, 18. Juni 1867.

Heute in Queredaro angekommen, erfahre ich, daß die am 14. d. M. verurtheilten Gefangenen am letzten Sonntage einen wahrhaften moralischen Tod erlitten. So wird Jedermann die Sache betrachten, denn, nachdem sie sich an jenem Tage vollständig zum Sterben bereit gehalten hatten, erwarteten sie während einer ganzen Stunde, daß man sie abholen werde, um sie nach dem Orte hinzuführen, wo sie den Tod empfangen sollten, als endlich auf telegraphischem Wege der Befehl eingetroffen ist, die Vollstreckung des Urtheils aufzuschieben. Die Sitten unseres Zeitalters sind zu human, um zuzugeben, daß, nachdem sie diesen schrecklichen Todeskampf erduldet haben, sie am morgenden Tage nochmals zum zweiten Male zum Tode geführt werden sollten. Im Namen der Menschlichkeit und der Ehre beschwöre ich Sie, Befehle zu geben, um ihres Lebens zu schonen. Ich wiederhole nochmals, daß ich gewiß bin, daß Se. Majestät der König von Preußen, mein Herr, und alle gekrönten Häupter Europa's, die durch die Bande des Blutes mit dem gefangenen Prinzen verbunden sind, sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich, seine Cousine, die Königin von England, sein Schwager,

der König der Belgier, und seine anderen Verwandten, wie die Königin von Spanien, der König von Italien und der König von Schweden Se. Exc. dem Sennor de Benito Juarez alle möglichen Garantien geben werden, daß Keiner von den Gefangenen je wieder seinen Fuß auf mexikanischen Boden setzen werde. A. V. Magnus.

Kurze Antwort des Ministers.

San Luis de Potosi, 18. Juni, 10 U. 10 M. Abends.

Dem Baron A. v. Magnus in Queretaro.

Es thut mir leid, Ihnen in Erwiderung auf das mir gestern von Ihnen übersandte Telegramm sagen zu müssen, daß, wie ich es Ihnen vorgestern gesagt habe, der Präsident der Republik nicht der Ansicht ist, daß es möglich sei, Maximilian von Habsburg den Pardon zuzugestehen, und zwar dies in großem Anbetracht der Gerechtigkeit und wegen der Nothwendigkeit, in Zukunft den Frieden der Republik zu sichern. Ich bin, Herr Baron, mit besonderer Hochachtung Ihr ergebener Diener. Lerdo de Tejada.

Telegramm Escobedo's an den mexikanischen Kriegsminister über die Hinrichtung Maximilians.

San Luis de Potosi, 19. Juni 1867.

Bürger Kriegsminister! Am 14. d. M., um 11 Uhr Abends, hat das Kriegsgericht Maximilian von Habsburg, Miquel Mirane und Thomas Mejia verurtheilt, die äußerste Strenge des Gesetzes zu erleiden. Da der Richterspruch in unserm Generalquartier bestätigt worden ist, so war Befehl gegeben, ihn am 16. zu vollstrecken. Aber auf Befehl der höchsten Regierung ist diese Vollstreckung bis auf heute den 19. verschoben worden. Es ist jetzt 7 Uhr Morgens und das ist die Stunde, in welcher Maximilian erschossen worden ist. — Wollen Sie davon den Bürgern der Republik Kenntniß geben. Escobedo.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Stückchen persönliches Regiment.] In den letzten Wochen wurde in Wien ein Ministerialsekretär verhaftet, ohne daß Jemand über die Gründe eine Vermuthung hatte. Jetzt enthüllt sich die Sache wie folgt: Eines Tages erschien der jetzt Verhaftete, damals völlig unbekannte, angeblich ein Herr v. Pelka, bei dem Zentraldirektor der k. k. Tabakfabriken und produzirte ein angeblich eigenhändiges Schreiben des Kaisers, worin der Wunsch ausgesprochen wird, daß das Ansuchen des Ueberbringers Valerian Csorio Ritter von Pelka berücksichtigt werde. Merkwürdigerweise entstand in Niemanden der Verdacht, daß dies Schreiben gefälscht sein könne und Ritter Csorio erhielt sofort eine erledigte Sekretärstelle bei der k. k. Zentral-Direktion der Tabakfabriken. Da ihm dieser Streich so vollständig gelungen, nahm sich der „Protege des Kaisers“ gegen Vorgesetzte und Mitbeamte ein ordentliches Maß von Freiheiten heraus. Regnete es, so kam er nicht ins Bureau, und war schönes Wetter, so ging er spazieren. Der Direktor mochte das freilich übel nehmen, allein Herr von Csorio wußte ihn wohl gelegenheitlich an den eigenhändigen Brief des Kaisers zu erinnern, und so blieb er unbehelligt. Da wurde eine Finanzrathsstelle erledigt und Ritter Csorio bekam Lust, dieselbe zu erwerben. Die Verleihung stand dem Minister von Becke zu. Eines Vormittags ließ sich bei demselben ein kaiserlicher Kammerherr melden. In vollster Hofgalatracht mit goldgesticktem Kragen und Staatsdegen trat ein dem Minister nicht bekannter Herr ein. Die Kammerherrenkleidung schützte ihn glücklich vor Verdacht, so befremdend auch seine Mittheilung war. Er gab nämlich dem Minister den Wunsch des Kaisers bekannt, daß bei Besetzung der erledigten Finanzrathsstelle Valentin Csorio Ritter von Pelka berücksichtigt werde. Der Minister versprach, die Wünsche des Kaisers zu befolgen und ließ den Direktor der Tabakfabriken rufen, um sich von diesem Bericht erstatten zu lassen. Dieser stellte dem Minister vor, es seien so viele wohlverdiente Beamte in der Direktion, die man, ohne sie empfindlich zu kränken, nicht hintansetzen dürfte, es sei nicht möglich, Herrn von Pelka zu berufen und überdies sei die Stelle eine solche, die nicht wieder besetzt werden solle. Herr von Becke war in Verlegenheit, hier den Wunsch des Kaisers — dort konstitutionelle Bedenken — letztere siegten. Allein dem übergangenen Protege des Kaisers mußte doch eine kleine Satisfaktion gegeben werden, man mußte ihm doch sagen, wie schmerzlich es sei, einen Wunsch des Kaisers nicht erfüllen zu können und der Minister verfügte sich deßhalb in eigener Person in das Bureau des Herrn von Pelka, um diesem sein Bedauern auszusprechen. Das Wetter war gerade nicht sehr günstig zum Spazierengehen und Herr von Pelka saß daher im Amte an seinem Tische. Seiner Beförderung zum Finanzrath war er gewiß — daß ihn der Minister aber persönlich besuchen werde, daran mochte er wohl kaum gedacht haben. Allein auch Herr von Becke war nicht wenig überrascht, denn — der kaiserliche Kammerherr und Herr von Pelka waren ein und dieselbe Person. Ob Herr von Pelka nicht auch das angebliche kaiserliche Handschreiben verfertigt, wird wohl die Untersuchung ergeben, welche von Hrn. v. Becke sofort anbefohlen wurde.“

Zur Auflösung der Homonyme in Nro. 167:
Aufschneiden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 172 Samstag, 20. Juli 1867.

Die Todtenhand.

(Schluß.)

„Mein Sohn," sagte Mercedes, indem sie sich bemühte zu lächeln, „ich will mich darauf vorbereiten, vor Gott zu erscheinen."

„Wie! Schon, meine Mutter?" sagte Albert, welcher kaum zu sprechen vermochte, und indem er voll Liebe und Ehrerbietung den hinfälligen Körper der Sterbenden in seine Arme schloß.

„Ja — ja!" entgegnete sie, indem sie noch bleicher wurde, und sich anstrengte, um Athem zu holen. — „Einen Beichtvater — mein Sohn — einen Beichtvater!"

Albert verließ sogleich das Gemach und lief wie ein Wahnsinniger nach dem Felsen, von wo er nach der Stadt eilen wollte. Indeß führte er unwillkürlich einige hastige Schläge an die Thür der Kapelle.

Einige Augenblicke darauf erblickte er sich dem strengen Gesichte eines Priesters gegenüber.

„Was willst Du, mein Sohn?" fragte dieser.

„Um Gottes Willen, mein Vater," entgegnete Albert, „kommen Sie, meiner sterbenden Mutter Beistand zu leisten."

Der Pater zögerte nicht. Er folgte Albert nach Mercedes Zimmer.

Als der Priester kam, unterschied sie kaum noch die sie umgebenden Gegenstände; der nahende Tod hatte bereits seinen eisigen Schleier über das Gesicht seines Opfers gebreitet.

„Meine Mutter," sagte Albert, indem er sich dem Lager näherte, „hier ist der Diener des Herrn."

„Es ist gut, mein Sohn," entgegnete Mercedes mit matter Stimme; „laß mich einen Augenblick mit ihm allein; meine Beichte wird kurz sein. Ich habe wenig zu sagen; — kaum werde ich die letzte Absolution empfangen können."

Albert umarmte sie und ging in ein anstoßendes Gemach.

Der Geistliche blieb mit der Sterbenden allein.

„Treten Sie näher, mein Vater," murmelte diese.

„O, mein Gott!" sagte er, indem er fest auf seinem Platze stehen blieb, als wären seine Füße an den Fußboden genagelt, und den Blick starr auf Mercedes richtend, „o, allmächtiger Gott, nimm in Deinen Schooß diese reine Seele auf, die so gemartert aus dieser Welt scheidet! Mercedes! — Mercedes!" fügte er mit leiser Stimme hinzu, indem er an das Bett trat, „ich bedarf Deiner Verzeihung!"

„Sie?"

„Ja, ich, der ich ein Unsinniger war, indem ich glaubte, in meinem Herzen die Liebe ersticken zu können, die Du mir eingeflößt hattest! — Ich, der ich ein Ungeheuer war, als ich, um mich an Ferdinand Mondego zu rächen, das Gebäude Deines Glückes zertrümmerte, indem ich Dich seine Schande und sein Elend theilen ließ!"

„Priester, was sagen Sie — und wer sind Sie, daß Sie so mit Reue von meiner ganzen Vergangenheit sprechen?"

„Mercedes — Mercedes — ich wäre Deiner Verzeihung nicht würdig, wenn ich nicht fühlte, daß ich wahrhaft von Reue erfüllt bin! — Verzeihe mir daher!"

„O, allmächtiger Gott!" murmelte sie. — „Wer Sie auch sein mögen — ich verzeihe Ihnen von Grund meiner Seele!"

„Dank! — Dank!"

„Edmund!" sagte sie mit leiser Stimme.

„Ja, ja, ich bin es, Mercedes, ich bin es! — Dein grausamer und unsinniger Geliebter! — Ach, ich bedurfte Deiner Verzeihung, um auch in dem Frieden des Herrn sterben zu können!"

„Mein Sohn!" rief jetzt Mercedes, die Wangen brennend in dem Fieber und dem Delirium, „mein Sohn! — Dieser Mensch will sich vielleicht auch an Dir für die Beleidigung rächen, die er von Deinem Vater erfahren hat!"

„Barmherzigkeit!" flehte Edmund Dantès, indem er mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand auf die Brust preßte.

„Meine Mutter," rief Albert, indem er sich in ihre Arme warf, — „beruhigen Sie sich! Hier bin ich!"

Edmund Dantès entfernte sich jetzt von dem Bette, nahm das elfenbeinerne Kruzifix, welches an der Wand hing, in seine Hände, und begann ein Gebet für Mercedes Seele.

Es entstand eine halbe Stunde tiefen Schweigens, kaum unterbrochen durch die heiligen Worte des Priesters, so wie durch die keuchenden Athemzüge der Sterbenden.

Dann sank Albert neben dem Bette seiner Mutter auf die Knie, indem er einen Schmerzensschrei ausstieß und seine Lippen auf die kalte Hand der Dahingeschiedenen preßte.

Sie war nicht mehr!

Vor wenigen Stunden war Mercedes gestorben, als man in der kleinen Kapelle des armen Dorfes der Katalonier vor dem einfachen Altare, der das Gebäude schmückte, einen Priester liegen sah, der die Todtengebete sprach.

Thränen und Schluchzen unterbrachen seine Stimme.

Sein Kummer war sehr schmerzlich, denn die Frau, über deren Leiche er betete, war in seiner Jugend seine Geliebte gewesen; sie wurde in seinem reiferen Alter von ihm verurtheilt und sein Opfer, als die innige Zuneigung eines Sohnes ihr Leben hätte verschönern sollen.

Edmund Dantès betete stehend über der Leiche der armen Mercedes.

Sie hatten sich in dem Dorfe der Katalonier tausend Mal ewige Liebe geschworen, eine Liebe, die jede Prüfung bestehen sollte, und sie hatten sogar den Himmel beschworen, durch seine Blitze Den zu vernichten, der den Andern überleben würde.

Mercedes und Edmund Dantès wurden die Opfer dieser Liebe. Gleichwohl vergaß sie über derselben nicht ihre Pflichten als Gattin und Mutter.

Die Bande, welche im Angesichte des Altars mit Ferdinand Mondego angeknüpft wurden, trugen den Sieg über das arme junge Mädchen aus dem Dorfe der Katalonier davon.

Die Mutterpflichten übten über die Gattin, welche Mutter geworden war, eine größere Herrschaft aus, wie die Neigungen des unschuldigen Herzens, welches aus gewissen Banden gelöst war, die nicht so fesseln können, wie die heiligen Worte der Religion und der Mutterschaft.

Wenn er, geleitet durch den Stolz, geblendet durch den Reichthum, von Rachsucht ergriffen, auch nicht getrachtet hatte, die Bande zu zerreißen, welche das arme Opfer der Liebe, der Ehre und der Pflicht fesselten, so hatte er ihr wenigstens den größeren Theil der Züchtigung zugefügt, die empörendste Rache an ihr geübt!

Aber die Liebesschwüre, welche in dem Dorfe der Katalonier, im Angesichte Gottes und der Menschen geleistet worden waren, blieben noch zu erfüllen.

Der Eine durfte die Andere nicht überleben.

Wenn die Ehe zwischen Mercedes und Ferdinand Mondego in dem Himmel geschlossen worden war, so wurde eben dort auch Edmund Dantès dazu verurtheilt, zugleich mit ihr zu sterben.

Das Requiescat in pace, von einem Liebenden über der Leiche seiner Geliebten gesprochen, glich einer Stimme, welche dem Ersteren zurief, daß auch seine Stunde gekommen sei.

Während dessen hörte die Trauerglocke der Kapelle in dem Dorfe der Katalonier nicht auf, das Sterbegeläute ertönen zu lassen.

Es war wie eine Prophezeihung —!

Die Leiche der Mercedes sank in die Erde hinab; der Todtengräber versah sein Amt, als der Priester, welcher die letzten Gebete murmelte, aus der Tiefe seiner Seele einen Seufzer ausstieß, der ihm das Herz zerriß, und in eben die Grube hinabglitt, welche für die unglückliche Gräfin von Morcerf gegraben worden war.

Der Priester war schon nur noch eine Leiche.

Ein Schlagfluß hatte ihn getödtet. Die Hand des Allmächtigen, im Zorne erhoben gegen den Dünkelvollen, oder die Barmherzigkeit Gottes, die mit den Schmerzen und den Leiden dieses Menschen Mitleid hatte, vereinigte ihn in dieser Stunde mit Der, welche er auf Erden am meisten geliebt hatte.

Dieser Priester war Edmund Dantès.

Haydee war für ihn eine Vision gewesen. Ein vorübergehender Traum. Sie war eine Frau, die ihn liebte, und die er zu ihrem Unglücke durch Zuneigung an sich gefesselt hatte.

Daneben war seine erste und einzige Liebe, die er in seinem Busen nährte, seine beständige Vision, vielleicht die einzige Nahrung seines Lebens und mußte folglich auch seinen Tod herbeiführen.

— — — — — — — — — — — —

Fromme Hände vereinigten wenige Tage später die beiden Leichen in einer Gruft.

Wessen waren diese Hände?

Es konnten nur die Hände Dessen sein, welcher wußte, wie sehr Mercedes diesen Mann geliebt hatte, wie viel sie um seinetwillen litt, der auch die Ursache ihres Todes war.

Nachdem Albert diese letzte Pflicht kindlicher Frömmigkeit erfüllt hatte, und ihn folglich nichts mehr an Frankreich fesselte, ging er an Bord eines Dampfschiffes, das von Marseille nach Algier bestimmt war.

Eine Art Verhängniß schien auf diesem Schiffe einige der uns bekannten Personen vereinigt zu haben: Morel und seine Frau waren mit den beiden ihnen so geheimnißvoll übergebenen Kindern von Rom nach Frankreich gegangen und reisten jetzt nach Algier, um die reiche Erbschaft in Empfang zu nehmen, welche ein Verwandter Valentinen's derselben hinterlassen hatte.

Einige Stunden, nachdem das Dampfschiff den Quai verlassen hatte, hörte man in Marseille ein fürchterliches Getöse, ähnlich der Erschütterung durch eine ge-

waltige Explosion. — Die ganze Stadt fürchtete für das Schicksal Derer, die sich eingeschifft hatten.

Die Ahnung verwirklichte sich, denn wenige Tage darauf spülte das Meer auf das Ufer die Leichen der Morels und ihrer Adoptivkinder, so die Albert's und vieler anderer in dem Hafen bekannter Personen.

— — — — — — — — — — —

Eugenie Danglars und Louise d'Armilly setzten in Paris ihr abenteuerliches Künstlerleben fort.

Zwei Abenteuer in den Cordilleren Chile's.

(Fortsetzung.)

Alles war jetzt still, wir hörten keine Hufschläge mehr. Unsere Seh- und Hörnerven anstrengend, starrten wir in diese dunkle Nacht hinein. Plötzlich vernahmen wir wiederum einen Pfiff in unserm Rücken, und zwar bedeutend näher wie das Erstemal; auch glaubten wir in derselben Richtung sich Hufschläge nähern zu hören. Ich rief jetzt leise meinen Begleitern zu, vorwärts den Berg hinunter zu galoppiren. Sollte man uns dort selbst zum Ueberfall erwarten, so hoffte ich, auf unsere guten Pferde bauend, im Karriere an den Banditen vorüber zu kommen, und womöglich die letzten Häuser am Fuße der Questa, das Dörfchen San Roque zu erreichen.

Wir stießen den Pferden die Sporen in die Seite und rasch ging's den Berg hinunter. Wir mußten jetzt noch bei einem besonders gefährlichen Passe vorbei, wo sich der Weg bedeutend verengte. Wenn wir dort vorüber kamen, wußte ich, waren wir gerettet. Mit krampfhaftem Griff faßte ich mein Messer und gab meinem Hengste die Sporen. In tollen Sätzen brachte mich das edle Thier bald an die gefährliche Stelle. Plötzlich bäumte es sich, ganz nahe an meiner Seite sah ich einen Gegenstand, aber ein Satz des kräftigen Pferdes entfernte mich von ihm. Ich hatte mehrere Männer mit geschwungenen Lassos erkannt. Von meinen Gefährten war mir nur der Fremde auf seinem guten Pferde zur Seite geblieben. Auch sein Thier entkam schon der gefährlichen Gruppe in mächtigen Sätzen, aber plötzlich überschlug es sich, ein Lasso hatte sich um seinen Hals geschlungen und es stürzte mit seinem Reiter.

Ich hielt unwillkührlich an, aber fast wäre dies mein Verderben gewesen. Ein Lasso flog auf mich zu, und schlang sich um den Hals meines Pferdes, aber bevor er sich zuschnüren konnte, hatte mein scharfes Messer ihn durchschnitten und wieder floh ich den Berg hinunter. Noch jetzt glaubte ich das Geschrei der Verfolger zu hören, aber ich entkam diesen, Dank meinem braven Hengste.

Nach einer Viertelstunde verzweifelten Dahinjagens hielt ich an, um mein Pferd etwas verschnaufen zu lassen. Ich hörte nichts mehr hinter mir.

Allein, da ich selbst nicht im Stande war, meinem unglücklichen zurückgebliebenen Gefährten zu helfen, so war es mindestens meine Pflicht, so schnell wie möglich Hülfe herbeizuholen. In San Roque hatte ich keine Mühe, rasch einige bewaffnete Männer zu vereinigen und mein ermüdetes Pferd gegen ein frisches umzutauschen.

Trotz unserer Eile kamen wir erst um Mitternacht auf dem Schauplatz des Ueberfalls an. Aber alle Spuren von diesem waren verschwunden — Nichts zeigte uns, daß sich auf jener Stätte etwas Schreckliches zugetragen hatte. Keine Spur fanden wir weder von den Räubern, noch ihren Opfern; nach mehrstündigem vergeblichen Suchen beschlossen wir, ein Feuer anzuzünden und den Tag abzuwarten.

Der Tag kam bald und mit ihm die Erkenntniß einer furchtbaren That. In der Nähe unseres Feuers, zur Seite des Engpasses, fanden wir in den kleinen Aushöhlungen des felsigen Bodens geronnenes Blut. Es zeigte sich, daß dieses aus einer nahen kleinen Schlucht geflossen sein mußte, die Spur wies uns dorthin. Wir standen jetzt vor dieser Schlucht und sahen dort, mit einem Lasso um den Stamm eines Baumes gebunden, eine blutige unkenntliche Leiche — unkenntlich durch das geronnene Blut. Wir traten näher: an der Kleidung erkannte ich jetzt den Fremden. Die Gurgel war ihm durchgeschnitten, das Gesicht schrecklich verstümmelt; die zerschnittenen Hände deuteten darauf, daß der Unglückliche in das Messer gegriffen haben mußte, um die Klinge von dem Halse abzuhalten. Wir banden die Leiche los, reinigten sie etwas und befestigten sie so gut es gehen wollte, auf dem Pferde eines der Bauern, welcher sich bei einem Gefährten hinten aufschwang.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Westpr. Ztg." erzählt Folgendes von zwei aus Danzig entwichenen Europamüden in New-York ausgeführten Gaunerstückchen: Vor einiger Zeit verschwand bekanntlich der Rentier Weißstock mit etwa 20—30,000 Thalern, bald darauf folgte ihm der vielfach bekannte Exekutions-Inspektor K. vom hiesigen Stadtgericht, ein sehr gewandter und von bösen Schuldnern gefürchteter Beamter. Er hinterließ nur Schulden, keine Vergehen, welche seine Verfolgung veranlassen konnten. K. hatte sich jedoch vor seiner unerwarteten Abreise einen auf Weißstock lautenden Haftbefehls des hiesigen Gerichts ausgefertigt. In New-York gelang es ihm leicht, Weißstock zu erfragen, der bereits im Besitze eines Laden-

geschäfts ist. K. tritt ein in Gesellschaft einiger armer Teufel, die er auf dem Schiffe kennen gelernt, und welche er gebeten, ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu begleiten. Als Weißstock den ihm sehr wohl bekannten Beamten seine Thüre öffnen sieht, erbleicht er: „Sie hier, Herr K.! — „Ja wohl,“ sagte K., den Haftbefehl aus der Tasche ziehend, „und nun marsch fort — ich bin hier, Sie zu verhaften und Sie nach Preußen zurückzuführen.“ — Weißstock weiß, daß dieses nicht die erste Exekutionsreise K.'s ist, er selbst hat ihn früher auf die Fährte entflohener Schuldner gehetzt, und K. wußte seinen Mann immer zu greifen; übrigens aber handelte es sich für Weißstock gar nicht um das Schuldgefängniß, sondern um das Zuchthaus; er wußte am besten, wie viele von seinen Wechseln gefälscht waren. „Aber, Herr K., sagte er bittend, „kann die Sache nicht mit Geld abgemacht werden?“ — „Nichts da,“ antwortete K. mit barschester Amtsmiene, „vorwärts.“ — „Aber wenn ich 1000 Dollars gebe!“ „1000 Dollars! Was sind die 1000 Dollars. So viel kostet ja beinahe unsere Reise hin und zurück — jetzt machen Sie ein Ende, lieber Weißstock, oder“ — „Aber 2000 Dollars, 2000 Dollars baares Geld,“ ruft Weißstock in Verzweiflung, „seien Sie gnädig, lieber Herr K., haben Sie Mitleid mit einem armen ruinirten Mann.“ — „Ich sage Ihnen, daß es nicht geht, machen Sie, daß wir fortkommen.“ — „Nun,“ sagte Weißstock mit den hellen Schweißtropfen auf der Stirn, „3000 Dollars ist mein Alles, ich will sie geben, ich will geben 3000 Dollars, Herr K., aber retten Sie mich!“ — Da fühlt K. ein menschliches Rühren: „Und ich,“ sagte er schwankend, „fühlen Sie nicht, daß ich ruinirt bin, wenn ich das Geld nehme, daß ich nicht nach Preußen zurück kann, daß ich mein Amt und meine ganze Stellung aufgeben muß?“ Weißstock athmete auf: „Hier, hier, da sind 3000 Dollars, damit können Sie in Amerika Alles werden, was Sie wollen und Alles erreichen!“ K. griff endlich zu, und verließ mit seinen Freunden den Laden, Weißstock den Haftbefehl zurücklassend. Er ließ sofort seine Frau nachkommen, und soll zur Zeit einen schwunghaften Hausirhandel mit Schreibmaterialien betreiben. Aber wer beschreibt des guten Rentiers Weißstock Zorn, als er einige Wochen später von einem hiesigen nicht geprellten Freunde einen Brief erhielt, in welchem als interessante Neuigkeit beiläufig die Worte standen: „Auch der Exekutions-Inspektor K. vom Stadtgericht ist durchgebrannt und hat viele Schulden hinterlassen! Nun, wenn es so fortgeht, dann ist ganz Danzig bald in New-York.“

In der für das Material der freien Künste bestimmten Abtheilung auf der Weltausstellung befinden sich unter Anderem die chirurgischen, physikalischen und musikalischen Instrumente. Die furchtbarsten unter diesen Instrumenten, schreibt man der „N. Pr. Z.“, sind nicht die erst-, sondern die letztgenannten, und unter diesen die Klaviere. Unter allen vierfüßigen Wesen ist keines so entsetzlich, als das Klavier, wenn es gereizt wird. Es befinden sich in der Abtheilung für musikalische Instrumente einige hundert Klaviere aus aller Herren Länder. Vormittags stehen sie still und ruhig da, gehüllt in ihre Ueberzüge, und thun Niemandem was zu Leide; aber gegen 3 Uhr Nachmittags kommen die Klavierpauker und strecken die Glieder und setzen sich nieder und wirbeln, indem sie die Mähnen schütteln und Blicke der Selbstzufriedenheit nach allen Seiten der Windrose und nach dem Plafond schleudern, so wild auf den elfenbeinernen Tasten herum, daß die Instrumente ein rasches Geschrei ausstoßen und Einem Hören und Sehen vergeht. Die zwei eifrigsten Rivalen unter den Pianofabrikanten sind Steinway und Söhne aus New-York (eingewanderte Deutsche) und Chickering und Söhne aus Boston. Vor den Instrumenten beider Häuser sitzen in den Nachmittagsstunden die namhaftesten Pariser Pianisten und suchen sich gegenseitig zu übertäuben. Wie solid müssen diese Instrumente gebaut sein, da sie unter diesem furchtbaren Getümmel nicht zusammenbrechen. Deutschland ist in der zehnten Klasse — der Abtheilung für musikalische Instrumente — ebenso zahlreich als vortrefflich vertreten. Oesterreich zählt in der genannten Klasse 56, Preußen 39 Aussteller; Bayern ist durch 12, Württemberg durch 10 Aussteller repräsentirt. Sachsen, Hessen-Darmstadt und Baden haben ebenfalls ein verhältnißmäßig bedeutendes Kontingent gestellt. Was nun Oesterreich — das vor anderen musikalische Land — betrifft, so ist an seinen Piano's der volle, weiche Ton zu rühmen. Der Ton des preußischen Piano's ist stark und kräftig, ohne hart zu sein. Stuttgart, Darmstadt, Worms und Friedberg haben ebenfalls gute Instrumente in die Weltausstellung geschickt. Außer den mehr oder weniger zivilisirten Ländern unseres Welttheils haben auch die mehr oder weniger unzivilisirten Länder Asien's musikalische Instrumente nach Paris geschickt. Man findet in der Ausstellung chinesische, japanesische und siamesische Instrumente. Sie fallen durch sonderbare Formen auf, und indem man sie sieht, ist man froh, daß man sie nicht hört. Wer einmal einer chinesischen Musikvorstellung beigewohnt hat, wird sicher diesen unverdaulichen Ohrenschmaus nimmer vergessen. Sie trommeln mit langen Stäben auf dem festen Bauche eines kupfernen Kessels, hauen und begleiten sich dazu mit näselnden, unrhythmischen Tönen. Die Chinesen indessen, die eingefleischtesten Chauvins unter allen zweibeinigen Thieren ohne Federn, halten sich für die vortrefflichsten Musiker, und sie würden gewiß spöttisch die Nase rümpfen, wenn sie eine Beethoven'sche Symphonie hörten.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 173 Montag, 22. Juli 1867.

Georgiens letzte Königin.

(Historische Novelle von Karl Szathmáry.)

I.

„Ach, Eure königliche Majestät! — ich fühle mich wahnsinnig glücklich, hier zu den Füßen Eures Thrones das aufrichtige Geständniß ablegen zu dürfen, daß, wenn ich in dieses Reich, ich wollte sagen, in Euer Reich ausgesendet worden wäre, um auf dessen Thron die Königin der Schönheit und nicht jene der Geburt nach zu setzen, meine Wahl gleichwohl nur auf Euch gefallen wäre."

Diese Worte wurden französisch gesprochen und kamen von den Lippen eines jungen russischen Obersten, der in einer Soirée von morgenländischer Pracht, im Gedränge der Menge in die Nähe jenes thronartigen Sessels gelangte, auf welchem Maria, Georgiens Königin saß, dieselbe, an welche diese ungeschickten und zur unrechten Zeit angebrachten, schmeichelhaften Komplimente gerichtet waren.

Die Königin war eine majestätische Gestalt. Es sei genug, wenn ich die Worte des russischen Obersten rechtfertige, daß sie auch in Hinsicht der Schönheit Königin war, und zwar in Georgien. Wissen es meine lieben Leser, was es bedeute, auch hinsichtlich der Schönheit die Erste zu sein in Georgien? — dort, wo die Wiege der menschlichen Vollkommenheit ist, und die lebenden Schätze der Sultane geboren werden? wo das Auge ein Granat, die Lippen Rubinen, das Gesicht eine Blume? wohin der türkische Dichter geht um wahnsinnig zu werden, und wo das kalte Kind Siberiens ein platonisch Liebender wird? — Ja, sie war schön, die unglückliche Königin!" Ihre wellenförmig aufgestellten Haare, die hinten durch das eigene Gewicht auf ihre Schultern fielen, waren vorne durch ein aus diamantenen Schmetterlingen gebildetes Diadem zusammengehalten, in dem, außer ihrer Schönheit, ihr einziger Schmuck bestand. Sie blickte aus ihren Augen mit verächtlichem Ausdrucke um sich, welcher sich nur dann verlor, wenn ihr Blick manchmal auf ihre Kinder fiel, die unweit auf einem Divan spielten. Auf ihrem blassen, durchsichtigen Gesichte war kein einziger leidenschaftlicher Zug zu entdecken, obgleich es schien, daß manchmal — wenn sie einige der bekannten Georgischen Edlen erblickte — eine schwache Regung der Freude ihre Nerven durchzitterte. Ihre wunderlieblichen Lippen schienen sich erst einige Augenblicke zuvor gespalten zu haben, und die frische Röthe, welche deren Farbe ausmachte, ließ den Beschauer fast erwarten, daß die dünne, dieselben bedeckende Haut aufspringen werde. Ihre Gestalt bedeckte ein auf der Achsel befestigter schwarzer Sammtmantel so, daß dessen malerische Falten ihren zauberischen Wuchs und zugleich die heftige innere Erregung verriethen, in die sie die kühnen Worte des jungen Russen versetzt hatten.

„In der That, mein Herr," entgegnete die Königin, „ich bin, so scheint es, gezwungen, Ihnen zu antworten. Das Außergewöhnliche der Umstände erklärt Vieles, aber es entschuldigt nichts. Wenn Sie Europa's kleinste Stadt und die dort herrschenden Gebräuche kennen, so müßten Sie wissen, daß es ohne vorgestellt worden zu sein, unanständig ist, selbst eine Bürgersfrau anzusprechen."

„Ach, Europa! Schöne Königin, vergessen Eure Majestät, daß wir hier in Asien sind?"

„O, Sie irren sich, Oberst, wir sind hier in Siberien," unterbrach ihn die Königin mit scharfem Hohne. „Aber Sie sagten es, es mag daher so sein. Asien unterscheidet sich in dieser Hinsicht von dem gebildeten Europa nur darin, daß dort, wo der Europäer zurücktritt, der Asiate sein Haupt neigt; wo der Europäer achtet, der Asiate anbetet; wo der Europäer für eine Ungeziemlichkeit gegen eine Frau mit seinem Blute, der Asiate mit seinem Leben büßt. Ihre Handlung, welche zu anderer Zeit dreist gewesen wäre, ist jetzt unritterlich, unedel."

„Es möge mich bei Euer Majestät meine Verwunderung und die mit Hoheit gepaarte Schönheit entschuldigen, welche mich, wie die Klapperschlange ihr Opfer zu Euren Füßen hergezaubert hat," sagte erröthend der russische Oberst, und mischte sich unter seine Kameraden.

„Nun? — wie steht es mit der Wette, nicht wahr, ich habe mit der stolzen, aber wahrhaft schönen Exkönigin gesprochen?"

„Man sieht es an Deiner Miene, mit welchem Erfolge," bemerkte ein Oberstlieutenant mit einem rothen Gesichte; „ich glaube, Du hast den Ton nicht getroffen. Ha, ha, ha!"

„Aber es ist doch eine schöne Sache, Freunde," sagte ein neugebackener General, „heute geschah die Uebergabe des Thrones, und heute können wir schon anstandslos mit Königinnen sprechen, wie zu Hause mit den Zofen und Ammen. Uebrigens bedauere ich diese Frau; sie ist ein wunderliebliches Geschöpf."

„Und glaubt mir, sie ist wahrhaftig für den Thron geschaffen," sagte Oberst Sollineff, „Derjenige, der den Versuch gemacht hatte, wie sie mich bei meiner ersten Anrede anblickte, bei meiner Ehre! ich hätte bald meine Knie gebeugt."

„Sie ist wirklich zu bedauern!" bemerkte der erwähnte Oberstlieutenant, „übrigens übertrifft die jährliche Summe, die ihr Se. Majestät der Czar ausgeworfen haben, die Großmuth selbst. Indessen schaut ihren Gemahl an, zwischen den Pomeranzenbäumen dort tritt er heraus, ich glaube, auch jetzt mit trübem Kopfe, man spricht, daß auch diese edle Kunst zu den übrigen Tugenden Sr. Majestät Georgs XIII. zählt. Ich staune, daß diese herrliche Frau eine solche Anhänglichkeit zu ihm hat, der Exkönig ist sehr unfähig, fast dumm zu nennen."

„Dieß ist unser Glück," sagte Sollineff, „denn wäre diese Frau König gewesen, oder wenn unsere, den Großen ausgetheilten Rubel den Einfluß dieser Frau auf ihren Gatten nicht vernichtet hätten, wir würden jetzt über Georgiens Throne nicht tanzen. Aber auch so — wäre ich Seine Majestät, ich würde diese Frau unschädlich machen. Glaubt mir, wenn mich meine Menschenkenntniß nicht trügt, diese Frau wäre in diesem Augenblicke im Stande, sich mit uns Allen in die Luft zu sprenge! Seht nur diese flammenden Augen, die schäumenden Lippen und diesen wogenden Busen. — Es ist eine Löwin, die vor ihrer Höhle die Jungen bewacht, es möge ein Jeder zittern, der ihr zu nahen wagt."

„Lächerlich!" sprach dazwischen Oberst Lazareff, „ich verfolgte zwei koquette Damen mit meinen Blicken, und konnte diese ungereimten Reden nicht unterbrechen. Ja, ich gestehe, ich finde es lächerlich, daß unser Freund Sollineff die Frau für so furchtbar hält, ich kannte noch keine Frau, deren Blick mich verwirrt — und die nicht vor dem meinigen die Augen niedergeschlagen hätte. — Sich so zu blamiren, einer Exkönigin gegenüber, deren Hofwache in diesem Augenblicke unsere Soldaten sind! Pfui! — Ich mache einen Versuch —"

„Gib Acht!" rief Sollineff dem sich Entfernenden nach, „diese Frau ist eine starke Zitadelle, von deren Vorwerken Du nur eines, und das am schwächsten vertheidigte, kennst."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Abenteuer in den Cordilleren Chile's.

(Fortsetzung.)

Still zogen wir unsern Weg zurück. Unten in San Reque bei dem Friedensrichter angekommen, erfuhren wir, daß man im Thale am Fuße des Felsens die Leiche eines Jungen und eines Pferdes gefunden habe. Ich ritt sogleich zur Stelle und fand meinen Verdacht bestätigt. Es war der Körper meines Dienstjungen, gänzlich zerschmettert von dem schrecklichen Fall von der Questa. Sein Pferd konnte gescheut haben, und in den Abgrund hinabgesprungen oder hinabgestoßen worden sein.

Am selben Tage wurden beide Körper beerdigt. Friede sei ihrer Asche und Strafe den Mördern, die diese grausame That verübten.

Zwei Tage nach der Beerdigung kam eine Frau mit mehreren Kindern zu mir nach Ocoa von Valparaiso. Sie war die Frau des Ermordeten."

Auf demselben Wege, auf dem diese traurige Geschichte gespielt, ritt Kahl dann nach der kleinen Stadt San Felipe, wo er den ersten nahen, prachtvollen Anblick der Anden mit dem majestätischen Aconcagua genoß, und gelangte dann nach Santa Rosa de los Andes, einem Städchen von 24,000 Einwohnern, welches als Einbruchsstation in die Cordilleren gilt. Hier miethete er einen Tropero, Maulthiertreiber, der ihn nach Mendozo über die Anden bringen sollte und der sich als ein ganz genau mit der Natur der Hochgebirge vertrauter Mensch zeigte, welchem selbst folgende schauderhafte Begebenheit im Uspallata-Passe begegnet war:

„Es sind jetzt fünf Jahre," erzählte er, „als ich mit meinem schon betagten Vater, meinem Bruder und zwei Peones begleitet, mich in Mendoza zur Reise über die Cordilleren anschickte. Wir hatten uns verpflichtet, eine Partie Yerba Mate (argentinischen Thee) trotz der späten Jahreszeit hinüber zu bringen. Der erhöhte Frachtpreis, so wie das günstige Wetter, welches bis jetzt, Anfangs April, geherrscht hatte, verleitete uns zu diesem Wagniß. Mit unseren schwerbeladenen Maulthieren reisten wir am dritten April von Mendoza ab. Erst nach drei Tagen kamen wir in Uspallata, einem kleinen argentinischen Gränzorte an. Das Wetter war bei unserer Ankunft in diesem Orte wie immer mild und ohne Anzeichen irgend eines Wechsels und blieb auch so bis zum achten desselben Monates, dem Tage unserer Abreise. Am elften erreichten wir in der Frühe schon „los Banos", die nur wenig Meilen von dem höchsten Passe der Andes entfernt sind. Wir beeilten uns jetzt etwas mehr, als wir dies bisher gethan und unseren schwerbeladenen Thieren zuträglich war, denn in der letzten Nacht hatten wir ein dumpfes Getöse wahrgenommen, welches uns fürchten machte, daß sich Lawinen gelöst hätten. Auch an diesem Morgen war

die Luft dunkel und grau geblieben, wir sahen mehrere Heerden Guanacos den tieferen Schluchten zueilen, die Geier verschwanden vom Horizont und dicke Nebel wälzten sich an den Abgründen entlang. Alles waren Zeichen, daß ein Orkan im Anzug war. Von Minute zu Minute vermehrten sich die Nebel, der Wind wurde immer schärfer, es mußte uns jetzt Alles daran liegen, so rasch wie möglich die nächste „Casucha“ *) zu erreichen. Es fehlte uns noch eine halbe Legua, als wir plötzlich das dumpfe Donnern der Talcas (Lawinen) hörten, welches aus dem Innern der Berge zu kommen schien. Immer lauter wurden diese Donner. Wir bekreuzigten uns und trieben unsere Maulthiere zu raschem Trabe an. Wir sahen jetzt die Spitze des nahen Tupungato gänzlich in dunkle Wolken gehüllt, und immer tiefer senkten sich dieselben wie ein dichter Nebel an ihm herab. Wenige Minuten fehlten und er mußte uns erreichen, aber glücklicherweise erkannten wir schon die Casucha. Im Galopp ritten wir darauf zu, hatten auch noch Zeit, unsere Maulthiere abzuladen; doch kaum damit zu Ende, brach das Unwetter los. Ein dichtes Schneegestöber hüllte uns ein und ließ uns keine Hand vor den Augen erkennen. Schon die Casucha zu gewinnen und die Oeffnung mit Kisten zu verdecken, wurde uns schwer. Wir dankten unserem Schöpfer, hier geborgen zu sein! Der, welchen dieser tödtliche Nebel, der aus nichts als aus dem dichtesten feinsten Schneegestöber besteht, in den Bergeinöden ohne Schutz trifft, ist rettungslos verloren. Der Athem wird ihm benommen, die wenigen Schritte, die er noch thäte, würden ihn in die nahen gähnenden Abgründe führen; aber der schlimmste Feind ist ihm die Kälte. Wenige Stunden genügen, ihn zu erstarren, sinkt er hin, so hüllt ihn bald der Schnee in ein dickes, undurchdringliches Leichentuch. Also hatten wir wohl Ursache, unserem Schöpfer zu danken, hier vor der Hand geborgen zu sein. Das Unwetter wurde draußen immer schauerlicher, dem Geheul des Orkans gesellte sich der Donner der Talcas zu, der stürzenden Lawinen. Trotz der Tageszeit umgab uns dicke Finsterniß. Zuweilen reinigten die furchtbaren Windstöße die Atmosphäre für Augenblicke und ließen uns durch das enge Fenster die Gegenstände draußen erkennen; nichts aber sahen wir, als eine weiße, unebene Fläche; der Schnee lag ellenhoch, von unsern Maulthieren konnten wir nichts gewahren. Gegen Abend wurde das Wetter stiller, das Schneegestöber und der Wind hörten allmählich auf, der jetzt aber eintretende Frost war ein um so schlimmerer Feind. Wir versuchten, die Hütte zu verlassen, um uns nach der nächsten, den menschlichen Wohnungen näher belegenen zu begeben, aber unsere Anstrengungen in dieser Richtung wurden vereitelt. Der um die Casucha aufgethürmte Schnee war zu weich, um ein Auftreten zu erlauben; schon bei unseren Versuchen versanken wir nach wenigen Schritten, und nur durch gegenseitige und angestrengte Hülfe konnten wir die Hütte wieder gewinnen.

Die Nacht mit ihrer furchtbaren Kälte trat jetzt ein, wir nahmen mehrere Schluck Branntwein, — er gab uns nur wenig Wärme; trotzdem unsere Lage uns allen Appetit genommen, aßen wir von unseren geringen Vorräthen, und unsere Seele Gott empfehlend, versuchten wir zu schlafen. Aber die Kälte war übergroß, trotz der harten Arbeit am Tage hielt sie uns wach; wir versuchten ein Feuer anzumachen, allein das wenige Stroh qualmte nur und füllte den kleinen Raum der Casucha mit solchem Rauch, daß uns Erstickung drohte; wir mußten den Versuch wieder aufgeben. Es mochte wohl Mitternacht vorüber sein, als uns ein donnerndes Krachen weckte. Aus unserem leichten Schlafe emporgeschreckt, erkannten wir sogleich, daß in unserer unmittelbaren Nähe eine Lawine gestürzt sei. Sollte uns die Lawine begraben haben? Dieß war unser Aller erster und schrecklicher Gedanke; ich sprang auf, und das vorgeschobene Leder von dem Mauerloche oder Fenster entfernend, sah ich hinaus. Ueberall herrschte nichts als Finsterniß; schon glaubte ich, daß das Schlimmste geschehen sei, als plötzlich ein frisch hereinströmender Luftzug uns anzeigte, daß wir dem „lebendig begraben sein“ entronnen waren. Vertrauensvoller blickten wir dem Tage entgegen, der aber, als er kam, uns wenig Vortheil brachte. Die Thür der Hütte öffnend, sahen wir vor uns nichts als die weite Schneedecke, — die niederen Abgründe waren verschwunden, — sie breitete sich über Höhen und Tiefen, nur die steileren Felsen waren unbedeckt.

Unser Versuch, den Schnee zu betreten, schlug wieder fehl. Wieder verging der Tag, ohne daß wir es wagen konnten, die Hütte zu verlassen; mit der immer zunehmenden Kälte kämpfend, versuchten wir noch Mehreremale mit verschiedenen Gegenständen Feuer zu machen, aber immer vergebens. Was wir in dieser Zeit gelitten, wer vermag es zu verstehen, der nicht ähnliche Qualen erduldet! Mein armer alter Vater wurde jetzt von Minute zu Minute schwächer, und trotzdem wir ihn durch Reibung seines Körpers zu erwärmen suchten und alle uns zu Gebote stehenden Mittel aufwandten, um ihn zu stärken, blieben leider unsere Bemühungen vergebens. Wir konnten ihm seine Kraft nicht wiedergeben. Auch unsere Lebensmittel gingen schon zu Ende. Wohin wir sahen, erblickten wir nur Tod und Verderben, Hunger, Kälte und die Lawinen.

Immer unerträglicher wurde die Kälte. In dumpfer Betäubung zu einem dichten Knäuel um den Greis zusammengedrängt, um diesen und uns gegenseitig zu erwärmen, saßen wir in der Hütte, — hoffnungslos! Der vierte Morgen brach an. Des Greises bleiches Angesicht, seine gläsernen Augen, die sich krampfhaft öffneten und schlossen, machten uns unruhig. Wir

*) „Casucha“ heißen die in den Bergen zum Schutze der Reisenden erbauten Häuserchen.

vergaßen unsere eigene Lage, um unserem Vater zu helfen. Aber es war vergebens! Die körperlichen und geistigen Strapatzen hatten ihn aufgerieben, um fünf Uhr Morgens gab er seinen Geist auf. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich unser, in den matten Blicken, dem schrecklichen Aussehen der Anderen las jeder Einzelne sein eigenes Schicksal. Alle fühlten die Nähe des Todes.

Wir legten den Leichnam jetzt außerhalb der Hütte auf den Schnee; rasch hatte das dichte Schneegestöber eine Leichendecke über ihn ausgebreitet; — das erste der Opfer war gefallen.

Auch mein Bruder und der eine der Peonen starben schon in der sechsten Nacht und folgten dem Vater in das eisige Grab; es waren Beide junge Männer von sechszehn bis achtzehn Jahren.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[**Der Mainzer Gabelsberger Stenographenverein**,] Vorort des Rheinischen Stenographenbundes, ladet die Bundesvereine zu der den 11. August d. J. in **Hanau** stattfindenden 6. Wanderversammlung des Bundes ein. — **Festprogramm.** Morgens: Empfang der Gäste und Abgeordneten im Bahnhofe bei Ankunft der Züge um 8 Uhr 24 Min. und 8 Uhr 43 Min. — 9 Uhr: Zusammenkunft in der Geibel'schen Bierhalle neben dem Bahnhof. 10 Uhr: Plenarsitzung im kleinen Saale der „Großen Krone." Nachmittags 1 Uhr: Festessen im großen Saale desselben Gasthofs. Nachmittags bei günstiger Witterung Ausflug nach Wilhelmsbad. — Tagesordnung für die Plenarsitzung: Berichterstattung und Rechnungsablage des Vororts für die zwei letzten Vereinsjahre; 2) die Forderung des Frankfurter stenographischen Instituts an den Bund aus früherer Zeit; 3) Besprechung und Beschlußfassung über das Bundesorgan; 4) über die Dauer des stenographischen Unterrichts; 5) wie können die Uebungskränzchen und Monatssitzungen der Vereine für deren Mitglieder nutzbringend gemacht werden? 6) Wahl des Vororts und des Ausschusses für das nächste Vereinsjahr und Wahl des nächsten Versammlungsortes.

Dem Grafen Bismarck ist von in China lebenden Deutschen ein silberner Pokal, etwa 5 Pfund schwer, innen stark vergoldet, als Zeichen der Anerkennung übersandt worden. Den Deckel desselben bildet die Büste Bismarck's. Am Fuße erblickt man verschiedene Wappenschilder preußischer Generale, als: v. Roon, v. Moltke, Herwarth v. Bittenfeld, Vogel v. Falkenstein, v. Steinmetz, während rings herum auf sechs großen von einander getrennten Standarten Gedenktage des vorjährigen Feldzuges eingravirt sind.

Ein blinder Bettler aus **Klein-Polen** erschien dieser Tage in Begleitung seines Führers auf dem Komptoir des Herrn A. H. Heimann unter den Linden in Berlin, Almosen fordernd. Der Kassierer desselben händigte sofort dem Armen einen Thaler aus. Trotz dieser raschen Abfertigung verblieb der Führer mit dem Blinden noch immer im Komptoir; und als der sehr beschäftigte Kassierer nach dem Grunde des Verbleibens fragte, erwiderte er: „Wollen Sie mir als Provision nicht auch eine Kleinigkeit geben? denn ich habe Ihnen ja diesen Kunden zugeführt." (Wörtlich!)

Im Jahre 1862 hat der Tiger allein auf der Insel **Java** 148 Personen verzehrt und 131 im Jahre 1863. 1862 wurden 49 Personen und 48 im Jahre 1863 eine Beute der Krokodille; Schlangenbisse haben daselbst 1862 den Tod von 43 und 1863 von 22 Menschen verursacht. Es scheint jedoch, daß die holländische Regierung sich die Ausrottung des Tigers auf Java in höchst mittelmäßigem Maße angelegen sein läßt. Die Prämie, welche im Jahre 1854 vom Generalgouverneur ausgesetzt worden, erreicht kaum 22 fl. (50 Frcs.) für den Tiger.

Das große Schachturnen in **Paris** wurde am 15. d. Mts. beendigt. Den Kaiserpreis, bestehend in einer großen Vase von Sèvres-Porzellan, gewann Kolisch, den zweiten Preis (800 Frcs.) Winawer, den dritten Preis (400 Frcs.) Steinitz, den vierten Preis (200 Frcs.) Neumann.

Räthsel.

Der ersten beiden Sylben Paar
Mag dich mit milder Wärme umschließen,
Du trittst sie dennoch nur mit Füßen.
Die Dritte dienet immerdar.
Zu nied'rem Dienst muß auch das Ganze sich bequemen,
Die ersten Zwei den müden Herren abzunehmen.

Auflösung der Charade in Nr. 170:
Paris.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 174 Dienstag, 23 Juli 1867.

Georgiens letzte Königin.

(Historische Novelle von Karl Szathmáry.)

(Fortsetzung.)

Währenddem nahm die Unterhaltung ihren Fortgang. — Die schönen Georgischen Jungfrauen flogen fröhlich dahin am Arme der Soldaten; hier und dort wurde an langen Tischen dem Weine und den Würfeln geopfert, in einem andern Saale unterhielten den Exkönig seine Räthe mit unzeitigen Reden, aber das Bild hatte auch seine Schattenseite: die trauernde, verzweifelnde und die Herabwürdigung ihres Vaterlandes tief fühlende Königin, die stummen Gruppen Georgischer Jünglinge, die man gezwungen hatte, bei dem Begräbniß ihres Vaterlandes zu erscheinen, und einzelne Georgische Große mit finstern Gesichtern, die in ihrer Wuth den Griff ihres Säbels zähneknirschend drückten.

Lazareff drängte sich durch die Menge und sprach mit jener übermüthigen Frechheit, welche den unverschämten Menschen das Bewußtsein verleiht, daß sie ihrer That wegen nicht zur Verantwortung gezogen werden, die Königin ohne alle Einleitung an:

„Königin, warum tragt Ihr dieses Trauerkleid und auf Eurem Busen diesen Wittwenschleier? Ich sähe es in der That gerne, wenn ich Euch vor mir knien sehen könnte, dann könnte ich vielleicht in das Allerheiligste hineinblicken, welches jetzt der neidische Sammt bedeckt."

„Unverschämter!" rief die Königin, von ihrem Sitze aufstehend, „dieß könnte erst dann geschehen, wenn Du sterbend zu meinen Füßen liegen würdest."

Nicht weit von dem Thronsessel der Königin stand mit verschränkten Armen in seinem malerischen Anzuge ein junger georgischer Edler, der das Gedränge der russischen Offiziere schon lange mit Aufmerksamkeit beobachtete, und es kaum vermochte, den Ausbruch seines Zornes zurückzuhalten.

Jetzt aber trat er hervor, und in dem Augenblicke, in welchem der über die Worte der Königin in Wuth gerathende Lazareff zum Säbel griff, fühlte der wilde Krieger einen Schlag auf seine Schulter von der Hand Eristaws, des jungen Georgischen Fürsten.

„Ruhig," sagte dieser, „das Uebrige können wir mit einander zu Ende führen."

„Deinen Namen!" rief die Königin voll leidenschaftlicher Aufregung.

„Lazareff", antwortete trotzig der Oberst.

„Oberst Lazareff," sagte die Königin, „ich kann Dich als Frau und noch weniger als Königin zum Zweikampfe auffordern, aber bitte Gott, daß er Dich nie mehr vor meine Augen führt!"

Lazareff und der junge Fürst verschwanden, doch auch die Königin traf Anstalten, um sich zu entfernen, und der Skandal rief eine allgemeine Verwirrung im Saale hervor.

Der russische Oberkommandant eilte aus einem der entfernteren Säle herbei, und als er die Ursache der Verwirrung erfuhr, versuchte er die Königin in ehrfurchtsvollem Tone zum Bleiben zu vermögen.

„Mein Herr," sprach diese mit Adel, „nicht das, was eine bezwungene Königin sollte, ich that mehr als selbst eine Sklavin. Entschuldigen Sie mich, mein Herr, allein ich entferne mich."

Und sie verließ auch wirklich den Ort ihrer Erniedrigung. Der russische Oberbefehlshaber begleitete sie mit entblößtem Haupte bis zur untersten Treppenstufe, und kehrte dann zurück; er war nicht nur Soldat, sondern auch Diplomat, der nicht nur über die That Lazareff's seine Mißbilligung offen aussprach, sondern auch dem Oberst deßwegen einen strengen Verweis zu geben beschloß.

Der Zweikampf ging vor sich. Lazareff erhielt eine leichte Wunde und nahm auch ferner mit verbundener Hand an der Unterhaltung Theil, den Spötteleien seiner Kameraden bloßgestellt, die ihn mit der Rache der schönen Königin bedrohten.

Die Soirée dauerte bis zum Morgen. Das Todtenfest eines Reiches muß füglich länger dauern, als das eines einzelnen Menschen.

II.

Georg XIII. war ein schwacher Mensch, den ein paar Günstlinge an der Nase herumführten, und den man in einigen Augenblicken zu Allem vermögen konnte, was der über ihn herrschenden Macht eben behagte.

Aber er war Mensch und Gatte, der seiner, Bestechungen unnahbaren Gemahlin mit kindlicher Anhänglichkeit zugethan war, und wer weiß, ob es dieser stolzen, mit einem männlichen Herz versehenen, ihr Vater-

land anbetenden Frau nicht gelingen werde, die schwachen Augenblicke ihres Gatten gleichfalls benutzend, ihre Waffen geltend zu machen und ihn dahin zu vermögen, daß er seine ihm abgedrungene Thronentsagung zurücknehmen, und seinem Volke verkündige: „Siehe, ich will, was ich früher gewesen — wieder König sein, und will mein Reich den Moskovitern nicht verkaufen!“

Und wenn dieß auch nicht geschieht, so ist doch Georg XIII. eine lebende Wirklichkeit, der in Tiflis einen königlichen Palast hat, sich König nennt, und dessen Söhne Kronprinzen heißen.

Zum Glück hat der vielgenossene Freudenbecher des Lebens die Kräfte des braven Königs sehr erschöpft, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß er nicht mehr lange leben werde.

Diesen Zwischenraum füllen Feste, kriegerische Schauspiele und Gastmahle aus. Georgiens König darf sich keinen Augenblick langweilen! Wenn die Bachanalien nicht mehr gefielen, folgten die Produktionen des Kriegsgottes Mars. Ihm zu Liebe wurden die Truppen aus der ganzen Umgegend zusammengezogen, und vor Tiflis wurden ganze Schlachten aufgeführt, fröhliche Feldmusik, donnernde Kanonen und krachende Gewehrsalven, daß nur der König Unterhaltung finde. — Die guten Leute!

Die Königin nahm an all dem keinen Theil; sie lebte zurückgezogen in ihrem Palaste, sich ganz ihren Kindern und der Sorgfalt für dieselben hingebend. Sie wußte, daß man selbst ihre Träume belauschte, daß selbst die Wärterin und die Amme ihrer Kinder bestochen sei. Sie mußte fürchten, daß man ihren eigenen Kopf verführen werde, dem Willen des Herzens nicht zu folgen.

Eines Tages ließ sie den Fürsten Eristaw rufen, denselben, der Lazareff ihretwegen gefordert hatte, um ihm für seine That persönlich zu danken.

Der junge Fürst erschien, sah behutsam im Zimmer umher, und als er sich überzeugte, daß sie Beide allein seien, stürzte er zu den Füßen seiner Königin. Der Schmerz um sein Vaterland bemächtigte sich seines Herzens, und hielt die Worte auf seinen Lippen gefangen.

„Eristaw!“ sagte die Königin, von ihrem Tische eine Diamantennadel nehmend, „Deine That benöthigt keines Dankes, ich weiß, Du erwartetest auch keinen, der letzte Mann Georgiens würde dasselbe für die geringste georgische Frau gethan haben, wie hätte es nicht der Erste für die Erste gethan!“

Eristaw zog den Saum des Kleides der Königin an seine Lippen, so schön und so beschönigend und beseligend waren die Worte, welche von diesen unvergleichlich schönen Lippen gesprochen wurden — mit ihr verglichen, mit ihr in eine Reihe erhoben werden!

„Befiehl, Königin, mit meinem Blute, mit meinem Leben!“ sagte der Fürst mit zitternder Stimme und die stürmisch sich hebende Brust des jungen Mannes zeigte, daß das, was er sagte, nicht der Phrase zu Liebe gesagt war.

„Eristaw!“ sagte die Königin, „nimm diese Diamantennadel zum Andenken an jenen Abend. Die Nadel bedeute die Wunde, die mir damals geschlagen wurde, und der Stein den Zustand des Herzens, womit ich sie ertrage.“

„Was können wir für Dich thun, o Königin,“ fragte der Fürst mit theilnehmender Miene und mit von zurückgedrängter Genugthuung fast erstickter Stimme.

„Eristaw!“ sagte die Frau und heiße Thränen perlten aus ihren Augen nieder. „Eristaw!“ fing sie auf's Neue an, mit einer wunderbar veränderten Stimme, während sie im Gemache fremd um sich blickte, „sieh mir in die Augen, präge Deinem Gedächtnisse ein, was Du sehen und hören wirst, und erzähle es den Völkern Georgiens! — Ich bin glücklich!“

Sie mußte für einen Augenblick den festen Ton ihrer Stimme unterbrechen, um die heißen Thränen, welche stromweise über ihre schönen Wangen flossen, mit ihrem Taschentuche aufzufangen.

(Fortsetzung folgt.)

Der 23. Juli bei Hundheim.

(Nach offiziellen Nachrichten mitgetheilt.)

AW. Nachdem General v. Manteuffel am 19. Juli in Frankfurt a. M. an Stelle des zum Generalgouverneur von Böhmen ernannten General Vogel v. Falkenstein den Oberbefehl über die Main-Armee übernommen hatte, erfolgte am 20. die Wiederaufnahme der Operationen nach Eintreffen der erwarteten Verstärkungen. — Die Division Göben marschirte über Darmstadt durch das Mömmlingthal, die Divisionen Flies und Bayer rückten im Mainthal aufwärts von Aschaffenburg gegen Miltenberg vor; die Avantgarde der Ersteren kam am 22. bis Michelstadt, die vorausmarschirend Division Flies bis Miltenberg.

Die Nachrichten hievon trafen am 22. Abends bei dem badischen Divisions-Kommando in Wertheim ein und veranlaßten die Absendung verschiedener Rekognoszirungsdetachements in der Richtung gegen Miltenberg, Neunkirchen und Walldürn. Gegen Morgen wurde die Konzentrirung der Division auf dem Plateau von Hundheim befohlen, welcher Ort vom Korpskommando als Sammelplatz der 2. Division bestimmt war.

Die Division Flies, welche am 23. von Miltenberg nach Wertheim vorrückte, hatte zur Aufsuchung der Verbindung mit der Division Göben, so wie zur eigenen Flankendeckung ein starkes Detachement (2 Bataillone Koburger, 1 Eskadron des 6 [Magdeburger] Dragoner-Regiments und 2 glatte 3wölfpfündner) über Neunkirchen entsendet. Ein Theil desselben besetzte den Wald östlich von Sonderied an der Straße nach Wertheim,

gegen welchen Oberlieutenant Vögelin vom 5. Inf.-Reg., mit seinem Zug zu einer Rekognoszirung entsendet, eben im Begriff war vorzurücken. Vögelein beschließt auf die Nachricht, daß der vorliegende Wald besetzt sei, sofort anzugreifen; geht an der Spitze seiner Leute vor, erhält aber bald einen Schuß in das Knie. Zusammenstürzend feuert er noch seinen Revolver ab, wird aber dabei von einem weiteren Schuß in die Hüfte getroffen, in Folge dessen er völlig zusammensinkt. Seine Leute ziehen sich unter Zurücklassung von 5 Todten, worunter Vögelein, zurück; verwundet wurden 8 Soldaten.

Auf die Nachricht hievon erhält der Kommandant der 1. Inf.-Brigade den Befehl, eine verstärkte Rekognoszirung dahin auszuführen. Das 5. Inf.-Reg. hat zu diesem Zweck den zwischen Hundheim und dem Gefechtsfeld des Oberlieutenants Vögelin liegenden Wald, „hintere Stauden", zu passiren, ohne dabei mit dem Feinde zusammenzutreffen.

Die beiden Bataillone nahmen nach dem Debouchiren aus den „hintern Stauden" Stellung à cheval der Straße nach Wertheim und entsendeten zur Aufklärung des vorliegenden Terrains und zur Zurückbringung der oben erwähnten Gefallenen Patrouillen, worauf der Rückmarsch in die Bivouaks bei Hundheimin der Art angetreten wurde, daß das 1. Bataillon als Nachhut noch zurückblieb.

Das zu passirende schmale Walddefilee der „hintern Stauden" endigt nach etwa 300 Schritten, so daß der senkrecht zur Straße liegende Waldrand sich 200 Schritte westlich erstreckt und dann in einem Bogen nach Süden etwa 500 Schritte die Straße begleitet.

Das 2. Bataillon war zur Hälfte debouchirt, als es in seiner rechten Flanke aus diesem Waldstück ein heftiges Kleingewehrfeuer erhielt. Es war das koburgische Infanterieregiment, welches durch eine Thalmulde die „hintern Stauden" erreicht und besetzt hatte. Das badische Bataillon unter Major Biesele, welchem von den ersten einschlagenden Geschossen das Pferd getödtet und er selbst verwundet wurde, entwickelte sich rasch zum Angriff. Die an der Tete marschirende 8. und 7. Kompagnie warfen sich in dichten Tirailleurschwärmen dem Feind entgegen, während die eben debouchirende 6. Kompagnie sich in geschlossener Kolonne formirte und tambour battant ein Anschluß an die anderen Kompagnien, die Offiziere an der Spitze, mit Hurrah in den Wald eindrang. — Bei dem nun entstehenden Waldgefecht fiel Oberlieutenant Fritschi und wurde Lieutenant Delorme schwer verwundet, — beide der 8. Kompagnie angehörig. Durch diesen Angriff wurde der Feind so weit zurückgedrängt, daß die hinteren Abtheilungen den Rückmarsch auf das freie Feld antreten und dort Stellung nehmen konnten. Das 2. Bataillon seinerseits im Walde in der linken Flanke angegriffen und von seiner Rückzugslinie nach Hundheim abgedrängt, nahm seinen Rückzug über die Chaussee hinweg nach dem östlich gelegenen Gehölz in der Richtung auf den Ernsthof. Während dieses Rückzugsgefechtes fiel Oberlieutenant Gustav Schmidt der 6. Kompagnie. Lieutenant Stickel, welcher während des Waldgefechtes mit dem Schützenzug der 6. Kompagnie, die Straße nach Hundheim deckend, im freien Felde ausgeschwärmt war, erhielt beim Ueberschreiten derselben einen Schuß in den Oberschenkel.

Mittlerweile waren von Hundheim aus einige Kompagnien zur Unterstützung des 5. Regiments vorgerückt, und es erfolgten noch feindliche Kavallerie-Angriffe, welche von den links der Straße vorrückenden Grenadierkompagnien und der 3. Kompagnie des 5. Infanterie-Regiments abgeschlagen wurden. Die beiden Geschütze hatten zuerst den Rückzug des 2. Bataillons des 5. Regiments und dann das Terrain bis Hundheim mit Granatkartätschen bestrichen; allein eine badische Batterie brachte dieselbe nach kurzer Zeit zum Schweigen und bewarf den vorliegenden Wald mit solcher Präzision, daß von Seiten des Gegners das Gefecht abgebrochen wurde.

Die Verluste des 5. Infanterie-Regiments im Gefecht von Hundheim waren: 22 Todte, worunter 3 Offiziere und 47 Verwundete, worunter ebenfalls 3 Offiziere, von denen Lieutenant Delorme später, am 25. August in Miltenberg im Witzleben'schen Landhause starb. —

Die Division blieb bei Hundheim bis gegen 8 Uhr Abends stehen, und bezog dann auf Befehl des Armeekorpskommando's das Bivouak bei Külsheim.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Bald folgte eine weitere Vexation gegen Eisenmann.

Die kurfürstlich bayerische Promotions-Ordnung vom Jahre 1805, die sich als ein vom Monarchen sanktionirtes verbindliches Gesetz angekündigt, sagt in § 60, in welchem sie von den Vortheilen spricht, welche den graduirten Doktoren bewilligt werden, sub lit. b: „Sie haben die Erlaubniß, den sich hierunter meldenden Kandidaten mit Privat-Repetitionen aus den an der Universität vorgetragenen Kollegien, auf ein an den Senat gemachte deßfallsige Anzeige und gegen ein Honorar, worüber sie mit den Liebhabern übereinkommen werden, an Handen zu gehen."

Diesem Satz liegt aber keine Verwechslung der Doktoren mit Privat-Dozenten zu Grund, denn er ist schon an und für sich zu klar, und noch überdies handelt derselbe Paragraph sub lit. c. von der Anmeldung der Doktoren zu Privatdozenten.

So deutlich und klar der Wille des Gesetzgebers

ausgesprochen ist, eben so sicher ist es, daß diese den Doktoren verliehene gesetzliche Bewilligung durch keinen späteren Akt der Gesetzgebung wieder zurückgenommen worden, daß sie sohin noch rechtskräftig sei. Wirklich haben auch zu allen Zeiten Doktoren der verschiedenen Wissenschaften davon Gebrauch gemacht, selbst ohne gerade eine offizielle Anzeige an den Senat deßhalb zu machen; man führt des Beispiels wegen den späteren Professor und Generalstaatsanwalt Dr. Kiliani und den Appellationsgerichtsassessor Dr. Mayer an, die früher mit Erfolg in den Pandekten Privatunterricht ertheilten. Ueberhaupt hatte sich bei uns die Meinung gebildet, daß der Privatunterricht nie im Gebiete des Wissens höchstens im Gebiete des Glaubens die Oberaufsicht des Staates erheische, und daß nur eine kränkelnde Regierungssucht da einschreiten könne, wenn ein Mensch das, was er weiß — und besonders, wenn er von seinem Wissen öffentliche Proben abgelegt hat — Andere lehrt, ohne daß dabei der Staat für die Lernenden eine Verbindlichkeit zu übernehmen hat. Allein diese Meinung mochte wohl im Westen von Bayern viele Anhänger finden, im Osten unseres Königreichs schien man anderen Ansichten zu huldigen.

Eisenmann glaubte, den Kandidaten der Medizin einen wesentlichen Dienst zu leisten, wenn er Privatübungen in der Rezeptirkunst mit ihnen vornähme, und sogleich jene Erscheinungen oder Vorträge in der medizinischen Klinik, die einem oder dem anderen nicht klar geworden waren, näher mit ihnen bespräche. Daß ein solcher Privatunterricht ein gefühltes Bedürfniß war, lehrte der Erfolg, denn Eisenmann hatte seit einigen Wintersemestern ein starkes Auditorium, und unter diesen besonders viele Ausländer. So fanden sich unten 34 Zuhörern, die Eisenmann im Wintersemester 1830 hatte, 11 Westphalen, 6 Schweizer, 3 Rheinpreußen, 2 Hessen, 1 Mecklenburger, 1 Amerikaner und 10 Inländer. Dabei muß aber noch bemerkt werden, daß Eisenmann sich nie dazu verstanden hat, weder unmittelbar, noch mittelbar Zuhörer zu werben. Inzwischen war Professor Dr. Johann Baptist Friedrich in Beziehung auf diesen Unterricht mit ihm in Konkurrenz getreten, und es mag dahin gestellt bleiben, ob die Meinung gegründet ist, daß er es war, der den damaligen Universitätsrektor Professor Dr. Richarz (später Bischof von Speyer, dann von Augsburg) bestimmte, Eisenmann wegen seines Privatunterrichts beim königlichen Stadtkommissariat zu verklagen, so viel ist aber gewiß, daß die meisten Mitglieder der medizinischen Fakultät Eisenmanns Lehrversuche nicht mit Unzufriedenheit beobachteten, und besonders dem Hofrath Doktor Ruland, Professor der materia medica und Rezeptirkunst, muß man es zur Ehre nachsagen, daß er, obgleich mit Eisenmann in gespannten Verhältnissen stehend, doch den Insinuationen eines seiner Kollegen kein Gehör gab, obgleich man ihm die Sache ganz entstellt vorgetragen hatte.

Eisenmann war daher ganz ruhig, als er im Januar 1830 vom Stadtkommissariat wegen dieses Unterrichts zur Verantwortung aufgefordert wurde, und in dem Wahne, daß diese Sache sich zum Theil von selbst verstehe, zum Theil zu unbedeutend sei, um damit die allerhöchste Stelle zu belästigen, machte er seine Verantwortung etwas oberflächlich, erzählte darin den wahren Stand der Dinge und äußerte unter Anderem die Meinung, daß die Universitätspolizei nicht dafür geschaffen sei, um einem Professor die Zuhörer zuzutreiben, welcher trotz der mannigfachen Bemühungen das Vertrauen der Studenten nicht erwirken zu können scheine; und damit hielt Eisenmann die Sache für abgethan, und setzte seinen Unterricht bis zum Schlusse des Semesters fort.

Wie groß aber war Eisenmanns Erstaunen, als er ungefähr Ende Aprils auf dem Wege des Gerüchts erfuhr, es sei ein allerhöchstes Reskript an den akademischen Senat gekommen, des Inhalts, daß Eisenmann sich des unbefugten Kollegiumlesens zu enthalten habe und die Erlaubniß erst dann erhalten könne, wenn er sich zum Privatdozenten qualifiziren würde. Auf amtlichem Wege wurde ihm dieses Reskript nicht mitgetheilt.

Eisenmann deutete übrigens den Inhalt dieses Reskripts nicht böse, reiste im Monat Juni nach München und übergab dem Minister von Schenk sein Bittgesuch um die Erlaubniß als Privatdozent in Würzburg lesen zu dürfen. Eisenmann's Aufnahme bei dem Minister war der Art, daß bei ihm kein Zweifel über den glücklichen Erfolg seiner Bitte aufkommen konnte. Eisenmann äußerte bei dieser Gelegenheit, daß dieser Anklage gegen ihn nicht die edelste Absicht zu Grunde liege, und daß seine Gegner, die sich jetzt ganz ruhig verhielten, im nächsten Winter, wenn er seinen Privatunterricht wieder angefangen, mit dem allerhöchsten Reskript in der Hand ihn anfallen würden, allein der Minister meinte, das würden sie nicht thun.

Inzwischen erfolgte auf Eisenmann's Bitte um die Erlaubniß, als Privatdozent lesen zu dürfen, — keine Entscheidung, obgleich der akademische Senat und die medizinische Fakultät in dem ihnen abverlangten Gutachten ihm durchaus nicht entgegen gewesen sein sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 173:

Stiefelknecht.

Richtig gelöst von F. A. S—n.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 175 Mittwoch, 24. Juli 1867.

Georgiens letzte Königin.

(Historische Novelle von Karl Szathmáry.)

(Fortsetzung.)

„Ja," fuhr die Königin sich sammelnd fort, „ich bin glücklich. Der große Czar versah freigebig meine Küche und meine Haushaltung, mein Gatte lebt in Lustigkeit und ich unter meinen Kindern, für die der Czar gleichfalls sorgen wird. Ja," sagte die Königin mit bitterem Pathos, „es ist versprochen, daß sie als Hofpagen aufgenommen werden. Darum," fuhr sie mit aufgehobener Hand fort, „beruhige sich die Nation, und sei überzeugt, daß dieß Herz für Seine Majestät den Czar nur in Dankbarkeit schlagen kann."

Die erhobenen Hände der Königin fielen wie zufällig auf einen auf dem Tische liegenden Dolch, den sie emporraffte, und sich nach einem kurzen Gruße voll leidenschaftlicher Gemüthsbewegung in die inneren Gemächer entfernte.

Eristaw stand wie versteinert. — Diese Frau war ein Räthsel, welche ihm den Schlüssel selbst in die Hände gab, aber dieser konnte solche Geheimnisse bergen, daß die Auflösung desselben, dem dieß Versuchenden das Leben kosten konnte.

Kaum vergingen zwei Wochen, als die Königin vom Gouverneur einen wunderschönen Diamantenschmuck in Begleitung folgenden Schreibens erhielt:

„Gnädigste Frau!

Sie haben vor 14 Tagen um 10 Uhr 45 Minuten im blauen Saale Ihres Palastes die folgenden Worte gesprochen: „Die Nation beruhige sich, und sei überzeugt, daß dieß Herz für Seine Majestät den Czar nur in Dankbarkeit schlagen kann."

Seine Majestät der Czar nimmt diesen Ausdruck Eurer Hoheit mit Wohlgefallen auf, und ich habe die Ehre, das beigeschlossene Andenken im Allerhöchsten Auftrage als Erwiderung auf die Gefühle Eurer Hoheit hiemit zu übersenden."

An demselben Tage wurden in Tiflis noch zwei andere Briefe geschrieben. Den einen, mit keiner Unterschrift versehenen, bekam Fürst Eristaw, er lautete:

„Mein Herr!

Für Georgien und dessen königliche Familie zu handeln, behält sich Seine Majestät selbst vor. Geben Sie Acht, daß es im Interesse des Gouvernements nicht stehen möge, so zu handeln, daß es Manche bereuen sollten."

Den andern erhielt der Gouverneur, dieser war vom Obersten Lazareff.

„Herr General!

Ihre Spione hören zwar, aber sie sehen nichts, — wo es sich aber um eine Frau handelt, dort sind nicht nur zwei Ohren, sondern auch hundert Augen ungenügend.

Verzeihen Sie, Herr Oberkommandant, diese Bemerkung meinem Interesse für die Regierung und für mein Vaterland.

Lazareff, Oberst."

III.

Königin Maria gelangte erschöpft in ihr Ankleidekabinet, und warf sich in einen vor ihrem großen silbernen Spiegel stehenden, roth sammtenen Stuhl.

Wie viel Schmach, wie viel Erniedrigung erlitt diese einst in ihrer Tugend und in ihrer Macht gleichmäßig stolze Frau, diese Königin des Reiches und ihres Geschlechtes! — Und was erwartete sie noch? Wenn sie mit der Königin so umgehen, was wartet nach dem Tode des Gatte dann der Frau? —

Vielleicht lassen sie sie sammt ihren Kindern erdrosseln, oder schleppen sie in die sibirischen Bleibergwerke, damit sie das Licht der Sonne nie erblicken mögen! Die an Sammt gewöhnten Glieder werden sie mit groben Leinenkitteln bedecken, und diese zarten Finger werden in harter Erde wühlen müssen! — Dort wird Georgiens schönste Königin verwelken; die unter einer der strahlendsten Krone glänzenden schwarzen Haare werden unter moosbedeckten Felsen ergrauen; die schönen Wangen werden dem auszugrabenden Blei gleichen, und auf deren Köpfe sie Kronen hingeträumt hatte, ihre lieben Kinder, werden mit Lumpen bedeckt, vor ihren Augen mit Noth und Elend kämpfen.

Ach, dieser Gedanke erlaubt dem Blute nicht ruhig in den Adern zu fließen.

„Was!“ schrie sie, in ihrem Stuhle sich emporrichtend, „hat die Welt in ihren Angeln zu wanken angefangen, oder sind die Menschen zu wilden Thieren geworden, daß die Macht der Vernunft, des Willens und der Schönheit nicht im Stande wäre, etwas hervorzubringen? — Wären in dieser Hinsicht jene Blätter der Geschichte die letzten, welche erzählen, daß auf den Wink einer Frau Reiche zusammenstürzten, und auf ein Lächeln andere wieder sich erhoben hätten; ein Meer entstand, wo früher trockenes Land gewesen, und ein Palast sich erhob auf den Wellen des Ozeans?“

In diesem Augenblicke schien es ihr, als hörte sie hinter ihrem Rücken ein Geräusch, und als sie sich umwandte, stand eine kriegerisch gekleidete Gestalt vor ihr, die Stillschweigen gebietend den Finger auf die Lippen legte.

„Still, gnädigste Frau!“ sprach keuchend der Ankömmling, „ich konnte kaum zu Dir gelangen. Ich bin gesandt von den Bewohnern des fernen Karabagh, die von der Abdankung Deines Gemahls nichts wissen wollen, und Dich durch mich bitten lassen, die Macht wieder ergreifend, zu uns zu kommen. Wir sind bereit, für Dich zu kämpfen und für Deinen Thron zu sterben.“

Die Königin stand auf und prüfte sorgfältig ihren Mann; kein einziger Knopf seines Kleides entging ihrer Aufmerksamkeit. Ueber ihren schönen Augen zog sich ihre weiße Stirne in Falten, gleich einer Sommerwolke, bis endlich ihre Wangen plötzlich wie von einem Siege erglänzten.

„Geh,“ sprach sie spöttisch, „und sage Deinen Absendern in meinem Namen, daß in den Wäldern Karabaghs viele Eichenbäume wachsen, die starke Aeste haben, — wenn sie nichts Besseres wissen, so mögen sie sich Alle nacheinander aufhängen, Amen. Dann kannst Du es auch lernen, daß die Männer von Karabagh die Schnalle an ihrer Mütze nicht vorne, sondern hinten tragen.“

Die Spion biß sich in die Lippen und entfernte sich, wie mit heißem Wasser begossen, aus dem Zimmer.

„Ach,“ sagte spöttisch die schicksaltrotzende Königin, „Ihr müßt früher aufstehen, wenn Ihr Marien in Eure Netze locken wollt! Das Lüftchen, welches von Rußland her weht, die Speise, welche auf seiner Erde wächst, den Menschen, der einmal seine Gränzen überschritt, fühle ich, erkenne ich, und,“ flüsterte sie, „fürchte ich, wie der tolle Hund das Wasser, das Kind die Gespenster der Finsterniß, ich hasse, wie das Licht die Nacht, wie der Adler den Käfig, wie der Löwe die Gefangenschaft! Es ist gut, ich trotze Euch, sehen wir, was die Zukunft bringt!“

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Abenteuer in den Cordilleren Chile's.

(Schluß.)

Meine starke Konstitution, so wie die meines übrig gebliebenen Gefährten, trotzten noch immer den Einwirkungen der furchtbaren Kälte und des Hungers. Wir Beide waren starke Männer und standen in dem kräftigsten Alter. Es war der neunte Tag unseres Aufenthaltes in den Cordilleren.

Schon lange hatten wir keine Nahrungsmittel mehr; wir nährten uns von halbverbranntem Lederzeug und unsern Durst stillte der Schnee. Endlich, am neunten Morgen, hörte der Sturm auf. Der starke Frost hatte jetzt die Schneedecke fest genug gemacht, um unseren Körper zu tragen. Der Rückweg war uns geöffnet, und ein schwacher Hoffnungsschimmer erschien an unserem Horizonte. Doch war er nur schwach, denn wie konnten wir hoffen, Uspallata zu erreichen!

Trotzdem verließen wir mit einer nicht zu beschreibenden Freude die Hütte. Schon nach wenigen Schritten mußten wir uns wechselseitig stützen, um unserer Schwäche soweit Herr zu werden, daß wir gehen konnten. Wir durften nicht denselben Weg zurückgehen, den wir mit unseren Maulthieren gekommen waren; die Schluchten, durch welche jener hindurchführte, waren mit Schnee angefüllt, wir mußten uns auf dem Kamme der Bergreihen halten, die sich allmählich in's Thal hinuntersenken, um die Tiefen zu vermeiden.

Glücklicherweise blieb das gute Wetter beständig. Am Mittag erreichten wir die nächste Casucha. Wer beschreibt unsere Freude, als wir die Ueberreste eines Feuers und einige Holzkohlen fanden; ein auf dem Boden liegendes und wahrscheinlich als schlecht weggeworfenes Stück Charqui (gesalzenes Fleisch) brachte uns vollends außer uns.

Wer würde in einer solchen Lage die Güte des Allmächtigen verkennen? Mit Thränen dankten wir ihm, wärmten uns und aßen. Der schwache Hoffnungsschimmer war zum leuchtenden Stern geworden.

Trotz dem Fieber, welches in meinen Adern tobte, verließen wir noch vor Tagesanbruch die Hütte. Kaum dämmerte es, als wir Spuren von Fußstapfen mehrerer Leute sahen, die sich auf unserm Wege hinzogen. Schon nicht mehr mit dem Muthe der Verzweiflung, sondern dem der Hoffnung verfolgten wir unsern Weg, die Fußstapfen gingen auf demselben entlang; — nach ein paar Stunden erreichten wir die nächste Casucha. Nur noch wenige Quadras entfernt, lag sie vor uns. Sollten wir uns unsern Augen trauen? Rauch stieg aus derselben auf! Die Freude machte mich sprachlos.

Die Freude hatte uns schwach wie Kinder gemacht; kriechend näherten wir uns der Casucha, — wir wollten rufen, aber kein Laut entfloh unsern Lippen. So nahe der Rettung schwand unsere überspannte Kraft.

Ein Nebel umfing meine Augen, und ohne Besinnung fiel ich auf den Schnee nieder.

Wieder zum Bewußtsein gekommen, befand ich mich in der Casucha, mehrere Leute waren beschäftigt, mir mit Branntwein die Schläfe zu reiben, ebenso meinem Gefährten, der mir zur Seite auf dem Boden lag. Wir erholten uns bald unter den vereinten Bemühungen unserer Retter. Es waren Peones aus Uspallata, die einige Thiere aufsuchten, welche sich bei dem letzten Sturm in den Bergen verirrt hatten. Mit einem guten Vorrath von Holzkohlen, und von Kopf bis zu den Füßen in Schaffelle gehüllt, hatten sie dieses Wagniß unternommen.

Erst nach zwei Tagen erreichten wir Uspallata, wo die Pflege der Einwohner mich bald wieder herstellte. Mein Gefährte kam nicht so gut davon; anfänglich stärker, unterlag sein eiserner Körper doch den übermäßigen Anstrengungen. Eine langwierige Krankheit war die Folge, von der er nur als blinder Mann genas. Seine schwächeren Augen hatten den langen Anblick des Schnee's nicht ertragen können."

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Im Bewußtsein seines Rechts, welches ihm das oben angeführte Gesetz zusicherte, ferner in Erwägung, daß den praktischen Aerzten damals ein bei weitem wichtigerer Theil des medizinischen Unterrichts auferlegt war, nämlich das biennium practicandi (die zwei ersten Jahre der Praxis) der jungen Aerzte zu leiten, ermuntert ferner durch die Aufhebung des Kollegienzwangs auf Universitäten, und in Erinnerung endlich der vom Minister vernommenen Aeußerung ließ Eisenmann Anfangs November 1830 am Juliushospitalthore eine Bekanntmachung anheften des Inhalts:

„Dr. Eisenmann erbietet sich zu Privatunterricht in der Rezeptirkunst und ist gesonnen, ein medizinisches Konservatorium mit besonderer Hinsicht auf die von Herrn Professor Dr. Schönlein gehaltene Klinik damit zu verbinden."

Bald, nachdem dieser Anschlag gemacht war, erschien in leicht erklärlicher Absicht eine Bekanntmachung derselben im „Postboten aus Franken", einer von Legationsrath Dr. Scharold redigirten ziemlich farblosen, in Würzburg erschienenen politischen Zeitung, mit der eine Angelegenheit der Würzburger Universität gehässig zusammengestellt war, bei der dem Dr. Eisenmann, nach seiner eigenen Erklärung, nichts Anderes beifiel, als der Anfang der ersten Ode des dritten Buches von Horaz: Odi profanum vulgus et arceo.

Es hatte sich inzwischen eine hinreichende Anzahl von Zuhörern bei Eisenmann gemeldet, und er den Anfang seiner Repetitionen bereits auf den 1. Dez. fixirt, als er am 29. Nov. vor das Stadtkommissariat gerufen wurde, und dort zu seinem größten Erstaunen vernehmen mußte, daß die allerhöchste Stelle aus dem „Postboten aus Franken" vom 19. Nov. seinen Anschlag am Juliushospital erfahren, und durch Reskript vom 23. Nov. — wahrhaft ein ungewöhnlich schneller Geschäftsgang! — entschieden habe, daß jeder Privatunterricht an einer Universität nur Dozenten zustehe, Dr. Eisenmann sich sohin desselben zu enthalten habe. Dabei wurde ihm das Begleitungsreskript der Regierung des Untermainkreises eröffnet, in welchem ihm u. A. Anmaßung zum Vorwurf gemacht und mit Polizeistrafen gedroht wurde.

Eisenmann übergab nun dem Stadtkommissariat seine Verantwortung mit der Bitte, sie zur allerhöchsten Stelle einzubefördern, und wies darin, besonders auf das oben angeführte Gesetz sich stützend, sein unbestreitbares Recht nach, und sprach die Ueberzeugung aus, daß dieses Gesetz der höchsten und allerhöchsten Stelle möge entgangen gewesen sein, zu unserer allerhöchsten Regierung das Vertrauen hege, sie werde ihn nicht rechtlos erklären oder seinetwegen ein Gesetz umgehen, daß er endlich hoffe, es werde sich bei der für ihn günstigen Entscheidung dieselbe Eile zeigen, die bei der Einsendung des treffenden Exemplars des „Postboten aus Franken" nach München und des darauf erfolgten allerhöchsten Reskripts so auffällig war.

Die Antwort von allerhöchster Stelle war, daß es bei dem Verbote der medizinischen Privatrepetitionen des Dr. Eisenmann bei Vermeidung von Strafeinschreitung sein Verbleiben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der General Woll, ehemaliger Adjutant des Kaisers Maximilian, erzählt in einem Schreiben, welches er an den „Courrier de Tarn et Garonne" richtet, folgendes Faktum: Ich war Präsident der Kommission, welche mit der Durchsicht der Patente aller Generale, Führer und Offiziere der mexikanischen Armee betraut war, als Miguel Lopez sich vorstellte; auf sein Verlangen, bestätigt zu werden, erklärte ich ihm, daß ich seine Patente weder durchsehen wolle noch dürfe, daß er wohl wisse warum und mich daher erst nicht nöthigen möge, es auszusprechen. Der Grund war nämlich, daß ich beim Generalstabe erfahren hatte, daß Lopez einige Jahre zuvor die damals herrschende Regierung verrathen hatte, desertirt und zum Feinde übergelaufen war. Lopez schwieg und entfernte sich in

Niedergeschlagenheit. Wenige Tage darauf ging ich nach Europa ab. Bei meiner Rückkehr hatte ich die Ehre, den Kaiser und die Kaiserin zu begleiten. Ich sah Lopez als Kommandanten einer Schwadron wieder, welche Ihren Majestäten während eines Theiles der Reise von Vera-Cruz nach Mexiko als Eskorte diente. Dieser Mensch hatte der französischen Armee einige Dienste geleistet; er hatte den Truppen des Generals Bazaine zur Zeit des Kampfes von San Lorenzo als Führer gedient; er hatte sich durch seinen Eifer und — man muß es sagen — durch einige Waffenthaten bemerklich gemacht, so daß Marschall Forey ihn dekorirt und Marschall Bazaine etwas später ihn zum Offizier der Ehrenlegion ernannt hatte. Der Kaiser Maximilian, stets so gut für Alle, welche die Ehre hatten, sich ihm zu nähern, zeichnete ihn aus und ernannte ihn zum Oberstlieutenant; die Revisions-Kommission, deren Präsident ich war, bestand nicht mehr, und Lopez, in der Gunst des Herrscherpaares steigend, wurde zum Oberst des Kavallerieregimentes der Kaiserin ernannt und mit dem Orden von Guadalupe und vom mexikanischen Adler geschmückt. Seitdem . . . unbegreifliche Verworfenheit! hat dieser Mensch seinen Souverän, seinen Wohlthäter, der unversöhnlichen Grausamkeit der Revolutionäre ausgeliefert.

Aus Bremen, 6. Juli wird berichtet: Der schon todt gesagte Reisende Gerhard Rohlfs ist kürzlich in England angekommen, und zwar von Lagos an der Westküste Afrika's aus, wohin er von dem Innern jenes Welttheiles sich gewandt hatte. G. Rohlfs wird noch einige Tage in London verweilen, wo ihm die Beziehungen zu den Mitgliedern der Royal Geographical Society fesseln, und dann hier eintreffen. Die letzte afrikanische Post bringt gleichzeitig ein Schreiben von G. Rohlfs aus Solopa, 31. März d. J., am Zusammenfluß des Bénuë und Niger, in dem er seine Ankunft dort meldet. „Nur einige Worte schreibt er seinem Bruder, denn bald nach Ankunft des Briefes werde ich, so Gott will, selbst eintreffen. Du kannst denken, ich bin hier wie im Himmel. Seit mehreren Tagen in einem hohlen Baumstamm den Bénuëstrom abwärts fahrend und nur wüde Töne der unzivilisirten Negerstämme hörend oder das Gebrüll reißender Thiere, welches aus den schwarzen Urwäldern des Bénuë heraustönt, vernehmend — und dann auf einmal auf Europäer stoßen, die noch verwunderter über meine Erscheinung sind, als ich — welcher Kontrast. Gestern schlief ich auf einer Sandbank im Bénuë, wo wir Nachts ankerten, heute in einem europäischen Bette; gestern aß ich Bohnenbrödchen und Kleister in Bananenblättern gekocht mit Boababsauce, heute dinirten wir english mutton and other things of Europe; gestern trank ich aus einer Kürbisschale einen Trank Bénuë-Wasser, heute habe ich Sherry, Claret und Porter. Nach einem kurzen Aufenthalte hier werde ich meine Reise über Land fortsetzen und hoffe dann in Lagos anzukommen, wo ich den Dampfer besteigen werde, und wahrscheinlich über London bei Euch eintreffe. Von Kuka habe ich Briefe und Kisten mit dem Gatroner (dem Diener Barth's) an Euch abgesandt." Gerhard Rohlfs ist am 11. ds. Mts. Morgens über Köln in Begleitung seines afrikanischen Dieners, Hamed Ben Marasch, wohlbehalten in Bremen eingetroffen.

[Schutz der persönlichen Freiheit.] Eine Frau in Berlin, die aus Malice eine andere Hausbewohnerin auf der Retirade für etwa 10 Minuten eingeschlossen, und den Schlüssel an sich genommen hatte, wurde vom Berliner Stadtgericht deßhalb „wegen Freiheitsberaubung eines Menschen" zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Sie fiel aus Schreck über dieses Urtheil in Ohnmacht, und mußte aus dem Gerichtssaal getragen werden.

Das Rodman-Geschütz, welches der Erfinder von Boston nach Woolwich geliefert, ist nach Shoeburyneß gesendet, um durch das Select Committee Versuchen unterworfen zu werden. Das Rohr hat 15 Zoll Kaliber, wiegt 43,090 Pfund englisch und schießt ein sphärisches Geschoß. Der Versuch bezweckt, die Vortheile des sogenannten „Erschütterungssystems" (racking system) für die Marine-Artillerie zu erproben, welches darin besteht, die Zerstörung der Schiffe durch Sprengung ihrer Bolzen, Lösung ihrer inneren Verstrebungen u. s. w. mittels schnellen Schießens bei verhältnißmäßig schwachen Pulverladungen zu bewirken. Rodman hat außer dem Rohre auch 450 Pfund des von ihm benutzten Pulvers mitgesendet. Die Experimente, schreibt das Mil.-Wochenblatt, versprechen interessant zu werden, gleichviel, ob sie eine Täuschung offenbaren oder ein Faktum feststellen werden. Die Amerikaner wiegen sich in dem Glauben, daß glatte Geschütze schwersten Kalibers am meisten geeignet sind, die Panzer, auch der besten Konstruktion, mittels schnell auf einander folgender Stöße enormer Geschosse mit geringer Geschwindigkeit, also mit Benutzung mäßiger Ladungen amerikanischen Pulvers, das entweder aus sehr großen Körnern oder aus durchlöcherten Stücken Pulverkuchens besteht, zu zerstören.

Dreisylbige Charade.

Die Erste ist ein Leckermaul;
Die Zweit' und Dritt' entsetzlich faul;
Das Ganze nur ein halber Gaul.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 176 Donnerstag, 25. Juli 1867.

Georgiens letzte Königin.

(Historische Novelle von Karl Szathmáry.)

(Fortsetzung.)

Die Königin wollte sich eben ankleiden und ihren Kammerfrauen klingeln, als ein wachthabender, russischer Offizier in der Thüre erschien, der den Fürsten — Tschawtschawadsche anmeldete.

Der Fürst war der Erste und im größten Ansehen stehende Mann Georgiens, der auf dessen Thron selbst keine geringen Ansprüche hatte. — Seine Familie war eines aufrichtigen und starren Charakters, und es war kaum ein Glied derselben, welches nicht in Folge der Wunden ins Grab gelegt wurde, die es in der Vertheidigung des Vaterlandes erhielt. Der jetzt angemeldete Fürst liebte die Königin so, wie sein eigenes Kind, und diese war ihm wieder mit einer unbegränzten Hochachtung zugethan.

„Er komme!“ sagte die Königin „vor Sr. Durchlaucht sind unsere Thüren nie verschlossen.“

Der Fürst trat ein, eine herrliche, patriarchalische Gestalt, hoher, noch nicht gebrochener Wuchs, mit schwarzen Augen und schneeweißem Barte, welcher beim Sprechen zitterte, wie die reifen Aehren im Abendsonnenschein.

Der Fürst verbeugte sich und grüßte herzlich die Königin, dieser jedoch fiel auf den ersten Blick die Beklemmung und Verwirrung des alten Fürsten auf, die er — wie es schien — auf jede mögliche Weise zu verbergen schien.

„Wie neu ist hier Alles,“ sagte er, im Saale umherblickend, „ich bin kaum im Stande, mich bei Eurer Majestät zurecht zu finden.“

„In der That, hier bin ich selbst nur Gast,“ antwortete die Königin, „dieser Theil des Palastes ist in Folge des allerhöchsten Befehls Seiner Majestät des Czars ausgebessert worden, und erst in diesen Tagen erhielt ich die Erlaubniß, die Appartements wieder zu beziehen.“

„Wir sind allein,“ sagte der Fürst sich umblickend, „und so kann ich Eurer Majestät vortragen, was mich hieher führte. Eure Majestät wissen, daß wir die Abdankung des Königs, von Bajonetten dazu gezwungen, zwar annahmen, aber es ist fast unmöglich, daß Eure Majestät darüber im Zweifel seien, daß dieß die Oberhäupter eines Volkes nur der Macht des Augenblicks gehorchend thun können, oder in der Hoffnung, daß die Sonne mit der Schande Ihrer Nation nicht untergehen werde. Die Wunde, welche man unserem Herzen geschlagen, ist viel zu frisch, als daß sie ihren Schmerz durch blendende Spiele vergessen machen könnten. Wir daher, Georgiens erste Edle, die Eristaw's, Andronikaw's Tschatekaimo's, traten noch in derselben Stunde zusammen, und spannten die Netze der Verschwörung über das ganze Land aus. Eure Majestät winke nur, das Netz zieht sich zusammen, und zwischen seinen Maschen wird der Feind gleich einem gefangenen Fische hinsterben.“

„O!“ dachte die verständige Königin, „nicht mit einer solchen Begeisterung, nicht in einem solchen Tone würde Fürst Tschawtschawadsche sprechen! — Es ist kein Zweifel, sie haben den armen Greis zu dieser Mummerei gezwungen, um Georgiens Königin eine Falle zu stellen! Dieß ist nicht sein aufrichtiger Ton, es sind nicht seine natürlichen Bewegungen — sei wachsam Maria!“

„Edler Fürst!“ antwortete die Königin, „ich kann nicht begreifen, daß Du, der Du bisher unserer königlichen Familie und unserer Krone treu, und in Deinen Rathschlägen verständig warst, jetzt ohne unser Wissen und Willen Dich in verzweifelte Unternehmungen eingelassen hast, und mit kindischem Verstande und jugendlichem Uebermuthe gegen unsern abgelegten Eid gerichtete Verschwörungen anspinnst. Nichtswürdig sind Deine Absender vom ersten bis zum letzten, denn sie bedenken nicht die Heiligkeit des königliches Wortes, — Verräther an Seiner Majestät dem Czar, dem sie Dank schuldig wären; sie lieben Georgien, wie der Affe, der sein Junges zu Tode drückt; ehr- und treulos sind sie, überbringe ihnen unsere Verachtung. Du aber erscheine mit dergleichen Anträgen nie mehr vor unserem Antlitze — Du bist entlassen.“

Die Königin winkte, und der Fürst entfernte sich.

„In seinen Augen glänzten Thränen,“ dachte die Königin mit Freude, „ich sah sie, und auch das Lächeln auf seinen Lippen. — Gott sei gepriesen, ich habe recht gehandelt! — Ach, wie erleichtert es mich, daß ich diesem schlechten Volke nach meinem Herzen die rechten

Titel geben konnte. — Aber jetzt ist es wirklich schon Zeit, mich anzukleiden."

* * *

Was willst Du, eine schwache Frau, gegen Herrschsucht und Macht, gegen Länder und Kriegsherren willst Du kämpfen? — Wenn Du auch Kraft hast, Tiflis zu erobern, wo ist aber die Waffe, die bis St. Petersburg dringt? Du kannst den Gouverneur vor Deine Füße zaubern, Du kannst von einem Winke Deiner schönen Augen die Handlungen des Generals abhängig machen, und kannst Dich auf Augenblicke für die Herrin des schönen Georgiens träumen; aber mit welcher Macht willst Du das geheime, militärische und polizeiliche System vernichten, welches durch einen einzigen Verräther Deine Opfer nach Siberien schleppt, und Du es erst dann bemerkst, daß ein anderes Geschlecht steht an der Stelle des früheren? — Ach, die vernünftige Frau hatte dieß Alles bedacht, aber die verzweifelnde Mutter war gezwungen, für ihre Kinder den Versuch zu wagen!

Ihre rabenschwarzen Locken fielen reich auf den schneeigen Sammt ihrer Schultern herab; das violette, mit Gold durchwirkte Gewebe ihres Kleides schmiegte sich reizend an den schönsten Busen, den je ein menschliches Auge sah, während die nachlässig herabhängenden, orientalischen Perlenreihen in der ambraduftenden Vertiefung des Busens sich verloren. Die schönen, runden Arme ruhten unbeschäftigt auf dem Sammtpolster des Thrones, und die kleinen, mit Purpurpantoffeln bedeckten Füße streckten sich sinnaufregend auf einem vergoldeten Schemel aus. Die Granataugen der schönen Frau warfen noch einen Blick in den Spiegel, ihr Gesicht entflammte sich, und sie ließ den wachthabenden Offizier zu sich rufen.

„Lassen Sie den Oberbefehlshaber benachrichtigen," sagte sie, ihre Rubinlippen stolz emporziehend, „daß die Königin Georgiens sich freuen werde, wenn er sie noch in dieser Stunde mit seinem Besuche beehrt."

(Fortsetzung folgt.)

Vertheidigungsrede Arago's für Berezowski.

Bei dem am 15. Juli zu Paris begonnenen Prozesse gegen den des Attentats gegen den Kaiser von Rußland angeklagten Polen Berezowski, welcher bekanntlich mit der Verurtheilung des Angeklagten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit endigte, hielt dessen Vertheidiger, Herr Arago, folgende Vertheidigungsrede:

Meine Herren Geschworenen, lebhaft bewegt durch den schweren und außerordentlichen Fall, den Sie abzuurtheilen haben, wende ich mich zunächst gegen die letzten Worte des Herrn Generalanwalts, um aufrichtig den Gedanken auszudrücken, der mich bei Uebernahme dieser Vertheidigung beseelte. Die Anklage verlangt von Ihnen das strengste aller Verdikte, und ich, ich glaube nicht einem jener Verbrecher zur Seite zu stehen, die in diesem Grade von Ihrer Gerechtigkeit getroffen werden dürften.

Sehen wir, ob ich vielleicht irre; prüfen wir das Leben, das heißt, das Herz, die Gesinnung Anton Berezowski's; suchen wir nach den Motiven, die ihn dazu gebracht, unwiderstehlich und fatalistisch dazu getrieben, hier bei uns, inmitten einer Festlichkeit, die Waffe zu erheben gegen Alexander II., Kaiser von Rußland, Herrn von Polen, des theuren Landes, dessen Name, sogar im Gefängniß bei unsern traurigen Unterredungen ausgesprochen, sein Angesicht aufleuchten ließ, und es mit Thränen benetzte.

Er zählt 20 Jahre. Das Leben, das heißt die Uebertragung der Seele und ihrer Eingebungen in Handlungen, in Thaten, — hat bei ihm erst im Jahre 1863 begonnen, zur Zeit, als sein seither von Volhynien abwesender Vater einige Wochen im Schooße der Familie zubrachte und ihm vorschlug, ihn nach Rußland zu begleiten. Damals schon, meine Herren, entzog sich Anton Berezowski, empört über diesen Vorschlag, den Augen seines Vaters; das Kind wurde Mann, der Mann Bürger, der Bürger Patriot. Er weigerte sich zu gehorchen, sein Volhynien zu verlassen. Warum dieß? Weil fern her das dumpfe Branden einer nationalen Erhebung an sein Ohr schlug; weil er die Fremdherrschaft verabscheute, weil er die Stunde des heiligen Kampfes herannahen fühlte, und den Entschluß gefaßt hatte, überallhin der Fahne der Unabhängigkeit zu folgen.

Dieß war seine erste Handlung; ich verweile dabei nicht gerade, um seine frühreife Entschlossenheit zu bewundern, da er nur das Gelübde erfüllt, welches jedes polnische Kind auf den Knieen ausspricht, sobald es einmal begreifen, denken und beten kann. Ebensowenig will ich Ihnen von dem Märtyrerthum dieser heroischen Nation sprechen, welche, wie oft auch zermalmt, sich immer wieder lebenskräftig erweist, und noch immer feierlich protestirt gegen den Traktat von 1772, welcher der Kaiserin Katharina die volhynischen Provinzen überlieferte, jenen Traktat, welchen die großherzige Maria Theresia nur mit dem wahrhaft prophetischen Vorbehalt unterschrieb:

„Placet, weil so viele weise und verständige Männer dazu rathen; aber lange nach meinem Tode wird sich zeigen, was daraus entspringt, wenn Alles, was bis jetzt für gerecht und heilig galt, so mit Füßen getreten wird."

Ich will nur so viel sagen, daß der Aufstand von 1863, — von Rußland gewünscht, vorbereitet und provozirt, durch den Gewaltakt einer nächtlichen Rekrutirung, durch eine Razzia, welche binnen fünf Stunden Warschau seiner männlichen Jugend berauben sollte, —

daß dieser Aufstand, sag' ich, die Sympathien und den moralischen Beistand Frankreichs für sich hatte, denn am 3. August desselben Jahres schrieb Herr Drouin de Lhuys, Minister des Auswärtigen, dem Herzog von Montebello, unserm Gesandten bei Alexander II., Folgendes:

„Die durch manche Symptome angekündigte Erhebung, deren Schauspiel wir vor uns haben, ist durch eine Maßregel provozirt worden, welche bei der obwaltenden Stimmung der Gemüther die schrecklichsten Folgen haben mußte. Polen hat darauf geantwortet, indem es nicht etwa an die revolutionären Leidenschaften appellirte, sondern an das, was das Erhabenste ist in dem Herzen des Menschen, an die Idee der Gerechtigkeit, des Vaterlandes, der Religion."

Diese drei Worte: Gerechtigkeit, Vaterland, Religion, erklären uns hinreichend den enthusiastischen Aufschwung eines Knaben von 16 Jahren, der sich sogar gegen die Seinigen empört, um das Vaterland wieder erringen zu helfen, das er anbetet. Aber wenn ich ihn heute vor dem Assisenhof sehe, wo Sie mit Ihrer Weisheit die geheimsten Gedanken Derer prüfen, die Sie abnrtheilen, da muß ich das Herz und den Geist dieses Sohnes noch tiefer sondiren, der nach dem verhängnißvollen Schuß, als man ihn verhört, als ein russischer Beamter in russischer Sprache ihm die Namen seiner Eltern abverlangt, knirscht . . . und dann plötzlich ruhig wird und sich freiwillig mit dem angeblichen Fluch von den Lippen seines Vaters belädt.

Ein Fluch? — Nein: Sie haben ihn verstanden; Sie haben errathen, daß er seinen Vater noch in Rußland glaubte, daß er seine Familie retten wollte. Vergebliche Aufopferung, unnöthige Lüge! Er, der zärtlichste der Söhne, und der beste der Brüder, wußte nicht, weiß selbst jetzt noch nicht, was ich selbst erst erfahren habe. Gestern las ich in einem Journal aus Moskau, daß seit drei bis vier Jahren sein Vater im Gefängniß, sein Bruder in Sibirien ist. Zwei Unglückliche mehr, zwei Opfer, welche in dem Martyrerthum der polnischen Nation nicht viel zählen werden. (Der Redner verliest die Stelle.)

Präsident (unterbricht): Es scheint mir der Vertheidigung nicht thunlich, hier die ganze Geschichte Polens wiederzugeben.

E. Arago: Mein Gewissen als Vertheidiger des Angeklagten, meine Erfahrung als Advokat legen mir die Verpflichtung auf, Alles frei auszusprechen, was ich für nützlich halte, und zwar mit der Freiheit, die meinem Stande zukommt.

Präsident Berthelin: Niemand kann mehr als ich das Recht der Vertheidigung anerkennen, aber gleichwohl bitte ich, keine Thatsachen einzumischen, die dem Prozeß fremd sind.

E. Arago: Ich handle in meinem Recht, wenn ich mich zur Vertheidigung offizieller Aktenstücke bediene.

Präs.: Sie bedienen sich einer russischen Druckschrift, welche der Anklage nicht mitgetheilt worden ist, allem Gebrauch zuwider.

Gen.-Anw. Marnas: Hr. Arago hat mir die Ehre erzeigt, mich zu besuchen und mir sein Vertheidigungssystem mitzutheilen. Ich habe ihn um die Aktenstücke gebeten, deren er sich bedienen wollte, und machte ihm bemerklich, daß sie andernfalls leicht als apokryph bezeichnet werden könnten.

E. Arago: Es ist mir, inmitten der Aufregung, worin ich mich befinde, unmöglich, meinen Vortrag fortzusetzen, wenn mir bei jedem Aktenstück, welches ich der Anklage entgegensetze, vorgerückt wird, es sei nicht mitgetheilt worden. Im Zivilrecht ist dieß am Platz, nicht so in Kriminalfällen. Ist etwa der Vertheidiger verpflichtet, dem Ankläger im Voraus zu sagen: Hier sind die Dokumente, deren ich mich gegen Sie bedienen will? Ganz gewiß nicht. Hätte ich es gethan, ich hätte gegen alle Pflichten meines Standes verstoßen. Ich spreche nicht allein für mich, sondern im Namen des ganzen Barreau's.

Präsident: Im Strafrecht wie im Civilrecht muß die Anklage auf gleichem Fuß mit der Vertheidigung stehen.

E. Arago: Sei es d'rum, sprechen wir nicht mehr davon. Verlesen wir lieber einige Zeilen aus dem zweiten Verhör des Angeklagten.

Frage: Aus dem Bisherigen kann man schließen, daß Sie persönlich vom Kaiser Alexander kein Leid erfahren haben, weder an Ihrer Familie, noch an Besitzthum?

Antwort: Es ist wahr, weder ich persönlich noch meine Eltern, noch Eines der Meinigen haben gelitten; aber mein Vaterland hat gelitten und leidet noch, und dadurch leidet auch mein Vater, mein Bruder und alle die Meinigen mit.

Frage: Ihr Vater und Ihr älterer Bruder scheinen sich doch in die ihnen bereitete Lage gefunden zu haben?

Antwort: Vielleicht hat sie Furcht oder Mangel an Energie abgehalten, ihr Leiden zu offenbaren. —

Nichts ist meiner Empfindung nach rührender als diese kurzen Erwiderungen des Gefangenen. Wenn ich sie verlese, so wollte ich damit nicht zeigen, welcher Kontrast besteht zwischen dem, was er von dem Schicksal seiner Familie wußte und den beklagenswerthen Nachrichten, die er in der Sitzung empfangen hat: vielmehr sollten Ihnen diese Worte nur zeigen, wie tief erfüllt seine Seele sei von Liebe zum Vaterland. Ich selbst brauche in den Zeugenaussagen, die wir gehört, nicht nach Beweisen seiner Moralität, seiner Sittenreinheit zu suchen; die Anklage ist sein Leben Tag für Tag durchgegangen und hat keinen Anhalt zum leisesten Vorwurf gefunden. Ich für meine Person finde nur überall wieder die begeisterte Liebe zum Vaterlande. Ueber sein Leben in Belgien und Deutschland haben Sie die Zeugen gehört. Und wie lebte er in Paris? Er war ein braver Arbeiter, nüchtern und sparsam, Sou für Sou

sammelnd von seinem täglichen Verdienst von 3 Frcs., um die Kosten eines Halbjahrs mit 225 Frcs. zu seiner besseren Ausbildung im Institut Jouffrei aufzubringen. Nach dem Austritt aus der Pension sehen Sie ihn wieder als thätigen Arbeiter; er kauft Bücher, liest des Abends, oft die Nacht über; seine Nachbarn hören ihn oft allein mit sich selbst sprechen. Er lernt die Gedichte von Mickiewitz, dem großen polnischen Poeten, auswendig, da glaubt er wenigstens ein Stück Vaterland zu haben. Und Sonntags macht er Besuche bei Landsleuten, um Nachrichten aus der Heimath zu erhalten. Sie erinnern sich noch seiner Verzweiflung, seiner Todesangst, als er alles über Polen gekommene Unglück erfahren mußte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Norrbotten (Schweden) sind in der letzten Zeit viele Berichte eingegangen, worin die daselbst herrschende Hungersnoth in den grellsten Farben geschildert wird. Die daselbst ankommenden Schiffe wurden von ausgehungerten Menschen förmlich bestürmt; einige fielen sogar auf die Knie und bettelten um einen Schiffszwieback. Selbst in den sonst wohlhabenden Häusern hatte man seit langer Zeit kein Roggenbrod geschmeckt. Einzelne schwedische Schiffsführer besuchten die abgelegeneren Stellen des Uferlandes, wo die Noth am größten war, und verschenkten so viel von ihrem Proviant, daß sie sich genöthigt sahen, nach Stockholm zu telegraphiren, um per Dampfschiff mit dem Nöthigsten versehen zu werden. Ein junger Seemann schrieb an seine Eltern, daß er mit eigenen Augen gesehen, wie ein Mann der ärmeren Klasse damit beschäftigt war, Brod aus Baumrinde zu kneten, während dessen sein dem Hunger geopferter Begleiter, der Hund, im Topfe kochte. Seeleute pflegen nicht sehr weichherzig zu sein, aber einige haben doch in ihren Briefen versichert, daß sie nicht wünschen möchten, nochmals Zeugen eines so schrecklichen, herzergreifenden Elendes, wie das in Norrbotten, zu werden.

In Graz und in Wien werden in verschiedenen Gasthauslokalitäten Nachforschungen nach Bierkrügen angestellt, die von deutschen Universitätsstädten an einzelne Mitglieder dortiger Burschenschaften gesendet wurden. Den Anlaß hiezu gab eine Anzeige des Grazer Hauptzollamtes, an welches ein derartiges von Würzburg an einen Grazer Universitätshörer abgeschicktes Trinkgefäß gelangt war, das eine in sehr energischen Worten abgefaßte Parallele zwischen Deutschlands Einigung und Oesterreichs Untergang auf dem Deckel gravirt enthielt. Das Hauptzollamt gab das bewußte corpus delicti sogleich an die Polizei-Abtheilung der Statthalterei ab, von wo es zuerst in die Hände des Staatsanwaltes überging, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als dasselbe dem Justizministerium zu übermitteln. Obwohl die besagte Inschrift ohne Wissen des Bestellers, der eben nur einen mit burschikosen Emblemen ausgestatteten Bierkrug gewünscht hatte, auf demselben erschien, wird die Untersuchung über dieses hochverrätherische Objekt dennoch emsig fortgeführt.

Man hat ausgerechnet, daß es unmöglich sei, alle Gegenstände, welche die große Pariser Ausstellung enthält, während ihrer sechsmonatlichen Dauer zu besehen. Die Aussteller sind 45,000 an der Zahl; angenommen, daß jedem nur 5 Minuten gewidmet werden, was doch ein Minimum ist, so macht das 225,000 Minuten = 3750 Stunden = 156 Tagen und 6 Stunden = 5 Monate 3 Tage 6 Stunden, die Tage zu 24 Stunden gerechnet. Nun kann man aber die Ausstellung nur während 8 Stunden täglich besehen, also brauchte man 468 Tagen 6 Stunden = 15 Monate 8 Tage 6 Stunden, dann müßte man aber täglich von der Eröffnung bis zum Schlusse da sein und keine Minute an die sonstigen Ausstellungen, Café's Chantants, Restaurants, Bierhäuser etc. verwenden.

Die größte Süßwassermasse der Welt ist der Superiorsee, der berühmte Sommeraufenthaltsplatz in den Vereinigten Staaten. Diese See ist 450 engl. Meilen lang, 250 breit, 900 Fuß tief. Von ihm her weht stets eine kühle Luft, im August und September findet man dort Forellen-Fischer aus allen Theilen der Union. Neben unendlichen Fichtenwäldern gibt es dort Kupfer- und Eisenminen, die eben anfangen, ausgebeutet zu werden. An dem westlichen Ufer des See's zeigen sich oft Luftspiegelungen; Bäume und Häuser erscheinen dann hoch über dem Horizont in umgekehrter Lage.

Charade.

Tändeln und flüstern kann meine Erste,
Aber auch brausen und bringen den Tod;
Meine Letzten erheben bedeutend,
Doch sie erinnern an Wunden und Noth.

O könnt' ich schweben, wie meine Ganze,
Könnt' ich, ein Elfchen, im leichten Tanze
Unruhig hüpfen, leicht wie der Wind,
Harmlos der Freude begünstigtes Kind.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 177 Freitag, 26. Juli 1867.

Georgiens letzte Königin.

(Historische Novelle von Karl Szathmáry.)

(Fortsetzung.)

Am Abende desselben Tages ging der Gouverneur in seinem Kabinet mit langen Schritten auf und ab.

„Sie ist schön, wie ein Engel,“ murmelte er, „und klug und listig wie ein Teufel. Meine Haare ergrauen schon, und ich kann mich seit meiner Zurückkunft noch immer nicht beruhigen, „ich verliere meinen Kopf. In der That,“ fuhr er fort, „ich muß mich vor mir selber fürchten, dieß darf nicht mehr geschehen, he holla, ruft mir den Oberst Lazareff.“

„Dieser Mensch,“ setzte er seine Gedanken fort, „beobachtet mich mit wachsamen Augen, eine Handlung, ein Wort und ich bin verloren; ich muß mich selbst überlisten. — Ach, Herr Oberst, sprach er zum Hereintretenden, „ich finde Ihre täglichen Entschuldigungen heute schon annehmbar, und wenn Sie meine damalige Handlungsweise beleidigt hatte, so bitte ich um Ihre Verzeihung. Seitdem muß ich Ihnen auch noch für einen Fingerzeig danken.“

„Herr Oberkommandant! es war meine Pflicht.“

„Genug davon, Sie wissen, daß Georg XIII., Georgiens letzter König, aufgehört hat zu leben. Indessen dieß verschlimmert die Sache noch, — diese Frau ist — wie Sie es auch selbst bemerkt haben — viel zu schön, klug und jung, als daß sie nicht sehr, sehr gefährlich wäre. — Sie sind der persönliche Feind der Königin, setzen Sie sich nieder und schreiben Sie in dieser Angelegenheit unsere Depeschen an den Gouvernementsrath. Diese Frau ist gefährlich, sie ist viel zu schön, um nicht sehr gefährlich zu sein.“

Der Gouverneur murmelte die letzteren Worte wie zu sich selbst, und fing wieder seinen Spaziergang im Zimmer an. Oberst Lazareff schrieb; in dem Wonnegefühle der Erfüllung seiner Rache, ließ er auch die Lampe ungerichtet brennen, deren gelbe, flackernde Flamme im Gemache ein trauriges Licht verbreitete.

IV.

Georg XIII., der letzte König Georgiens war nicht mehr.

Der Gouverneur sorgte dafür, daß seine sterblichen Ueberreste mit größtmöglichster Pracht beerdigt wurden, und die Nachricht seines Todes möglichst schnell im ganzen Lande sich verbreitete. Der Tod des Königs war plötzlich und unerwartet erfolgt. Er war bei einem, von einem der russischen Generäle gegebenen Diner, und als er nach Hause kam, fühlte er sich plötzlich so unwohl, daß, als die Königin — die er zu sich rufen ließ — in seinen Zimmern ankam, er bereits todt war. Die russischen Aerzte sprachen von einem Schlaganfalle.

Die Königin wurde von diesem Schicksalsschlage sehr schmerzlich betroffen. Das zwischen ihr und Georg, dem letzten König von Georgien, herrschende Verhältniß hatte zwar, wie man sich leicht denken kann, — nicht Liebe erzeugt, allein Maria war dem Vater ihrer Kinder treu, duldete seine Schwächen, und vor allem andern fühlte sie tief die Größe der Gefahr, die durch das Hinscheiden des, obgleich nur namentlichen Königs, dem Lande und ihrer Familie drohte.

Schon an dem der Beerdigung folgenden Tage nahm sie mit gekränktem Erstaunen wahr, daß der dienstthuende russische Offizier und die Ehrenwachen vor den Thüren verschwunden waren, aber den Hof überschwemmte eine um so größere Anzahl fremder, verdächtiger Gesichter, so daß kaum ein Augenblick verfloß, wo sie nicht mit spionirenden Fuchsblicken zusammengetroffen wäre.

Inzwischen eilte die Zeit rasch vorwärts, und Maria sah die Wolken immer mehr und mehr nahen, aus welchen die Blitze auf sie und ihre Familie herabschießen würden. Auf öffentlichen Orten lächelte man ihr höhnisch zu; die ihre Person umgebende, aber von der Regierung bezahlte Dienerschaft betrug sich mehr als einmal unverschämt, und obgleich sie dieß nicht ungestraft ließ, obgleich sie sich scheinbar über diese Kleinigkeiten hinwegsetzte, — so war doch ihr Geist durch diese fortwährende Aufregung über ihre Kräfte gespannt, und sie hatte kaum einen einzigen Ort, wo sie von Späheraugen ungesehen auch nur für Augenblicke Ruhe finden konnte.

In der Abenddämmerung des Tages, an welchem wir sie in tiefster Trauer wieder erblicken, seufzte ihre Seele unter einer besondern Last, welche sie sich selbst nicht erklären konnte, welche aber gleich einem Alpdrücken immer mehr und mehr zunahm.

„Ist dieß ein Vorgefühl schmerzlicher Leiden?" fragte sie sich selbst, und damit sie einige Zerstreuung finde, öffnete sie ihre Fenster.

Unten dehnte sich eine lange Reihe der, die kühle Luft genießenden Spaziergänger, Frauen, die mit den flachsköpfigen Russen schnell Freundschaft geschlossen hatten, nach Hause eilende Krämer, Beamte, und umherlaufende Kinder; von Georgischen Edlen war kaum Einer zu sehen.

Aber sieh, dennoch, — dort kommt Einer.

Die Königin selbst flüsterte seinen Namen mit einer gewissen Feierlichkeit: „Fürst Eristaw, mein edler Kämpe!" — Dann schien es, als ob sie plötzlich ein Gedanke durchfahren hätte. — Sie pflückte von einer ihr nahe stehenden Kamelie ein grünes Blatt, trat dann für einen Augenblick zurück, und schrieb darauf mit ihrer Busennadel folgende Worte: „Ich muß mit Dir sprechen, noch diesen Augenblick."

Ein unbedeutendes grünes Blatt — wer wird es bemerken? — Wenn es ein Blumenstrauß, oder wenigstens ein Zweiglein duftender Pomeranzenblüthe wäre; aber Eristaw kann nichts dafür, daß er eben jetzt von seinen Schuhen den Staub abwischen muß, und daß das herabfallende Blatt zufällig gerade in seine Hand fällt. —

Einen Augenblick darauf stand er vor der Königin, die vor ihrer eigenen Kühnheit erschreckt, mit einem bestürzten Gesichte zurücktrat.

„Hier sind wir," sprach sie schnell, „keinen Augenblick sicher. Folgen Sie mir ins Betzimmer, und nehmen Sie eine Miene an, als ob Sie in einer dringenden, amtlichen Angelegenheit kämen; es wird meine Sorge sein, in Ihnen den Meinigen einen ungelegenen Zudringlichen vermuthen zu lassen."

Sie gingen durch mehrere Zimmer und Säle, bis sie zu einem, zu einer Kapelle bestimmten Ort gelangten, wo die Königin — wie sie sagte — sich endlich in Sicherheit fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

Vertheidigungsrede Arago's für Berezowski.

(Schluß.)

Und hier, meine Herren, müssen Sie wohl verstehen, was der Patriotismus eines Polen eigentlich sagen will, und wie tief gewurzelt der Haß gegen Unterdrückung in seiner Seele ist, wie groß die Liebe zur Unabhängigkeit, wie tief die Verehrung für den Glauben seiner Väter. Was alles Herr Drouyn de Lhuys in den drei Worten: Gerechtigkeit, Vaterland, Religion so glücklich zusammengefaßt hat.

Wenn nun Berezowsky glaubte, die Gerechtigkeit, sein Vaterland, seine Religion seien von Rußland unbarmherzig in den Staub getreten, — hatte er Unrecht? Ohne über die Insurrektion von 1863 hinauszugehen, ohne unsere Belege anderswo, als in den offiziellen Schriften selbst zu suchen, lesen wir doch einmal, was die russische Regierung, sich damit vor Europa noch brüstend, veröffentlicht hat.

Seit der grausamen nächtlichen Aushebung, welcher am nächsten Morgen ein Blutbad in den Straßen von Warschau folgte, verwaltete General Murawieff Polen. Sämmtliche polnische Provinzen waren in Belagerungsstand erklärt, ein Offizier für jeden Distrikt, so daß Murawieff und seine Untergebenen absolute Gebieter über Leben und Tod aller Bewohner waren. Ich habe hier eine authentische Sammlung dieser Dekrete, ein Denkmal nach dem höchsten Willen zum Ruhme des Generals errichtet, und ich wähle einige Beispiele daraus."

(Hier verliest der Vertheidiger einige Zirkulare des Generals en chef vom Mai und Juni 1863 für die Gouvernements Minsk, Witebsk und Grodno. In einem derselben heißt es u. A.: „Befehle ich, daß die Rebellen, besonders wenn sie Grundeigenthümer oder katholische Priester sind, unmittelbar vor das Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und binnen 24 Stunden erschossen werden.")

Sollte dieß etwa eine nichtauszuführende Drohung sein? Nein: vom Februar bis Dezember 1863 fanden nicht weniger als 245 standrechtliche Exekutionen statt. Und die Vergeltung, sagen wir lieber — der Haß und die Rachsucht des Gewalthabenden, beschränkte sich nicht auf diese Tödtungen. Man konfiszirte die Güter, ruinirte die Familien, schleppte ganze Bevölkerungen weg. Allein aus dem Königreich Polen sind 1863 nicht weniger als 31,573 Personen, Männer, Weiber und Kinder, deportirt worden. Monströse Gewaltthaten, die man seit dem Alterthum, seit den großen Monarchien von Assyrien und Babylon kaum mehr gesehen hat. Beispielsweise entlehne ich eine Stelle aus unserm eigenen „Moniteur", der den offiziellen „Courier von Wilna" zitirt. (Verliest dieselbe.)

Soll ich nach Allem diesem noch viel von den kolossalen Auflagen, den Geldbußen, den Sequestern in Lithauen und Volhynien reden? Von den Expropriationen, die, nach Verfügung des Ukases vom 6. Januar 1866 in neun Gouvernements alle Grundeigenthümer polnischer Race unter Interdikt stellen? Von den Dekreten, welche polnische Bücher, ja die polnische Sprache verbieten? Von den Ordonnanzen über die Leichenbegängnisse und gegen die Trauerkleider der Frauen? Was? Ordonnanzen gegen die Trauer, wenn man so viele Wittwen gemacht hat?

Und nach diesen, in der Geschichte unerhörten Thaten, als das unglückliche Polen, tief religiös, aber noch nicht resignirt, sich hinauf zum Himmel wendet, erfüllt uns ein anderes Drama mit Schaudern. Man schließt

die Kirchen: man verjagt die Priester. In der Stunde, wo ich hier zu Ihnen spreche, ist ein Erzbischof, sind fünf Bischöfe und Priester ohne Zahl entweder Deportirte oder in der Deportation gestorben, und das, was man in Rußland die orthodoxe Propaganda nennt, die Bekehrung per fas et nefas zum griechischen Glauben, zerreißt das polnische Herz vielleicht ebenso sehr, als die politische Tyrannei. Berezowski hat mir über diese Dinge, von denen er genau unterrichtet ist, Folgendes gesagt: Rußland nimmt uns nicht allein unser Gut und Blut, sondern auch unsere Seele! Und wenn er mich versicherte, die Furcht, die katholischen Priester durch russische Popen ersetzt zu sehen, sei seinen Landsleuten ebenso fürchterlich, als das auf ihnen lastende politische Joch, so überzeugte mich ein Blick in das russische Gesetzbuch, daß er nur zu sehr Recht hatte. Oeffnen wir diesen Code, und hören Sie.

„Artikel 1424. Die Leute aller Stände sind verpflichtet, die in den zwei vorderen Artikeln vorgesehenen (politischen) Verbrechen zur Anzeige zu bringen, und unterlassen sie dieß, so sind sie zu der Strafe, welche den Thäter selbst getroffen hätte, zu verurtheilen...

Artikel 1428. Die Ehegatten, Kinder und sonstige Verwandten sind von dieser Anzeigepflicht nicht ausgenommen: im Unterlassungsfalle werden sie als Mitschuldige des Verbrechens bestraft."

Glaubt man nicht zu träumen, wenn man solche Enormitäten in einem europäischen Gesetzbuch liest? Und genügen diese Stellen nicht, um zu begreifen, welchen Torturen dieses Volk ausgesetzt ist?

Sie kennen jetzt, meine Herren Geschworenen, einigmaßen die Seelenleiden des jungen Berezowski. Während des ganzen Monats Mai war er aufgeregt, unruhig; Sie kennen seine Reise nach Mony. Man könnte glauben, er habe sich instiktmäßig entfernen wollen, als der Czaar nach Paris kommen sollte. Aber sein Verhängniß ließ es nicht zu: er sollte in Mony keine Arbeit finden. Er muß nach Paris zurück und langt zwei Stunden vor dem Eintreffen des Czaaren dort an. Eine unwiderstehliche Gewalt hält in fest. Er hat noch niemals einen Czaaren gesehen. Er wartet.

Was ist, für ihn, ein Czaar? Der absolute Herr, der einzige Urheber der Leiden seines Vaterlandes.

Er sieht ihn von ganz nahe, so nahe, daß sein Entschluß auch schon gefaßt ist: ist es aber der Entschluß zu einem Morde? Nein! Für ihn, nach seinen Begriffen, ist zwischen Rußland und Polen ewiger Krieg, und im Krieg gibt es keinen Mord. Glauben Sie jedoch nicht, daß er mit kaltem Blut in's Bois de Boulogne gegangen sei, daß er kaltblütig das vollendet habe, was er für eine Pflicht hielt. O nein! Er hat einen geräuschvollen Schauplatz gewählt, der Löwe einer Revue, eines Bildes des Krieges. Lange Zeit ist er allein, mitten in der Menge allein; aber er fühlt in sich Polen. Der Anblick der Truppen erinnert ihn an die Soldaten in Warschau. Von wann? Von dem Blutbad am 26. Juni, wo er so viele Todte gesehen hat.

Doch warum noch viel an dieses Blutbad erinnern? Wir Alle haben ja diese fürchterlichen Szenen mit Augen gesehen. Ein Bild, welches noch mehr, als ein vortreffliches Gemälde ist, hat es uns so vor Augen geführt, daß ich es noch immer vor mir habe.

Die Menge, Männer, Weiber und Kinder, liegt auf den Knieen und singt Psalmen. Der Tod antwortet ihr; viele fallen, andere wanken, einer hält das Kreuz. Die überlebenden, unbeweglich, mit stoischer Resignation, vor den gesenkten Mündungen der russischen Gewehre, wiederholen: „Vaterland, wir verlangen dein Vaterland!" Ich sehe todtbleiche Männer vor mir und Frauen in Trauer, Greise, eine Mutter mit dem kleinen Kind am Busen . . . über der Menge höre ich ein Murmeln, wie das Verhauchen eines Psalms, Vaterland, Vaterland . . . und dann eine Stimme, die Feuer kommandirt . . . und gerade jetzt kommt der Czaar vorüber . . . . . .

Meine Herren Geschwornen, Sie sind rechtschaffene und unabhängige Männer. Sie begreifen Alles, was erhaben ist in den Herzen der Menschen, die Ideen von Recht, Vaterland und Religion. Gestatten Sie mir, um ein Ende zu machen, mir die mystische Ausdrucksweise Polens anzueignen: „Wenn Sie den Angeklagte verurtheilen, so wird es nicht mit Gottes Willen geschehen!"

Der Generalaawalt entgegnete in lebhafter Replik und schließt mit den Worten:

„Erheben Sie, meine Herren, Ihre Seele zu höheren Regionen, wo solche verabscheuungswerthe Ideen energisch zurückgewiesen werden und seien Sie dessen eingedenk, daß es sich hier nur darum handelt, einen großen Verbrecher zu richten und ein großes Beispiel zu geben."

Hierauf erwidert der Vertheidiger:

„Ich habe das Recht dazu, über die letzten Worte des öffentlichen Ministeriums tief erstaunt zu sein. Man verlangt, Sie dürften weder der Jugend dieses jungen Menschen, noch den Motiven Rechnung tragen, die ihn zu dieser schlimmen That getrieben! Aber hier liegt ja gerade die große Frage dieses ganzen Prozesses.

Und was soll ich von der Parallele halten, welche die Anklage aufgestellt? Wie! Man will, Sie sollen Ihre Blicke viertausend Stunden weit von hier erheben, nach den fernen Ufern Mexikos, und Berezowski soll den Rückschlag des an Maximilian vollzogenen Todesurtheils tragen?

Warum diese Erinnerung, dieser Vergleich? Auch ich könnte Parallelen finden, aber ich habe mich dessen enthalten. Ich wollte Ihnen nicht vom Tode des Königs Murat sprechen, nicht davon, daß Alexander I. den Kurier, der ihm die Nachricht von der Exekution in Calabrien brachte, fürstlich belohnte!

Lassen wir dieß bei Seite. Ich habe Alles gethan, was ich zur Vertheidigung dieses jungen Menschen auf dem Herzen hatte. Denken Sie an seine Jugend, an das Unglück seiner Familie, an seinen Charakter, seine Ideen, an die Leiden seines Vaterlandes und dann sprechen Sie.

Man hat gefragt, wie viel die Seele Berezowski's wohl wiege gegenüber der des Kaisers von Rußland! Diese Seele wiegt so viel wie die eines Kaisers, denn alle Seelen sind Schwestern.

Die Natur Berezowski's ist eine ehrliche, noble; man kann und darf sie nicht aus der menschlichen Gesellschaft ausstoßen, das wäre Allem zuwider, was Sie von ihm gehört, gesehen und erfahren haben, Allem, was ich und was Sie selbst sich gesagt und was Sie in Ihrem Wahrspruch niederschreiben werden!"

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte die in Frankreich 1830 ausgebrochene Julirevolution ihre zündenden Blitze auch nach Deutschland gesendet, wo das durch die Reaktion lange niedergehaltene politische Leben neu erwachte und das Selbstbewußtsein der Völker von einem Lichtstrahle durchdrungen wurde. Von den tiefen Schäden des Gemeinwesens wurde mit ungewohnter Energie gesprochen, und auch das „Bayerische Volksblatt" blieb von dieser Bewegung nicht unberührt, wenn es gleich die Gränzen der Gesetzlichkeit niemals überschritten hat.

Die anfänglich überraschende Bereitwilligkeit der Fürsten, den Forderungen der Zeit entgegenzukommen, machte bald einer zweiten noch größeren Reaktion Platz, welche namentlich gegen die Vereine und die Presse sich wandte, von denen sie am meisten befürchtete. Waren das Vereinsrecht und die Preßfreiheit niedergekämpft und unterdrückt, dann hatte man gegen das Volk freie Hand und konnte dasselbe keine Gelegenheit mehr finden, seinem Unmuth gegen Gesetzwidrigkeiten öffentlichen Ausdruck zu geben, und konnten selbst die schreiendsten Mißstände im Staats- und Gemeindeleben, Amtsüberschreitungen despotischer Beamten gegen ihre Amtsuntergebenen nicht mehr an das Licht gezogen und an den Pranger der Öffentlichkeit gestellt werden.

Nach dem Preßedikte vom 26. Mai 1818, der dritten Beilage zur Verfassungsurkunde, waren politische Zeitungen und periodische Schriften politischen oder statistischen Inhalts der Zensur unterworfen. Nachdem König Ludwig I. den Thron bestiegen, blieben blos die täglich erscheinenden Zeitungen der Zensur unterworfen, andere Zeitschriften waren von dieser lästigen Prozedur befreit und waren auch bei den ersteren Zeitungen die Artikel über innere Angelegenheiten keiner Zensur unterworfen.

Diesen Verhältnissen hatte das „Bayerische Volksblatt" sein so schönes und baldiges Emporblühen zu verdanken. Doch es sollte nicht so bleiben. Da Eisenmann in seiner Charakterfestigkeit durch keinerlei Mittel zu einer Sinnesänderung zu bewegen war und mit eiserner Starrheit sich seine journalistische Unabhängigkeit bewahrte und an derselben unabwendig festhielt, begann man in energischer Weise gegen denselben und die ganze freisinnige Presse vorzugehen.

Frhr. v. Dalberg, der Redakteur des „Scharfschützen", der in Würzburg erschien, erhielt von der Staatsregierung die Weisung, binnen 6 Wochen bei dem Forstamte Waldmünchen als Forstpraktikant in Dienste zu treten, und dieß zwar unter der Androhung des Präjudizes, daß er im Falle der Nichtbefolgung des ihm bisher aus der Staatskasse zufließenden Gehaltes von 500 fl. verlustig werden solle. Zugleich erging von dem Ministerium des Innern der Befehl an die Kreisregierung, gegen Dalberg wegen eines im „Freischützen" enthaltenen Artikels „über den neuesten Armeebefehl" eine Untersuchung wegen Verbrechens der beleidigten Majestät bei den Gerichten zu veranlassen. Aber sowohl das Kreis- und Stadtgericht, als das Appellationsgericht zu Würzburg wiesen diesen Antrag zurück.

Der Mann, welcher als Forstpraktikant in Dienste treten und sich für eine künftige Anstellung vorbereiten sollte, war mehr als 50 Jahre alt. Der Bezug aus der Staatskasse von 500 fl. war demselben aus Rücksicht auf seine Verwandtschaft mit dem vormaligen Großherzog von Frankfurt, dem Fürstenprimas von Dalberg, und auf des Letzteren Anhänglichkeit an die bayerische Dynastie verliehen worden. Der Vorbehalt einer künftigen Verwendung im Forstfache war mehr zur Kolorirung beigefügt worden, und scheint nicht ernstlich gewesen zu sein. Doch Dalberg mußte sich fügen, und der „Scharfschütz" hörte zu erscheinen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

1 2 3 4 5 6 ist ein schönes Land,
Wo die Stadt 3 5 4 2 liegt wohlbekannt;
3 4 5 2 ist zuerst 3 5 4 1,
Weiß wird es mit Hülf' des Sonnenscheins
Und durch fleißiges Begießen;
Liebe 4 2 6 4! Du kannst's wissen.

Auflösung der Charade in Nr. 175:
Maulesel.

Redakteur Gustav Meiſert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 178 Samstag, 27. Juli 1867.

Georgiens letzte Königin.

(Historische Novelle von Karl Szathmáry.)

(Fortsetzung.)

„Eristaw!“ sagte sie, sich in einen Betstuhl setzend, „ich bin ein verlassenes, freudloses Geschöpf; können Sie eine edle, aber gefahrvolle Pflicht übernehmen?“

„Hohe Frau Königin!“ sagte der Fürst mit aufgeregtem Tone, „von jenem Augenblicke meines Lebens, in welchem ich Dich zuerst sah, gehört mein Blut und mein Leben Dir.“

„Seit einiger Zeit,“ unterbrach ihn die Königin — „lastet auf mir ein besonderes Vorgefühl; ich fühle, daß hier etwas Furchtbares vorgehen wird. Eristaw! sei einige Tage in der Nähe des Palastes, dieß ist mein einziger Wunsch; ich will nichts auf's Spiel setzen, o nein, aber wenn es geschieht, was geschehen soll, möge Jemand nahe sein, der Alles meinem Reiche erzählt, und mich durch das Vaterland rächt. Ach, denn ich fühle, daß sich hier Dinge ereignen werden, — verlaß mich nicht Eristaw!“ —

„Dich verlassen? — Königin,“ rief der Jüngling aus, sich auf ein Knie niederlassend, „strafe mich für meine Verwegenheit, aber Gott hat erhört, um was ich gebetet habe: in diesem Leben noch einmal mit Dir ohne Zeugen sprechen zu können, und es wäre unvernünftig, mir diese letzte Hoffnung meiner Seele unbenützt entschlüpfen zu lassen. — Höre mich. Erinnerst Du Dich noch, wie wir in den Bergthälern von Alagos als Kinder mit einander spielten! Erinnerst Du Dich noch, wie Du einmal von einer Klapperschlange erschreckt, in den bodenlosen Abgrund gestürzt wärest, wenn Dich mein starker Arm nicht aufgehalten hätte? wie ich mich Dir zu Liebe, und um Deine kindischen Launen zu befriedigen, an den Felsen oft blutig ritzte, oder wie ein Vogel hing an der schwankenden Spitze der dünnsten Tanne? — O, ich erinnere mich noch so gut!“ —

Die Königin sah stumm herab auf den zu ihren Füßen niederknieenden Jüngling, auf dessen edle Züge der durch das Fenster der Kapelle hereinbrechende, scheidende Sonnenstrahl ein bleiches Licht warf. Und als sie so in seine seelenvollen Augen, auf seine glänzenden Lockenhaare schaute, schien es ihr, als ob jetzt, in ihrem Leben zum Erstenmale, eine nie zu Ende gedachte Sehnsucht in Erfüllung gegangen wäre; sie hatte gewünscht, daß dieser Augenblick ewig dauern, daß sie die süßen Worte des Jünglings immer hören, ihn immer bei sich, zu ihren Füßen sehen möge, bis die Funktion der Gefühlssinne aufhört, und das Auge nicht mehr sieht, das Ohr nicht mehr hört!

Der Jüngling fuhr fort:

„So lebten wir fröhlich, unter ewigen Spielen, in ewiger Wonne. Eines Tages aber entrissen sie Dich uns, und als ich mich traurig in Euren Palast drängte, und um dessen Ursache fragte, da wies mich Dein Vater, der stolze Chan, mit den Worten ab: „Deine Spielgefährtin wirst Du nicht mehr sehen nur mit einer Krone auf dem Haupte, als Deine Königin, vergiß die Tage, an welchen Du sie als Deine Gespielin gekannt.“ — Seit dieser Zeit, meine Königin, bin ich nur ein Wanderer auf den Wegen des Lebens, sanft erhellt, wie der Mond, wenn ich meine Sonne erblicke, und verfinstert, wenn sie sich von mir entfernt. — Indessen sind unsere Herzen vielleicht Einer Wurzel entsprossen, ich bete Dich an, o Maria, und jetzt, wo Du eine schön gepflegte, aber erniedrigte Sklavin bist, lege ich meine Reichthümer, meinen Rang, mein Leben, mein Alles zu Deinen Füßen nieder.“

Der Jüngling verstummte plötzlich, wie über seine eigene Kühnheit erschreckt und heftete voll Zweifel und Hoffnung seine Augen auf die Königin, auf deren Wangen zwei schwere Thränen herabperlten.

„Unglücklicher!“ sagte sie mit theilnehmendem Tone, „unglücklicher noch als ich, weil Du noch Hoffnungen nährst und Dir der Schmerz um deren Vernichtung erst bevorsteht! Weißt Du, wem Du Dich aufopfern willst? Der Königin eines als Pfand besetzten Landes, welcher zu sterben, oder ins Kloster zu gehen erlaubt ist, der aber alle Glückseligkeit versagt, und der Weg zum Handeln abgesperrt ist. Wahnsinniger, der Du in jugendlicher Begeisterung träumen kannst, man werde der verwittweten Königin erlauben, ihre Hand einem der mächtigsten Fürsten ihres Landes zu reichen, damit sie nach zwei Wochen das Volk aufwiegle, und ihren Thron zurückfordere? — Armer Freund!“ setzte sie hinzu, ihre Hand dem noch immer vor ihr knieenden Fürsten reichend, der sie mit Küssen bedeckte, „in meiner Nähe

blühen die Rosen des Glückes nicht, ich bin ein versinkendes Schiff, und wenn Du Dich retten, und leben willst, so wirf Deine Anker nicht aus in das verworrene Tauwerk!"

„Gibt es keine Möglichkeit, aus diesem Käfig zu entkommen?" fragte mit unglückahnendem Tone der Fürst.

„Es gibt eine, Eristaw, eine einzige!"

„Und diese ist?"

„Allgemeiner Aufstand, Umzingelung der Russen und die Herstellung des Königthums. Aber dieß ist ein großes Werk, mein Fürst, und die Gefahr ist nahe; ich werde bis dahin schon lange unschädlich gemacht sein. Aber gleichviel, Du wirst in der Nähe sein, und Deine einstige Spielgefährtin rächen, — nicht wahr, mein Eristaw?"

Die Königin überließ ihm ihre schönen Hände.

„Ich befreie Dich!" rief mit wahnsinniger Gluth der Jüngling; „ich werfe Alles in die Wagschale, meinen Säbel, mein Leben, das Blut meines Herzens! Im Geheimen besuche ich unsern ganzen ohnehin unzufriedenen Adel, ich erzähle dem Volke Deine Leiden, ich wiegle die Bergbewohner auf, die Imireter, die Mingrelier und die Tscherkessen. Zu Deinen Füßen häufe ich die Säbel aller russischen Generäle auf. — Aber wirst Du mir dann antworten, meine Königin?"

Maria lächelte zweifelhaft, und beugte ihren wunderlieblichen Kopf auf die Schulter des Jünglings nieder.

Welches heilige, erhabene Gefühl! Mit welcher Freude würden sie sich entfernen, weit, weit auf irgend eine unbekannte Insel, wo man die Worte: Thron, König, Interessen, nicht kennt. Wie glücklich wären sie in ewiger Vergessenheit begraben, der wahren, uneigennützigen Liebe allein lebend! —

Aber im Buche des Schicksals stand es anders geschrieben; dieses ist ein sonderbares Werk, in welchem die Buchstaben launisch durcheinander geworfen sind, und wer kann es verhindern, daß neben den Worten „heiße, wahre Liebe" nicht oft, sehr oft Worte zu stehen kommen, wie „Tod und Verzweiflung?"

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Die nicht in Bayern ansäßigen Redakteure von Oppositionsjournalen wurden aus Bayern polizeilich ausgewiesen, und ihre Blätter unterdrückt. Dr. Große, Redakteur der „Bayrischen Blätter" wurde aus München und Bayern ausgewiesen, und seine Zeitschrift durch Ministerialbefehl sistirt, weil er mehrere der bayerischen Regierung mißfällige Artikel gegen hohe Potentaten und Staatsmänner befreundeter Regierungen veröffentlichte.

Dr. Spazier, ein Sachse, Redakteur der „Nürnberger Blätter", wurde wegen mehrerer für Oesterreich und Preußen empfindlicher Aufsätze aus Nürnberg und Bayern ausgewiesen und seine Zeitschrift unterdrückt. Diese Landesverweisungen geschahen ohne Angabe eines Grundes durch ein allerhöchstes Ministerial-Reskript in vier Zeilen.

Auch der in Politik ganz unschädliche Spaßmacher und Humorist M. G. Saphir, Redakteur des „Bazars", eines „Frühstückblattes für Jedermann und jede Frau", wurde wegen einer Mittheilung über das Begräbniß der Erzherzogin Henriette zu Wien, und wegen Rezensionen über das Hoftheater und dessen Mitglieder aus München und Bayern ausgewiesen.

Saphir hat Seine Majestät allerunterthänigst gebeten, die Gründe seiner Verweisung aus Bayern öffentlich bekannt machen zu lassen, damit ihn nicht der Verdacht treffe, eine solche Strafe durch eine ehrenwidrige Handlung verschuldet zu haben. Es wurde ihm hierauf am folgenden Tage auf der Polizei nachstehendes Reskript eröffnet, woraus hervorgeht, daß Saphirs Landesverweisung durch Kabinetsbefehl wegen — man staune — Theater-Kritiken erfolgte. Das merkwürdige Aktenstück lautet:

Auf ꝛc. Befehl ꝛc.

Seine Majestät der König haben auf eine Allerhöchst demselben zugekommene Vorstellung des M. G. Saphir um öffentliche Bekanntmachung der Ursache seiner Hinwegweisung aus Bayern, zur Widerlegung der hierüber etwa zu verbreitenden entehrenden Muthmaßungen, vermöge allerhöchsten Signates vom gestrigen Tage zu verfügen geruht:

„es solle dem Saphir noch heute früh eröffnet werden, daß es bei der wegen seiner Hinwegweisung ergangenen Allerhöchsten Entschließung zu verbleiben habe; daß aber ein denselben entehrender Beweggrund nicht bestehe; Saphir solle sich erinnern, wie Se. Majestät der König ihn im verwichenen Sommer wegen unaufhörlicher Herabsetzung der Hoftheater-Anstalt habe warnen lassen, und diese Warnung von ihm ganz unbeachtet belassen worden sei. Allerhöchstdieselben wollen ihm indessen keineswegs übel, sondern wünschen, es möchte ihm in einem andern Lande recht gut gehen."

München, am 15. November 1830.

Zur Beglaubigung vorstehender Abschrift.

München, am 15. November 1830.

Königliche Polizei-Direktion München.

Rinecker.

Durch eine Zensur-Ordonnanz vom 28. Januar 1831 wurden auch die Wochenblätter unter Zensur gestellt und von dieser Maßregelung auch das „Bayerische Volksblatt" betroffen.

Welchen launenhaften Vexationen von Seite des Zensors sich der Redakteur eines Blattes ausgesetzt sah, davon kann nur der einen wahrhaften Begriff machen, der, wie Verfasser Dieses, selbst längere Zeit als Redakteur eines Tagblattes von dem Rothstifte eines Zensors abhängig war.

Erschienen z. B. in einer Stadt mehrere Blätter, so übte nicht, wie man meinen möchte, ein Beamter die Zensur über dieselben, sondern jedes Blatt hatte seinen eigenen Zensor. Daher trat oft der Fall ein, daß in einem Blatte ein Artikel unbeanstandet von dem Zensor gedruckt werden durfte, der dem andern in derselben Stadt erscheinenden Blatte von dem Rothstifte des Zensors ohne alle Angabe eines Grundes gestrichen wurde.

Ergriff ein Redakteur wegen eines vom Zensor gestrichenen Artikels an das Ministerium die Berufung, so war nach sechs bis acht Wochen, wenn er höchsten Orts die Erlaubniß zum Abdrucke des vom Zensor beanstandeten Artikels erhielt, weil meistentheils veraltet, werthlos geworden.

Das „Bayerische Volksblatt“ erhielt nun den Regierungrath Behringer als Zensor. Es erschien nun öfters mit weißen Zensurlücken oder, wie es Eisenmann nannte, „Zensurwüsten“, wobei von Artikeln meist nichts zu lesen war als der Titel und eine Bemerkung der Redaktion, daß dieser Artikel von der Zensur gestrichen worden sei.

Später erging eine neue Zensur-Ordonnanz, welche den Abdruck der Titel gestrichener Artikel untersagt, so wie der Redaktionsbemerkungen, daß der oder jener Artikel von der Zensur der Abdruck versagt worden sei.

Später wurden auch die Zensurlücken untersagt, und es mußte jedesmal ein anderer Artikel für den gestrichenen eingerückt werden. Welch ein Aufenthalt ein solches Verfahren in dem Erscheinen eines Blattes machte, namentlich wenn der substituirte Artikel ebenfalls dem Rothstifte des Zensors erlag und ein dritter substituirt werden mußte, kann sich der Leser selbst vorstellen.

Saphir hatte aber durch diese Theaterkritiken gerade die allerhöchste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, um in der Ferne eine andere in der allerhöchsten Gunst stehende Schauspielerin mit ungemessenen Lob zu übergießen. König Ludwig I. gestattete ihm, von Paris, wo er seine durch Vorlesungen im Salon „Bossange“ Aufsehen erregt hatte, wieder nach München zurückkehren zu dürfen, und verlieh ihm den Titel eines Hoftheater-Intendanzrathes.

Saphir, ein unverbesserlicher Spottvogel, jedoch in politischer Beziehung gänzlich unschädlicher Journalist und Schriftsteller, äußerte sich nun öffentlich nach seiner Rückkehr nach München, wo er dann von 1832—1834 den „Horizont“ und „Bazar“ redigirte, und später die Leitung des „Bayerischen Beobachters“ nebst „Conversationsblatt“ übernahm, — wie auch Eisenmann in einem Artikel seines „Volksblattes“ berichtet — folgendermaßen: „Im vorigen Jahre hat man mich fortgejagt — das war nicht gerecht; in diesem Jahre hat man mich wieder gerufen — das war nicht beharrlich.“

Es stand zwar kein Wort davon weder in unserer Verfassungsurkunde noch im Strafgesetzbuche, daß auch Theater-Nymphen heilig und unverletzlich seien, — welche Eigenschaft unseres Wissens nur der regierenden Majestät zukommt — und daß ein satyrischer Ausfall auf das Geberdenspiel einer spekulirenden Kokette zu den strafbaren Verbrechen gehöre, allein dem war in der That so, wenn auch nicht von Rechtswegen. Eines solchen Verbrechens aber hatte der Rechnungkommissär Friedr. Wilhelm Bruckbräu in München, der bekannt Humorist, Novellist und Geschichtschreiber des „Bayerischen Ehrenspiegels“, als Redakteur des „Bayerischen Beobachters“ sich mehrmals schuldig gemacht. Er wurde nach Furth am Walde versetzt, und mußte 48 Stunden nach dieser Ordre dahin abreisen. Am 27. Januar 1832 stand Bruckbräu, um mit dem Eilwagen 70 Stunden weit von München nach Furth gebracht zu werden, in dem Hinterhofe des Generalpostdirektions-Gebäudes, stand als tiefgebeugter, stand — o, es ist nicht zu viel gesagt, als ein weinender Gatte und Vater im Kreise seiner weinenden 6 Kinder da, um von ihnen, die er so wenig, wie ihre schwererkrankte Mutter, in das rauhe Exil sogleich mitnehmen konnte, im Angesichte seiner zahlreichen Freunde Abschied zu nehmen. Warum mußte er sich aber, fragte Eisenmann in seinem „Volksblatte“, auch an einer Schauspielerin, die in allerhöchster Gunst stand, vergreifen? Warum mußte er den Warnungsbrief dritteren Personen zeigen, in dessen Handschrift man den hohen Verfasser erkannte? —

Nachdem Georg Friedrich Kolb, Redakteur der „Speyerer Zeitung“, durch Erkenntniß der Rathskammer des Bezirksgerichts Frankenthal als der einschlägigen Zuchtpolizeibehörde vom 20. Dez. 1831 entgegen dem Ansinnen der Zensurbehörde und der Regierung des Rheinkreises für schuldlos erklärt worden; als durch Urtheil des Appellationsgerichts für den Isarkreis der Redakteur der „deutschen Tribüne“ Dr. Wirth in Zweibrücken und der Redakteur des „Westboten“ Dr. Philipp Jakob Siebenpfeiffer in Oggersheim durch Erkenntniß des Bezirksgerichts Frankenthal von den Anschuldigungen der Amtsehrenbeleidigung der bayerischen Minister freigesprochen waren, suchte man der freisinnigen Presse auf andere Weise zu Leibe zu gehen.

Durch Beschluß des Bundestages vom 2. März 1832 wurden die Zeitungen: „Deutsche Tribüne“ von Dr. Wirth in Zweibrücken, „Der Westbote“ von Dr. Siebenpfeiffer in Oggersheim und „Die Zeitschwingen“ in Hanau unterdrückt und ihre Druckerpressen versiegelt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Zustände Rußlands] charakterisiren sich hinlänglich durch eine von der „Kreuzztg." mit Emphase gebrachte Notiz über die Wirkungen des neuen Gerichtsverfahrens. Hiernach gilt es als etwas ganz Außerordentliches, daß auch einmal ein General Injurien halber von einem bürgerlichen Industriellen gerichtlich belangt und verurtheilt worden ist. Die bestraften Grobheiten des Generals haben eine seltsame Veranlassung. Er hatte nämlich einen Prozeß mit einem Fabrikanten, der ihm Spiegel geliefert hatte. Bei der öffentlichen Verhandlung verlangte er einen Stuhl, um sich vor dem Richter setzen zu können, und berief sich dafür auf seine Eigenschaft als Ritter des Wladimirordens. Der Richter ließ aber zwei Stühle setzen, für ihn und seinen Gegner, den bürgerlichen Fabrikanten. Das nahm der General so übel, daß er beschimpfende Worte gegen den Richter ausstieß, die ihm ganz ohne Rücksicht auf seinen Generalsrang einen zweiten und schlimmeren Prozeß zuzogen. Wie dasselbe Blatt mittheilt, ist unlängst auch ein Geistlicher wegen Grobheiten gegen eine Dame der gebildeten Stände vom Zivilrichter verurtheilt worden.

[Visitenkarten à la minute]. Eine Maschine, deren Leistung an Zauberei mahnt, haben die Herren Theyer und Hardtmuth, Inhaber der Papierhandlung „zur Stadt Nürnberg" in Wien, Kärntnerstraße, aus Paris mitgetheilt, welche schon im Industriepalaste Aufsehen erregte. Die Maschine liefert in Einer Minute 100 höchst elegant gedruckte Visitenkarten. Wenn der Besteller seinen Namen, Charakter und Adresse auf ein Blatt Papier niedergeschrieben hat, erhält er nach 3 Minuten ein elegantes Etui, worin sich die gewünschten Visitenkarten in hundert Exemplaren, meisterhaft und tadellos vollendet, befinden. Der sehr billige Preis von 50, 60 bis 70 Kreuzer dürfte dieser außerordentlich praktischen Erfindung allgemeine Theilnahme verbürgen.

[Wenn man die preußische Uniform nicht gewöhnt ist.] Von einem Augenzeugen wird folgende kleine Episode mitgetheilt: Bekanntlich ist das früher k. sächsische Kontingent in das 12. norddeutsche Bundesarmeekorps umgewandelt und ganz nach preußischem Schnitt uniformirt, bewaffnet und auch mit der gefürchteten Pickelhaube als Kopfbedeckung versehen worden. Natürlich hat auch der König Johann diese neue Uniform angelegt, in der er beiläufig bemerkt, sich am Charfreitag zum Erstenmale in der katholischen Kirche in Dresden zeigte. Als nun vor Kurzem der König Johann und der ganze sächsische Hof der feierlichen Eröffnung der Industrie-Ausstellung in Chemnitz beigewohnt hatten und dieselbe verließen, eilte die Kronprinzessin Karola lachend mit den Worten auf den König zu: „Aber Papachen, Sie haben ja den Helm verkehrt aufgesetzt!" worauf derselbe lächelnd zu den Nächststehenden bemerkte: „Ich habe den Helm heute erst zum Zweitenmale auf und gewöhne mich wirklich schwer daran!" Bis dahin trug der König von Sachsen nämlich einen goldverzierten Dreimaster.

[Kurz und bündig.] Auf dem Schützenfeste, das jüngst in Schwyz stattfand, hielt, wie der „Bund" mittheilt, ein ironischer Demosthenes folgende Rede, die sich durch Kürze, Einfachheit und Wahrheit der Gedanken auszeichnet: „Schützen (Bravo!), Schützenfreunde (Bravo!), wann wir uns wiedersehen (Bravo!), werden wir wieder zusammenkommen (Bravo!) und wann wir wieder zusammenkommen (Bravo!), werden wir uns wiedersehen." (Unsinniges Bravo!)

Die Köln. Bl. schreiben: Letzten Dienstag nahm ein sehr bejahrter, aber noch lebhafter und munterer Herr im Restaurant François (zu Paris) Platz und verlangte ein Dejeuner. Er aß mit gutem Appetit und fand Alles excellent; ja, er versicherte scherzend dem Kellner, daß er extra gekommen sei, um sich einmal ein Bene zu thun, und bat ihn, eine Schüssel, die besonders nach seinem Geschmack war, ihm nochmals zu reichen. Auch ermangelte der joviale und freundliche Greis nicht, von freien Stücken seine Nachbarn zur Rechten und Linken anzureden, und machte ganz den Eindruck eines Mannes, der in besonders guter Laune ist. Zufällig trat ein deutscher Kellner an ihn heran und schien beim Anblicke dieses Gastes ganz verwirrt. Er wußte nicht, wie er demselben gegenüber reden und sich verhalten sollte; denn er hatte in ihm — den König von Bayern erkannt. Se. Majestät sagte ihm darauf einige Worte auf Deutsch, und bat, ihn nicht zu verrathen. Dann vollendete er in aller Heiterkeit seine Mahlzeit und entfernte sich, nicht ohne einen Beweis königlicher Freigebigkeit zu hinterlassen.

Die Nachrichten von der Insel Mauritius über das dort herrschende gelbe Fieber lauten sehr betrübt. Seit dem 1. Juni war die mittlere Zahl der Todesfälle in Port Louis 76 per Tag bei einer Einwohnerzahl von 65,000. Auf der Insel außerhalb der Stadt betrug die mittlere Zahl der Todesfälle per Tag 60 bei einer Einwohnerzahl von etwa 245,000. Die Liste der Todesfälle in einem bestimmten Distrikte zeigt folgende Verhältnisse für die Monate Januar, Februar, März und April im Jahre 1862 (Cholera-Epidemie): 1073 Sterbefälle, 1866 (ohne Epidemie): 615 und 1867 (Fieber-Epidemie): 3498.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 179 Montag, 29. Juli 1867.

Georgiens letzte Königin.

(Historische Novelle von Karl Szathmáry.)

(Fortsetzung.)

V.

Am Morgen des darauffolgenden Tages nahmen die Offiziere des Gouverneurs und die nach und nach zum Rapport sich versammelnden Obersten lustig ihren Morgenimbiß in einem der Vorzimmer des glänzenden Palastes ein, in welchem eine Thüre gerade zu dem Gouverneur-Obergeneral führte.

Die Konversation war ungezwungen genug, was meistentheils dem Umstande zuzuschreiben war, daß unter den allmächtigen Generalstabs-Adjutanten und den jungen Obersten kaum ein Rangunterschied obwaltete. Einige gingen auf und ab, andere wieder vertrieben sich die Langeweile mit Kartenspiel, was sie aber keineswegs zu hindern schien, sowohl an dem auf dem Tische stehenden Soldatenfrühstück, als auch an den lauten Erörterungen eifrig Theil zu nehmen.

„Mit welchem Rechte?“ sagte ein junger Major, ein früher angefangenes Gespräch fortsetzend, „mit dem Rechte der natürlichen Gränzen. Nachdem Rußland das kaspische Meer besessen hat, so ist es doch klar, daß auch alle in dasselbe einmündenden Flüsse: die Kuma und Koissu, sein Eigenthum seien, und ich würde es gerne sehen, auf welche Weise es diese Flüsse benützen würde, wenn deren Ufer im Besitze fremder, heidnischer Völker sind?“

„Tscheritscheff hat Recht,“ sagte Oberst Lazareff aufstehend, „reiche mir nur den Rum dort näher — ich bin auch dieser Meinung — auch das Glas dort, dieser Rum schmeckt heute köstlich. — Wenn wir die Herrschaft auf dem schwarzen Meere erlangen wollen, so können wir einen solchen Hafen wie Anapa unmöglich bei Seite lassen, und wenn Anapa in unsere Hände fiel, was ist natürlicher, als daß wir auch sein Gebiet den täglichen Einfällen der Bergvölker nicht bloßstellen können, wir müssen daher auch die nach dem Innern zu liegenden Ländereien besitzen, wer dieß nicht begreift, kann unmöglich über mehr Hirn verfügen, als ein — Huhn.“

Lazareff's heftige Rede unterbrach einer der Adjutanten, den Alle als ein militärisches Genie verehrten.

„Die Uebernahme Georgiens,“ sagte er ernst, während er seine Karten ordnete, „ist eine Befriedigung der Interessen und Forderungen des Zeitalters und des Jahrhunderts. Nur die kaiserlichen Archive und die traurigen Grabschriften der unglücklichen, ihres christlichen Glaubens wegen verfolgten und nach Moskau geflüchteten Fürsten von Carcel könnten es sagen, welchen Bedrückungen die christliche Religion in diesem Lande ausgesetzt war. Wahrlich die Einmischung des mächtigen Czars in die Angelegenheiten dieses schwachregierten Landes ist eine ächtchristliche Handlung, wofür dieses undankbare Volk nie wird genug danken können. Lazareff, gib die Flasche herüber — man benöthigt einer Geduld und Herzerfrischung, wenn einem die Undankbarkeit dieser Menschen einfällt. Du aber bist so selbstsüchtig, als wolltest Du den ganzen Arak selbst verbrauchen, man kann ihn kaum aus Deinen Händen bekommen.“

„Ich bin es keineswegs,“ antwortete Lazareff, „allein dieser Schinken, den wir Freund Gornarow's Gnaden zu verdanken haben, ist so köstlich, daß ich Flasche, Georgien, Frauenregiment und Regierungspolitik darüber vergaß. Ad vocem Frauenregiment, kann es etwas Lächerlicheres geben, als wenn eine Frau die Zügel der Regierung in die Hand nehmen will?“

„Oho, mein Freund,“ schrie lachend der rothhaarige Majoradjutant, „in dieser Angelegenheit steht Dir kein Urtheil zu, denn Du bist der persönliche Feind der Königin; ich glaube, wenn ihr einander begegnen würdet, würde sie Dir die Augen ausbrühen, hahaha! Ich glaube wirklich, daß Du seit jener Zeit es nicht gewagt hast, vor ihr zu erscheinen.“

„Hüte Dich, den Scherz über seine Gränzen hinaus zu verfolgen,“ sagte Lazareff, plötzlich finster geworden.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und es trat ein Adjutant niederen Ranges ein, mit einem mit Wachsleinwand überzogenen Depeschenpackete in der Hand.

„Sind Se. Exzellenz der Herr Gouverneur schon auf?“ fragte er, nach den üblichen Salutirungen sich an einen der Adjutanten des Gouverneurs wendend, „sehr wichtige Depeschen aus St. Petersburg.“

„Sie können eintreten,“ sagte hingeworfen der Adjutant, und die Unterhaltung wurde ungestört fortgesetzt.

„In der That," sagte das oberwähnte Genie, „die Lage unseres Freundes Lazareff, ist eine der allerunangenehmsten. Die Frau ist übrigens schön, und unstreitig eines männlichen Charakters, ihre Gestalt, ihr Betragen erinnert an Tomiris, die mächtige Königin der Scythen; ich halte sie für einen weit gefährlicheren Feind, als welchen Mann immer, denn am Ende gibt es doch gewisse gesellschaftliche Regeln, deren Schranken wir Männer den Frauen gegenüber nicht überschreiten können. Indessen würde ich als guter Freund, oder etwas mehr, selbst vor einer Zusammenkunft unter vier Augen nicht zurückbeben. Was sagst Du zu diesem Einfalle, Lazareff?"

Lazareff's Antwort blieb aus, denn in diesem Augenblicke öffneten sich die inneren Thüren, und heraus trat der Gouverneur heiter, in voller Paradeuniform, mit einem Papierpackete in der Hand. Die Offiziere sprangen auf, und stellten sich in militärische Positur.

„Es freut mich, Sie meine Herren, in so schöner Anzahl versammelt zu sehen," sprach der General, „und bis dahin, bis ich die so eben angekommenen Auszeichnungen und Beförderungen feierlich verkündige, fühle ich mich glücklich, Ihnen im Namen Seiner Majestät des Czars, den Ausdruck Allerhöchstdessen voller Gnade und Zufriedenheit zu überbringen.

Die Offiziere verneigten sich.

„Außerdem erhielt ich," sagte der General in seinen Papieren blätternd, „eine sehr wichtige, aber eben so heikliche Depesche, deren Inhalt, da sie noch in dieser Stunde in Vollzug gesetzt werden muß, ich keine Ursache habe, vor Ihnen geheim zu halten. Diese Depesche betrifft die Königin von Georgien, die ich noch in dieser Stunde gefangen nehmen und nach Moskau führen lassen muß. — Nun, meine Herren," fragte lächelnd der General, „wer hat Lust, der schönen Königin einen so frühen Morgenbesuch abzustatten?"

Die Mienen der Offiziere wurden plötzlich ernst, und zu ihrem Lobe sei es gesagt, es meldete sich keiner zu dieser Rolle. Indessen wendete sich jedes Auge auf Lazareff, dessen Antlitz plötzlich von einer rothen Gluth übergossen wurde. Seine Lage war in der That kitzlich; seine Kameraden konnten denken, daß er sich wegen der einstigen Drohungen der Königin fürchte, vor derselben zu erscheinen.

Dieser Gedanke entschied.

„Herr General," sprach er, „ich nehme die Sendung auf mich."

„Ah, es ist wahr," sagte der General, „ich freue mich sehr, daß diese Angelegenheit in so entschiedene Hände kommt, Sie Beide kennen einander; ich übergebe Ihnen hiemit den Verhaftsbefehl."

Der General zog sich in seine Zimmer zurück. Lazareff entfernte sich.

„In der That, ich würde gern auf irgend eine Art Zeuge dieses interessanten Rendezvous sein," sagte das Genie lachend.

Alle Offiziere lachten.

(Schluß folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Der Redakteur des in Würzburg erscheinenden „Volkstribuns", Rechtspraktikant **Gottfried Widmann**, wurde wegen eines in Nr. 7 enthaltenen Artikels, der eine Aufforderung zum Aufruhr des Volkes gegen die Regierung enthalten sollte, in strafrechtliche Untersuchung genommen.

Widmann stand seit sechs Jahren bei dem Landgerichte Würzburg rechts des Mains in Praxis. Durch das Honorar des Landrichters und die ihm zufallenden Diäten floß ihm aus dieser Praxis ein Erwerb von 30 fl. monatlich, welche bei seiner Vermögenslosigkeit seine Subsistenzmittel bildeten.

Unterm. 9. April 1832 erließ die Regierung des Untermainkreises folgende Entschließung an den Landrichter **von Eckart**:

„Nachdem die königliche Regierung aus administrativen Rücksichten sich veranlaßt gefunden hat, dem Rechtspraktikanten **Widmann**, welcher bisher bei dem königlichen Landgerichte Würzburg rechts des Mains arbeitete, die Praxis bei diesem Gerichte nicht mehr zu gestatten, so wird das besagte k. Landgericht angewiesen:

1) den besagten Rechtspraktikanten Widmann aus seinem Geschäftslokal zu entfernen, und
2) wie solches geschehen sei, längstens innerhalb 14 Tagen anzuzeigen."

Bei der auf diese Weise befohlenen Entlassung stellte der Landgerichtsvorstand **von Eckart** dem Rechtspraktikanten **Widmann** auf Verlangen folgendes Zeugniß aus:

„**Gottfried Widmann** steht nun sechs Jahre lang bei dem diesseitigen Landgerichte in Praxis. Derselbe hat sich in Bearbeitung vieler und wichtiger Prozesse ausgezeichnet, gründliche theoretische Wissenschaft und vorzügliche praktische Geschäftsgewandheit erprobt, also zwar, daß ihm deßfalls vom königlichen Appellationsgerichte schon Belobungen zugekommen sind, und er die Qualifikationsnote der Auszeichnung mit vollem Rechte verdient.

Was dessen Aufführung und Charakter anbelangt, so ist solcher mannhaft, redlich und ruhig, theilnehmend für Bedrängte. **Widmann** ist mittellos, jedoch uneigennützig und unbestechbar, entfernt von Ränken und rabulistischen Streichen, belehrend und zurecht-

weisend für die unter seinem Referate stehenden Partheien, ein Freund der gerichtlichen Sühne, jedoch auch mit dem erforderlichen Ernst hervortretend, wenn es darum zu thun ist, widersetzliche und stürmische Untergebene auf Menschenliebe, auf den schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit und auf die gebührende Achtung und Liebe für die höchste Person Sr. Majestät des Königs aufmerksam zu machen.

Dies wird nach Wahrheit und Pflicht beurkundet."

Ehre dem verlebten Landrichter von Eckart, welcher dem Terrorismus der Regierung gegenüber ein solches Zeugniß ausstellte!

Einige Tage nach seiner Entlassung vom Landgerichte erhielt Widmann von mehreren Würzburger Bürgern folgende Zuschrift:

„Hochgeehrter Vertheidiger der Volksrechte! Sie haben sich durch die Herausgabe des „Volkstribuns" in der Meinung aller nach einer höheren gesetzlichen Freiheit aufstrebenden Freunde des Vaterlandes ein bleibendes Verdienst begründet.

Ihre uneigennützige Entsagung auf Ihre wohlerworbenen Ansprüche auf einstige Versorgung im Staatsdienste zu Gunsten Ihrer unerschrockenen Freimüthigkeit hat diesem Verdienste die Krone aufgedrückt, und den Werth dieses Opfers um so mehr gesteigert, als Sie hierdurch den unzweideutigen Beweis stellten, daß Sie auch fernerhin die heiligsten Rechte des Volkes gegen Angriffe mit der ganzen Kraft Ihres Talents vertheidigen werden.

Nur frei von Nahrungssorgen vermag es der freie Geist, seinen begonnen höheren Aufschwung ungehindert zu verfolgen. Damit machen wir es uns zur Pflicht, Ihnen im Auftrage vieler, den Werth Ihres Strebens erkennenden Bürger und Freunde als Ersatz der aufgeopferten Bezüge für April, Mai und Juni dieses Jahres 90 Gulden mit dem Bemerken zu übersenden, daß bei Ermanglung einer Ihren Verdiensten angemessenen Versorgung im Juli eine gleiche Summe erfolgt.

Nehmen Sie diesen kleinen Beweis der Gesinnungen unserer Mitbürger als Zeichen unserer großen Dankbarkeit und als Zeichen unserer unwandelbaren Hochachtung.

Würzburg, 17. April 1832."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Lustige Gerichtsscene.] Vor einigen Tagen faßte die Pariser Polizei im Ausstellungspalast wieder einmal einen Taschendieb ab. Darin liegt allerdings nichts Ungewöhnliches. Nichts Interessanteres aber, als die Reihe von Quiproquos, die zur Verhaftung des Angeklagten führten; in einer Posse würde man sie unwahrscheinlich finden. Isaak Haase Heymann ist 45 Jahre alt; 1854 war er zu Dijon wegen Diebstahls zu 3 Jahren Gefängniß und 10 Jahren Polizeiaufsicht verurtheilt, später in demselben Jahre zu 3 Monat Gefängniß wegen versuchten Einbruchs. Er gibt vor, Hausirer zu sein. Der Polizei-Inspektor Cocher sagt aus: Ich war in der Ausstellung und hatte mindestens seit einer Stunde dieß Individuum beobachtet, das mir den Eindruck eines Taschendiebes machte; er war in der ägyptischen Sektion, und ich hatte ihn wenigstens zu zwanzig verschiedenen Malen die Hände in die Taschen der Damen einführen sehen. Mein Kollege Delmont kam auf mich zu und berichtete mir, dieß Individuum, das ihn ohne Zweifel für einen Diebsgesellen hielt, habe eben zu ihm gesagt: „Es gibt hier nichts für uns zu thun, wir sind ihrer zu viele!" Delmont seinerseits hatte ihn Anfangs für einen englischen Polizeiagenten genommen und an ihn die Frage gerichtet: „Haben Sie Geschäfte gemacht?" Nein, wir werden zu stark beobachtet, nehmen Sie sich in Acht!" (Gelächter im Auditorium) und fügte hinzu: „Ich werde Ihnen Kameraden zeigen." (Neues Gelächter.) Es kommt noch besser. Als mein Kollege Delmont mir dieß mitgetheilt hatte, glaubte der Angeklagte, der mich mit Delmont hatte sprechen sehen, ich sei ein Helfershelfer und klopfte mir auf die Schulter. (Schallendes Gelächter). Der Präsident: Angeklagter, erklären Sie sich darüber. Angeklagter: Mein Gott, ich sah diesen Herrn die Taschen beobachten und hielt ihn natürlich für einen Dieb; ich ermuthigte ihn, um ihn auf der That zu ertappen und verhaften zu lassen. (Anhaltendes Gelächter.) Haase wohnte in einer möblirten Wohnung des Faubourg Saint-Antoine, ging Morgens aus und pflegte erst gegen 8 und 9 Uhr Abends nach Hause zurückzukehren; er hatte weder Gepäck, noch einen Koffer, noch selbst eine Reisetasche und bezahlte alle Abend sein Zimmer für den nächsten Tag voraus. Er schien auf gute Geschäfte gerechnet zu haben, denn er hatte sich's ein ganzes Wochenabonnement für die Ausstellung kosten lassen. Der Angeklagte blieb dabei, daß er die Diebstahlsversuche, die man ihm zur Last legte, nicht begangen habe. Das Gericht sprach ihn auch davon frei, verurtheilte ihn aber zu einem Monat Gefängniß, weil er, als unter Polizeiaufsicht stehend, gegen das Verbot, sich wegzubegeben, gehandelt habe.

[Ein furchtbarer Unglücksfall.] Die „Reichenb.-Zeitung" schreibt: Vorgestern, am 17. ds. Nachmittags, gegen 5 Uhr ereignete sich in der Flachsspinnerei des F. W. in Dörfel ein entsetzliches Unglück. Zwei Knaben waren beauftragt worden, einen zerrissenen Treibriemen zu repariren; während nun der eine auf den auf der Transmissionsscheibe nur lose hängenden Riemen in seinen Händen hielt, um ihm die nöthige Straffheit zu geben, war der zweite Knabe mit dem Repariren beschäftigt. Durch irgend einen Gegen-

stand, vielleicht durch den Keil der Transmissionsscheibe oder auch durch verhärtetes Fett an derselben, wurde der Riemen von der Scheibe angefaßt und um dieselbe geschlungen. Derjenige der beiden Knaben, welcher sich anstrengte, durch Festhalten des Riemens das Auswickeln desselben zu verhüten, ward auf diese Weise selbst in den Riemen verwickelt, so daß der Unglückliche zwischen der Transmission und dem Plafond, so wie gegen die Wand so lange geschleift und geschleudert wurde, bis ein Bote aus dem Saale ins Maschinenhaus geschickt und die Maschine zum Stillstande gebracht werden konnte. Nach wenigen Sekunden haftete nur noch ein Rest des Körpers am Riemen, während Kopf, Beine, Arme und Zähne theils in der Fabrik umherlagen, theils an der Transmission und Wand klebten. Der zweite Knabe war mit dem Schrecken davongekommen.

[Ein Korps der Rache.] Am 23. d. Mts. erschien im Wiener Rathhause ein Häuflein von zwölf jungen Leuten, welche erklärten: „Sie seien jetzt da, um sich nach Mexiko anwerben zu lassen — sie wollen das ganze „Krippelg'spiel" in Mexiko z'samm'hau'n, nachdem die H— dort den Kaiser Max erschossen haben." Der Beamte im Konskriptionsamt erklärte ihnen jedoch, daß ihm von einer Werbung nichts bekannt sei, und bedauerte natürlich, daß für den Thatendurst der zwölf Helden in dem Augenblick keine rechte Verwerthung vorhanden sei.

[Ein Stück Familienleben.] Vor ungefähr vier Wochen verließ ein in Hötting (Tyrol) wohnender Packträger mit der Ehehälfte seine Wohnung mit Zurücklassung von ein halb Dutzend unmündigen Kindern, die, nachdem der Hunger sich immer mehr fühlbar machte und Papa und Mama nie zurückkehren wollten, über die merkwürdige Entfernung derselben natürlich sehr überrascht waren. Das famose Elternpaar ist in der Gemeinde Amras zuständig, und sollen bereits Maßregeln getroffen worden sein, um ihren Aufenthaltsort ausfindig zu machen.

[Sprachen.] Die englische Sprache wird von circa 76 — 80 Millionen Menschen als Muttersprache geredet, während die Deutsche von nur 48 — 50, die französische von 40 — 42, die spanische von 35 — 40, die italienische von ungefähr 26 Millionen Menschen gesprochen wird.

Obschon bei einem Eisenbahnzug alle Faktoren zusammenwirken, die der Erfahrung gemäß das Einschlagen des Blitzes befördern, nämlich rasche Bewegung, Metallmassen, lebendige Körper in großer Anzahl, so hat doch bis jetzt der Blitz selten in einen Bahnzug eingeschlagen, und ein solches Vorkommniß kann als besondere Ausnahme gelten. In vergangener Woche hat sich, wie der „Courrier de Lyon" meldet, ein solcher Zufall zweimal ereignet. Einmal schlug der Blitz in den Schnellzug Nr. 1, der um 11 Uhr Früh von Paris nach Lyon geht; der Strahl fuhr in den Postwagen und beschädigte nur verschiedene Sitzungsberichte des gesetzgebenden Körpers. Ein zweiter Blitzstrahl schlug in die Lokomotive des Bahnzugs zwischen St. Rambert und Grenoble, beschädigte die Maschine jedoch nur in geringem Maße.

Auf Zante ist eine feige Mordthat verübt worden. Der Rechtsgelehrte A. Gaetas, Redakteur eines Lokalblattes, das dem Justizminister Lombardos (Deputirten von Zante) heftige Opposition machte, wurde nächtlicher Weile beim Zurückkehren aus einer Abendgesellschaft auf freiem Platze ermordet. Die Thäter sind unbekannt, ebenso die Ursache. Die athenischen Oppositionsblätter erklären die That für einen politischen Mord und bezeichnen die Partei Lombardos als die moralische Urheberin.

Vor einem Jahre, berichtet der „M. B." um diese Zeit war auf dem Starnbergersee ein junges Mädchen vom Dampfschiff verschwunden, und es hieß allgemein, dasselbe (die Tochter eines Handelsagenten aus der Pfalz) habe sich in das Wasser gestürzt, nachdem es sich noch seiner Krinoline entledigt hatte. Jetzt erfährt man, daß die Vermißte und lange vergeblich Gesuchte in Amerika glücklich verheirathet lebt, nachdem sie mit ihrem Freunde heimlich dahin entflohen war; sie hatte in Bernried in Männerkleidung das Schiff und von da ihre Heimath verlassen.

Charade.

Von der Zweit' und Vierten reich geziert,
Schwebt die Erste und Dritte durch den Saal;
Müd' auf ihren Sitz zurückgeführt,
Schlürft das Ganze sie aus dem Pokal.
Wollt ihr auch den Ort des Balles kennen,
Werd' ich ihn mit 2, 4, 3 euch nennen.

W. Achat.

Auflösung der Charade in Nr. 176:
Bachstelze.
Richtig gelöst von F. A. S—n.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 180 Dienstag, 30. Juli 1867.

Georgiens letzte Königin.

(Historische Novelle von Karl Szathmáry.)

(Schluß.)

VI.

Nichts störte die im Schlafzimmer der Königin herrschende Ruhe, als das einförmige Picken der Uhr, deren vergoldete Engel vom bleichen Scheine der rosenfarbigen Hängelampe beleuchtet wurden.

Die Purpurvorhänge, welche das Bett der Königin und ihrer Kinder verdeckten, waren herabgelassen; in dem, einem dichten und starkwüchsigen Rasen gleichenden, langhaarigen Teppiche standen, wie eingegraben, die vergoldeten Armstühle, die bei Seite geschobenen Tische und Divans in malerischer Unordnung, wie sie am verflossenen Abend zurückgelassen wurden.

Durch die von den Fenstern herabgelassenen, schweren Vorhänge ist es keinem einzigen Strahle des Lichtes möglich, hindurchzudringen, und die Stille des Gemaches wird durch nichts gestört.

Die Königin schläft also. Stören wir sie nicht. — In ihren Träumen sitzt sie vielleicht auf dem Throne, hoch, woher man ganz Georgien übersehen kann; vor ihr braust eine unübersehbare Volksmenge, alle Volksstämme des Reiches, sie spendet einem jeden Gerechtigkeit, sie belohnt die Guten und bestraft den Bösen, sie übt das Amt Gottes auf Erden aus, — und fühlt eine so beseligende Freude, wenn von den Lippen des Volkes, entlang der tiefen Thäler und weiten Ebenen das Dankeslied bis zu ihr dringt! — Sie wendet sich zu ihrem neben ihr stehenden Gatten und fragt ihn mit Freudenthränen in den Augen: Hörst Du's Eristaw? Oder sie reitet auf einem sich bäumenden, weißen Rosse; um sie pfeifen die Kugeln; der dumpfe Knall der schweren Feldschlangen, das Krachen des Kleingewehrfeuers, das Stöhnen der Sterbenden schmelzen in einen höllischen Lärm zusammen, — aber sie eilt vorwärts — in ihrer Rechten einen gezogenen Säbel, in ihrer linken eine weiße Fahne. — Ihr gegenüber, drüben über der dunklen, verwirrten feindlichen Menge, naht ein blutbedeckter Reiter, vor ihm öffnet der Feind eine mit Todten bedeckte Gasse; der Kampf dauert fort, die Waffen klirren, die Kugeln sausen, das Blutbad ist fürchterlich und die Hügel der Gefallenen! — Endlich erreichen sie einander, stürzen sich in die Arme, und die Menge ruft begeistert: Sieg, Sieg! — Sie entwindet sich den sie umschließenden Armen, blickt die stolzen Reihen der Georgischen Kämpfer entlang, und frägt mit Freudenthränen in den Augen: „Hörst Du's, Eristaw?" Oder endlich sitzt sie in irgend einem romantischen Thale des fernen Kaukasus, vergessen von der Welt und den Menschen, aber umgeben von Blumen und Kindern. — Die Sehnsucht nach der Krone, das Schicksal der Länder stört nicht mehr ihre Glückseligkeit. — Dort sitzt sie im Schatten einer breitästigen Eiche mit ihrem Gatten, der ihr von den Freuden der vergangenen Kinderzeit erzählt, und von den Hoffnungen der Zukunft; alles inzwischen Geschehene ist vergessen! Dort weiter steckt ein blondköpfiges Kind sein Köpfchen aus einer Rosenlaube und ruft fröhlich: „Vater, lieber Vater!" — und sie beugt sich mit Freudenthränen in den Augen zu ihrem Geliebten hin und frägt: „Hörst Du's, Eristaw?"

In diesem Augenblicke wird die Thüre des Schlafzimmers mit einem gewaltsamen Stoße aufgesprengt, und die Königin fährt erschreckt aus ihren Träumen empor. Dann zieht sie auf einen Augenblick die Vorhänge auseinander, um sie im nächsten nur um so besser zuzuziehen.

In der Mitte des Gemaches stand in Begleitung eines Offiziers niederen Ranges Oberst Lazareff.

„Madame!" rief er wild, „Sie werden mir in diesem Augenblicke folgen, hier ist der Befehl Sr. Majestät, der Wagen wartet unten auf uns."

Maria konnte vor Ueberraschung kaum zu sich kommen.

„Wie konnten Sie es wagen," fragte sie endlich, „in das Schlafzimmer einer Frau ohne Anmeldung einzudringen."

„Ich habe keine Zeit zum Scherzen, mein Befehl ist bestimmt."

„Dieß hat Seine Majestät der Czar in dieser Art nicht befohlen, konnte es nicht befohlen haben. — So kann, so darf man mit einer Frau nicht umgehen, und um so weniger mit einer Königin."

„Noch einen Augenblick, Madame, und ich werde

Gewalt anwenden, nehmen Sie Ihre Kleider um und folgen Sie mir!“ —

„Blicken Sie auf meine schlafenden Kinder,“ sagte sie einen Augenblick erweicht. „Aber, mein Gott, ist es denn möglich? Kann man mit mir so umgehen?“

Lazareff that einen Schritt vorwärts.

„Ich wiederhole es,“ sagte er, „daß ich Sie augenblicklich mit Gewalt aus dem Bette ziehen werde.“

„Wage es!“ schrie die Königin, und maß den Oberst mit den Blicken einer Tigerin. „Das wäre der letzte Schritt, den Du in diesem Leben gethan,“ setzte sie mit vor Wuth, Erniedrigung und Rache fast erstickter Stimme hinzu. „Aber nein, nein,“ sagte sie etwas ruhiger, „ich rathe Ihnen, Herr Oberst, treten Sie ins Vorzimmer zurück; stellen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, Wachen aus, und warten Sie, bis ich und meine Kinder uns ankleiden — ich werde Ihnen folgen; der Gewalt muß ich weichen, trotzdem, daß ich gegen die Handlung im Namen Gottes und Georgiens protestire, und mich feierlich verwahre gegen die Fortschleppung und Beleidigung meiner und meiner Kinder. Ja, mein Herr! und meinen Worten werde ich vor dem Czar und der Welt Nachdruck zu verschaffen wissen. Ich berufe mich auf das Buch der Weltgeschichte, welches bezeugt, daß eine solche barbarische That noch nie ungerächt blieb.“

Die unglückliche Frau wußte es nur zu gut, mit wem sie zu thun hatte, darum griff sie so verzweiflungsvoll nach diesen, einige Hülfe reichenden Gründen. — Aber sie glaubte dennoch nicht, daß sie das befürchten müsse, was im nächsten Augenblick erfolgte.

Die Königin war nämlich noch immer im nächtlichen Negligée, und aus den zusammengezogenen Bettvorhängen sah nur ihr Kopf heraus. In ihrem Schrecken und in ihrem Zorne bemerkte sie aber nicht, daß einer ihrer Alabasterfüße aus den Falten der Vorhänge heraustrat, und schon seit einigen Augenblicken den Augen und der Rache des wilden Soldaten einen Zielpunkt bot.

Lazareff sprach nichts mehr, sondern trat mit einer unglücklichen Kühnheit vor, und den reizenden Fuß anfassend, schrie er roh:

„Jetzt werden Sie kommen, Madame, der Augenblick ist verflossen.“

Es ist unmöglich die Veränderung zu beschreiben, welche an der schnell aus den Vorhängen tretenden georgischen Frau sichtbar wurde. Schneller wie ein Pfeil, schneller wie der Gedanke riß sie den über ihrem Bette hängenden Dolch herab, und als sie der plötzlichen Gewalt nachgebend auf dem Teppich vor dem Bette auf die Knie fiel, da hatte der Dolch die Brust des Obersten schon durchfahren, und er lag ohne Leben zu den Füßen der, einem Racheengel gleichenden Frau.

Die Königin hatte wahr gesprochen, als sie Lazareff prophezeihte, daß er sie dann erst vor sich auf den Knieen sehen würde, wenn er selbst sterbend vor ihr liegen werde.

Lazareffs Adjutant zog den Säbel und führte unedler Weise nach der schutzlosen Frau einige Streiche, die von ihrer Wuth zu sich kommend, nach ihren Kleidern griff.

Der Herzlose war nicht im Stande zu begreifen, daß der Königin Georgiens nicht jene Wunden schmerzlich waren, welche an ihren unbefleckten Gliedern mit seiner Waffe, sondern jene, welche er ihr mit seinen Blicken schlug.

Der ungleiche Kampf währte noch, als der zuhauende Offizier mit einem furchtbaren Faustschlage zu Boden geschlagen wurde, und in der Thüre erschien — Eristaw.

Durch die Kleider der Königin strömte auf mehreren Stellen das Blut, aber die empfangenen Wunden hinderten sie nicht, schnell ins Bett zurückzuspringen.

Auf den Lärm und die Kunde von Lazareffs Tode drängte sich russisches Militär ins Zimmer.

„Eristaw!“ schrie die Königin, „warum erlaubte ich Dir nicht zu handeln; jetzt ist es zu spät!“

Die Königin sank zusammen; das aus ihren Wunden strömende Blut raubte ihr die Besinnung.

Sie wurde in ihrer Bewußtlosigkeit angekleidet, und in den Wagen gesetzt; die Kinder wollten in der zusammengehauenen, fieberkranken Frau ihre Mutter nicht erkennen.

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, war der dunkelblaue Himmel verschwunden; sie fühlte statt der blauen Luft Georgiens eine erstarrende Kälte, und ein Blick genügte, um zu erkennen, wo sie sich befinde: in dem Grabe aller Gefühle, Träume und Hoffnungen — in der Gefangenschaft in Rußland.

* * *

Georgien lag wie eine bezwungene Schlange zu den Füßen des nordischen Kolosses; aber es war nicht die Schuld dieses kleinen, aber muthigen Volkes, wenn seine verzweifelten Anstrengungen, mit welchen es sich befreien wollte, ohne Erfolg blieben.

Vor Georg XIII. hatte Alexander, König Herakläus' Sohn, sich mit dem Chan der Avaren verbündet, und ein Heer von 20,000 Mann gegen die Russen gestellt; aber Verrath hielt ihn mitten in seinem schönsten Sieges- und Rachegange auf. Sein Heer wurde umzingelt und versprengt, er selbst war genöthigt sich zu verbergen.

Im Jahre 1832 wurde eine große, über ganz Georgien verbreitete Verschwörung entdeckt deren Häupter alle nach Sibirien geschleppt wurden, um dort die Arbeiter der Bleibergwerke zu vermehren. Unter diesen Unglücklichen konnte man die Namen: Eristaw, Tschawtschawadsche, Andronikow und Andere lesen.

Georgiens Blumen wurden in die eisige Erde der Polargegend versetzt, sie mögen dort blühen, wenn es ihnen möglich ist.

Nach solchen Schlägen verlor Georgien seinen Adel und seine einstigen Kämpfer, es beruhigte sich und erstarrte.

Aber die Beschimpfung seiner Königin, und ihren

Tod in Noth und Elend wird es nie vergessen, und wenn es einstens Gelegenheit haben wird, an seinem mächtigen Feinde Rache zu üben, so wird es sich der empfangenen Wunden sicherlich erinnern.

König Otto von Griechenland †.

Wieder ist einer der vertriebenen Fürsten dahingegangen. Am 26. Abends nach 6 Uhr starb in seiner Residenz zu Bamberg König Otto I. von Griechenland. Derselbe war als zweiter Sohn König Ludwigs I. von Bayern am 1. Juni 1815 zu Salzburg geboren, und erhielt in München unter Leitung des Geistlichen Oettl durch Schelling, Thiersch und andere Gelehrte eine gute Schulbildung, welche er dann durch Reisen in Deutschland und Italien vervollständigte. Durch den Londoner Traktat der vermittelnden Mächte vom 7. Mai 1832 zum König von Griechenland erwählt, und von der griechischen Nationalversammlung vom 8. August desselben Jahres als solcher anerkannt, nahm er am 5. Oktober die königliche Würde an, und bestieg am 25. Januar (6. Februar) 1833 den Thron. Sein rührender Abschied in der Hofburg zu München und sein begeisterter Empfang in Nauplia sind durch bekannte Bilder verewigt.

Als König Otto nach Griechenland kam, war er noch nicht volljährig und regierte unter der ihm zugegebenen Regentschaft des Grafen v. Armansperg, des Staatsrathes v. Maurer und des Generals v. Heideck. Er brachte ein bayerisches Armeekorps mit in das Land, und mittelst energischer Maßregeln gelang es bald, die Ruhe herzustellen. Gegen Ende des Jahres 1834 erfolgte die Verlegung des Regierungssitzes von Nauplia nach Athen; am 1. Juni 1835 übernahm Otto mittels Proklamation die Regierung selbst, und erhob den Grafen Armansperg zum Reichskanzler. Schon nach zwei Jahren sah er sich gezwungen, seine deutschen Minister zu entlassen und ein aus Griechen gebildetes Ministerium zu berufen.

Otto's fast 30jährige Regierung über das in seinen Gränzen verkümmerte Land, und über ein Volk, in welchem die sittlichen Nachwehen einer Jahrhunderte alten Verkommenheit sich mit den halbverstandenen politischen Anforderungen der Neuzeit zu einem unliebsamen Chaos verschmolzen, zwischen der Anarchie im Innern und einer nie zu beseitigenden Finanznoth, so wie im fortwährenden Ringen gegen die Eingriffe und Umtriebe der „Schutzmächte", war, wie wir alle wissen, eine höchst schwierige und dornenvolle.

Die Zerrüttung der Finanzen und die steigende Unzufriedenheit des Landes führten zu einer Krise. Das Volk verlangte Entfernung aller Deutschen und eine Verfassung, welche Forderung von den Schutzmächten unterstützt wurde. Diese ließen König Otto am 5. September 1843 durch ihre Gesandten ein in London abgefaßtes Protokoll übergeben, worin Entlassung der Fremden, Aenderung des Regierungssystems und zu diesem Behufe Einberufung einer National-Versammlung verlangt wurde. Zehn Tage nach der Eingabe jener Note brach eine Militär-Revolution unter der Führung von Kalergis aus, welche fast unblutig verlief. Rußland hoffte schon damals König Otto durch einen russischen Prinzen zu ersetzen und rechnete bestimmt auf Otto's Resignation. Nun wurde ein sogenanntes nationales Ministerium eingesetzt, die Fremden wurden brutal entlassen und die National-Versammlung zur Berathung einer Verfassung berufen, welche im Laufe des Winters wirklich zu Stande kam und am 18. März 1844 vom Könige beschworen wurde. Aber die Griechen sind konstitutionell schwer zu regieren, denn ihre unbändige Freiheitslust geht nicht Hand in Hand mit dem Sinne für Gesetzlichkeit. Die Fremden, welche ihnen eine Administration eingerichtet hatten, waren sie los, eine Verfassung mit nationalem Ministerium hatten sie auch, aber die Ordnung in der Freiheit kam mehr und mehr abhanden. Die Intriguen der Schutzmächte, die unaufhörlichen Aufstände und demgemäß häufigen Ministerwechsel erzeugten einen Zustand der allgemeinen Korruption, aus dem das Land 1850 durch die Plackereien der Westmächte und durch die Ablenkung seiner Aufmerksamkeit nach Außen hin einigermaßen herausgerissen wurde. Als die Regierung und das Volk Griechenlands 1854 offen Partei ergriffen für Rußland und die Erhebungen in Epirus und Thessalien unterstützten, landeten am 25. Mai 1854 englische und französische Truppen im Pyräus. Der König wurde zu einer Erklärung strenger Neutralität gezwungen und ein Ministerium Maurokordatos eingesetzt, in welchem die Kreatur Rußlands, Kalergis, als Kriegsminister schaltete. Im Oktober 1855 gelang es dem Könige, sich Kalergis' zu entledigen und ein Ministerium Bulgaris zu berufen, welches in die schwankenden Zustände des Landes einige Stabilität brachte.

Indessen war die großgriechische Idee in die Köpfe gefahren, die wohl ewig unrealisirt bleiben wird, wenn man die Unfähigkeit der Griechen oder eigentlich der Gräco-Slawen, sich selbst zu regieren, in Betracht zieht. König Otto, ein gutmüthiger, ruheliebender Souverän, vermochte es nicht, sich für diese nationale Idee zu begeistern, und setzte ihr eine große Apathie entgegen, und so begann denn seine Unpopularität und jene von Rußland insgeheim genährte Agitation, welche mit der Vertreibung König Ottos endigte. Der König war eben auf einer Rundreise begriffen, als Athen ein Pronunciamento machte, das Ministerium gestürzt, eine provisorische Regierung eingesetzt und der König gewissermaßen von seiner mit den Agitatoren einverstandenen Umgebung eingeschifft und außer Landes gebracht wurde. Allein Rußland und die Gräco-Slawen erreichten ihren

Zweck nicht. Der Herzog von Leuchtenberg bestieg nicht den erledigten griechischen Thron, und die große Idee that nicht Einen Schritt näher zu ihrer Verwirklichung. An die Stelle des Deutschen auf dem Throne trat wieder ein Fremder, ein Däne, und wir hören nicht, daß die Griechen unter Georgios ruhiger und glücklicher sind, als sie unter Otto gewesen. Die sittliche und politische Verwahrlosung ist nach wie vor der Normalzustand im Lande, und in neuerer Zeit machen sich die Griechen nur durch die unerhörte Art bemerkbar, wie sie in der Sache Kretas der Pforte gegenüber alle Gesetze des internationalen Verkehres und Rechtes mit Füßen treten. Es gibt Dinge, die man eben erleben muß, um sie für möglich zu halten. Seit acht Monaten befindet sich Griechenland im offenen Kriege mit der Türkei. Es versieht die Candioten mit Waffen und Munition, hat Kaper ausgerüstet und stellt das ganze Kontingent der Kämpfenden auf der Insel. Der Aufstand auf Kreta ist das Werk Griechenlands, dessen Regierung es bei Gefahr der Verjagung nicht wagen darf, dieser Agitation entgegenzutreten. Andererseits entwickelte die türkische Regierung diesem griechischen Treiben gegenüber, in dessen Details sie ganz genau eingeweiht ist, eine Geduld, wie sie sich in ähnlicher Lage eine andere europäische Regierung gewiß nicht nachrühmen lassen würde. Der griechische Gesandte weilt in Konstantinopel und der türkische in Athen, als ob es auf Kreta eine Insurrektion nicht gäbe. Was wohl die Griechen nun, nachdem die Pazifikation Candias außer Frage steht, erfinden werden, um die Geduld der Mächte und namentlich der Pforte auf neue Proben zu stellen?

Wenn König Otto von Bamberg aus, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, auf die Ereignisse blickte, deren Schauplatz das Land, das er 29 Jahre lang regierte, seit seiner Vertreibung gewesen, so mag ihm trotz aller Verlockungen einer Krone kein allzu großer Schmerz ob des verlorenen Thrones das Herz erschüttert haben. Wenn es ein Vergnügen und eine Ehre ist, König zu sein und ein Volk zu regieren, so ist das Geschäft eines Königs von Griechenland ganz gewiß am wenigsten erfreulich und am wenigsten ruhmreich.

König Otto war seit dem 22. November 1836 vermählt mit der Prinzessin Amalia von Oldenburg, einer Frau, der seltene Geisteseigenschaften und ein großer Reiz der äußeren Erscheinung nachgerühmt werden. Die Königin erfreute sich in Griechenland einer außerordentlichen Popularität, und der Umstand, daß die Ehe König Otto's kinderlos blieb, war vielleicht mit eines der Motive, daß die Westmächte 1862 wenig dagegen einzuwenden hatten, als der nun Verstorbene im Oktober desselben Jahres aus Griechenland weniger verjagt als hinausgelogen und hinausintriguirt wurde.

König Otto, der das Bewußtsein in sich trug, redlich das Beste gewollt zu haben, nahm durch Proklamation vom 27. Oktober 1862 von Griechenland Abschied, und kehrte nach Bayern zurück, ohne sich jedoch zu einer förmlichen Abdankung zu verstehen, vielmehr die vertragsmäßigen Ansprüche der bayerischen Dynastie auf den griechischen Thron wiederholt wahrend. Erbe dieser Ansprüche ist, da die Ehe Otto's kinderlos blieb, Prinz Adalbert von Bayern, der dieselben schwerlich geltend machen wird, da der König Georgios I. von allen Großmächten anerkannt ist.

Mannigfaltigkeiten.

Das Wachsthum des Katholizismus in den Vereinigten Staaten von Nordamerika während der letzten 27 Jahre gränzt ans Wunderbare. Im Jahre 1830 zählte man bei einer Bevölkerung von 12,866,020 Seelen 450,000 oder $^1/_{29}$ Katholiken. Im Jahre 1840 waren ihrer auf 16 Millionen Seelen schon 900,000 oder $^1/_{18}$ der Bevölkerung; 1850 von 23 Millionen 2,150,000 oder $^1/_{11}$; 1860 von $31^3/_4$ Millionen $4^1/_2$ Millionen oder fast $^1/_7$ der Gesammtbevölkerung. Hiernach hat sich die römisch-katholische Bevölkerung alle zehn Jahre mehr als verdoppelt. In derselben Progression muß sie 1870 über $8^1/_2$ Millionen oder $^1/_5$ der Gesammtbevölkerung zählen. Das erste römisch-katholische Bisthum wurde 1799 in Baltimore errichtet. Heute zählt die römisch-katholische Kirche in den Vereinigten Staaten 7 Erzbischöfe, 39 Bischöfe, 81 Erzpriester, 3833 Priester, 72 Seminarien, 1400 Schulen und Hochschulen mit 30,000 Schülern und 3000 Kirchen zum Schätzungswerthe von 37 Millionen Dollars — der zahlreichen Klöster und sonstigen Anstalten und Institute gar nicht zu gedenken, die von katholischen Geistlichen, Brüdern und Schwestern geleitet werden.

[Auf der Landstraße.] Gendarm (zum Vagabunden): Halt da, guter Freund! Kann Er sich ausweisen? — Vagabund: Ist nicht nöthig; ich bin ja eben erst ausgewiesen worden!

Logogryph.

Mit Fünfen komm' ich die Blätter zu rühren
Du findest mich an Stahl und Eisen mit Vieren;
Mit Dreien bin ich ein gold'nes Thor;
Mit Zweien warn' ich vor Horchers Ohr.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 181 Mittwoch, 31. Juli 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

I.

Die Raubritter.

„Vater, Du wirst Dir die Augen verderben und es nutzt doch Alles zu nichts; hättest Du lieber den Schreiberposten behalten, es stände besser um uns Alle!"

So sprach die Frau des Kopisten Schulze an einem trüben Dezembernachmittage, an dem um vier Uhr schon sämmtliche Gaslaternen der Provinzial-Residenz, in der unsere wahre Geschichte spielt, brannten, natürlich auf den Straßen.

Der Gatte — Julius Cäsar Schulze — die beiden pompösen Vornamen hatte er sich zugelegt, als er seinem ersten Trauerspiel das Leben gegeben, — erwiderte nichts, wenn man den Seufzer, in dem sich gleichzeitig Anklage und Resignation aussprachen, nicht als Antwort gelten lassen will.

Wenn er jedoch geglaubt hatte, durch diesen passiven Widerstand den Redefluß Frau Friederikens zu hemmen, so irrte er gar sehr, denn wie ein Strom, dem sich kein Damm entgegensetzt, ergoß sich derselbe über den stillen Dulder, der inzwischen schon zufrieden war, daß ihm die schönere Hälfte wenigstens jetzt eine kleine Oellampe, wenn auch brummend, auf den fichtenen Schreibtisch setzte, bei deren spärlichem Lichte er emsig das edle Gestein aus dem Schachte seines Geistes an die Oberwelt förderte.

Blicken wir uns indessen etwas in dem Stübchen um. Es sah gerade nicht unfreundlich darin aus, dafür sorgte Frau Friederikens ordnende Hand, sondern schlicht und kleinbürgerlich. Ein altmodisches Sopha mit auf dem Sitz vielfach geflicktem Ueberzuge, ein großer braun gebeizter Tisch davor, den eine roth und schwarz geblümte Wolldecke nur spärlich bedeckte, zwei Kommoden von Fichtenholz, und einige etwas wackelige Stühle bildeten das Meublement des mäßig großen Wohngemaches der Familie Schulze.

Nur die Wände, von Natur mit einem schmutziggelben Anstrich versehen, trugen, wie der Kopist mit nicht geringer Genugthuung zu äußern pflegte, ein künstlerisches Gepräge.

Seine Hand hatte dieselben nämlich mit einer Masse von Bildern geschmückt, kleinen und großen Kupferstichen, Lithographien, Photographien oder Holzschnitten bunt durcheinander, wie sie ihm ein günstiges Geschick bescheert hatte.

Und nicht eingerahmt und wohl verglast — nein, diesen Luxus erlaubte die kärglich gefüllte Kasse, die noch dazu Frau Friederike als vormärzlicher Finanzminister verwaltete, nicht; sondern mit Kleister aufgeklebt hingen die Sterne erster, zweiter, dritter und neunundzwanzigster Größe, die je und je am Kunsthimmel Deutschlands, der Welt gestrahlt, in bunter Reihe beisammen.

Manche befanden sich freilich schon in etwas desolatem Zustande, denn Frau Schulze, der diese Bildergallerie ohnedem ein Gräuel war, vereinigte respektlos geniale und nicht geniale Züge auf's Nachdrücklichste mit der Kehrbürste; und so hatte denn z. B. Emil Devrients schönes Profil eine gewaltige Verkürzung, was die Nase betraf, erlitten, und Davisons kaustisches Lächeln um die feingeschnittenen Lippen war durch dieselbe nasse Bürste (denn die beiden Vertreter des Idealismus und Realismus in ihrer Kunst hingen freundschaftlich beisammen) auf ewige Zeiten verwischt worden, Julius Cäsar bemerkte es mit melancholischem Lächeln, während Madame dieß Malheur sehr kalt ließ.

Sie war übrigens sonst, wie der Leser vielleicht argwöhnt, durchaus keine Xantippe, im Gegentheil eine recht gute und sorgliche Hausfrau, nur leider eine durch und durch prosaische Natur, die auf der breitesten realistischen Basis stand, und selbst nicht in der ersten Jugendzeit von dem geringsten poetischen Hauche verklärt worden war.

Allerdings blieb es ein nicht zu lösendes Räthsel, warum gerade Julius Cäsar, der Besitzer eines nach dem Ideal strebenden Menschengeistes, sich mit der kolossalen Friederike in Liebe und aus Liebe verbunden hatte — doch verschiedene Pole ziehen sich an, und die Gegensätze berühren sich, auch werden die Ehen im Himmel geschlossen, grübeln wir daher diesem scheinbaren Widerspruche nicht nach, besonders da das Faktum in der Welt- und Menschengeschichte seine Berechtigung hat.

Genug, der zwanzigjährigen und ziemlich glücklichen Ehe waren zwei Nachkommen entsprossen, eine jetzt achtzehn Frühlinge zählende Seraphine und ein vierzehn-

jähriger Friedrich Wolfgang, der, trotzdem er die Vornamen der Dichterfürsten trug, zu seines Vaters tiefstem Schmerze keine Spur von Talent zeigte, vielmehr nur die Eigenschaften seiner Mutter geerbt hatte: die Neigung für das Materielle, welche sich bei dem Sohne in einer merkwürdigen Gefräßigkeit gipfelte.

Seraphine dagegen war eine würdige Tochter ihres Vaters; sie hatte Sinn, Gefühl und Verständniß für die Kunst — sogar für zwei Künste, nämlich für die dichtende und darstellende Muse.

Und stopfte sie, zu Madame Schulze's Aerger und Herzeleid auch nie ein Loch im Strumpfe, oder strickte sich gar ein Paar, so deklamirte sie, zu des Vaters Freude, des Mädchens Klage, den Monolog der Julia oder Klärchens Abschied, gleichviel, mit eben so tiefem Gefühl als hohem Pathos.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“ Seraphine folgte derselben und ging zur Bühne, ward auch — aller Anfang ist schwer — daselbst als Statistin angestellt, und hatte die Genugthuung, zur Wiedergabe der Meisterwerke aller Zeiten wenigstens ihr bescheiden Theil beitragen zu können.

Den kleinen Gehalt, den sie bezog, verwendete sie halb zu ihrer Garderobe, halb zahlte sie ihn als Kostgeld in der Mutter Wirthschaftskasse; und so hätte die kleine Familie wenigstens ziemlich sorgenlos leben können, wenn nicht Vater Schulze, der einen Schreiberposten in der Magistratur seiner Vaterstadt bekleidete, denselben aufgegeben hätte — allerdings nicht ganz freiwillig, denn er war, was man beim Militär in solchen Fällen mit einem Kunstausdruck zu bezeichnen pflegt, „abgegangen worden.“

Schulze hatte nämlich ein Atom wirklicher dichterischer Begabung von der gütigen Natur empfangen; dazu kam seine Passion für das Theater, die durch das Parterre-Freibillet, das Seraphinens Künstlerthum ihm öfter einbrachte, auf's Neue entfacht wurde.

So hatte er denn einen dunklen Begriff davon, wie ein Bühnenstück ungefähr beschaffen sein müsse, um Glück zu machen und sein Vorhaben: dereinst als dramatischer Dichter vor sein staunendes Vaterland, respektive die Lampe des Stadttheaters, zu treten, wurde nach und nach zur fixen Idee.

So that er denn, was er nicht lassen konnte, und begann — und zwar in Prosa, da es in Jamben durchaus nicht gehen wollte — eine Tragödie zu formiren, bei deren Konzeption die „Lichtensteiner“, das „Käthchen von Heilbronn“ und selbst der eisenarmige Götz zu Gevattern standen.

Aber es ging trotzalledem nur langsam vorwärts und die guten Gedanken waren seltener wie der Schnee im Mai, wenn sie auch ebenso schnell zerflossen — Julius Cäsar war nämlich sehr vergeßlicher Natur. Um nun diesem schlechten Gedächtnisse im Interesse der Dichtkunst zu Hülfe zu kommen, hatte er sich angewöhnt, so wie ihm eine gute Idee — außer dem Bereiche seines eigenen Schreibtisches kam, dieselbe sofort in allgemeinen Andeutungen zu notiren, um sie bei größerer Muße in ein hochzeitlich Gewand eingekleidet, seinem Trauerspiele einzuverleiben.

So kam es denn, daß seine Vorgesetzten mit großer Verwunderung und nicht geringerer Indignation bald einen Stoßseufzer „Adelgundens“, bald eine Verwünschung „Hugo von Sternecks“ auf dem Rande der Akten verzeichnet fanden, die dem Dichter zum Kopiren übergeben worden waren.

Als sich aber im Verlaufe der Zeit noch mehrere, durch falsche Zahlen verursachte Rechnungsfehler herausstellten, und Schulze in seiner Distraktion einen Stadtrath mit „gestrenger Herr Schöffe“ anredete — da war's um ihn geschehen, und er wurde, wie schon gesagt, „abgegangen“.

„Wenn, wie nicht mit Unrecht behauptet wird, Noth und Mangel auch die heißeste Liebe erkalten lassen, so kann sich der freundliche Leser ungefähr vorstellen, wie viele Grad unter Null Frau Friederikens sehr gemäßigt warme Zuneigung sank, als ihr der zerknirschte Gatte mit einer wahren Leichenbittermiene und in Worten, deren Tragik für einen abgesetzten König ausreichend gewesen wäre, das traurige Faktum mittheilte.

Je kälter es aber in ihrem sorgenvollen Herzen ward, je heißer machte sie dem stillen Dulder die Hölle seines Ehehimmels, und wenn er dann endlich gereizt durch ihre endlosen Vorwürfe und Anklagen verzweiflungsvoll mit Göthe's Tasso rief:

„Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr!
Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen —“

so erwiderte sie, ihn heftig unterbrechend: „Ja, wenn Du Einfaltspinsel nur Seide spinnen könntest, aber das wirst Du nie lernen!“

Und Cäsar nickte statt aller Antwort wehmüthig mit dem Kopfe, und in Ermangelung dieses einträglichen Geschäftes, von dem er im Stillen auch überzeugt war, es nie lernen zu können, bemühte er sich um Arbeit und erhielt solche auch in Gestalt eines Packetes unleserlich geschriebener Manuskripte, die man ihm zum Kopiren anvertraute.

Und da er eine schöne Hand schrieb, auch vermöge der eigenen dichterischen Begabung stets bei der Sache war und keine Schreibfehler machte, auch seinen „dümmlichen“ Kunden, die es im Allgemeinen nicht allzustreng mit der edlen Kunst der Rechtschreibung zu nehmen pflegten, sogar die fehlerhaften oder mangelnden Interpunktionen verbesserte und es in der guten Stadt B*** Viele gab, die Uhlands Zuruf: „Singe, wem Gesang gegeben!“ auf sich bezogen, so war Schulze bald ein gar beliebter und nicht zu schlecht bezahlter Abschreiber.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Ferner erhielt der Redakteur Widmann unterm 20. April 1832 folgende Zuschrift von einem wohlwollenden und sehr beschäftigten Rechtsanwalt:

„Da Sie den Zorn der Erdengötter auf sich geladen haben, und um Ihre Landgerichts-Praxis gekommen sind, so biete ich Ihnen Theilnahme an der meinigen an, wodurch Sie für den Verlust Entschädigung finden werden. Ihren „Volkstribun“ können Sie hier, wo eine Druckerei besteht, wohl auch fortsetzen.“

An diese aktenmäßige Darstellung schließen wir nun folgende kurze Bemerkungen an. Die Staatsregierung darf bei ihren Maßregeln zwei Momente nicht außer Augen lassen, nämlich das Recht und die Klugheit. Ist eine Maßregel ungerecht, oder auch nur unbillig, so setzt sie das Vertrauen und die Liebe des Volkes aufs Spiel, ist sie aber dabei noch unklug, so daß nicht einmal der vorgesteckte Zweck damit erreicht wird, dann setzt sie sich noch überdieß dem Spotte aus, und der Spott ist bekanntlich den Regierungen gefährlicher als männlicher Trotz.

Im vorliegenden Falle aber dürfte leicht nachzuweisen sein, wie die Regierung des Untermainkreises bei der Verfolgung dieses Journalisten weder recht noch klug gehandelt habe.

Das Verhältniß der landgerichtlichen Praxis kann von verschiedenen Seiten aufgefaßt werden. Einmal ist sie nebst dem aristokratischen Institute des Accesses bei Gerichtshöfen eine Bildungsanstalt für Staatsdienstaspiranten, und da jeder Bayer verfassungsmäßig gleichen Anspruch zu allen Zivil-, Militär- und Kirchenämtern hat, und diesen Anspruch nur unter den im Gesetze vorgesehenen Fällen verliert, so kann ein Rechtspraktikant gleichfalls nur unter solchen gesetzlichen Voraussetzungen, die aber immer durch ein richterliches Urtheil ausgesprochen sein müssen, aus dem Vorhofe des Staatsdienstes entfernt werden, da ihm eine solche Entfernung eo ipso auch den Anspruch auf den Staatsdienst selbst raubt. Nur ein begangenes Verbrechen oder Vergehen kann die Staatsregierung berechtigen, den Schuldigen aus den Staatsdienst zu entfernen und ihm den Eintritt in denselben zu verschließen. Da es aber auch Fälle geben kann, wo ein Rechtspraktikant sich zwar keines offenbaren Verbrechens oder Vergehens schuldig macht, aber theils durch die Art seiner amtlichen Funktion, theils durch sein sittliches respektive unsittliches Betragen die Achtung für das Gericht gefährdet, bei dem er arbeitet, dann dürfte analog mit den im Strafgesetzbuch und im IX. Verfassungsedikte aufgeführten Bestimmungen die Entlassung desselben um so gewisser erfolgen, wenn wiederholte Warnungen und vielleicht auch Disziplinarstrafen erfolglos blieben. Wir meinen hier natürlich die durch die Oberbehörde amtlich befohlene Entlassung, denn der Landrichter kann seine Praktikanten entlassen, wann er will.

Von der andern Seite steht der Rechtspraktikant mit seinem Landrichter im Verhältniß eines Privatvertrags, der jeden Augenblick von beiden Theilen wieder aufgekündigt werden kann, den aber die Staatsregierung in so lange zu respektiren hat, als nicht die Integrität des Landgerichts durch die Anwesenheit des Rechtspraktikanten gefährdet wird. Der Landrichter ist für alle Amtshandlungen seines Gerichts verantwortlich, er und nur er hat sohin zu beurtheilen, in wie fern er diesem oder jenem Rechtspraktikanten einen Theil seiner Geschäfte anvertrauen dürfe. Wo aber ungesetzliches und unsittliches Betragen eines solchen Gehülfen das Einschreiten der kontrolirenden Oberbehörde nöthig machen, da ist es nicht damit abgethan, daß man sagt, man habe sich veranlaßt gefunden, diesem oder jenem Rechtspraktikanten aus administrativen Gründen die Praxis bei diesem Gerichte nicht mehr zu gestatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

In London ist ein Werk an die Oeffentlichkeit getreten, dessen Inhalt sowohl wie sein Ursprung nicht verfehlen kann, ein reges Interesse zu wecken, und zwar in Deutschland kaum minder, als in England. Es ist der erste Band der seit Jahren schon angekündigten Biographie des Prinzen Albert, als deren eigentliche Verfasserin die Wittwe des edlen Fürsten zu betrachten ist. Die äußere Form rührt freilich vom Generallieutenant Grey her; doch hat er seine Arbeit unter der persönlichen Leitung der Königin Viktoria unternommen und zahlreiche Betrachtungen und Notizen, die ihrer eignen Feder entflossen sind, in den Text eingeschaltet. Die Uebersetzung derjenigen in das Werk aufgenommenen Briefe des Prinzen, die ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben worden, rührt größtentheils von der Prinzessin Helena, der dritten Tochter der Königin, her. Die Herausgabe der in Zukunft noch zu erwartenden Bände, welche das spätere Leben des Prinzen-Gemahls zum Gegenstande haben sollen, ist dem wohlbekannten Schriftsteller Theodor Martin (welcher sich u. A. durch Uebertragung Göthe'scher Gedichte einen Namen gemacht hat) anvertraut.

Nach der früheren Anordnung sollte das Werk nur für einen beschränkten Leserkreis bestimmt sein: für die Mitglieder der königlichen Familie und eine auserlesene Zahl sonstiger persönlicher Freunde des Verstorbenen. Schließlich hat die Königin sich doch bewogen gefunden, eine Schrift, welche ihrem Wesen und Gegenstande nach fast der ganzen gebildeten Welt eine willkommene Gabe

sein mußte, Allen und Jedem zugänglich zu machen; ein Entschluß, wegen dessen ihr um so größerer Dank gebührt, als es sie nicht geringe Ueberwindung kosten mußte, manche der geheimsten Gedanken und Empfindungen ihres Herzens vor einem größeren Publikum zu enthüllen. Und mit Recht heißt es wohl in der Einleitung, daß nicht ein Wort, eine Handlung des Prinzen selbst vor der Welt offen gelegt werden könnte, aus denen nicht sich ein helleres Licht auf die Größe und die Güte seines Charakters ergösse. Vielleicht auch wird die rückhaltlose Enthüllung dieses edeln Charakters das Ihrige dazu beitragen, um das günstige Urtheil fester zu begründen, welches Deutschland stets, England eigentlich erst seit dem Tode des Prinzen über ihn gefällt hat. Denn, wenn es von einem Menschen mit Wahrheit gesagt werden kann, daß seine Verdienste erst von der Nachwelt anerkannt worden seien, so gilt dieses vom Prinzen Albert in England. Wenige Tage vor seinem fast plötzlich zu nennenden Hintritte waren von den vornehmsten Stimmführern der englischen Presse noch bitterböse Anfeindungen und Verdächtigungen gegen ihn gerichtet worden, gegen den sogenannten „deutschen Einfluß“ am Hofe, der als eine Quelle des verderblichsten Unheils für England dargestellt wurde. Und kaum eine Stunde hatte der Vielverleumdete die Augen im ewigen Schlafe geschlossen, als es in allen Blättern von Nekrologen wimmelte, die hier förmlich in Thränen schwammen und dort sich in ekstatische Verzückungen der Bewunderung hineinarbeiteten. Am 13. Dezember 1861 Worte nur dünn verschleierten Hasses; und am 15. Dezember — ja, wie oft mag am 15. Dezember das Wort des Antonius an Brutus Leiche zitirt oder erklärt worden sein:

„Dieß war der beste Römer unter allen....
Sanft war sein Leben und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Dieß war ein Mann!“

Wir Deutsche, von denen der wahre Werth des edlen Prinzen, unseres Landsmannes, nie verkannt worden ist, dürfen uns ohne Gewissensbisse, ohne das bittere Gefühl früherer Versündigung gegen den Hingeschiedenen, der schönen und hochzuschätzenden Gabe erfreuen, welche die Königin in dem nun erschienenen Werke auch uns dargeboten hat. Denn wenn irgend eine Gesammtheit, so gehört das deutsche Volk zu denen, welchen die königliche Wittwe die Biographie ihres Gemahls widmet, denjenigen nämlich, die mit warmer Sympathie auf das Lebensbild des zu früh aus dem Kreise der Lebenden Abgerufenen hinblicken.

Der Vorrede und einem ihr angehängten Briefe des Generals Grey an die Königin, welcher hauptsächlich über Art und Beweggründe der Veröffentlichung handelt, folgen einige „einleitende Bemerkungen“, die eine kurze Charakterschilderung des Prinzen und eine Inhalts-Uebersicht enthalten. Die Absicht, durch dieses Werk dem Verstorbenen ein seiner würdiges biographisches Denkmal zu setzen, wird darin bescheiden in Abrede gestellt. Es soll „eine Zusammenstellung von Briefen und Aufzeichnungen bringen, die zum größten Theile von dem Prinzen und seiner königlichen Gemahlin selbst herrühren und in denen sich die Materialien für eine ausgeführtere Lebensbeschreibung sammeln lassen.“ Der erste Band beginnt mit einem geschichtlichen Rückblick auf die Familie Sachsen-Koburg und einer Skizze ihrer Mitglieder in dem Geburtsjahre Alberts (1819), und reicht hinab bis ins erste Jahr seiner Vermählung mit der Königin, und zwar bis zur Geburt der ersten Tochter, der jetzigen Kronprinzessin von Preußen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei einer Revue, die zu Ehren des Sultans in Wimbledon (England) veranstaltet wurde, fehlte es wieder an Polizei; der Gaunerpöbel drängte in die Nähe des Orts, wo der Sultan in den Wagen stieg, eben um ein Gedränge zu erzeugen, und im Schutze desselben zu plündern. Mehrere Damen, bei denen der Graf Granville stand, wurden von dem Gesindel gehindert, einzusteigen, und der Lord versuchte es erst mit Vorstellungen, die verdächtigen Gesellen zur Raison zu bringen. Als das aber nichts half und Polizei nicht vorhanden war, da erinnerte er sich, obwohl bereits in den Fünfzigen, dessen, was er in seiner Jugend gelernt, und ergriff gegen den frechsten der Gauner einen baumlangen Kerl, die Offensive. Ein kurzer hitziger Kampf folgte, Stoß auf Stoß wurde geführt und parirt, aber es dauerte nicht lange, bis Graf Granville seinen jüngeren und überlegenern Gegnern geschlagen heimsandte und die applaudirende Menge ihm half, seinen Damen den Weg zu säubern.

In Malta herrscht eine Hitze, wie sie seit zwanzig Jahren nicht vorgekommen. Admiral Kelett gab den österreichischen und russischen Marineoffizieren ein Bankett, wobei die Temperatur so hoch war, daß die nicht brennenden Wachskerzen auf dem Tische buchstäblich vor Wärme schmolzen. Einer der Anwesenden, der zweimal im Juli die Wüste durchzogen, erklärte die Hitze für größer, als er sie dort jemals gefunden.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 182 Donnerstag, 1. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Frau Friederike hatte nun weniger zu klagen, aber sie klagte doch, denn es war doch nur ein unsicheres Stück Brod und der Hunger ein so sicherer und unnachsichtiger Mahner.

Zudem regte sich in Schulze, wie die Gattin seufzend bemerkte, schon wieder der alte Theaterteufel, frisch genährt durch so manche der siebenfüßigen und siebenaktigen Tragödien, die seine Feder geduldig kopirte, während es in seinem ungeduldigen Herzen sprach: „So kannst Du's auch, und besser!"

Also verlor er denn im Drange der prosaischen Beschäftigung, die den Anforderungen und Bedürfnissen des realen Lebens Rechnung trug, sein ideales Ziel nicht aus den Augen und arbeitete eben jetzt an der zierlichen Reinschrift seines eigenen Werkes und zwar schon an dem fünfundzwanzigsten Auftritt des sechsten Aktes.

Und Frau Friederikens Brummen darüber war wenigstens nicht so ganz ungerechtfertigt, denn hoch aufgethürmt lag zur Seite des Schreibtisches ein Haufen zu kopirender Geisteswerke des B***schen literarischen Damenkränzchens, dem Dr. phil. Aloisius Meibeck, Dichter und Journalist, als höchste Behörde präsidirte — und dazu war in ihrer Kasse fürchterliche Ebbe.

Sie fühlte nichts von dem Jubel des Dichters, dem das Kind seiner Muse so reinlich von dem weißen Velinbogen entgegenlacht, und dachte mit sorgender Seele, ob der Kaufmann an der Ecke wohl noch ein Viertel Pfund Kaffee borgen, und die Händlerin im Keller einen zweiten Schäffel Kohlen verabfolgen würde.

Die schöne Leserin ersieht daraus, daß Julius Cäsar zu Denen gehörte, die „unverstanden" die sandige Wüste des Lebens durchziehen, mit Lasten beladen, gleich dem Kameel, dem der Dichter der „Raubritter", auch noch sonstwie glich, wie wir gleich näher sehen werden; denn jetzt blicken wir nach der lieblichen Gestalt, die eben in dem Rahmen der Thür erscheint.

Es ist Seraphine.

Ein schwarzes Sammetbaret mit weißer Taubenfeder schmückt ihren Lockenkopf und die Fülle der blühenden Wangen kontrastirt etwas — aber nicht unangenehm — mit dem schwärmerisch zum Himmel gerichteten Blick des blauen Auges.

Die Züge des Gesichtes, wenn auch nicht allzu regelmäßig, sind von der Frische der Jugend, der die Schminke noch nichts von ihrem Glanze geraubt hat, überhaupt, und machen das junge Mädchen zu einer durchaus angenehmen Erscheinung.

„Vater!" ruft Seraphine, noch erhitzt vom raschen Laufen, und Muff und Mantel eilig in die Ecke, sich selbst aber auf das harte Kanapee werfend, „Vater, gute Nachricht, morgen will Dich die Schwarz empfangen!"

„Per aspera ad astra!" entgegnet der Dichter mit einem Blick zum Himmel. „Ich danke Dir, mein Kind, für diesen Hoffnungsstrahl, der gleichsam das blutige Düster von Hugo von Felsenecks letztem Monologe, an dem ich eben jetzt noch einige Schönheiten anzubringen willens bin, erleuchten soll. Gleich bin ich damit zu Ende, so lange schweige noch, meine Seraphine."

Seraphine schwieg und Frau Schulze brummte sehr vernehmlich „dummes Zeug!" vor sich hin, als sie sich kopfschüttelnd nach der Küche begab, um von dem letzten knappen Loth und einer Portion Cichorien den Nachmittagskaffee für die Familie zu bereiten, indessen die Tochter das barettgeschmückte Haupt in die Hand gestützt, sich einer angenehmen Träumerei hinzugeben schien, denn ein heiteres Lächeln umspielte ihre hübschen Lippen.

Junge Mädchen träumen immer angenehm, besonders wenn sie nicht häßlich sind, und Künstlerin dazu, wenn auch vorläufig nur mit zehn Thaler Monatsgage.

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Stübchen, welche nur unterbrochen wurde von dem Ticken der großen Schwarzwälder Wanduhr und einzeln abgebrochen gesprochenen Worten, die Schulze in seiner Herzensangst den passenden Reim zu finden — denn Hugo von Sterneck sollte kein ungereimtes Ende nehmen — hervorstieß.

„Ich geh' von Dir auf steilem, dunklem Pfade — Zu schau'n des ew'gen Lichtes helle Klarheit, — Nach dieses Lebens Schuld und schwerem Irrthum — durch Gottes Gnade zu dem Quell der Wahrheit. — Das ist nicht Alles wie es sein soll! Pfade — Schade — Lade — Gnade — vielleicht so: Ich geh' von Dir auf steilem, dunklem Pfade — Zu schau'n des ew'gen Got-

tes Gnade. Hm, auch das gefällt mir noch nicht — Gottes Gnade schau'n — nein, es muß anders werden."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der gepreßten Brust des gemarterten Dichters, er legte die Hand an die brennende Stirn und dachte und dachte. — „Ein Königreich für einen guten Gedanken!"

Da, er biegt sich vor, hastig fliegt die Feder übers Papier — jetzt ist's gewiß gelungen, denn ein seliges Lächeln verklärt seine Züge, er ist also zufrieden.

„Seraphine!" ruft er jetzt laut, indem er sich den Schweiß von der Stirne trocknet, „Seraphine, höre zu, ich hab's getroffen!

Ich geh' von Dir auf dunklem Todespfade,
Ich hab' gebüßt des Lebens Schuld und Sünde.
Mein Schwert hat Dich gerächt. Durch Gottes Gnade
Ich Dich dereinst dort oben wiederfinde.
Bewährend meiner Ahnen ächten Adel
Sterb' ich, ein Ritter ohne Furcht und Tadel."

„Sehr schön, Vater," rief die Tochter, sich lebhaft vom Sopha erhebend, „das muß durchschlagen, das ist was für Herrn Alexander, dafür wird er dreimal gerufen. Aber die Schwarz, wie steht's mit der, hat die einen guten Abgang? Denn das ist die Hauptsache bei jedem Stück, sagt sie."

Cäsar lächelte schlau. „Sie hat sich nicht zu beklagen, die „Adelgunde von Felsenstein" ist eine hochtragische Partie, und ich denke, sie wird schon deßhalb etwas für das Stück thun, denn auf unsere entfernte Verwandtschaft gebe ich nicht viel, obgleich es freundlich genug von der berühmten Künstlerin ist, sich ihrer überhaupt zu erinnern."

Dabei stand der Dichter auf, oder sprang vielmehr von seinem hohen Sessel herab, und bei der Gelegenheit wollen wir ihn uns näher ansehen.

Wenn die gütige Natur Julius Cäsar Schulze durch Verleihung eines poetischen Talentes ausgezeichnet, so hatte sie diese besondere Vergünstigung dadurch sogleich wieder paralisirt, daß sie ihn körperlich ebenso kärglich als geistig reich ausstattete — obwohl Cäsar in der Breite den doppelten Umfang eines gewöhnlichen Menschenkindes besaß, denn — wir können es dem geneigten Leser nicht länger verschweigen — er war buckelig in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Und dazu war der Kopf, der aus diesem Gebirge hervorschaute, nicht einmal hübsch — sondern sogar recht sehr häßlich; nur die Augen hatten einen schwärmerischen idealen Ausdruck und das schwarze Lockenhaar wallte, von der niedrigen Stirn nach hinten gestrichen, in üppiger Fülle auf den Nacken herab — oder auf den Buckel — wie man will.

Jetzt trat Frau Friederike mit den klappernden Kaffeetassen herein und Schulze, obwohl er aus Erfahrung wußte, wie wenig Interesse die Ehehälfte für sein Geistesprodukt empfand, konnte es doch nicht lassen, auszurufen: „Mutter, sie sind fertig, meine Raubritter sind vollendet."

„Na, Gottlob," entgegnete diese, die Tassen mit der braunen, lieblich duftenden Flüssigkeit füllend, „dann wirst Du auch endlich wieder anfangen, vernünftig zu arbeiten und was Nützliches zu thun, Zeit wär's!"

Cäsar lächelte mit sanfter Ueberlegenheit; er fühlte sich heut so erhaben über alles Leid der Welt, so befreit von dem jedem Sterblichen anhaftenden Erdenrost, daß die Bemerkung der prosaischen Gattin nicht vermochte, den guten Humor zu zerstören, indem er sich erhebend und die Kaffeetasse schwenkend, fröhlich ausrief: „Es lebe die göttliche Kunst, sie läßt ihre Jünger nicht zu Schanden werden!"

Frau Friederike blickte ob dieses ungewöhnlichen Gebahrens zum Himmel und in ihrem sprechenden Auge lag die Bitte: „Gott behüte ihn vor Wahnsinn!"

Aber auch Seraphine, schon vom Hauche des Realismus angekränkelt, gab dem Vater nicht unbedingt Recht, sondern die weise Bemerkung:

„Um es in der Kunst zu etwas zu bringen, braucht's vor Allem der Protektion, ohne die kommt man im Leben zu Nichts."

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Fortsetzung.)

Der vom Herzoge Ernst von Sachsen-Koburg im Jahre 1817 geschlossenen Ehe mit der Tochter des letzten Herzogs von Gotha entsprossen zwei Söhne: der gegenwärtig regierende Herzog Ernst, geboren 1818, und der am 26. August 1819 geborene Prinz Albert. Die Mutter wird geschildert als „sehr schön, obgleich kleiner Gestalt, blond, mit blauen Augen; ihr Sohn Albert soll ihr sehr ähnlich gewesen sein. Sie war eine kluge und talentvolle Frau; die Ehe aber war leider keine glückliche und wurde im Jahre 1824 aufgelöst. Die junge Herzogin verließ Koburg und sah seitdem ihre Kinder nie wieder. Ihr Tod erfolgte 1831 in St. Wendel nach langer schmerzhafter Krankheit. Auch die vierte Tochter des Prinzen Albert und der Königin soll in ihrer Erscheinung sehr an sie erinnern." Wie sie denn auch beide den gleichen Namen Luise führen. Nur selten geschieht der Herzogin Erwähnung, doch stets mit Achtung und Liebe. Mehr lesen wir von der Erzherzogin-Wittwe von Sachsen-Koburg, der Großmutter der Prinzen Ernst und Albert und als Mutter der Herzogin von Kent auch Großmutter der Königin Viktoria. Sie widmete den beiden Prinzen wahrhaft mütterliche Sorgfalt und in dem vorliegenden Werke wird ihrer vielfach mit liebender Ehrfurcht gedacht. Die Königin erinnert sich ihrer gut und war ihr sehr zugethan; von ihren Kindern wurde sie fast

angebetet, besonders von ihrem Liebling, dem späteren Könige Leopold von Belgien. Sie war ein lebender Beweis der oft ausgesprochenen Beobachtung, daß große Männer meist begabte Mütter haben. Innigen Antheil an den beiden Prinzen Ernst und Albert nahm auch die Stief-Großmutter, die zweite Gemahlin des Herzogs von Gotha, und aus den zwischen diesen beiden Großmüttern gewechselten Briefen erhalten wir Berichte über die Kindheit der Prinzen.

Als Albert acht Monate alt war, beschrieb seine Mutter das Brüderpaar in folgenden Worten:

Ernesto est bien grand pour son âge, vif et intelligent, ses grands yeux noirs pétillent d'esprit et de vivacité ... Albert est superbe, d'une beauté extraordinaire; a de grands yeux bleus, une tout petite bouche, un joli nez, et de fossettes à chaque joue; il est grand et vif, et toujours gai. Il a trois dents, et malgré qu'il n'a [sic] que huit mois, il commence déjà à marcher.

Die Großmutter erwähnt mehrfach, daß Albert kein starkes, aber sehr schönes Kind sei:

„Das kleine Alberinchen mit seinen großen blauen Augen und den Grübchen in den Wangen ist bezaubernd, keck und flink wie ein Wiesel. Ernst ist lange nicht so hübsch, nur daß seine klugen braunen Augen sehr schön sind; aber er ist groß, lebhaft und verständig für sein Alter ... Albert ist sehr hübsch, aber zu schmächtig für einen Knaben: lebendig, sehr munter und witzig, äußerst gutmüthig und doch voller Schelmenstreiche."

Im Alter von vier bis fünf Jahren wurden die beiden Brüder Herrn Florschütz in Koburg zur Erziehung anvertraut. Florschütz nahm sich seiner Zöglinge mit Eifer und Geduld an und leitete ihre Studien 15 Jahre lang. Nach seiner Schilderung gab der jüngere Bruder in den gemeinschaftlichen Spielen den Ton an; in Alberts Charakter zeigte sich schon damals ein Zug geistiger Stärke. Er war nicht abgeneigt, zu Gewaltmitteln zu greifen, wenn er seinen Willen nicht anders durchzusetzen wußte. Aus dem Tagebuche, welches er schon als sechsjähriger Knabe führte, theilt die Biographie uns einzelne Auszüge mit, so u. A. folgende (die freilich in der Rückübersetzung aus dem Englischen vielleicht doppelt an ihrem kindlichen Tone verlieren):

26. Januar. Wir sagten unsere Lektion auf und ich weinte, weil ich sie nicht konnte; denn ich war unaufmerksam gewesen. Nach dem Essen durfte ich nicht spielen, weil ich beim Aufsagen geweint hatte. Dann kam Parthonai und wir sprachen Französisch mit ihm. Der kleine Menzel kam und brachte uns ein Stück schwarze Kreide, womit wir schöne Gemälde zeichneten.

11. Februar. Ich sollte etwas aufsagen und wollte es nicht; das war unartig.

8. April. Nach dem Essen gingen wir nach Ketschendorf und von da nach Seidmannsdorf. Auf dem Wege weinte ich. Von Seidmannsdorf gingen wir über den Eckardsberg nach Haus. Dann hatten wir französische Stunde.

9. April. Ich stand wohl und munter auf; dann schlug ich mich mit meinem Bruder. Nach dem Essen gingen wir zum Schauspiel. Es war Wallensteins Lager, und sie trugen einen Mönch heraus.

10. April. Ich habe mich wieder mit meinem Bruder geschlagen, und das war nicht recht.

Aus dieser Zeit haben wir auch einzelne Briefe an seinen Vater, einfaches kindliches Geplauder. So einer aus dem Jahre 1825:

Lieber Papa! Vorgestern gingen wir den Hofmarschall besuchen und gestern den Obersten. Unsere Finken haben ein so hübsches Haus, worin sie wohnen. Denk recht oft an mich und bring mir eine Puppe, die mit dem Kopf nicken kann. Dein kleiner Albert.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dr. Härtinger, der ehemalige berühmte Heldentenor an der Münchener Oper, wurde zum Gesangslehrer an der neu zu errichtenden königl. Musikschule zu München berufen, und mit ihm eine Kraft gewonnen, welche das Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit des jungen Instituts wesentlich fördern helfen wird.

[Tod durch Kälte und Schnee im Juli.] Viele Individuen, die am 7. und 8. ds. den für die betreffende Gegend wichtigen Viehmarkt von Topanfalva in Ungarn besucht hatten, kehrten am 9. ds., um den Umweg über Halmagy, Brad und Abrudbanya zu ersparen, über die Alpe Bihar in ihre Heimath zurück. Auf dem Berge wurden sie von Nebel und Schneegestöber überfallen und sind in Folge dessen drei Männer nebst vielen Stücken Rindvieh und Schafen erfroren. Zu derselben Zeit, berichtet „Bihar" weiter, fand auch in Szolyva im Marmaroser Komitate ein Jahrmarkt statt und ereilte die Heimkehrenden auf den Bergen ein so heftiges Schneegestöber, daß der Schnee 2 Fuß hoch lag. Nach dem Berichte des Bezirksarztes sind bisher die Leichname von 16 Erfrorenen aufgefunden worden, doch fehlen noch aus mehreren Ortschaften Individuen, die wahrscheinlich ebenfalls der Kälte erlagen.

[Eine Katzenspekulation.] Einem amerikanischen Blatte zufolge hat ein gewisser Oberst Carrol eine große Insel in Chesapeak-Bay angekauft und will diese mit schwarzen Katzen besetzen, zu welchem Ende

eine gute Anzahl schon beigeschafft sein soll. Der Zweck ist, sie ihres werthvollen Pelzes wegen zu züchten.

Den Jüngern Nimrod's bietet sich eine herrliche Gelegenheit dar, ihren Muth zu erproben. Herr Pertuiset von Paris hat eine Einladung an die Jäger aller Nationen ergehen lassen, unter seiner Leitung in Algier Löwen, Panther und andere reißende Thiere im offenen Kampfe und festen Fußes zu erjagen. Wöchentlich sollen zwei große Jagden auf Löwen unter Mithülfe von 100 bis 200 Eingebornen stattfinden. Die Jäger werden in Gruppen zu drei oder nach Erforderniß mehr Personen getheilt, mit Ausnahme von Pertuiset, der allein den gefährlichsten Posten einnimmt. An diesen Jagdtagen darf nur auf Löwen geschossen werden. Zweimal wöchentlich findet auch eine Jagd auf Schweine, Hyänen, Panther, Luchse, Leoparden rc. statt, wobei den Jägern zusteht, auf jedes Thier zu feuern. Die Jagdpartie wird $2^1/_2$ bis 3 Monate dauern. Die Hauptausgaben bestreitet Pertuiset, dem von jedem Theilnehmer im Voraus 4500 Fr. beizusteuern sind. Die Einzeichnung findet mittels vier auf die Ordre des Hrn. Pertuiset lautender Wechsel statt, deren Verfallzeit nicht über Ende nächsten Dezembers hinausgehen darf. Der Aufbruch der Expedition ist auf nächsten Februar festgesetzt. Jeder Theilnehmer wird einen Monat vorher von dem Tage der Abreise benachrichtigt. Die Zusammenkunft ist in Marseille bestimmt. Jeder Jäger muß einen doppelläufigen Karabiner, eine Jagdflinte, einen Revolver und ein Jagdmesser bei sich führen, und ferner nur einen vollständigen Jagdanzug, der nach einem zu vertheilenden Muster angefertigt ist. Ein Alle bindendes Reglement soll in einer Generalversammlung der Eingeschriebenen festgestellt werden. Der Direktor der Gesellschaft bietet verschiedene Karabiner und Medaillen als Prämien und Andenken für die Jäger an, welche sich ausgezeichnet haben. Die Einzeichnung findet in Paris bei Hrn. Devismes, Boulevard des Italiens Nr. 36, statt.

Die Franzosen sind bekanntlich bedeutende Gelehrte in der Geographie. Als sie nun lasen, daß das an Preußen abzutretende Fürstenthum Waldeck 20 Quadratmeilen umfaßte, so kam ihnen das doch zu wenig vor, und ein Journal machte daraus 20,000 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern. Nach diesem Maßstabe hätte Waldeck beinahe so viel Ausdehnung wie ganz Deutschland und Frankreich zusammengenommen, dafür wäre aber seine Bevölkerung so dünn wie die sibirische, drei Menschen auf die Quadratmeile. Trotz dieses Unsinns ging die Notiz durch alle französischen Blätter. Nur der „Figaro" sah ein, daß die Sache sich doch nicht so verhalten könne und verbesserte die Nachricht, daß Waldeck 20,000 Quadratkilometer groß sei. Wie viele Meilen sind dieß nun? Etwa 400 Quadratmeilen, also ein Raum, der noch immer zwanzigmal so groß ist, wie das wirkliche Fürstenthum Waldeck?

In einer an den Moniteur gerichteten Korrespondenz aus New-York, 10. Juli, ist von den Mormonen, ihren guten Verhältnissen und dem steten Zuwachs, den sie aus Nordeuropa erhalten, die Rede. Der Steamer Manhattan hatte vor wenigen Tagen erst 400 in England, Wales, Dänemark, Schweden und Norwegen neuangeworbene Mormonenjünger zu New-York an's Land gesetzt. Die skandinavischen Zuzügler scheinen meistens intelligenter und bemittelter zu sein, als die der britischen Inseln. Uebrigens scheint eine Spaltung in der Schaar der Heiligen des jüngsten Tages, deren jetzt über 100,000 in Utah weilen, bevorzustehen, indem ein Theil derselben sich den Ideen der Monogamie wieder zuzuneigen beginnt. Wenn einmal der schon hoch bejahrte Brigham Young das Zeitliche gesegnet haben wird, zweifelt man ohnedieß stark daran, ob die Sekte unter den Nachfolgern des Propheten dem mit jedem Tage sich mehrenden Zuzuge amerikanischer und deutscher Kolonisten werde widerstehen und ihre innere Disziplin, welche gerade ihre Originalität und Stärke ausmacht, aufrecht erhalten können.

In Döbling bei Wien hat der Hofmeister einer Familie, Dr. M., die Gouvernante desselben Hauses, weil sie seine Liebesbewerbungen abwies, durch einen Revolverschuß, glücklicherweise ungefährlich, verwundet, sich selbst aber durch einen zweiten Schuß lebensgefährlich verletzt.

Räthsel.

Gesteht's! ihr liebt mich holde Schönen!
Nur — mich zu haben, wünscht ihr nicht.
Ihr stärkeren Geschlechts! harrt lange mein voll Sehnen;
Und komm' ich euern Wunsch zu krönen:
Verbannt ihr mich aus euerm Angesicht.
Umsonst! Was ihr beginnt, mein Bleiben zu verwehren,
Beschleunigt nur mein Wiederkehren.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 177:
Angarn.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 183 Freitag, 2. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

II.

Im Boudoir einer Schauspielerin.

Es war am andern Morgen um die zehnte Stunde, als Fräulein Klara Schwarz, die tragische Priesterin Thalia's in B***, das letzte Bisquit in die Chokolade resp. in den schönen Mund steckte und darauf gähnend nach der silberplattirten Klingel griff, sie herzhaft in Bewegung setzend.

Bella, das Kammermädchen, ursprünglich hieß sie Johanna, trat herein.

„Räume ein wenig auf, es könnte Besuch kommen."

„Es ist schon Besuch da."

„Wer denn, der Kammerherr mit seinen albernen Gedichten?"

„Nein, Fräulein Schwarz."

„Herr Alexander?"

„Auch nicht, Fräulein."

„So sprich, und langweile mich nicht länger, ich bin so nicht in der besten Laune heut. Ich kann gar keinen Champagner mehr vertragen, immer diese abscheulichen Kopfschmerzen den andern Tag."

„Katzenjammer!" entgegnete die Zofe achselzuckend.

Die Herrin runzelte die Stirn.

„Was sind das für naseweise Bemerkungen, und werd' ich endlich erfahren, wer da ist?"

Das Mädchen lächelte verschmitzt. „Na, das ist zum Erwarten, denn schön ist er nicht, und ein Prinz scheint's auch nicht zu sein, er nennt sich Julius Cäsar Schulze."

Jetzt lachte auch die schöne Klara. „Ist der Mensch verrückt, sich solche Namen beizulegen! Ja, jetzt erinnere ich mich, es ist der Vater der kleinen Seraphine, ein gutes, anstelliges Ding, das Mädchen; ich hab's ihr versprochen, den Alten heut' zu empfangen, laß ihn herein."

Bella ging kichernd hinaus und bald darauf öffnete sich die Thür und es erschien in ihrem Rahmen die uns bekannte possirliche Figur unseres Freundes, der sich unter unzähligen Bücklingen auf das Sopha zu bewegte, auf dessen Polstern die schöne Schauspielerin, gehüllt in einen weißen Peignoir mit zerdrückten Bandschleifen verziert, ruhte.

„Mein Fräulein!"

„Ja, ja, Sie sind's, Vetterchen, jetzt erkenne ich Sie wieder, Sie haben sich nicht eben sehr verändert. Nun, es sind wohl so sechs bis acht Jahre her, daß ich bei Ihren Eltern in der Rosenvorstadt logirte."

„Fünfzehn Jahr, verehrtes Fräulein, fünfzehn Jahr, die Zeit vergeht!"

Die schöne Klara machte ein verdrießliches Gesicht. „Kann sein, es kommt darauf so genau nicht an. Aber zur Sache jetzt, denn meine Zeit ist sehr kostbar. Womit kann ich Ihnen dienen — aber vorerst setzen Sie sich gefälligst."

Schulze setzte sich so schüchtern auf den Rand eines grünen Sammetsessels, daß er jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren drohte.

Nach einer Weile sprach er gepreßt, ein mächtiges Packet, das er so lange unter dem linken Arm gehalten, von seiner Hülle befreiend: „Mein Trauerspiel."

„Ah, richtig, das war's, konnte ich mich doch gar nicht darauf besinnen," unterbrach Fräulein Klara, die Hand nach dem Folianten ausstreckend.

„Ihre Tochter sprach mir schon gestern davon. Ja, mein bestes Vetterchen, ich gäbe was darum, wenn Sie einen andern Wunsch gethan hätten, der wird sich schwerlich realisiren lassen."

Schulze erbleichte und stieß einen so schmerzlichen Seufzer aus, daß die gutmüthige Klara davon gerührt wurde, und das erste Blatt umschlagend, tröstend sprach:

„Nun, wir wollen sehen, was sich thun läßt."

Cäsar athmete auf — doch sein Herz zog sich gleich wieder krampfhaft zusammen, als die Cousine jetzt lachend rief: „Die Raubritter, Trauerspiel in sechs Akten — Herr du mein Gott, das ist denn doch aber ein unmöglicher Titel!"

„Ein unmöglicher Titel!" Leser, Du kannst die Tragweite dieser schrecklichen Worte nicht erfassen, wenn Du nicht selbst einmal der Vater eines solchen Sorgenkindes gewesen bist. „Du hast demnach auch nicht die Wonne empfunden, die der Dichter fühlt, wenn er einen Taufnamen für seinen Liebling ersonnen hat,

der den Kern und Stern der Dichtung, gleichsam den Extrakt derselben in einem bündigen Worte gibt.

Denn so wie der Knopf, der oben auf dem Päckchen befestigt ist, handgreiflich Kunde gibt von dem Vorhandensein der gleichen Knöpfe im Innern, so muß auch der Titel eines Werkes das gesammte Publikum davon unterrichten, was darin ist.

Und dieser prächtige Titel „die Raubritter“, war der unmöglich — dann war ja auch — Schulze schauderte; der Gedanke war zu furchtbar, um ihn auszudenken, er ließ ihn daher fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß gegen Kaiser Maximilian.

Wien, 30. Juli.

Das mexikanische Journal La Sombra de Arteaga aus Queretaro vom 18. Juni enthält folgenden Bericht über den Prozeß gegen Maximilian:

Drei Tage waren den Vertheidigern zur Abfassung der Vertheidigung bewilligt worden. Nachdem diese Frist verstrichen, verfügte ein Befehl aus dem Hauptquartier die Zusammensetzung eines Kriegsgerichtes, und der General-Adjutant erließ demgemäß folgenden Generalbefehl:

General-Adjutantur des nördlichen Korps in Queretaro. Generalbefehl für den 12. und 13. Juni.

Am 13. d. wird sich das Kriegsgericht konstituiren. Dasselbe wird aus folgenden Offizieren bestehen: Präsident: Oberstlieutenant Platon Sanchez; Mitglieder: Hauptmann Jose V. Ramirez, Hauptmann Miguel Lojero, Hauptmann Ignacio Jurado, Hauptmann Juan Rueday Anza, Hauptmann Jose Verastique, Hauptmann Lucas Villayrau. Dieses Kriegsgericht wird zur oben bezeichneten Stunde im Theater Iturbide nach Artikel 5 der Armee-Regulative zusammentreten. Alle Offiziere, welche nicht dienstlich beschäftigt sind, haben sich pünktlich zum Kriegsgericht zur bezeichneten Stunde und am bezeichneten Ort einzufinden. Um 6 Uhr Früh haben sich 50 berittene Schützen von Galeana mit ihren Offizieren gegenüber dem Kloster Capuchinas bewaffnet und gerüstet, und ebenso 50 Mann des Garde-Bataillons der obersten Macht mit ihren Waffen und ihren Offizieren aufzustellen und den Befehlen des Oberst Miguel Palacios, Kommandanten der zweiten Brigade, zu folgen.

Unterzeichnet: Siera.
Gegengezeichnet: Medina.

Um 8 Uhr Morgens, den 13. Juni, versammelte sich das Kriegsgericht im Beisein eines zahlreichen Auditoriums im Theater Iturbide. Das Gericht nahm die Bühne ein und überließ den ganzen Schauplatz dem Publikum. Rechts auf der Bühne saßen die Mitglieder des Gerichtshofes und ihnen gegenüber auf der linken Seite standen drei Stühle nebst Sitzen für die Vertheidiger. Die höchste Spannung lag auf den Gesichtern der Zuschauer und eine fast unheimliche Stille herrschte allenthalben. Um 9 Uhr wurden Miramon und Mejia in einem Wagen unter starker Eskorte zur Verhandlung geführt und dem Gerichtsbeamten im Saale übergeben. Der Präsident eröffnete die Verhandlung. Die Mitglieder und Vertheidiger nahmen ihre Plätze ein. Sämmtliche Mitglieder des Kriegsgerichtes waren in voller Uniform. Der Richter-Anwalt Oberst Manuel Azpiroz verlas die Anklage, worauf die Mittheilung des Tagesbefehls des Oberkommandanten der mexikanischen Armee erfolgte. Da die Untersuchung und die ganze Verhandlung sehr bald ausführlich veröffentlicht werden dürften, begnügen wir uns für heute, den Gang der Verhandlung nur flüchtig zu skizziren. Die früheren Erklärungen wurden verlesen, und zwar zuerst jene Maximilian's, sodann Miramon's und Mejia's. Dem folgten das Vorverhör und die Anklagepunkte. Aus diesen Aktenstücken geht hervor, daß der Prozeß durch einige Zwischenfälle unterbrochen werden mußte. So begehrte Maximilian, daß ihm erlaubt werde, drei Advokaten aus Mexiko zu seinen Vertheidigern zu bestellen. Er verlangte auch, daß Baron Magnus gerufen werde; er habe Familien-Angelegenheiten zu ordnen, ebenso Fragen von internationaler Bedeutung, welche Venedig, Italien und Oesterreich betreffen und für diese Länder von der höchsten Wichtigkeit seien. Der kommandirende General gewährte das Gesuch Maximilian's und sendete dessen Depesche an Porfirio Diaz. Der Letztere wollte jedoch die betreffende Depesche nicht nach Mexiko passiren lassen, indem er geltend machte, daß die Stadt belagert werde, und daß er nur auf eine spezielle Erlaubniß der Regierung die Depesche passiren lassen dürfe. Diese spezielle Erlaubniß wurde endlich ertheilt, und Maximilian wählte zu seinen Vertheidigern: Jesus Vazquenz aus Queretaro, Eulalio Ortega, Mariano Riva Palacio und Raphael Martinez de la Torre aus Mexiko, Miramon wählte Jauregui aus San Luis Potosi und Ambrosio Moreno aus Queretaro. Mejia erkor sich Prospero C. Vega aus Queretaro.

Nachdem die Vertheidiger die schriftliche Erklärung, daß sie die Vertheidigung annehmen, abgegeben hatten, wurden andere Akten, welche sich auf einen früheren Stand der Untersuchung bezogen, vorgelegt und verlesen. Aber die rapide Verlesung und die Ueberstürzung des ganzen Verfahrens machen es uns unmöglich, heute schon einen detaillirten Bericht über deren Zahl, Inhalt und Entstehung zu geben. Wir werden uns daher nur mit den wichtigsten dieser Aktenstücke beschäftigen. Außer der bereits erwähnten Petition Maximilian's befand sich unter den Dokumenten auch eine Erklärung, in welcher gegen die Kompetenz des Kriegsgerichtes protestirt wird. Es sei dieß ein illegales Verfahren gegen seine Person,

da auf ihn das Dekret vom 25. Januar 1862, welches vom Vaterlandsverrath handle, angewendet werde. Er als Ausländer könne doch kein Vaterlandsverräther sein, da das Land nicht sein Vaterland sei, und er in demselben eine so hohe Funktion bekleidete, daß er sich wohl als über dem Gesetze stehend halten dürfte. Unter den Vorlagen befand sich auch ein Gesuch Maximilian's an Juarez, in welchem er um eine Zusammenkunft ersuchte. Die Antwort des Präsidenten, welche gleichfalls verlesen wurde, lautete, daß er die Zusammenkunft nicht bewilligen könne, weil die Zeit, welche das Gesetz für die Verhandlung festsetze, zu beschränkt sei; Maximilian könne jedoch Alles, was er zu sagen habe, schriftlich mittheilen. Ein Befehl des Hauptquartiers wies den Richter-Advokaten an, von allen Protesten und Ausnahmsforderungen der Angeklagten beglaubigte Abschriften anfertigen zu lassen und Kopien hievon den betheiligten Parteien zuzustellen. Endlich wurde auch ein Krankheitszeugniß Maximilians zur Unterstützung eines Gesuches um Luftveränderung erwähnt.

Hierauf wurden die Proteste Miramon's und Mejia's gegen die Kompetenz des Kriegsgerichtes verlesen. Der Gerichtshof hatte zwar den Protest verworfen, aber die Angeklagten beriefen sich heute wieder auf ihren Protest und erklärten, daß sie, da ein Oberster Gerichtshof nicht existire und ihnen das Appellationsrecht versagt sei, nur die Gunst begehrten, daß ihnen eine Abschrift der Geschäftsordnung des Gerichts eingehändigt werde. Nachdem alle diese Einleitungen beendigt waren, wurde der Angeklagte Thomas Mejia vorgeführt. Er setzte sich auf einen Stuhl. Ihm zur Seite stellten sich zwei Garden auf. Vega begann hierauf die Vertheidigung. Dieselbe hatte drei Hauptpunkte zum Gegenstande: 1. Die Tendenz des Gesetzes vom 25. Januar; 2. die Anwendung desselben auf die Gefangenen; 3. die Legalität desselben. Der Vertheidiger stellte die Behauptung auf, daß das Gesetz vom 25. Januar nur von Art. 6 bis inkl. Art. 11 anwendbar sei; denn der Rest stehe im Widerspruch mit den internationalen Gesetzen, und daher könnten die Gefangenen den Strafbestimmungen dieses Gesetzes nicht unterworfen werden. Indem er in einer kurzen Biographie die politische Stellung des Angeklagten flüchtig skizzirte, ließ er dessen militärische Laufbahn bis zum heutigen Tage Revue passiren, um zu beweisen, daß Mejia sich nicht mit der Intervention allirt habe. Der Vertheidiger erinnerte, daß Mejia aus der Sierra Doblado eine bewaffnete Neutralität angeboten und diese getreulich gehalten habe, bis die Regierung die Hauptstadt geräumt hatte. Damals habe die Regierung ihren Rückzug beinahe durch das Lager Mejia's bewerkstelligt, wobei der Letztere sie unbelästigt passiren ließ. Dasselbe Benehmen habe er gegen die Offiziere und Beamten der Regierung und auch gegen deren Truppen eingehalten, welch' letztere, so demoralisirt gewesen seien, daß nichts leichter gewesen wäre, als sie vollends zu vernichten. Mejia sei daher kein Interventionist von dem Schlage der Baranca-Seca. In allen seinen Feldzügen habe er sich auf die Defensive beschränkt, er sei niemals der Angreifer gewesen. Treu seiner Fahne, habe er sich begnügt, seine militärischen Pflichten zu versehen. Als gewichtigstes Moment zu Gunsten Mejia's führte sein Anwalt an, daß er niemals das Blut der Gefangenen vergossen habe, trotzdem er viele Kommandanten, Offiziere und Führer der Liberalen in seiner Macht gehabt habe. Er habe sie alle human behandelt, und als Zeugen für diese seine Behauptung rufe er die Generale Escobedo und Trevino auf. Der unvergeßliche Märtyrer Arteaga sei sein Gefangener gewesen und unzählige Beamte und Soldaten der Republik. Der Vertheidiger berührte hierauf den politischen Charakter seines Klienten und führte aus, daß Mejia getreu der Proklamation jener Regierung, welcher er seine Sympathie gewidmet, an den verschiedenen Phasen des Bürgerkriegs Antheil genommen habe. Als sich jedoch die Intervention im Lande festgesetzt hatte, da habe Mejia sich über die wahre Natur des nun ausbrechenden Bürgerkriegs getäuscht. Er habe den Versprechungen der Fremden Glauben geschenkt und sei überzeugt gewesen, daß die Aufrichtigkeit eines Thrones in Mexiko in der That der Wille des Volkes gewesen sei. Zum Schlusse wendete sich der beredte Vertheidiger an die Herzen der Richter, erinnerte dieselben an die humanen Prinzipien der Konstitution von 1857, welche die Todesstrafe abgeschafft habe, und beschwor sie, die Siegeslorbeeren der Republik nicht durch eine blutige Hinrichtung zu beflecken.

Prospero Vega führte die Vertheidigung sehr schwungvoll, und seine Rede war von großer Wirkung auf die Zuschauer. Der Präsident fragte den Angeklagten, ob er selbst nichts zu seiner Vertheidigung anzuführen habe. Nein erwiderte Mejia, sein Vertheidiger hätte Alles gesagt, und sollte er etwas vergessen haben, so würde er es wohl nachtragen. Mejia wurde hierauf hinausgeführt, und Miguel Miramon nahm seinen Platz ein. Die Vertheidigung desselben, Jauregui und Moreno, lasen ihre Plaidoyers Einer nach dem Andern von der Rolle ab. Ihre Vertheidigung unterschied sich nur in einigen unwesentlichen Punkten von der früheren. Auch sie bestritten die Kompetenz des Kriegsgerichts und beschwerten sich über die Verweigerung des Appellationsrechtes. Für ihre Ansicht führten sie eine große Zahl von Autoren ins Treffen. Das Hauptgewicht legte die Vertheidigung auf die Behauptung, daß das Gesetz vom 25 Januar auf den Angeklagten nicht angewendet werden könne, daß er wegen seines hartnäckigen Widerstandes gegen die konstitutionelle Regierung angeklagt werde, daß ihm das Pronunciamento von Puebla und endlich seine letzte Campagne unter dem Kaiser vorgeworfen werde. Dagegen machte der Vertheidiger sehr energisch geltend, daß das Gesetz vom 25. Januar nicht auf Fälle angewendet werden könne,

welche vor Erlassung dieses Gesetzes begangen wurden und welches Miramon bereits gesetzlich abgebüßt habe, am allerwenigsten aber auf solche Fälle, in welchen der Angeklagt den ersten Beamten der Nation zum Mitschuldigen habe. Ferner wies der Vertheidiger nach, daß Miramon sich nicht an der Intervention betheiligt habe. Während dieselbe geplant und ausgeführt wurde, habe er sich im Auslande aufgehalten und sich von jeder Einmischung ferngehalten. Er habe sogar Juarez seine Dienste angeboten, welche angenommen worden seien. Daß er keine Erfolge aufzuweisen habe, sei nicht seine Schuld. Als ihm die Existenz außerhalb seines Vaterlandes unerträglich geworden, sei er nach Mexiko zurückgekehrt und habe das Kaiserreich bereits etablirt gefunden. Damals sei er von Maximilian nach Berlin verbannt worden, und von dieser Zeit sei er ein Feind der Fremden gewesen. Erst als General Castagny mit den französischen Truppen abzog, sei er nach Mexiko zurückgekehrt und habe sich an dem Bürgerkriege bis zu seiner Gefangennahme betheiligt. Die beiden Vertheidiger erklärten, daß demnach Miramon für seine früheren Thaten nicht nach dem Gesetze vom Jahre 1862 bestraft werden könne. In Bezug seiner späteren Handlungen stehe er unter dem Schutze der Konstitution und der internationalen Gesetze, welche die Behandlung der Kriegsgefangenen regeln. Den persönlichen Charakter ihres Klienten berührten die Vertheidiger nur flüchtig. Sie rühmten seine Milde gegen Gefangene. Jauregui führte an, daß er selbst Miramon die Erhaltung seines Lebens verdanke. Am denkwürdigen 11. April, an welchem in Tacubaya auch sein (des Vertheidigers) Bruder als Märtyrer gefallen, habe er (Jauregui) sich unter den Gefangenen des Generals Marquez befunden. Schon stand er in dem düsteren Karre, als Miramon ihn den Fängen Marquez entriß. Zum Schluß appellirte die Vertheidigung an die Großmuth der Liberalen, welche sich im Kriege stets tapfer, im Siege so edel bewiesen habe.

Da weder der Angeklagte noch die Vertheidiger noch etwas Weiteres zu bemerken hatten, wurde der Gefangene in seine Zelle geführt, welche sich neben jener Mejia's befindet.

Nunmehr kam der Prozeß gegen den Erzherzog an die Reihe. Schon seit einigen Tagen ans Bett gefesselt, befand er sich heute womöglich noch schlechter. Sennor Manuel Azpiroz begab sich nach dem Gefängniß, von wo er bald mit der Mittheilung zurückkehrte, daß es dem Gefangenen unmöglich sei, vor dem Gerichtshof zu erscheinen, woraufhin die Herren Jesus Maria Vazquez und Eulalio Ortega abwechselnd die Vertheidigung vortrugen. Der erste Theil derselben umfaßte alle auf den Fall anwendbaren gesetzlichen Erwägungsgründe. Es wurde angeführt, daß der Gerichtshof incompetent sei zur Verhandlung des Falles, daß das angezogene Gesetz hier nicht Anwendung finden könne, weil dasselbe verfassungswidrig sei; die Vertheidiger bekämpften ferner nachdrücklich die Unregelmäßigkeit des vom Gerichtshof beliebten Verfahrens, da derselbe vorgehe in Abwesenheit aller Zeugen, Dokumente und Beweise. Die Situation, in welcher die Vertheidigung selber sich befinde, sei eine höchst eigenthümliche, unvollkommene. Der vorliegende Fall sei von so weittragender Bedeutung und biete so mannichfache völkerrechtliche, geschichtliche und politische Gesichtspunkte dar, daß die zugestandenen 48 Stunden weitaus nicht hinreichend seien zu einer angemessenen Vorbereitung. Der Gefangene sollte nicht der geeigneten Mittel zu seiner Vertheidigung beraubt werden, was ganz besonders in diesem Falle ein dringendes Gebot der Nothwendigkeit sei, indem die Natur desselben erheische, daß alle gesetzlichen Vorschriften strengstens eingehalten würden; daß Ruhe und leidenschaftslose Erwägung das Verfahren kennzeichnen, damit der hehre Name der Republik nicht befleckt werde in den Augen der Welt, welche die Lösung dieses sozialen Dramas mit ängstlicher Spannung erwartet. Der Gerichtshof verwarf diese Einwendungen der Vertheidiger und nöthigte dieselben, die eigentliche Vertheidigung zu beginnen. Ortega, der nun das Wort ergriff, bemerkte, er wolle auf die gegen den Gefangenen gerichtete Anklage antworten, weil er gezwungen sei, dieß zu thun, nicht weil irgend ein dieselbe unterstützender Beweis vorhanden sei. Er ging die Lebensgeschichte des Angeklagten durch und besprach dessen Ankunft in Mexiko, wie die derselben unmittelbar vorangegangenen Ereignisse, um ihn von der Anklage der Usurpation zu entlasten. Er sagte, Maximilian habe in Miramar eine ihm von einem hohen Würdenträger am Hofe seines Bruders vorgestellte Delegation von Mexikanern empfangen, welche kamen, ihm die Krone von Mexiko anzubieten. Maximilian weigerte sich, dieselbe anzunehmen, so lange ihm nicht der Wille der Nation bekannt sei. In der Zwischenzeit okkupirten die Franzosen Mexiko, und unter dem Schrecken der Bajonnette trat die Assemblee der Notablen zusammen, welche die Errichtung eines Kaiserthums votirte, dessen Oberhaupt der Erzherzog sein solle. Unter dem Einflusse der erwähnten Assemblee gaben viele Munizipalitäten ihre Zustimmungserklärungen ab, und diese Adhäsionsakte wurden dem erwählten Kaiser übermittelt. Maximilian, der noch immer zauderte, fragte die angesehensten Rechtsgelehrten Englands um Rath, und das Londoner Kollegium erklärte, daß er durch den Willen der Nation zum Kaiser erwählt sei. Die Juristen Londons ebensowohl als der Kandidat wußten eben nicht, welche Mittel in Mexiko angewendet zu werden pflegen, um Stimmeneinhelligkeit des Volkes für siegreiche Parteien zuwege zu bringen.

(Schluß folgt.)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 184 Samstag, 3. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte Fräulein Klara kopfschüttelnd das Personenverzeichniß gelesen und blätterte in den Akten umher, indem sie sprach:

„Wenn Ihr Herren doch endlich das Mittelalter mit seiner längst zu Grabe getragenen Romantik dem Todesschlummer überlassen wolltet und es nicht immer und ewig zu neuem Scheinleben zu erwecken versuchtet. Niemand will jetzt ein Ritterschauspiel sehen, eben so wenig wie noch ein gebildeter Mensch sich die Meisterwerke von Kramer und Spieß aus der Leihbibliothek holen wird."

Ein banges Stöhnen war die einzige Antwort des unglücklichen Dichters, der in seinem Herzen den Todesstreich empfing, den der schönen Klara scharfe Zunge seinen armen Raubrittern geschlagen.

Und der Kelch war noch nicht geleert, denn jetzt las sie — und mit welch' falschem Pathos, den Sterbeseufzer Hugo von Sternecks:

„Ich geh' von Dir auf dunklem Todespfade ꝛc."

und dann warf sie das Buch lachend auf den Tisch, wo die Chokoladetasse mit dem silbernen Löffel stand und klirrend und lachend ein vergnügliches Echo bildete.

Und vor Cäsars umflorten Blicken tanzten die hochlehnigen Rokokostühle mit dem geschnitzten dünnbeinigen Rokoko-Schreibpult ein tolles Menuett und die häßlichen Pagoden auf dem marmornen Kamin nickten ihm grinsend zu, und der Kehrbesen in der Ecke, den Mademoiselle vergessen wegzuräumen, kam im Balletschritt angetänzelt und machte ihm eine höhnische Verbeugung und plötzlich stand die hohe Gestalt seiner kolossalen Friederike vor ihm, ergriff den Besen, tauchte ihn in sein großes porzellanes Dintenfaß zu Hause, fuhr damit dem idealen Friedrich Schiller und dem realen Wolfgang Göthe über die olympischen Gesichtszüge und sprach mit der ihrem Tone eigenthümlichen Bitterkeit:

„Du Einfaltspinsel, hab' ich's nicht vorhergesagt, Du wirst Dein Lebtag nicht mehr aus der Tinte herauskommen."

Und da fühlte Schulze, wie Jemand seinen Arm berührte, und wähnend, es sei der schwarze Besen der kolossalen Friederike, wollte er mit einem Angstschrei aufspringen, verlor nun aber wirklich das Gleichgewicht, ein Fall, der, wie wir wissen, schon lange zu befürchten stand, und kugelte von dem grünen Sammetsessel zu den Füßen der schönen Klara.

In diesem weltgeschichtlichen Augenblicke öffnete sich die Thüre des Boudoirs, und eine elegante und dabei recht behäbig ausschauende Männergestalt erschien auf der Schwelle, betrachtete einen Moment lang die sonderbare Gruppe, und brach dann in ein unwiderstehliches Gelächter aus, in das die Tragödin bald herzhaft mit einstimmte.

Das versetzte Herrn Schulze wieder in die Wirklichkeit zurück, er rappelte sich auf, so gut es gehen wollte und starrte jetzt mit blödem Gesichtsausdruck und wild verworrenem Lockenhaar den sich Nähernden an, dem er schier den Eindruck des schrecklichen Richards machte, ein so furchtbares Aussehen gab ihm das schwarze, über die niedrige Stirn herabhängende Haar.

Die volle tönende Stimme der Schauspielerin unterbrach jetzt die peinliche Pause.

„Guten Morgen, bester Baron Aarau, das freut mich, Sie einmal zu sehen, sind ein gar seltener Gast."

„Ja, meine schöne Gnädige, die Geschäfte und das Vergnügen — das heißt, die Gesellschaft, die machen Unsereinem zum Sklaven. Ich habe selten ein freies Stündchen für mich, und muß gestehen, daß ich auch heute kaum zu Ihnen gekommen wäre, wenn mich nicht das Gerücht Ihres bevorstehenden Abganges von hier auch in meiner Eigenschaft als Mitglied des Theater-Aktienvereins schmerzlich berührt hätte."

„Sie scherzen," lächelte Klara, nachlässig ihre dünnen blonden Locken von den Papierwickeln befreiend und diese in einen Winkel werfend, „Sie scherzen, was haben die Aktien mit mir zu thun!"

„Sie fragen noch? um fünfundzwanzig Prozent werden sie sinken, und stehen ohnedem schlecht genug. Aber das heißt, ich habe Sie durch meinen unerwarteten Eintritt, den übrigens Ihr Kammermädchen zu verantworten hat, in einem tête-à-tête gestört und —"

„O, das hat Nichts zu sagen; erlauben Sie mir, Ihnen den Dichter Julius Cäsar Schulze, einen entfernten Verwandten von mir, vorzustellen; er hat mir

so eben sein Erstlingswerk gebracht, ich möchte gern etwas für die Darstellung der Tragödie thun, aber die Bedenken und Schwierigkeiten sind so groß, daß —"

„Wollen Sie mir erlauben?" unterbrach Baron Aarau, und griff mit richtigem Instinkt nach dem Riesenmanuskript auf dem Tische.

„Ich habe ja auch eine Stimme, wenn es sich um die Annahme oder Ablehnung eines neuen Stückes handelt, zudem besitze ich auch einen bedeutenden Einfluß auf den Direktor."

Schulze athmete auf, trocknete sich den Schweiß von der Stirne, wobei er auch die schwarzen Haarmassen an den gewöhnlichen Platz zurückschleuderte, und setzte sich auf einen Wink der Schauspielerin wieder auf den grünsammtenen Sessel, aber dießmal vorsichtshalber auf den linken Rand desselben.

Ein vieldeutiges „Hm, hm!" des Barons ließ ihn jedoch schnell aufblicken.

O weh, auf dessen Zügen lag ein so sonderbarer Ausdruck — er ließ sich nicht genau bezeichnen, aber er hatte nichts Vertraueneinflößendes. Und derselbe verschwand auch nicht aus dem Antlitz des Barons, als er hier und da eine Zeile lesend, in dem Manuskripte weiter blätterte und glücklich am Schlusse angelangt Hugo von Sternecks gereimten Todesseufzer las.

Ja, ein fast mitleidiges Lächeln spielte um die feinen Lippen, als er jetzt, den Kopf erhebend, das kluge Auge auf des Dichters Antlitz ruhen ließ und sagte:

„Ich möchte mit meinem Lieblingsdichter Heine sprechen:

„Das mahnt an Kreuzzug und Turney,
An Minne und frommes Dienen;
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erschienen."

Cäsars Augen vergrößerten sich und nahmen einen nicht eben geistreichen Ausdruck an.

Es war die reine Wahrheit, was er gesprochen, der Mann dort mit dem kaustischen Lächeln und der behäbigen Miene, ein ächter Repräsentant des modernen Materialismus, wie Schulze sich fröstelnd sagte. Mit diesen vier Zeilen hatte er den Inhalt der Dichtung so ziemlich getroffen — aber war das ein Lob oder ein Tadel des Werkes, ließ es die Würfel zum Heil oder Unheil der Raubritter der allmächtigen Brillanten geschmückten Hand des Barons entrollen?"

Diesen indessen jammerte der angstvoll fragende Blick der ihn jetzt traf und er sprach ernst:

„Mein lieber Herr Schulze, ich glaube gern, daß Sie aus Herzensdrang gedichtet haben, wie ja auch wohl jeder ächte Dichter soll, aber haben sie auch daran gedacht, den Ansprüchen des Zeitgeistes, dem Geschmack des Publikums dabei Rechnung zu tragen?"

„Nein," antwortete Schulze mechanisch.

Fräulein Schwarz lachte. „Der Meinung bin ich auch."

Ueber Schulze's sanfte Stirn zog eine Wolke des Unmuths.

„Das wahrhaft Schöne gehört keiner Zeit an!" rief er glänzenden Auges.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß gegen Kaiser Maximilian.

(Schluß.)

Maximilian nahm an, sich selbst nicht für einen Usurpator haltend, sondern im Gegentheile für einen legitimen Souverän, und in diesem Glauben wurde er noch bestärkt durch die Aufnahme, welche ihm bei seiner Ankunft in Mexiko, die ohne alle Begleitung von Truppen, nur in derjenigen seiner Familie erfolgte, zu Theil wurde, so wie durch die ihm auf dem Wege von Vera-Cruz nach der Hauptstadt und an den Orten, die er später im Innern des Landes besuchte, dargebrachten Huldigung. — Sennor Ortega stellte in Abrede, daß Maximilian in Mexiko nur ein Werkzeug Frankreichs gewesen; der Erzherzog habe sich vielmehr mit letzterem seit der Uebereinkunft von Miramar in Konflikt befunden; Frankreich habe damals die Abtretung der Sonora verlangt und er dieselbe verweigert, ja er sei sogar darauf bestanden, daß der diesen Anspruch formulirende Artikel gestrichen werde. Er habe sich beständig den Ansinnen der französischen Behörden widersetzt, und dieser Stand der Dinge habe gedauert, bis die Franzosen das Land verließen. Als Maximilian die ersten Symptome allgemeiner Mißvergnügtheit gewahrte, zog er sich aus der Hauptstadt zurück, berief in Orizaba und Cuernavacca seine Minister zu sich und berieth mit ihnen über die Gesetzlichkeit seiner Wahl und den Willen des Volkes, und diese stellten ihm vor, wie treu ihm das letztere ergeben sei. Sehr geschickt widerlegte der Anwalt den gegen Maximilian geschleuderten Vorwurf der Grausamkeit gegen Gefangene. Er sagte, das Gesetz vom 3. Oktober sei von ihm unterzeichnet worden, weil man ihm betrügerischerweise den Glauben beigebracht, Präsident Juarez habe das Land verlassen; daß einer der Artikel dieses Gesetzes von dem französischen Oberbefehlshaber diktirt worden sei. Mit diesem Gesetz sei überdieß nur beabsichtigt worden, Schrecken einzujagen; denn nie sei ein Gesuch um Begnadigung zurückgewiesen worden. Maximilian hatte Auftrag gegeben, daß, zu welcher Stunde immer, sei es bei Tag oder Nacht, eine Bittschrift um Strafnachsicht eingegeben werden sollte, man ihn unverweilt davon benachrichtige; daß weder seine Ruhe noch seine Arbeiten einen Grund zur Abweisung abgeben sollten, und dieß ward strenge befolgt. Zum Schluß suchte der Vertheidiger die Verfassungswidrigkeit des Gesetzes von 1862 nachzuweisen, weil es unverträglich mit dem Geiste der

liberalen Partei und den Rechten der Nation sei, insofern der Sieger sich hier zum Richter des Besiegten aufwirft. Er endigte mit einem beredten Appell an die Mitglieder des Gerichtshofes, im Namen der Zivilisation und der Geschichte, welche über die schrecklichen heute vollbrachten Thaten ihr Urtheil fällen werde, daß sie im Interesse der Vertheidiger der zweiten Unabhängigkeit Mexiko's den guten Namen des Landes in den Augen kommender Generationen bewahren möchten, damit diese für immer die Krönung des größten der Siege durch die größte der Verzeihungen preisen können. Damit schloß die Vertheidigung.

Es war 9 Uhr Abends, als der Präsident anzeigte, daß die Verhandlung auf morgen 8 Uhr Früh verlagt sei, und daß die Vertheidigung nicht länger fortgesetzt werden könne, da der Gerichtshof wünsche, mit Bezug auf einige Punkte in der Sache Berathung zu pflegen.

— 14. Juni. Zur anberaumten Stunde wurde das Kriegsgericht, nachdem die üblichen Förmlichkeiten erledigt waren, als eröffnet erklärt. Von den Angeklagten war keiner zugegen. Der Präsident fragte die Rechtsbeistände der Gefangenen, ob Letztere noch etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten. Die Anwälte antworteten für jetzt nicht, sondern wünschten sich weitere Einreden für eine spätere Periode des Prozesses vorbehalten zu können. Sennor Manuel Azpiroz verlas hierauf die Anklageschrift gegen die Gefangenen, dieselbe durch gewisse von der sogenannten kaiserlichen Regierung ausgegangene offizielle Dokumente unterstützend. Unter den Anklagepunkten gegen Maximilian ward jener als der belastendste hervorgehoben, daß er durch sein berühmt gewordenes Dekret vom 7. März, womit er für den Fall, als er in einer der bevorstehenden Schlachten den Tod finden sollte, eine Regentschaft einsetzte, den Krieg zu verlängern den Versuch gemacht habe. Die Anstrengungen Sennor Vega's, die wider die Gefangenen vorgebrachten Beschuldigungen dadurch zu entkräften, daß er das Nichtvorhandensein irgend welchen Beweises für dieselben konstatirte, suchte der Ankläger dadurch unwirksam zu machen, daß er sagte, alle Anklagepunkte seien auf die Notorietät von Thatsachen begründet, und daß eine solche Notorietät hinreichend sei, die Anklage als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Nach Artikel 28 des Gesetzes vom 25. Januar würde es hinreichend gewesen sein, dieselbe als auf ein Kapital-Verbrechen gerichtet, hinzustellen, selbst ohne vorhergängige Identifikation der Personen der Angeklagten. Das Nichtvorhandensein der Protokolle und Zeugenaussagen, welches dem Vertheidiger so befremdlich vorkomme, sei ohne Belang. Man bedürfe ihrer nicht. Die Gefangenen wurden mit den Waffen in der Hand ergriffen, und ihre Verbrechen seien der ganzen Welt bekannt. Er schloß mit dem Antrage auf Todesstrafe für die Angeklagten.

Die Herren Vazquez und Ortega replizirten Einer nach dem Andern. Der Erstere widerlegte auf das Eingehendste die vorgebrachten Beschuldigungen und schloß mit den denkwürdigen, dem Gerichtshof zugerufenen Worten: „Wenn Sie den Erzherzog zum Tode verurtheilen, so besorge ich darob keine Koalition in Europa, oder daß die Vereinigten Staaten eine drohende Haltung gegen die Republik einnehmen könnten. Ich habe Vertrauen in die liberalen Armeen, welche die Franzosen aus diesem Boden ausgerodet haben. Aber ich fürchte den allgemeinen Vorwurf — der gleich einem Fluch auf unser Land fallen wird, mehr als selbst das Todesurtheil — wegen der Ungültigkeit des Verfahrens dieses Gerichtshofes."

Sohin ergriff Eulalio Ortega das Wort. Er ist ein ausgezeichneter Redner und erinnert in vielen Stücken an Mirabeau. Seine Zuhörer folgten ihm in athemloser Spannung. Er protestirte zuerst gegen die Regelwidrigkeit des Verfahrens und wies sodann auf den von Recht und Gesetz anerkannten Grundsatz hin, daß zuerst der Ankläger seine Anklage zu entwickeln habe, bevor die Vertheidigung beginne, weil die letzten Worte, welche der Gerichtshof vernimmt, jene der Angeklagten sein sollen. Er beschuldigt den Anwalt der Regierung, seine Anklage erst aus den von der Vertheidigung abgegebenen Antworten, im Hinblick auf die von ihr gelieferten Beweise, zusammengestellt zu haben, was mit dem gesetzlichen Herkommen und der rechtlichen Natur aller Dinge im Widerspruche steht. Er warf ihm vor, daß er in seine Anklageschrift Thatumstände aufgenommen habe, welche während der Verhandlung Tags zuvor nicht zur Sprache gebracht worden waren, was beweise, daß dieser Beamte die Nachtzeit, während welcher der Gerichtshof nicht versammelt war, dazu benützt habe, seine Anklage zu vervollständigen; dieß sei aber gegen alles Gesetz in einer Frage, wo es sich um Leben oder Tod handelt. Es habe mehr den Anschein, daß der Gefangene auf Grund seiner eigenen Aussagen angeklagt werde, als auf die Beweise hin, welche der Regierungsanwalt aufzubringen vermocht habe. Die Anklage gegen den Erzherzog, daß der durch Einsetzung einer Regentschaft für den Fall seines Todes den Krieg zu verlängern gesucht habe, betreffend, so bemerkte der Vertheidiger mit ernstem Nachdruck: „Ich erkläre, daß Maximilians späterer Abdankungsakt aus Cerro de la Campana thatsächlich vorhanden ist. Ich kann Sie auf meine Ehre versichern," und ebenso kann dieß der makellose Liberale Mariano Rivas, daß in jener Entsagungs-Urkunde keine Rede von einer Regentschaft ist."

Was den Artikel 28 betrifft, den der Ankläger zur Rechtfertigung des Nichtvorhandenseins von Zeugenaussagen und Beweisen anführte, so haben bereits alle Vertheidiger ausführlich dargethan, daß die Zeiten der Inquisition vorbei seien, in denen die bloßen Förmlichkeiten Alles waren, was zur Ueberführung des Beschuldigten verlangt wurde. Sie konnten nimmermehr voraussetzen, daß Sennor Azpiroz erwarten werde, der hohe Gerichtshof, dessen jugendliche Mitglieder die tapferen und edlen

Soldaten der Republik waren, welche zusammentreten, um zu verurtheilen und nicht, zu überführen. Und endlich konnten sie nimmer glauben, daß der ehrenwerthe Gerichtshof sich das Wort gegeben haben könne, eine Posse aufzuführen, anstatt nach den Geboten der eigenen Gewissen seiner Mitglieder vorzugehen. Sie (die Vertheidiger) verachteten es, diese Meinung von den tapfern Führern, aus welchen der Gerichtshof besteht, zu hegen. Dieser Gedanke sei nur das Erzeugniß der seltsamen Beweisführung des Regierungsanwalts.

Einer der Vertheidiger (wir glauben Vega) fragte den Ankläger, mit welchem Rechte er die Ordre der höchsten Regierung, welche ihm vorschrieb, gemäß Artikel 6—11, enthalten in dem Gesetze vom 25. Januar, vorzugehen, und so volle Unparteilichkeit zu wahren, annullirt habe. Sennor Ortega verlas die Ordre und konstatirte deren Verletzung. Nachdem Sennor Jauregui die Vertheidigung zu Ende geführt hatte, präsentirte Sennor Moreno einen auf drei Propositionen beruhenden Protest und verwahrte sich energisch gegen die Zulassung von nachträglichen Zeugenaussagen, insofern als das Beweisverfahren geschlossen und der Ankläger in vollkommener Kenntniß des von der Vertheidigung Vorgebrachten sei. Ohne weiter etwas zu äußern, zog sich der Gerichtshof zu geheimer Berathung zurück, um das Urtheil zu fällen. Etwa gegen 10 Uhr ging der Gerichtshof auseinander, und wir sind über seine Entscheidung in diesem Augenblicke noch nicht amtlich benachrichtigt.

Das Kriegsgericht ist vorüber, und die Republik, nachdem sie gekämpft, bis sie ihre Feinde auf die Anklagebank gebracht, nachdem sie dieselbe in tausend Gefechten besiegt, entscheidet mit diesem Tage über ihr Schicksal, entweder indem sie das über sie verhängte Urtheil gutheißt, oder Gnade walten läßt. Die Stadt, die Republik, die Welt erwartet beklommen den Schlußakt dieses schrecklichen Dramas.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Sollten wir uns aber täuschen, sollte das strengpositive Recht der Regierung die Befugniß einräumen, einen Rechtspraktikanten ohne Weiteres von der landgerichtlichen Praxis zu entfernen, so fragen wir, war es im vorliegenden Falle billig, daß die Regierung einen mittellosen Rechtspraktikanten, dessen politische Ansichten ihr mißfallen, seines redlichen Erwerbs beraubte, ja war nicht die Sicherheit des Eigenthums durch ein solches beliebiges Einschreiten gefährdet?

Betrachten wir aber diese Entlassung aus dem Gesichtspunkte der Staatsklugheit, so läßt sie sich noch weniger rechtfertigen. Der größte Theil des Volks sah in ihr bloß eine Rache, die einer Staatsregierung nicht würdig ist, in dem Redakteur dagegen erblickte man einen Martyrer der Preßfreiheit, für den sich eine allgemeine Sympathie regte und ihr eine Bedeutung verschaffte, die ihm außerdem nicht geworden wäre. Die Unterstützungen des Volks machten ihn jetzt unabhängig, und der Zweck der Regierung war in demselben Grade verfehlt, als das Mißtrauen und die Abneigung gegen sie gewachsen waren. Das Blut der Martyrer war von jeher für die Sache, der sie sich opferten, sehr fruchtbar, und es ist daher unbegreiflich, wie die Staatsregierung es der Opposition so leicht machen konnte, für die Sache der Wahrheit und des Rechts zum Martyrer zu werden. Beinahe sollte man zu der Ansicht verleitet werden, daß der bayerischen Regierung die Gewalt der öffentlichen Meinung unbekannt gewesen, daß ihr unbekannt gewesen, wie das Eisen dieser moralischen Macht um so gewisser unterthan sein müsse, da, wie Seume klagt, das Eisen schon vom Golde beherrscht wird.

Doch Redakteur Widmann wurde noch weiter gemaßregelt, indem demselben, nachdem 5 Hefte seines „Volkstribuns", einer in zwanglosen Flugschriften erscheinenden Zeitschrift, ausgegeben worden, derselbe auch „Patriotische Gemälde aus Polen" herausgegeben hatte, von der Regierung des Untermainkreises die Herausgabe dieser nichtperiodischen Zeitschrift untersagt und den sämmtlichen Buchdruckern in Würzburg verboten wurde, von Widmann irgend Etwas zu drucken.

Die Vexationen gegen Eisenmann und sein „Bayerisches Volksblatt" wurden immer ärger. Dieß legte Eisenmann in einem zensurfreien Flugblatte: „Berufung des Dr. Eisenmann an die öffentliche Meinung gegen die Verfolgung des „Bayerischen Volksblattes" durch unbillige Zensur und gesetzwidrige Beschlagnahme von Seite der k. Regierung des Untermainkreises" ausführlich dar. Er beklagte sich darin, daß das „Bayerische Volksblatt" in einer Art verfolgt werde, daß die Absicht, dieses Organ der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten, keinem Zweifel mehr unterliege. Dann wies er durch Abdruck der von der Zensur gestrichenen größeren Artikel nach, daß sein „Volksblatt" nicht durch Aufnahme von aufrührerischen und leidenschaftlichen Artikeln die Scheere des Zensors muthwilliger Weise provozirt habe. Ferner stellte er die Forderung, daß die verfassungsmäßige Gleichheit vor dem Gesetze nicht verletzt werde, daß der Zensor des „Volksblattes" nach denselben Grundsätzen und Instruktionen verfahre, welche den Zensor der „Allgemeinen Zeitung" oder der „Neuen Speyerer Zeitung" leiteten. In keiner der beiden Zeitungen aber wären die fraglichen Artikel gestrichen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 185 Montag, 5. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Baron Aarau betrachtete den kleinen Mann mit erhöhter Theilnahme, dann sprach er:

„Wir wollen einmal für den Augenblick das Kunstwerk über den Meister vernachlässigen. Sprechen Sie, erzählen Sie mir von sich, von Ihrem Leben, Ihren Aussichten, Ihrem geistigen Entwickelungsgange. Wenn ich im Stande bin, Ihnen zu helfen, soll es gern geschehen."

Und Schulze erzählte in einfachen, ergreifenden Worten von seiner entbehrungsreichen Jugend, von den goldenen Illusionen derselben, und wie das Leben so viele derselben zerstört, aber es doch nicht vermocht hatte, den göttlichen Funken zu ersticken, der unter der Asche des erkaltenden Himmelsfeuers fortglühte.

Und vor Aarau's und Klara's geistigem Auge rollte sich das Bild des wunderbaren Doppellebens, das der Kopist und der Dichter Schulze von je geführt, mit all' seinen Schatten- und den wenigen Lichtseiten auf und die Beiden tauschten einen Blick, der so viel sagte als „dem Manne muß geholfen werden!"

Und wieder blätterte Klara's Hand in dem dicken Manuskripte und nach einem Blicke auf die ebenfalls gereimten Abgänge der „Adelgunde von Felsenstein" meinte sie, zu Aarau gewandt:

„Wenn es tüchtig zusammengestrichen wird, könnte es am Ende gehen, wir geben ja auch die Lichtensteiner alle Weihnachten vor vollem Hause."

Der kleine Baron ging indessen sinnend im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor der Schauspielerin stehen, und das kaustische Lächeln spielte wieder um die feinen Lippen, dann sprach er gedämpft:

„Ich glaube, so wird's gehen und wir können die Raubritter dieses Herrn geben — verstehen Sie — als Parodie — im Hinblick auf die romantische Dichterschule allhier!"

So leise die Worte gesprochen worden waren, Julius Cäsar hatte sie vernommen. Er richtete sich in seiner ganzen Größe auf und griff feierlich nach dem dicken Manuskripte, indem er sprach:

„Herr Baron, lieber übergebe ich mein Werk den Flammen und bettle vor der Leute Thüren, ehe ich es als Parodie —"

Der Baron unterbrach ihn. „Sie mißverstehen mich gänzlich, Bester, weil Sie die Verhältnisse nicht kennen, und ebensowenig die Idee, welche ich dabei im Auge habe. Hören Sie mich an. Es existirt am hiesigen Orte ein romantisch-ästhetisches Dichterkränzchen, zum größten Theil aus Damen bestehend, das jeden Fortschritt in der Kunst nach Kräften unterdrückt und dabei blind alle die protegirt, die ihn speichellecken oder sich durch anerkannten Blödsinn, was ihre Leistungen auf dem literarischen Felde betrifft, denselben angenehm zu machen verstehen. Leider gehört auch meine eigene Frau diesem Verein an, dessen schöngeistige Schöpferinnen ihre Verwandten sind, und es ist mir noch nicht gelungen, sie, die sonst ein ganz vernünftiges Urtheil hat, von ihrer blinden Protektionswuth zu heilen, die sie ohne vorherige Prüfung meist Unwürdigen zuwendet. Ihr Stück, mein lieber Schulze, das Sie hiermit als angenommen betrachten können, soll mir dazu verhelfen, dieser ästhetischen Tafelrunde vom Theekessel einen kleinen Schabernack zu spielen — und gleichzeitig werde ich Ihnen, also ausnahmsweise einem Würdigen die Protektion der splitterrichtenden Gesellschaft verschaffen. Dann geht unser Vortheil Hand in Hand und unsere schöne Freundin hier braucht nicht zu fürchten, die Rolle der stolzen Adelgunde vor leerem Hause zu spielen, was nichts Angenehmes ist. Nur müssen Sie versprechen, sich unbedingt meiner Führung zu überlassen."

Und Julius Cäsar gelobte es, und überließ sich der Führung des liebenswürdigen Barons, ohne eigentlich so recht klar darüber zu sein, um was es sich handelte.

Aber die Ahnung ward ihm dafür zu einer desto klareren Gewißheit, daß gestern seine Seraphine ein großes Wort gelassen ausgesprochen hatte, als sie gesagt: „Um es in der Kunst zu Etwas zu bringen, braucht's vor Allem der Protektion, ohne die kommt man im Leben zu Nichts."

III.

Die Dichterinnen der romantischen Schule.

In dem eleganten Erkerzimmer ihres alterthümlich gebauten hohen Giebelhauses am Markte, saß das Stifts-

Fräulein Aphanasia von Rienzagen-Stolpp an dem zierlichen Mahagoni-Bureau, vor sich einen Bogen weißen Velinpapiers, verziert mit dem Wappen derer von Rienzagen-Stolpp, und blickte mit ihren gutmüthigen wasserblauen Aeuglein, die im Fett des behäbigen Antlitzes schwammen, wie der Thautropfen im Kelch der Päonie, schier mit verzweiflungsvollem Ausdruck gen Himmel.

Doch die Wolken des trüben Dezemberhimmels durchbrach ebenso wenig ein Sonnenstrahl, als das nebelhafte Düster ihres Geistes.

Auf dem Velinbogen mit Goldschnitt aber, den das Wappen derer von Rienzagen-Stolpp so herrlich schmückte, stand mit großen leserlichen Zügen:

Der letzte Stauffen-Felseck-Aarhorst.

Ballade von

Aphanasia v. Rienzagen-Stolpp.

„Es stand der Ritter schweigend auf dem Söller,"

Und die Zeit verging und er stand und stand, der arme Teufel, und sie mußte ihn stehen lassen, weil ihr durchaus kein brauchbarer Reim einfallen wollte; und doch mußte noch heute die Ballade fertig sein!

Denn sie — Aphanasia — hatte noch nie ein Gedicht in den Verein, dem anzugehören sie es sich zu hoher Ehre schätzte, zum Besten gegeben, und man hatte schon angefangen, über ihre karge Produktionskraft zu spötteln, ihre Begabung zu bezweifeln. O wenn sie an die malitiösen Gesichter der geistesverwandten Freundinnen dachte, denen sie die Ballade, deren herrliche Idee ihr der gütige Herrgott im Traume bescheert — schon so siegesgewiß für heute zum Vortrag verkündet, so schauderte sie zusammen bei der gleichzeitigen Vorstellung, heute wieder mit leeren Händen vor ihnen zu erscheinen.

Nein, sie mußte den Reim finden, und halb geistesabwesend murmelte sie vor sich „Es stand der Ritter schweigend auf dem Söller" und o Jammer — stets antwortete ihr darauf der dichtende Genius in ihr, wie ein neckischer Kobold: „Und blickte nach des Schlosses kühlem Köller" — Wie prosaisch! denn Jeder, besonders jeder Mann würde dabei gleich an des Schlosses kühlen Weinköller denken — und dazu war es noch ein unreiner Reim, „Köller" und gleich im ersten Vers eine so gewagt Licentia poetica — es ging nicht.

Und „Söller, Köller, Höller, Böller" tönte es auf's Neue fragend und klagend von Aphanasias Lippen.

Da hielt sie inne, „Böller" das könnte gehen, zum Beispiel:

„Es stand der Ritter schweigend auf dem Söller,
Und lauschte still dem Knall der fernen Böller."

Schon setzte sie die Feder an, um den lichteren Einfall zu Papier zu bringen, da rief eine muntere Stimme hinter ihr:

„Aber Tantchen, das geht nicht, damals hatten sie ja das Pulver noch nicht erfunden."

Die dicke Aphanasia wandte sich um, und ihr sonst so zufriedenes Antlitz mit dem Ausdruck beschaulichen Blödsinns in den stillen Zügen, bot jetzt einen bedauernswerthen Anblick.

„Hilf mir, Kind, ich bringe es nicht allein zu Stande! ächzte sie und das Haupt sank schwer auf den Busen herab.

„Aber ich verstehe ja leider gar nichts von der edlen Dichtkunst, wenn ich sie auch unendlich liebe," entgegnete die Nichte Marie, eine reizende Blondine von achtzehn Jahren.

„O, wenn Du nur willst, dann wird es gewiß gehen," flüsterte Fräulein Aphanasia tonlos.

„Nun, versuchen will ich's, Dir zu Gefallen," sprach das junge Mädchen, und las die zwei uns schon bekannten Strophen. Dann fuhr sie sinnend fort:

„Ja, auf Söller wird wohl schwer ein Reim zu finden sein, wie wär's denn, Tantchen, wenn wir die Geschichte umdrehen und sagten:

„Der Ritter schweigend auf dem Söller stand."

„Halt!" rief Aphanasia mit einer Stentorstimme, deren man die zarte Jungfrau gar nicht für fähig gehalten hätte, „Halt! jetzt hab' ich's" und sie deklamirte in schneller Reihenfolge:

„Der Ritter schweigend auf dem Söller stand,
Den wucht'gen Flamberg lehnt er an die Wand,
So schaut er tief hinab in's flache Land,
Wo seitwärts seines Liebchens Schlößlein stand."

Das klingt und singt, nicht wahr? und nun fange mir wieder einen Vers an, liebe Marie, dann geht's wie der Wind, und wir sind fertig, bis sie kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode des Prinzen Albert hat Hr. Florschütz seine Erinnerungen aus jenen Jahren niedergeschrieben: sie sind großentheils dem vorliegenden Werke einverleibt. Es heißt darin:

Bis zu seinem zehnten Jahre pflegte Albert im Sommer zwischen sechs und sieben, im Winter zwischen sieben und acht aufzustehen. Um 9 Uhr frühstückten die beiden Brüder mit ihren Eltern. Das Mittagessen, welches Albert bis zu seinem eilften Jahre regelmäßig nur mit seinem Bruder und seinem Erzieher einnahm, war um ein Uhr. Zwischen vier und fünf, wenn der Herzog gespeist hatte, mußten die Brüder in der Gesellschaft erscheinen, dann besuchten sie ihre Großmutter, die Herzogin-Wittwe Auguste; und wenn Albert in Gotha war, so ließ er keinen Morgen ohne einen Besuch bei seiner Großmutter mütterlicherseits, der Her-

zogin Karoline von Sachsen-Gotha-Altenburg vorübergehen. Um sieben Uhr aß der Prinz zu Abend und war froh, wenn er gleich darauf zu Bette gehen konnte. Eine unwiderstehliche Schlafsucht, die er selbst in späteren Jahren nicht gut überwinden konnte, wandelte ihn dann an; einmal fiel er gleich nach dem Mahle in Schlaf und stürzte vom Stuhle herab. Doch beschädigte er sich nicht und schlief auf dem Boden ruhig weiter. Seine Gesundheit war im Ganzen eine feste; er litt jedoch mehrmals an Bräune, die er sich durch die leichteste Erkältung zuzog, und zwar oft in bedenklichem Grade.... Seinen Bruder übertraf Albert in ernstem Nachdenken, ruhiger Ueberlegung und Selbstbeherrschung, legte auch größere Vorsicht in seinen Handlungen zu Tage. Seine hervorstechenden Charakterzüge waren eine gewinnende Munterkeit und Liebenswürdigkeit. Seine Natur neigte dazu, das Leben stets von der besten Seite aufzufassen und im günstigsten Lichte zu sehen.

Nach ihrer gleichzeitigen Konfirmation am Palmsonntage des Jahres 1835 traten die Brüder in das Getriebe der Welt hinein. Sie machten einen Besuch in Mecklenburg und dann eine schnelle Reise über Berlin, Dresden, Prag, Wien, Pest, wo sie überall an den Hoffestlichkeiten Theil nahmen und einen guten Eindruck zurückließen. Während dieser Zeit scheint Albert sich mit hochfliegenden literarischen Planen getragen zu haben, wie wir aus einem im Jahre 1836 an den Direktor des koburger Gymnasiums gerichteten Briefe ersehen:

Ich habe endlich den Grundriß meines beabsichtigten Werkes über die Denkweise der Deutschen vollendet und schicke es Ihnen hierbei zum Lesen, indem ich Sie bitte, die vielen Fehler, welche Ihr kritisches Auge darin entdecken wird, nicht zu strenge zu richten. Sie haben mein Werk ohne Kopf und Schwanz. Ich habe weder Einleitung noch Schluß skizzirt, da ich es nicht für nöthig hielt; denn mein Wunsch ist es, den Fortschritt der deutschen Zivilisation durch den Gang der Geschichte bis zu unserem Zeitalter hinab zu verfolgen. Der Schluß wird einen Rückblick auf die Mängel unserer Zeit enthalten, mit einer Mahnung an Jeder, diesen Mängeln für sich abzuhelfen und somit Anderen ein gutes Beispiel zu geben. Gefällt Ihnen diese Idee nicht, so bitte ich Sie, es mir gütigst zu schreiben, und ich werde mich dann bemühen, einen anderen Schluß ausfindig zu machen.

Ein Werk über den Bildungsgang des deutschen Volkes — wahrlich ein kühnes Unterfangen für einen siebenzehnjährigen Jüngling! Aber „es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken“, und hat der Prinz seinen Plan nicht zur letzten Ausführung gebracht, so werden die Studien und das Nachdenken, die er einem so ernsten und großartigen Gegenstande zugewandt, nicht ohne Früchte für sein geistiges Wachsthum geblieben sein.

In demselben Jahre, im Mai 1836, setzte Albert zum Erstenmale seinen Fuß auf englischen Boden. Mit Vater und Bruder war er hingereist. Einer seiner Briefe erzählt von dem königlichen Lever, welchem er beiwohnte, die Zeremonie erschien ihm lang und ermüdend, aber sehr interessant. Es folgte ihr ein großes Festmahl und ein glänzender Ball, nicht sonderlich zum Vergnügen des Prinzen, der wiederum mit Macht gegen seine Schlafsucht anzukämpfen hatte. Den koburgischen Gästen war der Palast von Kensington als Aufenthalt angewiesen, und hier sah Albert zuerst seine zukünftige Gemahlin, beide erst siebenzehn Jahre alt, beide aber auch ohne eine Ahnung von dem bereits für sie geschmiedeten Eheprojekte. Des letzteren Hauptbeförderer war der König Leopold von Belgien, und ihn, den Onkel, hatte mit diesem Gedanken schon vor Jahren die Großmutter angeregt, die Herzogin-Wittwe von Koburg, welche „schon sehr früh den heißen Wunsch hegte, daß ihr geliebter Enkel Albert und ihre Maienblume, wie sie die kleine Prinzessin Viktoria nannte, ein eheliches Bündniß schließen möchten“.

Es dauerte nicht gar lange nach diesem Besuche, daß der Glaube an eine Verbindung der Beiden allgemeine Geltung erlangte, und um das öffentliche Gespräch davon abzulenken, bewog König Leopold seine Neffen, welche damals in Bonn studirten, zu einer Ferienreise in die Schweiz und nach Ober-Italien. Inzwischen aber starb in England Wilhelm IV. (am 20. Juni 1837) und die Prinzessin Viktoria folgte ihrem Oheim auf den Thron. Der Brief, in welchem Albert seiner Cousine Glück wünschte, war der erste, den er in englischer Sprache schrieb, oder wenigstens sein erster englisch geschriebener Brief, welcher auf die Gegenwart gekommen ist. Wir theilen ihn daher in der ursprünglicher Abfassung mit:

„Bonn, 26th June, 1837. — My dearest Cousin, — I must write you a few lines to present you my sincerest felicitations on that great change which has taken place in your life. Now you are Queen of the mightiest land of Europe, in your hand lies the happiness of millions. May Heaven assist you and strengthen you with its strength in that high and difficult task! I hope that your reign may be long, happy, and glorious, and that your efforts may be rewarded by the thankfulness and love of your subjects. May I pray you to think likewise sometimes of your cousins in Bonn, and to continue to them that kindness you favoured them with till now? Be assured that our minds are always with you. I will not be indiscreet and abuse your time. Believe me always, your Majesty's most obedient and faithful servant, Albert.

An seinen Vater schrieb er kaum einem Monat später:

„Onkel Leopold hat mir sehr viel über England geschrieben und was da vorgeht. Während alle Parteien im höchsten Lobe der jungen Königin einig sind,

so manövriren und intriguiren sie doch um so mehr gegen einander. Von jeder Seite ist nichts zu sehen, als ein Netzwerk von Kabalen und Intriguen, und die Parteien stehen sich mit unerklärlicher Schroffheit gegenüber."

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Ferner beklagt sich Eisenmann in seiner „Berufung an die öffenliche Meinung" über die gesetzlich ungerechtfertigten Konfiskationen seines „Volksblattes" durch den Stadtkommissär Gessert, nachdem es die Zensur des Regierungsrathes Behringer glücklich überstanden. Er äußert sich über diese verfassungswidrigen Uebergriffe in folgender Weise:

„Der Zensor beschränkt seine amtliche Funktion nicht auf die Zensur derjenigen Artikel, welche die auswärtige Politik berühren, sondern er sendet den Zensurbogen auch zum k. Stadtkommissär, um diesen aufmerksam zu machen, des andern Tages Früh, das, was die Zensur gesetzlich nicht antasten durfte, durch Beschlagnahme dem Publikum vorzuenthalten. Daß aber darin ein Exzeß vorliege, geht daraus hervor, weil mitunter diese Sendung mit dem Bedeuten unterlassen wird, daß heute nichts Anstößiges im „Volksblatte" sei, wodurch dem ängstlichen Stadtkommissär der Wink gegeben wird, daß die ihm zugesandten Nummern anstößig seien, sohin mit Beschlag belegt werden müssen. Um aber diese ungebührliche Kommunikation mit dem Stadtkommissär recht bequem vollbringen zu können, hat mir die kgl. Regierung befohlen, dem Herrn Zensor zwei Exemplare zur Zensur vorzulegen, von denen er eines zurückbehält. Nebstdem bekommt er des andern Tages noch einen reinen Abdruck.

„Doch damit begnügte man sich noch nicht, sondern man verbot dem Drucker unter Androhung einer bedeutenden Geldstrafe und Schließung seiner Druckerei mir auch nur ein Exemplar der erscheinenden Volksblattsnummern abzuliefern, ehe der Stadtkommissär Einsicht davon genommen. Diese Einsicht wird aber auf folgende Art genommen: Obgleich der Stadtkommissär durch den Zensor des Abends zuvor das den andern Morgen erscheinende Volksblatt bereits mitgetheilt erhalten hat, so schickt er doch des andern Morgens Früh 6 Uhr einen Polizeikommissär mit einem Polizeisoldaten in die Druckerei. Der Polizeikommissär nimmt das erste abgezogene Exemplar des Reinabdrucks und sendet es dem Stadtkommissär ins Haus, er selbst aber bleibt bei der Presse stehen, bis der Polizeisoldat wiederkommt und die Erlaubniß zur Ablieferung des Blattes oder den Befehl zur Beschlagnahme „wegen Gesetzwidrigkeiten" bringt. Da aber der Herr Stadtkommissär sich in seinem Leben noch nicht übereilt hat, und da es ihm zuweilen nöthig scheint, sich zuvor auf der Regierung Rath zu holen, so wird die Ausgabe mitunter bis 10 Uhr, also drei volle Stunden, verzögert und die Post versäumt.

„Daß diese Vexation in der Verfassung nicht begründet ist, weiß Jeder, der das dritte Verfassungsedikt gelesen hat, und daß ein solches Hinderniß der freien Presse viel gesetzwidriger und gehässiger ist, als die Zensur selbst, darüber ist wohl eine Stimme, nur die k. Regierung ist anderer Meinung. Doppelt gesetzwidrig ist das Einschreiten gegen den Drucker, da der § 12 des dritten Verfassungsedikts den Drucker nur dann verantwortlich macht, wenn Verfasser oder Verleger nicht bekannt sind.

„Wenn nun der Stadtkommissär eine Nummer des „Volksblattes" mit Beschlag belegt hat, so wird diese Beschlagnahme um so sicherer von der Regierung bestätigt, da sie von ihr ausgeht und ich gegen den Willen des Gesetzes einer Instanz beraubt bin.

„Mich wegen der Strafgesetzübertretungen, die doch einzig und allein die Beschlagnahme rechtfertigen können, vor dem ordentlichen Richter zu belangen, wie das Gesetz vorschreibt, hat die Regierung bei allen bisherigen Beschlagnahmen nicht ein einziges Mal gewagt; sie weiß warum, und das Publikum weiß es auch."

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Der Trinker wird das Erste gern im Glase seh'n, —
Ich? frei in der Natur, wenn Frühlingslüfte weh'n;
Der Geizhals sieht das Zweite gern sein Geld beschützen;
Ich? frei und groß mit hellen Spiegelfenstern blitzen.
Der Franke, sucht er auch ein Ganzes sich zu gründen,
Wird ers nicht anders, als in Spanien nur finden.
Ich aber baue einsam mir auf meinem Zimmer
Stets neue schön empor aus der verfall'nen Trümmer.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 180:
Frost.
Richtig gelöst von F. A. S—n.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 186 Dienstag, 6. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Marie lachte. „Aber ich kenne ja Deinen Stoff nicht, Deine Intentionen. Was soll denn die Ballade besingen, bekommen sich die Liebenden?"

„Behüte!" entgegnete würdevoll ablehnend das jungfräuliche Stiftsfräulein.

„Also," fuhr Marie fort, „könnte man eine allgemeine Bemerkung machen, um den Leser in die Situation einzuführen, zum Beispiel

„Die holde Maid war seines Kämpfens Preis,"

„Halt!" rief Aphanasia und wieder mit einer Stimme, die den Letzten von Stauffen-Feldeck-Aarhorst aus dem Todesschlummer hätte wecken können. „Halt, ich hab's:

„Die holde Maid war seines Kämpfens Preis,
Der letzte Sproß von einem edlen Reis,
Sie mied ihn auf des Vaters streng Geheiß,
Obgleich sie ihn geliebet — ach so heiß!"

Und die Feder flog weiter über das Velinpapier, geschmückt mit dem Wappen derer von Rienzagen-Stolpp und siehe da, ein Wunder war geschehen, der Genius der Dichterin hatte sich, flügelschlagend wie eine junge Gans im Mairegen, entfaltet, die reinen und unreinen Reime kamen von selbst, und ohne Mariens Rath und Hülfe noch ferner zu bedürfen, winkte sie der Nichte stumm und feierlich, sie zu verlassen, und schrieb und schrieb, bis daß die Ballade fertig war und der göttliche Wahnsinn, der in ihrem Auge gerollt, einer wonnigen Ermattung Platz gemacht hatte.

Indessen lehnte Marie an dem Fenster des Salons, der schon die getroffenen Vorbereitungen zu der abendlichen Versammlung des Dichterkränzchens der romantischen Schule zeigte, und dachte, wie süß sie sich's immer geträumt von Kind auf, einen Dichter zu lieben, von einem Dichter wiedergeliebt zu werden, und wie das nun unmöglich sei, da sie sich auf der letzten Assemblee der Baronin Aarau mit ihrem Cousin vierten Grades, dem Baron Hollfelt verlobt habe, und wie sie eigentlich auch sehr glücklich darüber sei. Trotzdem möchte sie den einen Wunsch doch erfüllt sehen — jetzt allerdings sehr modifizirt — und wenigstens die Bekanntschaft eines Dichters machen, aber eines ächten, rechten Dichters, nicht derartiger Reimhelden, wie der maliziöse Doktor Neideck oder die übrigen Protegée's der Tafelrunde waren.

Und der Abend hüllte die liebliche Träumerin in sein dämmeriges Gewand und in ihrem Herzen sang und klang es, Reim auf Reim.

Das war sicher die Folge von ihrer Hülfeleistung vorhin bei der Tante, denn sonst wär's doch nicht möglich, daß sie ein Gedicht machen konnte! Wie oft hatten ihr die stolzen Vorsitzer des poetischen Vereins all und jede Begabung dazu bedauernd abgesprochen; ja, das hatte heute lediglich der schweigende Ritter auf dem Söller zu verantworten, den sie vorhin so großmüthig von seinem einsamen Wachtposten erlöst.

Oder war's der liebliche Duft der Veilchen dort am Fenster, der sie in eine solche poetische Stimmung versetzte, und fragend neigte sie sich zu den dunkelblauen Lieblingen herab; dann stand sie schnell auf, entzündete die Kerze an ihrem Schreibtische und warf, mit mühsam verstellter Handschrift und klopfendem Herzen einige Verse auf ein Blatt Papier, dessen rechte Ecke oben ein allerliebstes Veilchensträußchen schmückte.

Das Gedicht aber trug die Aufschrift: „Das Veilchen". Und die Augen der Dichterin ruhten noch mit halb glücklichem, halb verschämtem Lächeln auf dem ersten Kinde ihrer Muse, indem sie flüsterte: „Ich werde es Ihnen heute Abend als anonyme Zusendung bezeichnen und vorlesen, dann erhalte ich doch wenigstens ein unbefangenes Urtheil," als schon die ersten Priesterinnen der hohen Dichtkunst mit knöchernem Finger an die Pforte pochten, wie weiland die Boten der heiligen Behme, die ihnen sammt Zubehör noch jetzt in den romantischen Köpfen rumorte.

Wir treten in die vieledle Gesellschaft und zwar in dem Augenblick, wo die Wirthin, Fräulein Aphanasia von Rienzagen-Stolpp, unter dem allgemeinen Beifall, den letzten Stauffen-Feldeck-Aarhorst sich hatte am „Stich" seines eigenen Schwertes verbluten lassen — Friede seiner Asche!

Werfen wir einen Blick auf die edle Versammlung und zwar, da es der Lauf unserer wahren Geschichte nicht fordert, daß wir alle Mitglieder derselben dem ge-

neigten Leser vorstellen, so thun wir dieß nur mit ihren Gründern und Eckpfeilern.

Diese bestanden zuerst aus der, auf dem Sopha thronenden, in ihrem grauseidenen Gewande und den vielen Bändern auf der Blondenhaube, einer alten Busch-Eule gleichenden Frau Gräfin von Jenklaw-Kerkenhausen, der glücklichen Mutter zweier ebenfalls anwesender hoffnungsvollen Jungfrauen von achtundzwanzig bis zweiunddreißig Jahren, verblühten Beautés, welche aber eine jugendliche Naivetät affektirten, durch die sich leider Niemand mehr täuschen ließ.

Und es wäre doch so wünschenswerth gewesen, wenn „die Kinder" eine gute Partie gemacht hätten, denn obgleich die Ahnen derer von Jenklaw-Kerkenhausen schon die ersten Kreuzzüge mitgemacht und unter Gottfried von Boullion Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten — ein vermögliches Geschlecht waren sie nie gewesen, „dazu waren sie zu honnête" pflegte die alte stolze Dame erklärend hinzuzufügen.

Und jetzt waren sie gar arm wie die Kirchenmäuse und lebten von einer kleinen Pension sehr eingeschränkt, nichtsdestweniger aber mit der den hohen Ahnen schuldigen Noblesse.

Links von der Gräfin, ihrer Tante, saß die Baronin Aarau, die Gattin „eines geadelten Bourgeois", wie die lieben Cousinen hinter ihrem Rücken zu sagen pflegten, eine zarte, nicht mehr ganze junge, aber noch immer schöne Frau, mit einem etwas sentimentalen Lächeln um die feinen Lippen, im hellblauen Seidenkleide, das ein Brüsseler Kragen um den schlanken Hals begränzte, den eine werthvolle Korallenbroche schloß.

Gegenüber von der Baronin hatte Kammerherr von Twillwitz, der Beau der Gesellschaft, seinen Platz genommen, und sein schwärmerisches Auge belebte sich, und die schlaffen Züge, auf denen die Fatiguen seines Berufes eingegraben waren, erheiterten sich, wenn er dem sehnsuchtsbangen Blick der schönen Adelais Aarau, beiläufig gesagt, der Frau des kleinen behäbigen Barons, den wir in dem Boudoir von Fräulein Schwarz kennen lernten, — seiner Jugendliebe — begegnete.

Ferner befand sich noch außer dem Fräulein Aphanasia, ihrer lieblichen Nichte Marie und deren Bräutigam Hollfelt, einem Kavallerie-Offizier von elegantem Exterieur, dessen satyrisches Lächeln, womit er den Gesprächen der Gesellschaft lauschte, wenigstens andeutete, daß seine geistige Potenz eine verhältnißmäßig bedeutendere sei, wie die der Uebrigen, der Dr. phil. Neibeck an dem obern Theile der Tafelrunde.

Und so gebührte es sich wohl, denn er war die höchste kritische Instanz, dessen Aussprüche, auch wenn sie so dunkel und zweideutig waren, wie die Räthsel der Sphinx, doch entgegengenommen wurden, wie die Richtersprüche des delphischen Orakels.

Der Doktor war übrigens einer dürren, gelblich getünchten Hopfenstange vergleichbar, trug sich schwarz beflagal, und hatte eine goldene Brille auf den kleinen zwinkrigen braunen Augen.

Jetzt räusperte sich der schmächtige Kammerherr, er war an der Reihe vorzutragen, warf einen bedeutungsvollen Blick auf Adelais, sein schönes vis-à-vis, und hub an:

„O nimm es freundlich hin.

Du bist wie eine Rose,
O wäre ich der Wind,
Der lächelnd Dich umkose,
Du süßes, holdes Kind!

O wäre ich die Sonne
Und könnt' bescheinen Dich,
Ich lispelte voll Wonne:
Mein Herz, ich liebe Dich!

O wäre ich ein Vöglein,
Ich flög' auf einen Ast
Und nähme Dich ins Schnäblein,
Entführte Dich mit Hast.

Doch da nicht Wind, nicht Sonne,
Nicht Vöglein — ach ich bin —
Hauch' Lieb' und Schmerz ins Lied ich:
O nimm es freundlich hin."

Feierliche Stille nahm es vorläufig — wenn auch gerade nicht freundlich hin; denn Eulalia und Florence von Kerkenhausen blickten sich spöttisch lächelnd an und die alte Gräfin warf einen strengen Seitenblick auf ihre Nichte, die erröthende Adelais, und das malitiöse Lächeln spielte stärker um die schmalen Lippen des Kavallerie-Lieutenants.

Doktor Neibeck aber, die höchste Instanz, räusperte sich und sprach:

„Sehr nett, Herr Kammerherr, eine allerliebste kleine lyrische Spielerei à la Heine. Nur erlaube ich mir die Bemerkung, daß gerade dieses mauvais sujet, nämlich besagter Heinrich Heine, der erbittertste Gegner der romantischen Schule war, der wir die Ehre haben anzugehören, und die es sich zur heiligen Aufgabe gestellt hat, die Blüthe der wahren Dichtkunst, gleichsam die blaue Blume der Poesie, von dem giftigen Mehlthau, welchen derlei Spötter darauf gehaucht haben, zu befreien."

„Bravo!" „Sehr schön!" „Sehr wahr!" „Wie poetisch!" „Ein geistreicher Mann!" „Ein feiner Kritiker!" „Ein ächter Dichter!"

So tönte und summte es leise und laut im Kreise.

Nur der Kammerherr schwieg verletzt, und die schöne Adelais zuckte mit einem bedeutungsvollen Blick auf ihn die Achseln.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Fortsetzung.)

Im Herbste dieses Jahres traten Ernst und Albert die geplante Schweizerreise an. Sie war kurz und ihre Beschreibung nimmt in dem vorliegenden Werke nur geringen Raum ein. Vom Rigi schickte Prinz Albert seiner zukünftigen Gemahlin eine Alpenrose und aus Voltaire's Haus in Ferney ein kleines Autograph des Philosophen. Die beiden Gegenstände waren zusammen mit einer Reihe von Schweizer-Ansichten in ein Album eingebunden, welches die Königin „jetzt noch als einen ihrer größten Schätze betrachtet und überall hin mit sich nimmt.“ „Es war zu jener Zeit“ — heißt es in dem Buche — „zwischen der Königin und dem Prinzen noch nichts vorgegangen, dieses Geschenk aber bewies, daß der letztere auf der Reise seiner jungen Cousine oft gedachte.“ Gegen Ende Oktober kehrte das Brüderpaar nach Bonn zurück, um seine Studien aufzunehmen: hauptsächlich römisches Recht, Staatsrecht, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Zugleich hörten sie bei Löbell und bei A. W. v. Schlegel geschichtliche Vorlesungen, bei Fichte Antropologie und Philosophie und trieben daneben fleißig moderne Sprachen.

Die erste Unterhaltung mit Albert über das projektirte Ehebündniß pflog der König von Belgien im März 1838, während er ungefähr um dieselbe Zeit der jugendlichen Trägerin der britischen Krone den Plan eröffnete. Leopold wollte die Heirath noch um einige Jahre hinausgeschoben wissen; nicht so Prinz Albert und sein Vater. Letzterer erklärte nämlich nicht mit Unrecht, daß Albert, wenn er sich von vorn herein bände und die Königin in drei oder vier Jahren etwa doch ihren Sinn änderte, in eine sehr lächerliche Position gerathen und vielleicht seine ganze Laufbahn verdorben sehen würde. Die Königin sprach später häufig genug ihr Bedauern, ja, ihre Reue über den Aufschub aus, der damals beschlossen wurde, aber freilich nicht ganz zwei Jahre dauerte. Doch sie hielt sich selbst noch für zu jung und wünschte auch, daß ihr zukünftiger Gemahl nicht als eine gar zu jugendliche Erscheinung in England auftreten möchte.

Ein halbes Jahr blieb Albert also noch in Bonn und trat im Dezember 1838 eine italienische Reise an, begleitet von Baron Stockmar und einem gebildeten jungen Engländer, Lieutenant (jetzt Generalmajor) Seymour. Er scheint seinen Aufenthalt im Süden recht heiteren Sinnes genossen zu haben, obgleich er sich in seinen Erwartungen von Italien und zumal von Rom sehr getäuscht fand. Von einer Audienz beim Papste (Gregor XVI.) schreibt er:

„Am Dienstag hatte ich die Ehre einer Zusammenkunft mit Sr. Heiligkeit. Der alte Herr war sehr höflich und freundlich. Ich blieb fast eine halbe Stunde bei ihm, in ein kleines Zimmer eingeschlossen. Wir unterhielten uns auf Italienisch über den Einfluß der Aegypter auf die griechische und den Einfluß der Griechen auf die römische Kunst. Der Papst behauptete die Griechen hätten ihre Vorbilder von den Etruskern genommen. Ich wagte zu behaupten, daß sie ihren Unterricht in der Kunst von den Aegyptern genossen hätten.“

Neapel war das Endziel seiner Wanderung. Im Juni 1839 kehrte er nach Koburg zurück und im Herbste machte er in Begleitung seines Bruders jene folgenreiche zweite Reise nach England, welche sein ferneres Leben entschied. Von Brüssel nahm er einen Brief seines Oheims Leopold mit, den er am 10. Oktober in Windsor überreichen konnte. Ein herzlicher Empfang wurde den Ankömmlingen zu Theil. In der Biographie finden wir folgende Notiz über ihre Ankunft:

Die drei Jahre, welche seit ihrem letzten Besuch in England verflossen waren, hatten ihre persönliche Erscheinung sehr gehoben. Groß und männlich, wie beide Prinzen in Gestalt und Haltung waren, war Albert in der That vorzüglich schön. Doch zeigte sich in seinen Mienen ein Ausdruck der Milde und in seinem Lächeln eine besondere Anmuth, mit einem Zuge tiefen Nachdenkens und Verstandes in seinem klaren blauen Auge und auf seiner breiten Stirn, wodurch der Eindruck, den er auf Jeden machen mußte, noch durch einen Reiz erhöht wurde, der die bloße Regelmäßigkeit oder Schönheit der Züge weit übersteigt.

Die gewöhnliche Routine des Lebens in Windsor, täglich Spazierritte, große Diners und dreimal wöchentlich Ball, wurde am 15. Oktober bald durch ein bedeutsames Ereigniß unterbrochen. Tags zuvor hatte die Königin den Lord Melbourne (welcher von 1835 bis 1841 an der Spitze des damaligen Whig-Ministeriums stand) mit ihrem Entschlusse bekannt gemacht, dem Prinzen Albert definitiv ihre Hand anzubieten; und in der Mittagsstunde des 15. Oktober ward Albert in das Zimmer der Königin beschieden. In dem Buche heißt es über die nun erfolgende Scene:

Nach einem kurzen Gespräche über andere Gegenstände gestand ihm die Königin, weßhalb sie ihn hatte rufen lassen; und es ist leicht zu begreifen, daß sie Anfangs zögernd und zurückhaltend gewesen war. Denn die Stellung einer Königin, die es gebieterisch verlangt, daß ein Heirathsantrag von ihrer Seite ausgehe, muß allen denen peinlich vorkommen, die ihre Anschauungen über diesen Punkt aus dem Privatleben nehmen, und es als ein Vorrecht und ein Glück der Frauen betrachten, daß ihre Hand gesucht werden muß und nicht angeboten zu werden braucht.

Der glückliche Bräutigam selbst schildert die Verlobung in einem Briefe an seine Großmutter wie folgt:

Die Sache, die uns letzter Zeit so viel beschäftigt

hat, ist endlich in Ordnung gebracht. Die Königin ließ mich vor einigen Tagen zu sich rufen, und erklärte mir in einem aufrichtigen Ergusse von Herzlichkeit und Liebe, daß ich ihr ganzes Herz gewonnen habe, und daß es sie überglücklich machen würde, wenn ich ihr das Opfer brächte, das Leben mit ihr zu theilen; denn sie sagte, sie müsse es als ein Opfer ansehen, und das einzige was sie beunruhige, sei der Gedanke, daß sie meiner nicht würdig sei. Die freudige Offenheit, mit welcher sie das Alles sagte, bezauberte mich und ich war ganz davon hingerissen. Sie ist wirklich sehr gut und liebenswürdig, und ich bin sicher, der Himmel hat mich nicht in böse Hände gegeben, und wir werden miteinander glücklich sein. Seit diesem Augenblicke thut Victoria Alles, was sie mir an den Augen absehen kann, und wir sprechen viel über unser zukünftiges Leben, welches sie mir so glücklich zu machen verspricht, wie nur möglich . . . . . Meine hiesige Stellung wird sehr angenehm sein, in so fern ich alle mir angebotenen Titel verschmäht habe. Ich behalte meinen eigenen Namen bei und bleibe was ich war. So werde ich sehr unabhängig sein und es leicht haben, gelegentlich einen Sprung nach der Heimath zu machen, um alle meine lieben Verwandten zu besuchen. Doch ist es sehr schmerzlich, zu wissen, daß das Meer nun zwischen uns liegt . . . .

Einen ähnlichen Brief richtete die Braut an ihren Oheim Leopold:

Ich liebe Albert mehr als ich sagen kann, und werde Alles thun, um das Opfer, das er mir bringt, so gering als möglich zu machen. Er scheint viel Takt zu besitzen, dessen er in seiner Stellung sehr bedarf. Die letzten Tage sind mir wie ein Traum verflossen, und ich bin so verwirrt, daß ich kaum schreiben kann; aber ich fühle mich sehr glücklich. Es ist unbedingt nothwendig, daß vor dem Zusammentritte des Parlaments Niemand von dem Ereignisse wisse; denn es würde als eine Vernachläßigung meinerseits betrachtet werden, das Parlament nicht sofort einberufen und davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Lord Melbourne, den ich zu Rathe gezogen, billigt meine Wahl durchaus; er hat mir in dieser Angelegenheit große Güte und Zuneigung bewiesen. Wir und Albert halten es für besser, daß die Heirath bald nach dem Zusammentritte des Parlaments, im Anfange des Februar, vollzogen werde. Die beiden einliegenden Briefe ersuche ich Dich, lieber Oheim, an Onkel Ernst zu schicken, den ich auch um strenges Stillschweigen bitte; wolle ihm gütigst die Einzelheiten auseinandersetzen, wofür ich jetzt keine Zeit habe, und auch dem treuen Stockmar. Louisen kannst Du es wohl sagen, doch Keinem weiter von ihrer Familie. Ich möchte den lieben jungen Herrn gern bis zu Ende des nächsten Monats hier halten. Ernst's aufrichtige Mitfreude macht mir viel Vergnügen; er verehrt den lieben Albert so sehr. Auf ewig, liebster Oheim, Deine ergebene Nichte V. R.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Chronik der Kriegs-Ereignisse in der Stadt Hammelburg 1866. Von G. M. Rappert, Stadtpfarrer daselbst. Verlag von J. J. Hiller in Hammelburg.

Bis jetzt sind die vorjährigen zwischen unsern bayerischen und den preußischen Truppen vorgefallenen Gefechte wohl in der Tagespresse schon öfter besprochen worden, allein eingehendere Schilderungen über dieselben in Broschürenform sind, wenigstens vor bayerischer Seite ausgehend, noch sehr spärlich im Buchhandel zu finden. Um so schätzenswerther ist daher jeder weitere Beitrag, dem wir auf diesem Gebiete begegnen, und deßhalb ist das vorliegende Werkchen um so mehr zu begrüßen, als gerade über das Gefecht von Hammelburg noch so Manches unklar war, und dasselbe von einem Augenzeugen hier geschildert wird. Die Broschüre beginnt in ihrem ersten Kapitel mit der am 21. Mai 1866 stattgehabten Feier der 50jährigen Vereinigung der Stadt Hammelburg mit der Krone Bayern.

Man könnte wohl zu der Frage veranlaßt sein, was die vorliegende Broschüre mit dieser Feier zu thun habe; allein dieses erste Kapitel, welches von derselben handelt, steht mit den nachfolgenden Abschnitten insofern in einem Zusammenhang, als der Verfasser die Bedeutung dieser Feier mit Rücksicht auf den damals drohenden deutschen Bruderkrieg in seiner Festrede hervorhob. In den folgenden Abschnitten treten die verhängnißvollen Ereignisse des vorigen Jahres schon näher an den Leser heran. Wir beschränken uns darauf, die einzelnen Abschnitte hier aufzuzählen: Vorboten des Krieges. — Das Gefecht am 10. Juli 1866. — Der Brand. — Der Brand zunächst des Seelenhauses. — Schrecken und Flucht der Bewohner. — Feindliche Invasion in Hammelburg. — Erlebnisse im Pfarrhause. — Verzeichniß der auf dem Gefechtsplatze gefallenen und verwundeten Bayern und Preußen. — Fürsorge für die Verwundeten. — Verluste und Entschädigungen. — Privatwohlthätigkeit. — Die Königsreise. — Schlußwort.

Der Preis der Broschüre beträgt nur 30 kr. und ist der Reinertrag zum Besten der Kleinkinderbewahranstalt zu Hammelburg bestimmt.

Auflösung der Charade in Nr. 179:
Limonade.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 187 Mittwoch, 7. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Unter Denjenigen aber, welche dieses Achselzucken bemerkten, war auch Doktor Reideck, und erschreckend bei dem Gedanken, daß er die vielvermögende Gönnerin möglicherweise beleidigt habe, wandte er sich ihr schnell zu und sprach:

„Gnädige Frau Baronin, ich gebe nur den Gefühlen und Wünschen der Gesellschaft Worte, wenn ich die ergebene Bitte an Sie richte, uns nicht länger Ihr Hohenstaufen-Epos vorzuenthalten."

Eine Pause entstand, welche nicht die „Wünsche der Gesellschaft" sondern die Baronin unterbrach, indem sie verdrießlich erwiderte:

„Ich hatte mich selbst darauf gefreut, einen Theil meines Gedichtes der Versammlung vorzutragen, bin aber leider außer Stande dazu, da mich mein Abschreiber unverantwortlicher Weise im Stiche gelassen hat."

„Mich auch!" „Auch mich!" riefen unisono die scharfen Stimmen der Comtessen Eulalia und Florence.

„Der Mensch behauptet, krank gewesen zu sein," fügte die alte Gräfin würdevoll hinzu, „wahrscheinlich ist das aber nur eine Ausflucht, um sich unserem gerechten Zorne zu entziehen."

„Schade, schade!" flüsterte Doktor Reideck mit einem schier verzweiflungsvollen Ausdruck in den zum Himmel gerichteten Augen. „Aber," fuhr er darauf mit erhöhter Stimme fort, wer von den übrigen geehrten Mitgliedern wird uns, da die bestimmte Reihenfolge auf so traurige Weise gestört ist, mit dem Vortrage eines Geistesproduktes erfreuen?"

Zu allgemeinem Erstaunen erhob sich Baron Höllfelt, eines der jüngeren, mehr geduldeten Mitglieder und begann:

„Hochedle Versammelte! Sie haben mir geneigtest gestattet, ein, wenn auch bescheidenes Plätzchen unter Ihnen einzunehmen, das gibt mir jetzt den Muth, Sie zu bitten, mir ebenso geneigtest gestatten zu wollen, mein bescheiden Theil zu Ihrer Unterhaltung beizutragen, indem ich Ihnen das in gereimten Worten sage, was Ihnen in Prosa vielleicht ungereimt klingen würde. Also darf ich?"

„Sie dürfen!" antwortete Gräfin Kerkenhausen im Namen der Gesellschaft, sich mit der Grandezza eines alten Pfauhahns der eben im Begriff ist, ein Rad zu schlagen, in die Brust werfend.

Und Baron Höllfelt las:

„Guter Rath.

Es hat mich von den Menschen fortgetrieben,
Zum Fluch nur wird die höhere Begabung.
Es fröstelt mich bei ihren kalten Mienen,
Die meisten sind gedrechselte Maschinen,
Gut oder schlecht erhaltene Ruinen —
Für Geist und Herz nur selten eine Labung.
Und wen in höhere Gesellschaftskreise
Gebannt das Schicksal und sein böser Stern,
Der zeige nie die eig'ne freie Weise,
Er gehe hin im ausgetret'nen Gleise
Womöglich als ein frommer Knecht „im Herrn";
Denn Eines würden nimmer sie verstehen,
Das Etwas, was aus seinem Auge blickt
Und auf der Stirn ein Kainszeichen sehen,
Auf die den Kuß der Genius gedrückt!"

Und als er geendet, setzte er sich so harmlos auf seinen Sessel und blickte die Gesellschaft so zutraulich-freundlich an, und das maliliöse Lächeln war so ganz und gar von seinen Lippen verschwunden, daß zuletzt Jeder überzeugt sein mußte, daß ihm der Baron so etwas wie ein Kompliment hatte machen wollen und sich nur ein wenig ungeschickt dabei ausgedrückt habe — aber mein Gott, die Form konnte ihm ja noch nicht so geläufig sein, man mußte wenigstens den guten Willen anerkennen, und so ließ sich, während einer allgemeinen geistreichen Bemerkung des Doktors über das Gedicht, von dem untern Ende der Tafel her ein beifälliges Gemurmel hören.

Nur die schöne Marie konnte nicht ernst bleiben, und warf ihre Tapisserie-Arbeit zur Erde, um ungestört lachen zu können.

Die Freude aber, in ihrem Bräutigam eine dichterische Ader entdeckt zu haben, gab ihr den Muth, der ehrsamen Versammlung das Mährchen von dem anonym eingesandten Veilchen vorzutragen und zum Schluß das nachstehende Gedicht dazu.

Das Veilchen.

Es steht ein Veilchen im Wiesengrün,
Das ist so hold und schön und rein:
Ich sah es keimen, ich sah es erblüh'n.
Komm' lieber heller Sonnenschein,
Küss' meinem Veilchen vom Auge blau
Leise den schimmernden Frühlingsthau!

Sieh, wie es das liebliche Köpfchen hebt
Und sich an die grünenden Blätter schmiegt,
Vom Strahlenkuß erwärmt und belebt
Von lauen Lüften so sanft gewiegt, —
Schaut lächelnd und froh es um sich her,
Als wenn's auf Erden stets Frühling wär'.

So träumerisch blickt es, so ruhsam und legt
Sein Köpfchen dann auf das weiche Moos;
Kein wildes, stürmisches Herz in ihm schlägt: — —
Mein Veilchen, Dir fiel ein heiteres Loos;
Vom Menschenaug' küßt kein Lüftchen lau
Und kein Sonnenstrahl den Thränenthau."

Hatte man im Allgemeinen heute in der Gesellschaft so etwas wie einen ketzerischen Hauch die romantischen Nasen umwehen gefühlt, so hatte man doch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, der kleinen Verstimmung, die sich unmerklich verbreitet, Worte zu leihen.

Dieser wohlthätige Augenblick war jetzt gekommen, die Zungen lösten sich und fielen mit der Gemeinsamkeit einer Meute hungriger Wölfe über die anonyme Beute her, dieselbe vollständig in Fetzen reißend.

Die kleine hübsche Marie machte dabei ein so erschrockenes, betrübtes Gesichtchen, daß die Gefahr, ihre Autorschaft zu verrathen, sehr groß war, als Baron Hollfelt, der den wirklichen Zusammenhang sofort ahnte, tröstend die Hand der schönen Braut ergriff und ihr einige Worte ins Ohr flüsterte, die eine liebliche Röthe auf ihre Wangen und ein frohes Lächeln auf die frischen Wangen zauberte.

Indessen erquickte die Gesellschaft ihre, durch das viele hastige und laute Sprechen ausgetrockneten Kehlen durch den Genuß eines sehr dünnen Thees und ebenso dünner Butterbrödchen, oben mit geriebenem Rinder-Pökelfleisch bestreut, die nebst kleinen altbackenen Theekuchen, die ganz gut gewesen wären, wenn sie nicht etwas nach ranziger Butter geschmeckt hätten, herumgegeben wurden.

Merkwürdiger Weise wurde diese Bemerkung, nämlich die kleinen altbackenen Theekuchen betreffend, mit seltener Einstimmigkeit gemacht, wenn das Dichterkränzchen das Unglück hatte, bei dem Stiftsfräulein zu tagen — oder zu nächtigen.

Und das hatte seinen Grund darin, daß die ranzige Butter stets am billigsten zu haben ist und wiederum, daß Fräulein Aphanasia stets dem Billigsten den Vorzug gab, sollte es auch zufällig das Schlechteste sein, was wiederum seinen Grund darin hatte, daß die dicke, so gutmüthig und menschenfreundlich aussehende Aphanasia von Riengaggen-Stolpp die geizigste Person auf der Gotteswelt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Fortsetzung.)

So gut wie bereits abgeschlossen war also das Ehebündniß, das vor längerer Zeit mancherlei Intriguen und Hindernisse zu durchkreuzen gedroht hatten. Es ist wohl der Beachtung werth, was General Grey, oder durch seine Feder die Königin, über die schon früher in's Werk gesetzten Manöver mittheilt:

Der verstorbene König Wilhelm IV. hatte Alles aufgeboten, den Plan zu vereiteln. Nicht weniger als fünf andere Heirathsprojekte waren für die junge Prinzessin in Aussicht genommen, und der König, obwohl er den Gegenstand im Beisein der Prinzessin nie erwähnte, gab sich besondere Mühe, eine Ehe zwischen ihr und dem Bruder des jetzigen Königs von Holland, dem (nun verstorbenen) Prinzen Alexander, herbeizuführen. Aus diesem Grunde strengte er sich an, den Besuch des Herzogs von Koburg im Jahre 1836 zu hintertreiben, freilich vergebens, denn der Herzog kam mit seinen beiden Söhnen nach England herüber und blieb fast vier Wochen im Kensington-Palaste bei der Herzogin von Kent (Viktoria's Mutter).

Wilhelm's IV. Tod und Viktorias Thronbesteigung räumte natürlich alle Hinderungsversuche hinweg, die auf irgend welche Autorität hätten Anspruch erheben können, und die Verlobung kam zu Stande, wie geschildert worden. Als der Bräutigam sich verabschiedet hatte, um seinen deutschen Verwandten noch einen mehrmonatlichen Besuch zu machen, unterhielt die königliche Braut eine lebhafte Korrespondenz mit ihm und „die Briefe, die sie damals von dem Prinzen erhielt, sind der größte Schatz, den sie jetzt besitzt". Nicht immer waren Glück und Liebe allein die Stichwörter dieses Briefwechsels; auch Staats-, Rang- und Haushaltungssorgen, manche in höchst unangenehmer Gestalt, wie der Verfolg ergeben wird, erstreckten sich über einen großen Raum. Die Naturalisirung des Prinzen, die Stellung, die er einnehmen sollte, das ihm zu bewilligende Jahresgehalt, die Einrichtung seines Hausstandes, waren während jener Zeit Angelegenheiten, welche das Brautpaar zu besprechen hatte, und unter sich wäre es wohl schnell einig gewesen, hätten nur die Verhandlungen mit dem Kabinet und dem Parlament einen rascheren Verlauf genommen. Prinz Albert sollte als Gemahl der Königin in der königlichen Familie den Rang unmittelbar nach der Souveränin einnehmen; der König von

Hannover aber enthielt seine Einwilligung vor, der Herzog von Sussex gab sie erst nach einigem Sträuben; und als später im Oberhause der Naturalisations-Antrag besprochen wurde, trug der Herzog von Wellington auf Verwerfung der jene Rangordnung betreffenden Klausel an. Da es unmöglich war, sie gegen des Herzogs Willen durchzusetzen, schlug die Königin den einzigen ihr noch offenstehenden Weg ein und verlieh dem Prinzen durch königliche Kabinets-Ordre den ihm zukommenden Rang. (Der Titel Prinz-Gemahl [Prince Consort] wurde ihm bekanntlich erst nach längerer Opposition im Parlamente am 25. Juni 1857 zugestanden.) Ueber die Apanage des Prinzen besprach sich die Königin vor dem Zusammentritte des Parlaments zuerst mit Lord Melbourne und den übrigen Kabinets-Mitgliedern. 50,000 L., glaubten sie, würde die Landesvertretung gern bewilligen; wie sich in der Folge herausstellte, täuschten sie sich sehr. Es schien im Publikum und wohl auch in einflußreichen Kreisen ein großer Widerwille gegen die Verlobung zu herrschen; denn es wurde das Gerücht in Umlauf gesetzt, der Prinz sei katholisch; und Lord Melbourne hielt es sogar für gerathen, in der späteren Mittheilung an das Oberhaus den Punkt der Religion gar nicht zu berühren, was die Lords, wie man sehen wird, sehr verübelten. Am 23. November versammelte sich der geheime Staatsrath, 83 Mitglieder, von denen jetzt kaum mehr als 20 noch leben.

Punkt 2 Uhr (erzählt die Königin) trat ich ein. Der Saal war gedrängt voll; doch wußte ich kaum, wer da war. Lord Melbourne sah freundlich und mit Thränen in den Augen auf mich hin, aber er saß nicht in meiner Nähe. Ich verlas meine nur kurze Ankündigung. Ich merkte, wie meine Hände zitterten, doch machte ich keinen einzigen Verstoß. Als ich fertig war, fühlte ich mich sehr erleichtert und glücklich. Lord Lansdowne erhob sich darauf und stellte im Namen des Staatsrathes das Ersuchen, daß „diese und höchst willkommene Mittheilung dem Drucke übergeben werde.“ Dann verließ ich das Zimmer; die ganze Scene hatte nicht mehr als zwei bis drei Minuten gedauert.

Am 16. Januar 1840 eröffnete die Königin das Parlament in eigener Person; eine zahlreiche Volksmenge begrüßte sie mit lautem Zurufe, als sie zum Westminster-Palast fuhr. Im Hause der Lords beantragte der Herzog von Somerset, als die königliche Ankündigung verlesen worden war, eine unterthänige Adresse an die Herrscherin. Der Herzog von Wellington aber tadelte die oben erwähnte Weglassung der konfessionellen Bezeichnung und stellte den Antrag, in der Adresse vor das Wort „Prinz“ das Wort „protestantisch“ einzuschieben. Lord Melbourne erwiderte, Jedermann wisse, daß der Prinz ein Protestant sei, und Lord Brougham erklärte, auf eine von dem Premier zitirte Gesetzesstelle zurückgreifend, in bitterer Weise: „Es existirt kein Verbot gegen die Ehe mit einem Katholiken. Es ist nur eine Strafe darauf gesetzt, und diese Strafe besteht nur in der Verwirkung der Krone!“ Das Amendement des Herzogs von Wellington wurde angenommen. Eilf Tage darauf eröffnete das Haus der Gemeinen die Komite-Berathung über den Vorschlag, dem Prinzen ein Jahresgehalt von 50,000 L. zu gewähren. Hume, der erbarmungslose Rechenmeister und Reformator der englischen Finanzen, der manchem Minister unbequem geworden ist, wollte die Summe auf 21,000 L. herabgesetzt wissen. Das vorliegende Werk sagt darüber mit kaum verhehltem Aerger: „Hume stützte sich auf die gewöhnlichen Gründe der Sparsamkeit, mit all den oft wiederholten Argumenten über die Last der Besteuerung, die Noth des Landes &c. &c., welche die Partei, zu der er gehörte, kennzeichnete. Diese Argumente aber fanden wenig Beifall im Hause.“ Nur 38 Unterhausmitglieder stimmten mit ihm, 305 gegen ihn. Ein anderes Amendement, von dem bekannten Obersten Sibthorpe gestellt (der sich einen Namen als parlamentarischen Hanswurst wider Willen gemacht hat), fand die Unterstützung Sir Robert Peel's, Sir James Graham's, Lord Elliot's — wie denn die Tories der jungen Königin nichts weniger als Gefühle des Wohlwollens entgegenbrachten —, und erhielt die Majorität (262 gegen 158); die Summe von 50,000 L. wurden dadurch auf 30,000 L. reduzirt. General Grey äußerte über die Verhandlungen:

Die Kränkung, welche die Verweigerung des verlangten Betrages der Königin anthun sollte, hätte sich vielleicht durch vorherige Verständigung zwischen Lord Melbourne und den Führern der (toryistischen) Opposition abwenden lassen. Der Parteigeist aber ging damals in hohen Wogen; die Königin gesteht von sich selbst ein, daß sie sich in jener Zeit von starken Partei-Neigungen beherrschen ließ; und seit dem mißlungenen Versuche Sir Robert Peel's (im Mai 1839), ein Ministerium zu bilden, hatte die Opposition eine sehr heftige Sprache geführt. . . . Es ist schwer in Abrede zu stellen, daß sich auf beiden Seiten des Hauses ein Geist kundgab, der bei einer solchen Gelegenheit nicht hätte hervortreten sollen. Wenn die Regierung es vielleicht an dem versöhnlichen Tone ermangeln ließ, der den Schein einer so zu sagen persönlichen Niederlage vielleicht von der Herrscherin abgewandt hätte, so bewies die Opposition ihrerseits einen Mangel an Großherzigkeit und ein unbegründetes Mißtrauen gegen den Prinzen. Der letztere jedoch war über persönliche Rücksichten der Art erhaben, und seine späteren Beziehungen zu dem Herzoge von Wellington, Sir R. Peel und anderen Führern jener Partei lassen dieß zur Genüge ersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen ist ein zweiter Transport, bestehend aus sechs Wiener Kellnerinnen, nach Paris abgegangen, um die, in der Dreher'schen Restauration im Ausstellungsgebäude entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Fünf der vor wenigen Monaten zu gleichem Zwecke dahin abgereisten Mädchen haben ihr Glück bereits gemacht. Eine derselben, eine geborene Wienerin, dürfte binnen Kurzem ihre Vermählung mit einem „spanischen" Grand feiern. Eine Zweite, deren Vaterland Ungarn ist, wußte das Herz eines der bekanntesten Männer des Faubourg St. Germain zu fesseln, und hat mit ihrem Zukünftigen bereits die Hochzeitsreise angetreten. Die schöne Polin, die gleich bei ihrem Erscheinen allgemeines Aufsehen erregte, wohnt seit einem Monat in einer reizenden Villa unweit Vichy an der Seite eines altadeligen Marquis, der ihre Zukunft mit einer Verschreibung von 200,000 Frcs. sicher gestellt hat. Die Vierte der Glücklichen fesselte einen amerikanischen Nabob durch ihre imposante Gestalt, sie stammt aus den Tyroler Bergen, und ist seit zwei Wochen durch das Weltmeer von Europa getrennt. Die Letzte endlich, gleich der Erstgenannten ein Wiener Kind, ist an der Seite eines bekannten Lebemannes und Verehrers des schönen Geschlechts, der eben einige Millionen an der dortigen Börse gewonnen hatte, in ihre Vaterstadt zurückgekehrt.

In Znaim wurde am 19. Juli eine 30jährige Person, die in ihrer frühen Jugend von ihrer Mutter dort zurückgelassen war, und die sich nun verehelichen will, getauft, da von ihr bis jetzt weder Taufzeugniß noch ein berechtigtes Familien- oder Taufzeugniß nachweisbar war.

Der Leichnam des unglücklichen Kaisers Maximilian hat seine Ruhestätte noch nicht gefunden und schon sind die Theaterzugstückfabrikanten mit einer dramatischen Bearbeitung des Trauerspiels fertig. In einem Hamburger Blatte ist zu lesen: Der schlagfertige Dannenberg bringt am nächsten Sonntag wieder ein neues Stück zur Aufführung. Dasselbe führt den Titel: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, oder Paris und Mexiko", Trauerspiel in 4 Akten nebst einem lebenden Bilde: „Die Erschießung des Kaisers Max und seiner Gefährten Miramon und Mejia." Verfasser ist Lyser sen., der den Stoff treu geschichtlich behandelt haben will.

Aus dem afrikanischen Küstenlande Natal kommen Klagen der Eingebornen über Theuerung — der Weiber. Die Weiber werden nämlich nach dortiger Sitte stets in Kühen bezahlt; nun ist der Preis für eine Frau bereits auf 15 Kühe gestiegen und man fürchtet ernstlich noch ein Steigen der Preise auf 20 Kühe. Man schreibt diese Kalamität der Politik Englands zu, welche energisch jeden Krieg zwischen den Stämmen, welche die Ostküste Afrikas bewohnen, verhindert, und dadurch dem Handel mit kriegsgefangenen Frauen ein Ende gemacht hat. Die Bewohner von Natal beklagen sich über diese englische Politik; sie werden sich angeblich noch um eine französische Intervention bemühen, wenn das englische Ministerium nicht bald Abhülfe schafft.

Seit der Eröffnung der Suezlinie bestehen drei Postverbindungen Australiens mit Europa: über Suez, über Panama und durch die Torresstraße. Auf einer Postkonferenz der verschiedenen Kolonien wurde beschlossen, diese drei Postlinien beizubehalten. Die Kolonien vergüten der königlichen Postverwaltung jährlich 200,000 Pfund St. Davon zahlen Victoria, Neusüdwales und Neuseeland jede den vierten Theil, Queensland ein Siebentel und den Rest die übrigen Kolonien.

Ein heftiges Erdbeben fand am Morgen des 10. Juni auf der Insel Java statt und dauerte etwa zwei Minuten. In den Residenzen Cheribon, Pekalongan, Banjumas, Bagelen, Samarang, Djocjocarta und Suracarta sind bedeutende Verwüstungen angerichtet, verschiedene Gebäude eingestürzt und andere beschädigt. Zu Djocjocarta soll fast kein Gebäude unbeschädigt geblieben und an 80 Personen, darunter 12 Europäer, umgekommen sein.

Räthsel.

Die ersten Drei sind Sylben, und auch keine,
Sie sind ein Theil vom größeren Vereine,
Den euch ihr Kleeblatt nennt. Ich bin euch diese Zeilen
Durch ihn allein im Stande mitzutheilen.
Die Letzte huldigt oft dem Kampf, oft dem Vergnügen,
Wo sie sich künstlich müht, dem Namen zu genügen,
Da sieht mit Sicherheit man nach dem Ziele streben;
Oft (leider) ist dieß Ziel ein baares Menschenleben.
Mein Ganzes weiß noch nichts von einem fernen Ziele,
Weit leichter übet es den Hang zum frohen Spiele,
Noch jetzt hängt mir das Herz nach seinem Alter hin;
Doch heißen mag ich's nicht, da ich nun älter bin.

Auflösung der Charade in Nr. 182:
Zart.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 188 Donnerstag, 8. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Also der dünne Thee hatte die dünnen Butterschnitten nebst dem dünnen geriebenen Rinder-Pöckelfleisch heruntergespült, und die Gesellschaft saß wieder in der Ordnung der Beisitzer des weiland heiligen Vehmgerichtes an dem abgeräumten Tische, nur hier und da sich noch ein Weniges räuspernd, um das unangenehme Kratzen, das stets auf den Genuß der kleinen altgebackenen Theekuchen mit der ranzigen Butter zu folgen pflegte, fortzubringen.

Und die Gräfin von Jenklew-Kerkenhausen räusperte sich zu diesem Zwecke sogar zweimal, wobei sie einen giftigen Seitenblick auf das geizige Stiftsfräulein schleuderte, rollte ein Manuskript von der ungefähren Größe ihres Stammbaumes auf, schüttelte wieder die Bänder ihrer Haube mit der Grandezza eines alten Pfauhahns, der im Begriff steht, ein Rad zu schlagen und las:

„Das Zauberschloß am Meer
oder
Der Fluch verbotener Liebe.
Ballade.

Es stand vor grauen Tagen,"

„Das hab' ich schon 'mal wo gelesen," flüsterte der Kammerherr, der sich immer noch in gereizter Stimmung befand, seinem Nachbar, Baron Hollfelt zu.

„Eine Burg am blauen Meer,"

fuhr die Gräfin fort,

„Sie winkte dem müden Schiffer,
Zur süßen Einkehr her."

„Also ein Wirthshaus," gab der Baron flüsternd seinem Nachbar zurück.

„Das wäre jetzt gerade dasjenige, was ich mir wünschte," murmelte seufzend der Kammerherr und schluckte wiederholt und heftig, um den Geschmack der ranzigen Butter, in der die kleinen altbackenen Theekuchen gebacken waren, endlich los zu werden.

Ein fürchterlicher Blick der Gräfin traf den Ruhestörer und erstarrte ihn so, daß er sich kaum mehr zu regen wagte. Die Dichterin aber fuhr in der plötzlich entstandenen Todtenstille mit unheimlich hohler Stimme fort:

„Sie winkte und sie winkte
Mit weißer Geisterhand,
Bis daß der müde Schiffer
Die ew'ge Ruhe fand.

Denn ach! ein böser Zauber
Der ruhte auf dem Schloß,
Den einst heraufbeschworen
Der Wildeck's letzter Sproß.

Der hatte geliebt ein Mägdlein,
Das Mägdlein geliebet ihn,
Obwohl nur des Fischers Tochter
Die schöne Katharin!" —

Der Phantasie des geneigten Lesers die Ausmalung der ebenso schauderhaften als romantischen und tief lehrreichen Historie, die das Fluchwürdige der Mesallianceen mit einigen neuen Schlaglichtern beleuchtete, überlassend, machen wir's mit derselben wie Gellert's Hausgeist, den Nichts vertreiben konnte, als „des Dichters neuestes Trauerspiel" — vor dem er schauderte — „und schwand."

IV.
So wird protegirt.

Vierzehn Tage waren nach der eben geschilderten Sitzung des romantischen Dichterkränzchens verflossen, das sich in der Zeit schon einmal wieder versammelt hatte, und zwar bei der Baron Aarau, die indessen immer noch nicht im Stande gewesen war, der Gesellschaft einen Gesang aus dem Hohenstaufen-Epos vorzutragen, da Schulze, der Abschreiber, die Zeit über mit seinen eigenen Angelegenheiten so viel zu thun gehabt hatte, daß er an nichts Anderes denken konnte und sich stets mit Krankheit sich entschuldigen ließ.

Indessen hatte sich ein dunkles Gerücht verbreitet — man wußte nicht, von wem es ausgegangen war — die bevorstehende Ankunft eines berühmten „Kollegen" betreffend, dessen Stammbaum ebenso uradelig sei als seine Liebhaberei für das Romantische — also eine in jeder Beziehung bedeutende Erscheinung.

Von anderer Seite wurde das nun wieder dementirt — das heißt die Ankunft des berühmten Minnesängers — und aus bester Quelle mitgetheilt, daß die apanagirte Hoheit, Prinz Ferdinand, um den sich selbst-

verständlich seit seiner Anwesenheit in B*** die „gute" Gesellschaft drehte, wie die Erde um die Sonne, die Absicht habe, dem Verein der romantischen Dichterinnen (die Herren waren nur geduldet oder Ehrenmitglieder, so stand's in den Statuten) — beizutreten.

Und dann gab es noch welche, die ganz genau wußten, daß der schöne Oskar, ebenfalls ein adliger Romantiker, gewillt sei, sein neuestes Trauerspiel im B***schen Theater zur Darstellung zu bringen, aber Alles ganz im Stillen betreibe und dabei selbst inkognito bleiben wolle, um nicht alle gegen der Romantik und seiner Person, deren es nicht Wenige gab, gegen das ritterliche Trauerspiel aufzubieten.

So standen die Sachen noch an einem sehr schönen Dezembermorgen, an welchem die Sonne ganz besonders hell und freundlich in den eleganten Empfangssalon der Baronin Aarau schien, der heute, das heißt, der Salon, einen besonders festlichen Anstrich hatte.

In der Mitte einer reizenden Blumengruppe im Hintergrunde des Zimmers, stand ein Marmortischchen, das zwei kostbare Vasen und ein silberner Tafelaufsatz schmückten, und über einige daneben stehende Stühle war das weiche Gewebe eines ächten Kaschimirs, und eine bauschende Masse geblümten Seidenstoffes gebreitet.

Die schöne Adelais selbst aber, in eleganter Morgentoilette, stand, ein geöffnetes Schmucketui in der Hand, vor dieser allerliebsten Bescheerung und sprach jetzt, das Haupt anmuthig zurück und dem hinter ihr stehenden Gatten zuwendend:

„Das nenne ich wirklich eine Ueberraschung, und sogar eine doppelte, denn Du versetzest mich durch die Wahl dieser reichen und geschmackvollen Angebinde um fünfzehn Jahre zurück in die glückliche Zeit unserer Flitterwochen!"

Baron Aarau lächelte. „Ei, meine Theuerste, das ist ein Kompliment und eine Sottise zugleich, oder vielmehr ein Vorwurf für meinen schlechten Geschmack, den ich in den vierzehn langen Jahren, welche zwischen jetzt und jenen schönen Tagen liegen, bei solchen Anlässen bewiesen haben muß, und es war mir doch immer ernst damit, Dir eine Geburtstagsfreude zu machen."

„Nun, nun, es war nicht böse gemeint," entgegnete Adelais begütigend, indem sie das Etui auf den Tisch legte, und lebhaft nach einigen Büchern griff, die ebenfalls daselbst lagen.

„Auch Bücher," fuhr sie fort, „das ist ja prächtig, und von Deiner Hand ausgewählt, was wird das sein."

Aarau schüttelte den Kopf. „Nicht von meiner Hand, bewahre! Es ist besser für uns, daß ich mich mehr auf die Kontobücher verstehe. Nein, das ist ein Präsent Deines Hofdichters, des Herrn Doktors Neibeck. Nun, es kostet ihn bloß den eleganten Einband, denn der Inhalt ist das Werk seines eigenen großen Geistes, das Dir hier durch eine Gänsefeder, oder vielmehr durch Druckerschwärze vermittelt wird."

„Spötter!" entgegnete die Baronin mit sanftem Tadel, dann fuhr sie, das Buch öffnend fort, „gewiß etwas Lyrisches."

„Weil eine Lyra auf dem Deckel ist?" fragte der Gatte lächelnd.

Adelais aber hörte nicht darauf, denn ihr Auge weilte angenehm gefesselt auf der schmeichelhaften Widmung, während der Baron sich über ihre Schulter neigend, mit Emphase las:

„Beschützerin der wahren Kunst," „edle, geistreiche" — „ja," fügte er spöttisch hinzu, „reiche Leute haben immer Geist, das wird ihnen so lange gesagt, bis sie selbst daran glauben."

„Deine Randglossen zu dieser poetischen Gabe sind nichts weniger als geistreich," entgegnete die Baronin verletzt.

„Aber wahr und das ist wahr," brummte der Gatte halblaut vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Fortsetzung.)

Die starken Partei-Neigungen, von welchen die Königin sich hinreißen ließ, lehnten sich bekanntlich nach der Seite der Whigs hin, und kein Wunder, wenn im Busen der jugendlichen Herrscherin für die Tories keine sonderliche Freundschaft wohnte. Hatten sie doch das Ihrige gethan, um sie von der Thronfolge auszuschließen und dem Herzoge von Cumberland die Krone zu übertragen. Und — beiläufig gesagt — gerade Hume, der nicht freundlich erwähnt wurde, war es gewesen, der im Jahre 1835 durch seine bedeutende parlamentarische Autorität den solche Zwecke verfolgenden Orange-Bund erdrückte und dafür den unauslöschlichen Haß der Tories erntete. Wie die Königin nachgerade ihre Parteigefühle unterdrückte und die neutrale Stellung einnahm, welche dem Aufschwunge des staatlichen Lebens ihres Reiches so unschätzbar förderlich wurde, schildert das Buch an einem anderen Orte:

Zu den glücklichen Folgen ihrer Vermählung ist auch das allmähliche Aussterben der politischen Zu- und Abneigungen in ihr zu rechnen. Der Prinz zeigte schon von vorn herein, daß er dem Kampfe der Parteien fern bleiben wollte, und Lord Melbourne, sehr zu seiner Ehre, unterstützte ihn in diesem Entschlusse. Er bemerkte dem Prinzen, daß für Ihre Majestät nun wohl die Zeit gekommen sei, „den Tories eine allgemeine Amnestie zu gewähren". Bei einer anderen Gelegenheit machte Lord Melbourne in einer Unterredung mit der Königin über den Prinzen die Bemerkung — wobei ihm die Thränen in den Augen standen —: „Ein

wunderbares Wohlwollen gibt sich für ihn kund; er hat einen äußerst günstigen Eindruck auf Alle gemacht; Jedermann liebt ihn;“ und dann fügte er, von den Tories, denen die Königin noch immer sehr zürnte, redend, hinzu: „Ihre Majestät sollten nun endlich den Oelzweig darbieten.“

Lord Melbourne scheint sehr weichen Gemüthes gewesen zu sein; denn er wird wiederholentlich „mit Thränen in den Augen“ eingeführt. Doch wir haben dem Gange der Ereignisse bereits vorgegriffen und müssen zu der Periode des Brautstandes der Königin und des Prinzen zurückkehren. Albert's Abschied von Gotha regte in ihm und in seinem Kreise schmerzliche Empfindungen an. Seine Großmutter, die Herzogin-Wittwe, war kaum zu trösten. Als der Wagen abfuhr, trat sie an's offene Fenster, streckte die Arme nach dem geliebten Enkel aus und rief laut: „Albert! Albert!“ in Tönen, die in Aller Herzen einschnitten; einer Ohnmacht nahe, wurde sie von den Ihrigen in ihre Gemächer gebracht.

Am 8. Februar 1840 kam der Bräutigam im Buckingham-Palaste an. Folgenden Tages schenkte er der Königin als Morgengabe einen schönen Halsschmuck mit Sapphiren und Diamanten und erhielt als Gegengeschenk den Stern des Hosenband-Ordens mit Diamanten. Am 10. Februar fand die Trauung statt, wobei die Königin, wie sie nicht zu erwähnen vergißt, jenes Sapphirgeschmeide trug. Von dem Glücke Viktoria's nach der Vereinigung mit dem „Gatten ihrer Wahl“ bietet das Werk hundertfältiges Zeugniß; wir führen nur eine Stelle aus ihrem Tagebuche an:

O, wie tief war mein Mitgefühl für meinen theuren Gemahl, als sein Vater (wenige Tage nach der Hochzeit) von uns Abschied nahm! Vater, Bruder, Freunde, Heimath, — Alles hat er verlassen und Alles meinetwegen! Gott gebe, daß ich die Glückliche, die überaus Glückliche sein möge, diesem geliebten Wesen selbst Glück und Zufriedenheit zu bringen. Was in meiner Macht steht, ihn glücklich zu machen, will ich thun.

Das häusliche Leben des jungen Ehepaares ist mit großem Freimuthe geschildert, auch das Verhältniß, in welchem der Prinz zu den Staatsgeschäften stand.

Während des ersten oder zweiten Jahres wohnte er selten und nur auf besonderes Ersuchen den Unterredungen der Königin mit ihren Ministern bei, obwohl er sich mit Allem vertraut zu machen suchte.... Von Anfang an aber legte die Königin ihm auf Lord Melbourne's Rath alle für das Ausland bestimmten Depeschen vor; und im August 1840 schrieb er an seinen Vater: „Viktoria läßt mich an den auswärtigen Angelegenheiten vielen Antheil nehmen, und ich glaube schon einiges Gute gethan zu haben. Ich schreibe meine Ansichten stets nieder und theile sie Lord Melbourne mit. Er antwortet mir selten, doch habe ich schon oft die Genugthuung gehabt, ihn ganz im Einklange mit dem, was ich sage, handeln zu sehen“ ... Denjenigen, die der Königin einreden wollten, daß sie als Herrscherin sowohl, als Haupt des Hauses und der Familie wie des Staates auftreten müsse, und daß ihr Gemahl zuletzt doch nichts mehr sei, als einer ihrer Unterthanen, pflegte Ihre Majestät zu antworten, daß sie feierlich am Altare gelobt habe, ihrem Gatten sowohl zu gehorchen, als ihn zu lieben und zu ehren; und diese heilige Verpflichtung wollte sie nimmer beschränken, noch auch wegdeuteln.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Stuttgart, 1. Aug., wird geschrieben: Gestern wurde hier die Wittwe Wilhelm Hauff's beerdigt. Sie hat den bekanntlich sehr jung verstorbenen Dichter um 40 Jahre überlebt, nachdem sie kaum 10 Monate an seiner Seite das Glück der Ehe genossen hatte. Das Töchterlein, welches sie ihm wenige Tage vor seinem Ende geboren, ist gleichfalls, eben zur Jungfrau heranreifend, längst gestorben, und so umschließt nun das Grab auf dem Hoppelankirchhof die ganze Familie des Dichters. Das Grab ist durch einen mächtigen Felsblock vom Lichtenstein mit einer ehernen Leier bezeichnet, der übrigens jetzt gänzlich von Epheu überdeckt ist.

In Kreuznach ist am 4. ds. der berühmte Bildhauer Professor Cauer gestorben, nachdem er am Abend vorher noch ausgegangen war und ihn plötzlich ein Hirnschlag traf. Eine feine und edle Künstlernatur, hat er sinnige und tief durchgeistigte Gestalten geschaffen, die ein dauerndes Besitzthum des deutschen Lebens sind. Dazu hatte er noch das besondere Glück, der Vater und Meister zweier Söhne zu sein, Robert und Karl Cauer, welche die Kunstschöpfungen des Vaters in freier und selbsteigener Weise fortsetzen und erhöhen. Dem Künstler und dem Ehrenmanne wird ein dauernder Nachruhm bleiben.

Ein preußisches Blatt gibt eine Uebersicht der verschiedenen Steuern, wie sie seit 1640 dem Lande auferlegt und fortwährend erhöht wurden. Wir führen daraus folgende an: Der Kleidersteuer (wer Gold oder Silber an seinen Kleidern tragen wollte, zahlte jährlich 1 Thlr.) folgte 1698 die Perückensteuer. Eine fremde französische Perücke entrichtete eine Steuer von 25 Prozent, eine einheimische 6 Prozent ihres Werthes. Diese Steuer wurde in Pacht gegeben. Sämmtliche Perücken mußten mit spanischem Lack der Kontrole halber gestempelt werden. Perückenträger wurden auf den Straßen nach ihren Erlaubnißscheinen gefragt und Personen,

die sie nicht aufweisen konnten, wurde die Perücke vom Kopfe geschlagen. Wegen der vielen Verdrüßlichkeiten wurde die Perückenpacht 1702 wieder aufgehoben und nun mußten Hof- und Staatsdiener bis zum Generalmajor von jeder Perücke jährlich $2^1/_2$ Thlr., bis zum Sekretarius 1 Thlr., die niedern Beamten und Bürger 11 Groschen, Handwerksgesellen, Lakaien und alle Uebrigen $^1/_3$ Thaler entrichten; frei waren nur Prediger, Schullehrer, Schüler und Kinder unter 12 Jahren. Später wurde eine Fontangensteuer eingeführt, welche Damen für ihren Kopfputz zahlen mußten, jährlich 1 Thaler; hierauf folgte eine Strumpf-, Schuh-, Stiefel-, Pantoffel- und Hutsteuer, für jedes Stück dieser Fußbekleidung 1 Groschen. Wer Kaffee, Thee oder Chokolade trinken wollte, zahlte für das Jahr 2 Thaler. Am lästigsten war die Kopfsteuer, von der Niemand ausgeschlossen war. Das Heer, vom Feldmarschall bis zum Stabsoffizier zahlte einen Monatssold. Das meiste brachten aber die unteren Stände ein, jeder Geselle zahlte 12 Groschen, jeder Bauer 8—12, selbst jede Taglöhnerin 4 Groschen! Eine Jungfernsteuer wurde von jeder Unverehelichten, die 20 Jahre alt geworden, gefordert, sie mußte bis zum 40. Jahre jährlich einen Thaler zahlen.

Eine „Damen-Universität" existirt — nach dem „Schw. M." — seit 1865 zu Pougkerpsie im Staate New-York. Von einem reichen Geschäftsmanne, Vassar, mit Aufwand von einer halben Million Dollars gegründet, umfaßt dieselbe ein schönes großes Hauptgebäude mit Raum für 400 Schülerinnen zum Wohnen, Studiren und allen nöthigen Bequemlichkeiten, Hof, Garten rc. Schon im ersten Jahre zählte die Anstalt 353 Schülerinnen. Bedingung der Aufgabe sind: Zurückgelegtes 15. Lebensjahr, ein Examen in der Muttersprache, Rechnen, Grammatik, Geographie, Geschichte; für Diejenigen, welche in dem regelmäßigen Kursus eintreten wollen, auch im Lateinischen, Französischen und in der Algebra. Der regelmäßige, auf 4 Jahre berechnete Kurs umfaßt: 1) Rhetorik, Geschichte der Poesie, englische und amerikanische Literatur und Sprache. 2) Alte und neue Sprachen und Literatur. 3) Mathematik, Physik und Chemie. 4) Astronomie. 5) Naturgeschichte. 6) Physiologie und Gesundheitslehre. 7) Geschicht. und Nationalökonomie. 8) Philosophie.

[Wupperthaler Wahlpoesie.] Bei der vorigen Reichstagswahl in Elberfeld und Barmen bemühten sich manche Wähler ihre Stimmen in schönen Versen abzugeben. Die „Rh. Ztg." theilt eine Auswahl derselben mit Beibehaltung der ihnen eigenthümlichen Ortographie mit:

Wahlzettel, abgegeben in Elberfeld am 21. Febr.:

Den armen Hugo will ich nicht
Wünsch mir auch keinen Schweizer Wicht
Mag auch nicht Domme Kraten Quark:
Ich stimme auf unsern Bissemark!

Abgegeben in Barmen am 14. März:

Herr Oberbürgermeister Bredt,
Ja wohl; der wäre schon ganz nett;
Doch wählt am allerliebsten heut —
Man den Minister von der Heydt!

In Elberfeld am 14. März:

Laßt König Wilhelm steh'n!
Jagt die Wahl zum Teufel
Dann wird ohne Zweifel
Alles glänzend gehn.

In Barmen am 21. März:

Schweitzer ist ein arger Geist
Noch viel schlimmer ist der Gneist.
Drum Keinen wähl' on beiden ich:
Wer Pech angreift, besudelt sich.
Ein ächt Schwarz-Weißer.

In Elberfeld am 21. März:

Keinen Gneist
Auch keinen Schweitzer
Unser Wilhelm
Bleibt doch Meitzer.

Weil die konservative Partei ihr Ziel hat verfehlt
Hab ich weder Gneist noch Schweitzer gewählt.
Drum schwarz-weiß gesinnte Brüder den Muth nicht verlieren
Als Kaiser wird König Wilhelm noch Deutschland regieren.

Die „Elberf. Ztg." erzählt folgende Anekdote aus Kissingen: Unter den mit General Steinmetz verkehrenden Frauen befand sich auch eine junge Dame aus Ruhrort, welche es bei ihrem Scharfsinn auf dem Gebiete der Politik nicht unterließ, mit dem hohen Militär über innere Angelegenheiten zu reden; als der Abschied nahte, empfing diese Dame von General Steinmetz dessen Photographie mit den geschriebenen Worten: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!" Aber auch die Dame gestattete sich ihr Bildniß mit dem Verslein zuzustellen: „Nicht Ross', nicht Reisige!"

Aus Mora in Neu-Mexiko schreibt man unterm 21. Juni, daß 50 Meilen von dort am Cimarron-Flusse ein Goldlager entdeckt wurde, welches die kalifornischen in jeder Hinsicht zu überbieten verspricht. Das Gold ist von feiner Qualität und leicht zu gewinnen. Arbeiter verdienen, trotzdem, daß sie ohne alle Werkzeug arbeiten, 5—10 D. täglich. — Aus Chihuahua, N.-M., vom 10. Juni wird gemeldet: Reiche Goldlager wurden hier und anderswo im Herzen des amerikanischen Kontinents entdeckt. Achtzig Meilen von hier, am Rio Concho, wird auf einer Strecke von 30 Leagues mit bestem Erfolge Gold gewonnen, und soll sich das Lager 90 Leagues längs des Concho ausdehnen. Außerdem sind zahlreiche Lager von Gold- und Silber-Quarz vorhanden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 189 Freitag, 9. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Indem rief Adelais erfreut: „Ach, was Dramatisches!" und las: „Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten, nebst einem Vorspiel: „Im Kyffhäuser."

„Herr Gott! ist das ein Titel," lachte der Baron, „der gute Mann hätte sich's bequemer machen können und schreiben: Der deutsche Bundestag, Trauerspiel —"

Der Baron konnte nicht vollenden, denn die Thür öffnete sich und Laura, das schnippische Kammermädchen steckte ihren Kopf durch die Spalte derselben und sprach:

„Gnädige Frau Baronin verzeihen, aber Sie haben befohlen um 10 Uhr an die Toilette zu erinnern. Die Herrschaften werden bald zur Gratulation erscheinen."

„Mein Gott ich vergaß — schon so spät!" rief die Baronin erschrocken, „da muß ich eilen. Sollte indessen Jemand kommen, so bist Du wohl so gütig, statt meiner die Gäste zu empfangen."

Aaron bekam einen nicht geringen Schreck, er hielt die Gattin zurück, indem er sprach: Nein, Adelais, das thu' mir heut' nicht an, laß mich nicht als Opferlamm der Schaar sämmtlicher Schöngeister und verwandtschaftlicher Wappenschilder allein gegenüber; und zudem gibt Dir dieses weiße Gewand einen so romantischen Anstrich, daß ich mich gar nicht erinnere, Dich so reizend gesehen zu haben."

Das half! Sie reichte ihm mit dem koketten Lächeln schönerer Zeiten die Hand zum Kusse und sprach: „Sei's eine Grille nur von Euch; dadurch gibt Neigung sich ja kund, daß sie bewilligt aus freier Gunst, was sie auch nicht gebilligt."

Laura, das schnippische Kammermädchen, die ihrer Herrin harrend, stehen geblieben war, zuckte die Achseln und sagte halblaut: „Aus Maria Stuart, zweiter Akt. O ich verstehe diese Sprache auch, denn Bildung macht frei, und erhebt über die Schranken kleinlicher Standesunterschiede und so hat, was die Poesie anbetrifft, diese dreiviertel verblühte Zimmerhyacinthe nichts vor mir voraus."

Diese Letztere, ahnungslos, welche Bezeichnung ihr zu Theil geworden, wandte sich jetzt um, und ertheilte der Dienerin den Befehl, ihr die Locken ein wenig zu ordnen. Bei dieser Beschäftigung, in der sich Laura vertraulich über der Herrin Schulter lehnte, gewann sie den Muth, diese zu bitten, sie den Abend ausgehen zu lassen.

„Wo willst Du denn schon wieder hingehen?" fragte die Baronin gedehnt, „Du bist wirklich diesen Winter sehr tanzlustig."

Laura schlug die Augen zum Himmel auf mit dem vorwurfsvollen Ausdruck gekränkter Unschuld und mit einem solchen Tone erwiderte sie auch jetzt: „Nicht auf einen Ball wollte ich gehen, sondern mit meinem Bruder das Theater besuchen, wo heute ein neues Ritterstück gegeben wird."

„Ein neues Stück im Theater!" rief Adelais erregt, mit einem Blick auf den Baron, „und das erfahre ich erst jetzt?"

Dieser entfaltete langsam die auf einem Seitentisch liegende Zeitung und las: „Zum Erstenmale: „Die Raubritter. Historisches Trauerspiel in fünf Akten von Julius Cäsar Schulze. Das klingt ja sonderbar: Julius Cäsar — Schulze! Ein Pseudonym natürlich, wer mag das sein?"

Adelais war aufgesprungen, ihre Wangen glühten. „Das ist der Unbekannte, von dem man in unserem Zirkel schon so viel gesprochen, bitte, guter lieber Aaron gehe doch gleich auf das Theaterbureau, erkundige Dich nach dem Autor, biete Geld, versprich — thue was Du kannst, nur bringe mir sichere Kunde; ich gäbe unendlich viel darum, könnte ich den Uebrigen zuerst den Namen des Dichters und wenigstens einige Details über seine Existenz geben."

„Es wird doch am Ende keine katilinarische sein," entgegnete der Baron, nach Hut und Stock greifend.

In diesem Augenblicke öffnete ein Diener die Flügelthür und meldete: „Herr Kammerherr von Trillwitz wünschen der Frau Baronin aufzuwarten."

Der Baron näherte sich schnell der Thür rechts, indem er Adelais zuflüsterte: „Ich will diesen galanten Pudel in der Ausübung seiner Künste nicht stören — Adieu mein Schatz!"

Der Baron verschwand und Kammerherr von Trillwitz, in der Hand einen übermäßig großen Blumenstrauß tragend, näherte sich der Baronin mit gekrümmtem Rücken und lächelnder Miene, und stattete gebührendermaßen seinen Glückwunsch ab.

Indem öffnete sich die Thüre abermals und der Diener meldete: „Frau Reichsgräfin von Jenklaw-Kerkenhausen nebst Comtessen Töchtern.“

Während die alte Gräfin mit der ihr eigenen feierlichen Gravezza die Schwelle überschritt, flogen Eulalia und Florence mit übertriebener Lebhaftigkeit auf die Baronin zu und entledigten sich ihrer Blumenspenden; indessen die Gräfin den Gruß des Kammerherren erwiderte und mit sauer-süßem Lächeln sprach:

„Wie immer, Herr von Trillwitz, sind Sie bei schönen Damen der Erste, Sie Ritter sans pour et sans reproche.“

„Wissen Sie, daß Sie ein ganz gefährlicher Mensch sind?“ sagte, den Kopf schnell wendend, die kleine Eulalia mit herausforderndem Lächeln.

„War — war — meine Gnädigste!“ entgegnete der dünne Kammerherr seufzend.

„Maison revient toujours à ses premiers amours!“ mischte sich die Comtesse Florence, mit einem spöttischen Seitenblick auf die Baronin, in das Gespräch.

Dann ging man daran, die Geschenke zu bewundern, lobte mit neiderfülltem Herzen, und setzte sich endlich um den runden Tisch in geordnetem Kreise, als sich die Gesellschaft durch das Stiftsfräulein Aphanasia, die liebliche Marie, deren Bräutigam, den Dr. phil. Reideck, und den Kommerzienrath Walbeck, den Kompagnon des Barons, einen alten gemüthlichen Herrn, dem eigentlich die romantische Dichterschule mit den verstaubten Stammbäumen ein Gräuel war, vermehrt hatte.

Nachdem sich die Wogen der Unterhaltung ein wenig gelegt hatten, und Glückwünsche und Danksagungen ausgetauscht waren, begann die Baronin mit einer gewissen Feierlichkeit: „Meine lieben Gäste, ich habe Ihnen eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen, die wie ich hoffe, einiges Licht in das Dunkel gewisser Gerüchte bringen wird, die uns die Zeit her beschäftigt haben.“

Hier machte die Baronin eine Kunstpause, und blickte sich im Kreise um, sich an den gespannten Mienen der meisten Anwesenden weidend, dann fuhr sie fort:

„Heut' ist ein neues Stück im Theater, die „Raubritter“ genannt, schon der Titel spricht dafür, daß der Autor einer der Unseren ist — der sich unter einem schlichten bürgerlichen Pseudonym zu verbergen sucht, freilich entsteht nun noch die Frage, die ich in Bälde zu beantworten hoffe — wer ist der Dichter dieses vaterländischen Trauerspiels?“

„Das ist das Geheimniß“, stimmte Fräulein Aphanasia bei. Der Meinung waren auch die Andern, indessen Doktor Reideck, den die ganze Geschichte im Hinblick auf seinen „Barbarossa“, welchen ihm die Theaterdirektion als unaufführbar zurückgeschickt hatte, in eine sehr unangenehme Stimmung versetzte, nach der Zeitung griff und las:

„Die Raubritter, wirklich — von Julius — Cäsar — Schulze — das klingt doch sehr sonderbar!“

Baron Hollfelt, der sich an dem Aerger des langen Doktors ergötzte, warf die Bemerkung hin: „Julius Cäsar — kein schlecht gewählter Autorname, wird vielleicht auch heute von ihm heißen veni — vidi — vici!“

Die Brillengläser des Doktors funkelten unheimlich, als er entgegnete: „Schulze ist kein Cäsar und die Kritiker sind längst keine Bosporianer, der Vergleich hinkt.“

Mit einem sprechenden Blicke flüsterte darauf der Baron seiner Braut zu: „Ich müßte mich sehr irren, wenn unser guter Doktor dort nicht große Lust hätte, an diesem unbekannten Cäsar zum Brutus zu werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugendjahre des Prinzen Albert.

(Schluß.)

Nicht ohne einen Kampf gegen mancherlei Intriguen und, wie der Prinz schreibt, vornehmlich durch die Hülfe seines treuen Freundes Stockmar, der die Führer der Opposition zu gewinnen wußte, gelang es im Juli 1840, den Beschluß durchzusetzen, daß dem Prinzen die Regentschaft übertragen werden solle, falls die Königin mit Hinterlassung eines unmündigen Thronerben sterben sollte. Lord Melbourne behauptete zwar, allein durch seinen edlen Charakter und die allgemeine Achtung, die er sich errungen, habe der Prinz allen Widerstand entwaffnet, der sich vor zwei oder drei Monaten wahrscheinlich noch reichlich gefunden haben würde. Doch war der Premier, der nie durch Schärfe der Beobachtung geglänzt hat, in dieser Versicherung wahrscheinlich zu sanguinisch, und eine Notiz der Königin legt Zeugniß dafür ab. Als ihr Gemahl sie zum Erstenmale beim Parlamentsschlusse in's Oberhaus begleitete, wollte der Rangstreit wieder sein Haupt erheben, und man erwartete Einwendungen von Seiten des Herzogs von Sussex. Es lief Alles gut ab und der Prinz setzte sich in einen Sessel zunächst dem Throne; die Königin aber schrieb in ihr Tagebuch: „Nicht nur der Herzog von Sussex, auch andere Leute, deren Namen verschwiegen bleiben sollen, stellten den Satz auf, daß der Prinz nicht mit der Königin in der Staatskarosse fahren oder neben ihr in dem Hause der Lords sitzen dürfe.“

Diese Kläglichkeiten konnten das häusliche Glück natürlich nicht stören. Nach und nach wurde die Königin, welche Anfangs eine große Freundin gesellschaftlicher Lustbarkeiten war, von ihrem Gemahle zu einfacherem Geschmacke und namentlich zu einer Vorliebe

für das Landleben bekehrt. Mit den Jahren ging sie sogar zum Extrem über und bemerkte selbst, daß der Aufenthalt in London sie später entschieden anwiderte, und ihr nur dadurch erträglich wurde, daß der Prinz an ihrer Seite die lästigen Pflichten der höfischen Zeremonien theilte. Albert hielt sich aus der vornehmen Gesellschaft Englands fast gänzlich zurück. Seine Besuche waren dem Atelier des Künstlers, den Musen für Kunst und Wissenschaft, den wohlthätigen Instituten und Erziehungsanstalten gewidmet. In den ersten Jahren seiner Ehe versuchte er sich in der Malerei, für die ihm später keine Muse mehr blieb; er „begann ein Gemälde, welches den Tod des Marquis Posa nach Schiller's Don Carlos darstellen sollte; die Skizze zu demselben führte er schön aus". Nur auf einen Augenblick unterbrochen wurde das ruhige Leben der Vermählten durch den Mordversuch, den der siebenzehnjährige Kellner Edward Oxford gegen die Königin richtete. In einem Briefe des Prinzen (vom 11. Juni 1840) an seine Großmutter wird die Begebenheit folgendermaßen erzählt:

.... Wir hatten gestern Nachmittag kaum unsere Spazierfahrt im Hyde-Park angetreten, als ich uns ganz nahe auf dem Fußpfade einen kleinen, gemein aussehenden Menschen stehen sah, der etwas in der Hand hielt; bevor ich recht unterscheiden konnte, was es war, erscholl ein Schuß, der uns Beide betäubte. Viktoria hatte sich gerade seitwärts gewandt, um nach einem Pferde zu sehen, und wußte daher nicht, was für ein Schall an ihr Ohr schlug. Ich ergriff ihre Hand und fragte sie, ob der Schreck sie nicht erschüttert habe; sie aber lachte über die Sache. Ich richtete meinen Blick dann wieder auf den Mann, der noch auf demselben Platze stand mit gekreuzten Armen und ein Pistol in jeder Hand. Seine Haltung war so affektirt und theatralisch, daß es mich fast ergötzte. Plötzlich erhob er von Neuem ein Pistol und feuerte zum Zweitenmale. Nun sah auch Viktoria den Schuß und bückte sich, von mir herabgezogen, schnell nieder. Die Kugel muß, nach der Stelle zu schließen, wo sie in der Mauer gegenüber eingeschlagen war, gerade über Viktoria's Kopf hinweggeflogen sein. Die vielen Menschen, die um uns und den Mann herumstanden und Anfangs vor Schrecken fast wie versteinert waren, erfaßten den Uebelthäter nun; ich rief dem Kutscher zu, weiter zu fahren, und wir kamen wohlbehalten bei Tante Kent an. Von dort aus machten wir noch eine Spazierfahrt durch den Park, theils damit Viktoria ein wenig frische Luft schöpfe, theils um den Leuten zu zeigen, daß wir wegen des Geschehenen doch nicht alles Vertrauen zu ihnen verloren hätten. Heute bin ich durch die Menge von Besuchern und Anfragen und die Beschreibungen, die ich selbst zu geben hatte, sehr ermüdet, ...

Im August siedelte der Hof von London nach Windsor über, zu des Prinzen großer Freude, der gleich mit Gartenbau und Anpflanzungen begann. Auch beschäftigte er sich unter Leitung des Juristen Selwyn ernsthaft mit dem Studium der englischen Verfassung und des Rechtswesens. Nach dreimonatlicher Abwesenheit kehrte das Ehepaar nach London zurück, und hier im Buckingham-Palast wurde ihm am 23. November die erste Tochter, die nunmehrige Kronprinzessin von Preußen, geboren. Die Königin weiß nicht genug von der aufopfernden Pflege zu erzählen, welche ihr Gemahl während jener Zeit ihr widmete. Am 10. Februar, dem ersten Jahrestage ihrer Vermählung, ließen die Eltern das Kind taufen.

Mit diesem Familienereignisse schließt der vorliegende Band. Ueber den Zeitpunkt, wann die Fortsetzung an die Oeffentlichkeit gelangen wird, wollen wir keine Vermuthungen aufstellen; in Anbetracht der wiederholten Enttäuschungen, welche dem Erscheinen dieses ersten Bandes vorhergingen, wäre es gewagt, hier die Prophetenrolle zu übernehmen.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

In einem weiteren Flugblatte: „Zweite Berufung des Dr. Eisenmann als Redakteur des bayerischen Volksblattes an die öffentliche Meinung gegen die Zensur-Willkür und ihre Absurditäten" gab Eisenmann über die „unermeßlichen Zensurwüsten" des „Volksblattes" nähere Auskunft, beklagte sich, daß Stadtkommissär Dr. Wiesend, welchem Regierungsrath Behringer die Zensur-Scheere abgetreten hatte, ihm die Annehmlichkeiten und Launenhaftigkeiten eines graduirten Zensors fühlen lasse.

„Das Volksblatt", — erklärte Eisenmann — „hat in allen gestrichenen Stellen weder die bestehenden Verfassungen angegriffen, noch unanständige Ausdrücke gegen auswärtige Regierungen gebraucht; wenn dennoch solche Zensurlücken erscheinen, so kann man nur annehmen, daß der Zensor kein anderes Motiv bei seinen Verwüstungen habe, als durch die weißen Räume die Hohen und Höchsten aufmerksam zu machen, daß er thätig sei, weil er denn nun einmal wie ein böser Dämon nur in der Vernichtung thätig sein kann."

„Es werden uns Stellen gestrichen, und zwar nach einer uns unbekannten Instruktion. Was in der Mittheilung von Thatsachen, die man in jeder andern Zeitung findet, Böses oder Verbotenes liege, das weiß nur Herr Dr. Wiesend. — So, verehrter Leser, wird die Zensur in Bayern geübt."

Ferner gab Eisenmann in diesem Flugblatte folgende Erklärung:

„Die königliche Regierung des Untermainkreises hat unsere erste Berufung dieser Art für eine Beilage des Volksblattes erklärt, und zwar deßwegen, weil sie mit

demselben ausgetheilt und versendet worden sei. Dieses Argument läßt manche Bemerkungen zu, doch wir wollen das Urtheil darüber dem Leser überlassen, der Regierung aber bloß bemerken, daß es jedem Schriftsteller freisteht, seine Schriften auf jede beliebige Art zu verbreiten, und daß es bloß Sache der Post ist, ob sie Flugschriften, die nicht zu einer Zeitschrift gehören, versenden will. Uebrigens bestehet darüber eine eigene Verordnung, vermöge welcher solche Flugblätter allerdings einer oder der andern beliebigen Zeitschrift beigelegt werden dürfen, wenn für deren Versendung der fixirte Preis eigens bezahlt wird. Die königliche Regierung mag dieses übersehen haben."

Um den Kampf gegen die willkürliche Zensurausübung gegen das „bayerische Volksblatt" besser aufnehmen zu können, erließ Eisenmann folgende Anzeige:

„Die bayerische Regierung hat für Recht und gut befunden, den Postämtern eine Mittheilung der Abonnentenliste an die Redakteurs und Verleger von Zeitschriften zu verbieten, so daß es mir nicht gestattet ist, die 1200 Abonnenten meines Journals, an welche dasselbe durch die Post spedirt wird, kennen zu lernen. Um nun solche Handlungen der Willkür erfolglos zu machen, ersuche ich alle Abonnenten des Volksblattes sich in portofreien Briefen an mich zu wenden. Aus sämmtlichen Briefen werde ich dann die Listen der einzelnen Städte, Marktflecken rc. entwerfen, in jede Stadt, Marktflecken eine Abschrift der betreffenden Liste an einen vertrauten Freund senden, und ihm dann die etwaigen, für die Abonnenten des Volksblattes bestimmten Zusendungen zur richtigen Vertheilung zu schicken. Denn ich bin entschlossen, alle jene mit Beschlag belegten Nummern des Volksblattes, deren Beschlagnahme nicht wegen einer, vom ordentlichen Richter anerkannten, gegen den Monarchen, die Verfassung oder die Kirche gerichteten Uebertretung eines im Königreiche bestehenden Strafgesetzes, sondern bloß willkürlich angeordnet und bestätigt wurde, irgendwo nachdrucken zu lassen und unter Couvert an die Abonnenten zu versenden. Ich achte die Gesetze, vertheidige mich aber gegen Willkür und Gewalt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der letzten Plenarversammlung des historischen Vereins für Oberbayern theilte Herr Dr. Otto Titan v. Hefner die interessante Nachricht mit, daß die letzten Schiffe der einst so prächtigen churfürstlichen Lustflottille auf dem Würmsee wegen Baufälligkeit kürzlich in Starnberg versteigert und von einem Bürger erworben worden seien, der den einzig noch gewissermaßen brauchbaren Theil derselben, die Glaskabine eines Jagdschiffes, in ganz praktischer Weise als Sommerhaus in seinem Garten wieder aufstellen ließ. Herr Privatier La Cense ergänzte diese Mittheilung dahin, daß der letzte Rest des dereinstigen Prälatenschiffes von Bernried nunmehr auf einer zu diesem Herrschaftsgute gehörigen Besitzung gleichfalls eine derartige Verwendung gefunden habe.

Die jüngsten Berichte von Mauritius (Isle de France) lauten glücklicher Weise wieder hoffnungsvoller. Die Pest muß ganz entsetzlich dort gehaust haben und den Bewohnern als eine um so furchtbarere Geißel erschienen sein, als das Klima der Kolonie trotz der hohen Temperatur im Ganzen ein gesundes ist. Sie zeigte sich zuerst nur unter den Eingebornen, richtete aber bald darauf unter der ganzen Bevölkerung — 300,000 Menschen, darunter 10,000 Weiße — gräßliche Verheerungen an. Wie es während der schlimmsten Periode auf der Insel aussah, schildert ein zu jener Zeit geschriebener Brief: „Die Seuche verschlingt täglich an 200 Opfer; die Menschen liegen todt und sterbend in den Straßen, und die ganze Insel ist in einem schaudererregenden Zustande. Auch unter den Soldaten ist die Sterblichkeit groß. An Hülfe ist nicht zu denken, die Kranken gehen nur in die als Hospitäler benützte Holzhütten, um zu sterben. Auch auf einigen Schiffen zeigten sich schon Symptome der schrecklichen Krankheit. Dieselbe ist ein bösartiges Gallenfieber, ähnlich dem westindischen, und soll eine Folge schlechter Nahrung sein."

Der kommandirende englische General in Indien, Mansfield, hatte seinen Adjutanten befohlen, die Gebote seiner Frau geradeso wie seine eigenen zu befolgen, sie hätten sich bei seinen Rezeptionen einzustellen, die Gäste zu empfangen und ihnen beim Abschied das Geleit zu geben; auch hätten sie bei Tafel und bei Abendgesellschaften an der Unterhaltung sich zu betheiligen. Dem widersetzte sich Oberst Jervis und erhielt dafür vom Kriegsgericht einen scharfen Verweis. Der Oberkommandant der englischen Armee, Herzog von Cambridge, tadelt nun den General in Indien und erklärt, ein ähnlich sonderbarer Tagesbefehl sei ihm nie vor Augen gekommen; Mansfield habe dies wohl wünschen, nie aber befehlen dürfen.

Damit auch späten Geschlechtern noch das Andenken an den Herrscher des Ostens aufbewahrt werde, der England und überhaupt das westliche Europa zum Erstenmale seit der Stiftung des Islam heimgesucht, hat eine neuerstehende Straße in Camberwell, im Norden von London, den Namen Sultan-Street erhalten.

Redakteur Gustav Weiffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 190 Samstag, 10. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Marie nickte zerstreut; auch sie beschäftigte das romantische Räthsel über die Maßen, der Baron bemerkte es lächelnd, dann sprach er zur Gesellschaft gewendet:

„Die Herrschaften nehmen so unbedingt an, daß der Dichter einer der Unseren ist. Wie aber, wenn nun das Pseudonym des Autors eine Satyre, und das Stück selbst politischen Inhalts wäre, vielleicht ein versteckter Angriff auf den Adel und das Ritterthum?"

Das Schweigen, welches diesen Worten folgte, wurde durch den Kammerherrn unterbrochen, der lebhaft ausrief: „Ich kann dem Baron nicht ganz Unrecht geben, denken Sie nur an Gutzkow's „Ritter vom Geiste." Als ich den Titel las, dachte ich, es sei die Geschichte eines geistlichen Ritterordens — aber weit gefehlt! — O diese Demagogen sind Schlauköpfe; ihre Werke kommen mir vor wie Pasteten, von denen man auch nicht weiß, was Alles darin ist, wenn man die lockende Hülle betrachtet."

Dieser prosaische Vergleich erregte die tiefste Indignation bei den noch fest an den romantischen Messias glaubenden Dichterinnen und zu spät ward der gute Trillwitz gewahr, welch' fürchterlichen Schnitzer er gemacht hatte.

Der Kommerzienrath aber, der bisher ein stummer Zuhörer gewesen war, hatte bei dem lockenden Bilde des Kammerherrn förmlichen Appetit bekommen, und blickte ganz befriedigt auf die Präsentirteller, die mit allerhand Erfrischungen besetzt, von geschäftigen Dienern herumgereicht wurden.

Der Eintritt des Baron Aarau unterbrach die angenehme Beschäftigung des Essens und Trinkens, der sich die romantische Gesellschaft eben hingegeben hatte, und regte die brennende Frage auf's Neue an.

Adelais konnte es kaum erwarten, bis die nöthigen Begrüßungen ausgetauscht waren, dann rief sie eifrig: „Nun vor allen Dingen, was hörtest Du von dem Dichter?"

Baron Aarau sah ganz ernst aus, als er erwiderte: „Fast Unglaubliches, an's sagenhaft-romantische Streifendes!"

„Nun?"

„Erzählen Sie!"

„Weiter, bester Cousin!"

„Befriedigen Sie unsere Neugier!"

So tönte es in der Runde, und der kleine Baron hielt sich die Ohren zu und rief lachend: „Gern, meine Gnädigsten, so weit dieß in meinen Kräften steht; denn ich gab, — oder mußte vielmehr mein Wort geben, das Inkognito des Dichters nicht eher zu verrathen, als bis er selbst für gut finden wird, die Maske der Pseudonymität abzulegen."

„Das kann nur Seine Hoheit Prinz Ferdinand sein," sprach die Reichsgräfin mit siegender Ueberzeugung.

Doktor Neideck erschrack sichtlich und sich zu Aarau wendend, fragte er lebhaft: „Herr Baron, dürfte ich Sie im Interesse der Wissenschaft, das heißt der Kunstgeschichte um eine Aufklärung bitten?"

Achselzuckend entgegnete dieser: „Ich bin untröstlich, hier den Unerbittlichen spielen zu müssen; allein mein Wort — ich kann's nicht ändern. Nur so viel: ein Beherrscher der Völker ist es nicht, selbst kein apanagirter, nur eben, wie jeder Poet, ein Herrscher im Reiche der Geister."

Also Prinz Ferdinand war es nicht — dann konnte es doch nur der schöne Oskar oder der andere gräfliche Minnesänger sein.

Die Baronin blickte sinnend vor sich nieder, dann fragte sie schnell:

„Sahst Du den Dichter?"

„Ja!"

Eine allgemeine Sensation entstand, der Baron befand sich in einem förmlichen Belagerungszustande, denn während Florence rief: „Ist er schön?" fragte Eulalia schon: „Alt oder jung?"

Sich zu beiden Damen wendend, entgegnete er lächelnd: „Schönheit ist ein relativer Begriff und das Genie erfreut sich ewiger Jugend!"

„Herr Cousin, so unausstehlich habe ich Sie noch nie gesehen!" rief die schnippische Florence, während Eulalia achselzuckend hinzufügte: „Danken Sie dem Himmel, daß ich nicht Ihre Frau bin!"

„Ich danke!" flüsterte der Baron unhörbar.

Währenddem näherte sich der Kammerherr, der die ganze Zeit über in tiefes Sinnen versunken dagestanden hatte. Ihm war eine große Idee gekommen, langsam sprach er, sich zu Hollfelt wendend: „Baron, wir wollen ein Pakt mit den Damen schließen und zwar derart: wir machen uns anheischig, denselben noch heute den Dichter vor den Richterstuhl ihrer schönen Augen zu führen, und überlassen es ihrer Großmuth, wie sie uns dafür lohnen wollen."

„Wie wollen Sie das bewerkstelligen?" fragte die alte Gräfin ungläubig.

„Herr von Trillwitz, ich wäre versucht, Sie für einen zweiten Cagliostro zu halten, wenn Sie das wahr machen," sprach Adelais mit einem bedeutungsvollen Blick.

Der dünne Kammerherr war förmlich berauscht, mit einer wahren Löwenstimme rief er:

„Ans Werk, Baron! Allarmiren Sie das Offizierkorps — was sage ich — die Garnison. Ich thue ein Gleiches in meinen Zirkeln. Alles muß heute ins Theater. Das Stück mag sein, wie es will, der Dichter wird herausgerufen — auf ein Dutzend Lorbeerkränze soll es mir nicht ankommen — und er hat dafür weiter nichts zu thun, als vor den Lampen zu erscheinen und sich zu bedanken. Auf diese Art erhält der beneidenswerthe Cäsar die strahlenden Blicke Ihrer schönen Augen und — ich — ich werde mich bescheiden in dem Reflex derselben sonnen."

„Ja, sich sonnen — darin besteht die ganze Arbeit dieser beneidenswerthen faiseurs d'esprits!" flüsterte Narau dem Kommerzienrathe zu, der ihm lächelnd erwiderte: „Und so macht man Welt-, respektive Kunstgeschichte!"

Die Damen hatten unterdessen den Kammerherrn umringt, und der Gute hatte sich längst keiner so allgemeinen Aufmerksamkeit mehr zu erfreuen gehabt, als der Baron in den Kreis trat und pathetisch sprach:

„Meine schönen Damen! Der Lohn, welchen Sie unserm galanten, diplomatischen Kammerherrn unausgesprochen oder stillschweigend in Aussicht stellten, wenn er Ihnen heute Abend den pseudonymen Autor ohne Maske vor die Lampen liefern würde, reizt mich mächtig, mit ihm in Konkurrenz zu treten, und selbst um diese Krone zu werben. Ich überbiete daher Herrn von Trillwitz, und mache mich anheischig, Ihnen den Dichter der „Raubritter" binnen einer Stunde hier in diesem Gemache erscheinen zu lassen."

Ein Durcheinander weiblicher zarter und kreischender Stimmen erfolgte, daß man hätte glauben müssen, das Kapitol sei wieder in Gefahr.

„Du!" rief die Baronin.

„Wie!"

„Wär's möglich!"

„Auf Wort Baron?"

„Hier — in einer Stunde!"

„Prächtig!"

„Wenn's nur kein Scherz ist, den er sich mit uns macht!" mahnte die übrige Gesellschaft, mit Ausnahme des Kommerzienraths. Dem schien ein Stück von der kalten Rebhühnerpastete, mit der er sich eben angelegentlich beschäftigte, in die falsche Kehle gekommen zu sein, wie die Leute sagen, denn er schluckte und würgte.

Auch Baron Hollfelt hielt sich erwartungsvoll still und um seine Lippen spielte wieder das maliciöse Lächeln, was die dicke Aphanasia von Rienzagen-Stolpp gar nicht ausstehen konnte.

Was den Kammerherrn und Doktor Reideck betrifft, so schwiegen sie gleichfalls still, und zwar beherrschte sie in diesem Augenblick in seltener Uebereinstimmung nur ein Gefühl, und zwar das des bittern Neides, der eine gegen den Baron, der andere gegen den Dichter.

(Fortsetzung folgt.)

„Aus meinem Leben."

Das ist der Titel eines Werkes, das so eben in Leipzig erschienen ist, enthaltend die nachgelassenen Schriften des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko. Die ersten Bände, welche jetzt in schöner Ausstattung (Verlag von Dunker und Humblot in Leipzig) vorliegen, bieten „Reiseskizzen"; „Aphorismen und Gedichte" werden folgen. Zwei Bände beschreiben eine Fahrt nach Spanien, die der Erzherzog im Sommer des Jahres 1851 an Bord der Fregatte „Novara" machte. „Rhede von Triest, den 30. Juli 1851" ist der erste Bericht datirt. Ueber Livorno ging die Fahrt nach Spanien, dem Lande, das des Jünglings Phantasie so lebhaft anregte, und in welchem er blieb, bis er sich am 17. Oktober nach Hause einschiffte. Der dritte Band, wie die ersten in Tagebuchform, umfaßt einen Aufenthalt im Jahre 1852 in Sizilien, auf den Balearen, in Lissabon und auf Madeira. Der 4. Band bringt uns nach Algier (im Sommer 1852) und nach Albanien (im Sommer 1853). Den romantischen Jüngling, dessen Hand die vorliegenden Reiseskizzen hingeworfen, erkennen wir wieder in dem Manne, der sein Leben für die romantische Idee der Wiederherstellung des alten Reiches Montezuma's opferte; ja, in den einzelnen Zügen seiner kurzen weltgeschichtlichen Laufbahn jenseits des Ozeans läßt sich das Charakterbild wiederfinden, welches aus diesen Schilderungen selbsterlebter Eindrücke und Ereignisse hervortritt. Es wäre unbillig, wollte man den Maßstab strenger Kritik an die literarischen Erzeugnisse eines zwanzigjährigen Jünglings legen — ganz so alt war Maximilian noch nicht, als er die erste Reise antrat —, oder wollte man ihm den Mangel an Lebenserfahrungen oder die manchmal zu

naive Beurtheilung menschlicher Charaktere vorrücken; unbillig wäre es, die exklusive Stellung, welche die Geburt ihm angewiesen hatte, und den damit fast nothwendig zusammenhängenden abgeschlossenen Bildungsgang. Und doch durchweht diese Schilderungen, wie wohl sie sich so vielfach um sein eigenes Ich drehen müssen, ein Hauch bescheidener Anspruchslosigkeit und eine wohlthuende Wärme der Empfindung.

Eine Auslese charakteristischer oder an sich selbst interessanter Stellen wird unsern Lesern willkommen sein. Die Reisen unternahm der junge Erzherzog, um sich zu belehren und zu bilden und den Gesichtskreis zu erweitern durch den eigenen Anblick der Länder und den Umgang mit den Leuten. Nach Albanien hatte ihn aber noch ein anderer Zweck geführt, den er in der Einleitung zu dieser letzten Skizze bezeichnet: „An den Gränzen der Zivilisation liegt eine Wildniß, die man mit dem wohlklingenden Namen Albanien bezeichnet, in deren waldigen Gauen der Türke, der Greek und eine große Anzahl katholischer Christen sich in wilder Jagd einander hetzen und in Hader und Zank leben. Dort wird das Meßopfer noch wie zu den Zeiten Diocletian's in Scheu und Angst gehalten, und die Lichter des Altars dienen noch wie damals dazu, die finstern Versammlungsorte der Gläubigen zu erleuchten. Diesen armen Katholiken eine moralische Stütze zu geben und ihre trüben Verhältnisse in's Auge zu fassen, ward die Korvette „Minerva" unter meinem Kommando in die albanesischen Gewässer gesendet. Die Mission wäre eine ganz nützliche gewesen, wenn die Mittel und die Zeitverhältnisse erlaubt hätten, durchgreifend zu wirken; sie hatte aber auch ihr Unangenehmes, da jedes Stückchen Türkei nach der eben stattgehabten blutigen Episode von Smyrna in furchtbarster Gährung war und wir als Fremde, Unbetheiligte, von denen man Demüthigungen zu befürchten hatte, mit mißtrauischem Neide betrachtet wurden." Von Neapel aus machte Maximilian einen Ausflug auf den Vesuv, in dessen Beschreibung er eine nicht gewöhnliche Darstellungsgabe entwickelt, und mit getreuen Farben malt er die Reflexe aus, welche die ihn dort umgebende furchtbare Natur in sein Inneres hineinspiegelte.

„Ich fühlte mich auf meinem Standpunkte, auf der Kante des Schlundes, wie verloren; mir war, als sei ich nicht mehr auf der gewohnten Erde, als stünde ich auf der Scheidewand zu einem andern Reiche; ich fühlte mich allein in allen diesen Schrecken der Natur, in dieser ewig regen Oede, in diesem lautlosen Chaos. Etwas von den Schauern der Sagenwelt umrauschte mich; wären meine Freunde nicht gewesen, mich hätte banger Schrecken von dannen getrieben, ich wäre vor der lautlosen, schlummernden Urkraft der Natur geflohen. Ich fühlte mich nicht gestählt, um solchen Eindrücken entgegenzustehen, ich ward überwältigt von dem unbegreiflichen, geheimnißvollen Zauber dieses unterirdischen Waltens. Schon eine weniger abenteuerliche Natur ergreift den Menschen mit heimlichen Schauern, wenn sie den Einsamen umfängt. Eine kahle, granitne Umgebung, der Sturz eines Wasserfalles von Fels zu Fels erfüllt ihn mit dem Glauben, die Fluth ziehe ihn nach sich, das grause Murmeln spreche zu ihm, und dröhnt dann ein Gewitter aus den Himmeln, und saust der Sturm, und zeichnen die Blitze ein flammendes Netz um den armen Verlassenen, wie pocht dann sein Herz, wie blickt er unstät umher, als sei jeder Donnerschlag an sein geängstigtes Gemüth gerichtet, und jedes Blitzes Pfeil für ihn bestimmt. Es ist auch Wahrheit in diesen Eindrücken, es ist die Sprache der Natur, die des Menschen Gewissen ängstigt, die ihm seine Nichtigkeit zeigt, es ist die tiefe, ungekannte Kraft der Elemente, die gewöhnlich im leisen Schlummer von dem leichtsinnigen Menschen nicht beachtet werden, die ihn aber bei ihrem zeitweiligen Erwachen um so unwiderstehlicher machen. Wie mächtig also muß erst der Anblick des Vesuvs und seiner geheimen Werkstätte den Menschen ergreifen, wo nur eine leichte Rinde den Beschauer von den heißen Fluthen trennt, und eine dünne Kruste, durch die der stechende Dampf quillt, ihm den Anblick des flammenden Verderbens deckt, eine Kruste, die jeden Augenblick bersten, jeden Augenblick vor den entbundenen Kräften weichen kann. Doch sobald ein Häuflein sich zusammengesellt, fühlt man sich nicht mehr einsam der Natur gegenüber, man wird heiterer und eilt unbesonnen die „„Straße der Schrecken"" dahin."

Die Vorliebe für das Geheimnißvolle der Natur ging bei Maximilians romantischer Geistesrichtung einigermaßen in Aberglauben über, gegen den er sich theoretisch sträubte, dem er aber praktisch unterlag. Es war auf der Fahrt von Neapel nach Livorno, als ein Sturm die „Novara" zu einem gar argen Tanz aufforderte, und während dessen begab sich das Ereigniß, welches der Reisende in folgenden Worten erzählt: „Kaum war ich eingeschlafen, kaum schaukelte ich mich in meiner Hängematte, als mich plötzlich der Umsturz meiner Bücher-Etagère mit Allem, was sie trug, weckte. Die Bewegung war außerordentlich, Alles war finster. Tappend stieg ich über die Weißzeugbarrikade, zog mich an, und ging auf das Verdeck. Hier muß ich mich einer kleinen Schwäche anschuldigen: Ich hatte einen der Sturmvögel, die man vorgestern gefangen hatte, bei mir behalten, und wollte ihn in meiner Thieromanie wo möglich erhalten und pflegen; doch als in der Nacht Alles tobte und stürmte, als Woge zu Woge drängte, erfaßte mich die Bedeutung des Sturmvogels, und mir kam der Gedanke: „Bleibt er auf unserem Schiffe, oder stirbt er gar auf demselben, dann ist es um uns geschehen." Mir war, als sei das Thier der Geist irgend eines versunkenen Matrosen. Was that ich? Ich nahm ihn aus seinem Gefängnisse, hüllte ihn in mein Sacktuch und brachte ihn auf das Verdeck, wo ich ihm die Freiheit schenkte, ihn aber des Sturmes wegen hinter einer Kanone barg. Wer hat nicht An-

wandlung von Aberglauben, und gar auf der See, auf diesem schwankenden Elemente?"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Tunnel unter dem atlantischen Meere.] Kaum ist die Verbindung der alten und neuen Welt durch die unterseeische Blitzleitung angestellt, so denkt man schon daran, unser Jahrhundert noch durch ein größeres Wunder zu bereichern. Ein amerikanisches Blatt versichert uns nämlich, daß der Bau eines Tunnels gewiß und wirklich in Angriff genommen werden soll, der unter dem Bette des atlantischen Meeres Amerika mit Europa auf trockenem Wege verbinden soll. Die bedeutendsten Ingenieure Amerika's wie Englands hätten das Werk als vollkommen ausführbar bezeichnet und nur beigefügt, daß es viel Zeit und Geld kosten werde. Jetzt wäre nach diesem Blatte „Home", das nothwendige Kapital, die Kleinigkeit von 500 Millionen Pfd. St., schon so gut wie gesichert. Mit Zeit und Geld, sagt ein Londoner Korrespondent, mag sich das fabelhaft klingende Riesenwerk schon zu Stande bringen lassen; (??) die Lebensfrage ist aber die: wird es sich auch rentiren? Wenn man übrigens durchaus eine See-Tunnel-Gesellschaft bilden will, so mag man vorläufig ein kleines Pröbchen mit der längst genannten unterseeischen Verbindung Englands mit dem europäischen Kontingente machen. Endlich meint der nämliche Korrespondent, wenn ein Kapital von 500 Millionen Pfd. St. sich so leicht aufbringen ließe, würden wohl die vereinigten Staaten nicht so besorgt um die Höhe ihrer Staatsschuld sein, die sich in ihrer Gesammtsumme nicht viel höher beläuft.

[Amerikanische und englische Geschütze.] In den letzten Tagen ist in Woolwich ausgeprobt worden, welche Geschütze stärker seien: die englische gezogene Kanone, oder der amerikanische 450-Pfünder. Die englische Regierung hatte eines der ungeheuren amerikanischen Zerstörungswerkzeuge von 15zölligem Kaliber an sich gebracht, und die beste amerikanische Munition dafür angekauft. Als Objekt war die gewaltige Panzerscheibe aufgerichtet, gegen die man zur Zeit das neue englische Geschütz mit Pallisers Geschoß versucht hatte, eine Scheibe, die bei 8 Zoll Eisenstärke durch 16 Zoll Teakholz gedeckt und durch Klammern und Querbalken so fest als möglich gemacht ist. Geladen wurde die amerikanische Kanone mit 60 Pfd. Pulver und einem Geschoß von 450 Pfd. Gußeisen, das an Qualität, Zähigkeit, Festigkeit und Stärke nichts zu wünschen übrig ließ. Auf 70 Yards schlug die Kugel gegen die Scheibe und verursachte nur eine Vertiefung und etwa 3zöllige Beule in der Eisenwand, ohne im Uebrigen der Scheibe zu schaden, obwohl sie gerade auf eine schwache Stelle traf, wo die Platten zusammenstießen. Das zweite Geschoß aus demselben Material, wie Pallisers Geschoß, aber im Sande gegossen statt gekühlt, machte eine tiefere Höhlung und blieb in der gemachten Vertiefung stecken. Die dritte Kugel war ein vortreffliches Stahlgeschoß und erzeugte ebenfalls keine bedeutend größere Wirkung; die Deckung blieb vollständig unverletzt und das Geschoß begrub sich in den Panzerplatten, ohne sie durchdringen zu können. Damit hält man hier die Frage für entschieden und ist der Ueberzeugung, daß das amerikanische System seine Aufgabe nicht erfüllt habe. Dieselbe Scheibe, welche die Gewalt der 450-pfündigen Kanone ungefährdet aushielt, ist vorher von dem 9zölligen englischen gezogenen Geschütze auf 200 Schritte mit Sprenggeschossen einmal über das andere vollständig durchbohrt worden.

Mit dem nächsten 1. November wird in Turin ein Institut für die Töchter der in den italienischen Unabhängigkeitskriegen gefallenen oder arbeitsunfähig gewordenen Soldaten eröffnet werden. In diesem zur Aufnahme von 1200 Kindern eingerichteten Institut sollen dieselben außer dem Lesen, Schreiben und der Buchhaltung die Handschuhmacherei, die Verfertigung künstlicher Blumen, die Anfertigung seidener Sonnenschirme und anderer Nadelarbeiten und diejenige von Kartonagearbeiten erlernen. Ueberhaupt sollen die Mädchen zu guten Hausmüttern herangezogen werden. Hiebei soll jeder drückende Gedanke an öffentliche Wohlthätigkeit ausgeschlossen sein und das Institut soll sich vermöge der Erzeugnisse des daselbst gepflegten Gewerbsfleißes selbst erhalten; doch soll hiefür nur ein Theil des Erwerbes verwendet werden, während der andere Theil in eine Sparcasse fällt, aus welcher die Mädchen nach Vollendung ihrer Erziehung ausgesteuert werden sollen. Auf diese Weise wird jedes Gefühl des berechtigten Stolzes geschont und wird die Zukunft der Kinder, frei von jeder Verpflichtung, auf ihre eigene Thätigkeit aufgebaut. Man vernimmt, daß binnen Kurzem auf ähnlicher Grundlage ein Institut für die Offizierstöchter eröffnet werden soll, welchem Viktor Emanuel seinen prachtvollen Palast, genannt „Villa della Regina" (das Landhaus der Königin), geschenkt hat. Hier wird neben den weiblichen Handarbeiten und einer gehobenen literarischen Bildung das Zeichnen und die Musik gepflegt, dabei aber die Einschärfung der zukünftigen Pflichten gegen Haus und Familie nicht übersehen werden. Diese Bestrebungen der italienischen Regierung verdienen gewiß alles Lob.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 191 Montag, 12. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Der Erstere — das heißt der Baron Aarau — aber fuhr ruhig fort:

„Ich verpflichte mich also auf Manneswort, den Dichter hier erscheinen zu lassen, aber nur unter einer Bedingung und zwar der: daß mir sämmtliche Anwesende, selbstverständlich nur diejenigen, welche ein so lebhaftes Interesse an dem unbekannten Dichter nehmen, das feierliche Versprechen geben, nicht nur heute, sondern bei jeder etwa stattfindenden Vorstellung zu erscheinen, und auch durch ihren Einfluß zu veranlassen, daß Ihre Freunde und Bekannte ein Gleiches thun."

„Weiter nichts?" rief Florence erstaunt, „nun das schwöre ich Ihnen, und hätte es auch wohl ohnedem gethan!"

Auch die Uebrigen schlugen in die dargebotene Hand des Barons ein, der, zu Adelais tretend und sie bedeutungsvoll anblickend, sprach: „Von meiner theuren Gemahlin bedinge ich mir noch als Extralohn die Gewährung einer Bitte aus, die ich mir vorbehalte, später auszusprechen."

„Ei, also carte blanche — das wäre leichtsinnig von mir!"

„Cousine, Du wirst doch nicht dem Baron durch Deine Weigerung ein Recht geben, uns durch ein Hinterpförtchen zu entwischen?" rief ängstlich Eulalia.

Auch die Uebrigen bestürmten die zögernde Adelais, bis diese endlich ihre Hand halb gezwungen in die des Gatten legte und ihm die unausgesprochene Bitte feierlich zu erfüllen gelobte.

„Und jetzt lassen Sie den Dichter erscheinen, Herr Baron!" bat die hübsche lustige Marie, die nicht weniger neugierig und gespannt als die Andern war.

Doktor Reideck zuckte mit bitterem Lächeln die Achseln und wandte sich an den schweigsamen Kommerzienrath mit den Worten: „Die Herrschaften sprechen, als glaubten sie, daß diese Erscheinung durch Tischrücken oder Geisterklopfen à la Hume zu Stande gebracht werden könnte!"

Aarau aber entgegnete ruhig: „Meine Damen, ich sagte, binnen einer Stunde, greifen wir dem Schicksal nicht vor!"

Darauf gelang es ihm, gedeckt durch die breite Figur des Kommerzienrathes, dem er einen Wink gegeben hatte, unbemerkt durch eine Seitenthür aus dem Salon zu schlüpfen.

Nach etwa zehn Minuten trat er wieder in den Saal, allwo es jetzt sehr lebhaft zuging; man hatte nämlich darüber berathen, mit welcher Aufmerksamkeit der „berühmte Kollege" wohl von der Dichterschule zu begrüßen sei und war — als das einzig Passende — bei einem Lorbeerkranze stehen geblieben. — Aber wo den hernehmen in der Schnelligkeit.

Da entdeckten Florence's gute Augen unter der Blumengruppe einen Lorbeer. Sogleich stürzte sie mit einer Scheere bewaffnet auf den ahnungslosen Baum und ehe noch Adelais eine Bitte um Schonung aussprechen konnte, hatte sie den armen Dulder seiner grünen bedeutungsreichen Zierde beraubt, und machte sich daran, die einzelnen Zweige mit geschickter Hand zur Krone zu formen, was ihr auch trefflich gelang, obwohl der Doktor spöttisch bemerkte, das Ding sähe einem Erntekranze ähnlicher.

Das Recht aber, besagten Kranz zu überreichen, nahm eben in würdevoller Rede die Frau Reichsgräfin, Präses des Dichterkränzchens, in Anspruch, als Laura, das schnippische Kammermädchen erschien und der Baronin leise eine Meldung machte.

Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft konzentrirte sich sofort darauf und Marie gab der allgemeinen Neugier Worte, indem sie rief: „Der Dichter!"

„Nein," antwortete die Baronin ruhig, „für's Erste nur eine Dichtung und zwar die meinige. Der Abschreiber bringt mir das Hohenstaufen Epos." Dabei erhob sich die schöne Adelais und machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

Das erregte allgemeines Mißtrauen und verschiedene Fragen, welche die Baronin dahin beantwortete: der Kopist habe sie so dringend zu sprechen gewünscht, daß sie dem armen Menschen seine Bitte füglich nicht abschlagen könne, besonders da es sich, wie es ihr scheine, um eine poetische Geburtstagsgratulation handeln dürfte.

Aber die Gesellschaft war dadurch nicht zufrieden gestellt und man drang in Adelais, den Kopisten hier im Salon zu empfangen.

Die alte Gräfin bekam sogar einen Anfall von Humanität und sagte: „Liebe Nichte, man muß freundlich gegen solche Leute sein; das ist ja das schöne Vorrecht unseres Standes. Laß den Menschen hier eintreten, es wird in dieser erwartungsvollen Spannung übrigens den jungen Damen ein kleines Amüsement, ein unschuldiger Zeitvertreib sein."

Da auch die dicke Aphanasia derselben Ansicht war, so gab die Baronin den Befehl, den Abschreiber einzulassen und Laura verschwand eiligst, um dem Harrenden diesen unerhörten Vorzug zu verkünden.

Auf dem Gesichte unseres Freundes sprach sich nun freilich weniger das Glück über diese Gnade, deren man ihn würdigte, als gränzenlose Verlegenheit aus, als er langsam über die Schwelle des Salons trat und sich der gänzlich unbekannten, ihn neugierig anstarrenden Gesellschaft gegenüber sah.

Dieses Gefühl mochte ihn auch bewegen, schwer Athem schöpfend, in der Nähe der Thüre stehen zu bleiben und sich erst dann, unter verschiedenen Verbeugungen, wobei er vorsichtig vermied, an die Stühle, oder gar einen der Gäste anzustoßen, der Baronin zu nähern, als diese rief: „Kommen Sie nur her zu mir, mein Bester! Sie haben mich sprechen wollen?"

Jetzt stand er vor der schönen Frau und flüsterte verlegen eine Anrede, als diese, auf das dicke, in Scharlach-Papier gebundene Buch, das Schulze unter dem Arme trug, weisend, verwundert fragte: „Ist das meine Abschrift?"

Cäsar war durch diese Querfrage augenscheinlich aus dem Konzept seiner wohleinstudirten Rede gekommen, denn er stotterte etwas von „hoher Beschützerin der Kunst," „unterthänigster Widmung" und verwickelte sich dabei so, daß er abbrach und der Baronin den krebsrothen Folianten mit stummer Verbeugung überreichte.

Diese wußte so recht eigentlich nicht, was sie aus der ganzen Geschichte machen sollte, und öffnete mechanisch das Buch.

Kaum aber war ihr Auge auf den Titel gefallen, als sie einen Schrei ausstieß, und es fester faßte, wie wenn sie einen Raub des kostbaren Manuskriptes befürchtete; dann blickte sie triumphirend im Kreise sich um und rief:

„Was ist das Pfand in meiner Hand? Nun? keine Divinationsgabe? Gut denn, so will ich es Euch sagen, es ist das Manuskript der vielbesprochenen „Raubritter!"

(Fortsetzung folgt.)

„Aus meinem Leben."

(Schluß.)

Bezeichnend für seine Beurtheilung von Menschen ist die Beschreibung, welche der junge Reisende von dem Hofleben in Neapel oder vielmehr in dem festen Schlosse von Gaëta entwirft, wo sich die königliche Familie vorzugsweise aufhielt: „Ich benutzte die Zeit", erzählt er, „die mir bis zum Speisen blieb, um dem Kronprinzen (Franz, den jetzigen Exkönig) einen Besuch zu machen. Der arme junge Mensch ist sehr schüchtern, wozu wohl die strenge Art beitragen mag, mit der er erzogen wird; man hält ihn von der Welt ganz fern, und sucht ihn in kindlicher Art zu erhalten. Bei seiner Majorennität, welche schon nächsten Winter statt hat, soll der Prinz einen selbstständigen Hof bekommen, und, wie man sagt, ein Graf Ludolf an seine Seite gesetzt werden. Dieser Letztere ist eines der wenigen präsentablen Wesen des neapolitanischen Hofes. Er war neapolitanischer Gesandter beim heiligen Stuhle, kam im Jahre 1849 nach Gaëta, gefiel dem Königspaare und vegetirt jetzt als eine Art maître de plaisir in der königlichen Sphäre, die sehr einfach sein soll, so daß ein Mann wie Ludolf, dem es glückt, über das Geringste einen Schwall von heiteren Phrasen vorzubringen, Epoche macht." Der Prinz hebt noch hervor, daß der König Ferdinand es liebte, nur mit geistig ganz unbedeutenden Menschen zu verkehren, und daher fast nur solche am Hofe und in des Kronprinzen Nähe hielt. Maximilian glaubt, dieß in dem Umstande zu suchen, daß der König viel arbeitete, und darnach dann in solcher Umgebung Zerstreuung suchte. Man wird aber der Wahrheit näher kommen, als der Prinz, wenn man auf König Ferdinand und seine Umgebung den Satz anwendet: „Gleich und Gleich gesellt sich gern." Die habsburgische Abneigung gegen den Liberalismus tritt deutlich hervor in einer Skizzirung des Kronprinzen von Portugal: „Der Kronprinz hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Hause Oesterreich, so daß er mich auf den ersten Anblick anheimelte. Er hat einen Schatz von Anlagen, der aber leider für den Augenblick nicht genügend ausgebeutet wird; denn trotz des guten Willens der Eltern, scheint auf jenen durchgearbeiteten festen Charakter, dessen ein Prinz in jetziger Zeit, und hauptsächlich im schwanken Portugal so sehr bedarf, doch nicht gehörig hingewirkt zu werden. Er wird in den liberalen Ideen seines Vaters unterrichtet." Diese Erziehung hält Erzherzog Max für eine schwach machende, und darum gefiel ihm der portugiesische Hof nicht sonderlich.

In Miramare, wie später in Mexiko hat Maximilian eine Vorliebe für Gartenbau, wie überhaupt für die künstlerische Verschönerung der ihn umgebenden Natur gezeigt, welche sich wohl begreifen läßt, wenn man seine entzückten und ausgedehnten Beschreibungen schöner Anlagen und Bauten liest. Ueberhaupt kann man seinem Kunsturtheile die gebührende Anerkennung nicht versagen; es zeichnet sich an manchen Stellen durch Selbstständigkeit aus und findet in klar gedachten, warm empfundenen Worten seinen Ausdruck. Begleiten wir ihn nach Florenz in's Allerheiligste der Kunst, in die Tribuna, den Edelstein der Galleria degli Uffizi. „Mit

erhobener Seele, mit gespannten Sinnen treten wir in das Zentrum der Kunstwelt, die ewig frische Blüthenkrone, deren Blumen sich aus Jahrtausenden entfalten, und die der große Geist der Medicäer zum schönsten, duftigsten Kranze geeint hat." So beginnt er eine warm empfundene, schwunghafte Schilderung der Meisterwerke der Kunst, die er hier erblickt und deren Werth er auch verstanden und erfaßt hat. Im Verfolge heißt es: „Auch unsern Durer und den frischen blonden Lukas Cranach hat man nicht vergessen, und so auch unserer alten Reichskunst einen würdigen Platz eingeräumt! erblicke ich die Worte dieser Väter, so ergreift mich immer Ehrfurcht. Vom legitimen Altvater, vom deutschen Malerpatriarchen ward die Tribune eine Epiphanie, ein holdseli Krippenspiel voll Anmuth und großem Sinn zu Theil. Der kernige, gesunde Lukas Cranach liefert die Ureltern im Urzustande; das edelste Paar der edelsten Thierrace." In der Beschreibung eines Stiergefechtes in Sevilla ertappen wir den Romantiker Maximilians in flagranti. „Ich liebe die Feste", sagt er, „in welchen sich die ursprüngliche Natur des Menschen in voller Wahrheit zeigt, mehr als die verweichlichenden sittenlosen Unterhaltungen unserer in Luxus verschlammten Länder. Hier gehen Stiere zu Grunde, dort versinkt Geist und Seele in kraftlos sentimentalem Tand. Ich läugne es nicht, ich liebe die alte Zeit! nicht die der vergangenen Jahrzehnte, wo man in Nimbus des Haarpuders unter lau-flauen Idyllen, zwischen üppigen Wiesenblumen dem gähnenden Abgrunde entgegenkollerte; nein, die Zeit unserer alten Ahnen, wo sich in Turnieren Rittersinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläschchen verlangte und eine Ohnmacht fingirte, wo man nach dem wilden Eber und dem Bären jagte, und zwar im freien Forste, nicht wie jetzt hinter Barrikaden. Diese starke Zeit hat starke Kinder erzeugt. Was ist uns als Erbtheil von der Väter männlichen Lustbarkeiten übrig geblieben? Vielleicht die Jagd? Nein! Wir nennen uns Jäger, schicken aber nur, aus weiter, gesicherter Ferne dem gezähmten Wildschweine eine tödtende Kugel zu. Nur der Krieg ist's, den die Philantropen trotz ihrer dreißigjährigen Bemühungen noch nicht abschaffen konnten, und zwei Festlichkeiten, welche sich in zwei noch nicht versunkenen (!) Völkern erhalten haben. Es ist die Fuchsjagd in England, bei der sich der Mann Wagnissen aussetzt, die seiner würdig sind, und kein Hinderniß scheut, um sein Ziel zu erreichen; und wenn man auch sagt, es sei unnütz, sein Leben für nichtige Dinge in Gefahr zu bringen, so glaube ich, daß diejenigen, welche die unnützen Gefahren scheuen, auch den Muth im Unvermeidlichen nicht finden werden. Das zweite Fest ist das Stiergefecht in Spanien; ein wahres Volksfest aus alter Zeit. Es ist wahr, daß die Leidenschaften, die dem Menschen innewohnende Wildheit erregt werden, doch wird es auch die Kraft; — und wer an diesen Scenen enthusiastischen Antheil nimmt, dem wird auch der Sinn für andere Dinge nicht fehlen, und er wird wenigstens nicht in Apathie untergehen. Im spanischen Volke ist noch feste, stolze Ritterlichkeit, und trotz des Festes, das ihre Väter ihnen überliefert haben, sind die Spanier fromm und mildthätig. Alles hat seine Zeit und seine Stimmungen, und deren Wechsel ist der höchst Reiz des Menschenlebens." Ja, als „Erbtheil von der Väter männlichen Lustbarkeiten" ist nur der „Krieg" geblieben. Ein frevelnder Gedanke, welcher den Habsburgern mehr Unheil als Glück gebracht hat; und nun ist also Maximilian selbst als ein Opfer „männlicher Lustbarkeit" auf dem Sande Queretaro's von fünf Kugeln durchbohrt worden! Aber nicht blos an dem Ausdrucke der physischen Kraft des Menschen freute sich der Prinz, er war auch Denker, wie seine „Aphorismen", die bereits früher als Manuskript gedruckt worden sind, beweisen und deren wir hier passend erwähnen können. Neu sind die Gedanken (wie aus einer in der „Allg. Ztg." mitgetheilten Anzahl derselben sich ergibt) gerade nicht, aber interessant, weil ein junger Prinz es ist, der das von geistreichen Männern Gedachte wieder durchdacht und sich angeeignet hat. Den guten Kern, der in dem Prinzen steckte, lassen schon folgende drei Aphorismen erkennen: „Warum nennt man die Hunde treu? Weil sie kriechen und sich prügeln lassen, und der Mensch gar so gern kriechen sieht und gar so gern prügelt." „Die Wünsche der Frauen und der Völker muß man mit Instinkt voraus ahnen und sie ihnen als überraschende Geschenke entgegentragen, ehe sie sie ausgesprochen haben, dadurch erfreut man beide, zeigt aber die eigene Ueberlegenheit und behält das Heft in Händen." „Viele glauben: Prinzen brauchten nicht ihre Pflicht wie jeder andere zu thun; das kommt daher, weil die meisten sie wirklich nicht thun, und so durch die Jahrhunderte ein Gewohnheitsrecht daraus entstand, das die Dynastien untergraben hat. Jetzt staunt man, wenn so ein prinzliches Amphibium Pflichtregungen hat." Vorahnend düster schreibt der Jüngling 1852: „In Momenten, wo alles den Menschen verläßt, wo nicht Rath und Hilfe ist, kein Ausweg dem gepeinigten Gemüthe bleibt, ist die Seele der größten Thaten fähig; sie tritt aus dem menschlichen Kreise heraus, und durch schaffende und vernichtende Mittel, die im gewöhnlichen Leben für unmöglich gehalten werden, bahnt sie sich einen Weg zum Siege oder zum ewigen Verderben." Und was könnten wir, an des Kaisers Geschick zurückdenkend, hier gleich Besseres als Schluß unserer Lese anfügen, als eine Erinnerung des Prinzen, die er von der Reise in Sizilien aus den Latomien bei Syrakus mit sich nahm und in folgenden Worten niederlegte: „Unter glühendem Fels und wehendem Epheu, fern von der Welt und vergessen fand ich hier das Grab eines 18jährigen amerikanischen Marinekadetten, der durch den weiten — weiten Ozean von seinem Welttheile, seinem Vaterlande, seinen Verwandten, von Allem, was ihm lieb und theuer war,

getrennt, auf unbekanntem Boden, unter fremdem Volke und fremder Religion, jung, lebensfrisch und blühend von einer Kugel getroffen, im Duelle fiel. Sie haben ihn da hinausgeschafft in die Latomien, ihm ein enges, todtenstilles Plätzchen in der Felsenwand eingeräumt; und der weite Ozean rauscht zwischen ihm und den Seinen. Ich kann nicht ausdrücken, wie melancholisch es mich ergriff, als ich dieses Grab sah, und oft denk ich mit Wehmuth an den jungen Amerikaner in den Latomien des heißen Syrakus.

Mannigfaltigkeiten.

Wer etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang bei günstigem Wetter nur ein wenig Acht gibt, wird gegen Osten hin einen sehr hellen Stern bemerken, der ein ruhiges, glänzendes Licht hat, wie unser Mond, und nicht flimmert, wie die Fixsterne. Dieß ist der Jupiter, der größte Planet unseres Sonnensystems, der in einigen Tagen, nämlich am 25. August, der Erde am nächsten ist, und dann sich wieder allmählig entfernt. Er geht den 10. August um 8 Uhr, und jeden folgenden Tag um 4 Minuten früher auf. Seine 4 Monde umkreisen ihn außerordentlich schnell, so daß der erste und nächste an ihm in einer gleichen Entfernung, wie unser Mond von der Erde, nur 42 Stunden braucht, während der Erdenmond dazu 29½ Tage nöthig hat. Diese Monde, die von uns aus gesehen, immer nahe in einer geraden Linie auf beiden Seiten des Jupiter liegen, kann man schon ganz gut mit einem gewöhnlichen Fernrohre sehen, und oft sogar in einer Stunde die Aenderung in deren gegenseitigen Stellung zu einander wahrnehmen. Diese vier Monde sieht man aber nicht immer alle zugleich, weil sie sehr oft durch den Schatten des Jupiter gehen, oder vor dessen Scheibe vorüber ziehen und ihren Schatten auf diese werfen, so daß auf diese Weise während eines Jupiterumlaufes um die Sonne (nicht ganz 12 unserer Jahre) ungefähr 4400 Sonnen- und Mondsfinsternisse stattfinden. Nun trifft es sich, daß Mittwoch den 21. August gegen Mitternacht eine Zeit lang gar keiner von den 4 Monden zu sehen ist, was sich ungefähr alle 25 Jahre wiederholt. Nämlich der 2. Mond tritt um 9 Uhr 56 Minuten*) von der westlichen Seite aus in den Schatten hinter den Jupiter, während auf der Ostseite der 3., 4. und 1. Mond nacheinander um 9 U. 0 M., 10 U. 14 M. und 10 U. 50 M. in die Scheibe eintreten, und dadurch für uns verschwinden; ihre Schatten sind dann bei ihrem Vorübergange auf der Jupitersscheibe von Ost nach West mit Fernröhren von wenigstens hundertmaliger Vergrößerung recht gut als kleine schwarze Punkte zu erkennen. Die Zeiten des Ein- und Austritts dieser Mondschatten sind vom dritten: 8 U. 30 M. und 12 U. 9 M.; vom vierten: 9 U. 3 M. und 1 U. 45 M. Früh, und vom ersten: 10 U. 43 M. und 1 U. 2 M. Früh. Man sieht also vor 9 Uhr ganz nahe am Rande der Scheibe an der östlichen Seite drei und an der westlichen einen Mond, so wie bald nach 9 Uhr von zwei, und von ¾ 11 Uhr bis Mitternacht von drei Monden die Schatten zu gleicher Zeit auf der Scheibe vorüberziehen. Endlich was das Wiedersichtbarwerden dieser Monde betrifft, so geschieht dieß vom 2. Monde am östlichen Rande der Scheibe um 12 U. 59 M., von den übrigen drei aber am westlichen Rande, und zwar vom dritten um 12 U. 35 M., vom ersten um 1 U. 9 M. Früh, und vom vierten um 2 U. 40 M. Früh. Vergleicht man endlich die hier angegebenen Zeiten, und damit den bedeutend großen Durchmesser des Jupiter von mehr als 18,000 Meilen, welchen Weg diese Monde in so kurzer Zeit während ihres Vorübergehens zurückgelegt haben, ebenso daß dieser Planetenkoloß, der 1414 mal so groß als die Erde ist, in weniger als 10 Stunden sich um seine Achse dreht, wozu die Erde 24 Stunden braucht: so muß man staunen über die außerordentliche Schnelligkeit dieser Bewegungen. — Mögen diese wenigen Bemerkungen genügen, und möge günstige Witterung recht Vielen Gelegenheit zu dieser interessanten Beobachtung geben!

*) Alle Angaben gelten nach Münchener mittlerer Zeit, so daß für andere Orte gegen Ost oder West die Längendifferenz nur addirt oder abgezogen werden darf.

Räthsel.

Von außen glatt, doch innen rauh;
Gedrang erfüllt ist mir der Bauch
Mit Spänen, oder grobem Haar,
Und platz ich nicht, ist's wunderbar.
Manch' harter Schlag wird mir gegeben,
Doch ich muß auf- und niederschweben:
Ich armer Tropf, wie ist mir weh:
O läg' ich tief in einem See.

Auflösung des Räthsels in Nr. 185:
Luftschloß.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 192 Dienstag, 13. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Alle drängten sich jetzt um den Tisch und suchten sich des Buches zu bemächtigen — mit Ausnahme des Barons, Hollfelts und des Kommerzienrathes; und da Adelais das Buch neckend auf einer Hand hoch in die Höhe hielt, Florence aber im selben Augenblick den Arm der Cousine zu ergreifen suchte, fiel das dicke Manuskript wie ein Plumpsack der alten Reichsgräfin in den Schooß und mitten in den Lorbeerbusch, so eine Krone vorstellen sollte.

Die gerechte Entrüstung der alten Dame über solch' einen unehrerbietigen Zufall wurde indessen von der Neugierde überwogen, den Inhalt kennen zu lernen und das Buch, das ihr Niemand der Anwesenden zu entreißen wagte, auf's Gerathewohl aufschlagend, las sie mit der Emphase ächter Begeisterung:

„Ich geh' von Dir auf dunklem Todespfade,
Ich hab' gebüßt des Lebens Schuld und Sünde,
Mein Schwert hat Dich gerächt. Durch Gottes Gnade
Ich Dich dereinst dort wiederfinde.
Bewährend meiner Ahnen ächten Adel
Sterb' ich, ein Ritter ohne Furcht und Tadel!

Das ist wahre Poesie," rief die alte Reichsgräfin jetzt begeistert, sich an den entzückten Gesichtern der Tafelrunde weidend, „das ist ein ächter Dichter von Gottes Gnaden, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wie er so schön sagt! Nun, Herr Baron," wandte sie sich spöttisch an den Kavallerie-Lieutenant, dessen Lippen das maliciöse Lächeln wieder stärker umspielten, „wo bleiben Sie mit Ihrer Verdächtigung des Autors? Nein, das ist kein Demagoge, so schreibt nur einer der Unsern!"

Cäsar, der dieser herrlichen Rede athemlos gelauscht, zog jetzt ein großes scharlachfarbenes seidenes Tuch aus der Brusttasche seines altmodischen Fracks und trocknete sich verstohlen eine Thräne der Rührung, indem er sich ehrfurchtsvoll vor der alten Dame, die jetzt gar nichts Abschreckendes mehr für ihn hatte, verneigte.

Diese maß ihn erstaunten Auges, das sie dabei hochmüthig halb zukniff, wie stets, wenn sie mit Bürgerlichen, noch dazu so untergeordneten Genres, in so nahe Berührung kam.

Die Uebrigen aber wurden dadurch auf Schulze aufmerksam, und die hübsche Marie sprach scharfsinnig: „Da der Herr das Trauerspiel abgeschrieben hat, muß er doch Namen und Stand des Dichters wissen!"

Das wirkte, im Moment war der ahnungslose Schulze umringt und Florence rief: „Sprechen Sie, mein Bester, wer ist der Verfasser des Werkes, das Sie abgeschrieben, und wahrscheinlich irrthümlich statt des Hohenstaufen-Epos meiner Cousine überreichten?"

Und da Cäsar verlegen schwieg, fügte Adelais hinzu:

„Man hat es Ihnen verboten, nicht wahr? Aber fürchten Sie nichts, wir schweigen wie das Grab!"

Auch Schulze schwieg noch immer wie das Grab und hätte es schon deßhalb gethan, weil er in seiner Herzensangst nicht wußte, welcher von den schönen und häßlichen Damen, die ihn lachend und fragend umkreisten, er zuerst Antwort geben sollte.

Endlich faßte er Muth, trocknet sich den Schweiß von der Stirne und flüsterte bewegt: „Nun, wer anders sollte denn der Verfasser sein, als ich!"

Eine momentane Stille folgte diesen Worten, dann lautes Gelächter, das die strenge Stimme der Reichsgräfin unterbrach, die feierlich rief: „Keine Ausflüchte, augenblicklich bekennen Sie!"

„Mein Gott, ich läugne ja auch gar nicht!" antwortete Cäsar erröthend, „es ist ja meine Freude, mein Stolz —"

„Lieber Freund," fuhr die Gräfin etwas milder fort, „es ist hübsch, daß Sie Sympathien für das Werk haben, das ist uns aber für jetzt Nebensache, denn der Autor ist uns das Wichtigste."

Schulze, der schüchterne, bescheidene Mann, dem die kolossale Friederike so oft gesagt hatte, daß er ein Einfaltspinsel sei, bis ers beinahe selbst geglaubt — fühlte seine Sinne sich verwirren, der berauschende Duft eines Weihrauchs, der noch durch die aristokratische Atmosphäre verfeinert wurde, machte ihn schwindeln und stotternd sprach er:

„Sie sind Alle zu gütig, zu nachsichtig gegen einen armen Poeten. Ach! das hätte ich mir ja in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt, daß ich hier eine solche Anerkennung —"

Wieder antwortete ein schallendes Gelächter und der Doktor sprach halb zum Kammerherrn gewandt:

„Der Aermste würde in dieser Verlegenheit mit derselben Offenheit wie jener kleine Schulknabe gestehen, daß er die Welt erschaffen habe."

Das war zu viel, selbst für die Lammsnatur eines Julius Cäsar Schulze.

Würdevoll erhob er das Haupt und rief mit einem gewissen Stolz:

„O, mein Herr, kein ächter Dichter verläugnet das Kind seiner Muse."

Es lag etwas so Ueberzeugendes in den wenigen Worten, daß Adelais erblaßte und fast angstvoll fragte: „Aber um des Himmels willen, Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Sie — Sie — der Verfasser dieses Drama's sind?"

Cäsars unschönes Antlitz verklärte sich unter einem glücklichen Lächeln. Sein liebevoller Blick umfaßte die ganze Gesellschaft, als er schüchtern erwiderte:

„Gnädige Frau, der Zweck meines kühnen Eindringens hier, war Höchstihnen die Bitte vorzutragen, sich als edle Beschützerin der Kunst meines Stückes huldreich annehmen, und mir die Protektion der erlauchten romantischen Dichterschule verschaffen zu wollen, betreffend die heute stattfindende erste Vorstellung meiner „Raubritter."

Wenn ein Blitz aus dem heitern Dezemberhimmel draußen auf den Lorbeerkranz niedergefahren wäre, den die alte Reichsgräfin noch immer zwischen ihren bebenden Fingern hielt, ihr Entsetzen hätte kaum größer sein können, denn daß der Mensch dort Wahrheit gesprochen hatte, das fühlte Jeder mehr oder weniger, Alle aber mit ebenso Indignation als Beschämung.

Der dicken Aphanasia war förmlich der Mund vor Schrecken und Erstaunen offen stehen geblieben und der Ausdruck beschaulichen Blödsinns in ihren stillen Zügen war schier versteinert, wie der des Schmerzes in den Marmorzügen antiker Bildwerke.

Nur die jungen Damen sträubten sich noch krampfhaft, an diese abscheuliche Mystifikation zu glauben und während Marie zweifelnd fragte: „Sie — Sie ein Dichter!" rief Florence heftig: „Das ist nicht wahr!" indessen Eulalia der Schwester beipflichtend sprach: „Sie wären dieser Julius Cäsar Schulze — nimmermehr!"

„Mir steht der Verstand still!" sprach nun auch Herr von Trillwitz, den Dichter durch sein goldenes Lorgnon betrachtend; auf welche Bemerkung der schweigsame Kommerzienrath nicht unterlassen konnte, halblaut vor sich hinzubrummen:

„Das merkt der Mann erst jetzt!"

Indessen war dem armen Schulze bei alledem zu Muthe wie einem Gescheiterten, der aus dem Strande, der ihn rettend geborgen, von einer Anzahl wilder Eingebornen empfangen wird, die ihn in fremder Sprache mit unverständlichen Fragen quälen; und er athmete erleichtert auf, als er jetzt den Baron Aarau gewahrte, der aus seinem Versteck hinter der Blumengruppe, von wo er das belustigende Schauspiel beobachtet, hervortrat und sich dem Kreise näherte.

Mit dem freundlichsten Lächeln erfaßte er denn auch des armen Dichters Hand, und ihn so der Gesellschaft präsentirend, sprach er ruhig: „Nun, meine Damen, habe ich Wort gehalten?"

Da Niemand etwas erwiderte, wenn man die funkelnden und durchbohrenden Blicke der Damen nicht als eine unheilverkündende Antwort gelten lassen will, so fuhr der Baron jetzt zu Schulze gewandt fort:

„Mein Bester, diese Herrschaften haben sich mit einem so uneigennützigen Interesse die ganze Zeit über mit Ihrem Stücke beschäftigt, daß Sie keine Fehlbitte riskiren, wenn Sie dieselben ersuchen, heute Abend in corpore der Vorstellung desselben beizuwohnen. — Wie ich vernahm, sind noch sehr wenig Billets zum ersten Range verkauft, deßhalb haben die anwesenden Mitglieder der romantischen Schule beschlossen, ihre Freunde und geistesverwandten Kollegen gleichfalls zum Besuche des Theaters zu bewegen. Während dieser Herr hier, Kammerherr von Trillwitz, Ihnen einen Hervorruf und zwölf — sage zwölf Lorbeerkränze garantirt hat. Acceptiren Sie nur das volle Dutzend von vorn herein, das wird Sie noch nicht zum Duodez-Dichter machen."

Aarau schwieg, während sich Cäsar, ebenfalls stumm vor Rührung, vor der schweigenden Gesellschaft verneigte.

Dann füllte der Baron schnell einen Krystallkelch mit berauschendem Schaumwein, dem ächten Dichtertranke, und denselben dem kleinen Manne reichend, sprach er:

„Und nun, mein lieber Schulze, stärken Sie sich ein wenig auf die mannigfachen Gemüthsemotionen, die Sie hier durchgemacht haben, und dann gehen Sie zu Hause und mit Ihnen sei Cäsar, dessen Namen Sie annektirten, und sein Glück!"

Und Schulze sprach, das Glas erhebend und sich tief vor der Gesellschaft verneigend:

„Auf das Wohl der hohen Gönner und Beschützer der edlen Dichtkunst, und den heißen und ewigen Dank eines armen Dichters für Dero großmüthige und uneigennützige Protektion!"

Damit leerte er den perlenden Inhalt und schickte sich an, bescheidentlich seinen Rückzug anzutreten.

Aber die Reichsgräfin Mathilde von Jenklau-Kerkenhausen kam ihm zuvor. Mit stummer Verneigung verabschiedete sie sich von den Uebrigen, winkte ihren beiden holden Töchtern, und war eben im Begriff, den Salon zu verlassen, als ihr Auge auf den buschigen Lorbeerkranz fiel, den ihre steifen Finger noch immer umklammert hielten. Mit einem Blick des Abscheues und unaussprechlicher Verachtung schleuderte sie den unschuldigen Kranz von sich, und traf damit den

ebenso unschuldigen, auf seinem gestickten Kissen schlummernden Race-Mops der schönen Adelais, welcher, nämlich der Mops, sich mit wildem Gebell von der Last zu befreien suchte, die Mancher so gerne getragen hätte, wäre sie auch zehnmal schwerer gewesen — der Geschmack ist verschieden!

Und auch die anderen Mitglieder der romantischen Dichterschule hatten sich ziemlich steif und wortkarg von der stillen Adelais und dem harmlos lächelnden Baron Aaron verabschiedet, der ihnen noch ein freundliches „Auf Wiedersehen heut Abend im Theater!" zurief.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Die Reaktion schritt immer weiter vor. Es wurde in Bayern ein der Moralität des Volkes verpestendes Spionir- und Denunziations-System eingeführt.

Professor Dr. Sebald Brendel, der außer mehreren Schriften über konstitutionelles Staatsrecht und Preßfreiheit ein Handbuch des „Kirchenrechts" geschrieben, das zu den besten in diesem Fache zählt und Aufsehen in Deutschland machte, wurde plötzlich seiner Lehrstelle an der Würzburger Hochschule enthoben, weil er als ein Liberaler denunzirt war. In dem betreffenden Reskripte behielt sich die Staatsregierung seine anderweitige Verwendung vor. Später wurde er zum Appellationsgerichtsrathe ernannt, welche Funktion er aber niemals antrat und daher in unfreiwillige Quieszenz treten mußte. Die Würzburger Bürger und Studenten brachten an dem Abend desselben Tages ihrem verehrten Mitbürger und Professor eine rauschende Nachtmusik mit einem imposanten Fackelzug.

Den Accessisten Flemisch und Feder wurde der Regierungs-Acceß genommen, weil sie denunzirt waren, freisinnig gesprochen oder gar geschrieben zu haben. Ein gleiches Loos hatten die Steuer-Kataster-Kommissäre Taffner und Owerner. Offiziere wurden versetzt und auf Invaliden-Stationen verbannt, weil sie denunzirt, oft fälschlich denunzirt waren, wie dieß die Geschichte mit einem Oberstlieutenant lehrte.

Die „Zeit" erzählte, daß man den Gastwirthen in Augsburg (auch in Regensburg soll der Versuch gemacht worden sein) einen Revers zur Unterschrift vorgelegt habe, durch welchen sie sich anheischig machen sollten, die Gespräche ihr Gäste zu belauschen, sich mit den Geheimnissen der Fremden möglichst bekannt zu machen, und der Polizei die treffenden Denunziationen zu machen. Eine Anzahl von Wirthen wies dieses Ansinnen zurück.

Ein Staatsdiener schrieb von München, daß er sich durch ein beinahe zweistündiges Gespräch mit einer hohen Person überzeugt habe, wie dieselbe alle — selbst die Privat- und Familienverhältnisse vieler Bewohner Würzburgs ganz genau kenne.

Auf einen Artikel der „Speyerer Zeitung", der auf dieses Spionir- und Denunziationssystem aufmerksam machte, nahm der Generalkommissär des Rheinkreises Veranlassung, nicht nur dem Bestehen eines Spionir- und Denunziationswesens bestimmt und offiziell zu widersprechen, sondern auch einen Auszug aus einem vom Staatsministerium des Innern an sämmtliche Generalkommissäre unterm 20. April 1832 erlassenen Schreibens mitzutheilen, welches weder eine geheime Denunziantenpolizei eingeführt, noch das Institut polizeilicher Inquisition geduldet wissen will.

(Fortsetzung folgt.)

Das Weltgericht.

Oratorium von August Apel, in Musik gesetzt von Dr. Friedrich Schneider.

Würzburg, Anfangs August.

Am 24. Juli hat man den Manen des berühmten Hofkapellmeisters Dr. Friedrich Schneider in Dessau, der am 4. August 1845 eine großartige Hymne an Jehova, Doppelchor mit Soli, auf dem ersten deutschen Gesangfeste zu Würzburg unter seiner eigenen Leitung mit ungeheurem Erfolge zur erstmaligen Aufführung brachte und den Theilnehmern dieses Festes noch in guter Erinnerung steht, und im klassischen Geiste eines Haydn komponirte, ein würdiges Opfer dargebracht. Es wurde nämlich als Schlußproduktion für das Schuljahr 1866/67 vom hiesigen Musikinstitute das große Oratorium: „Das Weltgericht" in drei Abtheilungen von dem berühmten Meister zur Aufführung gebracht. Wenn es an und für sich schon ein wahres Verdienst ist, die großen Werke unsterblicher Meister von Zeit zu Zeit ins Leben zu rufen, damit der Geschmack durch so manchen anderen Klingklang der Spektakel- und Zukunftsmusik unserer Tage nicht ganz ausarte, der Schwache zur Erkenntniß gelange, das aufkeimende Talent ein Musterbild für sein Streben erhalte, und die Erinnerung an einen ausgezeichneten Mann sich wieder erfrische, — wenn schon dieses ein großes Verdienst ist, so ist es wohl ein noch um so größeres, daß die Aufführung dieses anerkannten Meisterstückes hier möglich gemacht wurde. Hier konnte die Aufführung nur durch dieses Institut bewirkt werden, welches unter der einsichtsvollen und energischen Leitung des Herrn Direktors Bratsch die Liebe zur Musik entwickelte, nährte und belebte. — Das zahlreiche Auditorium, das sich im Musiksaale ein-

fand, liefert wohl den erfreulichsten Beweis von der Bildung und der Empfänglichkeit der Bewohner Würzburgs für das Schöne, so wie der sich gleich bleibende ja gegen das Ende hin noch gesteigerte Antheil die Ueberzeugung gewährte, daß der Sinn für das wahrhaft Große und Gediegene durch die Künstlichkeit der neueren Musik noch nicht erloschen sei, und daß das Publikum hoch genug stehe, um einen unsterblichen Meister zu erkennen und nach Verdienst zu würdigen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zur Sache selbst, oder vielmehr zur kurzen Schilderung der Darstellung über. Der Werth des Textes von dem noch lebenden erblindeten Dichter August Apel in Leipzig, so wie der klassische Gehalt der musikalischen Bearbeitung desselben bedarf keiner näheren Entwicklung mehr; im Rathe der wahren Kunstkenner hat längst die allgemeine Stimme entschieden, daß der Dichter die von ihm erfaßte hohe Idee mit einer Kraft und einem Reichthum entfaltet habe, wie sie nur der vollen Quelle der Begeisterung entströmen konnten, daß aber insbesondere der Tonsetzer diesem reichen Gemälde durch die Schöpferkraft seines Genies eine wahrhaft wunderbare Tiefe als einer der ausgezeichnetsten Kontrapunktisten verliehen habe. Ein herrliches Gebilde, gleich vortrefflich im Ganzen, wie im Einzelnen! Wie innig sind alle Theile desselben verbunden, so daß jeder Theil die Wirkung des Vorhergehenden hebt und zugleich das Folgende wieder vorbereitet. Wir erinnern besonders an die gewaltigen, in verschiedenen Situationen auftretenden Chöre der Menschen, der seligen Geister, der Erstandenen, der Eroberer, so wie das Quartett der vier Erzengel, gleichsam der göttlichen Gerichtsboten, dann insbesondere die im strengen Style der Alten gearbeiteten, zwar in der neuen Weise, aber doch nicht überladen begleiteten charakteristischen Fugen. Das Werk schließt mit einem Chor, der das Ganze mit einer Einheit umschließt, die, nachdem sie sich überall in reichster Fülle ergossen hatte, der Beweis jenes klaren, künstlerischen Blickes ist, der hell und tiefsehend mit Einfachheit das Ganze ordnet, jedem Theile dann das, ihm an seinem Platze zukommende, möglichste Interesse verleiht, und so seiner Wirkung gewiß ist. „Das Weltgericht" wurde 1820 zuerst in Leipzig aufgeführt. Dr. Schneider, zum Unterschiede von anderen Komponisten dieses Namens „Oratorien-Schneider" genannt, hat die deutsche Musik mit seinen Oratorien (z. B. noch die Sündfluth, das verlorene Paradies, Christus der Mittler, Christus das Kind, Absalon) sehr bereichert. „Das Weltgericht", unstreitig sein bestes Oratorium, vollendete er in der kurzen Zeit von 47 Tagen.

Man verzeihe uns diesen unfreiwilligen Erguß unserer Empfindungen über ein Kunstwerk, auf welches — wenn auf irgend eines — jenes Horazische: „Exegi monumentum aere perennius" (ein Denkmal dauernder als in Erz habe ich mir gesetzt) mit vollem Rechte angewendet werden kann.

Was nun die Aufführung selbst betrifft, so hat die bedeutende Anzahl anwesender Kunstverständiger — mit Ausnahme eines unberufenen Kritikers im „Würzburger Abendblatte," — sich in dem Urtheile vereinigt, daß sie sehr gelungen genannt zu werden verdient. Der Chor, welcher aus circa 90 wohl eingeübten Personen bestand, wurde durch ein verhältnißmäßig starkes Orchester kräftig unterstützt. Als Solisten traten auf Fräulein Gretchen Schmitt als Sopranistin, Fräulein Käthchen Röder als Altistin, Herr Rechtskandidat Großmann und Herr Rechtspraktikant Emil Schmitt als Tenoristen und Herr Rechtskandidat Rhein als Bassist. Wenn wir aber die schönen, mit Kraft und Gefühl vorgetragenen Solopartien hier nicht vorzugsweise rühmen und überhaupt uns nicht erlauben, das, was Einzelne würdig geleistet haben, näher zu detailliren, so geschieht es wahrlich nur aus Achtung für das von uns bemerkte allgemeine Streben Aller ohne Ausnahme, jede Parthie so gut geben, als es nur immer die Kraft gestattete. Diese fühlbare Liebe der Aufführenden, welche sich durch die Innigkeit der Empfindungen bei dem Vortrage jeder einzelnen Stelle aussprach, hat auch der Aufführung die größte Wirkung verliehen. Unverkennbar ging auch aus der so harmonischen Darstellung hervor, daß jeder Theilnehmende mit dem Geiste des Ganzen und der einzelnen Parthieen vollkommen vertraut gemacht, daß ihm Alles genügend erklärt und zergliedert war, und daß Jeder von der herrlichen religiösen Dichtung, wie von der Gewalt der mächtigen Töne sich ergriffen fühlte. Dieses richtige Auffassen des Geistes und dieses Gewinnen für die Produktion war indessen keine leichte Aufgabe: ihre Lösung erscheint als das Verdienst des Dirigenten, des Hrn. Direktors Bratsch.

Diese Andeutungen mögen genügen, zu zeigen, welch ein Vertrautsein mit dem Wesen der Kunst, welch ein tiefes Studium des Tonstückes selbst, und welch unermüdetes Ausharren bei dessen Einübung erfordert wurde, — kurz, welcher großen Vorbereitung es bedurfte, um die Aufführung, nicht mit vollendeten Künstlern, sondern mit Zöglingen und Schülern möglich zu machen, und einen glücklichen Erfolg zu sichern. Doch dem verdienstvollen Vorstande unseres Musikinstitutes ist dieses schwere Unternehmen auf eine Weise gelungen, die gewiß jede billige Forderung befriedigt hat und zu noch schöneren Erwartungen berechtigt. Darum öffentliche Anerkennung seinem Verdienste! R.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 193 — Mittwoch, 14. August — 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Fortsetzung.)

Auf der Straße aber angelangt, nahm die schöne Marie ihren Bräutigam gehörig ins Gebet und ihr schmollender Mund verzog sich erst zum Lächeln, als er sie auf das konsternirte Gesicht der dicken Aphanasia aufmerksam machte, die wie traumbefangen vor ihnen herschritt, und ihr dabei die Versicherung gab, von dem wirklichen Sachverhalt nichts gewußt, und nur einen Spaß des lustigen Aarau vermuthet zu haben.

Indessen gingen Herr von Trillwitz und Doktor Neideck stumm neben einander her, Beide an den empfangenen Kränkungen laborirend.

Und während Ersterer sich vornahm, den Damen in Zukunft zu zeigen, daß ein von Trillwitz sich nicht ungestraft über den ersten besten obskuren Romantiker vergessen und zurücksetzen lasse, — brütete Letzterer über einen fulminanten kritischen Artikel, der der Theater-Direktion den Standpunkt klar machen, und dem Publikum das Lächerliche der Darstellung einer veralteten Ritterkomödie zeigen sollte.

An der Ecke trennten sich die Herren.

„Werden Sie heut' wirklich das Theater besuchen, Herr von Trillwitz?"

„Ich muß wohl," entgegnete dieser achselzuckend.

„Und die Damen?"

„Werden gewiß auch erscheinen."

„Eigentlich gönne ich's denen!"

„Ich auch! flüsterte leise der dünne Kammerherr und empfahl sich schnell, da er den dicken Kommerzienrath sich nähern sah, dessen lächelndes, behäbiges Gesicht ihm in seiner jetzigen Stimmung doppelt unausstehlich war.

In dem eleganten Empfangssalon der Baronin Aarau aber schien währenddem eine kleine häusliche Scene stattgefunden zu haben, denn die schöne Adelais saß mit finsterer Stirn und zusammengekniffenen Lippen auf der Causeuse und gab den Lieblingsmops, der sich ihr in aller Unschuld jetzt mit dem halb zerrissenen Lorbeerkranz im Maule näherte, einen Stoß mit der Spitze ihres gestickten Sammetpantoffels.

Der Gatte aber war augenscheinlich von der jedenfalls erhaltenen Gardinenpredigt nicht sehr alterirt, denn er sah lächelnd zu und ließ sogar sein Auge eine kleine Weile auf der Spitze des zierlichen rothen Pantoffels ruhen, als wollte er sagen: „ich fürchte Dich nicht!"

Dann zündete er sich eine feine Havannah an, küßte der schönen Frau galant die ihm nur zögernd gereichten Fingerspitzen und sprach:

„Erinnere Dich nur, daß Du mir Dein Versprechen uneingeschränkt gegeben hast."

Damit entfernte sich der Baron, um noch einen kleinen Gang zum Hofjuwelier zu machen und der schönen Schmollenden das längst gewünschte Brillanten-Collier als linderndes Pflaster auf die ihr heut' geschlagenen Wunden zu legen.

Die Bitte aber, welche der Baron sich vorbehalten hatte, auszusprechen, und die er jetzt eben gethan, hieß: Austritt aus der romantischen Dichterschule. —

V.

Was sich noch weiter begab.

Wir wollen unsere wahre Geschichte nicht schließen, ohne dem geneigten Leser noch Einiges von dem, was sich noch weiter begab, mitzutheilen.

Erstens fand die Vorstellung der „Raubritter" vor gut besetztem Hause statt, und ging, wenn auch ohne übermäßigen Beifall, so doch auch ohne Zeichen des Mißwollens über die Bretter, welche die Welt bedeuten.

Das gutgelaunte Publikum brachte es sogar zu einem Hervorruf für Fräulein Clara Schwarz und einen ditto für Herrn Alexander, den Darsteller des edlen Hugo von Sterneck.

Wir wollen es nicht versuchen, die Empfindungen Julius Cäsar Schulze's an diesem ereignißvollen Abende zu schildern.

Es ist schon viel geschrieben worden über die Leiden und Freuden eines Autors bei der Aufführung seines Erstlingswerkes, ohne den Stoff zu erschöpfen, beschreiben läßt sich das eben nicht, nur fühlen.

Die Theater-Direktion hatte die erste Aufführung, wie man das bei voraussichtlich zweifelhaftem Erfolge zu thun pflegt, auf einen Sonnabend angesetzt, damit das Stück schnell noch einmal am Montag wiederhol

werden kann, ehe die in Zeitungen erscheinenden Rezensionen das vielleicht unmöglich machen.

So traten denn auch Montags die „Raubritter" noch einmal vor die Lampen, und es erregte allgemeines Aufsehen, daß, während Parquett und zweiter Rang ganz leer waren, der erste Rang einem üppig prangenden Kranze glich, und zwar wegen der schöngeschmückten Damenflora, die denselben einnahm.

Als aber am Dienstage die Kritik des Doktor Reibeck in der gelesensten Zeitung der Stadt die Schauder-Komödie so lächerlich als möglich machte, und sogar einige nicht mißzuverstehende Seitenhiebe das Publikum trafen, welches durch seine starke Betheiligung die Wiederholung eines so sinnlosen Blödsinns zu verantworten habe — beschlossen in einer außerordentlichen Versammlung die Vorsitzerinnen der romantischen Dichterschule dem Doktor — der höchsten Instanz — einen Ausdruck der Mißbilligung zukommen zu lassen; worauf er, in einem ebenso respektwidrigen als malitiösen Schreiben, seinen Austritt aus dem Dichterkränzchen anzeigte, und von da an ein sehr erbitterter Gegner desselben wurde.

Aber auch die schöne Adelais hielt Wort und schied aus, ohne das Hohenstauffen-Epos vorgetragen zu haben.

Und nachdem auch die schöne Marie, mit Baron Hollfelt auf der Hochzeitsreise begriffen, so wie der dünne Kammerherr von Trillwitz, nicht ferner Theil an den Sitzungen nahmen, schrumpfte die romantische Dichterschule mehr und mehr zu einer Vereinbarung alter Jungfern und romantisch gesinnter Wittwen zusammen und Gräfin Mathilde von Jenklau Kerkenhausen hatte wenigstens den Trost — wenn es einer war — daß Niemand ihr und den Comtessen-Töchtern, die erste Repräsentation dieser beiden verschiedenen Elemente streitig machte.

Wir wollen aber nicht mit einem so trüben Bilde von dem geneigten Leser scheiden, und verfügen uns zu dem Zweck in das niedere Stübchen Cäsar Schulze's.

(Schluß folgt.)

Die Brennerbahn.

Die Terrainschwierigkeiten, welche bei dem Bau der jüngst fertig gewordenen Brennerbahn zu überwinden waren, sind von dieser Größe und diesem Umfang noch bei keiner anderen Gebirgsbahn vorgekommen; auf der ganzen Linie, vorzugsweise aber auf der Strecke Innsbruck-Matrei, sind mannigfaltige und großartige Kunstbauten zu treffen, und die Bahn bewährt fast in ihrer ganzen Ausdehnung eine wildromantische Umgebung und auf den freieren Punkten eine großartige Rundschau. Fahren wir von Innsbruck ab, so kommen wir nach wenigen Minuten an den Berg-Isel-Tunnel, das Eingangsthor zur Brennerbahn, an welchem sich das Bild einer Gebirgsbahn, wie nirgends in einem anderen Lande, anschaulich und greifbar ausprägt. Von den Höhen des Isels schaut Andreas Hofer, die Fahne der Freiheit schwingend; an dem Felsenthor des Isels steht der Genius von 1867 und sendet den Gruß der Versöhnung und den Mahnruf zum treuen Schaffen in Handel und Wandel den Völkern dießseits und jenseits des Brenners. Kommen wir zum Isel-Tunnel hinaus, der 2100′ lang ist, so fahren wir über einen hohen Damm und sehen links von uns die Sill, wie sie tobt und schäumt, daß sie aus ihrem alten Bett vertrieben worden ist und nun sich durch eine enge Schlucht durchwinden muß. Wir haben nicht Zeit, uns auch nur ein wenig umzuschauen, so gelangen wir schon in einen zweiten Tunnel, und kaum haben wir diesen verlassen, so kommen wir auf eine Brücke über die Sill, die 75′ hoch, 80′ weit und 20′ unter dem Wasserspiegel fundamentirt ist. Nicht weit davon sehen wir ein hölzernes Gerüst von 175′ Höhe, auf welchem die Bausteine mittelst Rollwagen von einem Ufer der Sill zum andern geschafft wurden. Die Steine, die auf dem Bahnkörper sich vorfanden, bestehen nämlich meistens aus Kalkschiefer und konnten zu Tunnelbauten nicht verwendet werden. Zu diesen mußten sie oft aus weiter Ferne (3 bis 4 Stunden weit) herbeigeschafft werden. Doch wir haben nicht Zeit, uns auf Reflexionen einzulassen. Rasch führt uns die Eisenbahn durch mehrere kleine Tunnel an der steilen Bergwand hin, und wir gelangen in den Schärfes-Tunnel. Dieser hat zwar nur eine Länge von 370′, ist aber eines der schwierigsten und gefährlichsten Bauwerke auf der ganzen Bahn. Hier zeigte sich die größte Abrutschungsgefahr, da Gneiß und Schiefer lose durcheinander liegen, und um dem Tunnel an dem steilen Abhang eine solide und sichere Grundlage zu geben, wurden Stützmauern von 25 bis 30′ Dicke aufgeführt. An den Tunnel schließt sich ein Bahneinschnitt mit einer senkrechten Höhe von 320 Fuß und einem Steigungswinkel von 45 Grad, und die am Fuße desselben befindliche Stauwehr mit einer Stauungshöhe von 20 Fuß flößt durch die Herstellung massiver Mauern mitten im tosenden Fluß Staunen ein. Einschnitte von einigen hundert Fuß in Stützmauern von 60 bis 80 Fuß Höhe, so wie Widerlager von 15 bis 20 Fuß Stärke sind überhaupt auf dieser Bahn nichts Seltenes. Haben wir noch einige kleine Tunnel passirt, so kommen wir in den Mühlthal-Tunnel, gemeinhin der große Tunnel genannt, der eine Länge von 2800 Fuß hat, und bei dem dieselben Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren, wie bei dem Schärfes-Tunnel. Noch zwei Tunnel haben wir zu durchfahren, und wir sind auf der zweiten Station der Brennerbahn Matrei, angelangt. Hier gewinnt man bereits eine freiere Aussicht auf die Gebirge, namentlich auf die Stubayer und Duchser Berge. Von Matrei führt

die Bahn mit geringer Steigung nach Steinach; noch zwei Stationen und wir sind auf dem Brenner. Aber welche Stationen! Wir fahren über gewaltige Erddämme und Böschungen der Sill entlang, und sehen an den jenseitigen steilen Bergabhängen die Telegraphenstangen, die uns anzeigen, daß dort hinauf die Bahn auf den Brenner führen müsse. In einer gedehnten Serpentine gelangen wir durch einen Tunnel in das Schmirnthal, und bald ist auch die Station Gries erreicht, vor der uns so sehr graute. Hier oben sehen wir in schauerlicher Tiefe unter uns wieder die Sill und die Brennerstraße, wie sie sich durch die Schluchten hinwinden, um endlich auf den Brennerpaß zu gelangen. Doch nicht lange haben wir Zeit zum Bewundern. Auf einmal wird es Nacht um uns, wir fahren in einen Tunnel ein. Zum Glück ist die Fahrt durch denselben kurz, und schon freuen wir uns auf das großartige Panorama, das sich unseren Augen darbieten wird. Da öffnet sich ein zweites schwarzes Thor, durch welches wir einfahren müssen, in kurzer Entfernung ein drittes, und — wir sind auf dem Brennerpaß angelangt. Neben uns liegt der fischreiche Brennersee mit seinem grünlichen Wasser. Auf uns herab schauen die Bergesriesen, deren Häupter bis in den Sommer hinein (namentlich nach einem Gewitter) mit Schnee bedeckt sind. Beinahe eine ganze Meile zieht sich nun die Bahn auf der Ebene hin, und wir sehen auf der linken Seite den Ursprung der Sill, auf der rechten den der Eisack, in deren Thal wir einmünden. Prächtige Wasserfälle erhöhen noch den Reiz der Gebirgslandschaft. Nun aber verlassen wir rascher den Brenner, als wir auf denselben gekommen sind, und in einer kleinen Stunde sind wir in Sterzing. Von Sterzing bis zur Franzensfeste ist das Eisackthal wildromantisch und die Berge sind äußerst steil. In der Gegend zeigt man einen Berg, wo seit 1809 eine Mine verborgen liegen soll. Die Franzensfeste schließt das Thal förmlich ab, und es möchte einer Armee auch heut zu Tag noch schwer werden, unter den Kanonen derselben ins Thal einzudringen. Unterhalb der Franzensfeste weht, wie wir zu sagen pflegen, ein ganz anderer Wind. Die Luft ist milder, die Vegetation weiter vorgerückt, und schon sehen wir an den südlichen Abhängen die ersten Weinreben, Obstbäume, deren Zweige reichlich mit Früchten behangen sind, zahme Kastanienbäume zeigen sich unseren Blicken, und ehe wir uns versehen, sind wir in Brixen angelangt. Hier wird der Weinbau schon stark betrieben. Von Brixen bis Bozen beträgt die Entfernung 5 Meilen; wir gelangen aber leicht in 1½ Stunden dorthin, da die Bahn, die sich immer an der Eisack hinzieht, keine besondere Schwierigkeiten zu überwinden hat. Rechts steht man auf schroffen Felsen ein Nonnenkloster und links das Schloß Wolkenstein, auf dem sich einst Walter von der Vogelweide aufgehalten haben soll. In geognostischer Hinsicht wäre noch zu bemerken, daß hier der Porphyr massenhaft zu Tage tritt, wie weiter oben an der Bahn der Granit und Gneis. Rasch nach einander durchfahren wir nun auf der Station Blumau-Bozen noch 5 Tunnel, und kaum haben wir den letzten verlassen, sehen wir vor uns die Thürme von Bozen, der letzten deutschen Stadt Südtyrols; denn schon einige Stunden weiter unten, und namentlich in Trient, wird beinahe durchaus italienisch gesprochen.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Dieser amtlichen Erklärung gegenüber äußerte sich Eisenmann in seinem „Volksblatte“ in folgender Weise:

Durch solche Eröffnungen überzeugt sich nun jeder Bayer, daß, wie wir längst vertrauten, dem Staatsministerium ein so verruchtes System fremd sei. Allein damit ist noch nicht erwiesen, daß dieses Spionir- und Denunziationssystem nicht demungeachtet bestehe, denn die oben angeführten Thatsachen sprechen zu laut für sein Dasein. Da aber das Staatsministerium sich nicht dazu verstehen dürfte, sich rücksichtslos über die Sache auszusprechen, so wollen wir der öffentlichen Meinung das Wort leihen und das offen aussprechen, was längst in Bayern kein Geheimniß mehr ist. Mag uns Franken auch die Schamröthe in's Gesicht treten, wenn wir uns überzeugen müssen, daß ein Franke es ist, der dieses Spionir- und Denunziationssystem bei unserem biederen offenen Volke eingeführt hat, es ist traurige, bittere Wahrheit — Staatsrath von Grandauer ist der Zentralpunkt dieses unwürdigen Treibens. Damit man uns aber nicht den beliebten Vorwurf von vagen und ungegründeten Anklagen mache, so fügen wir Folgendes bei: Bereits im Sommer vorigen Jahres (1831) und noch früher hat Herr von Grandauer seine Vorkehrungen getroffen, so hat er unter Andern den Hofrath Harl in Erlangen aufgefordert, ihm über die Vorgänge auf der Universität Erlangen die treffenden Mittheilungen zu machen; in Bamberg bezeichnet die öffentliche Meinung den Professor Hesselbach an der chirurgischen Schule und den Gymnasialprofessor Mühlich als seine Agenten. In Würzburg selbst aber hat er ein wohlbekanntes Filial, wo sich die gehässigsten Klatschereien, Angebereien und Verläumdungen sammeln, und dann als Kloake nach München fließen. Gott und die Welt richte über mich, wenn ich die Unwahrheit sage, im Falle einer gerichtlichen Untersuchung aber, die uns nur willkommen sein kann, wird ein oder der andere aufgetragene Eid die etwaigen Zweifel lösen.“

„Wenn aber durch diese Angaben das kgl. Staatsministerium als solches von dem Verdachte, eine ge-

heime Polizei eingeführt zu haben, freigesprochen wird, so wird es dagegen nicht von aller Mitschuld freigesprochen, denn die einzelnen Minister haben die Resultate des geheimen Denunziationssystems unterzeichnet, sie haben die Denunzirten ohne alle Untersuchung, ohne ihnen eine Vertheidigung und Rechtfertigung zu gestatten, versetzt, entlassen und dergleichen. Würden sie ihrem hohen Standpunkt und ihre Pflicht als konstitutionelle Minister streng im Auge haben, dann würden diese Angebereien und Verläumdungen erfolglos bleiben und unsere Nation würde nicht an diesem moralischen Krebsschaden leiden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Im Schornstein verbrannt.] Aus Stettin, 7. August, berichtet man: Gestern ereignete sich hier ein recht trauriger Fall. Mit Reinigung eines zur Holz'schen Bäckerei, in der Langenbrückstraße, gehörigen Schornsteins war ein Lehrling des Schornsteinfegers Knaack beschäftigt. Derselbe steckte im unteren Theile des fast 60 Fuß hohen Schornsteins, als der herabfallende Ruß durch eine vor dem Backofen befindliche Gasflamme entzündet wurde. Es erfolgte eine Explosionen, wodurch der Schornstein in Brand gerieth. Natürlich fingen sofort die Kleider des unglücklichen Lehrlings an zu brennen. Trotzdem hatte derselbe noch die Geistesgegenwart, mit Anstrengung aller seiner Kräfte im Schornstein hinaufzuklettern und aus dem auf dem Dach eines Nebengebäudes mündenden Ausgangsloche herauszusteigen. So gelangte er auf ein flaches Dach, wo er, am ganzen Leibe brennend, vor Erschöpfung zusammenbrach. Von einem Fenster der Bornemann'schen Druckerei wurde man des Unglücklichen ansichtig. Der beherzte Maschinenmeister der Offizin schleppte, die eigene Gefahr nicht achtend, den Hülflosen über das Dach ins Innere des Gebäudes, und hier riß man ihm die brennenden Kleider vom Leibe und suchte mit Wasser die Flammen zu löschen. Der Verunglückte wurde in einem Korbe nach dem Krankenhause geschafft. Wie die Aerzte meinen, dürfte an seinem Wiederaufkommen zu zweifeln sein.

[Antwort des türkischen Kaisers.] Als neulich der Sultan, von seiner Pariser Reise zurückkehrend, in Schönbrunn am Hofe verweilte, wurde er ersucht: doch dahin zu wirken, daß die Türken die Christen nicht mehr Hunde nennen sollten. „Will ich abschaffen!" sprach der türkische Kaiser, „aber erst dann wenn die Christen ihre Hunde nicht mehr Sultan nennen."

Ueber die Fortschritte des Deutschthums in Amerika schreibt das New-Yorker Journal: Von einem glaubwürdigen Manne, der soeben von Nebraska und dem Westen zurückgekehrt ist, erfahren wir, daß Nebraska fast ein ganz deutscher Staat ist. Ganze Counties sind mit wenigen Ausnahmen ganz deutsch; die Stadt Ohama ist überwiegend deutsch, so sehr, daß ein deutsches Wholesale-Groceryhaus daselbst nur deutsch spricht, und Amerikaner, welche dort Geschäfte abmachen wollen, Dolmetscher mitnehmen müssen. Das klingt fabelhaft; aber es wird uns versichert, daß es so ist. Diese leibliche Germanisirung des Herzens von Amerika ist ein bedeutungsvoller Fingerzeig; es zeigt, daß Amerika, wenigstens der Westen, geistig, sozial, politisch und auch sonst germanisirt werden wird; die Deutschen sind die fruchtbarste Nation der Welt, bei ihnen ist es buchstäblich wahr, daß sie sich vermehren wie der Sand am Meere, und da Amerika den Hauptabfluß bildet für den deutschen Ueberfluß, so ist sicher anzunehmen, daß der Germanismus in Amerika große Fortschritte machen wird.

Nachrichten aus Batavia bringen Näheres über das Erdbeben, welches am Morgen des 10. Juni in einem großen Theile von Java gefühlt wurde. Das Erdbeben hing mit einem Ausbruche des Vulkans Merapi zusammen, in dessen Nähe der Stoß sich am heftigsten bemerkbar machte. In der Umgegend von Djocja waren mehr als 500 Menschen umgekommen, darunter 12 Europäer. Der Schaden an Zucker- und Indigofabriken in diesem Distrikte wird auf eine halbe Million Gulden geschätzt. Es wird von Erdverschiebungen, Erdfällen und Erhebungen berichtet, Quellen sind plötzlich versiegt und andere entstanden. Es haben sich Risse im Boden gebildet, aus einigen derselben quillt vulkanischer Schlamm. Auch auf den Schiffen an der Küste hat man den Stoß gefühlt.

Charade.

Den Ton auf 1 — so siehst du groß und weit
Ein Feld des Schau'ns, des Forschens dir gegeben.
Gar reich zum Theil an Glanz und Herrlichkeit;
Nur Eines suche nicht darin — das Leben.
Den Ton auf 2 — paßt so das Wort auf dich,
Nichts, was da käuflich, wünscht du dann vergebens.
Dir fügt und schmiegt und biegt und beugt man sich;
Nur Eins such' nicht darin — das Glück des Lebens.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 194 Donnerstag, 15. August 1867.

Eine romantische Dichterschule.

Humoristische Skizze von Ernst v. Waldow.

(Schluß.)

Es ist Weihnachtsabend und der erste Jubel und Trubel, der dießmal sehr reichlichen Einbescheerung, hat sich schon gelegt; denn die Lichter am Baume sind herabgebrannt, und die hübsche Seraphine probirt vor dem kleinen Spiegel eben den Rosa-Atlashut, während Friedrich Wolfgang, der hoffnungsvolle Stammhalter, das schwarze Tuch zum Konfirmationsanzuge kaum beachtet, sondern in unersättlicher Gefräßigkeit, nachdem er das erhaltene große Pfefferkuchenherz bereits stillschweigend vertilgt hat, heimlich einen Bonbon nach dem andern von dem immergrünen Tannenbaum abzupft.

Auf dem Kanapee mit dem gestickten Sitze aber ruhte Vater Schulze „still und bewegt" wie Göthe sagt und seine Gedanken weilten in der letzten Vergangenheit.

Sie war doch herrlich und herzerhebend gewesen, und hätte er jetzt sterben müssen, er wäre als ein zufriedener und glücklicher Mann aus der Welt gegangen.

Freilich waren die boshafte Rezension Doktor Neibeck's, so wie das Faktum: daß die Theaterdirektion die „Raubritter" vorläufig ad acta gelegt, als Wermuthstropfen in den Freudenkelch gefallen, der an seinen Lippen geschäumt hatte, wie damals des Barons Cliquot — es gab ja aber kein Licht ohne Schatten — und das Licht war die Anerkennung der aristokratisch-romantischen Dichterschule gewesen; und zu seinen süßesten Erinnerungen gehörte es, sich den Moment zu vergegenwärtigen, in welchem die stolze Reichsgräfin Hugo von Sternecks gereimten Abschied so herrlich und begeistert vorgetragen, und ihn — Schulze — alsdann einen Dichter von Gottes Gnaden, einen Ritter ohne Furcht und Tadel genannt hatte.

Schulze glaubte nämlich noch steif und fest an die uneigennützige Protektion dieser berühmten Kollegen und wer wäre so grausam gewesen, diesem kindlichen Gemüthe den beglückenden Wahn zu rauben?

Wieder ein Beleg dafür, daß nur der Glaube selig macht!

Also der Dichter saß still und in Gedanken versunken da, als die kolossale Friederike, in derem Herzen und Sinn eine gewaltige Veränderung vorgegangen war, leise zu ihm trat und mit bewegter Stimme flüsterte:

„Lieber Cäsar, ich habe Dir früher oft Unrecht gethan, aber nie mit Wissen und Willen. Seit ich aber das wunderschöne Ritterstück im Theater gesehen habe, was Du — Du ganz allein gemacht hast, — da ist's mir wie Schuppen von den Augen gefallen, und wenn die ganze Welt Dich jetzt verlästerte und verspottete, mich würd's nicht mehr anfechten. Und damit Du siehst, daß das kein bloßes Gerede von mir ist, habe ich Dir das zum Andenken an den schönen Abend neulich machen lassen, und verspreche Dir, nie wieder ein Wort zu sagen, wenn Du was für Dich schreibst, und sollten wir dabei Hunger und Kummer erdulden!"

Schulze war so gerührt von diesem Bekenntniß, daß ihm die Stimme stockte als er antworten wollte, und große Thränen über seine Wangen rollten, dabei fühlte er mit einer Art heiligen Schauers, wie ihm die Gattin etwas Rascheindes auf den Kopf setze und sein Haupt an den Busen der neben ihm Stehenden lehnend, flüsterte er, nur ihr verständlich:

„Das ist der glücklichste Augenblick meines Lebens!"

Da öffnete sich leise die Thür und die behäbige Gestalt des Barons Aarau ward auf der Schwelle sichtbar, und zögernd blieb er einen Moment stehen, denn der Anblick der Gruppe war ebenso komisch als rührend.

Jetzt gewahrte ihn aber die aufmerksame Friederike und begrüßte ihn mit lautem Zuruf und tiefem Bückling, denn der freundliche Herr war keine fremde Erscheinung in dem kleinen Dichterstübchen.

Auch Cäsar war aufgesprungen und hatte verlegen lächelnd den schön gewundenen papiernen Lorbeerkranz, das Weihnachtsgeschenk seiner Friederike, vom Haupte genommen.

Der Baron aber sprach lebhaft: „Keine Störung, bleiben Sie ruhig sitzen, ich muß gleich wieder fort, denn bei mir soll noch einbescheert werden. Weil ich gerade zufällig hier vorüberkam, wollte ich Ihnen, lieber Schulze, nur sagen: daß Sie in diesen Tagen dem Direktor Bremer ihren Besuch machen können, man hat nämlich beschlossen, Ihnen die erledigte Stelle des Theatersekretärs zu geben und sie können dieselbe zu Neujahr antreten. Der Posten nährt nicht blos seinen Mann, sondern auch eine Familie. Sie haben eine Beschäftigung, die Ihnen zusagt und Zeit genug," —

fügte er lächelnd hinzu, — „um der Welt bald wieder ein neues Kind Ihrer Muse zu schenken — und nun Adieu, ich muß fort!“

Das war aber leichter gesagt als ausgeführt, denn während Frau Friederike die eine Hand des Barons festhielt und sich mit der Küchenschürze die Augen trocknete, versperrte ihm die hübsche Seraphine die, den rosa Atlashut in der Hand, verlegene Dankesworte stammelte, und Friedrich Wolfgang, der, den letzten abgezupften Bonbon noch im Munde, selbstredend keines Wortes mächtig war, den Weg.

Vor ihm aber stand Schulze, mit dem Lorbeerkranz in der Hand, und eine Thräne nach der andern rann über sein freudeverklärtes Antlitz — sprechen konnte er nicht.

Aarau benutzte endlich den Augenblick, wo die Rührung der kleinen Familie den Höhepunkt erreicht hatte und Alle damit beschäftigt waren, ihre Augen zu trocknen — und eilte aus dem Zimmer, über den finstern Hausflur, durch die belebten Straßen seiner eigenen Wohnung zu, wo in dem, uns bekannten Empfangssalon der schönen Adelais der reizend geschmückte große Christbaum die Geschenke, welche unter seinen grünen Zweigen ausgebreitet lagen, bestrahlte.

Eine reinere Freude aber hat dem guten Herzen des Barons sicher die prächtige Bescheerung nicht bereitet, als das Bewußtsein: das Mäcenat einmal, abweichend von dem leidigen Thun der Meisten, auf eine würdige Art ausgefüllt zu haben.

Drei Abende.

Original-Erzählung von G. A. v. Fichte.

Erster Abend.

I.

Das Familienfest.

In einem der palastartigen Gebäude der Rossau, dieser von dem ältesten Adel bewohnten Vorstadt der Reichs- und Residenzstadt Wien, war Alles Leben und Freude. Die zwei und fünfzig Fenster der Hauptfaçade des Palastes, waren feenhaft beleuchtet, und fesselten die Blicke aller Jener, die trotz Kälte und später Abendstunde das, zwischen der Schotten-Bastei und der genannten Vorstadt gelegene Glacis passirten. In der That war der Anblick von wirklich überraschender Wirkung, und nur wenige der Vorübergehenden vermochten einem Gefühle des Neides Herr zu werden.

Vor dem Haupteingange des Palastes war, zum Behufe des bevorstehenden Empfanges, ein für die Aufnahme der Equipagen bestimmter Säulenvorbau errichtet worden, dessen Glasfüllung den freien Einblick in die eigentliche Einfahrt und die von beiden Seiten des Vorplatzes in den ersten Stock führende Stiege aus weißem Marmor gestattete. Zwei Gendarmen zu Pferd hatten die Bestimmung, die Ordnung unter den Equipagen aufrecht zu erhalten.

Während der Boden der Einfahrt mit feinem grünen Billard-Tuch belegt war, maskirten die edelsten tropischen in Blüthe stehenden Pflanzen und Bäume die hohen Seitenwände. Die von künstlerischer Hand gemeißelte Marmor-Ballustrade der Stiege war gleichfalls mit seltenen Blumen bedeckt, deren balsamisch aromatischer Duft eine beinahe berauschende Wirkung ausübte. —

Sechs und dreißig, in der Livree des Freiherrn von Funk'schen Hauses — Blau und Silber — gekleidete Diener bildeten die zum doppelten Aufgang führenden Spaliere. — Während an der untersten Stufe der Treppe, vier in Schwarz, mit seidenen Fangschnüren gekleidete Kammerlakaien, der Ankunft der geladenen hohen Gäste harrten, und zu diesem Behufe mit sechsarmigen Kandelabern aus massivem Silber versehen waren, befanden sich auf der obersten Stufe der Treppe zwei Kammerdiener, die die Ankommenden in die Garderobe zu führen hatten, aus der sie dann durch das eigentliche Antichambre zu dem großen Empfangssaale kamen, wo sie von dem Haushofmeister des altadeligen Hauses angemeldet wurden. Selbstverständlich war die Verfügung getroffen, daß für den nicht wahrscheinlichen Fall als ein Mitglied der allerhöchsten Herrschaften das bevorstehende Familienfest durch seine kurze Gegenwart zu verherrlichen gedenke, die Gebieter rechtzeitig informirt würden, um dieselben auf der untersten Stufe persönlich empfangen zu können. —

Der große Empfangssaal hatte eine Länge von fünfzig Klafter und eine Tiefe von fünf und dreißig. — Längst den Wänden befanden sich bequeme zum Ruhen einladende Sitze; in der Mitte stand auf einem riesigen mit kostbarem Teppiche behangenen Tische ein Christbaum, dessen Höhe etwas über drei Klafter betrug, während die längsten Aeste einen Kreis bildeten, dessen Durchmesser wohl zwei Klafter messen konnte. — Dieser Riesenbaum, an dessen Aesten über 2000 Wachslichter brannten, war mit werthvollen Geschenken jeder Art bedeckt, und durch das von ihm ausströmende Licht der Sonne weit ähnlicher als einem einfachen Tannenbaume. —

Die lange Seite des Saales stand durch mehrere nun geöffnete Glasthüren mit dem Wintergarten in Verbindung, dessen mittelst mattgeschliffener Glaskugeln erzielte Beleuchtung das träumerisch klare Mondlicht in den vom Monde nicht beschienenen Theilen ergänzte, ohne die Wirkung desselben in jenen Theilen zu schwächen, in die er zu dringen vermochte. In einem der an den großen Empfangssaal gränzenden Zimmern, dessen Thür, durch einen mehrfach übereinander gelegten Schleier ersetzt war, spielte ein aus vorzüglichen

Musikern besetztes Orchester, dessen Klänge durch die Entfernung, von dem Empfangssaale und dem dichten Schleier gedämpft, die Wirkung des ganzen übrigen, mit ebensoviel Geschmack als verschwenderischem Luxus ausgeführten Arrangements noch erhöhten.

Die eben beschriebenen Empfangsvorbereitungen waren beendet, als der Festgeber, Adolph Freiherr von Funke, durch eine Seitenthür eintrat, um sich durch eigene Anschauung von der richtigen Ausführung seiner Anordnungen zu überzeugen. — Fast gleichzeitig trat durch eine zweite Thür ein ehrwürdiger Mönch ein, dessen, von der Zeit und der Strenge seines Ordens gebleichtes Haar, dessen einfache Kleidung und gebückte Haltung, im schneidenden Kontrast zu der feenhaften Pracht des vorbereiteten Festes standen. —

„Guten Abend, Vater Zacharias," sagte der junge Kavalier im heiterem Tone, indem er gleichzeitig seine sorgfältig gepflegte Hand dem würdigen Greise zum Gruß entgegen hielt; „welchem glücklichen Umstand verdanke ich das Vergnügen Ihres lieben Besuches, der mich um so angenehmer überrascht, als sie bis jetzt jede an Sie ergangene Einladung zurückgewiesen, und doch mußte Ihnen, hochwürdiger Vater, bekannt sein, daß der heutige Abend außer allen meinen ziemlich zahlreichen Familiengliedern, auch eine größere Zahl meiner alleinstehenden Freunde bei mir versammelt!"

„Ihre Ueberraschung ist vollkommen gerechtfertigt, mein Sohn! Auch bin ich nicht gekommen, um den heiteren Ton Ihrer hohen Gäste, durch den Ernst meines Gewandes zu stören, — — —"

„Oh, Vater Zacharias!"

„Ruhig, mein Sohn, ich weiß, was ich sage, und erwarte von Ihnen, den ich durch die Taufe in den Schooß unserer heiligen Kirche eingeführt, den ich später als Knabe in den Prinzipien unserer erhabenen Religion unterrichtet, und vor zwei Jahren mit einem edlen und reinen Mädchen am Altare ehelich verbunden habe, keine banale Komplimente; ich achte das Gewand, das ich seit nahezu fünf und sechzig Jahren mit Ehren getragen, zu hoch, um es in welch' einer Versammlung, und wäre es die der höchsten Personen des irdischen Reiches, für unpassend zu halten. Doch die Würde meines Gewandes könnte Ihren Gästen gegen ihren Willen einen Zwang auferlegen, den ich gerne vermeiden möchte, und daher werde ich mich wieder entfernen, ehe diese angelangt sind."

„Der Zweck meines Kommens," fuhr nach einer Pause Zacharias fort, „war ein doppelter: Erstens wollte ich Ihnen und meiner lieben Tochter Ida meine Glückwünsche zu den bevorstehenden herrlichen Festtagen persönlich bringen, und dann Sie Herr Baron zur größten Vorsicht in Bezug auf das Placement Ihres Vermögens ermahnen. Ferne sei es von mir, einen Tadel über Ihr vielleicht unvorsichtiges Spiel an der Börse, dieser Erfindung der jüngsten Zeit, auszusprechen; doch da Sie wiederholt größere Summen bedürfen, so haben Sie Ihr ganzes in sicherem Grund und Boden angelegt gewesenes Geld zu Baarem gemacht, und Ihr und der Ihren gegenwärtig und zukünftiges Vermögen den Händen eines Mannes anvertraut, den ich eines ehrlosen Streiches wohl für fähig halte." —

„Wie Hochwürden, Sie halten den Notar Glücklich für einen unredlichen Mann, ihn, der das allgemeine Vertrauen in so hohem Grade besitzt, daß man ihm die Wittwen- und Waisen-Gelder anvertraute! O, dießmal hat Sie die Besorgniß für mein und der Meinen Wohl zu weit geführt!"

„Mein Sohn, wenn ich in meiner Stellung diese Sprache führe, so muß ich triftige Gründe haben. Glauben Sie mir, verlieren Sie keine Zeit, damit mein wohlmeinender Rath nicht nutzlos werde. Wäre ich Staatsanwalt, statt Priester des Herrn, so würde jener Gottvergessene noch heute in das nächste Gefängniß wandern. Doch, ich höre Bewegung im Vorzimmer, und entferne mich mit dem Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben." —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Auch eine diplomatische Wendung.] Nach dem jetzt veröffentlichten preußisch-hessischen Postvertrag kommen das preußische Postwappen und das hessische Wappen nebeneinander an die Postanstalten; das preußische Wappen rechts, das hessische links. Damit aber Hessen die Ehre hat, sein Wappen auch rechts zu sehen, so besagen die Worte des Vertrages, daß das hessische Wappen „rechter Hand des Beschauers" zu stehen kommt. So hat jeder Theil die genügende Ehre, Preußen in der Sache, Hessen in den Worten, und beide sind zufrieden gestellt. (Zu lesen in Art. 5 des hessisch-preußischen Postvertrags vom 19. Juli 1867.)

Man schreibt aus Fürth, 9. Aug.: In letzter Zeit haben hier mehrere Brände stattgehabt, doch sind sie meist mit Verlust von Dachstühlen abgegangen. Gestern Nachts kam Feuer aus in dem mit Hobelspähnen gefüllten Kellerraum eines in der Bergstraße befindlichen Hauses. Die in dem Parterreraum, der oberhalb des Kellers liegt, wohnende Krämerfamilie verdankt ihre Rettung 2 Hunden. Mann und Frau waren im tiefsten Schlafe, als ihre Hunde zum Kopfkissen der letzteren hinaufsprangen und winselnd daran rissen. Die Frau suchte erst die Hunde wegzutreiben; diese aber ließen nicht nach, bis die Frau völlig erwachte und der ein-

dringende Dampf und der Widerschein der Flammen sie die vorhandene Gefahr erkennen ließ. Sie weckte ihren Mann und beide hatten kaum noch Zeit, das Zimmer zu verlassen; sie wären sonst einige Augenblicke später sicher in den Flammen erstickt. Unserer vortrefflichen Feuerwehr gelang es durch rasches Zusammenwirken die oberhalb dieser Parterrewohnung befindlichen Lokalitäten zu retten.

Die in jüngster Zeit so häufig vorgekommenen Explosionen der Gase in den Bergwerken haben Veranlassung gegeben, mit den vorhandenen Sicherheitslampen Experimente zu machen und festzustellen, wie lange dieselben im Stande seien, dem Gasstrome Widerstand zu leisten, ehe es zur Explosion kommt. Es wurde zu diesem Zwecke in Barnsley ein Kasten angefertigt, in dem die verschiedenen Lampen eine nach der andern einem Glasfenster gegenüber angebracht waren, wodurch man dieselben von außen beobachten konnte. Alsdann wurden dieselben von der Retortenkammer aus mit Gas umgeben und ein Luftzug von der Geschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde hergestellt. Bei dieser Probe stellte sich heraus, daß die Davy'sche Lampe ohne äußeren Schirm in sechs Sekunden das Glas zur Explosion brachte; der Schirm diente nur dazu, dieselbe drei Sekunden länger zu verzögern. Auch die belgische Lampe widerstand nur zehn Sekunden. Eben so lange hielt die Mozard'sche Lampe aus, die kleine Clanny-Lampe ertrug das Gas nur sieben Sekunden und die große ebenfalls zehn Sekunden. Am besten bewährte sich die Stephenson'sche Lampe, bei welcher die Explosion erst nach 75 Sekunden eintrat. Im Ganzen ist, wie man sieht, das Resultat nicht gerade ein sehr beruhigendes zu nennen, denn es ist nunmehr festgestellt, daß keiner von den bis jetzt bekannten Sicherheits-Apparaten gegen einen starken Strom von Luft und Gasen die Probe zu halten vermag.

Während bei **Santorin**, wo im Februar v. J. durch vulkanische Eruption eine neue Insel Georges auftauchte, diese vulkanischen Kräfte noch immer thätig sind und durch neue erstarrende Lavamasse das geschaffene Land noch fortwährend vergrößern, wird der französischen Akademie der Wissenschaften von Herrn Sainte Claire Deville die Mittheilung gemacht, daß auch in der Inselgruppe der Azoren am 1. Juni ein Inselchen erschienen. Nachdem in den letzten Tagen des Mai auf Terceira Erderschütterungen vorhergegangen, tauchte in der Nähe von Terceira, zwischen dieser Insel und Graciosa unter denselben Erscheinungen, wie sie bei Santorin beobachtet worden, nämlich einem dem unterirdischen Kanonendonner ähnlichen Krachen und Kochen des Meeres ein Inselchen auf, über dessen Schicksale der weitere Verlauf der Erscheinungen entscheiden wird. Denn gerade hier in der durch Vulkanismus entstandenen Inselgruppe der Azoren sind schon öfter kleine Inseln erschienen, aber auch bald wieder untergesunken.

Die Berichte über den Häringsfang an den englischen Küsten im Jahre 1866 sind erschienen und lassen das Jahr doch nicht als ein so schlechtes erscheinen, als es anfänglich schon verschrieen wurde. Während 1863 mit 654,000 Fässern, 1864 mit 643,000 Fässern, 1865 mit 620,000 Fässern aufgeführt ist, figurirt 1866 mit 658,000 Fässern. Das beste Jahr für den Häringsfang seit Menschengedenken war 1862, wo 830,000 Fässer gesalzen wurden. Exportirt wurden im vorigen Jahre 380,000 Fässer, wovon nur 249,000 Fässer die von der Regierung auf Verlangen gegen Vergütung eingebrannte Garantiemarke trugen. Merkwürdig ist es, daß, während in den letzten 30—40 Jahren die Netze und überhaupt die Einrichtungen bedeutend vergrößert wurden, der Fang nicht verhältnißmäßig zugenommen hat.

Räthsel.

Die Erste wird zwar einmal hochgeehrt,
Als Schimpfwort braucht man sie sogar,
Doch hat sie Manchem schon Erlösung aus Gefahr,
Und aus des Kerkers Finsterniß gewähret,
Und Manchen hat bei mondenloser Nacht
Das Werkzeug, das sie beut, das in der Sehnsucht Stunden
Die List — der Liebe List vielleicht, erfunden,
Dem Ziel der Sehnsucht nachgebracht. —

Jetzt sucht, daß sich zuletzt der Sylben Kleeblatt fülle,
Von einer Sylb' ein Wort, das für die Wachsamkeit, —
Für ein gewisses Recht, — und für gewisse Hülle
Die nämliche Bezeichnung leiht.
Als Hülle bietet es, zwar nie wohl ins Gevierte,
Doch mannigfach der Mode Allgewalt,
So wie es nützt, so dient es auch zur Zierde:
Die Letzten nennens euch in kleinerer Gestalt.

Die Sylben sämmtlich, wenn im Dienst sie stehen,
Ihr werdet sie wohl nur bei Frauen sehen:
Man hat gewisse Stäbchen einst erfunden,
Womit man künstlich in die Augen sticht,
Damit nun diese Stäbchen nicht
Sich trennen mögen, — nicht verwunden,
So hat mein Ganzes, durch ein Band, zur Pflicht
Der Wachsamkeit, als Pärchen sich verbunden.

Redakteur Gustav Meißert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 195 Freitag, 16. August 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Im Augenblick, als der würdige Greis, der mehr zu wissen schien, als er mit Worten verrieth, den Saal verließ, war Ida, Baronin Funke, zum Empfang ihrer Gäste daselbst erschienen. — Obschon der junge Kavalier, trotz des Ernstes, der in des Priesters Worten lag, nur mit Mühe, an die gegen seinen Notar vorgebrachte Verdächtigung zu glauben vermochte, so konnte er anderseits doch nicht annehmen, daß sich dieser, bei einer so bestimmt ausgesprochenen Anschuldigung, durch das bloße verläumderische Geschwätz einiger Müssiggänger habe leiten lassen. Entschlossen, den Rath jedenfalls nicht unbenutzt zu lassen, wollte der junge Mann eben den Besuch, und den ausgesprochenen Verdacht des würdigen Hauspriesters seiner Frau mittheilen, als er, von der idealen Schönheit seiner siebenzehnjährigen Gattin wie geblendet, einen Augenblick in stummer Bewunderung stehen blieb. Da im nächsten Moment die ersten Besuche angemeldet wurden, so mußte der Ernst der Situation der kalten gesellschaftlichen Etiquette weichen.

„Seine Durchlaucht der Herr Fürst N..., Herr Graf zu X..., Seine Hoheit der Herr Herzog B..., Seine Exzellenz der Baron von R..., Gräfin G... und Comtesse L..., Herr Fürst W... und Frau Fürstin W..., Herr von L... und Fräulein T...“ In dieser Weise wurde die Anmeldung durch mehr denn eine halbe Stunde fortgesetzt, bis die aus achtzig Personen bestehende Gesellschaft vollständig versammelt war. Wie leicht die Konversation bei ähnlichen Festen und besonders beim Beginne derselben auch gewöhnlich ist, sie verdrängte nicht wieder den Ernst, der auf des jungen Mannes Stirne lag, und den die zuerst Angelangten auch bemerkt hatten.

Nach einer kurzen, auf die Feier des Familienfestes bezugnehmenden Rede, wurde zur Vertheilung der äußerst werthvollen Geschenke geschritten, bei der — einer alten und schönen Sitte gemäß — jeder Diener des Hauses bis zum jüngsten Küchen- und Stalljungen mitbedacht worden war.

Von diesem Augenblicke an theilte sich die Gesellschaft in kleine Gruppen, von denen einige in den prachtvoll dekorirten Sälen blieben, während sich andere in den wahrhaft zauberhaften Wintergarten zurückzogen, der groß genug war, um unbelauscht ein Wort von Politik oder Börse, von Geschäft oder Liebe sprechen zu können.

Wenige Minuten vor Mitternacht gingen zwei Damen in einem, dem Anscheine nach, sehr ernsten Gespräche vertieft, durch die mit weißem Flußsand bestreuten Gänge des Wintergartens, ohne zu bedenken, daß ihr nur in halbleisem Tone geführtes Gespräch, falls es nicht für das Ohr unbemerkter Zuhörer geeignet war, leicht zum Verräther ihres Geheimnisses werden konnte.

Die ältere der beiden Damen war Frau v. W..., die verwittwete Gattin des geheimen Hofsekretärs gleichen Namens, die jüngere, Ida Baronin von Funke, ihre Tochter.

Obschon bereits nahe an den Vierzigen war Frau von W... noch immer eine äußerst stattlich schöne Frau, die seiner Zeit der gegenwärtigen Schönheit ihrer Tochter wohl kaum willig den Preis überlassen haben würde; und doch lag in der Schönheit beider Damen ein eben so großer Kontrast, als in ihren Charakteren. — Der Stolz, die hochmüthige Verachtung, die sich in jedem Zuge, in der Haltung und Bewegung der Mutter kund gab, thaten ihrer Schönheit Abbruch, während das sanfte, gewissermaßen anschmiegende Wesen der jungen Baronin deren Schönheit noch erhöhte.

Ida war etwas über mittlere Größe; ihr kastanienbraunes Haar fiel in langen Locken um ihr reizendes Köpfchen und verlieh ihr dadurch ein beinahe kindliches Aussehen. Ihre von braunen Wimpern, in Form zweier feingezeichneten Bogenlinien umrahmten Augen vom dunkelsten Azurblau erschienen durch die langen seidenartigen Lider noch poetisch schöner, und konnten mit Recht „das Firmament“ ihrer edlen und reinen Seele genannt werden. Grübchen in beiden mit dem rosigen Hauch der reifen Pfirsich bedeckten Wangen; ein Grübchen im Kinn, das frische Roth ihrer Lippen, das blendende Weiß der dadurch noch deutlicher sichtbaren Zähne von seltener Form und Regelmäßigkeit vollendeten einen Kopf, der ein Meisterwerk der Schöpfung genannt zu werden verdiente.

Ein der damaligen Sitte gemäß ziemlich stark dekolltirtes Kleid von weißem, silberdurchwirkten Gaze de Chambery, ließ ihre herrliche, trotz ihrer weiblichen Vollendung doch fast jungfräuliche Büste bewundern, durch die ihre zum Umspannen feine Taille noch deutlicher hervortrat. Eine frische Kamelie im dunklen Haar, eine zweite am Busen, bildeten nebst einer Reihe kostbarer Perlen um den Hals den ganzen Schmuck der reizenden Herrin des Hauses, deren Schönheit nicht nur auf alle Anwesenden, sondern, wie wir im Eingange der Erzählung gesehen, auch auf das, an ihren Zauber mehr gewöhnte Auge des Gatten, einen mächtigen und berauschenden Eindruck geübt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand des Domes.

Frankfurt, 15. August.

Die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand. Niemand, der gestern, bei der Rückkehr von dem Spaziergange jenseits des Maines den schlanken Thurm unseres Domes in die blaue Abendluft ragen sah, hatte wohl eine Ahnung von dem erschütternden Drama, dessen fast machtlose Zeugen wir in der vergangenen Nacht werden sollten. Der „Pfarrthurm“, das Wahrzeichen Frankfurts, mit dem bis zur Reichslaterne und der projektirten preußischen Spitze herab, die historischen Erinnerungen unserer alten Wahl- und Krönungsstadt, die Erinnerungen Deutschlands auf das Innigste verknüpft waren, wurde ein Raub der Flammen!

Es mochte nach 1 Uhr Nachts sein, als in der Wirthschaft von Müller an der Ecke der Fahrgasse und des Garküchenplatzes Feuer ausbrach, das bald größere Dimensionen annahm. Gegen zwei Uhr trieb der leichte Wind, der sich erhoben hatte, einen ungewöhnlich großen Feuerballen, der aus leicht brennbaren Stoffen bestand, auf das Dach des 150—160 Schritte entfernt liegenden Domes, wo er über dem zweiten Fenster des linken Kreuzschiffes liegen blieb und bald die Bretter, die dort zum Schutze gegen das Schneewasser angebracht waren, entzündete. Man legte diesem Umstande Anfangs nur geringes Gewicht bei, mit unglaublicher Schnelle aber verbreitete sich das Feuer und ergriff nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, während der ganze Dachstuhl in Brand gerathen war, das innere Gebälke des Thurmes, den es binnen wenig Minuten in eine von unten bis oben lohende Feuergarbe verwandelte. Bis zum letzten Momente hatte der Thürmer ausgeharrt, und seine Pflicht erfüllt, und nur den Anstrengungen mehrerer Feuerwehrmänner gelang es, ihn in Sicherheit zu bringen, nachdem schon vorher seine aus mehreren Personen bestehende Familie gerettet worden war. Ein Knecht des Thürmers konnte sich vor den Flammen nur dadurch retten, daß er sich von einer der unteren Etagen an einem Seile herunterließ.

Ein majestätischeres Schauspiel ist wohl lange nicht gesehen worden als das Flammenmeer, in das sich das Dach der Kirche binnen Kurzem verwandelt hatte. Wie ein Vulkan ragte der hohe Glutkegel empor, der unter dem Einflusse des leicht wechselnden Windes einen gefahrdrohenden Feuerregen über die Stadt verbreitete. Bald standen in Folge der umhergestreuten Funkenmassen fünf Häuser der Höllgasse in lichten Flammen. Das Dach der sehr weit entfernten Börse fing Feuer, was rasch gelöscht wurde, ebenso das Haus des Herrn Bender in der kleinen Sandgasse, das Haus des Herrn Schmitt an der Ecke des Paulsplatzes, das Haus zum rothen Löwen in der Bleidenstraße und das Schlachthaus; nur den wahrhaft übermenschlichen Anstrengungen unserer Feuerwehr ist es zu danken, daß die Stadt von einem noch furchtbareren Unglücke bewahrt blieb, das bei der Enge der den Dom unmittelbar umgebenden Straßen und bei der Bauart der dort vorhandenen Häuser nur zu nahe lag.

Während man so bemüht war, das übergewaltige Element auf den möglichst kleinsten Raum zu beschränken, hatte sich in den umliegenden Straßen eine dichte Menschenmenge gesammelt, die mit dumpfem Entsagen das grausige Schauspiel betrachtete. Man braucht in der That nicht abergläubig zu sein, um in diesen Ereignissen ein Omen zu erblicken, das auch der äußeren Phisiognomie unserer Stadt einen Zug gibt, der von dem **Fuimus Troes** zeugt. Auf der Sachsenhäuser Brücke stand dichtgedrängt die Menge und staunte des seltsamen Anblicks, der sich ihr bot. Im Vordergrunde wallte still und lautlaus der Main, in dem das silberne Mondlicht seltsam mit dem Wiederspiegeln der feurigen Lohe wechselte. Im Hintergrunde flackerte nur wenig von dem Windhauche bewegt die dampfende Riesenfackel des Thurmes gegen den westlichen Nachthimmel. Fürwahr es ist ein Bild, das sich für Zeitlebens dem Gedächtniß dessen eingebrannt hat, der dasselbe angesehen hat. Wir vermögen aus der Erinnerung nicht zu ermessen, wie lange der Brand gedauert hatte, als die Glocken, worunter die große Karolusglocke, der übergroßen Hitze nachgaben, und in geschmolzenem Zustande die Gewölbe des Thurmes durchschlagend in donnerndem Falle herunterstürzten. Eine dunkle Rauchsäule erhob sich minutenlang über der rothen Lohe, um alsbald dieser wieder Platz zu machen. Es mochte fünf Uhr sein, als das Innere des Thurmes fast gänzlich ausgebrannt schien und nur noch aus der Reichslaterne eine lodernde Flamme emporstieg. Drei Stunden hatten genügt, um die stolze Bartholomäuskirche in eine dampfende Ruine zu verwandeln.

Auch in der Nähe des Domes war dem verheerenden Elemente unterdessen ziemlich Einhalt gethan, leider nicht ohne daß demselben Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Eine Frau und ein Mädchen sprangen

in der Todesangst aus dem Mansardengeschoß des Müller'schen Wirthshauses auf die Straße herab, beide wurden als Leichen in das heil. Geisthospital geschafft. Das Mädchen hatte die Hirnschale zerschmettert, die Frau den Brustkasten eingedrückt. Den entsetzlichsten Anblick bietet aber ein junger Mensch, der als sogenannter „Zapfjunge" in der genannten Brauerei beschäftigt war; es ist buchstäblich nichts weiter von ihm übrig geblieben, als ein Haufe von Kohlen, die Beine und die Schädeldecke sind weggebrannt, das Gehirn bis zur Größe einer Faust eingetrocknet. Mehrere Personen wurden durch den oft bis zur Tollkühnheit gehenden Muth unserer Feuerwehr gerettet. Besonders zeichnete sich die 1., 2. und 5. Kompagnie aus, wie wir aus verläßlicher Quelle erfahren, obwohl von allen Seiten in vollstem Maße die schwere Pflicht erfüllt wurde. An Muth fehlte es wahrhaftig unseren Feuerwehrmännern nicht — davon sind in der vergangenen Nacht glänzende Beispiele gegeben worden. Wir selbst hörten, wie sich beim prasselnden Niederschlag des Glockenmetalls mehrere Offiziere einem Kaplane zur Rettung des Sakramentes anboten — die, wie wir hören, von dem Stadtpfarrer Thissen persönlich vollzogen wurde. Mehr fehlte es oft an Ineinandergreifen der verschiedenen Befehle und fast immer an — Wasser. Der Mangel einer Dampfspritze machte sich wieder in der dringendsten Weise fühlbar, da die gewöhnlichen Spritzen das Dach nicht bis zur First bestreichen konnten, und wir hoffen, daß die Erfahrungen dieser schrecklichen Augustnacht nicht wieder erfolglos zu den Akten gelegt werden. Welche Dimensionen unter ungünstigeren Umständen der Brand hätte annehmen können, geht aus dem Umstande wohl schlagend hervor, daß Funken und Asche bis zur Taunuspromenade flogen, wo man halbverbrannte noch lesbare Papierstücke von Gebetbüchern aufsammelte.

Nach kurzer Morgenruhe blieb uns nur noch die traurige Pflicht, beim hellen Lichte des sonnigen Tages die Verwüstung zu konstatiren, die eine kurze Spanne von Zeit einem Bauwerke zufügen konnte, das man bisher gleich einem Felsen widerstandsfähig gegen alle Elementarkräfte anzusehen gewohnt war. Zagenden Herzens kletterten wir über die glimmenden Balken, um in das Innere der Kirche zu gelangen. Am meisten hat der Thurm gelitten, die Glocken haben die oberen Gewölbe in ihrem Niederfall zerschmettert, nur das untere leistete hinreichenden Widerstand. Durch die zum Aufziehen der Glocken bestimmte Oeffnung stürzte die glühende Masse auf den Boden der Kirche, wo sie unter rauchendem Sparrenwerke begraben liegt. In unserer Gegenwart wurden zwei große, vielleicht zentnerschwere Stücke ausgegraben, die man als Reste der Karolusglocke erkennen wollte. Auch die kleine silberne Rathsglocke ist vollständig geschmolzen und sammt den Trümmern des Dachreiters, der sie barg, auf den Bretterboden der Kirche vor dem Hochchore hingestürzt. Der Kronleuchter in der Mitte der Vierung liegt zerschmettert am Boden. Trotzdem das Dach sowohl auf dem Langschiff wie auf dem Querschiff vollständig niederbrannte, ist das Gewölbe in der Kirche nirgends beschädigt, nur in dem Kreuzgange findet sich eine Stelle, wo es von oben her zerschmettert erscheint. Ueberhaupt bietet der Raum zwischen der Domschule und dem Dom am stärksten ein Bild der Verwüstung. Die Fenster des Hochchors haben wenig gelitten, ebenso sind die Querschiffe ziemlich erhalten, während die im unteren Theile der Kirche ziemlich zerstört erscheinen.

Die erst vor Kurzem neuerbaute Orgel wurde vollständig ein Raub der Flammen; das geschmolzene Zinn der Pfeifen wird in großen Barren aus dem Schutte hervorgezogen.

Den ergreifendsten Anblick für jedes Frankfurter Herz aber bietet der Thurm, der „Pfarrthum", der jedem ein lieber Gespiele der Jugend dünkte. Ausgebrannt, hohläugig aus den mächtigen Fensterhöhlen in das Land hinauslugend; die Reichslaterne, in deren Scheiben man so gerne die glühende Abendsonne glitzern sah, ein verbogenes Gestell — so wird er mit seinen rauchgeschwärzten Mauern ein trauriges Memento an der Scheide zweier Zeiten in unserem Gedächtnisse leben. Als ein merkwürdiges Zusammentreffen darf erwähnt werden, daß heute vor vier Jahren der Kaiser von Oesterreich den Dom besuchte — heute besuchte ihn der König von Preußen, der auf seiner Durchreise von den Ereignissen der vorigen Nacht unterrichtet wurde. Die Kirche und der Pfarrthurm sind in der städtischen Brandkasse, wie man wissen will, zu 900,000 Gulden versichert.

Auf dem Domplatz und im Domhofe sind die Trümmer, die ausgeräumten Mobilien, die Kircheneinrichtungen und Geräthschaften haufenweise aufgeschichtet. Dazwischen liegt ein kolossaler Stoß weißer wollener Decken und Verbandzeug, das Inventar des Hülfsvereins für Verwundete, welcher eine Lokalität im Schulgebäude inne hatte. Das Ganze gewährt einen höchst traurigen chaotischen Anblick.

Nachschrift. Wir erfahren noch, daß gegen Morgen von Mainz und Darmstadt Spritzen eingetroffen waren. Auch sind noch drei Personen als erheblich verletzt ins heilige Geist-Hospital gebracht worden.

* * *

Nachdem mit dem Deutschen Bunde das letzte Schattenbild des Deutschen Reiches verschwunden, ist nun auch der Dom zerstört, in welchem die Deutschen Kaiser seit Jahrhunderten ihre Krone empfingen. Die Deutsche Einheit wie der Kaiserdom zu Frankfurt leben nur noch in der Erinnerung. Gestern hatten wir keine Ahnung davon, daß wir auf dieß Denkmal der Nationalgröße heute schon einen geschichtlichen Rückblick zu werfen hätten.

Es ist bekannt, daß das älteste Frankfurt (bestehend in dem oberen Theil von Sachsenhausen jenseits des

Maines; diesseits in dem Raume der zwischen der Brücke, Fahrgasse bis etwa zur Kannengießergasse, Markt bis die Hälfte der Gäßchen, die nach der Schnurgasse hingehen, und von da am nördlichen Rande des Römerbergs nach der Paulsgasse hin bis zur Buchgasse, von da den Main hinab bis ans Leonhardsthor sich erstreckt), nicht weiter war als ein kaiserlicher Palast mit Nebengebäuden, Dienstwohnungen und zwei Kapellen, deren eine wahrscheinlich auf dem Hühnermarkte stand, während die andere einen Theil des späteren Doms einnahm. Die Letztere war die eigentliche, die kaiserliche Kapelle, und ein Marienaltar in derselben wird in einer Urkunde Ludwig des Deutschen aus dem Jahre 874 erwähnt. Eine zweite Urkunde aus dem Jahre 880 zeigt uns, daß sie dem Heiland gewidmet war, und den Namen Salvators-Kapelle trug; damals gründete König Ludwig der Dritte an derselben ein Stift von zwölf Geistlichen, das spätere Domstift. Fernere urkundliche Erwähnungen sind aus den Jahren 882, 977, 1127, 1215 u. a. m. vorhanden.

Die Salvatorskapelle, auch Salvatorskirche genannt, ward im dreizehnten Jahrhundert so baufällig, daß sie abgetragen und durch einen neuen Bau ersetzt werden mußte; im Jahr 1239 war er vollendet. Der Name Bartholomäuskirche war schon früher aufgekommen, nachdem einige Reliquien vom Körper des Apostels Bartholomäus hierher gebracht worden. Der Bischof Lindolf von Ratzeburg weihte sie am 24. August 1239 ein. Sie nahm jedoch nur einen kleinen Theil des Raumes der späteren Domkirche ein. Wenn es wahr ist, was behauptet wird, daß ein Theil der damaligen Kirche bei den nachfolgenden Bauten erhalten worden sei, so würden wir hier das älteste Beispiel der Anwendung des sogenannten gothischen Styls in Deutschland haben; allein eben darum halten wir jene Behauptung für irrthümlich. Der jetzige oder vielmehr der jetzt zerstörte Bau ist um 1315 unter Ludwig von Bayern begonnen, und wahrscheinlich deßhalb großartiger angelegt worden, damit für die Wahl und Krönung der deutschen Könige hinreichender Raum vorhanden sei. Der Chor ward 1338, der nördliche Flügel 1351, der südliche 1352 vollendet; letztere bis auf die Gewölbe, die erst 1410 abgeschlossen wurden. Der Kreuzgang war 1348 begonnen; die kaiserliche Wahlkapelle ist aus dem Jahre 1355.

Zu dem Pfarrthurm endlich, diesem berühmten Wahrzeichen unserer Stadt, ward am 6. Juni 1415 der Grundstein gelegt, und es dauerte bis zum Jahre 1512, bevor der Bau so weit geführt wurde, als wir ihn bisher sahen. Der Dom oder Pfarrthurm hat mit Recht für einen der schönst gegliederten, künstlerisch vollendetsten Thürme gegolten, die Deutschland bisher besaß, und von der Trefflichkeit des Mauerwerks gibt die verflossene Nacht ein Zeugniß, da dasselbe so viele Stunden der Gewalt ungeheuerer Flammensäulen widerstanden hat, ohne zusammenzubrechen.

Die Geschichte der Domkirche ist innig verwebt mit der Geschichte Frankfurts als der Erwählungsstadt der deutschen Kaiser. Frankfurt und Aachen hatten von den Zeiten der Karolinger her ihre Bedeutung als die vorzüglichsten Sitze des Kaiserthums behalten, und in jenen Zeiten, die immer darauf hielten, an das Alte und Geltende anzuknüpfen, war es natürlich, daß die deutschen Herrscher gern in der einen dieser Städte gewählt, in der anderen gekrönt sein mochten.

Die erste Königswahl, die geschichtlich nachweisbar in Frankfurt geschah, war diejenige Friedrichs des Rothbarts, 1152. Ohne Zweifel ward sie in der Domkirche vorgenommen. Friedrich II. und sein Sohn der später von ihm entsetzte Heinrich, wurden gleichfalls hier erwählt; eben so Richard von Corwall, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht I., Heinrich VII. von Luxemburg. Der Umstand, daß die beiden großen Hohenstaufen, die letzten, welche die wirkliche Kaisermacht geübt, in Frankfurt erwählt worden, ließ es ihren Nachfolgern doppelt werthvoll erscheinen, daß ihr Herrscheramt von demselben Punkt seinen Ausgang nähme; zur Zeit Kaiser Karl's IV. ward diese Gewohnheit schon als festbestehendes gültiges Recht angesehen.

Seit Maximilian II. (1562) wurde auch die Krönung der meisten Kaiser zu Frankfurt vorgenommen.

Die herkömmliche Neugier der Reisenden hat bis gestern die Wahlkapelle betrachten können, und das Chor wo die Krönung stattfand, und das Grabmal eines ephemeren Kaisers (Günther), und manches denkwürdige Kunstwerk, das an bessere Zeiten erinnerte. Wie viel davon gerettet werden konnte, wissen wir noch nicht im Augenblick, wo wir schreiben. Wir wissen ebensowenig ob es möglich ist, den herrlichen alten Thurm zu erhalten, oder ob er abgetragen werden muß. Auch woher die Mittel zum Neubau von Kirche und Thurm zu nehmen, vermag Niemand zu sagen. Die Stadt Frankfurt als solche hat mehr Schulden als Vermögen, und obschon die neu erhöhten Steuern zu sehr Vielem ausreichen würden, so gehen sie doch nicht in die städtischen Kassen, sondern dienen „höheren Zwecken“. Es paßt ganz zu den Umwälzungen, die wir erlebt, daß die deutsche Kaiserkirche und das alte städtische Wahrzeichen der Thurm, uns über Nacht zu Grunde gegangen sind. Frankfurts Bild wird ohne seinen Pfarrthurm nicht mehr zu erkennen sein. Aber wer erkennt überhaupt noch das alte Frankfurt in dem heutigen? (Frkf. Ztg.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 187:
A-S-C-Schütz.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 196 Samstag, 17. August 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

In Folge einer vorausgegangenen Bemerkung der Baronin erwiderte Frau von W . . . in etwas gereiztem Tone:

„Und ich sage Dir, Ida, daß es Thorheit von Deinem Manne ist, Tausende für nutzlose Geschenke an Verwandte zu vergeuden, die mitunter selbst zehnmal so reich als er sind, und somit seiner Geschenke nicht bedürfen, oder an solche, welche die heute erhaltenen Werthgegenstände morgen verkaufen, um mit dem Erlöse in Pharao oder Landsknecht ihr Heil zu versuchen. — Das heutige Fest kostet Deinen Gatten mindestens sechzigtausend Gulden, das heißt, es verschlingt den fünften Theil seines Einkommens, wobei Du nicht vergessen darfst, daß er an der Börse oft Hunderttausende an einem Tage und im Hazardspiele ähnliche Summen in einer Nacht verliert. Wohin soll das führen?"

„Aber Mama, Du sprichst nur immer von Adolphs Verlusten; gewann er nicht erst im verflossenen Monate nahezu eine Million an der Börse? Freilich, was das Hazardspiel in seinem Klub anbetrifft, da kann ich ihn nicht ganz in Schutz nehmen, denn auch mir däuchte es, als gehöre ein solider Mann um diese Zeit nach Hause!"

„Du sprichst, wie Du es eben verstehst, Ida, und erst, wenn es zu spät sein wird, wirst Du Dich meiner Worte erinnern. Du betrachtest die Dinge von Deinem Standpunkte als junge Frau, ich mit dem nüchternen Auge reifer Erfahrung; Du tadelst die Neigung Deines Gatten zum Hazardspiele, weil ihn diese oft ganze Nächte vom Hause fern hält, während ich diese Neigung, als unwürdige Leidenschaft verdamme. Doch ruhig, kein Wort mehr davon, dort steht die Fürstin M . . . im Gespräche mit Herrn v. Z . . ., ich erwarte Dich morgen Abend bei mir, um mit Dir Dinge von ernster Wichtigkeit zu besprechen.

Zur selben Zeit fand in einer Ecke des großen Empfangssaales ein anderes, doch ebenfalls auf den Festgeber, Bezug nehmendes Gespräch statt.

„Ich versichere Eure Hoheit, daß der Herr Baron, Ihr Neffe, gestern zweimalhunderttausend Gulden von seinem Notar verlangt hatte, und nur fünfzigtausend erhalten konnte. Er versprach den fehlenden Betrag gleich nach den Feiertagen zu übersenden, doch ich gestehe offen, daß ich Herrn Glücklich, seines Rufes der höchsten Achtbarkeit ungeachtet, doch für fähig halte, die Feiertage zu einer Exkursion nach Amerika zu benutzen, um dort mit dem ihm anvertrauten Gelde, sein Glück auf eigene Rechnung zu versuchen. Ist dieß der Fall, so ist Ihr Herr Neffe völlig ruinirt." —

„Und worauf gründen Sie Herr von Lampe Ihre Verdächtigung oder Anschuldigung?"

„Darauf, daß Herr Glücklich als rechtlicher Mann, für den er gilt, mit den ihm anvertrauten Geldern nicht spielen und vor Allem nicht so hoch spielen dürfte, wie er es thut. Daß er dieses selbst fühlt, beweist der Umstand, daß er nie persönlich an der Börse erscheint, sondern Herrn Manasse für sich spielen läßt."

„Was wissen Sie noch mehr über diesen Punkt? denn Sie müssen selbst einsehen, daß man auf diese Voraussetzung hin, einen Menschen, der die öffentliche Achtung in so hohem Grade, wie Herr Glücklich, genießt, nicht anklagen, oder gar gefänglich einziehen lassen kann." —

„Nun, ich weiß nicht, ob Hoheit meine Ansicht theilen, wenn ich dem Gesagten hinzufüge, daß Herr Glücklich es war, der im verflossenen Monate eine Million an seinen Klienten, Herrn Baron von Funke, verlor, und bis zu dieser Stunde noch nicht ausbezahlt hat, da Ihr Herr Neffe, in der Voraussetzung, daß er diesen Betrag von Manasse zu erhalten habe, für den Glücklich die Bürgschaft übernommen, diesem auf sein Verlangen eine monatliche Frist bewilligt hatte. Kann Glücklich eine Million verspielen, ohne die ihm anvertrauten Gelder anzugreifen?"

„Ich bezweifle es."

„Hat er aber die Absicht, diese Summe zu zahlen, wozu die durch Manasse erbetene Frist, die überdieß heute abgelaufen ist? Warum verweigerte er endlich gestern Ihrem Neffen die gewünschte Summe, die er baar zu Hause liegen haben mußte?"

„Ihr Verdacht, Herr von Lampe, scheint in der

Thai durch die näher erörterten Umstände gerechtfertigt. Doch warum theilten Sie denselben nicht schon früher meinem Neffen mit?"

„Weil ich selbst erst heute Abend durch einen bloßen Zufall zur Kenntniß dieser Details gelangt bin und den Herrn Baron bis zur Stunde noch nicht allein zu sprechen vermochte."

„Nun, so lassen Sie uns Funke zusammen aufsuchen."

II.

Pater Zacharias.

Als der hochwürdige Pater Zacharias das freiherrliche Hotel verlassen hatte, ging er längs der Roßau und der Josephstadt fort, bog in der Alserstraße rechts ein, und langte, gegen neun Uhr Abends, vor einem kleinen Hause der zu der Vorstadt Hernals gehörenden Kirchenstraße an.

Beim Anblicke des mit Ausnahme eines einzigen Fensters in völliger Dunkelheit begrabenen Hauses, sah sich der würdige Priester fast unwillkürlich zu einem Vergleich zwischen dem, das Auge blendenden Lichtmeere des freiherrlichen Palastes und dem elenden Talglichte veranlaßt, das hier für eine große und zahlreiche Familie ausreichen mußte.

Sonderbare und doch stets weise Fügung einer unergründlichen Vorsehung, die dem Einem Ueberfluß bietet, während der Andere im Schweiß seines Angesichtes kaum das zum Leben absolut Nothwendige zu erwerben vermag. Dort wird an einem Abend für Lichter mehr ausgegeben, als hier eine aus neun Personen bestehende Familie in einem Jahre verdient; und doch, wer weiß, wo dauernder Friede, wo höheres und wahreres Glück zu suchen ist.

Während sich diese Betrachtungen dem Geiste des würdigen Vaters Zacharias aufdrängten, war er in der Dunkelheit tastend an der Thüre des einzigen, von der armen Familie benutzten Zimmers angelangt und mit seinem freundlichen: „Gott segne Euch Alle meine lieben Kinder!" eingetreten.

Frau Gobler saß eben mit ihren acht Kindern, von denen das älteste ein Junge von dreizehn Jahren, an einem Tisch von weichem Holze, auf dem ein Schüssel dampfender Kartoffeln stand, die ohne anderer Zugabe als einiger Salzkörner, das ganze Festmahl der armen, aber mit ihrem Loose zufriedenen Familie bildeten.

Dagegen stand auf einem Stuhle ein kleiner Christbaum, der mit seinen sechs zur Hälften verbrannten Wachskerzen, mit seinen vergoldeten Aepfeln und Nüssen den Beweis lieferte, daß auch hier der Mutter Liebe gewaltet, und ein für ihre kleine Baarschaft vielleicht großes Opfer nicht gescheut hatte, um auch ihre Kinder an der Freude über die Geburt unseres Erlösers theilnehmen zu lassen.

Die Freude aller Familienglieder beim Anblick des hochgeehrten Greises, war eben so aufrichtig empfunden als geräuschvoll ausgesprochen, und es bedurfte einiger Minuten Zeit, ehe Frau Gobler ihre Kinder zur Ruhe und Ordnung zu bringen vermochte. Dann versenkte Vater Zacharias seine Hände in die tiefen und geräumigen Säcke seines Talars, und zog im bunten Durcheinander warme Strümpfe und gute Schuhe, Hauben für die Mädchen, Kappen für die Knaben, Schulbücher für die Aelteren, Bilderbücher für die Kleineren, Spielgegenstände für Alle zur Vertheilung hervor.

Nachdem dieses ächt christliche Werk, durch die damit verbundenen guten Lehren noch werthvoller gemacht, beendet war, forderte Vater Zacharias Frau Gobler auf, ihre Kinder mit den erhaltenen Geschenken zu der Nachbarin zu schicken, da er noch einige Worte mit ihr zu sprechen habe.

Als die Kinder bis auf das Jüngste dieser Aufforderung mit Freude Genüge geleistet hatten, sagte Vater Zacharias:

„Vorerst, Frau Gobler, muß ich Ihnen auch das für Sie bestimmte Weihnachtsgeschenk übergeben; es ist eine auf tausend Gulden lautende Staatsschuldenverschreibung, die mir Herr Baron Funke für Sie übergab. Die Interessen dieses Kapitals werden Ihnen die schwere Aufgabe der Ernährung und Erziehung Ihrer Kinder erleichtern; — doch nun möchte ich auch wissen, was Sie über den Notar Glücklich weiter gehört haben."

„Nun, Hochwürden, es ist dieß wenig genug: Seit acht Tagen werden täglich große und schwere Kisten versandt; auch will meine Schwester Anna, die, wie Sie wissen, bei Herrn Glücklich als Köchin dient, eine gewisse Unruhe in ihres Herrn ganzem Benehmen bemerkt haben, die sie sich nicht zu erklären vermag. — Sonst habe ich weiter nichts erfahren."

„Nun, liebe Frau Gobler, Ihre Nachrichten sind nicht so werthlos, als Sie dieß zu glauben scheinen, werde übrigens, ehe ich nach Hause gehe, noch Ihre Schwester Anna sprechen."

Der rüstige Greis ging die Kirchenstraße entlang, über den Ottakringer Exerzierplatz, und trat in ein wo möglich noch ärmlicher aussehendes Haus der Vorstadt Lerchenfeld ein, das er indeß gleich wieder verließ, nachdem er einem zwölfjährigen Mädchen fünf Gulden mit der Weisung übergeben hatte, dieselben ihrem kranken Vater zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Schulgegenstände auf der Weltausstellung.

Die Weltausstellung zu Paris erstreckt sich auf alle Gebiete menschlichen Schaffens. Auch dem Schulwesen sollte besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Man hat für die Ausstellung von Gegenständen, die geeignet

sind, die physische und moralische Lage der Völker zu verbessern, durch Bestimmung einer eigenen Gruppe (X) gesorgt. In diese gehören nur vor Allem Materiale für den Unterricht der Kinder. Daß Preußen ein eigenes Schulhaus dort erbauen ließ, ist bereits bekannt, ist mit merklichem Eifer in die Welt hinaus geschrieben worden. Aus preußischen Kammerberichten las man aber, von welcher Seite Abgeordnete dieses Unternehmen betrachteten. Sie sagten dem Kultusministerium nicht ohne Grund, daß es besser wäre, die traurige Lage der preußischen Lehrer zu bessern, statt den fremden Nationen ein untreues Bild des Schulwesens zu geben. Doch man blieb bei dem Vorhaben, man führte es aus. So steht denn im Marsfelde zu Paris ein niedliches, keineswegs hübsches Häuschen mit der Aufschrift: „Preußische Schule". Die Arbeiterhäuser des Ausstellungsgebäudes sind wahre Schlösser gegen — man darf wohl sagen — gegen diese ärmliche Hütte. Beim Eintritt in dieselbe gelangt man alsbald zur Lehrerbibliothek, in der man jedoch vergeblich nach Werken von Autoritäten im Schulwesen sucht. Der hochverehrte Pädagoge Diesterweg sollte die Ehre (?) nicht haben, daß eines seiner Werke der Bibliothek eines preußischen Lehrers einverleibt werde. Nachdem in den Bibliotheken der Arbeiter die Denkmäler der Nationallitteratur glänzen, soll ein preußischer Lehrer keinen Schiller, Göthe u. s. f. besitzen. Dagegen muß er die Geschichte Preußens, von einem einseitigen Schriftsteller verfaßt, wacker lesen, um national erziehen zu können; deutsche Geschichte versteht sich, wie es scheint, von selbst, ohne Schlosser und Andere. Werke mit dem strengen Beisatze „im Sinne des Christenthums" haben sich natürlich am ersten für diese Bibliothek empfohlen, die für unmündige Kinder passender wäre, als für deutsche Lehrer. „Ich merke etwas wie Muckerthum," meinte ein Preuße dort. Es hat zwar eine Blüthe des preußischen Schulwesens gegeben; seit Diesterweg in Ungnade fiel, ist man jedoch rückwärts gekommen; keineswegs aber kann es um Preußens Lehrer so bestellt sein, als es diese Ausstellung schließen läßt. (Die Berliner „National-Zeitung" erklärte neulich, das ausgestellte Haus gebe ein treues Bild der preußischen Schule und sei ein großartiges Monument deutschen Geistes.) Im Schulzimmer findet sich die ganze Einrichtung einer Schule: Unpraktische Bänke, Wandkarten (Palästina, besser als Deutschland), Lehrmitteln zu allen Unterrichtsgegenständen; Bücher, Hefte, Rechnungsmaschinen, Zeichnungen, Schriften, weibliche Handarbeiten (in einem eigenen Zimmer). Lobenswerth sind darunter die Rechnungsapparate von Borne in Berlin und und Bilder zum Anschauungsunterrichte. Eine Ausstellung ganz anderer Art veranstaltete Sachsen, das ebenfalls ein Schulhaus erbauen ließ. In demselben befinden sich das Modell der Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden mit allen Turngeräthen der Halle und des Freiplatzes, Lehrmittel für die verschiedenen Unterrichtsfächer, woraus folgende Gegenstände hervorragen: Bilder zum Unterrichte in der Bibel, Bilder zur deutschen Geschichte, Globen, Wandkarten (vorzüglich von Vogel und Delitsch), Bilder zum naturgeschichtlichen Unterrichte, Sammlungen hiezu, Rechnungsapparate, geometrische Körper, Bruchtabellen, Apparate zum Unterricht in der Physik, Zeichnungen u. s. f. Die sächsische Regierung legte auch ein Exposé über den Stand des Schulwesens in Sachsen bei, aus welchem ersichtlich, daß Sachsen verhältnißmäßig mehr für das Schulwesen leistet, als irgend ein anderer deutscher Staat. So trifft auf 213,000 Seelen bereits ein Lehrerseminar. Sachsen hat nicht ganz 4000 Lehrer, die über 1 Million Thaler Gehalt beziehen. Diejenigen sächsischen Lehrer, die im Konkurse die erste und zweite Zensur erlangen, dürfen zu ihrer weiteren Ausbildung die Universität Leipzig besuchen, an der Pädagogik zum fakultativen Lehrgegenstand erhoben ist. Von dieser Maßregel, sagt das Ministerium, hoffte man mit Recht die besten Erfolge. Das jetzige Kultusministerium hat hiebei das Richtige getroffen. „Auch das ehemalige Kurfürstenthum Sachsen, bemerkt es, bietet die sonderbare Erscheinung, die sich in allen deutschen Staaten wiederholt hat und meist heute noch bei denen wahrgenommen wird, die sich anschicken, ihr Schulwesen zu ordnen; sie fangen verkehrter Weise mit Begründung und Reorganisation der Volksschulen, nicht mit Begründung von Lehrerbildungsanstalten an. Kein Wunder, daß es dann nicht nur an tüchtigen und wohlvorbereiteten Lehrern, sondern überhaupt an Lehrern fehlt, und daß die beste Schulordnung Jahrzehnte lang wirkungslos bleibt und nur auf dem Papiere und in den Gesetzbüchern steht." Auch eine amerikanische Schule ist im Parke erbaut. Sie enthält fast dieselben Lehrmitteln, wie die übrigen Schulhäuser. Zudem bemerken wir noch vorzügliche praktische Subsellien, deren Sitzen eine hohe oder niedrige Lage gegeben werden kann, und bei welchem die Fläche der Pultplatte in verschiedenen Winkeln zum Auge des Schülers zu bringen ist, je nachdem Dieß das Schreiben, oder Lesen, die Körpergröße u. s. w. nöthigt macht. Für Unterricht in den Realien finden sich die meisten Versinnlichungsmittel, ein Beweis, daß man darauf in Amerika viel Gewicht legt. Außerdem hat fast jedes Land Gegenstände für Schulen in den Wettkampf um die Ehre gesandt, die meist im Ausstellungspalaste in der II. Gruppe (der für Anwendung der freien Künste) untergebracht sind. Bemerkenswerth sind England, Nordamerika (große Wandreliefkarten aus Papiermaché), die Schweiz; sogar Südaustralien, Bombay und China (interessant die Leselehre) sind vertreten. In der französischen Abtheilung findet sich la carte du voyage de sa Majesté l'empereur Napoléon III en Algère und eine Rechnungsmaschine, die selbst rechnet, also das Denken ersetzt. Holland hat für den Unterricht der Blinden sehr gute Lehrmittel ausgestellt. Unter den deutschen Staaten

ragen Württemberg und Hessen hervor. In Württemberg verdient die Ausstellung der Kommission für die gewerblichen Fortbildungsschulen und in Hessen das Institut zur Verfertigung von Lehrapparaten von „Schröder" in Darmstadt besondere Anerkennung. Die Aufmerksamkeit aller Besucher vom Lehrerstande erregt im hohen Grade ein von dem Italiener, Professor Fioritori aus Rieti, konstruirtes, sehr einfaches Tellurium (das allein richtige auf der Ausstellung), das sich durch 1) eine schiefe Erdbahn, 2) die Exzentrizität dieser, 3) eine eigene Mondsbahn auszeichnet. Außer diesem ist uns überhaupt nur noch das von Lehrer Ernst zu Nürnberg als solches bekannt, das diese drei Eigenschaften besitzt und eben deßhalb vorzüglich brauchbar ist. Im Allgemeinen vertritt Deutschland bei der Ausstellung das Schulwesen am besten. Die Preise der Lehrmittel anderer Staaten stehen durchweg höher, als die der Unsrigen, und zudem sind erstere häufig nach alten Methoden gefertigt.

Mannigfaltigkeiten.

[Wasserhose.] Von glaubwürdiger Seite wird der „Ostpreußischen Zeitung" (der wir denn auch die Gewähr dafür überlassen) folgende Mittheilung gemacht: Dienstag, 23. Juli, als das Unwetter, welches von Riga oder vielleicht noch weiter her bis Stralsund hin gehäuft hat, auch über die Zintener Gegend dahinbrauste, führte der Organ eine Wasserhose mit sich, die über einem Felde zerplatzte. Das Feld war jetzt mit lebenden Fischen übersäet, welche von den Leuten trachtenweise fortgeschleppt wurden. Wie weit dieselben herübergeführt sein mußten, geht daraus hervor, daß Arten darunter waren, wie sie hier gar nicht, sondern nur in den großen Strömen Rußlands gefunden werden.

Vom 5. bis 7. August d. J. tagte in Hamburg die achte Jahresversammlung des Centralvereins deutscher Zahnärzte. Dieselbe war von einer großen Anzahl von Kollegen aus verschiedenen Ländern besucht: Frankreich, Baden, Württemberg, Hessen, Oesterreich, Rußland, Schweden, Norwegen, so wie beinahe sämmtliche Länder des norddeutschen Bundes hatten Vertreter auf derselben. Einestheils erregten ausführliche Besprechungen über Fachgegenstände, andererseits viele praktische Demonstrationen das lebhafteste Interesse. Ganz besondere Wichtigkeit hatten 1) ein klar vorgetragener, durch praktische Demonstrationen an mehreren eigends dazu nach Hamburg geführten Personen erläuterter Vortrag des Hrn. Dr. W. Suessen aus Berlin über sehr vollkommene Herstellung der Sprache bei ersetzten Gaumendefekten und 2) die schöne, durch Zeichnungen und mikroskopische Darstellung erläuterte Vorführung der pflanzlichen und thierischen Schmarotzergebilde des menschlichen Mundes durch Herrn Schrott aus Mühlhausen, und wurde Ersterer durch Zuerkennung der goldenen Medaille des Vereins, Letzterer durch lebhaftesten einstimmigen Beifall belohnt. Als Ausschuß für das nächste Vereinsjahr wurde der Hamburger Lokalverein wieder gewählt. Als nächster Versammlungsort wurde für den August 1868 Dresden bestimmt. Das Preisrichterkollegium wird laut Beschluß fürs nächste Jahr weiter fungiren. Durch Neuwahl wurden folgende Aemter des Vereins besetzt: Ehrenpräsident Hr. Dr. E. Hering sen., erster Präsident Hr. Dr. med. Leopold in Stuttgart, Präsident-Stellvertreter die Herren Dr. W. Suessen in Berlin und Dr. Klare in Leipzig, erster Schriftführer Hr. A. Zur Nedden in Nürnberg, Stellvertreter die Herren Dr Tosohr jun. in Hamburg und Humm in Altona. Zum Redakteur des Vereinsorgans der „Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde" wurde der bisherige provisorische Redakteur Hr. A. zur Nedden in Nürnberg ernannt. Schließlich wurde noch der bisherige Schatzmeister des Vereins, Herr Dr. Zeilmann in Frankfurt a. M., auf's Neue zu diesem Amte erwählt.

Man schreibt aus Eßlingen, 10. August: Unsere Stadt wird bald in einem Unternehmen freundlicher Pietät eine willkommene Zierde ihres schönsten Spaziergangs erhalten: auf unserer Maille, der klassischen Stätte der ersten deutschen Liederfeste, soll die Erzbüste des im vorigen Dezember verstorbenen Konrektors Dr. Karl Pfaff, des Präsidenten und Seniors des schwäbischen Sängerbundes, errichtet werden. Die Modellirung der Büste wird Bildhauer Rau, der Künstler der Stuttgarter Uhlandbüste, übernehmen. Eine kleine Auswahl der Gedichte Pfaffs soll zum Besten des Denkmals ausgegeben werden.

Während der preußische, russische und holländische Kapellmeister der in Paris konkurrirenden Militärmusiken mit dem Legionskreuz dekorirt wurden, ging der ausgezeichnete österreichische Kapellmeister Zimmermann leer aus. Warum? Weil die österreichische Behörde seine Dekorirung darum für unthunlich erklärte, weil er nur — Unteroffizier ist.

Auflösung des Räthsels in Nr. 191:
Ball.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 197 Montag, 19. August 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Während Pater Zacharias durch die Lerchenfelder-Linie und die Alstervorstadt nach der inneren Stadt ging, wollen wir sehen, was im Hause des vielbesprochenen Notars Glücklich vorging.

Außer den Personen, die, wie wir sahen, sich in Herrn von Funke's Interesse, um das Treiben des genannten Notars bekümmerten, gab es noch andere, die das Amt der Ueberwachung um so ernster betrieben, als sie dabei direkter betheiligt waren.

Zu Jenen gehörte der gewichtige Börsenmakler Herr Isaak Manasse, der, wie wir wissen, dem Baron von Funke allein gegenüber, mit nahezu einer Million im Interesse des Notars engagirt war.

Manasse hatte allerdings großen Nutzen bei den, mit des Notars Geld und auf dessen persönliche Weisung unternommenen Börsen-Operationen, doch wog die damit verbundene Verantwortlichkeit, wie in dem gegebenen Falle, diese Vortheile wohl reichlich auf.

Auch Manasse hielt des Notars Stellung in einer bereits unhaltbar gewordenen Weise untergraben, und ging demgemäß nur mit der größten Vorsicht zu Werke; gleichwohl war er weit entfernt, an eine Flucht zu denken. Von einer ihm selbst unerklärlichen inneren Unruhe getrieben, hatte er im Laufe des Christtages wiederholt um eine Unterredung mit Herrn Glücklich nachgesucht, ohne dießmal seine Bitte, der sonst ohne Verzug willfahren wurde, erfüllt zu sehen. — Durch diesen unerwarteten und ungewohnten Widerstand mußte selbstverständlich seine Unruhe noch wachsen, und erreichte endlich einen Grad, der ihn auf die Gefahr hin, sich mit seinem besten, und möglicherweise noch immer solventen Kunden zu überwerfen, auf eine unverzügliche Rücksprache dringen ließ.

Der Ton und die Haltung des sonst geschmeidigen, vielleicht nur zu unterthänigen Maklers waren so entschieden herausfordernd, daß Anna, des Notars Köchin, ihrer erhaltenen, bestimmten Weisung zuwider, Manasse anmeldete. Allerdings ward sie von ihrem Gebieter schlecht genug empfangen, doch nach kurzer Ueberlegung befahl ihr dieser, den unbescheidenen Menschen einzuführen.

Manasse hatte die Schwelle zum Arbeitskabinet des Notars noch nicht überschritten, als ihn dieser mit gewohnter, beinahe barscher Kürze, nach dem Grunde seines zudringlichen Begehrens befragte, und die Aufforderung zu einer kurzen und bündigen Antwort hinzufügte.

„Gottes Tod, Herr von Glücklich, gestrenger Herr Notar, was sind Sie heut' bei schlechter Laune! Ich komme, Sie zu fragen, wie es mit den neunmalhundertzweiundachtzigtausend Gulden steht, die der gnädige Herr Baron von Funke heute von Ihnen zu kriegen hat."

„Was bekümmert Sie das, was ich zu bezahlen habe?"

„Wie heißt, was Sie zu bezahlen haben? Weiß der gestrenge Herr Baron, daß er das schwere Geld von dem Herrn Glücklich zu bekommen hat? Nein! er fordert es von mir, dem Makler Isaak Manasse, und darum habe ich ein Recht zu fragen, warum ich das Geld heute noch nicht erhalten habe, um es dem Herrn Baron überbringen zu können!"

„Es ist gut, Manasse, wenn Sie es in diesem Tone nehmen; das Geld sollen Sie nach den Feiertagen erhalten, doch jetzt wünsche ich allein zu bleiben, um wichtige Arbeiten beenden zu können."

„Wie heißt nach den Feiertagen? Der Isaak Manasse hat keine Feiertage, und die Metallique's, die der Herr Notar gekauft hat, die kennen keine Feiertage. Wichtige Arbeit! was heißt wichtige Arbeit? Bezahlen ist die wichtigste Arbeit für jeden ordentlichen Geschäftsmann und für einen Notar, der die Wittwen- und Waisengelder, der das Vermögen mehrerer Kavaliere zu verwalten hat, noch wichtiger als für Jene, da man sonst leicht glauben könnte, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen mißbraucht, und von diesem Glauben bis zur Anklage ist es nicht weiter, als von dieser bis ins Zuchthaus!"

„Unverschämter Mensch, welche Sprache wagen Sie gegen einen Syndikus der Krone zu führen? Hinaus oder ich lasse Sie durch die Wache von hier fortführen!"

„Bezahlen Sie mir zuerst das Geld, oder geben Sie mir eine Empfangsbestätigung darüber, dann geht der Isaak Manasse."

Tödtliche Blässe hatte die Züge des Notars bedeckt, als Manasse seinen Verdacht in so bestimmter Weise aussprach. Die drohende Haltung des Notars war eben der Rettungsanker, mit dessen Wurf er sein aut, aut gewagt. — Schon wähnte er Alles verloren, als ihn Manasse mit dem Worte: „Empfangsbestätigung!“ die ganze Fassung wiedergab. — War er nicht des Barons Vermögensverwalter? Was wollte Manasse von ihm? Der Verantwortlichkeit überhoben sein. Indem er ihm die gewünschte Bescheinigung gab, befriedigte er ihn, der klarer zu sehen schien, als ihm lieb war und mit Funke fertig zu werden, hielt er eben nicht für schwer.

In der Freude, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein, beging Glücklich den groben Fehler, dem Alles beobachtenden Manasse, außer der gesetzlichen Bescheinigung, auch noch tausend Gulden anzubieten.

Manasse, der nur in seiner Verzweiflung über die auf seinem Namen ruhende große Verantwortung den Muth zu einer Sprache gefunden, die er untern andern Umständen selbst gegen einen weit Unbedeutenderen nie gewagt haben würde, stand im Begriffe, wieder sehr klein nachzugeben, als die ungewohnte Großmuth des eben durch ihn erst so schwer beleidigten Notars, seine früheren Zweifel stärker als je entstehen machte. Gleichwohl nahm Manasse das Geschenk an, und verließ, von dem wieder artig gewordenen Notar begleitet, das Arbeitszimmer.

Auf der Straße stieß Manasse gegen einen Priester, der eben im Begriffe stand, das Haus zu betreten. Nach kurzer Entschuldigung, setzte er seinen Weg fort, wobei er folgenden Monolog hielt:

„Das Glück hat den Glücklich verlassen, und bald wird der Glücklich aufgehört haben glücklich zu sein. Die tausend Gulden, die Du von ihm bekommen hast, sind wohl die Letzten, die Du von ihm bekommst, folglich ist unser Konto abgeschlossen. — Während Du von dem Notar nichts mehr zu erwarten hast, kannst Du von dem gestrengen Herrn Baron von Funke noch sehr viel gewinnen, wenn Du ihm durch Deine rechtzeitige Warnung zum Erhalt seines Vermögens, oder doch eines Theils desselben verhilfst! Manasse, das ist eine kluge Idee, der Herr Baron hat heute großen Empfang. Wenn Du Dich melden läßt, wird er glauben, Du bringst ihm das viele Geld, und wenn es gilt eine Million zu empfangen, da verläßt man die nobelste Gesellschaft. — Hast Du ihn allein, dann sagst Du ihm, was Du von dem Notar Glücklich hältst, und das Weitere findet sich schon.“

Bei diesem Punkte seines Monologs angelangt, schien es Manasse, als erleide seine Botschaft keinen Aufschub und als fesselten Bleigewichte seine Füße, während er sich doch Flügel gewünscht hätte. — So weit war die Aufregung gerathen, in die er sich hineingearbeitet, daß er auf der Freiung einen Komfortable bestieg, was ihm seit Jahren nicht mehr begegnet war; ja noch mehr, er gab dem Kutscher die uns bekannte Adresse ohne über den Fahrpreis gefeilscht zu haben, was er beim Besteigen eines Wagens im Leben noch gar nie vergessen hatte. —

Der für Manasse, aber auch für Baron Funke ungünstige Zufall, der eine so wichtige Rolle im menschlichen Leben spielt, wollte daß eben jener Kutscher, Manasse als denjenigen wieder erkannte, um dessen Willen er vor drei und einem halben Jahre wegen einer Taxüberschreitung, erschwert durch rohes Benehmen von der Polizei mit zwanzig Stockstreichen bestraft worden war. Die Erinnerung an jene Marter-Viertelstunde schrie nach Rache und anstatt Manasse an die Rückseite des Palastes zu führen, wie ihn dieser geheißen, führte er ihn zwischen die wachhaltenden Gendarmen, zu den, für den Empfang der hohen Gäste bestimmten Haupteingang.

Hatte schon die bloße Ankunft eines Comfortable genügt, um die Heiterkeit, der an Luxus-Equipagen gewohnten Diener zu erregen, so brachen sie beim Anblick, des in seine polnische Tracht gehüllten Isaak Manasse in ein höchst respektwidriges schallendes Gelächter aus. — Des ehrlichen Mannes Verlegenheit ging so weit, daß er dem Kutscher statt der schuldigen zwanzig Kreuzer, einen Gulden, d. h. das Fünffache gab, und dann mit entblößtem Haupte um die Gunst bat, dem Herrn Baron angemeldet zu werden. —

(Fortsetzung folgt.)

Das bayerische Volksschulwesen.

Mächtiger als je dringt der Ruf: „Vorwärts!“ in alle Schichten unseres Volkes. Auf dem Gebiete des Wissens und Könnens, in allen Fächern des geistigen, wie materiellen Betriebes hat dieses Losungswort unserer Zeit ein wetteiferndes Ringen und Streben hervorgerufen. — So sehr das Kulturleben von Tag zu Tag fortschreitet, so auffallend ist es, daß die Klage nicht verstummt: „Es will nicht besser werden.“

Sittliche Verdorbenheit, die von Geschlecht zu Geschlecht sich steigert und nicht selten unter der Jugend schon in ungezügelter und roher Weise hervorbricht: sie zehrt als furchtbarer Krebsschaden an der materiellen Wohlfahrt unseres Volkes. Wo sollen wir die Quellen suchen, aus denen dieser Strom des moralischen Verderbens unserer Zeit hervorbricht?

So viele es deren gibt, und so wahr es ist, daß unsere sozialen Verhältnisse, die Mängel und Gebrechen unserer sozialen Gesetzgebung, deren Reform, gottlob! die Organe unserer k. Regierung zur Zeit angelegentlichst beschäftigt, — die Uebermacht des Kapitals der Armuth gegenüber, die bei der ärmeren Klasse so häufig vorkommende Unmöglichkeit, einen Hausstand zu grün-

den und noch viele dergleichen Ursachen zu dieser traurigen Erscheinung beitragen: so unleugbar ist es indessen doch, daß die Hauptquelle dieses moralischen Verderbens unserer Zeit in der mangelhaften geistigen Befähigung unseres Volkes verborgen liegt, jenes Theiles unseres Volkes nämlich, der seine gesammte Bildung der Elementarschule verdankt. — Bei dem gegenwärtigen Stande unserer Volksbildung kämpft in der That jede sittliche Macht gegen die moralische Verdorbenheit unserer Zeit vergebens an.

Der Geist nur kann auf den Geist wirken. Mit einer mangelhaften Bildung des Geistes und der damit verbundenen Unwissenheit geht eine eben so dürftige Bildung des Gemüthes Hand in Hand.

Sobald unser Volk mehr geistig befähigt wird, dann wird es auch sittlich veredelt werden.

Diese mangelhafte Bildung mit ihrem sittlichen und materiellen Schaden kann nun aber durchaus nicht der Thätigkeit der Volksschule zur Last fallen.

Gegen derartige Vorwürfe muß mit aller Entschiedenheit Verwahrung eingelegt werden.

Die Volksschule leistet, was sie unter den gegebenen Verhältnissen leisten kann. Der Grund aber, warum die dermalige Bildung, wie sie in den Volksschulen gewonnen wird, den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genügt, ist wohl großentheils in dem Mangel einer gesetzlichen Regelung der Schul- und Lehrerverhältnisse überhaupt, in den die Thätigkeit des Lehrers in der Schule so sehr hemmenden und zeitraubenden Nebenbeschäftigungen desselben, in der häufigen Ueberfüllung vieler Schulen mit Abtheilungen oder Klassen, welche Einrichtung namentlich in kleinen Orten besteht, aber leider daselbst kaum geändert werden kann, und endlich ganz besonders in der mangelhaften Einrichtung der Sonntagsschule zu suchen.

Die Sonntagsschulen, durch Verordnung vom 12. September 1803 in Bayern ins Leben gerufen, sollten den Zweck haben, einerseits das in der Werktagsschule Gelernte besser zu begründen und zu erweitern, andererseits aber auch den jungen Menschen mit jenen Kenntnissen und Fertigkeiten auszurüsten, die für das künftige Berufs-, wie für das bürgerliche Leben überhaupt so nothwendig, als nützlich sind, und ohne die man heutzutage in der Welt nicht mehr bestehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte Salzburgs.

Die Stadt Salzburg zählt zu den ältesten Städten Deutschlands, und die zahlreichen Antiquitäten aller Art, Ueberreste römischer Villen, Meilensteine, Begräbnißplätze 2c. deuten darauf hin, daß schon die Römer das reizende Thal der Salzach, welche damals Juarus (?) geheißen haben mag, gekannt und bewohnt haben. Die Wohnsitze derselben in der Ebene des heutigen Salzburgs mögen im 3. Jahrhunderte vor Christus durch Hunnen, Rugier und Heruler zerstört worden sein. Der im 7. Jahrhunderte an der ziemlich verödeten Stätte das Christenthum predigende Ruodpert (Rupert) kann als der Gründer des heutigen Salzburgs angesehen werden. In diese Zeiten fällt auch die Gründung des Stiftes St. Peter in Salzburg, welches bis in's 10. Jahrhundert der Sitz der Salzburger Bischöfe geblieben ist. Die Geschichte zahlreicher, heute noch blühender Ortschaften: Wallarium (am heutigen Waller- oder Seekirchner-See), Halla (Reichenhall), ad Cucallos (Kugel in der Nähe des Gellinger Wasserfalles, Cella (Zell am See), Morrigium (Morzg) 2c. ist mit der Geschichte des alten Juvaviums (Salzburg) auf das Innigste verflochten. Der im Jahre 798 zum Erzbischof von Salzburg erhobene Abt von St. Peter, Arno, begleitete Karl den Großen auf seinem Feldzuge gegen die Avaren und war im Jahre 800 Zeuge der Kaiserkrönung in Rom. Schon unter ihm hatte Salzburg zu einer kirchlichen Großmacht sich erhoben. Die Erzbischöfe Gebhard I. (1060—1088) und Konrad I. (1106—1147) haben nicht wenig dazu beigetragen, die Macht des Papstthums zu kräftigen, indem sie zu dem Grundsatze sich bekannten, daß der Papst über dem Kaiser stehe. In den Zeiten Konrad II. von Babenberg (1164—1168) führte der Konflikt zwischen Kaiser und Papst zu gewaltigen Kämpfen, in denen Salzburg, welches für den Papst Partei ergriffen hatte, von den Anhängern Barbarossas arg gezüchtigt ward. Ein Jahrhundert später standen jedoch die Erzbischöfe von Salzburg schon auf der Seite der deutschen Kaiser: Erzb. Eberhard II. wird dafür vom Papste Innocenz IV. exkommunizirt, der Erzb. Ulrich (1256 bis 1265) ward in den Kirchenbann gethan. Erzb. Friedrich II. (1270—1284) erhielt die Reichsfürstenwürde und stellte sich in den Kämpfen zwischen Rudolph von Habsburg und Ottokar von Böhmen muthig auf die Seite des ersteren. Unter Erzb. Eberhard III. (1403—1427) legten Abgeordnete des Adels und der Stadt der Macht des Erzbischofs und seines Kapitels wesentliche Beschränkungen auf. Bei der im Jahre 1438 erfolgten Eintheilung des deutschen Reiches fiel Salzburg mit Bayern, Bamberg, Würzburg, Regensburg, Passau dem bayerischen Kreise zu. Kaiser Friedrich IV. übergab 1485 nach dem Falle von Wien dem Erzbischofe Johann III. von Salzburg die Regentschaft über Steiermark, Kärnthen und Krain. Unter dem Erzbischofe Leonhard von Kautschach (1495—1519) strebten die Salzburger Bürger die Verweltlichung des Erzstiftes an; unter Erzbischof Mathäus Lang (1519 bis 1540) wirkten Stephan Agrikola, Paul Speratus und der Augustiner-Mönch Johann v. Staupitz — ein Freund Luther's — im Sinne der Reformation.

Der widerstrebende Erzbischof nahm der Stadt ihre Privilegien ab und ward sodann von den aufständischen Bauern, namentlich aus Gastein, St. Johann, Hallein etc., welche Salzburg plünderten, durch einige Monate auf der Veste Hohensalzburg gefangen gehalten. Erzbischof Michael v. Küenburg (1554—1560) unterfertigte den Religionsfrieden, sein Nachfolger Johann Jakob (1560—1586) machte der Reformation wesentliche Zugeständnisse, die er jedoch später zurücknahm. Erzbischof Wolf Dietrich (gestorben 1617 als Gefangener des Herzogs Maximilian und des Salzburger Domkapitels) war seinen protestantischen Unterthanen ein milder Fürst gewesen und hatte mit dem Scharfblicke des Genies der Stadt Salzburg ihre erweiterte Gestalt gegeben. Er hat den Grundstein zum heutigen Dome gelegt und jenen Theil der Residenz erbaut, welcher demnächst von Napoleon III. bewohnt werden wird. Er hatte die Verweltlichung des Erzstiftes ins Auge gefaßt und war deßhalb in einen Krieg mit Maximilian von Bayern verwickelt worden, der, nachdem das Domkapitel auf Seite des Letzteren sich geschlagen hatte, den Sturz Wolf Dietrich's nach sich zog. Sein Nachfolger, Markus Sitticus, ist der Erbauer von Hellbrunn. Erzbischof Paris (1619—1653) beschränkte die Macht des Domkapitels, und zeichnete sich durch viele segensreiche Schöpfungen vortheilhaft aus. Unter den Erzbischöfen Maximilian I. (1668—1687) und Johann Ernst (1687 bis 1709) fanden mannigfache Bedrückungen protestantischer Unterthanen statt; unter dem Erzbischof Leopold Anton Freiherrn v. Firmian (1717—1744) erschien das Emigrantenpatent vom 31. Oktober 1731, durch welches 40,000 protestantische Unterthanen von Salzburg zur Auswanderung gezwungen wurden. Hieronymus (1772—1812) ist der letzte regierende Erzbischof von Salzburg. Unter ihm ward, 27. Januar 1756, Wolfgang Amadeus Mozart in Salzburg geboren. Der Erzbischof floh nach der Schlacht von Hohenlinden (3. Dezember 1800) aus Salzburg. Am 15. Dezember desselben Jahres zog ein Theil der siegreichen französischen Armee in Salzburg ein; General Moreau bezog die Residenz. Der Abzug desselben erfolgte erst in Folge des Lüneviller Friedens. Am 19. August 1802 nahmen österreichische Truppen in Namen des Großherzogs von Toskana Besitz von der Stadt — Salzburg war ein weltlicher Staat geworden. Es hatte als solcher in den Jahren 1802—1816 noch manche Wechselfälle des Geschickes zu bestehen; seit dem letzteren Jahre ist Oesterreich fortwährend im Besitze des Landes und der Stadt Salzburg geblieben. Die letztere hat namentlich den großmüthigen Intensionen Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. ihr rasches Emporblühen zu danken.

Festgruß.

Dem Komponisten des „Kirchleins", Herrn Musik-Direktor und Stadtkämmerer Valentin Eduard Becker in Würzburg, zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Komponisten-Jubiläums am 11. August 1867 geweiht.*)

Vom „Kirchlein" hör' ich singen
Ein einfach schönes Lied,
Das mich auf Geistesschwingen
Empor zum Höher'n zieht.

Vom „Kirchlein" hört man singen
Schon fünfundzwanzig Jahr',
Sein Ton wird nie verklingen,
Er klingt ja wunderbar.

Es schallt auch heute wieder
Dieß Lied aus früh'rer Zeit,
Beim Jubelfest der Lieder
In seiner Lieblichkeit.

Es hebt sein süßes Schallen
Das Herz in jeder Brust;
Und Hochgefühle wallen
In heh'rer Sangeslust.

Auch heute hör' ich's singen,
So mild, so wunderbar,
Den Preis Dir darzubringen,
Verehrter Jubilar!

Die Huld'gung Dir zu bringen,
Dankbar der Sänger Schaar,
Seh' ich begeistert schlingen
Den Lorbeer Dir ins Haar.

Den Wunsch leg' heut' ich nieder,
Er schall' durch Berg und Thal:
Magst schaffen Du der Lieder
Noch eine große Zahl:

Daß noch in Silberjahren
Wir jubelnd Dich umsteh'n
Nach fünfundzwanzig Jahren,
O mög' es doch gescheh'n!

Julius Kutlor.

Mannigfaltigkeiten.

Wenn die Kaiserin Eugenie am Morgen des 19. August ihr Schlafgemach verläßt, findet sie in dem unmittelbar daranstoßenden Saale ein Album mit 40 der schönsten Ansichten der Stadt und des Landes von Salzburg aufgeschlagen, so wie einen prachtvollen Kranz von Almenrausch und Edelweiß. Beide Geschenke gehen von der Bürgerschaft Salzburgs aus, und sind bestimmt, der Kaiserin als freundliche Erinnerung an ihren Salzburger Aufenthalt zu dienen.

*) Aus der in Leipzig erscheinenden „Neuen Sängerhalle."

Redakteur Gustav Meifert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 198 Dienstag, 20. August 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Nach längeren höchst unpassenden Scherzen, empfand ein Kammerdiener, der Manasse persönlich kannte, Mitleid, und erklärte ihm, daß er heute nicht vorkäme, selbst wenn er der Ueberbringer einer Million wäre. —

„Ach ich bitte, gnädiger Herr, sagen Sie Seiner Exzellenz dem gestrengen Herrn Baron, daß ich ihm wirklich eine Million überbringe, und das viele Geld in seiner festen Kasse für sicherer, als in meinem armseligen Hause halte."

„Umsonst, lieber Mann, und wäre das ganze Vermögen Seiner freiherrlichen Gnaden in Gefahr; so könnten Sie jetzt nicht vorkommen!"

„Gott über die Welt: was sein Sie für ein Unglücksprophet. Nun so melden Sie dem gestrengen Herrn Baron, daß der Notar Glücklich — — —" dann erschrocken über die Unvorsichtigkeit, die zu begehen er im Begriffe stand: „Nein! nein! bitte, melden Sie nichts, ich will warten, bis die hohen Gäste fort sind."

„Nun, wie Sie wollen, lieber Mann, aber die Zeit wird Ihnen lange werden, es ist kaum zehn Uhr, und wenn die Herrschaften gegen Morgens das Hotel verlassen, dürfte der Herr Baron kaum gelaunt sein, Geschäfte zu verhandeln. — Indeß, wenn Sie Ihr Heil versuchen wollen, warten Sie!"

Die Angst und Aufregung hatte Manasse's Stirn, trotz eisiger Kälte, mit dicken Schweißtropfen bedeckt, während er vor dem Palaste auf und ab ging. Jedenfalls hatte seine sichtbare Aufregung, vielleicht auch die Kunde, daß er der Träger einer Million war, dazu beigetragen, den unpassenden Scherzen der Domestiken Einhalt zu thun. — Geraume Zeit war indessen verflossen, ehe es dem Herzoge W . . . und Herrn von Lampe gelang, den Freiherrn aufzufinden, und allein zu sprechen. —

Baron Funke gehörte aber zu jenen immer seltener werdenden Charakteren, die deutliche unwiderlegbare Beweise fordern, ehe sie an die Schuld eines als achtbar bekannten Mannes glauben, und so kam es, daß er all' den uns bereits bekannten und gewiß berücksichtigungswerthen Anschuldigungen, selbst nach der vorausgegangenen Warnung des von ihm hoch geachteten Pater Zacharias nur Unglauben entgegen setzte. Schließlich versprach er beiden Kavalieren, die Sache am nächsten Tage genau zu prüfen, und mit aller Energie zu handeln, falls sich ihre Vermuthungen als ganz oder theilweise gegründet erweisen würden.

„Warum bist Du so verstimmt, lieber Adolph? Hoffentlich gilt Deine üble Laune nicht mir?" Mit diesen von einem zärtlichen Händedruck begleiteten Worten sprach Ida ihren zärtlich geliebten Gatten in dem Augenblicke an, wo er geärgert über die ihm gewordene Meldung, daß ihn Pater Zacharias ohne Verzug zu sprechen wünsche, den Empfangssaal durch eine Seitenthür verlassen wollte.

„Wie kannst Du nur so fragen, Ida, mein süßes Weibchen? Dir zürnen! Wie wäre dieß möglich? Und worüber? Ich weiß nicht, warum sich alle Welt heute gegen mich verschworen hat, und sich nach Kräften bemüht, mir den Abend zu verleiden?" Zuerst kam Pater Zacharias, um mich vor Glücklich, dem redlichsten Mann der ganzen Welt, zu warnen. Vor einer halben Stunde zwang mich Onkel W . . . eine ganze Kriminalanklage des mir ohnehin so sehr verhaßten Krautjunkers von Lampe wieder gegen Glücklich anzuhören, und nun, um halb zwölf Uhr Nachts, läßt mich Pater Zacharias um eine Unterredung bitten, die angeblich keinen Aufschub erleidet. Ich habe die Ueberzeugung, daß es sich wieder um Glücklich handelt."

„Lieber Adolph, ist es nicht unvorsichtig von Dir, so viele Warnungen unberücksichtigt zu lassen? Glücklich hat, wenn ich mich nicht irre, unser ganzes Vermögen in Händen; Mama sprach sich heute sehr tadelnd über diese Thorheit aus, und scheint die allgemeine Meinung in Bezug auf den ehrenhaften Ruf Deines Notars auch nicht zu theilen."

„Gut, wieder eine Anklage mehr. Doch laß mich hören, was mir der würdige, aber zu besorgte Pater Zacharias zu sagen hat."

„Gehe, Adolph, aber theile es mir jedenfalls gleich mit; denn ich habe keineswegs Deine fast unbegreifliche Ruhe."

Als Funke einige Minuten später zurückkam, fand er Ida im Wintergarten, in sehr eifrigem Gespräche mit ihrer Kammerfrau. Als sie ihren Gatten gewahr

ward, eilte sie ihm entgegen, und fragte mit sichtbarer Aufregung:

„Nun, Adolph, welche Nachricht brachte Dir Vater Zacharias?"

„Er behauptet etwas ganz Unmögliches!"

„Und das wäre!"

„Daß der Jude Manasse eben bei Glücklich war, und von ihm die mir schuldende Summe in so gebieterischer Weise gefordert habe, daß er dabei die Worte Verdacht, Anklage, Zuchthaus erwähnte, und der Notar, dieser groben Beleidigung ungeachtet, oder wie Pater Zacharias behauptet, eben dieser Drohung nachgebend, Manasse die Bestätigung über den Empfang des Geldes ausgestellt habe, wodurch, falls Pater Zacharias richtig unterrichtet ist, Lampe's Behauptung, daß Manasse nur der Zwischenhändler sei, allerdings an Wahrscheinlichkeit gewinnt. — Ich muß gestehen, daß ich endlich selbst um so unruhiger zu werden beginne, als Pater Zacharias behauptet, daß Glücklich zu einer plötzlichen Reise packen läßt."

„Manasse allein wäre somit in der Lage, die Zweifel zu lösen?"

„Ich werde ihn morgen kommen lassen!"

„Nicht nothwendig, lieber Adolph! Leider scheint die Situation sehr ernste Proportionen anzunehmen; denn eben sagte mir Margarethe, daß ein Jude Namens Manasse vor anderthalb Stunden angelangt sei, und Dich zu sprechen gewünscht habe, von den Dienern aber in der unverantwortlichsten Weise verhöhnt ward, bis er sich als den Träger einer Million zu erkennen gegeben. — Margarethe, die sich in der Nähe befand, und den ganzen Vorgang mit angesehen hatte, empfand Mitleid mit dem alten Manne, der seit zehn Uhr Abends vor dem Hotel auf und ab geht. Nach seinem Begehren gefragt, habe er sie beschworen, ihn anzumelden, da jede Minute Zeitverlust Dich Dein ganzes Vermögen kosten könne. Eben als Du zurückkamst, gab ich den Befehl, ihn in Dein Arbeits-Kabinet zu führen."

„Dann will ich zu Manasse eilen, doch Du, Ida, kehre Du zur Gesellschaft zurück, ich befürchte, daß unsere wiederholte Entfernung ohnedieß schon Aufsehen erregt und die Unterhaltung gestört hat."

Hatte die letzte Kunde des jungen Kavaliers Zutrauen erschüttert, so stellten die von Manasse erhaltenen Details die Gefährdung seines ganzen Vermögens außer jedem Zweifel.

Rasches Handeln allein vermochte hier noch zu helfen. Indem Funke seiner Gattin die Aufgabe übertrug, seine Abwesenheit bei den Gästen zu entschuldigen, ließ er vorfahren und bestieg, zum größten Erstaunen der anwesenden Diener, mit dem verhöhnten Juden Manasse und Pater Zacharias dieselbe Equipage.

Im schärfsten Trabe der Vollblutpferde fuhr das sonderbare Trio nach der Polizei-Direktion.

(Fortsetzung folgt.)

Das bayerische Volksschulwesen.

(Fortsetzung.)

Schon in der Gründung und dem Fortbestande der Sonntagsschule liegt also das Anerkenntniß, daß mit der Entlassung aus der Werktagsschule die Bildung des jungen Menschen nicht als abgeschlossen zu betrachten ist, sondern daß vielmehr auf den in der Werktagsschule erlernten Elementen kräftig fortgebaut werden muß, wenn nicht das angefangene Werk der Geistesbildung gleich nach Entlassung aus der Werktagsschule wieder zerfallen, wenn die Schule für das Leben Früchte tragen soll.

Die eigene Erfahrung lehrt uns, daß in der Werktagsschule für die Ausbildung des Denkvermögens und für die zur Bildung unerläßliche Zueignung von bildendem Stoffe zu wenig Zeit übrig bleibt, daß man sich nur auf das Nothwendigste beschränken muß, daß das zu Lernende fast immer nur mechanisch im Gedächtnisse der Kinder nach Maßgabe ihrer Kräfte angehäuft wird, ohne wirkliches, durch Arbeit des Geistes und Gemüthes erworbenes Eigenthum zu werden.

Wenn nun der noch todt im Gedächtnisse liegende Stoff nicht geistig verarbeitet wird, wenn nicht der Strahl des Verstandes ihn durchdringt, ihn belebt: dann wird nur zu bald die gesammte Geistesbildung, wie sie in der Werktagsschule gewonnen wurde, sich so gänzlich verflüchtigt haben, daß es als kein Wunder erscheint, wenn bei der Einreihung zum Militär so manche Jünglinge kaum mehr im Stande sind, ihren Namen zu schreiben.

Die Sonntagsschule leistet diesem Verflüchtigungsprozesse nicht den geringsten Widerstand und erfüllt somit auch ihre Aufgabe nicht. Ein Hauptgrund dieser leider nur zu traurigen Erscheinung liegt in der für die Sonntagsschule zu karg zugemessenen Zeit.

Das Jahr zählt 52 Sonntage, von diesen fallen für die Sonntagsschule zunächst die gesetzlichen Ferien von ungefähr 6 Wochen, dann die Sonntage der hohen Feste, der Kirchweihen, so wie auch alle diejenigen Sonntage aus, an welchen kirchliche Funktionen, z. B. Leichenbegängnisse, Prozessionen, Konfirmationen 2c. die Abhaltung der Schule unmöglich machen. Zählt man dann noch die schuldbaren und entschuldbaren Versäumnisse dazu, so ergibt sich am Jahresschlusse, daß jeder Sonntagsschüler im ganzen Jahre höchstens 20 bis 30mal die Sonntagsschule besuchte. Soll während dieser kurzen Zeit alles Das nachgeholt werden können, was dem Schüler bei seiner Entlassung aus der Werktagsschule gefehlt hat? Die Resultate der Jahresprüfungen beweisen das Gegentheil.

Die Sonntagsschüler holen nicht nur Nichts nach, sondern mit jedem Jahre schwindet das in der Werk-

tagsschule Gelernte zu einem immer kleineren Minimum herab. —

Ein weiterer Grund, warum die Sonntagsschulen ihren Zweck nicht erreichen, liegt in dem Widerwillen, mit welchem die Schüler die Sonntagsschule besuchen. Diese Schulpflicht wird nur als eine Last angesehen. Sobald man nämlich in die Sonntagsschule geht, dünkt man sich schon etwas Großes zu sein, und wird nach der Gesellschaft der Erwachsenen lüstern, von diesen aber mit Recht noch so lange für unmündig gehalten, als man die Sonntagsschule besucht. Darum haßt man diese Anstalt, welche immer an die eigene Unmündigkeit erinnert; schämt sich, auf dem Schulwege seine Lerngeräthe bei sich zu führen, läßt solche deßhalb oftmals zu Hause, oder trägt sie verdeckt.

Wer aber aus Zwang und nicht mit Lust und Liebe in die Schule geht, von dem läßt sich nicht erwarten, daß er mit Eifer lerne. Ein günstiges Resultat wird unter solchen Verhältnissen selbst dann nicht erzielt werden können, wenn die Schulzeit ums Dreifache vermehrt würde.

Wie soll dieser Widerwille niedergehalten und verdrängt werden?

Der elterliche Einfluß könnte hier das Meiste bewirken.

Aber sind es nicht gerade die Eltern, welche den Kindern die Sonntagsschule verhaßt machen? Ist ihnen nicht das Schulgeld und die Nachschaffung der Schulbedürfnisse zu viel und der Grund, warum sie Angesichts der Kinder die Sonntagsschule verwünschen und die Versäumnisse begünstigen?

Gefällt es nicht manchem Vater besser, wenn der Sohn schon das Rauchen einer Cigarre vertragen kann, oder mit einer langen Pfeife durch die Straßen dampft, als wenn er mit der Schiefertafel unterm Arm zur Sonntagsschule schleicht! Schmeichelt es nicht mancher Mutter mehr, wenn der kaum 14jährigen Tochter schon der Hof gemacht wird, und sie die Komplimente hübschartig erwidert, als wenn sie in Schule und Kirche etwas Nützliches lernt!

Ein weiteres Hinderniß für das Gedeihen des Unterrichts in der Sonntagsschule liegt oftmals auch in dem Lehrer selbst.

Von der Erfolglosigkeit dieses den Schülern verhaßten Institutes überzeugt, geht der Lehrer selber nicht mit der rechten Lust und Liebe in die Schule. Der Gedanke, sich mit einer Jugend beschäftigen zu müssen, die nur aus Zwang die Schule besucht, die keinen Sinn, keinen Eifer für das Lernen hat, sondern nur mit roher Ungeduld den Augenblick erwartet, der sie ihrer Fessel, der Sonntagsschulpflicht enthebt: dieser Gedanke ist es, der den Lehrer entmuthigt, ihn seines Eifers, seiner Berufsfreudigkeit hinsichtlich der Sonntagsschule beraubt.

Daß der Lehrer mit Widerwille und Unlust gegen die Sonntagsschule erfüllt ist, dazu trägt aber auch noch der Umstand bei, daß er eine schon an und für sich bittere Arbeit gerade noch an einem Sonntage verrichten muß. „Nach saueren Wochen frohe Feste!“ sagt Göthe. Beim Lehrer aber folgt auf die saure Woche oft ein bitterer Sonntag.

Vor- und Nachmittags als Kirchendiener und Organist abgespannt, muß er, damit er ja nicht aus der Uebung kommt, noch einige Stunden Schule halten. Kommt dann noch der Dienst, wozu er als Gemeindeschreiber verpflichtet ist, und der ihn in der Regel gerade an Sonntagen am meisten in Anspruch nimmt, hinzu, — so schleicht oft manchem Lehrer der Mittag wie ein gespenstiger Schatten am hungrigen Magen vorüber, und der Festtag wird ihm — wohl manchmal aus zweifachem Grunde — zugleich zum Fasttage.

Unter solchen Umständen auch noch mit Liebe und hl. Begeisterung gegen die Sonntagsschule erfüllt sein, die dem Lehrer bei ihrer derzeitigen Einrichtung ohnedieß zwecklos erscheinen muß, das ist denn doch eine Aufgabe, deren Lösung Manchem zu schwer fallen muß.

Darum fort mit diesem sich längst überleb'en, zwecklosen Institute, das bei seinem negativen Erfolge auch noch den positiven Nachtheil hat, daß es auf das Wirken des Lehrers in der Werktagsschule, so wie auf die mit der Sonntagsschule in Verbindung stehende Christenlehre einen höchst verderblichen Einfluß ausübt, letztere den Schülern verhaßt macht und sonach für einen günstigen Erfolg derselben der größte Hemmschuh ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zähne und deren Krankheiten.

Der Zahnschmerz scheint so alt zu sein, wie das menschliche Geschlecht, ja älter, denn nicht nur, daß eine menschliche Kinnlade, welche in Diluvialschichten gefunden wurde, einen hochgradig kariösen Zahn zeigt, und auch jene Menschenzähne, die man unter anderen menschlichen Ueberresten aus der vorsündfluthlichen Zeit in Höhlen gefunden hat, Spuren von Zahnfäule zeigen, so werden kariöse Zähne auch bei Thieren, die offenbar vor dem Menschen da waren, so bei mehreren dem letzteren ähnlichen Affen gefunden, und unsere Hausthiere sind es, die — wohl als Folgen der ihnen aufgedrungenen Zivilisation — verhältnißmäßig häufig hohle Zähne zeigen. In den Vorzeiten, wo die Menschheit, noch unbeleckt von der Kultur, gerade so viel Vernunft besaß, um naturgemäß zu leben, war eben jenes Leiden seltener, denn ein Forscher, welcher eine größere Anzahl von Zähnen aus der vorsündflutlichen Periode untersuchte, fand unter 1000 nur 10 bis 12 angefressene. Der Zahn bringt schon durch seine Struktur die Anlage für gewisse Erkrankungen mit auf die Welt, und be-

stimmte chemische Alterationen des Speichels sind es dann, welche spezifische Gährungsprozesse im Munde erzeugen, die wieder nicht ohne ausgesprochen verderbliche Wirkung auf die Glasur und das eigentliche Zahnbein bleiben. So wie aber andere Eigenschaften, so vererben sich auch Zahnkrankheiten in Familien und in ganzen Völkerstämmen, und so wie es ganze Familien gibt, existiren auch ganze Völker, bei deren Mitgliedern die Zahnfäule ein äußerst häufiges Uebel ist, und es scheint sich da wesentlich um die Vererbung gewisser Gewerbsverhältnisse zu handeln. Romanische Völker leiden in unverhältnißmäßig höherem Grade an kariösen Zähnen, als germanische, und es wäre gewiß im höchsten Grade interessant, zu erforschen, wie sich der Umstand, daß Völker der lateinischen Raçe unter übrigens gleichen Verhältnissen und Verwundungen leichter, rascher und intensiver vom Brande befallen werden, als andere, zu jener Erscheinung verhält. Es gibt Nationen, welche sich durch eine eigenthümliche Gestaltung und Färbung ihrer Zähne auszeichnen, was auf Unterschiede in dem feinsten Bau derselben hindeutet. Kau-Organe mit bläulicher Färbung sind besonders dem Verderben ausgesetzt; Aehnliches gilt von den mit weißen Querstreifen versehenen, während milchweiße oder aber grauliche Zähne sich im Allgemeinen einer auffallend größeren Hallbarkeit erfreuen. Neger, Araber und Zigeuner zeigen in der Regel ein schönes, festes Gebiß; die Völkerstämme, welche dauernd unseren Welttheil bewohnen, scheinen dagegen im Allgemeinen mehr zur Zahnfäule geneigt — jedoch in verschiedenem Grade — während die mongolische Raçe im äußersten Orient und in Asien zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte steht. Aus Kreuzungen hervorgegangene Stämme sollen mehr von solchen Affektionen befallen werden, als unvermischte. Bei den alten Ureinwohnern Europa's scheint die Zahnfäule nach Broca eben so häufig gewesen zu sein, als bei deren Nachkommen, welche heute diesen Theil der alten Welt bevölkern; aber unter allen Sammlungen von Schädeln, welche die anthropologische Gesellschaft in Paris besitzt, zeigen die baskischen die höchsten Grade von Fäule und Abnützung der Zähne. Die in dem naturgeschichtlichen Museum zu Paris aufbewahrten Köpfe, Eingeborner vom amerikanischen Kontinente, aus Mexiko, von Peru, Patagonien u. s. f., dann aus Australien, Madagascar, Neu-Caledonien u. s. f., so wie die Sammlung malayischer und javanischer Schädel von Wrolik enthalten keine kariösen Zähne; die der letztgenannten Völker zeigen ausnehmend gute Entwicklung, aber auffallend starke Abnützung mit Ansatz einer mächtigen Schichte sogenannten Zahnsteins, der wieder mehr oder weniger von dem Gebrauche des Betels roth gefärbt ist. Auch die Zähne mehrerer Mumien deuten darauf hin, daß die alten Aegypter an kariösen Zähnen litten. In Europa sollen bis heute die Isländer der einzige Volksstamm sein, der von jener Affektion verschont ist.

Mannigfaltigkeiten.

[Jedes Warum hat sein Darum.] Im Wiener „Figaro" lesen wir: Bei Gelegenheit der Debatte über die Aufrechthaltung des Schulgeldes wurde auch die merkwürdige Thatsache bekannt, daß 6 Söhne von k. k. Sektionsräthen vom Schulgelde befreit sind. Man erläßt wahrscheinlich diesen Knaben deßhalb das Schulgeld, damit man es ihnen nicht später — wenn sie einmal Hof- oder Regierungsräthe sind — wieder zurückzugeben braucht.

Die Durchbohrungsarbeiten des Monte-Cenis-Tunnels sind in dem zweiten Trimester 1867 bedeutend vorangeschritten. Während man im März nur 133 Metres vorrückte, schritt man im April 156, im Mai 177, im Juni 125 Metres, im ganzen Trimester also 458 Metres vor. Das Vorrücken beträgt zu Bardonnache 4356, zu Modane 2752, im Ganzen also 7109 Metres. Die ganze Länge des Tunnels soll 12,220 Metres betragen; es bleiben also noch 5110 Metres zu durchbohren. Da die härtesten Lagerstätten durchbrochen sind, und das Gebirge, wo man augenblicklich arbeitet, weit weicher ist, so kann man, Dank der Vervollkommnung der Werkzeuge, hoffen, daß die Verlängerung täglich ungefähr 2 Metres auf jeder Seite betragen wird. In Erwartung der Vollendung dieser Riesenarbeit verfolgt die Gesellschaft Brassey-Fell mit dem größten Eifer den Bau der Eisenbahn über den Mont-Cenis über Tage. Sie hofft in den ersten Tagen des September die Inbetriebsetzung für Güterzüge.

Die projektirte Brücke über den Mississippi zwischen St. Louis und Illinois wird ein Werk von kolossalen Dimensionen werden. Der Hauptbogen erhält 515 Fuß Spannung, die Seitenbogen jeder 498 Fuß, die Pfeiler werden 170 und 200 Fuß Höhe und 110 Fuß Breite erlangen und auf der Brücke wird Platz für zwei Schienengeleise, so wie für Fußgänger, Wagen und Straßeneisenbahn sein.

Auflösung der Charade in Nr. 193:

Steinreich.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 199 Mittwoch, 21. August 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

III.

Die Verfolgung.

Als Funke um 1 Uhr Morgens in Begleitung der genannten Personen und unter Zuziehung eines höheren Beamten in der Wohnung des Notars Glücklich erschien, war dieser bereits abgereist, ohne daß man von der allein zurückgebliebenen Köchin Anna mehr zu erfahren vermochte, als daß Herr Glücklich kurze Zeit nach des hochwürdigen Pater Zacharias Entfernung in einem, von ihr im Vorbeifahren requirirten Fiaker mit zwei schweren Koffern das Haus verlassen habe. Ueber das Ziel und die Dauer der Reise befragt, vermochte das, beim Anblicke des Sicherheits-Beamten vor Angst zitternde Mädchen nichts zu sagen.

Nähere Auskunft vermochte somit bloß der Fiaker zu ertheilen, der, da sich Anna in der Eile seine Nummer nicht besehen, erst am nächsten Morgen eruirt werden konnte. Die Stimmung, in der Funke zu seinen Gästen zurückkehrte, ist leichter zu begreifen als zu beschreiben.

Hatten auch alle Anwesenden den Takt, die allenthalben herrschende Verwirrung scheinbar zu ignoriren, so waren doch einzelne im Fluge erlauschte Worte, genügend, um sie über den eigentlichen Sachverhalt zu belehren, und ihre kurz nach des Hausherrn erfolgter Rückkunft bewirkte Entfernung zu veranlassen.

Von allen Gästen blieben nur der Herzog W . . ., Funke's Onkel, Frau von W . . ., Ida's Mutter und Pater Zacharias zurück.

Daß Etwas geschehen müsse, um des flüchtig gewordenen Notars habhaft zu werden, darüber waren Alle einig, nur waren ihre Ansichten in Bezug auf die Art der einzuleitenden Verfolgung getheilt. Vor Allem mußte man über die von dem flüchtig gewordenen Notar eingeschlagene Richtung unterrichtet sein, ehe man eine Verfolgung mit nur einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg zu unternehmen vermochte.

Bei der im Hause des Notars vorgenommenen ersten nur flüchtigen Untersuchung war allerdings nichts gefunden, was eine vorbereitete Flucht verrathen, und das Ziel desselben hätte ahnen lassen, wohl aber hob Manasse die Bruchstücke mehrerer Couverte auf, die sämmtlich den Poststempel von Semlin trugen. Eine Flucht nach der Türkei erschien um so wahrscheinlicher, als sie die geringsten Schwierigkeiten bot, und dort angelangt, der Flüchtling sich einer ungestörten Sicherheit erfreuen konnte. Ein zweiter, dem Anscheine nach gleich geringfügiger Umstand schien diese Voraussetzung bekräftigen, und auf eine vorbereitete Flucht schließen zu wollen. Es war dieß eine türkische Sprachlehre, nebst dabei befindlichen, bereits ziemlich gelungenen Uebersetzungen.

Erst dreißig Stunden später langte der in der Zwischenzeit in Preßburg gewesene Fiaker in Wien an, und gab, eidlich befragt, folgende Aussage zu Protokoll:

„Vorgestern, Abends zehn Uhr hob' i a Herrschaft zum Schwenda geführt. Weil i Nachtdienst g'habt hob' und in der Näh' von mein Stall war, so bin i ham g'fahren, hob' frische Pferde angespannt und bin dann langsam in d' Stadt zurück'g'fahren."

„Am Kohlmarkt hat mi a Dienstmadl g'rufen. Beim Haus ist Herr Glücklich gestanden, den i oft gefahren hob', und den i gleich wieder erkannt hob'. Weil er mi aber schon früher amal zurück g'schickt hat, weil i ihm, wie er sagte, zu vertraut war, so hob' ich dasmal ka Wort g'redt."

„Hast Du frische Pferde?" fragt' er.

„Ja E' Gnaden, die Roff' kommen eben aus 'n Stall!" sag' i."

„Getraust Du Dir, mich bis nach Regelsbrunn zu bringen?" sagt' er."

„Was, E' Gnaden, bis Regelsbrunn? I bin erst vor vierzehn Tagen in acht Stunden bis Preßburg g'fahren!" sag' i."

„Nun gut, es ist jetzt elf Uhr, wenn wir um sieben Uhr Morgens in Preßburg sind, so hast Du fünfzig Gulden," sagt' er."

„Topp E' Gnaden, steigen's ein," sag' i."

„Ich habe aber zwei ziemlich schwere Koffer, die mit müssen," sagt er."

„Her damit, E' Gnaden!" sag' i und das, gestrenger Herr Kommissar, kann i schon sagen, „sakrisch schwer war'ns. — Um halb sieben Uhr in der Früh war mer in Preßburg beim Grünen Baum. I hab' meine fünfz'g Gulden krigt, und um zwei bin i mit an andern

Herrn wieder zurück'g'fahren. Herr Glücklich is um acht Uhr mit an Bauerwagen mit vier sakrisch flinken Rossen, aber nur mit aner klanen Handtaschen fortg'fahren. — Wohin er g'fahren is, was mit die zwei schweren Koffer g'schehen is, das, E' Gnaden, Herr Kommissar, müssens mi gar nit erst fragen, denn i woas es halt selber nit."

Heute würde nach diesen Indizien der Telegraph den Flüchtigen in wenigen Stunden, wo nicht Minuten erreicht haben, doch damals war diese Erfindung wenigstens in Ungarn noch eine unbekannte Größe, und die Verfolgung, bei einem Vorsprunge von mindestens dreißig Meilen keine so leichte Aufgabe.

Gleichwohl war Funke entschlossen, den Versuch zu wagen. Nachdem er mit den nöthigen Vollmachten versehen, von seiner Frau Abschied genommen hatte, was Alles einige weitere Stunden in Anspruch nahm, verließ der junge, allem Anscheine nach völlig ruinirte Kavalier auf einem Vollblut-Engländer, der mehr als einen Preis im Rennen gewonnen hatte, am zweiten Tage nach der Flucht, sieben Uhr Morgens die Stadt. — Funke, der zehn deutsche Meilen in vier Stunden zurückgelegt hatte, war um elf Uhr Morgens in Preßburg, und hatte um den Preis seines edlen Thieres, ein unmöglich scheinendes Problem gelöst.

Während er sich im „Grünen Baum", dem ersten Hotel, ein kräftiges Frühstück serviren ließ, sandte er den Lohndiener mit einigen in der Eile geschriebenen Worten an seinen Freund, den jungen Grafen Lognay und erkundigte sich sodann nach den näheren Umständen von des Notars Weiterreise.

Glücklich hatte seine beiden Reisekoffer, auf dem erst vor wenigen Stunden nach Semlin, respektive Belgrad abgegangenen Postdampfer aufgegeben, während er selbst mittelst Bauern-Vorspann weiter reisend, die Richtung gegen Pesth einschlug.

Indem Funke die aufgefundenen Briefcouverts und die türkische Sprachübung mit der Expedition der Reisekoffer nach Belgrad in Verbindung brachte, konnte er keinen Augenblick länger an dem beabsichtigten Reiseziel zweifeln.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte es Glücklich nicht gewagt, in Preßburg, das heißt in so unmittelbarer Nähe von Wien, die Abfahrt des, trotz der ausnahmsweisen milden Witterung, doch unzuverlässigen Dampfers abzuwarten, und war daher in der Absicht vorausgereist, das Schiff erst in Pesth zu besteigen, während er die Koffer, die ihn bei seiner par force Reise doch nur gehindert hätten, per Schiff expedirte. In der Voraussetzung, daß diese Annahme richtig sei, galt es das Schiff einzuholen, das zwar einige Stunden Vorsprung, dagegen aber auch die vielen Aufenthalte der Zwischenstationen, so wie die riesigen, durch die Krümmungen verursachten Umwege durchzumachen hatte, wodurch mindestens der Vorsprung gewonnen ward. Sollte Glücklich aber auch die Vorsicht gebrauchen, die ganze Reise per Achse zurückzulegen, so mußten doch sämmtliche Effekten in Semlin die Revision der Eingangsbehörde passiren, und da mußte es ihm gelingen, falls er noch rechtzeitig anlangte, die die veruntreuten Werthpapiere enthaltenden Koffer mit Beschlag zu belegen.

Neu belebt durch diese Hoffnung ließ sich Funke sein treffliches Frühstück munden, und stand eben im Begriffe, die zweite Flasche eines alten Ofner's zu leeren, als Lognay im Jagd-Anzuge von einem Diener zu Pferde gefolgt, beim Hotel anlangte.

Rasch eilte ihm Funke entgegen, um ihm für die Bereitwilligkeit zu danken, mit der er seiner Bitte nachgekommen.

„Keine vielen Worte, Funke; ich stand eben im Begriffe, auf die Jagd zu reiten, als mir Deine Botschaft zukam. Du weißt, ich bin ein Freund des Außergewöhnlichen. Mein Freund Funke jagt einen entflohenen Notar und benöthigt dazu einen vorzüglichen Renner, nachdem er den seinen zu Tode geritten. — Jagd für Jagd! und anstatt nach meinem Revier zu reiten, kam ich selbst hierher, um Dir meine Gesellschaft anzubieten. Ich wäre schon vor zwanzig Minuten dagewesen, wenn mein Banquier, bei dem ich mir in der Eile noch etwas Geld geholt, kein so etlich langweiliger und pedanter Kerl wäre. Doch nun zu Roß und keine Zeit mit unnützen Worten verloren."

(Fortsetzung folgt.)

Das bayerische Volksschulwesen.

(Fortsetzung.)

Um den Besuch der Sonn- und Feiertagsschule einigermaßen aufrecht zu erhalten, sind nämlich der Lehrer, so wie der Lokalschulinspektor genöthigt, in stetem Kampfe mit den Schülern, deren Eltern, Dienst- und Lehrherrn zu leben, oftmals die Polizeibehörde und Staatsanwaltschaft in Anspruch zu nehmen und dadurch ein Verhältniß hervorzurufen, das ein gedeihliches Wirken im Voraus geradezu unmöglich macht.

Wodurch könnte nun die Sonntagsschule, die wegen ihrer nachgewiesenen Erfolglosigkeit und ihres positiven Nachtheils gänzlich aufgehoben werden dürfte, ersetzt werden?

Es ist dieses eine Frage, die in der neueren Zeit oft ventilirt wurde und ihre Lösung bereits darin gefunden hat, daß gleich dem Bestande gewerblicher Fortbildungsschulen in Städten, so auch auf dem Lande landwirthschaftliche Fortbildungsschulen organisirt werden sollen, deren Aufgabe es ist, ein Ersatz für die Sonntagsschule zu sein. So gerne ein Jeder, dessen Herz für die Wohlfahrt des Volkes schlägt, die Vortrefflichkeit dieses Planes einsieht, so ist ihm doch nichts

destoweniger bezüglich der Ausführung desselben Anlaß zu ernster Besorgniß gegeben.

Wer soll diese Schulen in's Leben rufen? Die Gemeinden! Die sehen ja das Bedürfniß und den Nutzen eines erweiterten Unterrichtes nicht ein. Und wenn auch ein Theil der Landbevölkerung in diesem Punkte zur rechten Erkenntniß gebracht ist; wenn auch mit der Gemeinde Lehrer und Geistliche sich für die Fortbildung der Jugend interessiren: an dem Umstande, daß es an den, zur Einrichtung dieser Schulen nöthigen Geldmitteln gebricht, daß diese von der Gemeinde selbst beschafft werden sollen, daß die Freiwilligkeit der Betheiligung an diesem Institute mit materiellen Opfern verbunden ist: daran scheitert zuletzt die ganze Sache. „Wenn hierin der Bauer nicht muß, regt er weder Hand, noch Fuß!"

Die Einführung dieser Schulen hebt außerdem die Sonntagsschule mit ihrer Erfolglosigkeit, mit ihrem positiven Nachtheile nicht auf, sondern stellt blos jenen Schülern die Dispensation von dem Besuche der Sonntagsschule in Aussicht, welche die neu zu errichtende Fortbildungsschule besuchen.

Dieser Besuch soll nun aber ein freiwilliger sein, weil der Schulzwang bekanntermaßen blos bis zu einem gewissen Alter von günstigem Erfolge ist.

Wie kann nun aber hier von einer Freiwilligkeit und sonach von einer Entschiedenheit in der Sache — und Konsequenz nur siegt! — die Rede sein, wenn den, diese Schule besuchenden Schülern dadurch, daß sie noch unter der Sonntagsschulpflicht stehen, wohl kein direkter, aber doch ein indirekter Zwang auferlegt wird!

Der angestrebten Uebertragung der Leitung dieser fraglichen Schulen an die landwirthschaftlichen Bezirkskomites müßte ich auch die größten Bedenken entgegenstellen.

Wir bekämen da neben der Volksschule ein völlig neues Institut und doch von gleichem Ziele. Da die Volksschule einmal dazu berufen ist, dem größten Theile unseres Volkes seine Bildung zu geben; da sie als ein wohl organisirtes Ganzes besteht: so würde ich in ihrer Thätigkeit, in ihrer Leistung nur die theilweise Erfüllung ihrer Aufgabe erblicken, wenn sie zu dem Werke blos den Grund legte, aber nicht das Recht hätte, den angefangenen Bau zu vollenden.

Der Volksschule müßte also der einzuführende Fortbildungsunterricht überwiesen werden, wobei es den landwirthschaftlichen Vereinen ganz unbenommen bliebe, diesen etwaigen Oberabtheilungen der Volksschule alle Förderung und Unterstützung angedeihen zu lassen.

Wenn ich nun der allgemeinen Einführung dieser landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen, weil an ein Gelingen des Unternehmens bei den vorerwähnten Gründen schon von vornherein nicht zu denken ist, nicht das Wort rede; welches wäre dann der einzuschlagende, zum rechten Ziele führende Weg?

Ich erachte es als das Zweckmäßigste, die Werktagsschulpflicht um ein Jahr, nämlich bis zu dem zurückgelegten 14ten Lebensjahr zu steigern, wogegen einestheils dieselben erst mit dem 7ten Jahre und zwar aus physiologischen, psychologischen und pädagogischen, selbst aus ökonomischen Gründen anzufangen hätte, durch welche Einrichtung ohnehin Lokale und Lehrkräfte geschont würden, anderntheils die Sonntagsschulen ganz wegfallen dürften.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Friedrich Gerstäcker] hat wieder einmal nach langer Zwischenzeit das Land begrüßt, dessen Boden er vor drei Jahrzehenden zuerst betrat. Er ist am 30. Juli in New-York angekommen und wird zuerst seine alten Jagdgründe in Nordamerika aufsuchen, um sich später auf die Wanderschaft durch Mexiko über Westindien nach Venezuela und Ecuador — vielleicht auch noch weiter — zu begeben. Wie stark übrigens wieder die Auswanderung florirt, mag daraus erhellen, daß an dem einen Tage, an welchem Gerstäcker in New-York ankam, im Ganzen nicht weniger als 2635 Seelen einliefen.

[Insassen des Pariser Schuld-Gefängnisses.] Gelegenheitlich der Aufhebung der Schuldhaft in Frankreich feien aus Berryers Souvenirs einige Notizen über Insassen des Pariser Schuldgefängnisses erwähnt. „Zu meiner Zeit," erzählt Berryer, „wurde Maximilian, regierender Herzog von Zweibrücken, späterer König von Bayern, von seinen Gläubigern eingesteckt. — Lange Jahre hindurch habe ich den steinreichen Lord Mazereen im Schuldgefängnisse gesehen. Mazereen war wegen einer bedeutenden Wechselschuld eingesteckt, die ihm, nach seiner Behauptung, durch Gaunereien beim Spiel aufgebürdet war, und die zu bezahlen er sich weigerte. Er verbrauchte im Gefängnisse eine Rente von 100,000 Frcs., hielt offene Tafel und bezahlte für seine Maitressen eine Equipage und in jedem Theater eine Loge. — Der Amerikaner Schwan saß zweiundzwanzig Jahre in Schuldhaft. In den zahlreichen, gegen seine Gläubiger gerichteten Pamphleten begann er stets mit der Mittheilung, daß er für mehr als 5 Millionen Güter in den Vereinigten Staaten besitze, daß er die Forderungen seiner Gläubiger zwanzigmal bezahlen könne, daß diese Forderungen aber ungerecht seien, und daß er niemals durch die Bezahlung ein Unrecht als Recht anerkennen werde. Schwan war 52 Jahre alt, als er ins Gefängniß abgeführt wurde, und verließ letzteres in Folge der Juli-Revolution

im Alter von 74 Jahren. Zwei Monate darauf starb er."

[Ein Felsstück am Niagarafall] wurde, wie der „Torondo Globe" meldet, mittelst Pulvers gesprengt. Der erste Sprengversuch glückte nur theilweise. Die zweite Pulverladung, welche am 26. v. M. zum Explodiren gebracht wurde, nahm den letzten Rest des gefährlichen „Table Rocks" hinweg. Der Weg am Fuße des Wasserfalles unter dem Wasserschleier, die sogenannte „Windhöhle", ist nun ohne Gefahr vor herabstürzenden Felsentrümmern zu passiren. Diese Windhöhle ist auch ohne Steinregen ein sehr gefährlicher Spaziergang, und jeder Besucher, welcher diese Stelle passirt, erhält hierüber ein besonderes Certifikat.

Ueber den Gesangs-Konkurs in Paris wird der „Köln. Z." von dort vom 14. August geschrieben: „La société des amateurs von Huy hat den ersten prix d'excellence bekommen, der Kölner Liederkranz den zweiten. Die Kölner haben ausgezeichnet gesungen und war der Applaus derart, daß er nicht enden zu wollen schien. Französisches Lied in Deutsch übersetzt und französische Komposition nach deutscher Auffassung gesungen, wird bei den Franzosen nie ziehen, und ich staune über den außerordentlichen Beifall. In Deutschland würden die Kölner wohl den ersten Preis bekommen haben, denn ihr Gesang und Vortrag war gediegener. Die Sänger von Huy sangen ausgezeichnet, aber mit vielem Brimborium, was für vierstimmigen Männergesang nicht paßt. Dann war die ganze Jury französisch, kein einziger Deutscher darunter. Die Jury konnte sich aber schwer einigen und schien sich einige Male in die Haare zu gerathen; sie entschied schließlich mit 5 gegen 4. Der Dirigent der Kölner, Hr. Heinrich Lorscheidt, ein noch ganz junger Mann, hat sich ausgezeichnet bewährt und verdient alles Lob. Er dirigirte mit solcher Sicherheit und Ruhe, daß kein Fehler vorkommen konnte, wie denn auch keiner gemacht worden ist. Das erste Lied Dans le passé, komponirt von Camille de Vos, ist entsetzlich langweilig und wird wohl mit dieser Aufführung ein Passé sein. Das zweite, La goutte d'eau, komponirt von Boulanger, ist besser, wird aber auch schwerlich aufs Repertoir kommen."

Mehrere Verehrer Schillers in Leonberg waren übereingekommen, dessen Vater Kaspar Schiller, der im Jahre 1796 auf der Solitude gestorben ist und in Gerlingen seine Ruhestätte gefunden hat, einen einfachen Denkstein zu setzen. Am 17. d. nun wurde die Gedenktafel, welche die Inschrift trägt: „Hier liegt Friedrich Schillers Vater, † 1796", übernommen und der Gemeinde zum Schutze übergeben. Die Familie Schiller hat von 1770—1796 auch auf der Solitude gelebt, wo der Vater Kaspar Schiller, herzogl. Hauptmann mit dem Titel als Major, die großartigen Obstbaumpflanzungen leitete und dessen Thätigkeit man die edlen Obstarten verdankt. Bei der Uebernahme des Denksteins ist auch weiter der Beschluß gefaßt worden, daß den berühmten Leonbergern: Paulus, Schelling und Hochstetter, ebenfalls eine Gedenktafel erhalten sollen.

[Taschendiebstahl.] Daß selbst alle Vorsicht bisweilen nicht gegen freche Taschendiebe schützt, erfuhr dieser Tage ein Berliner Drechslermeister. Er trug seine silberne Cylinderuhr an einer langen goldenen Kette, die er um den Hals geschlungen hatte; dennoch wurde ihm die Uhr in einem Gartenlokale aus der Westentasche gestohlen, mit einer Fertigkeit, die den Diebstahl erst spüren ließ, als der Dieb schon spurlos verschwunden war. Der Gauner, ohne Zweifel ein vielgeübter Langfinger, hatte den Knopf, durch welchen der die Uhr mit der Kette verbindende Ring ging, abgebrochen, dazu die feine Kette, an welcher der Uhrschlüssel fest hing, zerrissen, und das Alles, ohne daß der Bestohlene es im Augenblicke merkte.

[Eine Uebersetzung.] Im Pariser Theatre Lyrique wird der „Freischütz" mit einem Text aufgeführt, in welchem die bekannte Begrüßung des Eremiten:

Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn!

wörtlich folgendermaßen wiedergegeben ist;

Bon jour, Monsieur! Comment vous portez-vous?

Die „Didaskalia" erzählt: „Mein Vaterland muß größer sein", so antwortete entschlossen ein Schütze, der sich auf dem Karlsruher Schießplatze auf die Scheibe „Vaterland" einprobiren wollte, dieselbe aber nicht traf und darob von den Umstehenden aufgezogen wurde. Diese witzvolle Entschuldigung hat selbstverständlich großes Gelächter hervorgerufen."

Räthsel.

Ich kenn' eine Festung im Bayerland,
Und eine Stadt fast gleich benannt;
Zwei Sylben haben die Beiden,
Sind kaum zu unterscheiden;
Denn setz' in die Erste ein l hinein,
So wird es die fränkische Festung sein,
Ein r, so ist es die Stadt am Main,
Daran wächst, glaub' mir, ein herrlicher Wein.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 200 Donnerstag, 22. August 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Aus dem Französischen.)

„Mein Gott! Was ist das?“ riefen mehrere Gäste zugleich, die im Speisesaal des Schlosses B. versammelt waren.

Die Gräfin von Moncar hatte vor Kurzem von einem entfernten, nur wenig beweinten Verwandten das alte Schloß geerbt, das sie nicht gekannt, obschon es kaum 15 Meilen von dem Landsitze entfernt war, den sie im Sommer bewohnte. Sie war eine der elegantesten und fast auch eine der hübschesten Frauen von Paris, und eben keine große Freundin des Landlebens. Wenn sie Ende Juni die Hauptstadt verließ, um im Oktober dahin zurückzukehren, begleiteten sie darum jedesmal die Gefährtinnen ihrer Winterfreuden und einige junge Herren, die sie unter ihren Lieblingstänzern auswählte. Frau von Moncar war an einen viel älteren Mann vermählt, der sie durch seine Gegenwart nicht immer beschützte, und ohne gerade ihre Freiheit zu mißbrauchen, war sie doch anmuthig kokett, eitel und oberflächlich.

Eines Morgens, an einem schönen Septembertage, brach sie mit ihren Gästen auf, um das unbekannte Schloß zu besuchen, und den Tag dort zu verbringen. Ein Seitenweg, den man fahrbar schilderte, sollte die Entfernung auf 12 Meilen beschränken. Dieser Weg war aber fürchterlich; man verirrte sich im Walde, ein Wagenrad zerbrach, und die Gesellschaft kam erst gegen Mittag, ermüdet und von der pittoresken Landschaft wenig erfreut, in das Schloß, dessen Anblick sie gerade auch nicht zu trösten vermochte. Es war ein großes, massives Gebäude, das sich mit seinen dunkeln Mauern an einem waldigen Hügel anlehnte, und von Bergen ganz umgeben war. Auf der Plattform vor dem Eingang übersah man einen vernachlässigten Gemüsegarten, der sich in Terrassen hinabsenkte. Die Erde war steinig und die Bäume, die zwischen den Felsen wuchsen, hatten ein düsteres Grün, an dem die Augen sich nicht laben konnten. Die Verlassenheit und Vernachlässigung, die in dieser ohnehin wilden Natur herrschte, gaben ihr einen melancholischen Charakter, und Frau von Moncar blieb bestürzt auf der Schwelle des alterthümlichen Schlosses stehen.

Das gleicht keiner Lustpartie! rief sie aus — ich möchte weinen bei dem schaurigen Anblick. Hier sind zwar hohe Bäume, gewaltige Felsen, ein brausender Waldbach — also eine gewisse Schönheit in der Natur — aber Alles, fügte sie lächelnd hinzu, ist viel ernster, als ich es bin. Laßt uns eintreten und das Innere untersuchen.

Ja, lassen Sie uns sehen, meine Damen, ob der Koch, der gestern vorangegangen, glücklicher angekommen ist, als die hungrigen Gäste, rief es von allen Seiten, und bald erfreute man sich der tröstlichen Aussicht auf ein reichliches Frühstück. Bis es aufgetragen werde, wollte man das Schloß durchwandern. Der alte Hausrath, die Sopha's, mit verschliffenem Stoff überzogen, die Sessel mit drei Füßen, die gebrechlichen Tische und die Mißtöne eines seit zwanzig Jahren hier vergessenen Klaviers gaben Veranlassung zu tausend Scherzen, und die Heiterkeit kehrte zurück. Man beschloß, von den Unbequemlichkeiten dieses trostlosen Aufenthaltes sich nicht entmuthigen zu lassen, sondern über Alles zu lachen. Auch war ja für diese jungen müßigen Menschen dieser Tag ein Ereigniß, fast wie ein gefährlicher Feldzug zu betrachten, und das Ungewöhnliche schmeichelte der Phantasie dieser oft gelangweilten Jugend. Man hatte ein Bündel Reiser im großen Kamin des Saales angezündet, aber Wolken von Rauch brachen sich überall hin Bahn, und Jeder floh in den Garten. Der Anblick des Gartens war seltsam genug. Die Steinbänke bedeckte grünes Moos, das Mauerwerk der Terrassen hatte sich hie und da gesenkt und zwischen den losen Steinen wucherten tausend wilde Pflanzen, bald gerade und hoch sich aufrichtend, bald auf der Erde fortrankend, wie die geschmeidige Liane. Die Wege waren unter den Rasen verschwunden und die Beete, für schöne Zierpflanzen bestimmt, überwucherten wilde Blumen, die überall aufsproßen, wo der Himmel einen Regentropfen und einen Sonnenstrahl hinfallen ließ. Die weiße Winde umschlang und erstickte die Monatrose; der wilde Brombeerstrauch mischte sich unter die rothe Johannistraube; üppiges Farrnkraut, süß duftende Münze, und die stacheliche Distel mit ihrem falben Grün blühten neben einer einsamen, vergessenen Lilie.

Als die Reisenden in den Garten traten, schreckten tausend kleine Thiere auf, und flüchteten vor dem ungewohnten Geräusch unter das dichte Gras; die Vögel

aber verließen ihre Nester, und flogen bang von Zweig zu Zweig. Die Ruhe, die während so vieler Jahre in diesem friedlichen Asyl geherrscht hatte, ward gestört durch lautes Sprechen und fröhliches Gelächter. Niemand verstand diese Einsamkeit, Niemand ehrte sie, sie wurde ohne Bedenken profanirt!

Man erzählte verschiedene Episoden aus den Begebenheiten der Winterabende, ließ hier eine freundliche Anspielung hören, und begegnete dort einem ausdrucksvollen Blick einer zarten Huldigung, und so belebten tausend Kleinigkeiten und Scherze die Unterhaltung und sprachen auch da beredt, wo man noch kein Recht hatte, ernsthaft zu sein.

Der Hausmeister, der lange vergeblich an allen Wänden des Schlosses nach einer Glocke gesucht hatte, die weithin erschalle, mußte sich endlich entschließen, von der Vortreppe herunter laut zu rufen, das Frühstück sei aufgetragen, und das halbe Lächeln, das seinen Ruf begleitete, konnte bezeugen, daß er heute auf alle Gewohnheiten und Anforderungen der Schicklichkeit und des Anstandes verzichtet hatte. — Man begab sich lustig zur Tafel, vergaß das alte Schloß, die Melancholie, die darin zu herrschen schien, und die Einöde rings umher.

Alle sprachen zugleich; man trank auf das Wohl der schönen Herrin, oder vielmehr der schönen Fee, deren Gegenwart allein diese alten Mauern in einen Zauberpalast verwandle, als plötzlich Aller Augen sich nach den Fenstern des Speisesaals wandten.

Was ist das? — rief man, als an den Fenstern des Schlosses eine kleine, grün gemalte Kalesche mit hohen Rädern vorüberfuhr und anhielt. Das Fuhrwerk war mit einem kleinen grauen Pferde bespannt, dessen Augen beständig bedroht schienen durch die Gabeldeichsel, die stets nach dem Himmel wies. Das überhangende Verdeck des Wagens ließ aber nur zwei Arme in blauen Blousenärmeln sehen und eine Peitsche, die an den Ohren des Pferdes spielte.

Mein Gott! sagte die Gräfin, ich habe vergessen, meine Gäste zu benachrichtigen, daß ich genöthigt war, den Arzt des Dorfes zu unserem Frühstück einzuladen, einen Greis, der ehemals der Familie meines Oheims wichtige Dienste geleistet, den ich aber nur selten gesehen habe. Lassen Sie sich durch diesen Gast nicht stören, meine Damen, er ist sehr schweigsam, und ich denke, nach einem höflichen Empfang und einigen verbindlichen Worten können wir ihn unbeachtet lassen; auch glaube ich nicht, daß er sich lange verweilen wird.

In diesem Augenblick öffnete sich die Saalthüre und der Doktor Barnabó erschien. Es war ein kleiner, hagerer Mann mit ruhigen, milden Zügen. Sein weißes Haar war nach alter Sitte in einen Zopf zusammengebunden, und Puder bedeckte einen Theil seiner Schläfe und die gefurchte Stirne. Er hatte einen schwarzen Rock an und kurze Beinkleider mit Stahlschnallen. Auf einem Arme trug er einen wattirten Taftüberrock von brauner Farbe, in der andern Hand hielt er Stock und Hut. Man sah ihm an, daß er heute besondere Sorgfalt auf seinen Anzug verwendet hatte, aber dennoch waren seine schwarzen Strümpfe und sein Stock so beschmutzt, als wäre der alte Mann in irgend einen Graben gefallen. Er blieb auf der Schwelle stehen, und schien überrascht, eine so zahlreiche Gesellschaft zu finden. Auf seinem Gesichte bemerkte man einige Verlegenheit; aber er faßte sich schnell und grüßte stillschweigend. Die Anwesenden hatten große Lust zu lachen, und konnten nur mit Mühe einen lauten Ausbruch zurückhalten; nur die Frau vom Hause bewahrte einen völligen Ernst. —

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten später befanden sich beide Kavaliere auf dem Wege nach Komorn.

Funke's Plan war folgender.

Für den Fall, daß es ihm unmöglich werde, das Schiff in Pesth einzuholen, wollte er den etwas kürzeren Weg über Szegled, Ketzkemeth, Szegedin, Groß-Kilinda, Török-Becse und Neusatz nach Semlin einschlagen, wo er mit Bestimmtheit annehmen konnte, daß er vor dem Schiffe anlangen und die zur Beschlagnahme der in Rede stehenden Koffer erforderliche Zeit haben werde.

Beide Kavaliere legten die Strecke bis Comorn in sechs Stunden zurück und hatten somit nach der, vor ihrer Weiterfahrt eingezogenen Erkundigung, einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen. Das Dampfschiff war ihnen nur mehr um vier Stunden voraus.

Jedermann, der Gelegenheit hatte, in Ungarn mittelst der sogenannten Bauernpost zu reisen, wird wissen, daß die Schnelligkeit des Transportes der unseren gemüthlich deutschen Eisenbahnen nur wenig nachgibt.

Von dem Augenblicke, wo sich der Czikos in den Sattel schwingend, Peitsche und Zügel zu gebrauchen anfängt, geht die Fahrt im stärksten Lauf der kleinen aber ebenso flinken als ausdauernden Pferde bis zur nächsten Station fort. Zehn Minuten früher beginnt er die weit über die Ebene hinschallenden Signale, mit der Peitsche, und weiß den ihn ersetzenden Czikos auf diese gewiß höchst eigenthümliche Weise von der erforderlichen Anzahl Pferde, so wie von der Bedeutung der Reisenden zu unterrichten, welch letztere sich selbstverständlich stets nach der Höhe des verabfolgenden Trinkgeldes richtet.

Auf diese Weise findet der Reisende, bei der Czarda angelangt, die frischen Pferde bereit. Auf einen bloßen

Pfiff bleiben die mit Schaum bedeckten Pferde wie angewurzelt stehen, der Czikos springt herab, macht die Stränge der Deichselpferde los, hängt die Waage der Vorderpferde aus, hilft die frischen Pferde in derselben expeditiven Weise einspannen, der neue Czikos schwingt sich in den Sattel und die Reise geht Tag und Nacht, ohne jede Unterbrechung bis an Ort und Stelle fort.

Allerdings ist den auf solche Weise Reisenden nicht genug Vorsicht in Bezug auf die Sicherheit ihres Reisegepäcks, so wie auf ihre eigene Sicherheit anzuempfehlen; denn von dem Augenblicke, wo die rasende Fahrt begonnen hat, bekümmert sich der Czikos um nichts, was im Wagen vorgeht. — Da die Wege eben nicht die besten sind, so kann es sehr leicht geschehen, daß ein Koffer oder einer der Passagiere wohl selbst bei einer Terrain-Unebenheit herausgeschleudert und von dem Kutscher ganz ruhig liegen gelassen werde. —

In Pesth angelangt, hatten beide Kavaliere einen weiteren Vorsprung von einer Stunde gewonnen und die Gewißheit, vor dem Schiffe in Semlin anzukommen, stand somit außer Zweifel.

Es war Mitternacht, als sie Pesth verließen. Um neun Uhr Morgens waren sie in Szegedin angelangt, und Funke hatte somit in sechsundzwanzig Stunden siebenzig Meilen zurückgelegt. Da eine Stunde später das Theiß-Schiff nach Semlin abfuhr, beide Verfolger aber von der anstrengenden Reise völlig erschöpft waren, so wählten sie zu ihrer Weiterreise dieses jedenfalls bequemere Transportmittel, und sahen ihre Mühe dadurch belohnt, daß sie vor dem verfolgten, die Reisekoffer und höchst wahrscheinlich auch den flüchtigen Notar bergenden Donau-Dampfschiff, in Semlin anlangten.

Als um sechs Uhr Morgens das ersehnte Schiff landete, verfügte sich Funke in Begleitung des mit der Verhaftung des Flüchtlings beauftragten Beamten zum Kapitän, erfuhr aber zu seiner bittersten Enttäuschung, daß ein Herr, dessen Signalement vollständig auf Glücklich paßte, in Preßburg seine Fahrkarte bis Vukovar gelöst und seine beiden Reisekoffer aufgegeben, selbst aber im Augenblick der Abfahrt gefehlt habe. In Waitzen, wohin er mittelst Bauernpost vorausgeeilt war, habe er das Schiff betreten, und sammt seinen Effekten, in Vukovar wieder verlassen.

Da Vukovar nur wenige Stunden von der türkischen Gränze entfernt ist, so stand es außer Zweifel, daß der Elende glücklich entkommen, Funke aber von seinen Millionen nichts als das uns bekannte Palais in der Rossau und ein reizendes Landhaus in Steiermark behielt, und somit, wenigstens im Vergleich zu seinem früheren Vermögen völlig ruinirt war. —

Die Enttäuschung war um so größer, als Funke bis dahin das Gelingen seiner mit beinahe übermenschlicher Anstrengung durchgeführten Verfolgung nur von seinem rechtzeitigen Anlangen in Semlin bedungen hielt. —

Graf Lognay schlug eine weitere Verfolgung vor, die jedoch Funke, als völlig nutzlos zurückwies. — Nachdem sich beide Kavaliere einigermaßen erholt hatten, traten sie ihre Rückreise nach Preßburg respektive nach Wien an, wo Funke nach achttägiger Abwesenheit wohlbehalten, doch als völlig ruinirter Mann anlangte.

All die ihm gemachten Anerbietungen wies Funke zurück. Eine diplomatische Mission wollte er eben so wenig, als eine Stelle in der Armee annehmen, da er in beiden Fällen nicht in der Lage gewesen wäre, seine gesellschaftliche Stellung zu behaupten; gegen alles Bureauwesen aber hatte er eine so entschiedene Abneigung, daß er es vorzog, sich vom Schauplatze des öffentlichen Lebens ganz zurückzuziehen.

Bei diesem Entschluß betrübte ihn am meisten der Gedanke, daß seine reizende, die Welt eben erst betretende Gattin, den allerdings schaalen Freuden derselben mit entsagen müsse. —

Frau W . . Ida's Mutter hatte den Takt, sich nun, wo es unnütz geworden, jedes Vorwurfes zu enthalten, während Ida ihren Gatten mit der Versicherung zu trösten bemüht war, daß er nun für sie allein leben werde, und daß dieses Glück, ihr für den verlorenen Luxus mehr als reichlichen Ersatz bieten werde.

(Fortsetzung folgt.)

Das bayerische Volksschulwesen.

(Schluß.)

Die Kosten würden sich durch die allgemeine Fortzahlung des geringen Schulgeldes von selbst decken, und würden auch gering bemittelte Eltern dadurch keinen zu harten Druck erleiden, weil sie den Nutzen dieser Einrichtung ganz gewiß mit der Zeit einsehen müßten, außerdem ja auch bei nachgewiesener Vermögenslosigkeit für deren Kinder das Schulgeld, das ohnehin bei dem Umstande, daß die Schulpflicht statt mit dem 6ten erst mit dem 7ten Lebensjahre anzufangen hätte, sich ganz gleich bliebe, aus der Armenkasse bezahlt wird.

Diese Einrichtung ließe sich mit wenigen Ausnahmsfällen ohne Vermehrung der Lehrkräfte und ohne sonstige Kosten durchführen. Die Folge aber wäre, daß die Kinder, welche bisher in einer Zeit in die Schule aufgenommen wurden, in welcher sie nach der Ausdrucksweise des Volkes vorerst das Sitzen zu erlernen haben, also wenig oder gar keinen geistigen Gewinn ziehen, und in einer Periode der Schule entlassen wurden, in der sie erst anfangen, selbstständig zu begreifen und zu erfassen und das Erfaßte in sich zu verarbeiten, daß sie durchgehends im Lesen, Schreiben und Rechnen, überhaupt im Denken viel geübter, viel gründlicher würden und dadurch die Möglichkeit, die Befähigung zu jeder Art weiterer Fort- oder Fachbildung in sich trügen.

Der Widerstand gegen Hinzufügung eines weiteren Schuljahres zur Werktagsschule müßte sich gewiß bedeutend vermindern, wenn das Schuljahr vom 6ten bis 7ten Lebensjahre, so wie die Sonntagsschule mit ihrer derzeitigen Organisation gänzlich aufgehoben würde.

Und falls dieser Einrichtung auch Schwierigkeiten und Bedenken entgegentreten: hat der Staat nicht das Recht, auf zeitgemäße Bildung seiner Unterthanen zu dringen, und ist es nicht seine heilige Pflicht, über die Wohlfahrt seines Volkes zu wachen?

Gestützt auf sein Recht, eingedenk seiner Pflicht darf er hier getrost den Unmündigen Zwang anthun und seinen natürlich fürsorgenden Willen durchsetzen.

Geschieht dieses doch auch mit der noch viel eingreifenderen Wehrpflicht!

Indem ich also die Steigerung der Werktagsschulpflicht bis zum zurückgelegten 14ten Lebensjahre mit der allgemeinen Verpflichtung zum Schulbesuche, welche Einrichtung (wo nicht ganz, doch theilweise) schon in andern, in dieser Beziehung mustergiltigen Ländern, z. B. Württemberg, theilweise selbst in den protestantischen Landestheilen Bayerns, besteht, als entsprechendsten Ersatz für die Sonntagsschule erachte, ist es durchaus nicht in meiner Absicht gelegen, der Errichtung von landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen durchgehends entgegenzutreten.

Ich möchte nur das Gute nicht auf Rechnung des Besseren eingeführt wissen.

Sobald der Werktagsschule in der angegebenen Weise ein weiteres Schuljahr zum Ersatz für die Sonntagsschule hinzugefügt ist, dürften sich recht gut noch an solchen Orten, wo es die Verhältnisse gestatten, landwirthschaftliche Fortbildungsschulen errichten lassen, deren Besuch dann ein völlig freiwilliger ist und — aus rechter Einsicht und Würdigung des Nutzens dieser Schulen hervorgegangen — auch die gewünschten Früchte trägt!

Mannigfaltigkeiten.

Den Verlag des von Ignaz Hub und Christian Schad herausgegebenen „Freiligrath-Album" hat die bekannte Firma „Duncker und Humblot in Leipzig" übernommen, und sich verpflichtet, das Werk in würdigster Ausstattung herzustellen. Das Album, für welches nahezu 300 Dichter, auch von jenseits des Ozeans, Beiträge eingesandt haben, wird nach strengster Sichtung des Stoffs einen stattlichen Band bilden, einen aus bester Quelle geschöpften Lebensabriß des Dichters enthalten, mit dem Bildniß (Stahlstich) desselben aus jüngster Zeit geschmückt sein, und für Weihnachten rechtzeitig als Festgabe erscheinen.

[Zum Erdbeben in Java] laufen folgende weitere Nachrichten ein. Das traurige Ereigniß traf zunächst die Stadt Djocja, die ziemlich im Mittelpunkte des Landes liegt und die Residenz eines der eingebornen Sultane ist. Der Palast desselben stürzte zusammen und begrub fünf Mitglieder seiner Familie unter den Trümmern. Das Regierungsgebäude und mehrere andere öffentliche Bauten wurden bedeutend beschädigt. Gegen 500 Leichen sind bereits aus dem Schutte hervorgezogen worden. Mehrere Zuckerfabriken wurden gänzlich zerstört. An einer Stelle bildete sich eine Erdspalte von bedeutendem Umfange, und wo einst Maisfelder waren, da steigen jetzt Dämpfe aus der Tiefe auf. 200 Meilen vom Schauplatze des Erdbebens fühlte man die Erschütterung, — die Häuser und der Boden zitterten und die Lampen an der Decke schaukelten hin und her. Manche Uhren blieben stehen. Am Orte des Schreckens war das ganze Unheil in zwei Minuten geschehen, stellenweise öffnete sich dabei die Erde und warf einen weichen Schlamm aus. Java ist an Erdbeben gewöhnt. Drei Vulkane auf der Insel, die fast fortwährend Rauch und Flammen ausspeien, dienen den Gährungen im Schooße der Erde als eine Art Sicherheitsventil. So lange Rauch aus ihnen aufsteigt, sind die Einwohner der Insel ziemlich unbesorgt, sobald indessen diese Luftlöcher verstopft sind, hat man bald ein Erdbeben zu erwarten, wenn auch diese Erschütterungen nur in äußerst seltenen Fällen von so gewaltiger zerstörender Wirkung sind, wie das letzte.

In Marseille stieg am 15. d. zur Feier des Napoleonstags ein Luftballon und mit ihm eine kühne Luftschifferin, Frau Poitevin, in die Luft. Ein lebhafter Ostwind trieb den Ballon dem Meere zu, weßhalb der Präfekt sofort ein Dampfschiff aussandte, dem es schließlich auch gelang, die auf offener See sinkende Dame mit ihrem Begleiter zu retten und an Bord zu nehmen.

Warum Telegramme oft so langsam befördert werden, hat jüngst ein Bauer in Linz entdeckt. Als er nämlich dort über die Donaubrücke ging, sah er an dem Telegraphendrahte, nächst dem Linienmauthhause, ein Stück Papier, das wahrscheinlich durch den Wind hinaufgetragen worden, und hängen geblieben war. Da beeilte sich der gute Mann, einen vorübergehenden Bahndiener aufmerksam zu machen: „Dort schau'ns a mal hin, dort is a Depetsch'n hängen blieb'n. I schau schon a Weil, aber sie kimmt nö weiha."

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 201 Freitag, 23. August 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott! Doktor, sind Sie umgeworfen worden?“ fragte Frau von Moncar.

Der Doktor sah die junge Welt, die ihn umgab, ernsthaft an; denn wie einfach und mild er aussah, so konnte ihm doch nicht entgehen, daß seine Erscheinung die Lachlust der Gesellschaft gereizt hatte — indessen antwortete er ganz gelassen: „Ich bin nicht umgeworfen worden. — Ein armer Fuhrmann war unter die Räder seines Wagens gekommen; ich hob ihn auf.“ Mit diesen Worten nahm er den unbesetzten Stuhl am Tische ein, faltete die Serviette auseinander, zog eine Ecke derselben durch ein Knopfloch seines Rockes und breitete den andern Theil über Brust und Knie. Ein spöttisches Lächeln spielte wieder auf den Lippen der Jugend und leises Flüstern ging um die Tafel. Der Doktor sah nicht auf, und vielleicht hörte er Nichts.

„Gibt's viele Kranken im Dorf?“ fragte Frau von Moncar, während man dem neuen Gaste die Speisen vorsetzte.

„Ach ja, Frau Gräfin, sehr viele.“

„Die Gegend ist also ungesund?“

„O nein, gnädige Frau.“

„Woher denn die vielen Kranken?“

„Von der Sonnengluth während der Erntezeit und von der Nässe und Kälte im Winter.“

Einer der Gäste mischte sich mit spöttischem Ernste in das Gespräch und sagte: „Also ist man in dieser gesunden Gegend das ganze Jahr über krank, Doktor?“

Der Greis schlug die kleinen grauen Augen zu dem Fragenden auf, sah ihn ernst an, zögerte und schien eine Antwort zu suchen oder zurück zu halten.

Frau von Moncar trat beruhigend dazwischen. „Ich weiß, lieber Doktor,“ sagte sie, „daß Sie hier die helfende Vorsehung aller Leidenden sind.“

„O, Frau Gräfin, Sie sind allzu gütig,“ antwortete lächelnd der Greis, und schien sehr beschäftigt mit einem Stück Pastete, das er auf dem Teller hatte. — Darauf überließ man den Doktor sich selbst, und nahm die frühere Unterhaltung wieder auf.

Als man vom Tische aufstand, trat der Doktor einige Schritte zurück, bis alle Herren ihre Dame gewählt hatten, um sie in den anstoßenden Saal zu führen. Eine der Gefährtinnen der Frau von Moncar war allein zurückgeblieben — da näherte sich ihr schüchtern der Doktor, und bot nicht den Arm, aber die Hand der jungen Frau, und etwas vorgebeugt, ein Zeichen seiner Achtung, schritt er mit seiner schönen Begleitung gemessenen Schrittes nach dem Saal. Neues Lächeln empfing das Paar beim Eintritt — aber auf der Stirn des Greises zeigte sich keine Wolke und man hielt ihn für eben so blind, als er taub und stumm schien.

Herr Barnabé suchte, nachdem er seine Dame zu ihrem Sitze geführt, den bescheidensten Stuhl im Saale, rückte ihn in eine Ecke, von allen Gästen entfernt, und setzte sich dann nieder, den Stock zwischen den Knieen, die Hände gefaltet auf dessen Knopfe, das Kinn auf seine Hände gestützt. In dieser nachdenkenden Stellung blieb er ruhig sitzen, ohne Theil an der Unterhaltung zu nehmen, und von Zeit zu Zeit schlossen sich seine Augen, als wollte ein sanfter Schlummer sich seiner bemächtigen.

„Gräfin!“ rief einer der Gäste, „ich hoffe, daß Sie nicht den Vorsatz haben, künftig in der Ruine dieser Wüste zu wohnen?“

„Nein, wahrlich, das ist nicht mein Vorsatz! aber sehen Sie hier die herrlichen hochstämmigen Bäume, dort den dichten Wald; das konnte Herrn von Moncar wohl locken, während der Jagdzeit einige Herbstmonate hier zuzubringen.“

„Aber dann müßte man erst niederreißen — und wieder aufbauen, ordnen und pflanzen!“

„Wir wollen einen Plan machen,“ erwiderte lebhaft die junge Gräfin. „Lassen Sie uns hinausgehen, den künftigen Garten meiner Domaine zu entwerfen.“

Aber es war so beschlossen, daß diese Vergnügungsreise in jeder Hinsicht vereitelt werde. Im Augenblick, wo man dem Rufe der Schloßherrin folgen wollte, senkte sich eine schwere Wolke, und ein feiner, dichter Regen fiel zur Erde. Es war unmöglich, den Saal zu verlassen.

„Mein Gott, was werden wir beginnen?“ fragte Frau von Moncar? „Die Pferde haben mehrere Stunden Ruhe nöthig, und es wird augenscheinlich anhal-

tend regnen! Das Gras, das alle Wege überwuchert, ist so naß, daß man vor acht Tagen keinen Fuß ins Freie setzen kann; alle Saiten des Klaviers sind gesprungen, und in der Runde von zehn Stunden ist kein Buch zu finden. Dieser Saal aber ist eisig und zum Sterben trübselig: — was fangen wir an?"

Wirklich verlor die kaum vorher noch so lustige Gesellschaft nach und nach alle Munterkeit. Das Flüstern und Lachen machte der Stille Platz. Man nahte sich dem Fenster, sah nach dem Himmel; der Himmel blieb trübe und mit Wolken bedeckt. Alle Hoffnung, einen Spaziergang unternehmen zu können, war untergegangen. Man setzte sich, so gut es gehen wollte, auf die alten Stühle nieder, und versuchte die Unterhaltung wieder zu beleben; — aber es gibt Gedanken, die wie die Blume Licht und Sonne bedürfen, und die erlöschen, wenn der Himmel trübe ist. Alle diese jungen Köpfe schienen sich im Gewittersturm zu beugen wie die Pappeln im Garten, auf die man gedankenlos hinsah, wie sie im Winde hin und herwogten. Eine peinliche Stunde ging so vorüber. Die Burggräfin, muthlos über die verfehlte Lustparthie, stützte sich schmachtend auf den Balkon des Fensters, und ließ ihre Augen ohne Ziel umherschweifen. „Seht, dort auf dem Hügel, das kleine weiße Haus, das die Aussicht verdeckt; ich werde es niederreißen."

„Das weiße Haus?" rief bestürzt der Doktor, der bisher unbeweglich auf seinem Stuhle gesessen. Die Freude, die Langeweile, Sonne und Regen waren sich gefolgt, ohne daß er ein Wort gesprochen, und man hatte seine Gegenwart ganz vergessen; auch richteten sich rasch alle Augen auf ihn, als er die drei Worte ausstieß: das weiße Haus?

„Welches Interesse nehmen Sie an diesem Haus, Doktor?" fragte die Gräfin.

„Mein Gott! — gnädige Frau, denken Sie, ich hätte Nichts gesagt. Man wird das Haus niederreißen, weil es Ihnen so gefällt."

„Aber warum beklagen Sie das alte Gemäuer?"

„Weil, mein Gott, weil es einst Menschen bewohnten, die ich liebte . . . und . . ."

„Und die wieder kommen werden, Doktor?"

„Sie sind längst gestorben, Frau Gräfin, gestorben, als ich noch jung war!"

Und der Greis sah traurig nach dem weißen Hause hin, das, auf dem Abhang des Berges, in der Mitte des Waldes, aussah, wie ein Maasliebchen auf der grünen Wiese. Einige Augenblicke war Alles still, dann aber beugte einer der Herren sich zur Gräfin und sagte leise: „Meine Gnädige, hier ist etwas Geheimnißvolles — sehen Sie, wie unser Aesculap finster geworden ist. In jenem Hause wurde gewiß ein pathetisches Drama aufgeführt — eine Jugendliebe vielleicht. Bitten Sie den Doktor, uns seine Erlebnisse in jenem alten Gemäuer mitzutheilen."

„Ja, ja, flüsterte man von allen Seiten, bitten Sie ihn, zu erzählen. Eine Geschichte! eine Geschichte! und wenn ihr das Interesse fehlen sollte, so wird uns die Eloquenz des Redners angenehm unterhalten."

„Nein, nicht so, meine Herren," antwortete leise Frau von Moncar; „wenn ich den Doktor bitten soll, uns die Geschichte des weißen Hauses mitzutheilen, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß Niemand lacht."

Als nun Jeder versprochen hatte, ernsthaft und höflich zu sein, näherte sich die Gräfin dem Arzte:

„Doktor," sagte sie, indem sie sich neben den Greis niedersetzte — „ich sehe wohl, daß sich an dieses Haus eine Erinnerung knüpft, die Ihnen theuer ist. Wollen Sie uns dieselbe mittheilen? Ich würde verzweifeln, wenn ich Ihnen einen Schmerz zufügte, den Ihnen zu ersparen in meiner Macht stände! Ich werde das Haus stehen lassen, wenn Sie mir sagen, warum es Ihnen so lieb ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte Rußlands im inneren Asien.

Wenn wir die unerschütterliche Beharrlichkeit und die nie um Mittel verlegene Klugheit beobachten, womit Rußland im Osten des kaspischen Meeres seine Eroberungen vorwärts treibt, so ist es uns, als lesen wir jene Abschnitte, worin Montesquieu die äußere Politik des welterobernden Roms schildert. Die Haupthindernisse, welche Rußland dort zu bekämpfen hat, sind die ungeheuren Entfernungen, die Wüsten im eigenen, wie in den fremden Ländern, die Unzuverlässigkeit der sie bewohnenden Nomaden und der Fanatismus der Mohamedaner. Die Aufgabe, welche die russische Politik sich gestellt hat, wäre weit keine solche Riesenarbeit, wenn der Oxus der Alten, unser Amu-Darja, dessen Quellen, wie die der Zuflüsse des Indus am Hindu-Kuh fließen, seinen alten Lauf in das südöstliche kaspische Meer beibehalten hätte. Dann hätte Rußland eine ungeheure Wasserstraße zur Operationslinie. Denn die in das nördliche kaspische Meer mündende Wolga ist schon bei Twer, wo die Petersburg-Moskauer Eisenbahn sie überbrückt, einigermaßen schiffbar. Seit aber der Oxus seinen Lauf nach dem südlichen Aralsee genommen hat, liegt zwischen ihm und dem kaspischen Meer eine 80 deutsche Meilen breite Wüste. Links von seinem unteren Lauf blüht die Oase Chiwa durch Ackerbau und Tuchindustrie, welche eine halbe Million Bewohner nähren. Bekanntlich rückte, um einige tausend räuberische gefangene Russen zu befreien, im Jahre 1839 aus Orenburg ein russisches Korps aus, welches durch Hülfsvölker zu 20,000 Mann und 10,000 Ka-

meelen anschwoll, aber größerntheils der furchtbaren Kälte der Steppe erlag. Dadurch ermuthigt, steigerten die Kirgisen Turkestans ihre Raubzüge im russischen Gebiet; im Jahre 1851 trieben sie 75.000 Stück Vieh fort. Perowsky und andere russische Generale dagegen fuhren fort, auf der Ostseite des Aralsee's festen Fuß zu fassen, aber nicht mehr in südlicher, sondern in östlicher Richtung vordringend, indem sie an dem unteren Lauf des Jaxartes der Alten, unseres Syr-Darja Forts anlegten, zuerst oberhalb der Mündung das Fort Aralsk oder Rahimsk. Aber nicht bloß die meisten Lebensmittel für die Garnisonen mußten über Land weit hergeschafft werden; zwei eiserne Dampfschiffe wurden in Stücken aus Schweden herbeigeschleppt, und da es auch an Heizungsmaterial fehlte, wurden vom Don her Massen von Anthracit herbeigeführt, wovon die Tonne auf 150 fl. kam. Erst in einem zweiten blutigen Feldzug (1852) gelang es, die Gränzfestung der Uzbekenfürsten von Chokand, Ak-Mesdschid, welche 100 Meilen östlich von Fort Aralsk am Jaxartes liegt, nach verzweifeltem Widerstand durch Minen zu nehmen. Sie erhielt, von den Russen besetzt, den Namen Fort Perowsky. Ein Heer der Chokander, welches diese Feste zurückerobern wollte, wurde geschlagen und neue Forts angelegt. Horden von Kirgisen waren, um dem Druck der Chokander sich zu entziehen, auf das rechte Jaxartesufer zu den Russen übergegangen. Aber die Raublust dieser Nomaden brach nun gegen die Russen aus. Kutebar, ein Schamil der Steppe, fanatisirte sie und führte den kleinen Krieg mit größter List und Energie, bis es 1858 gelang, ihn zur Unterwerfung zu zwingen. Während dieser Kämpfe war es den Russen gelungen, 150 Meilen östlich vom Fort Perowsky eine Militärkolonie zwischen den Seen von Balchasch und Issi Kul an den nördlichen Zuflüssen des Ili, unter dem 44. Breitegrade, zu gründen. Wiernoje ist hier die große Haltstation zwischen Kaschgar, der westlichsten Stadt unter chinesischer Hoheit, und dem russischen Semipolatinsk am oberen Irtüsch. Selbst die Sultane der großen Tatarenhorde zeigten sich diesem Werke der Zivilisation günstig. Einer derselben sagte einem jener russischen Entdeckungsreisenden, einem gebildeten Kirgisen: „ein Stück Holz ist ein unförmlicher Block, er wird aber unter der Hand des geschickten Arbeiters ein kostbares Hausgeräth; ich und mein Volk sind das Holzstück und würden ohne den Offizier des weißen Czaren ein unförmlicher Block bleiben." Aber die blühende Kolonie am Ili konnte den entfernten, durch wilde Gebirge getrennten Besatzungen am Jaxartes kein Brod schicken. Diese hatten in ihrer Nähe am mittleren Jaxartes fruchtbare Landschaften, welche ihnen aber durch unaufhörliche Gränzgefechte geschlossen blieben, von wo aus stets Raubzüge in's russische Gebiet gemacht wurden. Der Emir von Bochara, Mozaffar, benützte die Thronstreitigkeiten in Chokand, um sich den Nachkommen Timurs zum Oberherrn desselben, also des oberen und des mittleren Jaxartes, zu machen. Sein Volk begrüßte den siegreich Heimkehrenden als einen neuen Timour, welcher mit dem Sultan in Konstantinopel alle Ungläubigen unterwerfen werde, und er beschenkte sein Volk reichlich mit Thee, Reis, Hammelfleisch und Talg. Aber Rußland benützte die Erschütterung der Besitzverhältnisse an dem mittleren Jaxartes und nahm zu Anfang 1864 die Stadt Turkestan und am Jaxartes weiter herauf liegende Landstriche. Um die dadurch aufgeschreckten Engländer zu beruhigen, erklärte der Fürst Gortschakoff in einem Rundschreiben, Rußland habe sich durch Raubzüge in die gebietende Nothwendigkeit versetzt gesehen, diesen Schritt zu thun. Es werde aber hier stehen bleiben. Ein Befehl des Chans von Bochara an den russischen General, Taschkend wieder zu räumen, hatte um so weniger Erfolg, als in Südbochara Unruhen ausbrachen. Es hatte jedoch den Anschein, als ob die Chokander durch Waffenerfolge gegen Ende 1864 die Russen wieder verdrängen würden. Allein den 9. Mai 1865 siegte Tschernaïeff unweit Taschkend und dieses mußte sich nach eröffnetem Bombardement ihm übergeben. Die Bevölkerung, welche von den Interessen des Handels und durch den mohamedanischen Fanatismus in Parteien zerrissen war, erhielt eine Verwaltung von Eingebornen, was aber nicht verhinderte, daß die englische Presse Allarm schlug. Rußland versicherte, daß es nicht beabsichtigte, Taschkend zu behalten. Ihre Versuche, weiter südlich vorzudringen, scheiterten in wasserlosen Steppen. Aber der Sultan von Bochara, nachdem er Struve und russische Offiziere, welche als Gesandtschaft nach Bochara gekommen waren, gefangen gesetzt hatte, rückte als Vertheidiger des Glaubens und seiner Unterkönige mit 40,000 Mann gegen Taschkend, um es den 3000 Russen wieder abzunehmen. Die russische Artillerie schoß in diese Massen bei Irdjar den 20. Mai 1866 solche Lücken, daß dieselben im panischen Schrecken sich in die Flucht stürzten. Das schon etwas weiter oben am Jaxartes gelegene feste Chodschend mußte nach tapferer Vertheidigung seiner Bürger den Russen die Thore öffnen; hier kreuzen sich fünf Karawanenstraßen, besonders die nach Persien und China.

(Fortsetzung folgt.)

Gruß

an die deutschen Feuerwehrmänner, gesprochen am IX. Stiftungsfeste der Würzburger Feuerwehr von Karl Wild.

Fröhlich vereint im traulichen Bund, so lasset die Becher
Laut anklingen, als Brüder im Werk, als wackere Zecher;
Während aus männlicher Brust die vollaustönenden Lieder
Klingen, und tragen die Freuden des Himmels zur Erde hernieder. —

Also find' ich euch jetzt, beim Feste der Freude, der süßen,
Laßt mich darum, o Deutsche, euch laut als Brüder begrüßen.
Denn, wenn Zwietracht auch der Macht Inhaber uns spönnen,
Wir, wir dürfen uns wohl der Einigung Freude vergönnen:
Und bekümmert uns auch des Reichs unwürdige Spaltung,
Leben wir ja vereint, in stets treuherziger Haltung,
Ja, wir leben vereint, ob Süd, ob Nord uns geboren,
Das nur erstrebend, was wir dem heiligen Bunde geschworen,
Leben vereint, um stets einander uns treulich zu schützen,
Leben vereint, dem Bruder mit willigen Händen zu nützen.
Kühn, im Kampf mit der Gluth, nicht das Leben, das eigene schonend
Ist uns der heiligen Pflichten Erfüllung am meisten verlohnend:
Also erstarkt ein Volk, das selbst zu schützen die Habe
Greift zum rührigen Werk, das unsere Schwächen begrabe.
Selbst ist heute der Mann in des Lebens unendliche Brandung,
Reicht euch vereinigt die Hand, so findet ihr sichere Landung;
Brüderlich reichet die Rechte dem Bruder; in solcher Vereinung
Sprießt das wirkliche Sein, des Volks thatsächliche Einung.
Denn nicht Reden nur frommt zur endlichen Fülle des Bundes;
Männliches Handeln ersetzt uns die geistigen Ströme des Mundes;
Lasset uns darum fortfahren auf Wogen, die jetzo wir wandeln —
Viel zwar gelte das Wort, doch alles das tüchtige Handeln!

Mannigfaltigkeiten.

Ein Pariser Korrespondent der „Köln. Ztg." schildert das Napoleonsfest in nachstehender Weise: Schon am frühen Morgen des 15. August, nachdem die traditionellen 101 Kanonenschüsse von den Invaliden her das erwartungsvolle Heer der Fremden aus dem Schlafe geweckt, bedeckten sich Märkte und Straßen mit einer festlich geschmückten Menge. Der Zug der Ankömmlinge wälzte sich langsam und schwer hinaus nach dem Marsfelde, dessen Wunderbau nicht wenig dazu beigetragen hatte, die herkömmliche Zahl der 100,000 Festfremden auf mindestens 300,000 zu steigern. Gegenüber der Ehrenpforte des Industriepalastes am rechten Ufer der Seine, dort an der Jenabrücke, erhebt sich das zu einem Promenade-Plateau umgewandelte Kalksteingebirge des Trocadero, dessen Sprengung und Adjustirung mehr als 20 Millionen verschlungen hat. Eine immense Treppe mit kolossalen Granitstufen führt zu der Höhe, deren Abhänge rings mit kleinen Buden besetzt waren, in denen man die für französische Volksfeste unentbehrlichen Glücksspiele :c. aufgeschlagen hatte. Während der obere Gipfel des Berges nun mit einer Art wasserspeienden ägyptisch-merikanisch-assyrischen Tempels, für die Illumination des Abends berechnet, geschmückt war, stiegen zu beiden Seiten je drei schlanke Klettermasten in die Höhe. Ihnen zur Seite aber waren wiederum — **panem et circenses!** — zwei große Bühnen aufgeschlagen, auf deren einer in pantomimischen Darstellungen von tapferen Franzosen ein furchtbares Blutbad unter unschuldigen Chinesen, und auf deren anderer von ebendenselben eine genaue entsprechende Metzelei unter aufständischen Arabern angerichtet wurde; beides mit einer entsetzlichen Verschwendung von Pulver und Kleingewehrfeuer, welche die lautlos lauschende Masse berauschte und zu lebhaftem Beifalle hinriß, wenn sich auch hie und da die kritische Stimme eines Anhängers der Friedensliga durch ein skeptisches „**à quoi bon?**" bemerklich machte. Musterhaft war die Ruhe und Ordnung, welche unter den Hunderttausenden herrschte, von denen die weite Ebene des Trocadero übersäet war. Und diese Ruhe verleugnete sich selbst des Abends nicht, als 3—400,000 Menschen die elysäischen Felder, den Trocadero, den Eintrachtsplatz, den Tuileriengarten, die großen Boulevards und die Rue de Rivoli bis zum Stadthause hin bedeckten. Gaslampen-Guirlanden waren angebracht, auch hatten die Weiher eine Einfassung von Gaslichtern. Der Anblick, den der Garten, die Champs Elysée's bis zum Arc de Triomphe darboten, war ein prachtvoller, wenn auch ein etwas langweiliger. Ungleich malerischer machte sich der Trocadero. Eine rechte Heiterkeit herrschte unter der ungeheueren Menschenmenge nicht. Die zahlreichen improvisirten Wein-, Bier- und Schnapsbuden waren im Ganzen wenig besucht, was wohl daher kommen mag, daß die Hitze nicht sehr groß war und dabei die Beutel der Meisten in Folge der schlechten Zeiten wenig gefüllt waren. Das Feuerwerk am Arc de Triomphe wurde um 9 Uhr abgebrannt. Gegen 10 Uhr begann der Rückzug der Menge nach dem Innern von Paris. Die ganze Nacht über waren die Wirthshäuser geöffnet; es herrschte aber kein rechtes Leben. Ich hörte, obgleich ich mich auf allen Punkten herumtrieb, auch kein einziges „**Vive l'Empereur!**"

Von einem glaubwürdigen Manne, der so eben von Nebraska und dem Westen zurückgekehrt ist, erfährt der „Philadelphia Demokrat", daß Nebraska fast ein ganz deutscher Staat ist. Ganze Counties sind mit wenigen Ausnahmen durchaus deutsch; die Stadt Omaha ist überwiegend deutsch, und Amerikaner, welche dort Geschäfte abmachen wollen, müssen sich eines Dolmetschers bedienen. Das klingt fabelhaft, aber es wird versichert, daß es so sei.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 202 Samstag, 24. August 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Der Doktor schien erstaunt und blieb stumm.

Die Gräfin rückte ihm noch näher: „Lieber Doktor," fuhr sie fort, „sehen Sie das schlechte Wetter, und wie Alles so traurig ist! Sie sind der Aelteste von uns, erzählen Sie uns eine Geschichte, damit wir den Regen und kalten Nebel vergessen."

Barnabé sah die Gräfin verwundert an. — „Es ist kein Roman, was sich im weißen Hause zugetragen hat. Die Geschichte ist einfach, und hat nur für mich Interesse, der jenes junge Paar liebte; fremde Menschen können die einfache Begebenheit nicht eine „Geschichte" nennen. Außerdem kann ich nicht lange reden und erzählen, wenn man mir zuhört, und das, was ich zu erzählen hätte, ist so traurig; Sie aber sind gekommen, um froh zu sein." Der Doktor stützte sein Kinn wieder auf seinen Stock.

„Lieber Doktor," erwiderte die Gräfin, „das weiße Haus bleibt ungefährdet, wenn Sie sagen, warum es Ihnen so werth ist."

Der Greis schien gerührt; er bewegte sich auf seinem Sitze hin und her, nahm die Dose aus der Tasche und steckte sie wieder ein, ohne sie zu öffnen, dann, die Gräfin anblickend, sagte er: „Sie wollen das Haus nicht niederreißen?" und er zeigte mit seiner mageren zitternden Hand nach dem Hügel, auf dem man in der Ferne das weiße Haus sah.

„Ich verspreche es Ihnen."

„Wohlan, so sei es! Ich werde im Andenken der theuren Freunde ihre Geschichte erzählen, und das Haus retten, in dem sie glücklich gewesen sind. — Meine Damen," fuhr der Greis fort, „ich verstehe nicht gut zu sprechen; aber ich denke, der Ungelehrteste kann sich verständlich machen, wenn er berichtet, was er gesehen hat. Bedenken Sie im Voraus, daß meine Geschichte nicht lustig ist. Man ruft den Musiker, wenn man singen und tanzen will; den Arzt, wenn man leidet und fühlt, daß die Sterbestunde naht."

Ein Kreis bildete sich um den alten Mann, der, die Hände über seinem Stabe gekreuzt, ruhig seine Erzählung begann, und vielleicht nicht ahnte, daß sein leichtsinniges Auditorium sich dennoch vorbehielt, heimlich zu lächeln.

„Vor langer Zeit — denn es ist sehr lange her, ich war noch jung — denn auch ich bin einst jung gewesen! Die Jugend ist ein Glück, das einmal alle Menschen besitzen, der Arme wie der Reiche, obschon sie keines Menschen Hand zurückhalten kann. Ich hatte mein Examen gemacht, war als Arzt rezeptirt worden, und überzeugt, daß, Dank meiner Wissenschaft, nun Niemand mehr sterben werde. So kam ich in mein Dorf zurück, wo meine Talente sich geltend machen sollten. Mein Dorf ist nicht weit von hier. Aus dem kleinen Fenster meiner Studierstube sah ich die andere Seite des weißen Hauses, das Sie in diesem Augenblicke betrachten. Sie würden mein Dorf nicht sehr schön finden; für mich war es herrlich! — Ich war dort geboren und liebte es. Jeder sieht die Gegenstände, die er liebt, auf seine Weise an, und so ist gesorgt, daß diese Liebe nicht untergeht. Gott erlaubt uns zuweilen, etwas blind zu sein, denn er weiß wohl, daß es in dieser Erdenwelt keinen großen Nutzen bringt, immer klar zu sehen. Die Heimath schien mir belebt und freundlich: ich verstand es, glücklich auf der Scholle zu leben, auf der ich geboren war; nur das weiße Haus störte mich unangenehm, so oft ich Morgens die Sommerläden herunterließ und die Fenster öffnete. Es war immer verschlossen, ohne Leben — und traurig, weil es öde und verlassen schien. Nie hatte ich die Fenster öffnen oder schließen sehen — niemals hatte die Hausthür oder das Thor des Gartens sich aufgethan, um irgend einen Menschen einzulassen. Ihr Herr Oheim wußte nicht, was er mit dieser Hütte neben dem Schloß machen sollte, und suchte sie zu vermiethen; aber seine Forderung war hoch, und Niemand im Dorfe reich genug, um sie erfüllen zu können. Das Haus blieb also leer stehen, während man in jedem Fenster im Weiler fröhliche Kindergesichter die Zweige des Flieders auseinander biegen sah, um bei dem kleinsten Geräusch, das die Hunde bellen machte, neugierig in die Straßen zu schauen. Eines Morgens aber sah ich mit Verwundern, daß an der Mauer des weißen Hauses eine Leiter lehnte und ein Tüncher beschäftigt war, die Sommerläden grün zu malen; eine Magd wusch die Fenster und ein Gärtner bestellte den Garten.

Desto besser, dachte ich, ein gut Dach, das Nie-

mand beherbergt, ist wie ein verlorenes Gut. — Von Tag zu Tag sah ich nun das Haus ein anderes Aussehen gewinnen. Blumenbehälter zierten die kaum noch so nackten Wände, ein Ziergärtchen wurde vor dem Eingange angepflanzt, die Wege von Unkraut gereinigt und besandet. Wenn die Sonne ihre Strahlen auf die Fenster warf, glänzten die Mousselin-Draperien wie Schnee im Sonnenschein. Eines Tages aber fuhr rasch eine Postkutsche durch's Dorf und hielt im Hofe des kleinen Hauses an. Wer waren diese Fremden? Niemand wußte es — aber Jedermann hätte es gerne wissen mögen. Lange Zeit hörte man nach Außen nichts von dem, was im Innern des Hauses vorging; — man sah nur die Rosen blühen und die Rasen grünen. Wie viele Vermuthungen wurden wach und suchten das Geheimniß zu errathen! Bald waren es Abenteurer, die sich versteckten, bald ein junges Paar, das die Flitterkeit seiner Liebe in dieser Einsamkeit verbringen wollte. — So errieth man Alles, nur die Wahrheit nicht! Die Wahrheit aber ist so einfach, daß man nicht immer an sie denkt, und ist der Geist einmal in Thätigkeit, so sucht er links und rechts, und vergißt, geradeaus zu suchen. Ich beruhigte mich nur wenig. Gleichviel, wer es ist, sagte ich mir, sind es doch Menschen — und so werden sie des Arztes bald bedürfen. Ich wartete geduldig.

Eines Morgens kam man wirklich, und bat mich, General Meredith zu besuchen. Ich kleidete mich nach damaliger Mode auf's Schönste an, und indem ich eine Würde in meine Erscheinung zu legen suchte, wie sie meinem Stande angemessen war, ging ich durch's Dorf, nicht ohne ein wenig Stolz über meine Wichtigkeit. Ich wurde an diesem Tage viel beneidet; man stellte sich auf die Thürschwelle, um mich vorübergehen zu sehen. Er geht ins weiße Haus, sagte man zu einander, und ich, ohne mich zu beeilen, scheinbar eine gewöhnliche Neugier verschmähend, ging gemessenen Schrittes weiter, doch nicht ohne meine Nachbarn, die Bauern, zu grüßen, und ihnen zuzurufen: Auf Wiedersehen, meine Freunde, auf späteres Wiedersehen! diesen Morgen bin ich beschäftigt. So kam ich auf die Höhe des Hügels.

Als ich den Saal des geheimnißvollen Hauses betrat, wurde ich auf's Angenehmste überrascht und erfreut; Alles war zugleich einfach und elegant. Die schönste Zierde des heitern Gemaches waren herrliche Blumen, so künstlerisch geordnet, daß keine Kostbarkeit das Innere dieser Wohnung schöner hätte schmücken können. Weißer Mousselin an den Fenstern, weißer Battist über den Sesseln, das war Alles; aber da blühten Rosen und Jasmin, alle mögliche Blumen, wie in einem Garten. Das Licht ward gemildert durch die herabgelassenen Vorhänge, die Luft erfüllt mit dem süßen Duft der Blumen, und hingegossen auf dem Sopha lag ein junges Mädchen oder eine junge Frau, weiß und frisch, wie Alles, was sie umgab, und begrüßte mich mit einem anmuthigen Lächeln. Ein schöner Mann saß neben ihr auf einem Tabouret und stand auf, als man den Doktor Barnabé meldete.

„Mein Herr," sagte er zu mir mit stark betontem, fremden Accent, „man spricht hier so viel von Ihrer Kunst, daß ich erwartete, einen Greis eintreten zu sehen."

„Ich habe ernste Studien gemacht," erwiderte ich mit einigem Selbstgefühl, „ich bin von der Verantwortlichkeit und Wichtigkeit meines Berufes durchdrungen, Sie dürfen Vertrauen zu mir fassen."

„Wohlan," antwortete er mir, „ich empfehle Ihrer Sorge meine Frau, deren Zustand jetzt einigen Rath und einige Vorsicht erfordert. Sie ist weit von hier geboren; sie hat ihre Familie und Freunde verlassen, um mir zu folgen. Ich aber habe, sie zu pflegen, nur meine Liebe, aber keine Erfahrung. Ich baue auf Sie, mein Herr; wenn es möglich ist, so schützen Sie meine Eva vor allen Schmerzen."

Bei diesen Worten blickte der junge Mann seine Frau so liebevoll an, daß die großen blauen Augen des reizenden Wesens in Thränen der Dankbarkeit und Freude erglänzten. Sie ließ das kleine Kinderhäubchen, an dem sie stickte, fallen, und ihre beiden Hände drückten dankbar die Hand des Gemahls.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Kurze Zeit darauf hatte Funke sein Palais und das Landhaus verkauft und dagegen eine auf Ertrag berechnete Wirthschaft in Böhmen angekauft. Ida's Mutter, die kein Vermögen hatte, vermochte nichts zu thun, verließ aber auf Ida's Bitten gleichfalls Wien, um mit ihrer Tochter zusammen zu leben.

Sieben Monate später, ward Ida Mutter eines allerliebsten Mädchens, das ihr vollends den Verlust ihres Vermögens, und die damit verbundenen gesellschaftlichen Annehmlichkeiten vergessen machte.

Schon im nächsten Jahre erlitt Funke nicht unerhebliche Verluste durch die Ueberschwemmung seiner Besitzungen, die durch die darauf folgende Mißernte in Folge zu großer und anhaltender Dürre noch erheblich vermehrt wurden. —

Wie aber im Leben ein Unglück selten oder nie allein kommt, so trugen Viehseuchen, Feuersbrünste und Alles verheerende Schauer dazu bei, den ohnedieß schwer geprüften Kavalier dem gänzlichen Ruin immer näher zu bringen.

Seit Jahren befand sich Funke in den Händen wucherischer Spekulanten, und der größte Theil seiner

schönen aber an Unglück reichen Besitzungen war diesen als Pfand verschrieben.

Hätte Funke den Muth gehabt, die ganze Besitzung zu verkaufen, wie er dies seiner Zeit mit seinem Palais gethan, so hätte er wenigstens einen Theil gerettet, so aber ließ er sich von der Hoffnung verleiten, noch Alles ordnen zu können, und noch war die kleine Hermine nicht ganz sechs Jahr alt, als ihm von den einstigen Millionen und den späteren Besitzungen nichts als viertausend Gulden blieben. —

Zu jener Zeit machte Funke die Bekanntschaft eines jungen Russen, Namens Milikoff, dessen einschmeichelndes Wesen, dessen geistreiche Unterhaltung und vielseitige Bildung, ihn gar bald zum Freund und täglichen Gast machten. Selbstverständlich kam gelegentlich die Sprache auf das den jungen Kavalier verfolgende Mißgeschick. Als Milikoff die von uns erzählten Ereignisse vernommen hatte, sagte er:

„Nun Baron, es ist etwas Aehnliches zwischen unserm beiderseitigen Geschick; auch ich war reich, und zählte einst meine Leibeigenen nach Tausenden; auch ich stand an der Schwelle des Elends, von dem ich mich zu meinem gegenwärtigen Wohlstande wieder emporschwang. — Warum sollten Sie nicht dasselbe zu thun vermögen?"

„Nun, lieber Milikoff lassen Sie hören!"

* * *

Zweiter Abend.

IV.

Ein falscher Freund.

Von allen Uebeln, denen wir armseligen Menschenkinder unterworfen sind, ist keines so verderblich für unser Lebensglück, als jene falschen Freunde, deren Zahl gleich giftigen Pilzen, nach warmen Gewitterregen, gleichsam aus der Erde empor zu schießen scheinen. — Sie wissen unseren Geist zu fesseln und zu blenden, ihre Sophismen trüben unser eigenes Urtheil, während ihre Schmeichelworte unser Herz gewinnen, und zu ihren Gunsten stimmen. —

Welchem Menschen, der das reife Mannesalter erreicht hat, ist nicht wenigstens ein Exemplar der eben flüchtig geschilderten Race begegnet? Wer hatte nicht mehr oder weniger unter ihren verderblichen Einflüssen zu leiden? und doch gibt es in den vielen Gesetzbüchern keinen einzigen Paragraph gegen eine Kaste, die uns oft verderblicher wird, als dies der listigste Dieb, der frechste Räuber — gegen den wir gleichwohl den Schutz der Gesetze anrufen können — zu werden vermag.

Ein solcher Freund war Milikoff, der den edlen Charakter des völlig zu Grunde gerichteten Kavaliers auf den ersten Blick erkannt und eben darauf seine schmachvollen Pläne gebaut hatte.

Wir müssen Baronin Ida die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihr Milikoff vom ersten Augenblicke der Begegnung an, im höchsten Grade mißfallen hatte; doch sie scheute sich, ihre scheinbar durch nichts als ihre innere Stimme gerechtfertigte Abneigung offen an den Tag zu legen und begnügte sich damit, die Gesellschaft des jungen Russen so viel als nur immer möglich zu meiden. Wäre Ida's Mutter anwesend gewesen, so würde sie sich nicht gescheut haben, Funke ihre Meinung über Milikoff offen auszusprechen.

Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß das Urtheil der Schwiegermutter den Bruch dieser verderblichen Freundschaft herbeigeführt hätte, doch war sie ganz die Frau, um so oft und stets wieder auf denselben Gegenstand zurückzukommen, bis es ihr gelungen wäre, einen Verdacht in das Herz ihres Schwiegersohnes zu senken, der einmal wachgerufen, das Uebrige selbst gethan haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Die immer weiter um sich greifende Reaktion sollte in der am 27. Mai 1832 an verschiedenen Orten in Bayern gefeierten Konstitutionsfesten willkommenes Material zur Veranlassung neuer Maßregelungen finden.

Es war auf diesen Tag die Feier eines allgemeinen Konstitutionsfestes auf der romantisch gelegenen, die herrlichste Aussicht genießenden und in der ganzen Ebene des Rheinkreises und der badischen und rheinhessischen Nachbarstaaten sichtbaren Hambacher Schloßruine bei Neustadt an der Hardt vorgeschlagen, um den Tag, an welchem vor vierzehn Jahren der unvergeßliche Maximilian Joseph den Werth seines biedern Volkes und das Bedürfniß der Zeit erkennend, durch freiwillige Ertheilung der Verfassungsurkunde die bayerische Nation für mündig und würdig erklärte, in die Reihe der freien Völker einzutreten, unter dem Vorsitze der Landtagsdeputirten festlich zu begehen.

Kurz darauf, am 20. April 1832, wurde von einem Festkomite zu Neustadt a. der Haardt folgender viel weiter sich erstreckender Festaufruf publizirt:

„Der Deutschen Mai."

„Völker bereiten Feste des Dankes und der Freude beim Eintritte heilvoller großer Ereignisse. Darauf mußte das deutsche Volk seit Jahrhunderten verzichten. Zu solcher Feier ist jetzt auch kein Anlaß vorhanden, für den Deutschen liegen die großen Ereignisse noch im Keim; will er ein Fest begehen, so ist es ein Fest der Hoffnung; nicht gilt es dem Errungenen, sondern dem zu Erringenden, nicht dem ruhmvollen Sieg, sondern dem mannhaften Kampfe, dem Kampfe für Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, für Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde."

„Alle deutschen Stämme sehen wir an diesem heiligen Kampfe Theil nehmen; alle seien darum geladen zu dem großen Bürgervereine, der am Sonntag den 27. Mai auf dem Schlosse zu Hambach bei Neustadt am Hardtgebirge stattfinden wird."

„Im Mai hielten nach germanischer Sitte die Franken, unsere ruhmbekränzten Väter, ihre Nationalversammlungen; im Mai empfing das heldenmüthige Polen seine Verfassung; im Mai regt sich die ganze physische und geistige Natur: wie sollte, wo die Erde mit Blüthen sich schmückt, wo alle keimenden Kräfte zur Entwickelung streben, wie sollte die Empfindung des freien Daseins, der Menschenwürde, starren unter der Decke kalter Selbstsucht, verächtlicher Furcht, strafbarer Gleichgiltigkeit?"

„Auf, ihr deutschen Männer und Jünglinge jeden Standes, welchen der heilige Funke des Vaterlandes und der Freiheit die Brust durchglüht, strömt herbei! Deutsche Frauen und Jungfrauen, denen politische Mißachtung in der europäischen Ordnung ein Fehler und ein Flecken ist, schmückt und belebet die Versammlung durch eure Gegenwart! Kommet alle herbei zu friedlicher Besprechung, inniger Erkennung, entschlossener Verbrüderung für die großen Interessen, denen ihr eure Liebe, denen ihr eure Kraft geweiht."

Eisenmann, der zu einem in ganz Bayern zu feiernden Konstitutionsfeste in seinem Volksblatte aufgefordert hatte, verwahrte sich gegen den Vorwurf eines schädlichen Optimismus und bemerkte zu der Neustadter Aufforderung, „daß die Komitemitglieder jenseits des Rheins einen andern Begriff von einem Konstitutionsfest haben, als wir diesseits des Rheins. Denn nach unseren Ansichten gilt ein solches Fest der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es ist ein Fest des Dankes für das, was wir bereits haben, es ist ein Fest der Weihe zu dem Kampfe um das, was uns noch fehlt."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Die August-Nummer von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften" ist in novellistischer Beziehung besonders reich ausgestattet. Außer der zweiten Hälfte von Julius Grosse's pikanter Theaternovelle „Vox populi" findet sich darin ein tief gemüthvolles kleines Lebensbild „Meister Babu," und eine jener anziehenden Phantasien aus dem Künstlerleben, die Elise Polko so trefflich zu schreiben versteht: „Das Lautenspiel der Marion." — Eine ironische Gespenstergeschichte von Karl Vogt, „Der lange Christian" ist voller Witz und beißender Satyre; außerdem findet sich ein vortreffliches Charakterbild Robert Schumann's als Anfang einer Reihe musikalischer Charakterköpfe. Andere historische Aufsätze, so wie Abhandlungen aus der Länder- und Völkerkunde, mit und ohne Illustrationen, ergänzen das interessante Heft.

Mannigfaltigkeiten.

In San Francisco hat eine merkwürdige Wettfahrt ihr Ziel erreicht. Die beiden Klipperschiffe erster Klasse, der „Governor Morton" und die „Prima Donna" fuhren zusammen aus dem Hafen von New-York ab. Sie wurden neben einander außerhalb Sandy Hook hinaus bugsirt, und zwar so nahe an einander, daß sich die Befehlshaber mit einander unterhalten konnten. Bedeutende Summen wurden von den Freunden dieser Schiffe auf ihren betreffenden Günstling gewettet, daß er den Hafen zuerst erreichen werde. Die wettfahrenden Schiffe kreuzten den Aequator im atlantischen Ozean an demselben Tag, obschon nicht unter demselben Längengrad. Sie fuhren in die Le Maine-Straße an demselben Tag ein, und kamen auch an demselben Tag aus jener Wasserstraße wieder heraus. Sie kreuzten den Aequator im stillen Meer an demselben Tag und unter demselben Längengrad. Beide Schiffe kamen an dem nämlichen Tag in unserem Hafen an, und zwar nicht ganz 3 Stunden von einander — nach einer Wettfahrt von 16,000 Meilen. Diese Thatsachen sind Belege für die Genauigkeit, welche die Schifffahrtskunde erlangt hat, und beweisen gleichfalls die Zuverlässigkeit, welche man den unter der Leitung des Marine-Offiziers Maury angefertigten Karten über die Winde und Strömungen der Meere schenken darf.

Der gelehrte russische Staatsrath Lewshin veröffentlicht eine Notiz über ein „spezifisches Heilmittel der Wasserscheu" (Hundswuth). Dasselbe besteht aus der sog. Alisma Plantago, einer Wasserpflanze, die in Rußland und andern europäischen Ländern wächst. Ein russischer Soldat hat dieses Mittel von einem Bauern aus Archangel erhalten und seit Jahren mit vollständigstem Erfolge angewandt, wofür Hr. Lewshin selbst ein Beispiel aus seiner Bekanntschaft gibt. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Angabe sich bestätigen möchte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 194:
Strickhütchen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 203 Montag, 26. August 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Ich sah die junge Frau an; ihr Loos schien beneidenswerth, und doch sagte mir eine innere Stimme, daß dem nicht so sei! Ich war traurig, und hätte nicht sagen können, warum. Oft hatte ich Menschen weinen sehen, und mußte sie beinahe glücklich preisen! William Meredith und sein Weib sah ich lächeln, und konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß ein tiefer Kummer ihr Herz beschwere. Ich setzte mich zu der lieblichen Kranken. Niemals habe ich etwas so Schönes gesehen, als dieses seelenvolle Gesicht, beschattet von langen blonden Locken.

„Wie alt sind Sie, gnädige Frau?" fragte ich.

„Siebenzehn Jahre."

„Ist das Klima des fernen Landes, wo Sie geboren sind, sehr von dem unserigen verschieden?"

„Ich bin in Amerika, in New-Orleans geboren! — Ach, die Sonne ist dort schöner wie hier!"

Sie fürchtete vielleicht, dem Gemahl durch ihre Sehnsucht nach dem Vaterlande weh' gethan zu haben, denn sie fügte hinzu: — „Aber jedes Land ist schön, wenn man in dem Hause des Gatten lebt, bei ihm lebt und sein Kind erwartet."

Ihr Auge suchte das Auge Williams, und dann sagte sie in einer Sprache, die ich nicht verstand, so süß klingende Worte, daß es nur Worte der Liebe können gewesen sein.

Nach einem kurzen Besuch zog ich mich zurück und versprach wieder zu kommen.

Ich kam oft wieder, und nach zwei Monaten war ich beinahe Hausfreund in diesem jungen Hausstande geworden. Herr und Frau von Meredith waren nicht eigennützig in ihrem Glücke — sie fanden noch Zeit an andere zu denken. Sie verstanden, daß der arme Dorf-Arzt, der keine andere Gesellschaft als die gewöhnlicher Landleute kannte, die Stunde als eine gesegnete betrachten mußte, in der es ihm vergönnt war, die Sprache der Gebildeten zu hören. Sie zogen mich zu sich, erzählten mir von ihren Reisen, und bald, mit dem raschen Vertrauen, wie es der Tugend eigen ist, theilten sie mir ihre Geschichte mit. Die junge Frau nahm das Wort:

Doktor, sagte sie, dort drüben, über dem Weltmeer, lebt mir ein Vater, Schwestern, Freunde — die ich zärtlich geliebt habe, bis ich William liebte; dann aber verschloß ich mein Herz denen, die meinen Gemahl verstießen. Williams Vater verbot ihm, sich mit mir zu vermählen, weil sein Adel zu gut sei für die Tochter eines amerikanischen Pflanzers; mein Vater verbot mir, William zu lieben, weil er zu stolz war, seine Tochter einem Manne zu geben, dessen Familie sie nicht freundlich aufnehmen wollte. Man wollte uns trennen, aber wir liebten uns! Lange Zeit haben wir gebeten, geweint und gefleht bei denen, welchen wir Gehorsam schuldig waren; sie blieben unerbittlich, aber wir liebten uns! — Doktor, haben Sie je geliebt? Ich wünschte es, damit sie nachsichtig gegen uns sein möchten. Wir träumten von der Verzeihung unserer Familien, wir liebten uns und sahen in der Zukunft nur frohe, glückliche Tage. Ach, es war nicht, wie wir geträumt! Man wollte uns verfolgen, und mit Hülfe eines, ich weiß nicht welchen, Versehens der Form bei dieser heimlichen Vermählung hatte die ehrgeizige, stolze Familie Williams den grausamen Gedanken, uns zu trennen. Wir flüchteten in die Einsamkeit, zwischen diese Berge und Wälder. Unter fremdem Namen leben wir hier verborgen. Mein Vater hat niemals verziehen; er hat mir geflucht! . . . Sehen Sie, Doktor, darum kann ich nicht immer lächeln, selbst nicht bei meinem William!

Gott, wie liebten sich diese Menschen, Niemals habe ich ein Wesen gekannt, das so mit ganzer Seele sich hingegeben, wie Eva Meredith ihrem Gemahle. Was sie auch beschäftigen mochte, immer setzte sie sich so, daß sie nur die Augen aufschlagen mußte, um William sehen und ihm zulächeln zu können. Sie las nur das Buch, das er las; auf seine Schulter gelehnt, folgten ihre Blicke den Augen des Geliebten; dieselben Gedanken sollten ihre Seele beschäftigen. Wenn ich durch den Garten nach dem Hause ging, folgten meine Augen mit Rührung den Spuren von Eva's kleinem Fuße neben den Tritten Williams: sie war ihm stets zur Seite, der gute Engel, den Gott ihm zugesellt! Welch' ein Unterschied, meine Damen, zwischen dem einsamen alten Hause dort und der schönen Wohnung meiner jungen Freunde! Ein Reichthum herrlicher Blumen

schmückte damals die Wände, prächtige Bouquets prangten auf dem Kamin! Ueberall umher lagen schöne Bücher und erzählten von einer Liebe, zärtlich, wie die Liebe Eva's war, und zwischen den Blumen sangen lustige Vögel ihr süßes Lied. Wie that es so wohl, dort zu leben, bei diesen glücklichen Menschen, und von ihnen, die einander so zärtlich liebten, sich auch ein wenig geliebt zu fühlen!

Aber glauben Sie mir, die glücklichen Tage haben auf Erden keine Dauer, und das Maß der Freude, das uns hienieden zugemessen, ist nicht groß.

Eines Morgens fand ich Eva bleich und still, sie schien leidend, und ich fragte theilnehmend nach ihrem Befinden. Doktor, erwiderte sie rasch, suchen sie die Ursache meines Uebels nicht so weit, prüfen Sie nicht so nachdenklich meinen Puls, es ist nur mein Herz, das zu heftig schlägt. Schelten Sie mich nicht kindisch, Doktor, wenn Sie wollen; aber ich bin traurig, weil William mich verlassen will. Er geht zur nächsten Stadt, um Geld zu holen, das man uns gesendet hat.

„Und wann wird er zurückkehren?" fragte ich.

Sie lächelte unter Erröthen, und mit einem Blick, der zu sagen schien: „Spotten Sie nicht!" erwiderte sie. „Diesen Abend."

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Leider war Frau v. W . . . in Wien, um ihre Pensions-Angelegenheiten zu ordnen, da die achthundert Gulden, die sie jährlich bezog, und die bis zu der über Funke hereingebrochenen Unglückskatastrophe den Gegenstand oft wiederholter Scherze gebildet, nun, wo in wenigen Jahren Alles so ganz anders geworden, wieder zur Geltung gelangt waren.

So war es Milikoff, der nicht nur auf Funke's Herz, sondern auch auf seine Schwächen einzuwirken wußte, leicht geworden, den eigentlich noch unerfahrenen Edelmann ganz für seine Pläne und Absichten zu gewinnen.

Gewiß, unter den früheren Verhältnissen würde es ein Mensch von Milikoffs Charakter nicht gewagt haben, sich Funke zu nähern, und hätte er auch die zu einem solchen Schritte erforderliche Dreistigkeit gefunden, so würde sie ihm doch nur zu einer demüthigenden Lektion verholfen haben. Vom moralischen und bürgerlichen Standpunkte betrachtet, war Funke noch immer derselbe geblieben.

Nach wie vor reichten seine Ahnen bis in das Alterthum der grauesten Vorzeit zurück; arm wie reich stand er gleich ehrenvoll und geachtet da. Aber leider ist es nur zu wahr, daß bei unserer gegenwärtigen materiellen Anschauungsweise, die Achtung der Welt weniger nach Verdienst als nach Renten, weniger nach Ahnen als nach Thalern fragt. Gewiß, man wird einen achtenswerthen, wenngleich armen Mann nicht unhöflich und zurückstoßend behandeln, doch zwischen diesem mitleidsvollen, der Geburt gemachten Zugeständnisse und der Huldigung, an die Funke seit seiner frühesten Jugend gewöhnt war, lag eine Kluft, die Mitleid allein nicht auszufüllen vermochte.

Hatte Funke aus achtenswerthem Stolz, die ihm zur Zeit der Flucht seines Notars angebotenen lukrativen Aemter und Würden zurückgewiesen; hatte er sich freiwillig vom Hofe und aus der Residenz verbannt, so mied er aus demselben ehrenwerthen Beweggrund schon seit Jahren jeden Umgang mit seinen neuen Gütemachbarn und fühlte sich dadurch immer isolirter und verlassener.

Gewiß, er liebte seine Gattin mit der Zärtlichkeit früherer Tage; er hatte seitdem Gelegenheit gefunden, ihre Tugend, ihr aufopferndes Benehmen besser kennen und daher auch höher achten zu lernen, doch ihre Liebe allein vermochte sein Leben nicht auszufüllen, die schmerzlichen Wunden, die bitteren Erfahrungen der letzten Jahre vergessen zu machen, und ihm für Alles das Ersatz zu bieten. — Nur so war es möglich geworden, daß sich Funke an Milikoff anschloß, und sich von dessen gleißnerischer Freundschaft mehr als von der zärtlichen Liebe seiner Gattin bestimmen ließ.

Milikoff hatte Funke die leichte, mühelose und rasche Weise, auf die er neuerdings in den Besitz eines Vermögens gelangt war, in so verlockender Art geschildert, daß dieser den Entschluß faßte, dasselbe zu thun. Gleichwohl mußte ihm eine innere Stimme gesagt haben, daß er Unrecht thue und kein Recht habe, das letzte Gut seiner Familie einer möglicherweise trügerischen Hoffnung zum Opfer zu bringen, weil er seiner kurzen Abreise vom Hause einen anderen als den wahren Grund unterschob und somit seinen Charakter zum Erstenmale mit einer Lüge befleckte, über die er selbst erröthete.

Wir wissen, daß Funke zu der Zeit seines Wohlstandes fast täglich und mit Leidenschaft gespielt hatte, ja wir können sagen, daß das Spiel an der Börse, das Spiel in den Clubs, seine, wie so viele seiner Standesgenossen, einzige Beschäftigung bildete; freilich erlaubten ihm seine damaligen Mittel ein Vergnügen, welches unter seinen jetzigen Verhältnissen beinahe ein Verbrechen war und Funke, der trotz seiner geringen Lebenserfahrung doch das Bewußtsein dessen hatte, was Recht oder Unrecht sei, erschrack über das Vergnügen, welches er bei der verlockenden Erzählung seines Freundes Milikoff, so wie bei der Aussicht empfand, daß auch er den im Spiele gelegenen eigenthümlich aufregenden Reiz wieder empfinden werde. — Je mächtiger ihn sein Herz zum

Spiele hintrieb, um so achtenswerther erscheint der Kampf, den er, wenngleich vergeblich, durchkämpfte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte Rußlands im inneren Asien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun baten auch die Bewohner von Taschkend um völlige Annexion durch Rußland: ein Meer, sagten sie, kann nicht zwei Meere enthalten; es können nicht zwei Reiche in einem Reiche sein. Ihrer Bitte wurde entsprochen. Taschkend liegt in dem künstlich bewässerten Garten des mittleren Jaxarteslandes, dessen Seide und Baumwolle hier gut verarbeitet werden. Es hat 40,000 Einwohner, Eisen- und Kanonengießereien und Pulvermühlen. Rußland begnügte sich trotz wiederholter Angriffe des Sultans von Bochara mit der Sicherung dieser reichen Eroberungen durch Einnahme von Festungen, welche zwischen denselben und Bochara liegen. Es erklärt sich für den Beschützer des Glaubens Mohameds und verspricht die Eigenheiten des Volkes zu schonen. Dem Sultan wurde von den Russen die Erlaubniß zur Beschiffung des von Süden her nach China führenden Oxus abgerungen, während in Peking die Zustimmung zur Errichtung eines russischen Konsulats in Kaschgar am Westende der hohen Tartarei erreicht wurde. Welchen Eindruck mußten diese Ereignisse auf England hervorbringen? Welche Entschlüsse wird es fassen, um die Fortschritte Rußlands gegen die Nordwestgränzen seines Indien zu hemmen?

Im Jahr 1839, als Rußland die Expedition gegen Chiwa vorbereitete, fiel Auckland in Afghanistan ein, aus welchem aber später das englische Heer mit schweren Verlusten hinausgeworfen wurde. Wie viel näher ist es jetzt bedroht! Die Russen stehen nur noch 80 Meilen von der Gränze des englischen Indiens. Rußland soll beim Schah von Persien Schritte gethan haben, um Herat einzutauschen. Es beabsichtigt wohl zunächst nur, sich am mittleren Jaxartes durch Militärkolonien zu befestigen und die Schifffahrt auf dem Oxus für seinen Handel auszubeuten. Allein dieser kann bei freier Konkurrenz gegen die englische Industrie nicht aufkommen. Die unabhängigen Uzbekenfürsten der Mittelstaaten am oberen Jaxartes werden die russischen Annexionen am mittleren in der Hoffnung auf englische Hülfe stets beunruhigen. Der Sultan von Bochara muß das friedliche Einnisten der Russen möglichst verhindern. Er ist jetzt mit dem Afghanenkönig verschwägert; aber bei den unaufhörlichen Thronstreitigkeiten in Afganistan ist für ihn und für die englische Politik hier keine zuverlässige Basis. Dieses Alles drängt zur gewaltsamen Entscheidung. Indeß werden in der russischen wie in der englischen Presse angesehene Männer für die Idee, daß nach Zerreibung jener schwachen Staaten der Himalaia und die Gebirge von Afghanistan die von der Natur gesetzten Marksteine seien, welche zwei großen Völkern erlauben, ein großes Kolonial- und Kulturleben zu entwickeln. Nur solche Mächte können in gegenseitiger Achtung sich Bürgschaften dauernden Friedens bieten. Die Niederungen des Oxus könnten mit ihrer Baumwolle der amerikanischen Konkurrenz machen. Unterhalb Taschkend sind neu entdeckte Steinkohlenlager erschlossen. Die Russen allein haben das Geschick, sich die Asiaten zu assimiliren.

Wenn es für jeden Menschenfreund ein erhebender Gedanke ist, daß die alten Länder der Zoroastrischen Kultur einer neuen Blüthe entgegengehen, so dürfen wir nicht übersehen, daß diese ungeheuren Mittel einmal von einem Czaren benützt werden könnten, den tschechischen Keil gegen Deutschland anzutreiben, vielleicht im Bunde mit Frankreich. Solchen Massenbildungen gegenüber ist es äußerste Pflicht für Deutschland, auch seine Kraft durch Einigung zu stärken, um nicht zwischen den Großmächten zerrieben zu werden, wie die „unabhängigen“ Städtchen am Jaxartes.

Der starke Streifzug, welchen in diesem Frühjahr ein Untergebener des Sultans von Bochara bis auf das nördliche Ufer des Syr Darja machte, wodurch er die Verbindung zwischen Orenburg und Taschkend abgeschnitten haben soll, wird wohl nur dazu dienen, daß Rußland mit aller seiner Energie die Gränzen seiner neuen Provinzen ausdehnt und sicher stellt. Bereits ist die Kunde von der Niederlage, welche die Bocharer in dem neuen russischen Gebiet erlitten, durch die Zeitungen gegangen. Allein es ist nicht daran zu denken, daß die Bocharer sich damit in die Schranken weisen lassen, und daß sie den Russen gestatten, sich friedlich in den annexirten Landstrichen festzusetzen. Wilhelm Lejean, welcher vor Kurzem aus jenen Gegenden nach Frankreich heimgekehrt ist, gibt in der revue des deux mondes vom 1. Juni eine Charakteristik derselben und seiner Bevölkerungen. Nach derselben liegt das Gebiet der Uzbekischen Chane von Bochara auf dem östlichen Ufer des Oxus zwischen der gleichnamigen Stadt und Samarkand. Die Gesammtbevölkerung wird auf 1,200,000 bis 2,000,000 gerechnet. Das unterworfene Landvolk, die Tadjiken, ist von indogermanischem Stamm und betreibt den Ackerbau mit solchem Eifer, daß einige Flüßchen in den künstlichen Wasserleitungen verschwinden. Die Uzbeken dagegen glauben an kein Wort Mohameds leidenschaftlicher, als an das, daß mit dem Pflug auch Verderben und Fluch einziehe. Sie haben ihre räuberischen Nomadenunsitten aus der Tartarei beibehalten. Wie zu Jagden vereinigen sie sich zu Dutzenden, zu Hunderten, zu Tausenden, um in eines der angränzenden Länder einzufallen und besonders um daselbst Alt und Jung als Sklaven wegzutreiben. Da der Koran dieses gegenüber

von Glaubensgenossen verbietet, so berufen sie sich darauf, daß sie Sunniten, ihre meisten Nachbarn Schiiten seien, weßhalb es ein verdienstliches Werk sei, sie zu Sklaven zu machen. Aber auch gefangene Sunniten oder Bramadiener werden von ihnen durch Foltern genöthigt, sich für Schiiten zu erklären, um sie nachher zu verkaufen. Die Hauptstadt und das Land sind durch einige tausend fanatische Derwische oder Mönche terrorisirt, welche, von Almosen lebend, das Volk zum Kampf gegen die Ungläubigen anfeuern, wobei ihnen nur die wohlhabenden Städter einen passiven Widerstand entgegensetzen. Trotz der gemachten Erfahrungen betheuern sie, die russischen Kanonen durch den ersten Vers des Koran zum Schweigen zu bringen. Die englisch-ostindische Kompagnie hat sich schon genöthigt gesehen, zur Beobachtung eines solchen berühmten Heiligen Regimenter aufzustellen. Der Chan von Bochara, eines durch Heiligengräber berühmten Wallfahrtsortes, ist aber selbst ein fanatischer Sunnite, ganz unumschränkter Herrscher über Leben und Güter seiner Unterthanen, besonders zum Kampf gegen die Ungläubigen. Fanatismus und Raublust würde also den Russen auch jetzt ebensowenig Ruhe lassen, als vor 10 und 20 Jahren, als sie noch am Syr Darja, am untersten Jaxartes standen. Das Chanat von Bochara scheint jedoch sich selbst zur Auflösung zu neigen, da zu Anfang dieses Jahres Stadt und Provinz Chehr-i-Seb, Geburtsort Timurs, mit 200,000 Einwohner, sechs Tagmärsche südlich von dem wiederholt von den Russen bedrohten, zerfallenen Samarkand, den Russen die Unterwerfung angeboten haben.

Lejean glaubt, daß für die große Mehrzahl der Bewohner des Chanats, für alle arbeitenden Familien die Unterwerfung unter die russische Ordnung ein Glück wäre. Das heilige Bochara plündere dieselben unaufhörlich durch seine Mönche und Usbekenbanden. In ähnlicher Auflösung seien auch die benachbarten noch „souveränen Nationalitäten oder Fürstenthümer“. Selbst können sich diese unterjochten Klassen nicht aufhelfen. Lejean faßt seine Beobachtungen dahin zusammen, daß die russische Invasion und Eroberung Turkestans nur ein Akt berechtigter Vertheidigung gewesen sei; es werden dadurch weder die europäischen, noch besonders die englischen Interessen verletzt, der Fortschritt der Menschheit gefördert. Die Russen hätten nach ihren Siegen ohne Zweifel rascher vorrücken können; allein sie würden dadurch Leben und Eigenthum ihrer Anhänger, der arbeitenden, meist auch der wohlhabenden Klassen gefährdet haben. Denn in jeder Gemeinde sind zwei Parteien, neben jener auch eine fanatische, partikularistische, welche selbst nach Einnahme der Mauern in den meisten Städten noch den Widerstand gegen die Russen hartnäckig fortsetzte. Sie würde blutige Rache an ihren vernünftigeren Gegnern nehmen, wenn die Russen eine Stadt wieder räumen müßten.

Merkwürdig ist, daß sich die öffentliche Meinung in England viel weniger um die russischen Annexionen kümmert, als vor 30 Jahren um die Expedition nach der Oase von Chiwa, welches von Buchara durch eine Wüste von 50 deutschen Meilen getrennt ist. Als der Chan voriges Jahr die ostindische Kompagnie um Hülfe anrief, erhielt er nur schöne Kanzleitröste. Urquharts Prophezeihungen finden nur noch in einem engen Kreise von Gläubigen Echo. Sollten die Russen gegenwärtig in Samarkand stehen, so sind zwischen ihnen und Pischawar im nordwestlichsten englischen Indusland noch 100 Meilen mit dem Hinduku̇h und anderen Gebirgen mit den vielen Pässen, welche von den Afghanen gegen die Russen wohl eben so tapfer vertheidigt würden, wie sie dem englischen Heer Verderben brachten.

Mannigfaltigkeiten.

Die in Columbus (Ohio) erscheinende deutsche Zeitung der „Westbote“ schreibt in ihrer Nummer vom 17. Juli: „Ganze Züge voll deutscher Einwohner passiren wöchentlich an unserer Stadt vorüber, aber in Columbus selbst sieht man nur dann und wann einen Trupp frischer Landsleute in der heimathlichen Tracht über die Straße schreiten. Diejenigen, die hier bleiben, sind meistens Pfälzer, die hier früher eingewanderte Freunde besitzen. Man muß nämlich wissen, daß die Kinder der fröhlichen Pfalz in Columbus außerordentlich zahlreich vertreten sind. Es gibt beinahe so viele Zweibrücker hier, wie in Zweibrücken selbst und wir erwarten, daß bei der nächsten Gelegenheit der ganze Rest der ehrsamen Zweibrücker Gemeinde nebst Bürgermeister, Pfarrer und Schulmeister nach Columbus auswandern wird. Dann aber uffgepaßt, ihr Temperenzler! wie mer Euch verleddere und veiole werd, daß die Fetze derfun fliege! Und das vun Rechtswege.“

[Zahl der Londoner Photographen.] Der amtliche Katalog der Pariser Ausstellung, britische Abtheilung, enthält folgende statistische Angaben über die Zahl der im Photographie-Gewerbe zu London beschäftigten Personen, mit Ausschluß der Handlanger: Photographen 284, Apparat-Verfertiger 38, Album-Verfertiger 38, Chemiker 17, photographische Buchbinder 6, Papiermacher 15, photographische Verleger 16 und Materialienhändler 28.

Auflösung des Räthsels in Nr. 199:
Wülzburg — Würzburg.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 204 Dienstag, 27. August 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Ich konnte mich ohngeachtet ihres flehenden Blickes eines Lächelns nicht erwehren. — Da führte der Diener das völlig aufgezäumte Pferd vor die Hausthür. Eva stand auf und ging in den Garten; sie näherte sich dem Pferd, streichelte sanft seine Mähne und neigte ihren Kopf auf den Hals des Thieres, vielleicht um einige Thränen zu verbergen, die ihren Augen entströmten. William kam, schwang sich auf sein Pferd, und seine Hand richtete sanft den Kopf seiner Frau auf: Kind! sagte er, indem er sie liebevoll anblickte und einen Kuß auf die schöne Stirne drückte.

William! So viele Stunden auf eimal sind wir noch nie getrennt gewesen!

Meredith neigte sich zu Eva und küßte ihre herrlichen blonden Haare; dann gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte im Galopp davon. Ich bin überzeugt, auch er war bewegt: denn nichts ist so ansteckend, als die Schwäche der Menschen, die man liebt: Thränen rufen Thränen hervor, und es ist kein edler Muth, wenn die Augen trocken bleiben, während der Freund weint.

Ich entfernte mich. In mein Hüttchen zurückgekehrt, überließ ich mich dem Grübeln über das Glück, zu lieben und geliebt zu werden. Ich fragte mich, ob wohl jemals eine Eva mein bescheidenes Loos theilen werde, und prüfte, ob ich auch solcher Liebe würdig sei. Mein Gott! die wahre Liebe knüpft sich eben nicht an Das und Jenes — man liebt sich, weil man nicht anders kann! Der gütige Zufall, dachte ich, werde auch mich auf meinen Wanderungen eine Seele finden lassen, der die Liebe ein Bedürfniß sei, und ich nahm mir vor, sie zu suchen, wie man eine schöne Blume sucht, an deren Duft man sich erquicken will. So träumte ich — obschon es ein tadelnswerthes Gefühl ist, wenn man beim Glück Anderer an das denkt, was man selbst entbehrt.

Der Tag neigte sich zu Ende; ich hatte so eben mein frugales Mahl genossen, als ein Bote kam und mich bat, schnell zu Frau Meredith zu kommen. In fünf Minuten war ich an der Thür des weißen Hauses. Ich fand Eva noch allein; sie saß auf dem Sopha, ohne Arbeit, ohne Buch, blaß und zitternd. — Kommen Sie, Doktor, kommen Sie, rief Sie mit ihrer süßen Stimme; ich kann nicht mehr allein bleiben. Sehen Sie, wie der Tag sinkt! Schon länger als zwei Stunden sollte er hier sein, und er ist noch nicht heimgekehrt.

Ich war erstaunt über die verlängerte Abwesenheit des Herrn Meredith; aber um seine Frau zu beruhigen, antwortete ich gelassen: Wie können wir die Zeit messen, die seine Geschäfte in Anspruch nehmen, nachdem er einmal die Stadt erreicht hatte? Man wird ihn aufgehalten haben; vielleicht war der Notar abwesend. Es mußten Papiere durchgesehen und unterzeichnet werden.

Ach, Doktor, ich dachte wohl, daß Sie mir Tröstliches zu sagen wüßten; auch habe ich kein Bedenken getragen, Sie rufen zu lassen; ich hatte das Bedürfniß, von Ihnen zu hören, daß es unverständlich sei, so sehr zu bangen. Wie ist der Tag so lang gewesen, großer Gott! Doktor, gibt es wohl Menschen, die allein lieben und glücklich sein können?

Es schlägt acht Uhr. . . — Es war wirklich acht Uhr, und ich konnte nicht begreifen, warum William noch nicht heimgekommen war. In meiner Befangenheit sagte ich zu Eva: Die Sonne sinkt zwar, aber es ist noch hell und der Abend prächtig. Lassen Sie uns das Freie aufsuchen, den Duft Ihrer Blumen einathmen; wir gehen nach der Gegend hin, woher William kommen muß, und er findet Sie auf seinem Wege.

Sie stützte sich auf meinen Arm und wir gingen nach den Staketen, die den kleinen Garten umschlossen. Sie antwortete mir Anfangs auf meine Fragen wie ein gehorsames Kind; aber bald fühlte ich, daß ihre Gedanken nicht bei den Worten waren. Ihr beunruhigter Blick haftete starr auf der Pforte, die halb geöffnet war, wie bei Williams Abreise. — Sie lehnte sich an das Gitter und ließ mich sprechen, dann und wann dankbar lächelnd; wie die Dämmerung zunahm, verlor sie immer mehr den Muth, mir zu antworten. Oft erhob sie den Blick nach dem Horizonte, schaute in den Sonnenuntergang und die dunkeln Schatten, die den matten Strahlen folgten, zeigten ihr deutlich die Flucht der Zeit. Alles verdunkelte sich um uns her; der Weg durch den Wald, den wir vor wenig Minu-

ten noch so deutlich sahen, verschwand vor unsern Augen unter dem Schatten der großen Bäume und die Uhr im Dorfe verkündete die neunte Stunde. — Eva bebte; ich selbst fühlte, wie jeder Schlag in meinem Herzen wiedertönte. Ich hatte tiefes Mitglied mit den Schmerzen der armen Frau.

Denken Sie, gnädige Frau, erwiderte ich — denn obgleich sie nichts gesagt, so antwortete ich der Angst, die aus allen ihren Zügen sprach — denken Sie, daß Herr Meredith nur Schritt reiten kann: der Waldweg ist ohne Unterbrechung durch Felsen eingeengt, die schnelles Reiten nicht zulassen. — Ich sagte das, sie zu beruhigen; aber in Wahrheit wußte ich das Ausbleiben Williams nicht zu erklären. Ich kannte die Entfernung und wußte wohl, daß ich zweimal zur Stadt und wieder hätte zurückkommen wollen zwischen diesem Augenblick und jenem, wo er seine Wohnung verlassen hatte. Der Abendthau durchdrang unsere Kleider, besonders das leichte Mousselin-Gewand der jungen Frau. Ich nahm ihren Arm und zog sie nach dem Hause. Sie folgte mir willenlos. Sie hatte einen schwachen Charakter und war ganz Ergebung, auch im Schmerz.

Aber wie traurig, guter Gott, so in der Nacht allein zurückzukommen ohne William! Vergebens horchten wir: in der Natur herrschte schon die Stille der Nacht, die auf dem Lande durch Nichts unterbrochen wird. Wie steigert sich aber dann jede Sorge und Bekümmerniß! Die Erde scheint in der Finsterniß so traurig, als wolle sie uns erinnern, wie dunkel das Leben ist, wie ungewiß und selten das Glück.

Wir kamen ins Haus. Eva setzte sich auf das Sopha und blieb da unbeweglich, die Hände auf den Knieen gefaltet, das müde Haupt tief auf die Brust gesenkt. Man hatte eine Lampe auf's Kamin gestellt, und das volle Licht fiel auf das leidende Antlitz der armen Frau. Nie werde ich diesen schmerzlichen Anblick vergessen: sie war bleich, todtenbleich, ihre Stirne und ihre Wangen ohne alle Farbe; der Abendthau hatte ihr lockiges Haar gestreckt und es fiel unordentlich auf die Schultern. Große Thränen hingen an den Wimpern der rührenden Augen, und an dem Zittern ihrer Lippen konnte man errathen, mit welcher Anstrengung sie das laute Weinen zurückdrängte. Sie war so jung, daß ihr sanftes Gesicht dem eines Kindes ähnlich war, dem man zu weinen verboten hat. Die innere Unruhe begann auch mich zu überwältigen, und ich wußte nicht, wie ich Frau Meredith gegenüber meine Haltung bewahren sollte. Da erinnerte ich mich plötzlich (es war der Arzt, der sich geltend machte), daß Eva seit dem Morgen Nichts genossen hatte, und daß ihr Zustand eine verlängerte Entbehrung aller Nahrung höchst bedenklich machen könnte. Bei dem ersten Worte, das ich darüber sprach, sah sie mich vorwurfsvoll an und im Aufschlagen ihrer Augenlider stürzten zwei heiße Thränen auf die bleichen Wangen.

Für ihr Kind, gnädige Frau! sagte ich.

Ach! Sie haben Recht! flüsterte sie. Und sie stand auf und begab sich in den Speisesaal. Es lagen zwei Gedecke auf dem kleinen Tische, — das schien mir in diesem Augenblicke so traurig! Ohne Bewegung blieb ich sprachlos stehen; die Unruhe machte mich linkisch, ich war nicht gewandt genug, etwas zu sagen, wovon ich selbst nicht überzeugt war. Es war eine lange, schmerzliche Pause! Aber ich bin ja hier, um sie zu trösten, sagte ich mir ganz leise; sie hat mich deßhalb rufen lassen und es gibt tausend Ursachen, das Zögern Williams zu erklären, ich will eine suchen .... ich suchte .... aber ich blieb still, hundertmal in einer Minute den schwachen Verstand des Dorf-Arztes verwünschend, der für dieses Leid keinen Trost fand.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Seit Jahren hatte er unzählige Male Gelegenheit zum Spiel gehabt, ohne der Versuchung je erlegen zu sein; damals sagte er sich, daß er kein Recht habe, das Wenige, das ihm der schmählichste Betrug gelassen, in solcher Weise zu riskiren, damals stand ihm kein Verräther zur Seite; diesmal sagte Milikoff:

„Daß Sie, Baron, in den letzten Jahren nicht gespielt haben, finde ich begreiflich, heute aber, wo der Rest Ihres Vermögens kaum mehr auf einige Monate für Ihren und der Ihren Unterhalt ausreicht, heute ist das Pflicht geworden, was früher eine unverantwortlich leichtsinnige Handlung gewesen wäre. — Sind Sie in der Lage, durch Handarbeit Ihre Familie zu ernähren, wenn die viertausend Gulden, die Sie noch besitzen, ausgegeben sind?“

„Was fällt Ihnen bei!“

„Haben Sie eine Profession, ein Handwerk erlernt, mit dem Sie Ihre Familie ernähren können?“

„Aber Milikoff, Ihre thörichten Fragen gleichen beinahe einem beleidigenden Scherz!“

„Haben Sie ein anderes Mittel, um Ihrem nahe bevorstehenden Elend abhelfen zu können?“

„Leider nein!“

„Nun denn, was zaudern Sie, bis es zu spät ist? Lassen Sie uns heute abreisen, in zwölf Stunden sind wir in Homburg, und vierundzwanzig Stunden später können Sie bereits wieder in den Besitz einer Million sich befinden.“

„Meine Frau wird mich beschwören, auf ein anderes, weniger gefährliches Auskunftsmittel Bedacht zu nehmen, und ich werde um so weniger den Muth ha-

ben, ihren Bitten zu widerstehen, als, offen gestanden, mein Verstand diesen Ausweg verwirft!"

„Erlauben Sie mir, lieber Baron, Ihnen zu bemerken, daß nach altherkömmlicher Sitte der Zweck die Mittel heiligt. Da Ihre Absicht eine gute ist, überdieß den einzigen noch möglichen Ausweg in sich birgt, so sind Sie auch vor Ihrem Gewissen, vor Ihrer Familie gerechtfertigt. Indem Sie Ihre Frau Gemahlin über den Zweck Ihrer voraussichtlich kurzen Abwesenheit täuschen, ersparen Sie Ihr die Aufregung und Angst, die sie empfinden würde, wüßte sie um Ihre Absicht. Diese Rücksicht ist gewiß ein genügender Grund der Entschuldigung für Ihre unschuldige Nothlüge. Kehren Sie dann nach einigen Tagen wieder reich geworden zurück, so ist die Freude der Ihren, eben weil sie eine unverhoffte ist, eine doppelte, und Ihre kleine Mystifikation wird Ihnen gerne verziehen werden."

„Sie mögen Recht haben, Milikoff, wie aber, wenn ich verliere, was doch auch im Bereich der Möglichkeit liegt?"

„Bei klugem Spiele, stelle ich diese Voraussetzung in Abrede; doch selbst in diesem Falle befänden Sie sich eben erst in der Lage, in der Sie sich auch ohne zu spielen, in einigen Monaten befinden würden, ohne die Chance zu besitzen, die sich Ihnen jetzt noch bietet."

„Nun, es sei, Milikoff, wir reisen um zwei Uhr, und möge der Himmel diesen aus Verzweiflung gewagten Schritt segensreich gestalten."

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Die Regierung des Rheinkreises erließ durch Entschließung vom 8. Mai 1832 ein Verbot des Maifestes auf dem Hambacher Schlosse der Art, daß an den Tagen des 26., 27. und 28. Mai allen Fremden, das heißt, allen in Neustadt nicht domizilirenden oder in Diensten stehenden Personen ein Zutritt und Aufenthalt in Neustadt, Winzingen und Hambach nicht gestattet sei.

Dieses mit Hinweisung auf Gesetze, die theils im Rheinkreise nie publizirt waren, theils durch spätere Verordnungen außer Wirksamkeit gesetzt wurden, theils auf den vorliegenden Fall gar keine Anwendung zuließen, erlassene Regierungs-Reskript erregte in der Pfalz eine Aufregung der Gemüther, da es als etwas Unerhörtes erschien, ganze Ortschaften drei Tage lang gegen Jeden, der nicht darin domizilirte, zu sperren. Der Stadtrath in Neustadt an der Haardt legte unterm 11. Mai gegen diesen Beschluß der Regierung des Rheinkreises eine feierliche Protestation ein und verwahrte sich gegen alle Folgen, welche die Vollziehung dieser von ihm als ungesetzlich prädizirten Maßregeln herbeiführen werde, und wies alle Verantwortlichkeit deßhalb auf die Regierung zurück.

Die mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Protestation machte den Herrn Generalkommissär des Rheinkreises v. Andrian auf den Stand der Dinge aufmerksam, und veranlaßte ihn, sein Verbot unterm 15. Mai dahin zu erläutern, daß er nicht gesonnen sei, ein Konstitutionsfest zu verbieten, daß vielmehr alle Punkte des Kreises dazu offen stünden, daß er aber eine Versammlung nicht dulden könne, die laut und öffentlich ihre staatsgefährliche Absicht ausgesprochen habe.

Inzwischen hatten jene Bewohner von Neustadt an der Haardt, welche zu dem Feste eingeladen hatten, unterm 13. Mai eine energische Erklärung abgefaßt und unterzeichnet, in welcher sie versicherten, daß sie trotz des ungesetzlichen Verbotes unerschüttert fortfahren würden, alle Zubereitungen für das „zur friedlichen Besprechung, inniger Erkennung und entschlossener Verbrüderung für die großen Interessen des Vaterlandes" angeordnetes Volksfest zu treffen; daß sie mit dem Stadtrathe die persönliche Haftung für Störungen aller Art übernehmen würden. Dabei wiederholten sie ihre Einladung.

Diese Erklärung, wenn sie auch nicht sehr schmeichelhaft für Hrn. v. Andrian sein konnte, bot ihm doch — besonders durch die Erklärung der Unterzeichneten, die persönliche Haft für Störungen aller Art übernehmen zu wollen — eine günstige Gelegenheit, wieder einzuleiten, und diese Gelegenheit mußte ihm um so erwünschter sein, da der am 16. Mai zusammengetretene Landrath seine Sitzungen mit einer Berathung und Beschlußfassung eröffnete, welche den Maßregeln des Generalkommissärs gegen die freie Presse, den Preßverein und das Hambacher Fest eben nicht das Wort sprachen. Es erschien demnach am 17. Mai ein Regierungs-Reskript, welches in Erwägung der von den Veranlassern des Hambacher Festes bei dem Bürgermeister-Amte abgegebenen Erklärungen das Verbot vom 8. Mai außer Wirkung setzte.

Hatte die Reformation der Intelligenz und der politischen Entwicklung der Völker einen mächtigen Vorschub geleistet, so bot sich dagegen auch den deutschen Fürsten die nur zu sehr benützte Veranlassung gegen das Reichsoberhaupt in eine Opposition zu treten, wobei die Tendenz sich auf Kosten des Reiches zu vergrößern, unverkennbar, der Verfall des Reiches selbst die Folge war. Das deutsche Reich war erschüttert, und das Jahr 1806 vollendete nur der Form nach, was der Sache nach längst geschehen war.

Sieben Jahre später erfuhren wir das allmächtige Walten eines wiedererstandenen deutschen Nationalgeistes, der mit altgermanischer Kraft das Joch des fremden Eroberers abschüttelte, aber, wenn gleich in seiner wunderbaren Aufregung stark nach Außen, nach Innen

nicht kräftig genug war, um sich ein gemeinschaftliches deutsches Vaterland als den Lohn seiner Freiheitskämpfer zu erringen. Die Fürsten schlossen, um doch etwas gethan zu haben, einen sogenannten deutschen Bund, behielten sich aber die Interpretation der Bundesakte vor.

Daß die Besseren unseres Volkes dieser neuen Ordnung der Dinge nicht freundlich zugethan sein konnten, daß sie ein preußisch-österreichisches Protektorat über Deutschland eben so scheuten und fürchteten, als ein französisches, liegt in der absolutistischen Politik dieser Staaten; allein noch hatten der Glaube an ein deutsches Vaterland die Hoffnung, es zu erringen, und die begeisternde Liebe für dasselbe nicht ihren festlichen Einzug in die Herzen des Volkes gehalten, und die wenigen deutschen Männer, die das heilige Feuer deutscher Vaterlandsliebe in dem meist jugendlichen Gemüthe nährten, wurden auch mehr oder minder die Martyrer ihres politischen Glaubens.

Die Idee eines einigen, kräftigen und freien Deutschlands ging aber nicht unter, und während noch beim Wartburgfeste nur einige Hundert junge Männer dieser Idee das Herz erschlossen, begrüßten jetzt mehr denn 30,000 Deutsche die Wiedergeburt ihres gemeinsamen Vaterlandes auf der Ruine des Hambacher Schlosses, welches in derselben Zeit fiel, die auch das Gefüge unserer deutschen Reichsverfassung getrennt hat. Großartig wurde das Hambacher Fest begangen.

Schon mehrere Tage vor dem Feste hatten die 34 Ordner desselben, zum Theile unter Musik und Gesang, Arbeiter aufgestellt, den Weg, welcher von Oberhambach auf den Schloßberg führt, zu erweitern und den wildverwachsenen Gipfel desselben innerhalb der Ringmauern theils zu ebnen, theils terrassenartig aufzuwerfen, damit eine größere Menschenmenge hier Raum fände.

Am 26. Mai als am Vorabende des Festes wurde dasselbe durch ein auf dem Vordertheile der Schloßruinen hochloderndes Feuer und durch zahlreiche Böllerschüsse weithin angekündigt.

Schon frühe am andern Morgen war die Höhe mit einer großen Menge Schaulustiger umwogt. Die Eigenthümer der vielen errichteten Buden, Garküchen, Schenken, Reitschulen &c. wetteiferten, ihren beiströmenden Gästen einen angenehmen Aufenthalt zu bereiten. Um neun Uhr war der ganze Berg mit einem bunten Gewühle von Menschen bedeckt. Kokarden-Buben hielten den Andrängenden ihre leichte dreifarbige schwarz-roth-goldene Waare mit jubelndem Freiheitsrufe entgegen. Wein- und Bierwirthe mit ihren Karren, Brod- und Wurst-Höckerinnen mit ihren Körben, Obsthändler mit ihrem Vorrathe, schafften sich Bahn durch die wogende Menge. Trommeln und Geigen, Harfen und Drehorgeln begleiteten die lautschallenden Polenlieder und andere Freiheitsgesänge.

Noch immer drängten sich neue Haufen von Zuschauern, größtentheils mit dreifarbigen Kokarden und Bändern festlich geziert, auf die rings am Schlosse aufgeworfenen Terrassen in Erwartung des Hauptfestzuges von Neustadt her. Das laute Geräusch der Versammlung wechselte mit stürmischem Hochrufen und mit dem Krachen der Böller.

Plötzlich erhob sich von der vorderen Seite der Burg Jammer- und Angstgeschrei. Einige lockere Steine stürzten, von einem auf der Zinne der Ruin kühn Herlaufenden abgetreten, herab und verwundeten und quetschten Einige am Kopfe, Armen und Beinen. Es gab in der Menge eine Bewegung, als wie wenn der Sturmwind die Aehren des Kornfeldes übersauset und durcheinander scheuchet. Manche schreien in Muthwillen, die Franzosen, dagegen Andere, der Teufel selbst sei im Anzuge. Bald erholte man sich doch vom blinden Schrecken, bunten Gerumpel und den unsanften Stößen wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Bierglasuntersetzer.] Friedrich Behrens Söhne in Aschersleben bringen neuerdings Bierglasuntersetzer in den Handel, welche aus einem wollenen auf mechanischen Webstühlen hergestellten Gewebe bestehen und mit hübschen buntfarbigen Dessins versehen sind. Diese Untersetzer sind nicht allein viel zierlicher als die gewöhnlichen von Filz, sondern haben auch den Vortheil, daß man sie sehr leicht waschen kann, wobei die Farben ächt sind, saugen das Bier rasch auf und kosten per Stück 1½ Sgr.

Die „Chemical-News“ geben uns die Zusammensetzung des Thons, welchen die Eingebornen von Borneo in so großer Menge verspeisen. Es wird angeführt, daß vor einigen Jahren der Leiter der Orange-Nassau-Kohlengrube, bei Bandjermasin, auf der Insel Borneo, fand, daß viele seiner Arbeiter (Eingeborne) große Mengen einer Art Thon aßen; er sendete daher ein Muster davon zur Analysirung nach Batavia, und das Ergebniß derselben ist folgendes in 100 Theilen: Holzkohlenharz (ein in Rothglühhitze flüchtiger organischer Stoff) 15,4, reiner Kohlenstoff 14,9, Kieselerde 88,3, Alumin 27,7, Eisenkies 3,7.

* * *

Redakteur Gustav Meißert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro 205 | Mittwoch, 28. August | 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Eva, den Kopf in die Hand gestützt, aß nicht. Plötzlich wandte sie sich rasch nach mir hin und sagte, in heftiges Weinen ausbrechend: — Ach! Doktor! ich sehe es wohl, auch Sie sind in Sorge!

Aber nein, nein, gnädige Frau, erwiderte ich mit halber Stimme. Warum sollte ich unruhig sein? Er wird bei dem Notar gespeist haben. Das Land ist sicher, und überdem weiß Niemand, daß er Geld zurückbringt.

So kam die Besorgniß meiner Seele an den Tag, ohne daß ich es gewollt. Ich wußte, daß eine Bande fremder Schnitter am Morgen durch das Dorf gezogen war, um in einem benachbarten Departement Arbeit zu suchen.

Eva schrie laut auf. Räuber! Räuber! sagte sie. An diese Gefahr hatte ich nicht gedacht.

Aber, gnädige Frau, ich habe gesagt, daß die Gegend sicher sei.

Ach, daß Sie daran gedacht haben, Doktor, beweist, daß die Möglichkeit einer solchen Gefahr da, daß ein solches Unglück möglich ist. William! mein William! warum hast Du mich verlassen? rief sie immer heftiger weinend.

Ich war in Verzweiflung über meine Unachtsamkeit, — erschrocken vor meinen eigenen Gedanken, und suchte vergeblich nach einem Worte des Trostes. Zum Uebermaß des Unglücks fühlte ich, wie meine Augen sich mit Thränen füllten. Endlich kam mir ein Gedanke:

Gnädige Frau, sagte ich theilnehmend, ich kann nicht länger sehen, wie Sie sich quälen und müßig da stehen, ohne einen Trost für sich zu finden. Lassen Sie mich Ihrem Gemahl entgegengehen, ihn suchen; ich will den ersten besten Waldweg nehmen, mich umsehen, rufen und, wenn es nöthig ist, bis zur Stadt laufen.

O! Dank, Dank, mein Freund! rief Eva Meredith. Nehmen Sie den Gärtner, den Diener mit sich; gehen Sie nach allen Richtungen.

Wir gingen schnell in das Wohnzimmer, Eva schellte heftig, mehrmals. Alle Bewohner des kleinen Hauses kamen durch die verschiedenen Thüren ins Zimmer.

Folgt dem Doktor Barabé, schrie Frau von Meredith, schnell, schnell!

In diesem Augenblick hörte man deutlich den Galopp eines Pferdes auf dem Sand des Gartens. Eva stieß einen Jubelschrei aus, der durch Aller Herzen drang. Ein Ausdruck himmlischer Freude erglänzte auf ihrem Gesichte, noch überfluthet von Thränen. Wir flogen an die Hausthüre. Der Mond trat in diesem Moment aus den Wolken hervor und beleuchtete das Pferd, bedeckt mit Schaum, das keinen Reiter trug; der Zaum schleifte auf der Erde, die leeren Steigbügel schlugen wider die staubige Seite. Ein zweiter Schrei, schrecklich, herzzerreißend, rang sich los aus Eva's Brust; dann wandte sie sich zu mir mit strengerem Blick, mit offenem Munde und schlaff herabhängenden Armen.

Meine Freunde, rief ich den bestürzten Dienern zu, zündet Fackeln an und folgt mir! Frau von Meredith, wir werden bald zurückkommen, ich hoffe es, mit Ihrem Gemahl zurückkommen, der gewiß nur leicht verwundet ist, vielleicht nur ein verrenkter Fuß; verlieren Sie den Muth nicht, wir kommen bald zurück.

Ich folge Euch, flüsterte Eva mit erstickter Stimme.

Das ist unmöglich! wir müssen schnell, vielleicht weit gehen, und in Ihrem Zustande . . . . das hieße Ihr Leben und das Leben Ihres Kindes wagen . . . .

Da fühlte ich recht, wie grausam die Vereinsamung dieser Frau war. Wäre ein Vater da gewesen, eine Mutter, so hätte man ihr befohlen, zu bleiben, ja man würde sie mit Gewalt zurückgehalten haben. Aber sie war allein auf der Erde, und auf all mein Flehen antwortete sie nur mit dumpfer Stimme: Ich werde Ihnen folgen.

Wir gingen. Wolken verhüllten jetzt den Mond; es leuchtete kein Licht, weder am Himmel, noch auf der Erde. Kaum konnten wir beim unsichern Schein der Fackeln den Weg unterscheiden. Ein Diener ging voran. Er senkte die Fackel bald zur Rechten, bald zur Linken, um in die Gräben und in das Gebüsch zu leuchten, die den Weg begränzten. Ihm folgten Frau von Meredith, der Gärtner und ich. Unsere Augen spähten bei dem Schein der Fackeln angstvoll umher. Von Zeit zu Zeit erhoben wir unsere Stimmen und riefen Herrn

von Meredith, und wie ein Echo lispelte Eva mit tiefem Seufzer den Namen William's, als baue ihr Herz auf den Instinkt der Liebe, der Ihre Thränen besser verstehen werde, als unser lautes Rufen.

Wir kamen in den Wald. Es fing an zu regnen, und wenn die Tropfen auf die Blätter der Bäume schlugen, so rauschte das so traurig, als weine Alles um uns her.

Eva's leichte Kleider waren bald von dem kalten Regen durchnäßt. Das Wasser rann von den Haaren, von der Stirn der armen Frau. Sie zerschellte sich die Füße an den Felsen, die überall den Weg bedeckten, und wankte oft, daß sie in Gefahr war, zu fallen; aber sie schritt immer weiter und verfolgte ihren Weg mit der Energie der Verzweiflung.

Es that weh, sie so zu sehen. Der rothe Schein unserer Fackeln erleuchtete jeden Baumstrunk, jeden Felsen. Zuweilen schien es, als wolle ein Luftzug das Licht auslöschen, und wir waren einen Augenblick wie verloren in dichter Finsterniß. Unsere Stimme rief noch: William Meredith! aber sie bebte, daß uns selbst bang ward. Ich durfte Eva nicht ansehen, und fürchtete in Wahrheit, sie könnte plötzlich todt niedersinken.

So gingen wir ermüdet und entmuthigt, stillschweigend weiter, als uns plötzlich Frau von Meredith zurückstieß, voran eilte, und zwischen das Gehölz stürzte. Wir folgten ihr, und als wir eine Fackel zwischen dem dichten Holze erheben konnten, um zu leuchten, sahen wir sie auf den Knieen neben William; er lag ausgestreckt auf der Erde, ohne Bewegung, ohne Leben, die Augen gebrochen, die Stirn mit Blut bedeckt, das aus einer Wunde an der Seite des Kopfes strömte.

Doktor! sagte Eva.

Das eine Wort fragte: Lebt William noch?

Ich beugte mich nieder; ich prüfte den Puls, legte meine Hand auf sein Herz und schwieg. Eva sah mich noch immer flehend an; aber als mein Schweigen fortdauerte, sah ich sie sich neigen, sinken — ohne ein Wort zu sprechen, ohne Laut fiel sie ohnmächtig auf die Brust ihres Gemahls.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Mit dem letzten Schlag der elften Vormittagsstunde des nächsten Tages betrat Freiherr von Funke in Begleitung des, wie es schien, in jenen Räumen wohlbekannten Herrn von Milikoff, die dem Spiele, das heißt dem Verderben vieler Tausende, zum Nutzen und Frommen eines Einzigen oder einer anonymen Gesellschaft geweihten Hallen.

Die allenthalben entfaltete, fast königliche Pracht der Säle allein müßte genügen, um Jeden, der sie zum Erstenmale betritt, zum Umkehren zu bewegen; denn er müßte sich sagen, daß sie die Leidenslegende von Tausenden ist, die mit ihrem Lebensglück, nicht selten mit ihrem Leben, jenen in frecher Weise zur Schau getragenen Luxus bezahlt haben.

Doch so wie der Selbstmörder, mit einzelnen seltenen Ausnahmen, die Ruhe des Denkens verloren hat, ehe er seine selbstverbrecherische Handlung begeht, eben so auch die meisten jener Unglücklichen, die das Spiel nicht mehr als momentane Abwechselung der Monotonie des Badelebens, sondern als die Quelle ihres geträumten zukünftigen Wohllebens betrachten. —

Funke, der im ersten Augenblicke gleich mehrere seiner früheren Freunde fand, die zwar um seinen großen Verlust, nicht aber um die Lage wußten, in der er seit den wenigen Jahren seiner Entfernung aus der Residenz gerathen war, fühlte sich durch diese Begegnung unangenehm berührt.

Bald waren die grünen Tische zum Beginn des Spieles bereit, und der Ruf: „Messieurs le jeu est fait!“ verkündete den Beginn eines sich täglichen erneuernden zwölfstündigen Kampfes, in dem der Sieg stets auf der einen, die Niederlage auf der anderen Seite verzeichnet wurde. Eine warnende Stimme rieth den im Grunde edlen jungen Manne umzukehren; doch Milikoff's mitleidsvolles Lächeln, die überraschten Blicke seiner bereits in voller Thätigkeit begriffenen Freunde aus früheren Tagen, und vielleicht auch der Umstand, daß Milikoff mit den ersten drei Sätzen sechsunddreißigtausend Gulden gewonnen, — Alles dieß übertönte die Stimme seines besseren Ich's, und veranlaßte ihn, einen ersten Einsatz von fünfhundert Gulden zu wagen.

Funke hatte auf Roth gesetzt und Schwarz gewann.

Mit der den Spielern empörenden Gleichgültigkeit jahrelanger Gewohnheit zog der Croupier das Gold an sich. Ein zweiter Satz von tausend Gulden hatte dasselbe Geschick, dem ein dritter Satz von tausend Gulden rasch nachgefolgt war.

Da er, wie wir wissen, nur mehr tausendfünfhundert Gulden im Ganzen besaß, so wagte er nicht mehr, dieselbe Summe zu setzen, und gewann die hundert Gulden des vierten Satzes.

Doch wozu die lange Beschreibung dieses Kampfes zwischen Hoffnung und Verzweiflung, wenn wir gleich sagen können, daß Funke schon um zwölf Uhr, das heißt vor dem Verlauf einer Stunde, seine letzte Hundert-Gulden-Note verspielt hatte.

Er, der einst Hunderttausende im Spiel verloren, ohne daß diese Verluste eine Falte auf seiner Stirn hervorgerufen hatten, verließ nun nach einem Verluste von viertausend Gulden bleich und schwankenden Schrittes die Säle, die er mit ganz anderen Erwartungen betre-

ten hatte. Jeder der riesig großen Spiegel, an denen er vorbeikam, ließ ihn das Bild eines Menschen schauen, der dem Grabe entstiegen zu sein schien, und doch mußte er sich sagen, daß diese wandelnde Leiche, sein eigenes Bild, das Bild des einst stolzen und ebenso reichen als wohlthätigen Freiherrn von Funke sei.

Allerdings bildeten die damaligen Verluste den größeren oder geringeren Theil eines bedeutenden Vermögens, während der letzte Verlust, das Brod seiner, nun bald dem Hunger preisgegebenen Familie war und da er wohl den Muth des Sterbens, nicht aber den weit höheren des Leidens besaß, so wollte er seinem Leben ein Ende machen, ohne zu bedenken, daß er mit diesem Schritt das Loos seiner Kinder der ohnmächtigen Fürsorge seiner dreiundzwanzigjährigen Gattin preisgeben würde, die bei all ihren wirklich eminenten Eigenschaften, so wie trotz des hohen Grades ihrer Bildung doch wohl kaum dieser Aufgabe gewachsen gewesen wäre.

Nach stundenlangem Herumirren in dem nahen Walde, kehrte Funke mit dem festen Entschluß in das von ihm bewohnte Hotel zurück, sich mit den wenigen, noch in seiner Börse zurückgebliebenen Gulden eine Pistole zu kaufen; dann von seiner Frau und seinen Kindern brieflich Abschied zu nehmen, bevor er seinem Leben ein Ende mache.

Die Glocke hatte eben die Gäste zur beginnenden Table d'hote gerufen, als Funke nun, wo sein Entschluß unwiderruflich feststand, wieder ruhiger geworden in seinem Gasthofe anlangte. Nachdem ihn der Oberkellner gefragt, ob er an der Table d'hote oder auf seinem Zimmer zu speisen wünsche, worauf er erwiderte, daß er außer Hause speisen werde, überreichte ihm der Zimmerkellner Herrn Milikoffs Karte, auf der mit Bleifeder nachstehende Worte geschrieben standen:

„Nachdem mich der günstige Zufall dreißigtausend Gulden gewinnen ließ, verlasse ich Homburg, da ein längerer Aufenthalt mich dieses Gewinnstes wieder berauben könnte, und bedauere nur, Sie, lieber Baron, nicht mehr früher sprechen zu können.

Ihr
aufrichtig ergebener
S. v. Milikoff."

„Der Elende! er wußte, daß ich auf sein perfides Anrathen, die letzten Trümmer meines einstigen Vermögens verspielt habe; er wußte, daß mir nun nur noch der Selbstmord erübrigt, und dennoch hatte er den Muth abzureisen, ohne mir auch nur das Ziel seiner Reise zu nennen."

Während dieses Monologs hatte Funke seine zurückgelassene Börse zu sich gesteckt, dann schrieb er einige Zeilen an seine Frau, und verließ um 6 Uhr Abends das Hotel, um sich die erforderliche Pistole anzukaufen. Es war bereits nahe an neun Uhr, als Funke bei einem Trödler gefunden, was er suchte. Als er sein Portemonnaie öffnete, um zu bezahlen, fand er zu seiner nicht geringen Ueberraschung zwölf Louisd'ors, die er sich erst jetzt entsann, als Reisegeld zurückgelegt zu haben. Er entsann sich der vielen Fälle, wo einzelne vom Glück Begünstigte mit dem letzten Gulden Alles zurück und wohl auch etwas darüber gewonnen hatten, und da es schließlich für seine Familie und auch für ihn ganz gleich blieb, ob er sein Vorhaben eine Stunde früher oder später zur Ausführung bringe, sein Weg zum Walde ihn aber an dem Spielhause vorbeiführte, so trat er nochmals, doch dießmal mit der Ruhe eines gefaßten Entschlusses ein, und setzte nach kurzer Beobachtung des Spieles, einen Louisd'or auf eine einzelne Nummer, und zehn Louisd'ors auf das korrespondirende Dutzend. — Von Milikof an einen der **trente et quarante** Tische geführt, hatte er das Roulette, an der er nun spielte, früher gar nicht beachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war der Festzug unter dem Wehen der großen deutschen Fahne und jenen von Neustadt, Speyer, Landau, Kaiserslautern, Dürkheim ꝛc. auf der Höhe des Schloßberges angelangt. Nicht nur Staatsbürger aus allen südlichen Ländern Deutschlands, sondern auch Ostpreußen, Franzosen und Polen waren zu der nun doppelt merkwürdigen Ruine gewallfahrt, mehr als 30,000 Menschen hatten sich zu einer Versammlung eingefunden, bei der nach dem erlassenen Festprogramme das alte deutsche Reichsbanner sich in seiner alten Herrlichkeit wieder entfalten sollte. Die Einwohner vieler Städte, z. B. von Speyer, Landau, Mannheim, Heidelberg, Worms, Mainz, Frankfurt ꝛc. fuhren auf großen Wägen herbei, geschmückt mit der deutschen dreifarbigen Fahne, auf welcher sich das Emblem oder der Name der treffenden Stadt befand. Ihr Empfang in Neustadt war mehr als gastfreundlich, er war herzlich, — enthusiastisch.

Vom Marktplatze und den benachbarten Straßen in Neustadt, als dem Versammlungsorte der Theilnehmer des Festes, bewegte sich Morgens der ungeheure Zug zur Schloßruine. Voraus die Bürgergarde von Neustadt mit ihrer Musik. Im Zuge selbst, der größtentheils aus gebildeten Männern (Landleute nahmen erst am folgenden Tage in größerer Zahl am Feste Theil) und vielen Damen bestand, von denen die Ersteren sämmtlich mit schwarz-roth-goldenen Kokarden, die Letzteren mit Schärpen von der Nationalfarbe geschmückt waren, befanden sich mehrere Musik- und Sängerchöre; viele dreifarbige Fahnen flatterten in der Luft, und die Festordner trugen Schärpen von gleicher Farbe. So bewegte sich der Zug zur Schloßruine, wo auf dem Thurme eine große drei-

farbige Fahne wehte, auf der man die Worte las: „Deutschlands Wiedergeburt."

Eine schwarze und eine grüne Fahne mit entsprechenden Inschriften, die an verschiedenen Punkten der Ruine aufgesteckt waren, galten als Embleme für die Gegenwart und Zukunft.

Der Pulverdampf der Böller, das Zujauchzen der Menge, die rauschenden Klänge der Musik erfüllten die Luft und in dem Gewühle hatte man Mühe, die Häupter des Festes Wirth, Dr. Siebenpfeiffer, Schüler, Hochdörfer zu erblicken. Diese sammelten sich, unterwegs die durch den berühmten Unfall, da noch das Gerücht verbreitet war, der Bundestag habe Alles in die Luft sprengen wollen, bestürzte Menge beruhigend und ermuthigend, bei den für sie und den fast vollständig anwesenden Landrath des Kreises unterhalb der nördlichen Burgseite bereiteten Ehrenplätzen. **Die Reden begannen, nachdem auf einem erhöhten Punkte die polnische und auf der höchsten Zinne des nordöstlichen Schloßthurmes die deutsche Fahne aufgepflanzt waren. Wohl über 30,000 Menschen wollten sie hören; allein das Gewühl war so groß, daß nur Wenige die Reden verstanden.**

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein aus Pest gebürtiger Arzt, Dr. Springer, welcher der Hinrichtung des Kaisers Maximilian beigewohnt, schreibt aus San Louis Potosi vom 24. Juni: Am 16. forderte mich der preußische Minister, Baron Magnus, auf, alle zur Einbalsamirung erforderlichen Substanzen herbeizuschaffen und ihn nach Queretaro zu begleiten. Um 1 Uhr nach Mitternacht fuhren wir von hier ab und langten nach einer ununterbrochenen Fahrt am 18. Vormittags in Queretaro an. Nachmittags besuchte ich den zum Tode verurtheilten Kaiser. Durch den erschütterten Wechsel der Dinge war ich sehr niedergedrückt; er war ruhig und ergab sich mit Heiterkeit in sein Schicksal. Ich war kaum fähig, ein Wort hervorzubringen, und er, der dem Tode so nahe war, sprach mir Muth zu, tröstete mich. Am 19. nach 6 Uhr Früh wurden die drei Verurtheilten in je einer Miethkutsche nach dem zu ihrer Hinrichtung bestimmten Ort außerhalb der Stadt gebracht, wo ein riesiges Quarré aufgestellt war. Ich war der Einzige aus der österreichischen Monarchie, der diesem erschütternden Akte beiwohnte. Der Kaiser erwiderte meinen Scheidegruß mit ruhigem Lächeln. Nachdem er eine kurze Anrede gehalten und sich von seinen Leidensgefährten verabschiedet hatte, stellte er sich hin, das Haupt stolz erhoben und der aufgehenden Sonne zugewendet, und stürzte, von 6 Kugeln durchbohrt, rücklings zusammen. Die Kugeln waren ihm in die Brust und den Unterleib gedrungen. Um die Leiche des unglücklichen Kaisers profanen Blicken zu entziehen, bedeckte ich sie mit einem Tuche, und nachdem die von mir bestellten Träger hingekommen waren, ließ ich den Leichnam in den Sarg legen und in die Stadt tragen. Hier aber trat mir Militär entgegen und nahm mir die Leiche weg. Baron Magnus versuchte es, den General Escobedo zur Herausgabe der Ueberreste des Kaisers zu bewegen, allein er schlug es ab. Im Verein mit zwei von Baron Magnus geschickten Aerzten und Dr. Basch ging ich an die Einbalsamirung, die wir mit aller Sorgfalt zu Ende führten. Baron Magnus setzte die Unterhandlung wegen Auslieferung der Leiche fort, aber ohne Erfolg.

In diesem Monate waren es 24 Jahre, daß mit der Restauration des Münsters zu Ulm begonnen wurde. Von 1844 bis 1849 wurde der oberste Kranz umgebaut mit einem Aufwande von 31,000 fl.; zugleich wurden die beiden durchbrochenen Treppen-Baldachine statt der früheren hölzernen ausgeriegelten Thürmchen nach dem Plane des letzten Baumeisters Matthäus Böblinger, der von 1480 bis 1494 am Münster baute, hergestellt. Alsdann wurde das oberste Geschoß des Thurmes, vom Kranze abwärts 40 Fuß messend, in Angriff genommen. Da sich jedoch im Mittelschiffe sehr bedenkliche Erscheinungen zeigten — das Mittelschiff neigte sich um 11 Zoll von Süden gegen Norden — so mußte vor Allem ein Strebebogenbau in Angriff genommen werden. Dermalen sind bereits 15 Bogen ausgeführt und in zwei Jahren soll das ganze System beendet sein. Außerdem ist an der Restauration der Portale unausgesetzt gearbeitet worden, und der Ausbau der nordwestlichen Wendeltreppe ist bis auf 80 Fuß Höhe vorgerückt. Die Baukosten betragen bis 1. August 1867 399,908 fl. 19 kr. An freiwilligen Beiträgen sind vom 21. August 1844 bis jetzt 221,951 fl. 31 kr. eingegangen.

In den Kreisen der eleganten Damenwelt, schreibt man der „Presse" aus Salzburg, wird das Erscheinen Eugeniens jedenfalls epochemachend wirken. Die auffallend kurzen Kleider, welche sie trägt, werden der Schleppe, die hier in der haute volée noch sehr grassirte, bald ein Ende machen. Zu dem in Form eines Trapezes abfallenden Kleide werden sehr hohe elegante Stiefletten getragen. Die Inhaberinnen kleiner, zarter Füße werden über diesen Modewechsel nichts weniger als erzürnt sein.

Berichtigung. In Nr. 204 S. 814 1. Spalte 5. Z. von oben soll es heißen: „Mitleid" statt Mitglied.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 206 Donnerstag, 29. August 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

„Aber, meine Damen," sagte Doktor Barnabé, indem er sich an sein Auditorium wandte, „sehen Sie die Sonne, wie herrlich sie strahlt; Sie können jetzt ins Freie gehen. Lassen Sie uns die traurige Geschichte hier schließen."

Frau von Moncar näherte sich dem Greise. „Doktor," sagte sie, „seien Sie so gütig! wir bitten vollenden Sie. Sehen Sie um sich her; Sie können an unserer Theilnahme nicht zweifeln."

Und wirklich spielte kein spöttisches Lächeln mehr auf den jungen Gesichtern, aber in manchen Augen glänzten Thränen.

Doktor Barnabé fuhr fort:

„Frau von Meredith wurde nach Hause getragen, und lag mehrere Stunden ohne alles Bewußtsein.

Ich fühlte, daß hier die Anwendung meiner Kunst zugleich Pflicht und Grausamkeit war, und fürchtete die herzzerreißenden Auftritte, die dieser Bewußtlosigkeit folgen mußten; so stand ich gebeugt vor der Unglücklichen, befeuchtete von Zeit zu Zeit ihre Schläfe mit frischem Wasser, und harrte in Seelenangst des traurigen und doch so glücklichen Augenblicks, wo der Athem des Lebens ihre Lippen bewegen werde. Ich täuschte mich in meinen Voraussetzungen; hatte ich doch noch nie ein so furchtbares Unglück gesehen! Eva öffnete die Augen und schloß sie sogleich wieder; keine Thräne schlich sich durch das Augenlid auf die todtbleiche Wange. Sie blieb kalt, starr und stumm, und hätte ich nicht das Klopfen ihres Herzens wieder unter meiner Hand gefühlt, ich würde sie für todt gehalten haben.

Wie traurig ist es, Zeuge eines Jammers zu sein, für den es keinen Trost gibt! Schweigen scheint dann Mangel an Theilnahme, und trösten wollen beweist, daß man die Unermeßlichkeit eines solchen Schmerzes nicht erkennt. Ich hatte früher keine Worte gefunden, Eva's Sorge zu beruhigen, konnte ich hoffen, gegenüber einem solchen Unglück beredter zu sein und wirksamere Trostgründe zu finden? Ich wählte also den besten Theil und schwieg. Ich werde da bleiben, sagte ich mir selbst zur Beruhigung, ich werde die körperliche Krankheit behandeln, wie es meine Pflicht ist, im Uebrigen aber mich still verhalten, so wie ein treuer Hund sich still zu den Füßen seiner Herrin niederlegt. Wie ich diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde ich ruhiger, und ließ sie ein Leben leben, das dem Tod ähnlich war. Nach einigen Stunden brachte ich indessen doch ihren Lippen eine Arznei nahe, die ich nöthig gefunden hatte. Eva wandte den Kopf langsam und mied die Hand, die ihr die Tropfen reichte. Nach einigen Stunden versuchte ich noch einmal ihr die Arznei zu geben. — Trinken Sie, gnädige Frau, sagte ich, und berührte mit dem Löffel leise ihre Lippen; aber der Mund blieb geschlossen. — Frau Meredith, ihr Kind! sagte ich, mit halber Stimme. — Da öffnete sie die Augen, richtete sich mühsam auf, neigte sich nach mir hin und nahm die Arznei, die ich ihr reichte; dann fiel sie auf ihr Kissen zurück. — Ich muß leben, bis ein anderes Leben sich von dem meinen gelöst hat, flüsterte sie leise.

Von da sprach Frau Meredith nicht mehr, aber sie gehorchte willenlos allen meinen Vorschriften. Ruhend auf ihrem Schmerzenslager, schien sie stets zu schlummern: aber zu welchem Augenblick ich mit der leisesten Stimme sagen mochte: „Richten Sie sich empor, trinken Sie das," so gehorchte sie auf das erste Wort; dieß bezeugte mir, daß die Seele in dem starren Körper lebe, und kein Augenblick Vergessenheit und Ruhe fand.

Ich war es allein, der für das Begräbniß William's Sorge trug. Man erfuhr nie etwas Gewisses über die Ursache seines Todes. Das Geld, das er hatte holen wollen, fand man nicht bei ihm; vielleicht war er beraubt und ermordet worden, vielleicht waren die Banknoten ihm im Augenblick aus der Tasche gefallen, wo er mit dem Pferde stürzte, und da man nicht sogleich daran dachte, und erst später nachsuchte, so war es nicht unmöglich, daß der Regen während der Nacht sie erweicht, und unter die aufgelockerte Erde und das Gras gespült hatte. Man machte einige Nachforschungen ohne allen Erfolg, und bald stellte man jede Nachsuchung ein. Ich hatte versucht, von Eva zu erfahren, ob es nicht nöthig sei, ihre oder ihres Gemahls Familie von dem großen Unglück zu benachrichtigen; aber nur mühsam konnte ich ihr eine Antwort abschmeicheln. Endlich verstand ich so viel, daß man

ihren Geschäftsführer benachrichtigen müsse, der das Schickliche besorgen werde.

Ich hoffte also, daß wenigstens aus England Nachricht kommen, und über die Zukunft der unglücklichen Frau bestimmen werde; aber Tag folgte auf Tag, und kein Mensch schien zu wissen, daß die Wittwe von William völlig verlassen, in diesem armen Dorfe lebte.

Später wollte ich versuchen, ob ich Eva wieder ins Leben führen, ihr das Gefühl des Daseins zurückgeben könne, und ich wünschte, sie möchte ihr Lager verlassen. Am nächsten Morgen, nachdem ich diesen Rath gegeben, fand ich sie außer Bett, aber in tiefe Trauer gekleidet. Ach, es war nur noch der Schatten der schönen Eva Meredith! Ihre Haare auf der bleichen Stirne gescheitelt, — ihre seelenvollen Augen tief eingesunken — saß sie am Fenster, so unbeweglich, wie ich sie auf ihrem Lager gesehen.

So brachte ich in tiefer Stille viele lange Abende bei ihr zu. Ich nahm wohl ein Buch zur Hand, aber lesen konnte ich nicht. Jeden Tag sagte ich ihr beim Eintritt einige Worte der Theilnahme und Ergebenheit. Sie antwortete mit einem dankenden Blick; dann blieben wir bei einander, ohne zu sprechen. Ich erwartete, ob sich eine Gelegenheit darbiete, einige Worte mit ihr zu wechseln, — aber ich verstand es nicht, den Augenblick zu benützen; die Ehrfurcht vor so großem Schmerze verwirrte und bewältigte meinen Geist. Nach und nach gewöhnte ich mich an dieß völlige Schweigen, und was hätte ich auch sagen können? Das einzige Wichtige war, daß sie wisse, sie sei nicht ganz allein in der Welt, und wie klein die Stütze war, die ihr geblieben, so war es doch eine Stütze. Ich besuchte sie nur, um durch meine Gegenwart ihr zu sagen: „Ich bin da."

(Fortsetzung folgt.)

Im Schlosse von Tervueren.

Zwei Meilen von Brüssel, dicht an einer schönen, durch Gehölz führenden Straße liegt ein schönes Dorf mit niedrigen, weiß leuchtenden Häuschen. Tervueren heißt dieses Dorf. In seiner Mitte geht links die Straße ab, und man steigt da rasch hinan zu den Mauern eines königlichen Schlosses.

Von 1815 bis 1830 war diese große Domäne die Lieblingsresidenz des Königs Wilhelm I. von Holland. So lange Leopold I. regierte, war sie ganz verlassen, kaum daß hie und da einmal der Graf von Flandern mit seinen Hunden dahin kam. Wer nun weiß, daß dieser König Leopold mehr als ökonomisch war und während seiner ganzen Regierungszeit auch nicht einen Sessel repariren ließ, der kann sich vorstellen, in welch vernachlässigtem Zustande sich die ganze Einrichtung des Schlosses von Tervueren befindet. Dieses Schloß ist das vierte, welches eine unglückliche Frau während ihres kurzen Lebens bewohnt, eine Frau, die auch bereits den vierten Namen trägt. In Laeken hieß sie die Prinzessin Charlotte, dann in Miramar die Erzherzogin von Oesterreich, später die Kaiserin von Mexiko und nun in Tervueren nennt das Volk sie die Irre.

Wenn furchtbare Schläge den Geist eines Unglücklichen erschüttert haben, so führt man ihn an die Orte seiner Kindheit, an die Plätze, die Zeugen waren seiner reinen unschuldigen Freuden in der Nähe einer zärtlich lächelnden Mutter und eines freundlichen Vaters. Dort, wo er lieben lernte, hat er glücklich sein gelernt, und dorthin führt man ihn zurück, das verlorene Glück wieder zu finden.

Sind in diesem Land keine Freundinnen zurückgeblieben? Hat dieser Park kein Lieblingsplätzchen? Gibt es in diesem Garten keinen Baum, dessen Schatten ihr kühler däuchte als irgendwo anders? Gibt es hier keine Erinnerung, die das Lächeln des glücklichen Kindes wieder anzufachen vermöchte? Hat hier nirgends das junge Mädchen süß geträumt, daß man es dahin zurückführe, um wieder zu erwachen? O gewiß, es gibt einen solchen Ort, wo die Aermste herangewachsen ist und wohin man nun die Irre zurückführen sollte; aber man hat es nicht gewagt, sie nach Laeken zu bringen. . . . Man hat es nicht gewagt, weil sie in den siebzehn Jahren, die sie in diesem Schlosse zugebracht hat, auch nicht Eine freudige Stunde verlebt, auch nicht Ein glückliches Ereigniß erlebt hat; weil Laeken für sie nur das Grab ihrer Mutter und die Erinnerung an den König Leopold ist, an diesen Egoisten, der es verstand, sich den Ruf eines geschickten Diplomaten zu erwerben, aber stets ein schlechter Vater geblieben ist.

Wenn ein Wesen, zumal eine Frau, von Leiden heimgesucht wird, so sucht man nach einem Schuldigen. Mit Wuth sucht man nach ihm und mit Genugthuung ruft man laut seinen Namen aus. Hat man schon denjenigen genannt, dem man die Schuld für das Unglück der Prinzessin Charlotte beimißt? O, man hat Mancherlei genannt, aber nicht das Rechte, der wahrhaft Schuldige ist die Jugend, welche der Vater dieser Tochter bereitet hat. Es hat Frauen gegeben, die mehr gelitten haben als Charlotte und dennoch nicht wahnsinnig geworden sind. Haben etwa Henriette von Frankreich und Marie Antoinette weniger gelitten? Die Wittwe Karl's des Ersten hatte allerdings ihre Kinder, die sie trösten konnten; aber die Gemahlin Ludwig's des Sechzehnten war allein und getrennt von ihren Kindern, die sie in den Händen des Henkers wußte. Aber sie hatten Beide glückliche Erinnerungen, welche die Seele kräftigen, während sie, Charlotte, eine freudenleere Kindheit hatte, und diese Leere, das ist der Keim des Wahnsinns.

Von Kindheit an wurde der Charakter dieser Frau gefälscht. Ihre Geschichte ist eine Lehre für Alle. Es scheint, daß diese Prinzessin in unser Jahrhundert, wo man die Familie vergessen zu wollen scheint, gekommen ist, um Allen zu zeigen, was die Verbannung aus der Familie über eine Frau vermag, welche der Zufall der Geburt mit allen Glücksgütern ausgestattet hat, denn sie war reich, sie war klug, sie war schön, sie war eine Königstochter . . ., ja sie wurde auch geliebt . . . . Aber ach! da war es schon zu spät.

Ihre ganze Kindheit hat sie bei ihrer Mutter verbracht, bei einer armen Resignirten, welche sie nur beten lehrte, und das Kind ahnte gar nicht, was geschehen war, als nach langer Krankheit diese gute Mutter starb und das elfjährige Kind mutterseelenallein blieb in dem großen Schlosse zu Laeken.

In diesem Alter sind Mädchen geschwätzig, aber sie sind es nur unter ihresgleichen. Hätte man diesem Kinde, das in der Einsamkeit verkümmerte und dessen Herz sich an keiner befreundeten Seele erwärmte, nicht Gespielinnen geben sollen?

Man dachte nicht daran. Armes Mädchen, das so sechs Jahre lang litt. Allein, immer nur allein zwischen dem Grabe der Mutter, wohin das Kind ging, um zu weinen, und dem Vater, der nur selten da war und der, so oft er kam, nur alle Welt zittern zu machen verstand.

Prinzessin Charlotte war siebenzehn Jahre alt; sie war groß, elegant, schlank, ihr Mund war fein, ihre Nase adlerartig, ihr Auge groß, hell, neugierig und bisweilen unruhig; ihr reiches Haar kastanienbraun, der Teint leicht erröthend, die ganze Haltung voll edler Bescheidenheit. Wer sie so gehen sah, leise und das Haupt leicht geneigt, wie ihre furchtsamen Blicke immer nach Oben gewendet, die Augen Dessen, der mit ihr sprach, aufsuchten, hätte hinter ihr eine einfache, sanfte und liebende Natur vermuthen sollen, gemacht dazu, sich auf ein anderes Wesen zu stützen und dieses zu lieben — aber man las auch Traurigkeit und Schmerz in ihren Augen.

An einem schönen Augusttage nun erschien sie, als Braut gekleidet, vor der versammelten Menge auf dem Balkon des Königsschlosses in Brüssel, am Arme eines jungen blonden Mannes, der die Uniform eines Admirals trug. Einige Tage später geleitete sie ein glänzendes Gefolge zum Bahnhofe; die Glocken läuteten, die Trommeln wirbelten, das Volk rief, sie reiste ab.

Es sind auf den Tag zehn Jahre, daß wir sie abreisen gesehen. Um aus ihr eine Fürstin zu machen, sind die Oesterreicher gekommen, sie aus Belgien zu holen. Nun kommen sie, um sie wiederzubringen.

Vor ein paar Tagen fuhr in der Nacht langsam eine Kutsche die schöne Straße von Tervueren entlang. Das Kind kam in seine Heimath zurück. Aber die Kutsche war geschlossen, denn für diese Frau fürchtet man Reminiszenzen, und man führt sie dahin, wohin sie nie gegangen ist.

Was hofft man? Sie hat keine Mutter, sie hat keinen Gatten, sie hat kein Kind. Wo wäre der Schmerz, wo der Wahnsinn, der nicht weichen würde vor dem Lächeln eines schönen Kindes? . . . Nein, dieß Glück ist ihr nicht beschieden. Es gibt prädestinirte Naturen, und diese Prinzessin ist dazu ausersehen, zu zeigen, wohin das Exil aus der Familie führt.

Denn was gebrach ihr, um aus ihr eine glückliche Frau zu machen? Zwei Dinge hätten ihren nun irre umherschweifenden Geist aufrecht gehalten, wenn sie diese je besessen hätte: eine Mutter, als sie noch jung war, und ein Kind, als sie ein Weib geworden.

Fest-Gruß zum deutschen Juristentag in München,

gedichtet von Herrn Dr. Hermann Schmid, gesprochen von Herrn Possart auf dem k. Hof- und National-Theater am 27. August 1867.

Ein Tempel stand dereinst in deutschen Gauen
Erhaben da und herrlich über Allen —
Und ragten vielgestaltig auch empor
Die Völkersäulen, die den Giebel trugen:
Ein Ganzes doch, ein einheitsvoller Bau,
Ein wahrer Tempel war's — der Sprache gleich,
Die überreich in mancher Mundart Arme
Die Fluthen theilt und doch mit ihrem Brausen
Die Welt erfüllet — Ein gewalt'ger Strom!
Und wie verschieden auch an Sinn und Art
Die Stämme hausten, einig standen sie
Doch um des Tempels Heiligthum geschaart:
Es erbte von Geschlecht sich zu Geschlecht
Die deutsche Sprache und das deutsche Recht!

Da kam ein finst'rer Tag — mit ihm der Fremdling
Vom Tiberstrand, der sich mit sanftem Schmeicheln
Zu Gaste lud, bis er des Hauses Herrn,
Den arglos ihm vertrauenden, verdrängt!
Es brach der Ring, in dem der freie Mann
Im off'nen Ding vor Gottes freiem Himmel
Von Seines Gleichen sich das Recht geholt:
Die Feder, in Geheimniß eingehüllt,
Entschied das Mein und Dein statt off'nen Worts,
Und langsam schlug des Tempels Pforte zu,
Nie wieder aufzugeh'n! — Der ernste Waldweg
Zum Heiligthum ward öder stets und öder,
Bis er zuletzt verschollen war im Volk —
Die Sage nur gab dunkel von ihm Kunde,
Wie das Geläute der verlor'nen Kirche,
Von dem das Mährchen klagend noch erzählt!

Und wieder kam ein Tag — da hob das Volk
Nach schwerem Leid, jahrhundert-langem Kummer

Den Blick empor — so wacht vom Fieberschlummer
Ein Kranker auf, nach traurigem Vergessen
Der Schätze denkend, die er einst besessen!
Bezaubernd stieg herauf die alte Zeit
Im Sehnsuchtsglanz der alten Herrlichkeit,
Und hingerissen von der Seele Drang
Rafft' eine edle kampferprobte Schaar
Sich muthig auf zum schicksalschweren Gang,
Wie einst zur abenteuervollen Fahrt
Der Nordlands-Held sein Drachenschiff bestieg,
Das sel'ge Winland wieder aufzufinden,
Mit dem das Glück im Ozean versank!
Und rüstig, nimmer müde räumten sie
Den Schutt hinweg, das wuchernde Gestrüpp
Von alten Bahnen — und des Tages Licht
Drang wieder in den lang verwehrten Raum,
Bis aus des Waldes überwund'ner Nacht
Der Tempel stieg in seiner alten Pracht —
Vom Siegerstrahl des Morgens angelacht
Reiht sich um ihn die treue Tempelwacht!
Ihr seid's — Ihr Edlen Alle, deren heut'
Der Bayern alte Königsstadt sich freut. —

Ihr seid es, die das Herrliche vollbracht:
D'rum bietet heut' am grünen Isarstrand
Euch seinen Gruß das deutsche Vaterland!

. . . Ein finsteres Geheimniß ist das Leben
Und unerforscht sein ewiges Gesetz:
Es liegt des Menschen, liegt der Völker Loos
Verschleiert ewig in der Zukunft Schooß
Zum Himmel blicken wir mit scheuem Fragen —
Ob, was wir hoffen, scheitert, ob gelingt?
Was uns vielleicht die dunkle Stunde bringt,
Die nächste schon — wer weiß es anzusagen?
— Und dennoch Muth! Mag auch das Schicksal walten,
Ein sich'rer Trost, ein schöner, bleibt erhalten:
Nichts ist verloren noch, so lang am Himmel
Die ew'gen Sterne des Gesetzes steh'n!
Ein Volk, das fest am Rechte hält — und stünde
Die Welt in Flammen, kann nicht untergeh'n:
Bezwingen wird es seine Dränger all'
Und sich erheben von dem tiefsten Fall!
Getrost — getrost! Wer für das Recht gestritten,
Hat nicht umsonst gelebt, und wenn er fällt,
Lohnt ihn der Engel Dank — er sinkt als Held,
Dem Krieger gleich im blutigen Gefecht:
Das schönste Sterben ist der Tod für's Recht!

D'rum seid gegrüßt, Ihr treuen Tempelwächter
An uns'res Volkes schönstem Heiligthum:
Ermüdet nicht und pflanzet Keim an Keim:
Die Söhne seh'n verwirklicht, was als Traum
Vor ihrer Väter Seelen schwebte — langsam nur
Erwächst der Eiche königlicher Baum,
Und wer ein Saatkorn in die Erde senkt,
Ist reich belohnt, wenn er der Ernte denkt!
— Ermüdet nicht! Des Deutschen Adel ist,
Daß er sich selbst bei seinem Werk vergißt —
. . . Das ist der Gruß vom grünen Isarstrand:
Gott schütz' Euch und das deutsche Vaterland!

Mannigfaltigkeiten.

Am 13. und 14. August wurde in einem der kleinen Gebäude des Ausstellungsfeldes in Paris ein eigenthümlicher interessanter Versuch mit zwei Sicherheitsschränken gemacht. Der Fabrikant Silas C. Hering aus New-York hatte am 15. Mai an einem von ihm ausgestellten feuer- und diebesfesten Sicherheitsschrank eine Herausforderung an alle Konkurrenten des Faches angeschlagen, worin er sie aufforderte, ihre Schränke zugleich mit dem seinigen derselben Probe zu unterwerfen, und eine Summe von 1000 bis 50,000 Francs gegen gleichen Einsatz der Gegner anbot, als Preis für den Sieger bei dieser Konkurrenz. Der Fabrikant Samuel Chatwood von Bolton nahm die Wette an, indem er einen von ihm erfundenen Sicherheitsschrank entgegenstellte. Eine Kommission wurde ernannt aus zwei amerikanischen und zwei englischen Ingenieuren und einem französischen Ingenieur als Obmann. Die Feuersicherheit beider Schränke wurde als unzweifelhaft angenommen und es kam nur auf das Aufbrechen derselben an. Von beiden Seiten war eine gleiche Anzahl von Arbeitern, drei, angestellt und über die zu gebrauchenden Werkzeuge Uebereinkunft getroffen. Der amerikanische Fabrikant hatte deutsche Arbeiter angestellt, der Engländer drei englische. Beide Schränke erwiesen sich als außerordentlich stark. Mit den Schlössern war nichts zu machen. Durchbohren gelang auch nicht, man mußte mit Keilen und schweren Hämmern arbeiten. Die deutschen Arbeiter versuchten eine Stunde lang die Thür des Schrankes von Herrn Chatwood zu sprengen, aber ohne Erfolg; sie gingen dann daran, eine Seite abzusprengen, und brachten endlich nach 3 Stunden und 55 Minuten ihre Arbeit zu Stande. Die englischen Arbeiter brauchten 20 Minuten mehr und hatten somit die Wette verloren, dagegen hatten sie den amerikanischen Schrank von vorne durch die Thür geöffnet, während die Gegner den englischen von der Seite angegriffen hatten, welche nach jetzt meist üblichem Brauch nicht zugänglich ist, da dergleichen Schränke gewöhnlich in die Mauer eingelassen werden.

* * *

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 207 Freitag, 30. August 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Es war eine merkwürdige Episode meines Lebens, die einen großen Einfluß auf mein ganzes übriges Dasein ausübte, und wenn ich nicht einen so großen Schmerz gezeigt hätte bei dem Gedanken, daß jenes Haus verschwinden könnte, so würde ich eilen, die Erzählung zu beendigen, aber Sie wünschten zu erfahren, warum das weiße Haus für mich ein geweihter Ort ist, und ich muß Ihnen mittheilen, was ich unter seinem bescheidenen Dache gefühlt und gedacht habe. Verzeihen Sie mir, meine Damen, einige ernste Worte. Der Ernst steht auch der Jugend wohl an; sie hat so viel Zeit vor sich, um zu lachen und zu vergessen!

Ich bin der Sohn eines reichen Landmannes und wurde nach Paris geschickt, um meine Studien in der Hauptstadt zu vollenden. Innerhalb dieser vier Jahre gelang es mir nicht, mein linkisches Wesen und die einfache ländliche Sprache abzulegen, desto schneller aber war mir die edle Einfalt des Herzens und die Reinheit der Sitten verloren gegangen; ich kam in unsere Berge zurück, voll Wissen und Gelehrsamkeit, aber zweifelnd an Allem, was auch unter dem Strohdach uns den Frieden sichert, und mit Weib und Kind glücklich leben läßt. Als Eva Meredith glücklich war, hatte sie in ihrem Glücke mir manche gute Lehre gegeben. In ihrer Nähe lernte ich einsehen, daß Unschuld und Treue des Herzens kein leeres Traumbild seien, und daß der Genuß des Augenblicks nicht das Glück des ganzen Lebens bedinge. Unter dem Einflusse der reinen Liebe meiner jungen Freunde war ich wieder ein einfacher Landmann geworden und träumte nun auch von einer tugendhaften Frau, die durch ihre Liebe und Sorge mich beglücken, und mir das Haus schmücken werde. Ein furchtbares Unglück traf wie ein Blitz die arme Eva! Dießmal begriff ich die Lehre nicht so schnell, die jeder Tag mir wiederholte. Eva saß immer am Fenster, den trüben Blick zum Himmel gerichtet, wie es den Träumenden so natürlich ist. Anfangs hatte ich kein besonderes Acht darauf — zuletzt fiel mir dieser Blick auf, und während ich das Buch, ohne zu lesen, in der Hand hielt, betrachtete ich Frau von Meredith und beobachtete sie genau. Sie sah unverwandt den Himmel an! Ach, sagte ich lächelnd, sie glaubt, daß sie ihn dort oben bald wieder finden wird! Ich nahm mein Buch wieder auf und pries die Frauen glücklich, daß ihnen im Schmerze ein solcher Trost zu Theil werde.

Ich habe Ihnen mitgetheilt, daß durch den Aufenthalt in Paris, und den Verkehr mit den Studenten meine Grundsätze erschüttert, meine Gedanken vergiftet waren. Aber ich sah Eva jeden Tag in derselben Stellung, und jeden Tag beschäftigte mich derselbe Gegenstand. Nach und nach fing ich an, zu begreifen, daß Eva's Traum schön sei, und bedauerte nur, nicht an seine Wahrheit glauben zu können. Die Tugend in ihrer Herrlichkeit, der Himmel, das ewige Leben, Alles, was mir in der ersten Jugend heilig gewesen war, trat mir auf's Neue vor meine Seele, und dann sah ich Eva an, und meine Augen folgten den ihren, während die Glocken im nahen Dorfe zum Abendgebet riefen, und die Strahlen der untergehenden Sonne das Kreuz auf dem Kirchthurme vergoldeten. Ich kam oft und setzte mich zu der trauernden Wittwe nieder, die im Kummer eben so ausdauernd war wie in ihrer heiligen Hoffnung.

Wie! dachte ich, sollte so viel Liebe sich wirklich nur einer Hand voll Staub zuwenden? Hatte ihre Sehnsucht kein anderes Ziel? Eva hat ihren William nur ein kurzes Jahr lang geliebt; er hat sie jung in der Kraft des Lebens und der Liebe verlassen, und sollte nun Alles dahin und für sie abgeschlossen sein! — Eine große Pause entstand in meinem Innern; ich hatte aufgehört zu denken, und war wie betäubt von dem, was ich nicht mehr zu verneinen wagte und doch nicht glauben konnte.

Endlich, eines Abends, als Eva die Hände gefaltet hatte zum Gebete, Angesichts einer herrlichen Sternennacht, falteten sich unwillkürlich auch meine Hände, meine Lippen flüsterten ein Gebet. — Eva aber, als hätte eine innere Stimme ihr gesagt, daß meine Seele sich mit der ihrigen vereinigt, sah mich zum Erstenmale wieder an.

Ich danke, sagte sie, und reichte mir die Hand; gedenken Sie seiner und beten Sie zuweilen für ihn.

Oh, Eva, rief ich — könnten wir alle uns wieder finden in einer bessern Welt! möchte unser Leben, lang



oder kurz, glücklich oder nur eine traurige Prüfung gewesen sein!

Die unsterbliche Seele Williams ist dort oben! erwiderte sie mit ernster Stimme, während ihr Blick, traurig und glänzend zugleich, sich dem Himmel wieder zukehrte.

Ich habe seit jenem Augenblicke an manchem Sterbebette gestanden, wie es mein Beruf mir zur Pflicht macht! — ich konnte den Zurückbleibenden, von einem bessern Leben sprechend, immer einige Worte des Trostes sagen — und was ich sagte, war meine Ueberzeugung.

Einen Monat nach diesen stillen Erlebnissen gab Eva einem Knaben das Leben. Als man ihr zum Erstenmale ihr Kind reichte, schrie die arme Wittwe laut: „William!“ — und Thränen, erleichternde Thränen, die ihrem Schmerze so lange versagt gewesen, stürzten in Strömen aus ihren Augen. Das Kind erhielt den geliebten Namen William, und eine kleine Wiege ward neben das Lager der Mutter gestellt. Da kehrte Eva's Blick, so lange der Erde abgewendet, auf die Erde zurück. Ihr Auge ruhte jetzt auf dem Sohne, wie es sonst den Himmel angesehen. Sie suchte in den Zügen des Kindes das Bild des Vaters, und Gott hatte dem Sohne Williams die größte Aehnlichkeit mit dem Vater gegeben. Von diesem Augenblicke an war Alles um uns her verändert. Eva Meredith hatte eingewilligt, das Dasein zu ertragen, bis das Leben ihres Kindes von dem ihren sich getrennt; jetzt aber wollte sie, ich sah es wohl, auch ferner noch leben, weil sie fühlte, das kleine, hülflose Wesen bedürfe ihrer schützenden Liebe. Tag und Nacht saß sie an der Wiege ihres Kindes, und wenn ich sie besuchte, so sprach sie viel und bat um meinen Rath, wie sie ihren Sohn am besten pflegen könne; sie erzählte mir von seinen kleinen Leiden und fragte, was sie thun müsse, um ihm auch den geringsten Schmerz zu ersparen.

Sie fürchtete für das Kind jeden Sonnenstrahl und jeden Luftzug. Stundenlang über das kleine Wesen hingebeugt, beschützte sie es mit ihrem Körper und erwärmte es mit ihren Küssen. Einmal glaubte ich sogar zu sehen, wie sie ihrem Sohne zulächelte; nur in den Schlaf singen konnte sie ihn nicht, sie rief dann jedesmal einer ihrer Frauen und bat: „Singe, daß mein Sohn einschlafe! und horchte still, unter leisem Weinen, und ihre Thräne flossen auf die Stirn des kleinen William.

„Armes Kind! So schön, so sanft, so leicht zu erziehen; aber, als ob der Schmerz seiner Mutter schon vor der Geburt es erreicht hätte, war es still und traurig; es weinte fast niemals, aber lächelte auch nicht; es war ruhig, und in diesem Alter ist eine solche Ruhe immer Krankheit; mir schien es oft, als sei unter den Thränen, die über dieser Wiege geweint wurden, die kleine Seele erstarrt. Ich hätte sehen mögen, wie die Arme Williams liebkosend die Mutter umfaßten, hätte ihn sehen mögen die Küsse wiedergeben, die er empfing, und fragte mich doch, wie es möglich sei? Konnte man von diesem kleinen Geschöpfe, das noch kein Jahr alt war, verlangen, daß es verstehe, es sei in der Welt, um zu lieben und seine Mutter zu trösten?

Es war rührend und herzerschütternd, wie diese junge Mutter bleich und ermattet, und ohne Anspruch an das Glück, aus Liebe für das kleine Kind, das nicht einmal sagen konnte: „ich danke Mutter!“ sich dem Leben wieder anschloß. Eva setzte das Kind auf einen Teppich zu ihren Füßen nieder, und indem sie es spielen sah, sagte sie: „Herr Barnabé, wenn mein Sohn groß ist, soll er ausgezeichnet sein und in Allem unterrichtet. Ich werde ihm einen Beruf wählen und ihm überall hin folgen. Ist er ein Seemann, so begleite ich ihn auf das Meer; — wird er ein Soldat, gehe ich mit ihm nach Indien, Ehre und Ruhm sollen ihn durchs Leben führen, ich will mich auf ihn stützen, und stolz sagen: ich bin seine Mutter! Nicht wahr, Herr Barnabé, er wird mich mitnehmen?“ Eine arme Frau, die Nichts nöthig hat, als ein wenig Ruhe und Einsamkeit, um zu weinen, stört Niemand.“ Wir sprachen über den Beruf, den William wählen werde, als wäre das Kind schon 20 Jahre alt. Wenn ich diese schönen Träume hörte, und das Kind sah, auf dessen Dasein ein anderes Dasein sich stützte, so erschrack ich, und es erfaßte mich eine namenlose Unruhe, der ich mich nicht erwehren konnte; aber ich sagte mir: sie hat genug geweint, Gott, zu dem sie betet, wird sie vor neuem Schmerz bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Wenige Sekunden später hatte ihm der Croupier fünfunddreißig Louisd'or auf die eben gewonnene Nummer gesetzt. Da er aber gleichzeitig zehn Louisd'ors auf der zweiten Chance gewann, so vergaß er auch den zweiten Gewinn und setzte die eben gewonnenen zehn Louisd'ors auf rouge. Dieselbe Nummer, die Schwarz war, kam nochmals heraus und während Funke über die kurze Dauer seines Glückes krampfhaft die Faust ballte, war er Zeuge, wie der Croupier zwölftausend Gulden, theils in Gold, theils in Bankbillets aufzählte und dann vor ihn hinschob. Die von allen Anwesenden bemerkte Ueberraschung, die in Funke's Zügen lag, ward von dem Chef de parthie mißverstanden. Indem er artig zu ihm hinging, sagte er:

„Mein Herr, wir zahlen nie mehr als das Maximum von zwölftausend Gulden aus. Sie ließen den

ganzen ersten Gewinn von sechsunddreißig Louisd'or stehen. Hätten wir gewonnen, so würden wir den Betrag ungezählt eingestrichen haben; doch der Zufall begünstigte Sie und somit können wir nur den höchsten Betrag ausbezahlen."

Funke war trotz der Ereignisse der letzten Jahre doch viel zu sehr Weltmann geblieben, um nicht die Freude maskiren zu können, die er über sein unerwartetes Glück empfand. Ruhig dankend strich er sein Geld ein und sagte einfach: „Ich wußte dieß nicht." Dann verließ er völlig ruhig den Saal, während alle Anwesenden, von denen wohl Keiner ahnen mochte, mit welchem Vorhaben der elegante junge Mann den letzten Satz gewagt, in seiner Entfernung den Aerger darüber erblickten, daß ihm nicht die ganze Summe ausbezahlt ward.

Als Funke im Freien war, dankte er vor Allem Gott für das ihm gewordene Glück. Plötzlich entsann er sich des an seine Frau abgesandten Schreibens und an den tödtlichen Schmerz, den ihr dasselbe bereiten würde. Ein Blick auf seine Uhr belehrte ihn, daß er möglicherweise noch rechtzeitig nach Frankfurt kommen könne, um mit dem Schnellzuge über Leipzig nach *** reisen zu können. Im Nu war seine Hotelrechnung berichtigt, sein weniges Reisegepäck geordnet und eine halbe Stunde später befand sich Funke auf dem Wege nach Frankfurt, wo er eben noch rechtzeitig genug anlangte, um mit dem Zuge abreisen zu können.

Wie die Gefühle und Empfindungen beschreiben, mit denen Funke, nachdem er mit dem Leben abgeschlossen, von den Seinen brieflich Abschied genommen, nun eben jenen Lieben entgegen eilte, die nimmer zu sehen, ihn am tiefsten geschmerzt. Ein Gefühl unendlichen Glückes, ein namenloses Etwas hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Plötzlich tauchte ein Gedanke in seinem Geiste auf, der ihn wie von einer galvanischen Säule berührt, in die Höhe schnellte. Zum Glück befand sich Funke allein in einem Coupe, denn sonst würde man ihn unfehlbar für einen dem Tollhause Entsprungenen gehalten haben. Von diesem Augenblick an war es auch um die kaum wiedererlangte Ruhe geschehen.

Je mehr sich Funke dem Ziele seiner Reise näherte, um so heftiger war die Unruhe, die sich bei dem Gedanken an Milikoff seiner bemächtigt hatte. Er, der die Gemeinheit beging, den angeblichen Freund sich selbst zu überlassen, obschon er seine Lage kannte; er, dessen planmäßiges Benehmen seit Monaten auf seine Entfernung vom Hause berechnet zu sein schien, sollte er nicht nach *** zurückgeeilt sein, um seine Frau zu trösten, um ihr ihre nahe Wittwenschaft zu verkünden, denn daß sich Funke tödte, nachdem er Alles verloren, daran konnte Milikoff keinen Augenblick zweifeln. Kaum war dieser Gedanke in seinem Geiste entstanden, als er die vielleicht harmlosesten Worte und Blicke des falschen Freundes zu kommentiren und selbstverständlich in einer für Milikoff höchst unvortheilhaften, für sein eigenes Glück, für seine Ruhe höchst störenden Weise zu deuten begann.

In der That erhielt Funke, schon an der Gränze in Bodenbach angelangt, die Gewißheit, daß Milikoff vor einigen Stunden nach Oesterreich zurückgekehrt war. Wie eine Ewigkeit schien ihm die Zeit bis zu seiner Ankunft in ***, wo er indessen um zehn Uhr Abends anlangte.

Seitdem seine letzten Besitzungen an seine Gläubiger übergegangen waren, bewohnte die aus ihm, seiner Frau, seiner Schwiegermutter und zwei Kindern bestehende Familie, ein kleines, in Mitte eines Gartens und somit ziemlich isolirt stehendes Haus. Als er sich von der Rückseite dem Hause näherte, sah er durch die nicht ganz geschlossenen Fenstergardinen seine in Thränen gebadete Frau und vor ihr Milikoff. Funke, der die im Innern des Zimmers gesprochenen Worte nicht zu vernehmen vermochte, zweifelte keinen Augenblick, daß seine Voraussetzung gegründet war. Rasch trat er in das Haus, doch ehe er noch die Thüre seines Zimmers geöffnet, in dem er seine Frau gesehen, war ein gellender Schrei zu ihm gelangt, der eben sowohl Angst als Entrüstung zur Veranlassung gehabt haben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dieser Tage verstarb in Frankfurt der Arzt Fr. Senftleben, welcher seit mehr als 30 Jahren aus unbekannten Gründen seine Wohnung an der nordöstlichen Ecke der Zeil nie verlassen hatte; schon das Aeußere des Hauses bot seitdem einen geisterhaften Anblick, welcher auf das Innere einen Schluß erlaubte. Dieses war denn auch in einem unerhörten Zustande; Hunderte von Büchern, wie er sie gerade aufgeschlagen hatte, Zeitungen, alte und neue Wäsche, Geldstücke, Alles lag in tiefem Staub auf- und untereinander. Das ziemlich bedeutende Vermögen in Insätzen und baarem Gelde, von letzterem eine sehr bedeutende Summe, fand sich in den Schränken vor. „Der Verstorbene", so schreiben Frankfurter Blätter, „hat außer sich selbst Niemanden etwas zuleid gethan, denn es wurden von ihm viele Züge der Wohlthätigkeit erzählt, namentlich, daß er in den letzten Monaten seine Hypothekar-Schuldner, die durch die Nöthen der Zeit außer Stand waren, ihm die Zinsen zu zahlen, von dieser Verbindlichkeit entband, ihnen den Empfang der fälligen Summe quittirte und manche noch beschenkt entließ."

—— 8

Vom Kap der guten Hoffnung wird gemeldet, daß die Livingstone-Expedition am 15. Juli dort wohlbehal-

ten eintraf und kurz darauf mit ihrem eisernen Boote nach dem Zambesi-Strome weiter befördert wurde.

Eine artige Türkengeschichte wird jetzt aus Wien bekannt. Bekanntlich machte das Gefolge des Sultans große Einkäufe bei den Juwelieren in Wien. So geschah es auch, daß ein höherer türkischer Offizier in Begleitung eines Dolmetschers in einem Juwelierladen am Kohlmarkte erschien, daselbst für mehrere Hundert Gulden Pretiosen aussuchte und bei der Bezahlung — seine Börse vergessen hatte. Kaum daß der Muselmann seine Verlegenheit zum Dolmetscher geäußert hatte und unverrichteter Sache wieder abziehen wollte, kam ein Kürassier-Rittmeister in den Verkaufsladen. Als dieser von dem „Malheur" des Türken hörte, stellte er ihm die verlangte Summe zur Verfügung, indem er ihm gleichzeitig seine Karte einhändigte. Der Türke nahm das Geld dankbar an, entfernte sich und — reiste einige Tage später auch mit dem Sultan von dannen. Der Kürassier erzählte die Geschichte seinen Kameraden, von denen er natürlich weidlich ausgelacht und nicht wenig mit dem ehrwürdigen Witze verfolgt wurde: „Hast keinen Türken gesehen?" Aber der Türke kam dennoch, und zwar sehr nobel. Dieser Tage erschien in der Wohnung des Rittmeisters ein Lohndiener, welcher ein Entschuldigungsschreiben mit der dargeliehenen Geldsumme und zugleich eine kleine „Erinnerung vom Türken überbrachte für die besondere Gefälligkeit und bewiesene Zuvorkommenheit". Die Erinnerung besteht in einem prächtigen Tschibuk mit ausgezeichnet schöner Bernsteinspitze, das Rohr ist mit edlen Steinen besetzt und mindestens im Werthe von 120 Thalern. Die Reihe des Lachens ist nun an dem Rittmeister.

Auf dem dießjährigen, am 31. Aug. und 1., 2. und 3. Sept. in Köln stattfindenden Kongreß des westdeutschen Schachbundes wird ein Schachturnier abgehalten werden. Den Glanzpunkt dieses Schachfestes wird unstreitig das bewundernswerthe und am Sonntage, 1. Sept., stattfindende Blindlingsspiel des Hrn. Louis Paulsen aus Detmold bilden, der gleichzeitig zehn Partien mit verschiedenen Gegnern spielt, ohne ein Brett anzusehen.

Neben den beiden Unternehmungen kühner Amerikaner, die in den allerjüngsten Tagen auf schwankem Kahne über den Ozean nach England gekommen, steht eine Fahrt, die dieser Tage von einem Engländer gemacht wurde, verhältnißmäßig unscheinbar aus, obschon sie in der That kein geringeres Wagniß ist. Dieser Mann, ein Mr. Bowker, Mitglied des Canoe-Klubs, fuhr von Boulogne mit seinem Canoe über den Kanal nach Dover, ein Unternehmen, wozu er volle 11 Stunden gebrauchte. Einmal während dieser Zeit war er von seinem Kurs abgetrieben und hatte zu gleicher Zeit die Küste aus dem Gesichte verloren, kurz darauf indessen begegnete er einem der gewöhnlichen Postdampfer, der ihn wieder auf die Richtung brachte. Der verwegene Schiffer, der die ganze Zeit über, mit Ausnahme von etwa einer halben Stunde, die Ruder führte, hatte an Proviant einige Biscuits und zwei Flaschen Wein zur Stärkung bei sich. Seine Karte wurde von der See weggespült und sein Kompaß versagte den Dienst.

Die Pariser „Presse" erwähnt das Gerücht, daß demnächst eine Kommission von Würdenträgern der französischen Krone sich nach Wien begeben werde, um die Reste des Herzogs von Reichsstadt zu empfangen und nach Frankreich zurückzuführen. Mit dieser Mission seien betraut Marschall Regnaud de Saint-Jean d'Angély, de Bassana, Cambacérès und General Fleury; der Minister des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste sei beauftragt, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Der Sarg soll in der Basilica von St. Denis an dem unter dem Chor für die kaiserliche Familie reservirten Platze beigesetzt werden.

Die Astronomen-Versammlung, welche in den letzten Tagen in Bonn tagte, hat beschlossen, ihre nächste Zusammenkunft im Jahre 1869 in Wien abzuhalten.

Charade.

Zwei Sylben geben Dir, Freund Leser, viel zu rathen,
Bald wirst Du sie gewahr beim Regen und beim Baden,
Bald an dem Eise, bald am wärmsten Ort im Haus,
Am eig'nen Leibe bald, sie pressen Seufzer aus
Wenn Krankheit sie Dir gab: doch die Natur gegeben
Gehören ebenso wie Lung und Herz zum Leben,
Die dritte Sylb' ist auch nicht eben gar zu leicht,
Weil oft dem Menschen sie bis auf ein Härchen gleicht,
Doch wiederum auch wohl dem tollsten Ungeheuer,
Auch Thiere haben sie, doch zu der Wahrheit Steuer
Verrath ich Dir's, nur dann braucht man das kleine Wort,
Ist Leib und Leben erst von ihnen wieder fort.
Das Ganze dient zum Reiz dem einen Elemente
Indem ein and'res d'raus, als ob's vernichten könnte,
In voller Wuth enteilt, mit jenem kämpft und ringt
Indeß es jenes nur zu größ'rer Stärke bringt.

H.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 208 Samstag, 31. August 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von meinem Oheim, dem einzigen Verwandten, den ich noch hatte. Er gehörte zur Fakultät in Montpellier und berief mich zu sich, um mich dort noch tiefer in die Geheimnisse meiner Kunst einzuweihen. Der Brief in Form einer Bitte war Befehl; ich mußte abreisen.

Mit schwerem Herzen, weil ich an die Verlassenheit dachte, in der ich die Wittwe und ihre Waise zurückließ, ging ich eines Morgens nach dem weißen Hause, um Abschied zu nehmen. Als ich Frau von Meredith sagte, daß ich sie auf längere Zeit verlassen müsse, sah sie rasch auf. Seit Williams Tod hatten ihre Züge einen Ausdruck so tiefer Melancholie, daß ich nicht weiß, ob noch größerer Schmerz sich darin aussprechen konnte! ein Lächeln bemerkte man wohl, wenn es sich zeigte; — aber die Trauer war immer da.

Verreisen! sagte sie erschrocken, Ihre Sorge war meinem Kinde so wohlthätig.

Die arme Mutter vergaß, den Verlust ihres letzten Freundes zu beklagen; nur die Mutter betrübte sich, daß ihr Sohn den Arzt entbehren sollte, der ihm nützlich war. Ich klagte nicht. Hingebende Freundschaft findet ihre süßeste Belohnung, indem sie dem Freunde dient!

Leben Sie wohl, fuhr Eva fort, und reichte mir die Hand. Wohin Sie auch gehen, möge der Segen Gottes Sie begleiten, und sollte Ihnen eines Tages Kummer nahen, so lasse der Himmel Sie ein theilnehmend Herz finden, wie das Ihrige.

Ich neigte meine Stirn auf Eva's Hand und entfernte mich in tiefer Rührung.

Auf dem Rasen in der Sonne, nahe der Hausthür, ruhte der kleine William. Ich nahm ihn in meine Arme, küßte ihn mehrmals, und sah ihn lange an, lange und aufmerksam und mit schmerzlicher Wehmuth; eine Thräne benetzte mein Auge. O nein, nein! ich irre mich! sagte ich leise zu mir selbst, und verließ rasch das weiße Haus.

Mein Gott, Doktor! rief plötzlich das ganze Auditorium, was fürchteten Sie denn für dieses Kind?

Lassen Sie mich die Geschichte nach meiner Weise endigen, erwiderte Barnabé; zur rechten Zeit wird Alles gesagt werden. Ich erzähle die Begebenheiten in der Reihenfolge, wie ich sie selbst erlebt habe.

In Montpellier wurde ich von meinem Oheim auf's Beste empfangen, obschon er mir erklärte, daß er mich weder in sein Haus, noch an seinen Tisch aufnehmen, und mir auch kein Geld leihen könne, daß ich aber als Fremder und ohne Ruf in einer Stadt, die so viele berühmte Aerzte zähle, auf keine Klienten rechnen dürfe.

Dann, lieber Oheim, kehre ich in mein Dorf zurück.

Nein, nein! erwiderte er, ich habe eine ehrenvolle Stellung für Dich gefunden. Ein alter Engländer, sehr reich, sehr gichtbrüchig, und über seine Gesundheit beunruhigt, wünscht einen jungen, geschickten Arzt in sein Haus zu nehmen, damit dieser, unter der Anweisung eines erfahrnern Kollegen, der Entwicklung seiner Krankheit folge. Ich habe Dich vorgeschlagen, und Du bist angenommen; laß uns gehen.

Wir gingen also augenblicklich zu Lord James Kysington. Er bewohnte ein großes, schönes Haus und hatte eine zahlreiche Dienerschaft. Nachdem wir durch eine lange Reihe Zimmer hindurch gegangen, wurden wir in das Kabinet des Lords eingeführt. Der alte Herr saß in einem großen Lehnstuhl, und war ein Greis von kaltem, strengem Aussehen. Seine silberweißen Haare kontrastirten seltsam mit den starken Augenbrauen, die ganz schwarz geblieben waren. Er war groß und hager, wenigstens erschien er mir so unter den Falten eines weiten Ueberrockes von Tuch, der wie ein Schlafrock gemacht war, und in dessen Aermeln er seine Hände eingesteckt hatte. Seine kranken Füße waren in Bärenpelz eingehüllt. Neben ihm stand ein Gueridon, beladen mit vielen Arzneifläschchen.

Mylord, ich stelle Ihnen meinen Neffen vor, den Doktor Barnabé.

Lord J. Kysington grüßte mich, das heißt, er sah mich an und neigte fast unmerklich den Kopf.

Er ist sehr unterrichtet, fuhr mein Oheim fort, und ich zweifle nicht, daß seine Bemühungen Eurer Herrlichkeit von Nutzen sein werden.

Ein zweites Neigen des Kopfes war die einzige Antwort, die mein Oheim empfing.

Außerdem, da er eine vortreffliche Erziehung erhalten hat, könnte er Mylord vorlesen und als Sekretär dienen.

Ich werde für diese Gefälligkeit dankbar sein, erwiderte endlich Lord Kysington und schloß die Augen wie zum Schlafe, entweder weil er sich wirklich ermüdet fühlte, oder weil er ein Zeichen geben wollte, daß die Unterhaltung geschlossen sei.

Nun erst übersah ich das Zimmer. Am Fenster saß eine junge, sehr elegant gekleidete Dame und arbeitete an einer Stickerei, ohne aufzusehen, als seien mir ihrer Blicke nicht würdig. Vor ihr auf dem Teppich spielte ein kleiner Knabe mit allerlei bunten Bildern. Die junge Dame schien mir auf den ersten Blick nicht schön, weil sie schwarze Haare und schwarze Augen hatte; schön aber nannte ich nur die Frauen, die blond und weiß waren, wie Eva Meredith, auch konnte ich nach meinem noch so sehr unerfahrenen Urtheil den Begriff der Schönheit nicht trennen von einem gewissen Ausdruck der Güte. Was mir gefiel und wohl that, wenn ich es ansah, hielt ich auch für schön und es bedurfte langer Zeit, bis ich die Schönheit dieser Frau anzuerkennen vermochte, weil sie hochmüthig aussah und kein Lächeln der Güte ihren Mund umspielte. Sie war wie Lord Kysington groß, hager und ein wenig bleich; eine gewisse Familienähnlichkeit war nicht zu verkennen. Ihre Naturen waren sich vielleicht zu ähnlich, um ganz übereinzustimmen, und so lebten diese beiden kalten, wortkargen Menschen neben einander hin, ohne sich zu lieben, ja ohne sich zu sprechen. Auch der Knabe hatte schon gelernt, jedes Geräusch zu vermeiden, er ging nur auf den Fußspitzen durchs Zimmer, und bei dem kleinsten Knistern des Parquets traf ihn ein strafender Blick seiner Mutter oder Lord Kysingtons. — Mir graute vor dieser geistlosen Monotonie des Lebens und doch war es zu spät, zurück zu kehren; aber das, was man geliebt und besessen hat, zu beklagen, dazu ist es niemals zu spät, und mein Herz war beklommen, so oft ich an mein Häuschen, so oft ich an meine Freiheit dachte.

Lord Kysington war nach Montpellier gekommen, um seine Gesundheit wieder herzustellen, die das Klima in Indien zerstört hatte. Zweiter Sohn des Herzogs von Kysington, trug er selbst nur den Titel eines Lords, und verdankte sein Glück und seine politische Stellung in der Kammer der Gemeinen nicht einer Erbschaft, sondern allein seinen Talenten. Lady Mary war eine Verwandte der Familie und zugleich die Frau seines jüngsten Bruders, und Lord Kysington, der unabhängig über seine Güter bestimmen konnte, hatte seinen Neffen, den Sohn von Lady Mary, zu seinem einzigen Erben bestimmt. Ich übernahm die Behandlung und die Pflege des Greises mit dem möglichsten Eifer, denn ich war überzeugt, das wirksamste Mittel, eine unangenehme Lage zu verbessern, sei die pünktliche Erfüllung der Pflicht, auch wenn diese Pflicht peinlich sei . . .

Lord J. Kysington beobachtete gegen mich die größte Höflichkeit. Für jede kleine Dienstleistung belohnte mich ein dankender Gruß. Ich hielt oft lange Vorlesungen, die Niemand unterbrach, weder der finstere Greis, den ich in den Schlaf las, noch die junge Frau, die nicht zuhörte, oder das Kind, das vor seinem Oheim in beständiger Angst war. Ich hatte nie eine so traurige Häuslichkeit gesehen, obschon das weiße Haus längst kein Aufenthalt der Freude mehr war. Die Stille, die das Unglück erzeugt, gibt so ernste Gedanken, daß Worte unzulänglich scheinen, sie auszusprechen; man fühlt aber doch das Leben der Seele in dieser äußern Ruhe; in meiner neuen Wohnung aber herrschte jene Stille, die zugleich ein Mangel alles geistigen Lebens ist.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

V.

Die Bestrafung.

Der größeren Deutlichkeit wegen müssen wir um einige Zeit in unserer Erzählung zurückgehen, um die Entstehung der für Funke beinahe so verderblich gewordenen Freundschaft mit dem Russen Milikoff kennen zu lernen.

Milikoff bewohnte seit mehreren Jahren ein Schloß, in der nächsten Nähe, der von dem Freiherrn mit den Trümmern seines ersten großen Verlustes erkauften Besitzungen. Schon lange stand Milikoff wegen Ankauf derselben in Unterhandlung und hätte Funke den Handel nicht so rasch abgeschlossen, dießmal würde sich der unbekannte Fremde höchst wahrscheinlich seinerseits dazu entschlossen haben. Mit einem Gefühle unerbittlichen Hasses war der in Allem kleinlich denkende Mensch im Hause seines neuen Nachbarn erschienen, um, Groll im Herzen, Worte der Freundschaft zu sprechen. Als ihn Freiherr von Funke seiner noch immer idealisch schönen Gattin vorstellte, da entbrannte Milikoff's Herz in Liebe für das herrliche Weib. Je sorgfältiger er dieses Gefühl in sich verschließen mußte, um so heftiger entbrannte seine Liebe, bis er endlich den Entschluß faßte, Ida's Besitz nöthigenfalls um den Preis eines Verbrechens zu erkaufen.

Von diesem Augenblicke an arbeitete er auf Funke's Ruin los, da ihm dieser als das Mittel zur Erreichung seines Zweckes erschien. Er war es, der unter dem Deckmantel eines Dritten dem jungen Kavalier Geld zu wucherischen Zinsen lieh, und schließlich die schönen und werthvollen Besitzungen um den zehnten Theil des reellen Werthes an sich gebracht hatte.

Ehe er aber dahin gelangt war, hatte er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne Ida seine Gefühle und Empfindungen so deutlich zu verrathen, als er es ohne ernste Gefahr überhaupt wagen durfte. Jede Frau an Ida's Stelle hätte längst die Absichten des falschen Freundes erkannt, doch sie, der jeder unlautere Gedanke fremd war, empfand wohl eine instiktartige Abneigung, ohne, wie wir dieß schon früher bemerkt hatten, den Grund derselben auch nur im Entferntesten angeben zu können. Dadurch aber, daß sich die junge Frau einfach damit begnügte, die Gesellschaft des ihr verhaßten Menschen zu meiden, ohne je seine, die Gränzen bloßer Freundschaft oft weit überschreitenden Blicke und Seufzer gerügt zu haben, wähnte Milikoff seine Bewerbung erkannt und vorläufig geduldet, bis die Umstände eine Erwiderung ohne Gefährdung ihres Rufes gestatten würden.

Eines Nachmittags, beiläufig sechs Wochen vor der am Schlusse des vierten Kapitels geschilderten Scene fand Milikoff die junge Dame allein; Funke war wegen seiner Angelegenheiten nach Prag gefahren. Als Herr von Milikoff angemeldet ward, hatte Ida die Absicht, ihn nicht zu empfangen; doch es schien ihr, als läge in dieser Abweisung dem Freunde ihres Gatten, dem täglichen Gast ihres Hauses gegenüber eine Beleidigung und dann, sagen wir es nur gleich, schien es ihr noch, und zwar zum Erstenmale, als könnte der ihr verhaßte Fremde in dieser Zurückweisung eine Furcht ihrerseits erblicken, zu der sie ihn um keinen Preis berechtigen wollte.

Zum Erstenmale waren Ida Herrn von Milikoff's sonderbare Blicke, so wie der ganz eigenthümliche Händedruck aufgefallen, den er sich bei seinem Eintritt erlaubte. Wäre die junge Baronin noch völlig unbefangen gewesen, hätten nicht ihre eigenen, Milikoff's Empfang vorausgegangenen Befürchtungen, die überdieß in dem sonderbaren Benehmen des Gastes ihre Rechtfertigung gefunden, ihre sonst ruhige Ueberlegung getrübt, so hätte er dießmal wohl seine verdiente Lektion erhalten; doch anstatt ihre Entrüstung in Worten zu kleiden, sprach sie diese nur in der Röthe aus, die ihre in der letzten Zeit bleichen Wangen bedeckte.

Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß sich Milikoff diese Wahrnehmung zu seinen Gunsten deutete. Zufrieden mit der, wie wir wissen, trügerischen Ueberzeugung, dem Ziele seiner Wünsche wieder einen Schritt näher gerückt zu sein, hütete er sich wohl, den errungenen Vortheil durch zu große Hast zu gefährden und lenkte Ida's Aufmerksamkeit durch eine geschickte Wendung auf die mißlichen Angelegenheiten seines Freundes, ihres Gatten.

„Wissen Sie wohl, Baronin, daß, falls nicht bald eine günstigere Wendung in Ihren Finanz-Angelegenheiten eintritt, Sie wohl nicht mehr lange ihren gewohnten und bis zur Stunde nicht ohne Opfer von Seiten Ihres Herrn Gemahls erhaltenen Luxus genießen werden."

„Was berechtigt Sie, Herr von Milikoff, zu der Annahme, daß mich der Verlust dieses unnützen Tand's, zu einer Zeit, wo es sich um weit ernstere Dinge handelt, zu berühren vermag?"

„Je nun, Baronin, schön wie Sie sind, müssen Sie den als Tand bezeichneten Luxus lieben, der Sie zwar nicht schöner zu machen vermag, wohl aber mit dazu beiträgt, Ihre Schönheit zur Geltung zu bringen."

„Wenn Ihre Worte eine Schmeichelei enthalten sollen, so muß ich Sie, Herr von Milikoff, auf den Umstand aufmerksam machen, daß, wenn ich nur meinem Gatten allein zu gefallen wünsche, ich auch nur von ihm allein Schmeicheleien annehme."

„Sie scheinen, Frau Baronin, nie darauf gedacht zu haben, daß Ihr Herr Gemahl, unfähig zu erwerben, wie er ist, das Wenige, das er noch besitzt, gewiß nicht überleben wird. Meinen Sie nicht, daß, wieder freigeworden, Ihre eines Königs würdige Schönheit, ein Heer von Bewerbern um sie versammeln und jener Tand dann wieder eine Rolle spielen wird?"

Ida, die weit entfernt war, an eine ähnliche Katastrophe zu glauben; die überdieß keine genaue Kenntniß von dem gänzlichen Ruin ihres Gatten hatte, nahm diese prophetischen Worte als die Fortsetzung der früheren Schmeicheleien und fragte schelmisch lächelnd:

„Werden auch Sie, Herr von Milikoff, mit jenen Königen als Mitbewerber auftreten?"

„Gewiß, Frau Baronin!"

„In diesem Falle ist meine Wahl schon jetzt getroffen."

Dann sich von ihrem Sitz erhebend, verließ die Baronin den Salon, wo Milikoff in der Ueberzeugung allein zurückblieb, daß sie die Flucht nur ergriffen, weil sie es nicht gewagt, nach diesem Geständnisse in seiner Nähe zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der im 71. Lebensjahre zu Genf gestorbene Dichter August M. Barthélemy begründete seinen Ruf durch die gemeinsam mit Méry herausgegebenen politischen Satyren in den Jahren 1825 bis 1828. Sein historisches Epos „Napoléon en Egypte" (1828) hat G. Schwab in's Deutsche übertragen. Wegen des Gedichtes „le fils de l'homme" bekam er drei Monate Gefängniß. Nach der Juli-Revolution ging Barthélemy

aus dem Klassizismus in die Reihen der Romantiker über. 1832 erschien sein „le peuple roi“; in demselben Jahre trat er, zum Direktor der königlichen Druckerei ernannt, von der Linken zur ministeriellen Partei über, was ihn um seine Popularität brachte. 1856 schrieb er die Tauride, ein Epos auf den Krimkrieg. Er ist nicht zu verwechseln mit Barthélemy St. Hilaire, dem Philosophen, geschweige denn mit dem Marquis von Barthélemy, dem Politiker († 1830), oder gar mit J. J. Barthélemy, dem Verfasser der Reise des jungen Anacharsis.

[Eine fürchterliche Räubergeschichte] beschäftigt gegenwärtig alle Gemüther in der walachischen Hauptstadt Bukarest und wirft, falls sie sich bestätigt, ein schreckliches Licht auf die dortigen gesellschaftlichen Zustände. Vier Herren aus den ersten Familien des Landes, als Spieler und Industrieritter längst bekannt, aber demnoch stets die sogenannte gute Gesellschaft frequentirend, faßten den Entschluß, ihre Erwerbsquellen noch durch die des Straßenraubs zu vermehren. Nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß eine Dame mit einer bedeutenden Geldsumme eine Reise antreten wollte, verkleideten sie sich als Bauern, hielten den Wagen der Dame ungefähr eine Viertelstunde von Bukarest an und hatten ihr sauberes Geschäft auch bereits zur Hälfte vollendet, als sie in demselben durch einen Postwagen mit Kondukteur und einem Polizeisoldaten gestört wurden, und die Flucht ergreifen mußten. Bei Letzterer bedienten sie sich eines des Weges kommenden Birjar (Fiaker), doch wurde einer von ihnen durch einen Schuß des Polizeisoldaten in der Schulter verwundet. Um von dem Fiakerkutscher, welcher sie erkannt hatte, nicht verrathen zu werden, erdrosselten sie denselben, warfen ihn zum Wagen hinaus, und ließen das Fuhrwerk in einer entfernten Vorstadt stehen. Ausnahmsweise ist es den Bemühungen der Polzei gelungen, den Hochstraßenrittern auf die Spur zu kommen, und der Verwundete soll sich bereits im Gefängniß befinden.

Die französische Regierung hat der „K. Z.“ zufolge einer französisch-englischen Gesellschaft die Konzession zur Errichtung eines Submarine-Kabels ertheilt, das Brest mit der letzten französischen Besitzung an der kanadischen Küste, St. Pierre Miquelon, verbinden soll. Der Draht wird von letzterem Punkte aus zunächst nach New-York an der Küste von Englisch-Neubraunschweig vorbeigeführt werden und von da die nordamerikanischen Provinzen Maine, Massachussets, New-Hamshire und Connecticut entlang über den Ozean nach Brest gehen. Der Great Eastern ist bereits für das Unternehmen gemiethet, so daß die Versenkungsarbeiten im Mai nächsten Jahres ihren Anfang nehmen und bis Juli zu Ende geführt werden können.

Es hält schwer, für die Staare, Meisen und andere Höhlenbrüter dauerhafte, zweckmäßige Brutwohnungen herzustellen, in welche die Vögel gern gehen. Solche unübertreffliche und unverwüstliche Wohnungen sind gefunden und überall zu bekommen. In einer Sitzung des preußischen Gartenbauvereins in Berlin theilte das Mitglied Herr Lange mit, daß man zu diesem Zwecke Kokosnüsse herrichte und an die Bäume befestige. Solche Nüsse kosten 5 bis 6 Sgr., in Seestädten nur 2½ Sgr. Das Bohren eines angemessenen Loches besorgt jeder Drechsler. Die Vögel gehen sehr gern in diese so natürlichen, innen ganz glatten Wohnungen.

In mehreren französischen Departementen hat der äußerst geringe Gehalt viele Schullehrer gezwungen, während der Freistunden Handlangerdienste auf freier Straße zu verrichten. Der Minister des öffentlichen Unterrichtes hat ihnen, da die Disziplin in den Schulen darunter leidet, Dieß nun verboten, mehreren aber den Tabaksdebit am Orte übertragen und ihnen erlaubt, Branntwein auszuschenken. Bei der Theuerung der Lebensmittel reichen die Emolumente der Lehrer nicht mehr zu der geringsten Nahrung aus.

Dem „Toulonnais“ zufolge wurde dieser Tage bei der Insel If eine Flasche aufgefischt, in welcher sich ein Zettel befand, auf dem mit Bleistift folgende Worte geschrieben standen: „Der „Atlas“ sinkt in Sicht der Balearen-Inseln. Gott erbarme sich unser!“ Man erinnert sich, daß ein Paketboot, Namens „Atlas“, im Dezember 1863 auf der Fahrt von Marseille nach Algier verschwunden ist.

Charade.

Dem Purpur ist die Erste eigen
Zu ihr sich jetzt die Schönen neigen,
Die Letzte führten Ritter, Krieger,
Durch sie vielleicht ward Mancher Sieger.
Das Ganze kennt wohl alle Welt:
In Millionen leiht es Geld.

Auflösung der Charade in Nr. 207:
Blasebalg.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 209 Montag, 2. September 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, während der Lord zu schlummern schien und Lady Mary, auf ihren Stickrahmen gebeugt, arbeitete, kletterte die kleine Harry auf meine Knie, und da wir gerade in einem entfernten Winkel des Zimmers saßen, wagte er mit kindlicher Neugierde seines Alters ganz leise einige Fragen, und ich, ohne weiter zu überlegen, was ich sagte, fragte ihn: Hast Du Geschwister?

Ich habe eine kleine, hübsche Schwester.

Wie heißt sie? fragte ich — während ich zugleich das Feuilleton einer Zeitung überlas.

Sie hat einen sehr schönen Namen; rathen Sie, Herr Doktor.

Ich weiß nicht, an was ich dachte. In meinem Dorfe hatte ich nur die Namen der Bäuerinnen gehört, die einer Tochter der Lady Mary nicht zu passen schienen. Frau von Meredith war die einzige Frau der vornehmen Welt, die ich kannte, und als das Kind wiederholte: Rathen Sie, Herr Doktor, antwortete ich absichtslos, meinen Gedanken folgend: Heißt die kleine Schwester vielleicht Eva?

Wir sprachen ganz leise, aber im Augenblick, wo der Name Eva meinen Lippen entschlüpfte, öffnete Lord Kysington rasch die Augen und erhob sich von seinem Sitze; Lady Mary ließ ihre Nadel fallen und wandte sich heftig nach mir hin. Ich war bestürzt über diese sonderbare Aufregung, und sah bald den Lord, bald Lady Mary an, ohne daß ich es wagte, ein Wort zu sagen. Es vergingen einige Minuten, dann sank Lord Kysington in seinen Sessel zurück und schloß die Augen. Lady Mary nahm die Nadel wieder auf; Harry und ich aber sprachen nicht mehr. Ich dachte lange über diesen Vorfall nach; aber als Alles in die gewöhnliche Ruhe zurückgekehrt war, stand ich auf, um mich zu entfernen. Lady Mary schob ihren Stickrahmen zurück, machte mir ein Zeichen mit der Hand, ihr zu folgen, und ging rasch an mir vorüber. Als wir in das Vorzimmer eingetreten waren, schloß sie die Thüre und blieb vor mir stehen; alle ihre Züge nahmen einen herrischen, hochfahrenden Ausdruck an, wie er auch eigentlich ihrer Physiognomie am natürlichsten war, und mit erhobenem Haupte sagte sie: Herr Barnabé, sprechen Sie den Namen, der Ihren Lippen eben entschlüpft ist, niemals wieder aus; es ist ein Name, den Lord Kysington nie hören darf." Sie grüßte leichthin und ging in das Kabinet zurück, das sie hinter sich schloß.

Tausend Gedanken drangen auf mich ein: diese Eva, von der man nicht sprechen durfte, war es vielleicht Eva Meredith? War sie die Schwiegertochter von Lord Kysington? Sollte ich bei dem Vater Williams sein? Ich hoffte und fürchtete zugleich; für mich gab es nur eine einzige Eva, für jeden Andern war dieser Name ein ganz gewöhnlicher, den in England viele Frauen trugen. Ich durfte mich nicht erkundigen, nicht nachforschen; — jeder Mund um mich her war geschlossen, jedes Herz erstarrt: aber der Gedanke, daß ich in der Familie Eva's lebte, in der Nähe der Frau, welche die Wittwe und ihre Waise um ihr väterliches Erbe beraubt, beschäftigte mich Tag und Nacht. Ich sah in meinen Träumen Eva und ihren Sohn zurückkehren in die väterliche Wohnung — sah, wie ich für sie um Vergebung flehte und diese Vergebung ertheilt wurde; aber wenn ich dann die Augen aufschlug, und in das kalte, theilnahmlose Gesicht Lord Kysington's sah, so erstarrten alle Hoffnungen meines Herzens. Ich fing an, diese Physiognomie zu studiren, als hätte ich sie noch nie gesehen, und suchte in diesen versteinerten Zügen die Linien zu erspähen, die auf Güte und Empfindlichkeit hoffen ließen. Ich suchte die Seele, die ich rühren wollte, und fand keine! Aber ich verlor den Muth; meine Aufgabe war so schön! Bah! sagte ich, was bedeutet der Ausdruck des Gesichts? was überhaupt die äußere Hülle? Der unscheinbarste Koffer kann Gold einschließen! Muß denn Alles, was wir denken und fühlen, dem ersten Blick offenbar werden? Hat indeß Jeder, der da lebt, auch gelernt, seine Gedanken und Empfindungen zu beherrschen und in seinem Innern zu verschließen? Ich beschloß, meine Zweifel aufzuklären — aber wie, das wußte ich nicht. Lady Mary oder Lord Kysington zu fragen, war unmöglich; die Bedienten auszuforschen, wäre verlorene Mühe gewesen, sie waren Franzosen und erst neuerlich bei dem Lord in Dienst getreten. Einen englischen Kammerdiener, der allein dem Lord hieher gefolgt war, hatte man in vertrautem Auftrag nach England gesendet. Endlich faßte

ich doch den Entschluß, bei Lord Kysington selbst Nachforschungen anzustellen, durch ihn wollte ich Alles ergründen, von ihm Vergebung erlangen. Der strenge Ausdruck in seinen Gesichtszügen erschreckte mich nicht mehr. Ich sagte mir: „Wenn man im Walde einen Baum findet, der abgestorben scheint, so macht man einen Einschnitt in die Rinde, um zu sehen, ob unter der todten Rinde das Mark noch Leben hat; so werde ich auch an dieses Herz pochen und sehen, ob nicht irgendwo das Leben sich verborgen hat." Ich erwartete die Gelegenheit.

Eines Nachts wurde ich zu Lord Kysington gerufen, der sehr leidend war. Nachdem ich die nöthigen Verordnungen gegeben, blieb ich bei ihm, um den Erfolg derselben zu sehen. Das Zimmer war düster; eine Wachskerze ließ die Gegenstände unterscheiden, ohne sie zu erleuchten. Das edle, bleiche Antlitz des Lords ruhte auf dem Kissen; seine Augen waren geschlossen. Es war so seine Gewohnheit, wenn er Schmerzen herannahen fühlte; als wolle er sich in sich selbst zusammenfassen, um Nichts von seiner moralischen Kraft zu verlieren; er klagte nie; ausgestreckt auf seinem Lager, gerade und unbeweglich, sah er der Statue eines Königs auf seinem Grabe ähnlich. Gewöhnlich ließ er sich vorlesen, hoffend, das Gelesene werde seine Gedanken fesseln oder die Monotonie der Stimme den Schlaf herbeirufen.

In jener Nacht winkte er mit seiner knöchernen Hand, ein Buch zu nehmen und zu lesen. Ich suchte vergebens; Bücher und Zeitschriften waren in den Saal hinabgetragen worden; alle Thüren waren verschlossen, und ich konnte mir, ohne zu schellen und die Bewohner des Hauses zu wecken, kein Buch verschaffen. Der Kranke ward ungeduldig, dann ergab er sich, und zeigte mir einen Stuhl, auf dem ich mich zu ihm niedersetzen sollte. So saßen wir lange, ohne zu sprechen; um uns her war Alles dunkel und nur die Uhr mit ihrem regelmäßen Perpendikelschlag unterbrach die tiefe Stille. Es kam kein Schlaf. Plötzlich öffnete der Lord die Augen und wandte sich nach mir hin: Sprechen Sie, sagte er, erzählen Sie etwas. — Alles, was Sie wollen. Seine Augen schlossen sich wieder. Das Herz schlug mir heftig. Der Augenblick war gekommen. — Mylord, sagte ich, — ich weiß nicht, ob meine Erlebnisse Eurer Herrlichkeit interessant sein werden. Ich kann nur von mir selber, von den Begebenheiten meines Lebens sprechen, und Sie bedürfen der Geschichte großer Männer, um Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Was kann ein Landmann erzählen, der, mit Wenigem zufrieden, in ruhiger Verborgenheit gelebt hat .... Ich habe mein Dorf nur selten verlassen, Mylord, einen schönen Weiler in den Bergen, wo man gerne wohnt, wenn man auch nicht da geboren ist. Nicht weit von meinem Dorfe liegt ein Landhaus, in dem reiche Leute lebten, die allwärts hätten wohnen können, und dort blieben, weil die Wälder dicht, die Pfade blumigt sind und klare Bäche über Felsen brausend die Landschaft beleben. Ach! es lebten zwei Menschen in jenem Hause .... und bald blieb eine arme Frau allein zurück, bis ihr ein Sohn geboren wurde .... Mylord, diese Frau ist ihre Landsmännin, eine Engländerin, schön, wie man es nicht oft ist, weder in England, noch in Frankreich, gut, wie nur die Engel des Himmels sind! — Sie war eben 18 Jahre alt, als ich sie verließ, ohne Vater, ohne Mutter und so jung schon Wittwe eines angebeteten Gemahls; sie ist schwach, zart, fast krank, und doch muß sie leben; denn wer sollte das kleine Kind beschützen? ....

Oh! Mylord, es gibt sehr unglückliche Menschen in dieser Welt! Wenn man in der Mitte des Lebens, oder wenn das Alter heranschleicht, unglücklich wird, so ist das allerdings sehr traurig, aber man hat doch schöne Erinnerungen, die uns oft wiederholen, daß auch wir gute Tage gesehen und glücklich gewesen sind; aber wenn man schon weint, ehe man 18 Jahre zählt, so ist das noch viel trauriger! Thränen erwecken die Todten nicht, und es bleibt uns Nichts übrig, als sie das ganze Leben durch zu beweinen. Das arme Kind!....

Man begegnet einem Bettler auf der Landstraße — Kälte und Hunger quälen ihn: man gibt ihm ein Almosen, und betrachtet ihn ohne Kummer, weil man ihm helfen kann; aber der unglücklichen Frau, deren Herz gebrochen ist, könnte nur durch Liebe geholfen werden ... und Niemand ist da, ihr solche Gabe zu reichen!

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Auf diese harmlos unschuldige, wenngleich unbedachte Bemerkung hatte Millkoff seine weiteren Pläne gebaut.

Ida, die den Charakter ihres Gatten zu genau kannte, um nicht Alles zu befürchten, falls er zu der Kenntniß eines Gesprächs gelangte, in dem sie mehr Einfalt als schuldige Absichtlichkeit erblicken zu müssen glaubte, schwieg und bestärkte dadurch Millkoff immer mehr in seinen thörichten Hoffnungen.

Als er sich mit Funke auf dem Wege nach Homburg befand, da zweifelte er eben so wenig an dem gänzlichen Ruin seines angeblichen Freundes, als an dessen Ende und an der nahen Erfüllung seiner längst gehegten Hoffnungen.

Während er scheinbar nur mit seinem Spiel beschäftigt war, sah er mit innerer Freude Funke's Entfernung aus dem Saale, nachdem er mit dem letzten Satz den Rest seines einstigen Vermögens verloren hatte.

In der That gewann Millikoff mit seltener Ausdauer und kurze Zeit nach Funke's Entfernung verließ auch er den Saal, doch als Sieger im Spiel mit der Hoffnung auf einen neuen Siege, während jener Verzweiflung im Herzen, nur im Selbstmord Erlösung aus seiner Lage sah.

Zufrieden, Funke im Hotel nicht getroffen zu haben, fuhr er unverzüglich nach Frankfurt und reiste von da um zwei Uhr über Leipzig nach ***, wo er somit neun Stunden vor Funke ankam.

Als Ida den ihr fatalen Menschen allein eintreten sah, galt ihre erste Frage selbstverständlich dem mit ihm zugleich abgereisten Gatten.

Obschon der listige Gaukler keinen Augenblick an Funke's Tod zweifelte, hütete er sich wohl, diese seine innere Ueberzeugung vorerst auszusprechen; weil er die junge Frau nicht in Trauer über den Tod des aus Verzweiflung zum Selbstmörder Gewordenen, sondern entrüstet über den angeblich ungetreuen und feigen Gatten sehen wollte, der ohne Kampf Weib und Kinder verlassen und diese sich selbst und ihrem unverschuldeten Elend überlassen konnte.

„Ich bedauere, Frau Baronin, Ihnen etwas berichten zu müssen, was Sie schmerzlich betrüben wird!"

„Mein Mann ist todt!" rief Ida, während sich ihre schönen Züge in tödtlicher Angst verzerrten.

„Schlimmer als das, Frau Baronin, er hat seine Pflicht einem Engel gegenüber so weit vergessen, daß er, nachdem er den Rest seines Vermögens verspielt hatte, mit einer Person von mindestens zweifelhafter Ehrbarkeit durchgegangen ist."

Nachdem sich Ida von ihrer ersten Befürchtung wieder erholt hatte, sah sie Millikoff mit einem Blicke so tiefer, tödtlicher Verachtung an, daß dieser trotz seiner dreisten Unverschämtheit sich gezwungen sah, die Augen zu Boden zu schlagen. Dann nach kurzer Pause und jedes Wort scharf betonend, sagte sie:

„Was meinen Sie wohl, Herr von Millikoff, was mein Mann sagen wird, wenn ich ihm bei seiner Rückkunft die Worte wiederhole, mit denen Sie, sein angeblicher Freund, meine angsterfüllte Frage beantwortet haben?"

Die mit so unerwarteter Ruhe gestellte Frage brachte Milikoff völlig außer Fassung; einen Augenblick dachte er an die Möglichkeit dieser Rückkunft, doch schon im nächsten Moment entsann er sich, daß, hätte Funke auch die keineswegs wahrscheinliche Absicht, als völlig zu Grunde gerichtet zurückzukehren, ihm doch die nöthigen Mittel dazu fehlen würden, da er wohl wußte, daß er für sein ganzes Reisegepäck nicht so viel bekommen würde, als die Rückfahrt kostete.

Diese Ueberzeugung gab ihm wieder die frühere Unverschämtheit zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich die Versammlung in einen Halbkreis geordnet hatte, begrüßte Dr. Hepp von Neustadt die Anwesenden im Namen seiner Mitbürger. Nachdem der Festgruß geendet war, bestieg Dr. Siebenpfeiffer, von dem eigentlich die Idee zu diesem Feste ausgegangen war, die Rednerbühne, und schilderte mit scharfbezeichneten Worten Deutschlands Gegenwart, zeigte auf das Erwachen eines deutschen Nationalgefühls hin, verlangte Freiheit, ein freies deutsches Vaterland, mit beißender Hinweisung auf die am Rheine gelegenen Städte, und sprach im Vertrauen auf das deutsche Volk die prophetischen Worte: „Und es wird kommen der Tag, der Tag des edelsten Siegesstolzes, wo der Deutsche vom Alpengebirge und der Nordsee, vom Rhein, der Donau und Elbe den Bruder im Deutschen umarmt, wo die Zollstöcke und Schlagbäume, wo alle Hoheitszeichen der Trennung und Hemmung und Bedrückung verschwinden." Die Rede schloß mit dem Ausruf: „Es lebe das freie, einige Deutschland! Es leben die Polen, der Deutschen Verbündete! Hoch leben die Franken, der Deutschen Brüder, die unsere Nationalität und Selbstständigkeit achten! Hoch lebe jedes Volk, das seine Ketten bricht, und mit uns den Bund der Freiheit schwört! Vaterland, Volkshoheit, Völkerbund hoch!"

Nach Dr. Siebenpfeiffer folgte Dr. Wirth mit schweißvoller Stirne, rollenden Augen und geballter Faust, vereinigte Freistaaten Deutschlands auf Kosten der Fürsten und Throne, dann Untergang des Franzosenthums predigend. Es werde hier ein deutsches Fest gefeiert, es handle sich hier um deutsche Interessen, er verachte die Freiheit als ein französisches Geschenk, das Vaterland sei immer die erste Frage, die Freiheit nur die zweite.

Am Schlusse seiner Rede wurde Dr. Wirth von Funk aus Frankfurt mit einem deutschen Schwerte feierlich umgürtet, das er drohend durch die Lüfte schwang.

Dr. Wirths Ausfälle gegen das Franzosenthum bezüchtigte alsbald die Rede Luzians Rey aus Straßburg. Ein großer Span wurde hiedurch schon beim Beginne des Festes unter die Vorkämpfer der Bewegung geworfen.

Es sprachen noch Pfarrer Hallbauer von St. Wendel und Student Brüggemann von Heidelberg, ein geborner Preuße.

Von Straßburg war der Versammlung eine freundliche Zuschrift von der dortigen Gesellschaft der Volksfreunde zugekommen, die in vielen Abdrücken vertheilt wurde, folgende Verse von Beranger zum Motto hatte:

„Brüder, schließt den heil'gen Bund
Und reichet Euch die Bruderhand!"

und von der Sympathie zeugte, welche die Franzosen für eine deutsche Nationalität hegten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Damenmode.] Die „Tennesee-Staatsztg." läßt sich in gut amerikanischen Humor über die neueste — nun, sagen wir: chinesische — Damenmode also vernehmen: „Wer ist im Stande, den trefflichen Geschmack und die Schönheit der neumodischen Damenkleider zu beschreiben? Als eine Klasse betrachtet, sind Frauen befähigt, mehr fremdartige und häßliche Kostüme zu erfinden, als man, wenn man es nicht auf Rechnung von Inspiration setzt, für möglich halten sollte. Aber dieses Mal sind sie mit ihrer Erfindung glücklich gewesen. Der elende „Wasserfall" wird natürlich beibehalten, aber in modifizirter Form; jede Veränderung, welcher er unterworfen wurde, war eine Verbesserung. Zuerst glich es einer mit schottischem Schnupftabak gefüllten Blase, dann hing er auf dem Rücken der Frauenzimmer hinunter wie ein in Leinwand genähter Schinken; später zog er sich zusammen, und saß wie eine gefälschte Rübe an der Rückseite des Kopfes; nun steht er direkt hinten hinaus und sieht aus, wie ein aus Draht geflochtener Maulkorb auf einer Hundsschnauze! Aus diesem aus Kopf und Haar gebildeten Grat ruht der kleine Pfannkuchen von Hut, wie ein Jockey-Sattel auf einem Rennpferd. Man wird sofort wahrnehmen, daß dieß wirklich einzig, hübsch und coquette aussieht. Aber das Gloriöseste des Kostümes ist die Robe — das Kleid! Keine Volants, keine Falbeln, kein Besatz, keine Fransen, keine Verbrämung, keine — der Erwähnung werthe — Krinoline, nichts als ein reichlich einfaches, enges schwarzes Kleid, das gerade unterhalb des Knies, sägeartig ausgezahnt, endigt und unter demselben ein flammend rother Rock, der Augenweh verursacht und der nur bis zum Knöchel reicht und die rastlosen kleinen Füße unbedeckt läßt. Reizend, anziehend, verführerisch, bezaubernd! Ein liebliches Mädchen von siebenzehn Jahren zu sehen, mit ihrem Sattel auf dem Kopfe, ihrem Maulkorb hinten und ihrem Schleier, der gerade ihre Nasenspitze berührt, — zu sehen, wie sie in ihrem krinolinenlosen, rothgeränderten Kleide gleich einem brennenden Butterfasse dahertrippelt, das zu sehen, genügt, um einen Mann toll zu machen. Ich muß das Thema fallen lassen — ich kann's nicht aushalten!"

[Petroleum als Brennmaterial.] Man schreibt dem „Schw. Merkur" aus Parkersburg in Westvirginien: Die günstigen Erfolge in Anwendung des Petroleums als Feuerungsmittel rufen nicht allein in unserer Stadt, die zum größten Theil ihre so rasche und unvergleichliche Entwicklung in den letzten 4 bis 5 Jahren der Ausbeutung der Petroleumquellen verdankt, sondern im ganzen Staate Westvirginien lebhaftes Interesse hervor. Zwar ist das Petroleum schon seit einiger Zeit als Feuerungsmaterial in Anwendung gekommen, und dabei bediente man sich des Brenners von Doktor Spence, welcher wohl bei einem Drittel der Oelpumpwerke eingeführt ist. Den Bemühungen des Dr. Spence ist es nun gelungen, auch bei den Eisenbahnlokomotiven das Petroleum als Feuerungsmaterial verwendbar zu machen, und es haben in dieser Hinsicht bereits Versuche auf der Warren- und Franklin-Eisenbahn mit Erfolg stattgefunden. Neulich fand wieder ein solcher Versuch statt, der jede Erwartung übertraf und zu der Hoffnung berechtigt, daß Petroleum bald in allgemeinen Gebrauch bei den Lokomotiven kommen wird; denn man schätzt daß das Oel ein viel billigeres Feuerungsmaterial, zu 16 Dollars das Barrel, sein wird als Holz und Kohlen, selbst in unserer hierin so reichen Gegend.

[Ein Tunnel durch einen Vulkan.] In New-Seeland hat die Lokal-Regierung zwischen Lyttleton und Christchurch eine Eisenbahn anlegen lassen. Es mußten hiezu die dazwischen liegenden Berge durchbrochen und ein 2838 Yards langer Tunnel gebaut werden, der mitten durch einen erloschenen Vulkan führt. Der Felsen im Tunnel besteht aus einer Reihe von Lavaströmen und Lagern von Tuffsteinen, welche durch vertikale Adern von Phonolit unterbrochen sind. Dieser Felsen ist eigentlich nichts anders als ein fortgesetzter Lavastrom, zum größten Theil aus Schlacken gebildet, welche ein grober Trachit, der allmälig durch alle Schattirungen, von Grau, Purpur und Blau in Schwarz übergeht, so wie ein feinkörniger Dolomit, der sehr hart und zäh ist, bedeckt. Der am leichtesten zu bearbeitende Theil des Felsens befindet sich am Gipfel, der dichteste und schwärzeste am Fuße.

Charade.

Auf die längst vergang'nen Zeiten
Deutet meine Erste hin,
Liegt der Preis im Vorwärtsschreiten,
Bringt Zwei, Drei uns nie Gewinn;
Was wir provisorisch nennen,
Lernt das Ganze Deutsch uns kennen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 210 Dienstag, 3. September 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Ach! Mylord, welch' ein schöner, junger Kavalier der Gemahl dieser Unglücklichen war! . . . Kaum 23 Jahre, ein edles Gesicht, eine hohe Gestalt — wie die Ihrige, geistreich und stolz, die Augen ein dunkles Blau, ein wenig träumerisch und voll stiller Wehmuth, ich wußte warum . . . Er liebte seinen Vater, sein Vaterland und mußte, entfernt von ihnen, in der Verbannung leben! Sein Lächeln war voll Güte . . . wie würde er seinem kleinen Knaben gelächelt haben, wenn er so lange gelebt hätte, ihn segnen zu können! Liebte er das Kind doch schon so innig, noch ehe es geboren war, und freute sich der Wiege selbst, die es aufnehmen sollte. Armer, armer junger Mann! . . . . Ich sah ihn in einer Gewitternacht, im finstern Walde, ausgestreckt auf der nassen Erde, ohne Bewegung, ohne Leben, seine Kleider voll Blut und Schmutz, seine hohe Stirn zerschmettert und eine klaffende Wunde am Kopfe, aus der Ströme Blutes hervorquollen. Ich habe gesehen . . . Ach Gott! ich habe William gesehen . . .

Sie sind Zeuge gewesen vom Tode meines Sohnes? schrie Lord Kysington, und richtete sich wie ein Gespenst von seinem Kissen auf, seine großen, durchdringenden Augen so starr auf mich gerichtet, daß ich erschrocken zurück trat; aber ob erachtet der Dunkelheit, die im Zimmer herrschte, glaubte ich, Thränen in den Augen des Greises zu sehen.

Mylord, ja! Ich habe Ihren Sohn sterben und sein Kind geboren werden sehen!

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Lord Kysington sah mich unverwandt an — dann faßte seine zitternde Hand die meine und drückte sie innig. Ich beugte mich auf seine Hand nieder und wollte sprechen — da lösten sich die Finger, und er sank auf seine Kissen zurück:

Genug, genug, mein Herr! ich leide und bedarf der Ruhe. Lassen Sie mich allein.

Ich neigte mich und verließ das Zimmer; aber schon ehe ich die Thür schloß, hatte der Lord seine gewöhnliche Lage und unbewegliche Ruhe wieder angenommen.

Ich will meine jungen Zuhörerinnen nicht ermüden mit dem Aufzählen der vielen ehrfurchtsvollen Versuche, den Lord für meinen unglücklichen Schützling zu gewinnen. Nichts von der Unentschlossenheit und den innern Kämpfen des alten Herrn, und wie endlich seine väterliche Liebe durch die traurigen Mittheilungen über jene fürchterliche Katastrophe wieder erweckt wurde und endlich der Stolz seines Geschlechtes und jedes bittere Gefühl überwunden wurde durch die Hoffnung, einen Erben seines Namens zu hinterlassen. Drei Monate nach der Scene jener Nacht stand ich auf der Schwelle des Hauses zu Montpellier und erwartete Eva Meredith und ihren Sohn, die in ihre Familie zurückgerufen waren, um alle ihre Rechte zu übernehmen. Es war für mich ein schöner Tag. Lady Mary, die, ganz Herrin ihrer Empfindung, es verstanden hatte, ihre Freude zu verbergen, als die Zwistigkeiten der Familie ihren Sohn zum künftigen Erben des Hauses gemacht hatten, verstand es noch besser, ihr Bedauern und ihren Zorn gegen Eva Meredith, oder vielmehr Eva Kysington, zu verbergen, als diese mit dem Vater ihres Gemahls sich versöhnte. Auf der Marmorstirne der Lady Mary thronte kalte Ruhe; aber welche wilde Leidenschaften mögen unter dieser Hülle ihr Herz durchwühlt haben! Ich war also auf der Schwelle des Hauses, als der Wagen der Eva Meredith (ich werde fortfahren, sie mit diesem Namen zu nennen) in die Arme eines Vaters bringen sollte, in den Hof des Hotels einfuhr. Eva reichte mir hastig die Hand. Dank, Dank, mein Freund! flüsterte sie. Sie trocknete die Thränen, die in ihren Augen zitterten, und ihr Kind an der Hand, das drei Jahre alt und schön wie ein Engel war, trat sie in ihre neue Wohnung ein.

Ich habe Angst, sagte sie. Sie war noch immer die schwache Frau, gebeugt durch das Unglück, bleich, traurig und schön, konnte sie keinen Glauben fassen an die Freuden dieser Erde; — die Erfüllung ihrer Wünsche schloß der Himmel ein. Ich ging neben ihr her und während sie, noch immer in tiefe Trauer gekleidet, die ersten Stufen der Treppe hinaufstieg, ihr sanftes Gesicht von Thränen naß, ihre schlanke, hinfällige Gestalt an dem Geländer stützend und, den Arm ausgestreckt, das Kind führend, das noch langsamer ging, erschien Lady Mary mit ihrem Sohne oben an der Treppe. Die Lady trug ein braunes Sammetkleid, kostbare Arm-

bänder umfaßten ihre vollen Arme; eine Goldkette umgab ihre hohe Stirne, geschaffen, ein Diadem zu tragen. Sie ging mit festem Schritt, das Haupt hoch getragen, den Blick voll stolzer Beruhigung.

Seien Sie willkommen, Lady, sagte Lady Mary, indem sie Eva grüßte.

Eva versuchte zu lächeln, und erwiderte liebreich einige Worte des Dankes. Wie hätte sie den Haß errathen sollen, sie, die nur zu lieben verstand? Wir gingen nach dem Kabinet des Lords. Frau von Meredith, die sich kaum aufrecht halten konnte, trat zuerst hinein, machte einige Schritte und kniete an dem Sessel ihres Schwiegervaters. Sie legte ihr Kind auf die Knie des Lords: Hier ist sein Sohn! rief sie, und dann weinte die arme Frau und verstummte. Lord Kysington sah das Kind lange an — aber wie er mehr und mehr die Züge seines Sohnes erkannte, ward sein Blick feucht und gütig, und bald kam der Augenblick, wo er sein Alter und den Flug der Zeit, wo er das Unglück und die schmerzlichen Erfahrungen des Lebens vergaß und sich in die glücklichen Tage zurückversetzt glaubte, wo er seinen Sohn als Kind ans Herz gedrückt.

William! William! flüsterte er; meine Tochter! fügte er hinzu und reichte Eva die Hand.

Meine Augen füllten sich mit Thränen. Eva hatte nun eine Familie, einen Beschützer und Vermögen; ich war glücklich und vielleicht weinte ich deßhalb.

Das Kind saß ruhig auf den Knieen des Großvaters und hatte weder Freude noch Furcht gezeigt.

Willst Du mich lieb haben? fragte der Greis.

Der Knabe hob den Kopf auf, aber er antwortete nicht.

Verstehst Du mich? ich werde Dein Vater sein.

Ich werde Dein Vater sein! wiederholte leise das Kind.

Entschuldigen Sie, sagte die Mutter, er ist immer allein gewesen und ist noch so jung — die vielen Menschen schüchtern ihn ein. Später, Mylord, wird er ihre süßen Worte besser verstehen.

Aber ich sah das Kind an, ich beobachtete es im Stillen, und erinnerte mich meiner traurigen Befürchtungen. Ach, diese Befürchtungen verwandelten sich bald in Gewißheit: die furchtbare Erschütterung, die Eva Meredith ertragen, hatte den traurigsten Einfluß auf das Kind gehabt, das sie unter ihrem Herzen getragen und nur einer Mutter in ihrer Jugend, ihrer Liebe und Unerfahrenheit konnte das Unglück so lange verborgen bleiben.

Zu gleicher Zeit mit mir, und wie sah Lady Mary das Kind an.

„In meinem Leben werde ich den Ausdruck in ihrem Gesichte nicht vergessen: sie stand aufrecht da, ihr durchbohrender Blick, auf den kleinen William gerichtet, schien bis in das Herz des Kindes eindringen zu wollen. Je länger sie hinsah, je schärfere Blicke schossen aus ihren Augen auf das Kind; ihr Mund war geöffnet wie zu einem Lächeln und ihr Athem war kurz und gepreßt, wie wenn man eine große Freude erwartet. Sie sah und beobachtete . . . ihre Züge sprachen Hoffnung, Zweifel, Erwartung aus . . . Endlich ward ihr Haß hellsehend, und ein Schrei des innern Triumphs rang sich aus dem Herzen los, aber er überschritt nicht die Lippen. Sie richtete sich hoch empor, und ein Blick stolzer Verachtung traf die unglückliche Eva, ihre besiegte Feindin — dann war sie wieder ruhig und kalt wie zuvor.

Lord Kysington, erschöpft durch die Gemüthsbewegungen, die dieser Tag ihm gebracht hatte, entließ uns aus seinem Kabinet und blieb den ganzen Abend allein.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

„Und was meinen Sie wohl, Frau Baronin, was mein Freund in diesem Falle thun würde?"

„Er würde Sie für Ihre verläumderische Unverschämtheit, so wie für die Sprache züchtigen, die Sie sich heute zum Zweitenmale gegen mich zu führen erlaubten."

„Und Sie glauben, daß ich mich mit ihm schlagen würde? O nein, Frau Baronin, man schlägt sich nicht mit Leuten, die uns Tausende schulden und nichts als ein zweckloses Leben in die Wagschale zu legen vermögen."

„Wie, Sie wagen zu behaupten, daß mein Mann Ihnen Geld schuldet?"

„Ja, Frau Baronin, ich wage noch mehr zu behaupten; denn ich bin in der Lage, ihn ohne Verzug einer Wechselschuld wegen verhaften zu lassen."

„Wie viel beträgt diese Schuld?"

„Die Kleinigkeit von achttausend Gulden."

„Dann reicht der Erlös meiner Geschmeide für die Tilgung dieser mir unbekannten Schuld. In einer Stunde werden Sie, Herr von Milikoff, die Ihnen schuldige Summe erhalten, sollten Sie es aber dann noch wagen, mein Haus auch nur mit einem Fuß zu betreten, so soll Ihnen der längst verdiente Empfang zu Theil werden."

Ida, die sich bei den letzten Worten erhoben hatte, um den Salon zu verlassen, fühlte sich plötzlich von Milikoff's Armen umschlungen, in die Höhe gehoben und leicht wie ein Kind fortgetragen, während der freche Abenteurer, ehe sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, einen glühenden Kuß auf die Lippen drückte.

Der aus Entrüstung über diese Kühnheit ausgestoßene Schrei war es, den Funke in dem Augenblick gehört, wo er im Begriffe stand, in das Zimmer des von ihm allein bewohnten Hauses zu dringen.

Während sich Ida gegen die immer dreister werdenden Angriffe dieses Wahnsinnigen vertheidigte, war das Schulter und Busen keusch bedeckende Tuch zu Boden gefallen, wodurch Milikoff's rasende Leidenschaft noch immer mehr angefacht wurde und ihm schließlich den Sieg über ein schwaches Weib verschafft hätte, wäre er nicht in diesem Augenblicke von einer Kugel in die linke Brust getroffen, besinnungslos zu Boden gestürzt.

Wir wissen, daß Funke schon seit Stunden einen Verdacht gegen seinen früheren Freund im Herzen trug. Als er ihn unverhofft zurückgekehrt, in seinem Hause, in dem Zimmer seiner Frau fand, als er seine schändlichen Absichten aus der Entrüstung seiner Frau errieth, da war er auch entschlossen, ihn zu züchtigen; doch der von seiner Frau ausgestoßene Schrei, das Bild des rasendsten Kampfes, den die bedrohte Tugend gegen die rohe thierisch sinnliche Gewalt des Verräthers unter seinem Auge kämpfte, hatte seinen Verstand getrübt und sich des zu anderm Zwecke in Homburg gekauften und noch geladenen Pistols entsinnend, feuerte er von der Schwelle aus einen Schuß ab, der die bereits erwähnte Wirkung zur Folge hatte.

Als Funke den ganzen Vorgang aus der kurzen Erzählung seiner Gattin vernommen hatte, da empfand er allerdings nur Ekel und Abscheu gegen den niederen Charakter des noch immer bewußtlosen Verräthers, erkannte aber nicht minder die ernste Gefahr, in die er sich durch den in unerlaubter Selbsthülfe verübten Mord begeben hatte.

Da sich Geschehenes aber nicht mehr ungeschehen machen ließ, so sandte Funke vorerst eiligst nach dem nächsten Arzt, der Milikoff schon nach flüchtiger Untersuchung für verloren erklärte, dem eben so unglücklichen aber geachteten Kavalier aber sein aufrichtiges Bedauern über die Nothwendigkeit aussprach, den Vorfall zur Kenntniß der Gerichte bringen zu müssen.

Als Milikoff zwei Stunden später, nach erfolgter gerichtlicher Aufnahme des Thatbestandes, von seinen Leuten abgeholt ward, verließ er bereits als Leiche ein Haus, das er zu entehren im Begriffe stand, nachdem er, unter dem heuchlerischen Titel der Freundschaft, Funke zum Bettler gemacht. — Gleichzeitig mußte sich aber auch der Freiherr, der die geforderte Kaution nicht zu leisten vermochte, in Haft begeben, bis die Gerichte ihr Urtheil gesprochen haben würden. — Wie dieses lauten werde, vermochte selbstverständlich noch Niemand mit Gewißheit zu sagen.

Die Verzweiflung, die Ida über die Verhaftung des Gatten empfand, mit der ihr gleichzeitig der ganze Umfang des ihrer Familie bedrohenden Elends klar geworden, warf sie auf's Krankenlager. — Schon nach wenigen Tagen lag sie in wilder Fieberphantasie; ihr Kampf mit Milikoff, dessen Ermordung durch die Hand ihres Gatten, so wie dessen Verhaftung und mögliche Verurtheilung, bildeten die Reihenfolge ihrer Phantasiegebilde, die sie von der rasenden Tobsucht in eine an Verzweiflung sgränzende Schwermuth übergehen ließen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Nacht vom 25. zum 26. August ist zu Dresden der namentlich als Kulturhistoriker verdiente Hofrath und k. Oberbibliothekar a. D. Dr. **Friedrich Gustav Klemm** im 65sten Lebensjahre gestorben.

Am 28. August wurde auf der **Wartburg** das 800jährige Jubiläum dieses im Jahre 1067 gegründeten Bergschlosses gefeiert. Wie reich die Geschichte der Wartburg auch ist, hauptsächlich sind es zwei Momente dieser Geschichte, die im deutschen Volke zu großer Popularität gelangten: der Sängerkampf, welcher unter dem Landgrafen Hermann zu Anfang des 13. Jahrhunderts stattfand, und mehr als drei Jahrhunderte später der Aufenthalt Luther's, welcher dort bekanntlich vom Mai 1521 bis März 1522 als Junker Jörg zu seinem Schutze vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen gefangen gehalten wurde. Die Restauration der Burg im alten Baustyl, welche 1847 begonnen wurde, ist bereits sehr vorgeschritten. Zu dem Feste war der neue Waffensaal vollendet worden, in welchem die Rüstungen jetzt geschmackvoll aufgestellt sind, ebenso die Thorhalle der Dirnitz mit den alterthümlichen Pfeilern. Im Ritterhause ist die Pirckheimer-Stube vollendet. Die Feier begann in der Kapelle der Burg mit einem Gottesdienste, der dann in dem Hofe vor dem Landgrafenhaus unter freiem Himmel und vor einer größeren Versammlung fortgesetzt wurde. Ein wirksamer Moment des am Vormittag ausgeführten Aktus war, als nach dem der Predigt folgenden Choral „Nun danket Alle Gott“ und nach dem Gebet plötzlich in überraschender Weise ein Gesang von weiblichen Stimmen von der Zinne des südlichen Thurmes der Burg einsetzte. Bei dem Festdiner auf der Burg brachte der Großherzog nachstehenden Toast aus: „Auf der Wartburg ruf ich meinen Gästen Willkommen zu. Willkommen alle Dem, was diese Stätte vielbedeutend entgegenbringt. Seit achthundert Jahren erhielt Gottes Hand diese Burg und machte sie zu einem Hort höchster nationaler Interessen. Die Erinnerungen erhabener Beispiele der Glaubenstreue, der Opferfreudigkeit für die großen Zwecke deutscher Nation, der Pflege für Kunst und Wissenschaft bezeichnen mit hellem Licht den Weg der Toleranz, der Theilnahme

an dem nationalen Wohl des fördernden Schutzes wahrer Bildung als denjenigen, welcher ein Segen bleiben möge für Gegenwart und Zukunft." Abends wurde das Oratorium „die Legende der heiligen Elisabeth" in dem obern großen Festsaale der Burg zur Ausführung gebracht; es wurde von dem Komponisten, dem Abbé Lißt, selbst dirigirt.

[Uhr für Arbeiter.] Ein Uhrenfabrikant in La Chaux de Fonds in der Schweiz hat eine neue Art von Uhren, unter dem Namen „Arbeiter-Uhr" oder „La Prolétaire" konstruirt, und es scheint dieselbe, da sie sehr zweckmäßig und wegen ihrer Billigkeit für Jeden zugänglich ist, bald in den allgemeinen Besitz der ärmeren Volksklassen übergehen zu wollen. Ihre charakteristischen Eigenschaften bestehen im Wesentlichen darin, daß sie 1) zum Zwecke möglichst billiger und dauerhafter Darstellung ein sehr dickes neusilbernes Gehäuse im Gewichte von 2½ Unzen hat und zu vollkommenster Erreichung des Zweckes jede äußere Verzierung vermieden wurde; 2) daß sie in Folge dieses starken Baues einen Stoß oder Fall aushalten kann, ohne dadurch in ihrem regelmäßigen Laufe unterbrochen zu werden; 3) daß sie, um das Eindringen von Staub unmöglich zu machen, durch Ausdrücken auf einen am Gehäuse sitzenden Knopf oder Schlüssel aufgezogen wird; 4) daß sie kein Glas trägt und daß es genügt, zu ihrer Regulirung den Zeigern mit dem Finger die gehörige Stellung zu geben; 5) schützt eine zweite Feder gegen die durch eine unvorsichtige Behandlung der Uhr möglich werdende Verletzung der ersten und das dadurch veranlaßte Stillstehen der Uhr; 6) stellt sich deren Preis auf nur 6 bis 8 fl. Oe. W.; 7) läßt sich die Uhr von einem und demselben Arbeiter ganz fertig zusammensetzen, während alle übrige Uhren durch viele Hände gehen, ehe sie dem Gebrauche übergeben werden können; 8) werden die Uhren alle in derselben Größe fabrizirt, was eine Einheit in der Fabrikation der Bestandtheile der Uhr mit sich bringt. Ausbesserungen können von einem Laien, der diese Uhrenbestandtheile in Vorrath hat, vorgenommen werden.

Aus Athen, 24. August, schreibt man: Die Ausbrüche der vulkanischen Kräfte auf Santorin folgen sich noch immer mit derselben Gewalt, der heiße Schlamm quillt noch immer von der Spitze des Georg I., einer der neuen Inseln, in 4 bis 5 kleinen Bächen auf der Südwestseite des Berges. Zwischen diesem und Kleinkammono hat das Wasser nur mehr die Tiefe einer Klafter und eine Wärme von 20 bis 22° + Reaumur; an dem Ufer des Georgberges sieden die Wasser und dampfen, das Meer hat sich jedoch in 25 bis 30 Klafter Entfernung ungemein vertieft, dagegen der Umfang der Insel gegen Süd-West ungemein vergrößert, auch zeigen sich an der Süd-Ost und Süd-Westseite häufig feurige Erscheinungen, deren Natur noch nicht untersucht werden konnte. An der Spitze der gleichfalls neu entstandenen Insel Aphroessa zeigt sich gegen Norden häufig auswallender Qualm, und die herabrollenden Steine sind sehr heiß; die zwischen den benannten Inseln liegenden Gewässer, welche einen kleinen Hafen bilden, sind noch immer trübe, jedoch gänzlich abgekühlt. Da nun seit dem ersten Ausbruche über 2 Jahre verflossen, so scheint sich ein permanenter unterseeischer Vulkan gebildet zu haben, an welchem wir über kurz oder lang die Erscheinungen werden beobachten können, welche sich auch an den oberirdischen zeigen, nämlich Einstürze der Erhebungen; nur steht zu befürchten, daß der Nachsturz nach einer Menge Wassers irgend eine beklagenswerthe Katastrophe, wenn auch nur für die schöne Insel Santorin, herbeiführen werde.

Charade.

Mein Erstes ist dir wohl
In hundert Fällen nöthig,
Und sonst in Mancherlei
Zu deinem Thun erbötig;
Es hilft dir über Land
So wie auch über's Meer,
Und schlimm stünd's um dein Brod,
Wenn's nicht erfunden wär. —
Das Zweite kennet man
Fast in der ganzen Welt,
Und Jedermann es braucht,
Hat er auch wenig Geld;
Du magst vom Süden bis
Zum fernsten Norden geh'n,
So wirst du überall
Auch dieses Zweite seh'n.
Mit Füßen tritt man es
In Polen und in Hessen,
Und wo man es nicht sieht,
Kann man's doch zählen, messen.
Das Ganze aber braucht
Der fleiß'ge Bauersmann
Und sonst noch Jedermann,
Der Wagen lenken kann.
Doch sicher muß er es bewahren,
Sonst drohen ihm gar viel Gefahren.

Auflösung der Charade in Nr. 208:
Rothschild.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 211 Mittwoch, 4. September 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Als ich am Morgen nach einer aufgeregten Nacht zu dem Lord kam, war seine ganze Familie schon um ihn versammelt; Lady Mary hatte den kleinen William auf dem Schooß: es war der Tiger, der seine Beute festhielt.

Das schöne Kind! sagte sie; sehen Sie, Mylord, welch' seidenweiches, blondes Haar! wie es in der Sonne glänzt! . . . . Aber, liebe Eva, ist Ihr Sohn immer so still? Er hat nicht die frohe Lebendigkeit seines Alters.

Er ist immer traurig, antwortete Frau von Meredith. Ach Gott, in meiner Nähe konnte er das Lachen nicht lernen!

Wir wollen uns bemühen, ihn zu unterhalten, zu erheitern, erwiderte Lady Mary. Geh' liebes Kind, umarme Deinen Großvater! sage ihm, daß Du ihn liebst.

William bewegte sich nicht.

Weißt Du nicht, wie man Menschen, die man lieb hat, umarmt? Harry, mein Freund, umarme Deinen Oheim, und gib Deinem Vetter ein gutes Beispiel.

Harry schwang sich auf die Knie des Lords, schlang die beiden Arme um dessen Hals und sagte schmeichelnd: Ich liebe Sie mein Oheim.

Jetzt ist's an Dir, William, fuhr Lady Mary fort.

William blieb unbeweglich, ohne auch nur die Augen zu seinem Großvater aufzuschlagen. Eine Thräne rollte über Eva's Wange.

Es ist meine Schuld, sagte sie, ich habe mein Kind schlecht erzogen! Und sie nahm William auf ihren Schooß, ihre Thränen benetzten die Stirne ihres Sohnes, er fühlte sie nicht und entschlummerte sanft auf dem beklommenen Herzen seiner Mutter.

Machen Sie, daß William munter, artig wird, sagte Lord Kysington zu seiner Schwiegertochter.

Ich werde mich bemühen, antwortete Eva mit dem Tone eines gehorsamen Kindes, den ich seit lange an ihr kannte, ich werde mich bemühen, und vielleicht wird es mir gelingen, wenn Lady Mary mir gütig sagen will, wie sie es gemacht hat, daß ihr Sohn so glücklich und so froh geworden ist. Und der Blick der verzweifelnden Mutter suchte den kleinen Harry, der neben dem Sessel des Lords Kysingtons spielte, und fiel dann auf das unglückliche Kind, das an ihrem Herzen spielte.

Er hat schon gelitten, ehe er geboren war, sagte sie leise; wir sind Beide sehr unglücklich gewesen; aber ich will es versuchen, nicht mehr zu weinen, damit William froh wird, wie andere Kinder sind.

Zwei Tage gingen vorüber, zwei peinliche Tage, voll heimlicher Sorge und Angst, voll tödtlicher Unruhe. Die Stirne des Lords war kummervoll, sein Blick ruhte oft fragend auf mir.

Ich wandte meine Augen ab, um eine Antwort zu vermeiden.

Am Morgen des dritten Tages trat Lady Mary mit einer Menge Spielzeug ein, das sie beiden Kindern mitgebracht. Harry bemächtigte sich eines Säbels und rannte jubelnd damit im Zimmer umher. William stand unbeweglich dabei; er hielt das Spielzeug, das man ihm gegeben, in der Hand, machte aber keinen Gebrauch davon, ja er sah es nicht einmal an.

Hier, Mylord, sagte Lady Mary zu ihrem Schwager, geben Sie dieß Bilderbuch Ihrem Enkel, vielleicht wird seine Aufmerksamkeit durch die Bilder, die es enthält, geweckt. — Sie führte William zu dem Lord. Das Kind ließ Alles geschehen, ging, stand und blieb wie eine Statue stehen, wohin man es stellte. Lord Kysington öffnete das Buch. Aller Augen wandten sich in diesem Augenblicke nach dem Kinde und seinem Großvater. Der Lord war düster, still und streng; er schlug langsam mehrere Seiten um, hielt bei jedem Bilde an und beobachtete William, dessen starre Augen sich nicht einmal dem Buche zugewendet hatten. Noch einige Blätter schlug der Lord um, dann wurde seine Hand wie gelähmt, das Buch fiel auf den Fußboden, und finsteres Schweigen herrschte in dem Zimmer.

Lady Mary näherte sich mir, beugte sich zu mir, als wollte sie mir ins Ohr sprechen, sagte aber mit einer Stimme, laut genug, um von Allen verstanden zu werden: — Aber dieses Kind ist blödsinnig, Doktor!

Ein gellender Schrei antwortete ihr. Eva erhob sich rasch wie vom Blitz getroffen, und ihren Sohn umfassend und krampfhaft an ihr Herz pressend, rief sie: Blödsinnig! mein Sohn blödsinnig! und ihr Blick,

zum Erstenmale wieder in vollem Glanze strahlend, fiel entrüstet auf Lady Mary. Blödsinnig! wiederholte sie, weil er durch sein ganzes Leben unglücklich gewesen ist — weil er, seit seine Augen sich dem Lichte erschlossen, nur Thränen gesehen hat! weil er nicht zu spielen versteht, wie Ihr Sohn, den nur Glück und Freude umgeben haben! Ach, Lady, Sie höhnen das Unglück! Komm, komm, mein Kind! rief Eva, ganz in Thränen. Komm laß uns diese Menschen verlassen, die kein Mitleid kennen, die nur harte Worte für unser Unglück haben!

Und die unglückliche Mutter, ihr Kind forttragend, ging schnell in ihr Zimmer. Ich folgte ihr.

Sie setzte William auf den Boden und kniete vor dem Kinde nieder: Mein Sohn, mein Sohn! weinte sie laut und heftig. William rückte zu ihr heran und legte das Köpfchen auf die Schulter seiner Mutter.

Doktor, sagte Eva, Sie sehen es, er liebt mich! er kommt zu mir, wenn ich ihn rufe; er umarmt mich! Seine Liebkosungen haben mich befriedigt, meinem traurigen Glücke genügt. Mein Gott, das war also nicht genug! Mein Sohn, o sprich! beruhige mich! finde ein tröstlich Wort, ein einziges Wort für deine verzweifelnde Mutter! Bisher habe ich nur verlangt, daß deine Züge mir das Bild deines Vaters zurückgeben möchten, habe nur Ruhe gewünscht, um ohne Unterlaß weinen zu können. Heute, William, bedarf es der Worte! Siehst du nicht meine Thränen, meine Seelenangst? Liebes Kind, du bist so schön, deinem Vater so ähnlich, sprich, sprich zu deiner Mutter.

Ach Gott! das Kind blieb unbewegt, ohne Angst und Rührung, ohne Verständniß; ein Lächeln nur, ein Lächeln, schrecklich anzusehen, spielte auf seinen Lippen. Eva verbarg ihr Antlitz in beide Hände und blieb auf dem Boden knieen. Lange hörte ich ihr Schluchzen. Da bat ich den Himmel, mir Gedanken des Trostes zuzusenden, die der armen Mutter einen Schein von Hoffnung geben könnten. Ich sprach ihr von der Zukunft, von einer wahrscheinlichen Veränderung, einer möglichen Heilung; aber die Hoffnung gesellt sich nicht der Lüge. Wo sie nicht ist, läßt sie sich auch nicht erblicken. Ein fürchterlicher Schlag, ein tödtlicher war gefallen, und Eva hatte die ganze Wahrheit begriffen

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereines.

Augsburg, 3. Sept.

Die Zahl der zur dritten Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrervereins eingetroffenen fremden Lehrer betrug gestern Abend bereits 850. Die Lehrer sammt sonstigen Theilnehmern, wohl an 1000 Köpfen, welche die gestern Abend im Saale zur goldenen Traube unter der Leitung des Ausschußvorstandes Hrn. Lehrer Karl Heiß stattgehabte Versammlung zum Erstenmale vereinigte, wurde von Hrn. Lehrer Anwander von Augsburg als Vorstand des hiesigen Bezirkslehrervereins in kurzen herzlichen Worten begrüßt, worauf nach Erledigung einiger geschäftlichen Angelegenheiten Musikvorträge mit ansprechenden Reden unter froheste Stimmung der ganzen Zuhörerschaft wechselten. Besonders beifällig wurde folgender von Hrn. Redakteur Klopper gedichteter und von Hrn. Nägele vorgetragener Festgruß der Bürger Augsburgs an die Lehrerversammlung aufgenommen:

Begrüßt seid uns! Die Hand gereicht
Sei Jedem, der hieher gekommen;
Ob jung, ob schon das Haar gebleicht —
Seid Alle herzlich hier willkommen!
Wir öffnen gastlich unser Haus,
Laßt es in Augsburg Euch gefallen
Bei ernster That, beim Festesschmaus;
D'rum nochmals Gruß Euch Allen, Allen!

Der deutsche Geist, ein heil'ger Geist,
Er läßt sein reines Feuer lohen,
Und mit des Blitzes Kraft zerreißt
Die Wolken er, die rings ihm drohen;
Du treue deutsche Lehrerschaar,
Du bist gestählt in seinen Flammen,
Du nährst und schürst sie immerbar,
Er hält und führt Dich stets zusammen.

Schlicht und voll Demuth ist Dein Sinn,
Nicht geizest Du nach äußern Ehren,
Dein Werk bringt Andern nur Gewinn,!
Dein Loos heißt Darben und Entbehren.
Und doch — wie Viele zogen ein
In uns're Stadt mit Festesprangen,
Sollst doppelt Du gegrüßt uns sein
Und doppelt gern von uns empfangen.

Der deutsche Geist zieht Dir voran;
Daß er den rechten Pfad Dich führe!
O haltet fest auf dieser Bahn,
Ihr wackern Geistespioniere!
Das Kinderherz ist Euch Altar,
Ihr kämpft um des Gedankens Weite;
Du treue deutsche Lehrerschaar
O bleibe fest in diesem Streite.

Sind auch die Wege oftmals rauh,
Und möchtet Ihr auch oft verzagen,
O laßt nicht ab, zum heil'gen Bau
Die Steine ferner beizutragen.
Pflegt uns den treuen deutschen Blick
Im blauen Auge uns'rer Knaben,
Und was vom stillen Frauenglück
Im Mädchenaug' erkannt wir haben.

Wir geben ja in Eu're Hand
Das Theuerste von unserm Leben,
Daß Ihr das anvertraute Pfand
Uns wohlgepflegt sollt wiedergeben.
Der Eltern Dank wird Euch dafür
Und tausendfält'ger Gottessegen,
Indeß die Kinder — schlummert Ihr —
Ihn noch auf's Grab Euch werden legen.

O wahret, was uns unser Trost,
Was unser Lieben ist und Hoffen,
Im Lebenssturm, der um Euch tost,
Habt Eure treuen Augen offen.
Du wack're deutsche Lehrerschaar,
Halt treulich aus in Deinem Ringen,
Es stützt das Volk Dich und fürwahr
Dein Streben wird und muß gelingen.

Der deutsche Geist, der freie Geist,
Er sei von Dir stets hochgetragen,
Damit das Werk den Meister preist,
Wenn wir auch längstens nimmer tagen.
In diesem Sinn sei es gedacht,
Sei Allen, die Ihr seid gekommen,
Nachmal in Augsburg Gruß gesagt,
Seid herzlich Alle uns willkommen.

Hr. Lehrer Schletz von Redwitz sprach darauf begeistert und unter stürmischem Beifall über den auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens sichtbaren vernünftigen Fortschritt unserer Zeit, dem sich auch die Volksschule nicht entziehen dürfe.

Nach dem Programm für die dritte Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereins sollte am Dienstag Vormittags die erste und am darauffolgenden Mittwoch Vormittags die zweite allgemeine Versammlung im goldenen Saale des Rathhauses stattfinden. Am Abend des 3. und 4. sind gesellige Unterhaltungen im Saale der goldenen Traube, am Nachmittage des 3. ein Spaziergang auf den Ablaß und am Nachmittage des 4. eine Orgelproduktion in der Barfüßerkirche. Die Themata, welche bei der 3. Hauptversammlung zur Erörterung kommen, behandeln 1) die Musik als Bildungsmittel, Referent Lehrer Wälder von Langenerringen; 2) die sogenannten Gedächtnißübungen in den Volksschulen, Referent Lehrer Hoffmann in Neudorf; 3) die Frage: nach welchen Grundsätzen soll das Lesebuch der Volksschule bearbeitet sein? Hieran reiht sich die weitere Frage, wie, wo es noth thut, für Einführung guter Lesebücher zu sorgen ist, ohne daß der freie Wille und die Anschauung des einzelnen Lehrers beeinträchtigt wird. Referent Lehrer Deubler. 4) Selbsthülfe auf dem Gebiete der Lehrerbildung und des Volksschulwesens, Referent Seminarlehrer Böhm in Altdorf. Die Hauptsätze dieses Themas sind: „Einmal als Recht anerkannte Bedürfnisse erheischen Befriedigung, wenn dieselbe auch nicht gesetzlich geboten ist. Ein Warten auf Abhülfe durch die gesetzgebenden Gewalten ist unverzeihliches Versäumniß und bringt um das Verdienst, die Initiative ergriffen zu haben. Obgleich die Lehrer auf Förderung der Schulgesetzgebung ununterbrochen hinzuarbeiten haben, ist es doch ihre Pflicht, einstweilen Selbsthülfe eintreten zu lassen. Ohne sich dabei vom Boden der bestehenden Verordnungen und Gesetze zu entfernen, arbeiten sie im Sinne und Geiste der zu erstrebenden Gesetze. Die Schullehrer haben die Charakterbildung und die Begründung eines edlen Standesbewußtseins unausgesetzt zu erstreben, welche die Achtung und Stellung für den Lehrerstand moralisch erzwingt, die allein den Lehrerberuf segensreich machen."

Bei der gestern programmgemäß unter Vorsitz des Hrn. Karl Heiß als ersten Vorstandes des Hauptausschusses abgehaltenen Delegirten-Versammlung der Bezirkslehrervereine fanden sich 165 derselben vertreten und zwar — außer dem Hauptausschusse mit 13 Mitgliedern — aus Oberbayern 18, Niederbayern 10, Oberpfalz 16, Oberfranken 25, Mittelfranken 26, Unterfranken 29 und Schwaben 41. Als wesentlichste Beschlüsse der mehr als vierstündigen Berathung theilen wir mit:

I. Die Brandversicherung betreffend (Referent Hr. Lehrer Marschall von Ansbach) sei bezüglich derselben der Anschluß an die bayerische Hypotheken- und Wechselbank, eventuell an eine andere Mobiliar-Brandversicherungs-Anstalt anzustreben und werde der Hauptausschuß mit Ausführung dieses Beschlusses betraut.

II. In Betreff der Waisenstifts-Angelegenheit beschließt die Versammlung einstimmig, daß von der Errichtung geschlossener Waisenanstalten für jetzt noch abzusehen sei, dagegen aber, sobald das Waisenstift die allerhöchste Genehmigung erhalten haben wird, auf Unterbringung einer entsprechenden Anzahl von Waisen bei guten Familien gegen angemessene Vergütung Bedacht zu nehmen sei. Unbemittelte Doppel- und einfache Waisen seien vollständig, die anderen nach dem größeren oder geringeren Bedürfniß theilweise zu unterstützen. Bei der sofort vorgenommenen Wahl eines provisorischen Verwaltungsausschusses für das Waisenstift, welcher unter Kontrole des Hauptausschusses die Geschäfte bis zur nächsten Haupt- und Delegirten-Versammlung zu führen hat, wurden die Herren Lehrer Frey von Augsburg als Vorstand, und Lehrer Gebhard von Augsburg als Kassier berufen und zu Beisitzern gewählt die HH. Lehrer Fäustle von Zusmarshausen, Hartmann von München und Planck von Augsburg.

III. Für die nächste (IV.) im Jahre 1869 abzuhaltende Haupt-Versammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereins ist in erster Linie Würzburg, dann eventuell Nürnberg und Landshut in Aussicht genommen.

Endlich IV. erließ die Delegirten-Versammlung mit Einstimmigkeit eine, für die gedeihliche Fortentwicklung

des bayerischen Volksschulwesens hochwichtige Kollektiv-Erklärung, welche gegenüber den dem bayerischen Volksschullehrer-Vereine entgegengetretenen feindlichen Bestrebungen und den Versuchen, denselben konfessionell zu trennen, der feste Entschluß ausgesprochen wird, solche Trennung nimmermehr zuzulassen, im Einvernehmen mit den Dienern des göttlichen Wortes treu dem Berufe der Jugendbildung obzuliegen, so jedoch, daß die größere Selbstständigkeit des Lehrerstandes nicht mehr angefochten werden könne. „Wir erklären daher", — so schließen die betreffenden Resolutionen, — „daß wir ebenso festhalten am allgemeinen Landeslehrer-Verein, wie an unserer religiösen Ueberzeugung."

Mannigfaltigkeiten.

[Der letzte Eilwagen über den Brenner.] Am 23. vor. Mts., halb 8 Uhr, fuhr der letzte Eilwagen nach Südtyrol von Innsbruck ab. Der älteste Postillon in Innsbruck lenkte die Rosse, sein Hut war mit Trauer umflort, und der Wagen zur letzten Fahrt mit Zweigen von Trauerweide geschmückt. Zwei Schützen waren die einzigen Passagiere, welche dem Eilwagen die letzte Ehre erwiesen.

Alexander Dumas hat folgendes Schreiben an den Kaiser Napoleon gerichtet: „Hochberühmter Kollege! Als Sie es unternahmen, die Geschichte des Besiegers der Gallier zu schreiben, beeilten sich alle Bibliotheken, die Dokumente, welche sie besitzen, zu Ihrer Verfügung zu stellen. Es ist dadurch ein Werk entstanden, das über den anderen steht, in so fern es die größte Anzahl geschichtlicher Dokumente in sich schließt. Damit beschäftigt, im Augenblick die Geschichte eines anderen Cäsaren, Namens Napoleon Bonaparte, zu schreiben, bedarf ich der Dokumente, die auf sein Erscheinen auf der Weltbühne Bezug haben. Kurz, ich wünsche alle Broschüren zu erhalten, welche der 13. Vendemiaire hervorrief. Ich habe sie von der Bibliothek verlangt; sie wurden mir aber verweigert. Es bleibt mir also kein anderes Mittel, als mich an Sie, hochberühmter Kollege, dem man nichts verweigert, zu wenden, um Sie zu bitten, in Ihrem Namen diese Broschüren von der Bibliothek zu verlangen und sie zu meiner Verfügung zu stellen, wenn Sie dieselben erhalten haben. Wenn Sie mein Verlangen gut aufnehmen, so werden Sie mir einen Dienst geleistet haben, den literarisch genommen, ich nie vergessen werde. Ich habe die Ehre, hochberühmter Verfasser des Lebens Cäsars, mit Achtung zu sein Ihr sehr gehorsamer und dankbarer Kollege Alexander Dumas." Am nächsten Tage erhielt der Genannte von Herrn Duruy die zwölf Broschüren, welche er verlangt hatte.

Nicht geringes Aufsehen machte, wie der Pesther „Spiegel" erzählt, in Pesther Bürgerkreisen die Nachricht, daß die 18jährige Tochter eines bekannten und geachteten Pesther Kaufmannes mit dem Manne ihres Herzens verschwunden sei. Schon glaubte man, das Paar habe sich ein Leid zugefügt, als plötzlich aus Prag ein Telegramm einlangte, in welchem die glücklichen Unglücklichen um die Einwilligung zu ihrer Verbindung bitten, widrigenfalls sie sich in der böhmischen Hauptstadt zum Traualtare begeben werden. Um jeden weiteren Eclat zu vermeiden, gab der Papa seine zustimmende Antwort. Zur Erläuterung diene noch, daß das Fräulein zu den reizendsten Damen Pesths und ihr Bräutigam zu den tüchtigsten Beamten zählt.

Die Mondsfinsterniß in der Nacht vom 13. auf den 14. d. Mts. wird während ihres ganzen Verlaufs in Europa und Afrika, so wie während eines großen Theils der Dauer in Amerika sichtbar sein. Der Anfang der Finsterniß ist um 11 Uhr 41 Min., die Mitte am 14. Sept. Früh 1 Uhr 10 Min. und das Ende um 2 Uhr 39 Min. Der Vollmond tritt ein um 1 Uhr 16 Min. Der Mond steht um diese Zeiten im Zenith der Orte, deren geographische Lage der Reihe nach ist: 31 Grad 47 M. östl. Länge von Ferro und 4 Grad 29 M. südl. Breite, dann 10 Grad 14 M. östl. L. von Ferro und 4 Grad 15 M. südl. Br., dann 348 Grad 41 M. östl. L. von Ferro und 4 Grad südl. Breite. Die Finsterniß erreicht 8. 4 Zoll (nördlich), so daß, wenn die Vollmondsscheibe in 12 Zoll getheilt gedacht wird, 3. 6 Zoll unverfinstert erscheinen.

Charade.

Ob Alles auch veränderlich,
Die Erste hält stets seitwärts sich;
Zwei, Drei zuweilen kitzelig,
D'rum aber doch nicht lächerlich;
Und wenn das Ganze häckelich,
Dann streiten die Juristen sich.

Auflösung der Charade in Nr. 209:
Einstweilen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 212 Donnerstag, 5. September 1867.

Dritte Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereines.

Augsburg, 3. Sept.

Heute Morgen 8 Uhr begannen die Verhandlungen der dritten Haupt-Versammlung des bayerischen Volksschullehrervereins in dem derselben in anzuerkennender Liberalität Seitens der Stadt eingeräumten „Goldenen Saale“ des Rathhauses. Der Regierungspräsident Freiherr von Lerchenfeld, Regierungsrath Dr. v. Ahorner, Stadtkommissär von Burchtorff, so wie eine Deputation der beiden städtischen Gemeindekollegien wohnten der Eröffnung und theilweise den Verhandlungen selbst bei. Nachdem Gluck's schöner Choral: „Leih' aus Deines Himmels Höhen,“ von mehr denn 800 Stimmen feierlich vorgetragen, in imposanten Tönen in den herrlichen Räumen verklungen, begrüßte Rechtsrath Zenz wie folgt die Versammelten:

„Meine Herren! In gesetzlicher Verhinderung der beiden Bürgermeister ist mir der Auftrag zu Theil geworden, im Namen der Stadt Sie freundlichst zu begrüßen. Ich erfülle mit Vergnügen diesen Auftrag und heiße Sie als liebe Gäste in diesen schönen Räumen herzlich willkommen. Oefter haben in den letzten Jahren Versammlungen hier getagt, von Männern, die zu löblichem Zwecke sich vereinigt hatten. Ihr Verein, meine Herren, gilt Ihrem Lebensberufe und ist hervorgegangen aus dem Streben im Austausche Ihrer Erfahrungen, das Volksschulwesen zu fördern, im persönlichen Umgange sich zu belehren, mit neuen Anschauungen zu bereichern, und in freundlicher Begegnung neue Kräfte und neue Stärke für Ihre Arbeit zu gewinnen. — Die Bedeutung der deutschen Schule für die Elementarbildung des Volkes ist in unserer Zeit in ihrem vollen Maße anerkannt. Die Staatsregierung wie die einzelnen Kommunen sind bemüht, der Schule diejenigen Einrichtungen zu geben, durch welche die Erreichung ihres Zweckes am besten gesichert erscheint, und den Lehrern eine Stellung zu bereiten, in welcher sie mit Lust und mit aller Kraft und Hingebung ihre Aufgaben erfüllen können. Die Gemeindekollegien der Stadt Augsburg haben seit lange die Förderung des Schulwesens und die Verbesserung der Stellung der Lehrer als eine der wichtigsten Aufgaben ihres Amtes erkannt; seien Sie daher überzeugt, m. H., daß der Magistrat Sie zweimal willkommen heißt, als Männer, die sich dem edlen Berufe des Volksunterrichts widmen und in zahlreicher Betheiligung an einem Vereine, der die Förderung des Schulwesens sich zum Zwecke gesetzt hat, das Zeugniß ablegen, daß sie ihre Aufgabe mit vollem Verständnisse erfaßt haben. Ihr Verein zählt bereits mehr als 4000 Mitglieder; die bayerischen Volksschullehrer geben dadurch den Beweis, daß sie im Streben nach Fortbildung und gegenseitiger Aneiferung hinter den Berufsgenossen der übrigen deutschen Stämme nicht zurückbleiben, daß sie ebenbürtig mit denselben die bayerische Volksschule auf eine Höhe erheben und erhalten wollen, wie sie den Anforderungen der Zeit an die Elementarbildung der Jugend entspricht. Es ist nicht an mir, mich näher über die Mittel und Wege hiezu auszusprechen. Sie sind die Männer vom Fache, Sie haben eine bessere Einsicht hierin; aber eines glaube ich als Wahrheit aussprechen zu dürfen: es ist kein unfruchtbarer und kein undankbarer Boden, den Sie bebauen. Die großen Tugenden, die dem deutschen Volke eigenthümlich sind, und dasselbe vor allen anderen auszeichnen, seine Kraft auf dem Felde der geistigen wie körperlichen Arbeit, sein sittlicher Ernst, seine innerliche Religiosität, das tiefe Gemüth: alle diese Tugenden liegen als Keime im Wesen der Kinder, die Ihnen zum Unterricht und zur Erziehung anvertraut sind. Pflegen Sie diese Keime mit glücklicher Hand, damit sie im Jünglinge sich zur Blüthe entwickeln und im Manne zur Reife gedeihen, so werden Sie beitragen, was an Ihnen liegt zur Lösung der Aufgabe der Schule, zur Veredlung, zur Gesittung des Volkes. So treten Sie nun ein in Ihre Berathungen, führen Sie dieselben in Eintracht und mit Gewinn für Ihre Sache zu Ende. Ich schließe noch mit dem Wunsche, daß Ihnen die Tage, die Sie hier verleben, gefallen mögen, daß sie Ihnen heitere Stunden im geselligen Kreise bereiten und Ihnen eine angenehme Erinnerung für die ganze Zeit Ihres Lebens sein mögen.“ (Bravo!)

Vorsitzender, Herr Lehrer Heiß aus Achdorf: „Hochverehrte Versammlung! Die ehrende Begrüßung, die uns so eben zu Theil geworden ist, ist für uns von um so höherer Bedeutung, als sie von dem verehrlichen Vertreter einer Stadt kommt, deren hohes Interesse für die Volksbildung nach außenhin längst

bekannt ist. Meine Freunde! Der Ernst, mit dem wir unsere Verhandlungen beginnen und enden wollen, soll dieser geschätzten Stadt zeigen, daß wir das Wesen und die hohe Bedeutung der Volksbildung vollkommen erfaßt haben, und daß wir als Männer handeln wollen, die in einem öffentlichen Berufe stehen. Dank, innigen Dank, der Kreishauptstadt Augsburg!" —

Herr Waisenhausverwalter Buder dahier ergreift hierauf das Wort: „Hochverehrte Versammlung, hochverehrte Freunde des Lehrerstandes, theure Freunde und Berufsgenossen! In richtiger Erkenntniß der Zeit haben sich Standesgenossen aller Art zu gemeinsamen Berathungen über ihre Interessen vereinigt; so treten auch seit längerer Zeit die deutschen Lehrer in engeren und weiteren Kreisen zusammen, um in dem Bewußtsein, daß ächte Volksbildung auch die Grundlage wahren Volksglückes ist, die Begeisterung für das Werk der Erziehung und des Unterrichtes neu zu beleben. Auch in der größeren Anzahl der Volksschullehrer Bayerns ist das Streben lebendig geworden, daß sie alle — eng zu einem großen gemeinsamen Zwecke verbundene Mitarbeiter zusammengehören, Einer dem Andern und Alle dem großen Ganzen beistehen und helfen wollen."

Indem der Redner ferner daran erinnerte, daß heute der Todestag des edlen Freundes der Schule und Jugend, Christoph von Schmidt, sei, brachte er den Manen des Verstorbenen die Huldigung der Versammelten. Er beleuchtete sodann die bisherigen Erfolge des Vereins und entwickelte dessen Aufgabe nach den Gesichtspunkten: was er könne und was er solle, und schloß mit der mit Begeisterung aufgenommenen Mahnung zur Eintracht.

Hierauf ward das Bureau gewählt und nach den Vorschlägen der Deputation also zusammengesetzt: Vorsitzende: Lehrer Heiß und Verwalter Buder; Schriftführer: Lehrer Marschall aus Ansbach und Lehrer Fesenmayer aus Augsburg.

Der 1. Vorstand des Vereins, Lehrer Heiß aus Achdorf, gab darauf in langer, vielfach von stürmischer Zustimmung unterbrochenen Darlegung einen ausführlichen Bericht über die Thätigkeit des Vereins während des Zeitraums von 1864 bis 1867, sammt einer warmen Vertheidigung des Vereins und seiner Mitglieder gegen die auf dieselben wegen ihrer Bestrebungen geschleuderten maßlosen Angriffe. Wie aus dem Berichte hervorgeht, weist der Verein ein erfreuliches Wachsthum nach, indem die Zahl der Mitglieder in drei Jahren sich um 778 mehrte. Dieselbe beträgt zur Zeit 4939 und zwar 419 aus Oberbayern, 466 aus Niederbayern, Oberpfalz 554, Oberfranken 881, Mittelfranken 918, Unterfranken 761, Schwaben 940. Nach dem Stande der neuesten Anmeldungen ist die Mitgliederzahl sogar auf 5000 gestiegen. Die Schlüsse, welche aus dieser Erscheinung zu ziehen sind, liegen so nahe, wie sie erfreulich sind. Die Thätigkeit des Hauptausschusses war neben andern Fragen vorzüglich der Waisenstiftung zugewendet. Trotz der mannigfachsten Anfeindungen, deren Charakter u. a. seine Beleuchtung findet in der jüngst vom Hauptausschusse herausgegebenen Broschüre: „der bayerische Volksschullehrer-Verein gegenüber den Versuchen, ihn konfessionell zu trennen und gegenüber den zur Erreichung dieses Zweckes neuerdings wider ihn ausgesprochenen Verdächtigungen" — ist die Sache der Waisenstiftung so weit gediehen, daß die allerhöchste Genehmigung voraussichtlich in den nächsten Tagen zu erwarten steht und die Eröffnung mit Anfang des Jahres 1868 stattfinden kann. Die Delegirtenversammlung hat beschlossen, daß von der Errichtung geschlossener Waisenanstalten für jetzt noch abgesehen, dagegen aber auf Ueberbringung einer entsprechenden Anzahl von Waisen bei guten Familien oder in schon bestehenden Erziehungs-Anstalten gegen angemessene Vergütung Bedacht genommen werde. Als Prinzip bei Vertheilung der Unterstützungen soll gelten, daß unbemittelte Doppel- und einfache Waisen vollständig, die anderen nach dem Grade der Bedürftigkeit theilweise zu unterstützen seien. Als Vereins-Zeitung wurde statt der „Bayerischen Schulzeitung" eine „Bayerische Lehrer-Zeitung" gegründet, welche in 1800 Exemplaren abgesetzt wird, — ein Zeichen, daß sie nach Form und Inhalt ihrem Zwecke und den Lehrern entspricht. Aus der „Lehrerzeitung" werden nach der Meinung des Vorstandes selbst am besten die tendenziösen, mit der Wahrheit sonderbar umspringenden Behauptungen eines bekannten Blattes über jene gerichtet. Vorstand erwähnt sodann der anderweitigen publizistischen Thätigkeit des Ausschusses für den Verein, welche demnächst zum Besten des Waisenstiftes eine neue Blüthe treiben wird. Bezüglich der Frage der Verbesserung der Verhältnisse der Lehrer als Gemeindeschreiber bemerkt der Vorstand, daß nach dem Referate des Herrn Abg. Dr. Edel über das Gemeindewesen zu urtheilen zwar nicht alle Wünsche der Lehrer erfüllt werden würden, doch die Odiosa wegfallen. Bezüglich des Brandversicherungswesens wird der Anschluß an die bayerische Hypotheken- und Wechselbank, eventuell an eine andere Mobiliar-Brandversicherungs-Anstalt angestrebt werden. In der schon vielfach erfolgten Befragung von Lehrern Seitens der Regierung über Schulfragen, erkennt der Vorstand ein Zeichen dafür, daß der Lehrerstand an Achtung und Einfluß wachse. Der Thätigkeit der Kreis- und Bezirksvereine wird rühmend gedacht, und aus einer gegebenen Auslese der in denselben behandelten Fragen aus dem weiten Gebiete der Pädagogik geht hervor, daß das Interesse für Fortbildung der Lehrer und Hebung der Volksschule ein ungemein reges, und die auch auf allgemein wissenschaftlichem Gebiete entfaltete Wirksamkeit eine rühmenswerthe und das Streben nach Mündigkeit des Lehrerstandes rechtfertigende ist, was schon offiziell anerkannt wurde. Den Bibliotheken sollte eine größere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Bei

der Abwehr bösartiger Angriffe, wies der Vorstand namentlich den Vorwurf in energischen Worten zurück, als mangle der Vereinigung der Lehrer der christliche Boden. Um einen der Hauptzwecke der Volksschule, die Jugend nämlich religiös-sittlich zu erziehen, zu erreichen, könnten die Lehrer der verschiedenen Konfessionen unbedenklich zusammen stehen, da die rein religiöse Bildung den Vertretern der betreffenden Kirchen angehöre. In der Sphäre der Ethik, in der Sorge, sittlich gute und friedliebende Menschen zu erziehen, brauchten die Lehrer nicht konfessionell auseinander zu gehen. Redner weist auf die Thatsache hin, daß in einigen Gegenden die protestantische Volksschule, wenn auch mit ihr die katholische im Allgemeinen den Vergleich aushalten könne, der katholischen voran sei, und schließt daraus, daß die Lehrer gerade in innigem Verein am gedeihlichsten wirken könnten, in einem Vereine, der das Zeichen christlicher Duldung und Milde sei und gegenseitiges Vertrauen schaffe und fordere. Die Pädagogen sollten sich weder konfessionell noch nach Ständen von einander absperren. Hätte man auf gewisser Seite dies beachtet, so hätte der Schulstreit nicht mit solcher Erbitterung und von ihr mit solcher Unkenntniß der Errungenschaften der neueren wissenschaftlichen Pädagogik geführt werden können. Daraus erkläre es sich auch, daß man den Lehrer, wenn nicht geradezu maßregelte, so doch als glaubensfeindlich, irreligiös hinstellte, wenn er sich an den geistvollen Schriften eines Diesterweg, Dr. K. Schmidt &c. erquickte, während man jeden Quark empfahl, wenn er das Aushängeschild der Konfessionalität trug. Redner ist es unbegreiflich, wie man den Mitgliedern des Vereins deßhalb, weil sie der sogenannten „modernen Pädagogik" huldigten, d. h. dem von hervorragenden Männern der Neuzeit geläuterten, präzisirten und vervollständigten Erziehungsprinzip Pestalozzi's, den Vorwurf des christlichen Indifferentismus oder gar der Unchristlichkeit machen könne. Wenn man nach Dr. Döllinger selbst in der Theologie die besten Früchte der gesammten wissenschaftlichen Forschung benützen soll, wie sollte da die Pädagogik sich ängstlich an veraltete Systeme klammern und die Flugkraft des vorwärts strebenden Geistes durch das Bleigewicht verurtheilter Vorurtheile hemmen lassen? Man sagte sogar, der Verein drohe förmlich ein Mittelding von einem pädagogischen und politischen Vereine zu werden und sei vielleicht jetzt schon nur noch als ein Objekt der Fortschrittspartei zu betrachten. Diese Kampfweise sei so schlau wie unlauter gleich der Verläumdung als ob einzelne wichtigere Mitglieder des Vereins ganz besondere Vorurtheile für ihr äußeres Fortkommen erhielten oder zu gewärtigen hätten. Seyen dort die Feinde des Staates, wo man diesem die Leitung der Erziehung und Bildung zuspricht, oder dort, wo man ihn davon ausschließen wolle? Als Frucht des Vereinslebens hebt Redner den entwickelten Gemeinsinn hervor; wenn einzelne Früchte vom Baume abgefallen seien, das sei schmerzlich, doch tröste der Gedanke, daß es faule gewesen seien, und daß sie das Kontagium mit sich genommen hätten. „Wir dulden um keinen Preis Zwiespalt in unserem Vereine!" ruft Redner und die Versammlung stimmt bei. Eine andere Frucht sei die Steigerung des allgemeinen Interesses an der Volksschule und Vereifung der Reform derselben. Bleiben Sie — schließt der Redner unter einem brausenden Beifallssturme — in unserem Vereine, in unserem stattlichen Hause, dessen Grund Gemeinsinn, dessen Wände edler Wettstreit, Berufstreue, Duldung, Mildthätigkeit, dessen Dach die Liebe sei, und auf welchem mit Flammenschrift geschrieben: Eintracht!"

Lehrer Völkl erstattete dann Rechnungsablage, nach welcher der Verein ein Gesammtvermögen von 30,031 fl. besitzt, erworben seit Weihnachten 1861.

Herr Lehrer Wälder von Langerringen hält darauf einen sehr umfangreichen, gediegenen und belehrenden Vortrag über das Thema: „Die Musik als Bildungsmittel." Uns vorbehaltend auf den Vortrag des Weiteren zurückzukommen, führen wir nur die Thesen desselben an, lautend: „1) Schon den ältesten und allen Kulturvölkern diente die Musik als Bildungsmittel. 2) Sie durchdringt durch ihren physischen und psychischen Einfluß alle unsere Lebensverhältnisse. 3) Dieselbe wurde als Bildungsmittel bisher nur mangelhaft verwendet und es haben die Hauptbildungsfaktoren, nämlich Elternhaus, Schule, Kirche und Staat, die Musik in dieser Richtung mehr zur Geltung zu bringen. 4) Die Schule und der Lehrerstand bilden hiezu möglichste Vermittlungsorgane."

Sämmtliche Redner, welche in der nun folgenden längeren Debatte das Wort ergriffen, stimmten dem Referenten dankend bei.

Bloos aus Oberöslau hält die Musik für ein vorzügliches Belehrungs- und Erholungsmittel. Seien die Kinder durch irgend einen Gegenstand geistig ermüdet und abgespannt und stimme der Lehrer ein Volkslied an, so kehre Aufmerksamkeit und geistige Spannkraft zurück; würde das Volkslied in der Schule gepflegt, dann werde der Schulbesuch eifriger werden.

(Schluß folgt.)

Frankfurt am Main im Jahre 1796.

Den Geschichtskennern in Frankfurt mußte ohne Zweifel im Jahre 1866 besonders das Jahr 1796 in Erinnerung kommen; es war daher ein guter Gedanke, daß ein junger Gelehrter Dr. K. Heyner daselbst dieses Jahr in einer kleinen Monographie behandelt, indem er im Vorwort beklagend bemerkt, daß über jene merkwürdige Zeit Frankfurts von 1792 bis 1815 nur das Jahr 1792 bei dem gleichzeitigen Schriftsteller Ihlin und in „Professor Klein's

trefflicher Geschichte von Mainz“ eine Darstellung gefunden habe. Jene ganze Zeit gedenkt nun derselbe zu schildern und gibt uns einstweilen eine Erzählung des Unglücks, das im Jahre 1796 die Stadt Frankfurt traf.

Der Verfasser beginnt mit der Aufkündigung des Waffenstillstandes von Seiten des Erzherzogs Karl an die Franzosen (21. Mai 1796) und führt den schönen Generalbefehl desselben an; Erzherzog Karl schlug schnell die über die Lahn dringenden Franzosen zurück, aber als er an den Oberrhein gegen Moreau rücken mußte, warfen die Feinde die Oesterreicher wieder über die Lahn bis an den Main und zwangen durch Beschießung am 13. Juli Frankfurt zur Uebergabe; dieses Unglück ist der Haupttheil des Büchleins. Die Verhandlungen vor und nach dem Bombardement werden genau mitgetheilt (richtiger als bisher bekannt war). Es brannten 200 Häuser ab, in der Judengasse allein über 140. Nach dem Einzuge verlangte General Kleber 6 Millionen Livres, 2 Millionen in Naturalien 100 Pferde, Ablieferung fremder Vorräthe, Abgabe aller Waffen, auch der öffentlichen, Verköstigung der Einquartierung, wogegen sie seit dem 1. August ihr zugetheiltes Brod und Fleisch den Bürgern übergeben sollten u. s. w. Wiewohl versprochen war, daß man früherer Verhältnisse nicht gedenken werde, so schienen doch die Soldaten an die Drohungen sich zu erinnern, welche namentlich Custine und Forster und Daniel Stamm in Mainz im Dezember 1793 gegen Frankfurt veröffentlicht hatten; denn „die Offiziere gaben sich alle erdenkliche Mühe, die strengste Manneszucht unter den Truppen zu erhalten,“ daher war allen Wirthen verboten, nach dem Zapfenstreich einer Militärperson (also auch dem Offizier) etwas zu verabreichen; und am 20. machte der Kommandant Darnaud bekannt, „daß, wenn ein Bürger über Mißhandlungen von Seiten eines französischen Soldaten Beschwerde zu führen hätte, dieser sogleich von der Wache arretirt und mit dem den Arrest verlangenden Einwohner vor den Kommandanten selbst gebracht werden solle, damit die Beschwerde gehörig untersucht werde.“

Da das ganze Geld nicht schnell genug einkam, wurden am 29. Juli acht Magistratsmitgliedern, und in der Nacht vom 6. bis 7. August noch weiter 20 angesehene Einwohner als Geißeln nach Frankreich abgeführt. Doch wurde Frankfurt bald erlöst und dabei nicht so hart gedrückt wie Mainz 1793. Zwar trennten sich wiederum einige deutsche Staaten vom Reiche wie Preußen 1795; auch machte Preußen damals einen geheimen Vertrag mit Frankreich, „um das deutsche Reich zu berauben.“ Wir meinen hierbei, daß dieser Vertrag vom 5. August 1795 damals noch nicht bekannt wurde, sondern erst im Jahre 1799. Auch war Erzherzog Karl vor Moreau sogar über die Donau zurückgezogen; aber plötzlich fielen die nunmehr verstärkten Oesterreicher über die Franzose dermaßen her, daß diese von der Donau und dem Main bis nach Düsseldorf zurückgeworfen wurden.

Hierbei wurden die Oesterreicher unterstützt durch den Bauernaufstand am Main, Spessart u. s. w., und hier hätten wir gewünscht, daß der Verfasser etwas ausführlicher gewesen wäre; er gibt zwar den Aufruf von Philipp Witt, schreibt aber nicht, wie dieser Spessarter Forstmann ein Führer und Held gegen die Franzosen wurde. Es geschah also: zu ihm, der allein war, kamen 3 französische Chasseurs und verlangten Essen und Trinken, und da noch zwei Franzosen nachkamen, auch hundert Kronenthaler. Da er bat und zögerte, nahmen sie alles Geld, an 700 Thaler, und zogen ab. Sprachlos saß Witt da, als seine 4 Jägerburschen kamen. Da diese vom Raube hörten, jagten sie den Franzosen nach, erreichten sie, schossen 3 aus der Ferne nieder, tödteten die 2 andern und fanden außer dem geraubten Gelde bei ihnen noch 160 Karolin in Gold und vieles eingeschmolzene Silber. Nun stellte sich Witt an die Spitze der Bauern.

Auch Frankfurt half den Bauernaufstand mehren, was der Verfasser nicht bemerkt. Als die Franzosen nämlich vor Frankfurt 3 gefangene Bauern erschossen, zwangen die Bauern die Oesterreicher, ihnen 3 französische Offiziere zu überlassen und diese hingen sie an Bäumen vor dem Bessenbacher Schloß bei Aschaffenburg auf. Das Gemetzel der Bauern war erschrecklich — aber die Schandthaten der Franzosen noch schrecklicher, und mit Recht bemerkt der Verfasser, daß, wenn die Oesterreicher diese wachgerufene Rache der mißhandelten Deutschen gehörig benutzt hätten, der Feind nicht die Lahn erreicht hätte. Wie andere Städte verließen sie auch schnell und still Frankfurt. Am 2. Dezember gab das französische Direktorium den Einwohnern von Frankfurt das öffentliche Zeugniß, daß sie ein aufrichtiges, gastreies, sorgsames und rücksichtsvolles Betragen gegen die französische Armee beobachtet hätten und erklärte für die Zukunft die Stadt für neutral, welches Versprechen aber schon im Jahre 1797 nicht gehalten wurde. Die Geißeln kamen vor Ende des Jahres zurück.

So viel aus dem Büchlein, welches jedem Geschichtsfreund eine lehrreiche Lektüre sein wird. Auch wirft der Verfasser manchmal einen ganz kurzen Blick auf das Jahr 1866, ist aber dabei etwas schüchtern und gedenkt z. B. nicht des Unterschieds. Wenn wir Brandschatzung, Preßzwang, Einquartierung, Vernichtung des Handels ꝛc. hier wie vor 70 Jahren finden, so ist der große Unterschied der, daß damals Deutschlands Erbfeind, dießmal Deutschlands angeblicher Freund und Schützer über Frankfurt das große Unglück brachte.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 213 | Freitag, 6. September | 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Auf die erste Kunde von der im Hause ihrer Tochter neuerdings vorgefallenen Katastrophe, war Frau von W. zurückgeeilt und eben rechtzeitig angelangt, um dadurch zu verhindern, daß die junge Dame, die mit ihren beiden Kindern nicht allein gelassen werden konnte, in das nächste Krankenhaus gebracht werde.

Trotz der sorgfältigsten Pflege, die ihr von Seiten ihrer Mutter ward, genas Ida doch erst nach Wochen so weit, daß sie sich wieder ein klares Bild über die Ereignisse zu bilden vermochte, durch die sie in diesen traurigen Zustand gerathen war.

Erst vier Monate später kam Funke's Angelegenheit zur Schlußverhandlung, auf deren Ausgang Jedermann mit leicht erklärlicher Spannung wartete. Obgleich ihn die Gerichte vollkommen freisprachen, empfand Funke und auch Ida einen solchen Abscheu gegen die Gegend, in der sie so viel bitteres Leid erfahren hatten, daß sie *** verließen, um mit den zwölftausend Gulden eine kleine Besitzung am Rhein anzukaufen, die sie unter dem Namen Langsdorf bezogen.

Der Ertrag dieser Wirthschaft, im Verein mit den achthundert Gulden, die Frau von W. als Pension von der Regierung bezog, reichten bei der größten Sparsamkeit eben für die Bedürfnisse der Familie aus.

Ida, die vor einigen Jahren wegen ihrer Schönheit nicht minder, als wegen ihres sprichwörtlich bekannten Luxus gefeierte Dame vom ältesten und reinsten Adel; sie, die früher einen Dienertroß und Alles, was das materielle Leben zu verschönern vermag, zu ihrer Verfügung hatte, sah sich nun angewiesen, mit Hülfe ihrer Mutter und einer Magd, für die groben häuslichen Verrichtungen, Alles selbst zu besorgen. Wenn wir den guten Willen erwähnen, mit dem das noch immer verlockend schöne Weibchen ihren neuen und ungewohnten Obliegenheiten nachkam, so dürfen wir nicht verschweigen, daß ihr der Rath ihrer nach der alten Schule erzogenen Mutter von höchstem Vortheil war.

Wenn Funke manchmal seine Frau bei einer recht mühevollen Beschäftigung überraschte, wenn er sie beim Waschen und Plätten der Kinderwäsche traf, da entrang sich ein schmerzlicher Seufzer seiner gepreßten Brust, indem er der Zeit gedachte, zu der Alles ganz anders war. Und doch, wenn er Ida mit dem einfachen weißen Häubchen, mit ihrem stets netten Patrailkleide und der hohen Schürze sah, da mußte er sich gestehen, daß diese einfache, kunstlose Toilette ihrer Schönheit keinen Abbruch zu thun vermochte. Ließ er sich je, von seinen Empfindungen fortgerissen, in bitteren Worten über sein Verhängniß aus, dann war gewiß sie es, die ihre reizenden Arme um seinen Nacken schlang und auf die im Grase unbekümmert spielenden Kinder weisend, neckisch die Frage stellte, ob er, der Vater solch reizender Kinder, den Muth habe, sich über sein Geschick zu beklagen? Verschwanden da nicht gleich die Wolken von seiner Stirne, dann bewirkte dieß wohl ein Kuß von der geliebten Gattin Lippen, die ihre Zaubermacht, trotz des über die Familie hereingebrochenen Elends in keiner Weise eingebüßt hatte.

Es ist wahr, daß die früher von den ersten Kochkünstlern zubereiteten Speisen nun durch einen einfach bürgerlich schlichten Tisch ersetzt wurden; doch, wenn Ida sagte: „Adolph, wie schmeckt Dir die Suppe?" oder „wie findest Du dieses Gemüse?" dann sah er auf die zarten weißen Hände, die das oft mangelhafte kulinarische Meisterwerk verrichtet hatten und sagte:

„Da Du, liebe Ida, es bist, die es für mich bereitet, so kann es mir doch wohl nur munden!"

Auf diese Art war eine neue Aera für die kleine Familie herangebrochen, in der es schien, als wollte einfach häusliche Zufriedenheit Ersatz für den früheren Ueberfluß bieten.

Frau von W., Idas Mutter, die allein wirklich häuslich erzogen und somit die eigentliche Seele der kleinen Wirthschaft war, wurde eines Abends, als sie von einem ziemlich entfernten Weingarten heimkehrte, von einem kalten Regen überrascht. In Folge der Nässe und der damit verbundenen Erkältung empfand sie Anfangs einen kaum beachteten Schmerz in der Brust, der indessen schon nach wenigen Stunden in Besorgniß erregender Art überhand nahm. Der einzige Arzt des nahen Ortes war auf ein zwei Stunden Weges entferntes Schloß beschieden, von wo er erst gegen zehn Uhr des nächsten Morgens zurückkehrte und erst dann am Krankenlager der würdigen Dame erscheinen konnte.

Drei Tage später hatte das unerbittliche Geschick die verfolgte Familie ihrer eigentlichen Seele beraubt und dadurch einer neuen und herben Prüfung Preis gegeben. Abgesehen von dem mit Frau v. W.'s Tode eingetretenen Verlust ihres jährlichen Einkommens von achthundert Gulden, verlor die Wirthschaft den leitenden Arm und somit ihre bisherige Nutzbarkeit.

War es der Familie nur schwer möglich, bis dahin mit beiläufig 1800 Gulden jährlich zu leben, wobei nicht vergessen werden darf, daß unter den uns bekannten Umständen der Maßstab gewöhnlich armer Leute, die vielleicht mit weit weniger zu leben verstanden hätten, nicht angelegt werden kann, so war es ihnen nun, wo die Wirthschaft voraussichtlich noch weniger tragen würde, und bei dem Ausfall der jährlichen achthundert Gulden völlig unmöglich, in der bisherigen Weise fortzuleben.

Da Ida seit dem Tode ihrer Mutter zu kränkeln anfing; der Arzt, ihr langsames Hinsiechen der Trauer um ihre Mutter, so wie dem Umstande zuschrieb, daß ihre Erinnerung an die theure Dahingeschiedene durch tausend Kleinigkeiten fortwährend in nachtheiliger Weise erregt werde, so beschloß Funke, oder Langsdorf, wie er sich nun nannte, ein ihm gemachtes vortheilhaftes Anerbieten anzunehmen und seine Wirthschaft neuerdings zu verkaufen.

Schon nach wenigen Tagen war das Geschäft abgeschlossen und der Kaufpreis von vierzehntausend Gulden ausbezahlt, mit dem sich die zum Nomadenleben verurtheilte Familie nach Frankfurt begab.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereines.

(Schluß.)

Hohenberger aus Rimpar spricht sich in gleichem Sinne aus und mahnt, den Dank an den Referenten bald durch Thaten zu erweisen.

Pfeifer aus Hof hebt hervor, daß heut zu Tage die Musik weit verbreitet sei im Volke, so daß sie gewissermaßen Hausbrod geworden, und eifert heftig gegen das erschlaffende Klaviergeklimper, welches unsere halbgebildete Frauenwelt kennzeichne. Pfeifer stellt den Antrag, der auch angenommen wird, daß die schon hiefür niedergesetzte Kommission bis zur nächsten allgemeinen Lehrerversammlung eine umfassende Sammlung von Volksliedern für die Volksschule vorbereite.

Lehrer Gebhard von Eichstädt weist auf die selbst erprobte Thatsache hin, daß Musik, und zwar nur das deutsche Volkslied, selbst auf die unfreiwilligen Inwohner der Gefangenenanstalten ermunternd, stärkend und veredelnd wirke, so daß gleichsam der Satz alterirt werde: „Böse Menschen haben keine Lieder."

Der II. Vorstand, Lehrer Brand aus Steinheim empfiehlt besonders die Orgel und beklagt es, daß namentlich protestantische Gemeinden hier wenig leisteten; vielen Gemeinden töne der Klang etlicher erübrigter Silberstücke lieblicher als der herrliche Ton einer guten Orgel.

Lehrer Schletz aus Redwitz führt in resümirender und interessanter Weise das von den einzelnen Rednern Berührte eingehender aus. Er eifert gegen die Vorliebe für die seichten Tänze und für Pflege des Volkslieds und mahnt die Lehrer, bei Ertheilung von Musikunterricht nicht gleichsam sich selbst wegwerfend zu Werke zu gehen.

Seminarlehrer Joh. Böhm aus Altdorf behandelt erstlich das Thema: „Selbsthülfe auf dem Gebiete des Volksschulwesens und der Lehrerbildung." In der Einleitung wies Redner darauf hin, daß bei den Lehrern, jung und alt, die Erkenntniß Ausdruck finde, daß die Lehrerbildung weder der Zeit, noch der zu lösenden Aufgabe der Volksschule entspreche und wirft sodann die Frage auf, ob auch Alle ernstlich, thätig und willenskräftig bestrebt seien, die Mängel an sich, an den Verhältnissen der Volksschule und an den durch diese Verhältnisse geschaffenen Gebrechen zu verbessern? Dieß sei leider nicht der Fall, das Erkannte werde leider nicht immer realisirt. Die Mitglieder sollen die Fortbildung gemeinsam treiben. In Nürnberg habe Herr Marschall zuerst die Fortbildungsschulen angeregt, die Versammlung stimmte damals dem Referate zu, aber man wartete, bis diese Schulen derselben Aufsicht unterstellt wurden, die bisher schon nicht zeitgemäß erschien. Die Lehrer ließen es an Initiative fehlen, an Selbsthülfe, statt des Instituts sich zu bemächtigen. Der rechte Lehrer wisse die Sache in Gang zu bringen, auch wenn die gesetzliche Ordnung ihm nicht entspricht, und zwar ohne das Gesetz zu verletzen. Man solle schon jetzt im Geiste der zu erhoffenden Gesetzgebung wirken. Die Schulzeit, klage man, sei zu kurz, — wohl, möge der Lehrer wirken lassen, was, wie er weiß, die Kleinen auch im Sommer ihm zuführen kann und wird. In den Schulen sei noch zu viel Mechanismus, der Gedächtnißkram hemme die Klärung des Verstandes, — möge der Lehrer — und es gebe solche — über die Verordnungen hinweg die Ausbildung des Verstandes auf seine Fahne schreiben. In Nürnberg habe man auch die Nothwendigkeit der Einführung des Turnunterrichts anerkannt, — aber zur Verwirklichung nichts gethan, obwohl man bei etwas Energie es konnte. Der Lehrer der Neuzeit soll ein Erzieher im vollsten Sinne des Wortes sein, zur Erziehung gehöre auch die systematische Leibesbildung, und zwar lasse man auch Mädchen turnen, das werde das Soldatenmaß nicht herunterbringen. Man solle Propaganda machen für vernünftige Jugend-

erziehung durch öffentliche Vorträge, um Elternhaus und Schule in Verbindung zu bringen. Zeige man dem Volke, daß man sein Bestes wolle, und es werde auf der Lehrer Seite treten, und gebrauche man stets die Selbsthülfe. Den gebührenden Einfluß auf die Schule solle der Lehrer sich erzwingen, indem er selbst rastlos sich bilde, so lange die bestehenden Schulen ihm die wünschenswerthe, ja nothwendige Fachbildung nicht gewährten. Im Lehrplan der Seminarien vermisse man z. B. den Unterricht in fremden Sprachen, — man verbessere den Lehrplan durch Selbsthülfe. Das Gleiche sei der Fall mit Mathematik, Anthropologie, Psychologie. Nicht solle der Einzelne Kompendien kaufen, die auf der ersten Seite mit Selbstunterricht glossirt sind, und hinter den Ofen damit eilen, wirksamer sei es, in den Bezirksversammlungen in geistiger Genossenschaft und mit gegenseitiger Haftbarkeit kursorisch vorzugehen und einander mit der eigenen Gabe gegenseitig zu helfen. Redner mahnt die tüchtigen Lehrer, die ihnen zugetheilten jungen Praktikanten zu Charakteren zu erziehen, da die Charakterbildung in den Seminarien vernachlässigt würde, — aber dabei dürfe der Lehrer nicht spazieren gehen, wenn der Praktikant in der Schule stehe. Zum Schlusse mahnt Referent eindringlich, nicht die Hände in den Schooß zu legen, weil nicht Alles von Außen komme, seine Ueberzeugung stets zu bekennen und jederzeit einzutreten für den Verein und dessen Streben. „Auf diesem (des Vereins) Boden richten wir auf das Zeichen der hl. Allianz mit der Devise: wir ruhen nicht, bis wir der öffentlichen Meinung die Achtung abgenöthigt, die uns eine Stellung im Volke verschafft, so frei und so schön, wie sie keine Verordnung uns geben und kein Gesetz uns nehmen kann! Ja, hilf Dir selbst, so wird Dir auch Gott helfen!“ Diesem mit dem lodernden Feuer edler jugendlicher Begeisterung und dem packenden Ausdruck ungeschminkter Wahrheit, mit der Kunst eines Redners gehaltenen Vortrage folgte ein wiederholter Beifall und dankender Zuruf.

Lehrer Strauß aus Altdorf ist mit dem ersten Theile der Erörterungen des Referenten einverstanden, nicht so mit dem zweiten Theile, und in fließender, bilderreicher, oft drastischer Rede geht er an den Nachweis, daß den bestehenden Volksschullehrerbildungsanstalten dem Zögling nicht jene Bildung schaffen könnten, welche Referent verlangt. Redner setzt als Hauptaufgabe der Thätigkeit des Vereins und der Einzelnen nicht die Rechnung mit den gegebenen Verhältnissen, die als veraltet, verbraucht und ungenügend fast allgemein gelten, sondern die Schaffung neuer, zeitgemäßer und dem Lehrerberufe entsprechenden Verhältnisse, sowohl bezüglich der Bedingungen der Vorbildung, als bezüglich der Stellung der Lehrer. Das Streben nach Reform der heutigen Bildungsanstalten für die Lehrer, welche das nicht leisten, was Zeit und Aufgabe fordern, stellt Redner voraus. So seien sicher die neugeschaffenen Präparandenschulen nicht genügend, beispielsweise fehlte in ihrem Lehrplan das wichtige Bildungsmoment der Erlernung fremder Sprachen, auch die Naturwissenschaften seien schlecht weggekommen, obwohl sie heutzutage eine Hauptrolle spielen im Leben wie in der Wissenschaft. Man habe zwar Regen und Schnee und etwa noch Hagel zur Erklärung in den Kreis des zu Lehrenden gezogen, und damit solle, scheint es, der Lehrer wie der Bauernbursche sich begnügen. Es sei auch nicht möglich, die Lücken im Lehrplan durch Selbsthülfe der Lehrer zu ergänzen, da die strenge Abgränzung des Fach- und Stundenplanes ein Hinderniß dafür wäre. Redner verlangt, daß die allgemeine Bildung in der Fachbildung des Lehrers aufgehe, und fordert zu diesem Behufe als Vorbedingung für die Präparandenschule den Besuch einer Latein- und Gewerbeschule. Die bisherige Kastenbildung habe die Lehrer zu den Parias unter den Gebildeten gemacht. Werden die Präparandenschulen diesen Fluch hinwegnehmen? Nein! rufen Redner und wiederholt die Versammlung. Auch das Internat in den Seminarien hemme die wahre Bildung des Lehrers, sie sei der Charakterbildung schädlich. Die Selbsthülfe des Referenten, d. h. die persönliche Ausgleichung aller Mängel des Bestehenden und gesetzlich Normirten hält Strauß für problematisch.

Auch ihm ward stürmischer Beifall, aber offenbar waltete bei Strauß ein Mißverständniß der Ausführungen des Referenten ob. Dieser will ja gleichfalls angestrebt und ausgeführt wissen, was Strauß fordert und nur ausführlicher begründet, aber er will nicht, da die Lehrer die Verhältnisse selbst nicht schaffen können, einstweilen die Hände in den Schooß legen, er fordert doppelte Anstrengung von dem Lehrer, um durch eigene Thätigkeit an der eigenen Bildung und an den Schulplänen zu verbessern, was der Staat an Beiden gesündigt.

Der nächste Redner, Lehrer Pfeiffer aus Hof, wies denn auch darauf hin, daß die Erörterung von Strauß die Ausführung des Referenten nicht aufhebe und ihr im Grunde nicht widerspreche. Referent sei das Bild einer packenden Persönlichkeit, eines rechten Lehrers, der auch in ungünstigen Verhältnissen, trotz der Hemmnisse ihrer Ungunst, Rechtes zu schaffen wisse. Redner betont aber auch, dahin zu streben, die Formen zu schaffen, in welchen der rechte Mann Rechtes schaffen kann.

Realienlehrer Marschall aus Ansbach stellt sich dagegen wieder in trefflichen Worten auf den Standpunkt des Referenten. Das Sündenregister, welches dieser der Versammlung vorgehalten, sei zwar nicht gar schmeichelhaft, aber es entspreche der Wahrheit. Der rechte Geist fehle im Einzelnen, der der Gesetzgebung voraneilen und diese erzwingen läßt. Redner empfiehlt darum in warmen Worten die vom Referenten geschilderte Selbsthülfe und weist in beredten Worten den Nutzen nach, welchen die Theilnehmer dieser Versamm-

lungen für sich und ihre Schule aus diesen mit in ihren Wirkungskreis nach Hause nehmen.

Erdmann, israelitischer Lehrer aus Roth, stimmt in die Mahnungen des Referenten ein und weist nach, von welch' besonderem Nutzen namentlich das Studium und die Kenntniß fremder Sprachen für den Lehrer sei.

Im Schlußworte stellt Lehrer Böhm die Entgegnung von Strauß in das richtige Verhältniß, weist sehr witzig einige Ausfälle des Letzteren zurück, indem er u. A. bemerkt, es scheine ihm, als ob Simson (Strauß) die Locken abgeschnitten seien, und resumirt kurz die Thesen aus seinem Vortrag dahin: „Obgleich die Lehrer auf die Förderung der Schulgesetzgebung ununterbrochen hinarbeiten, halten sie es für Pflicht, einstweilen Selbsthilfe zu üben. Ohne sich dabei vom Boden der bestehenden Verordnungen und Gesetze zu entfernen, arbeiten sie im Sinne und Geist der zu erhoffenden Gesetze. Das ist nothwendig im Interesse der Schule, der Lehrerbildung und der Standesehre. Hiemit schloß die anregende und interessante Debatte gegen 2 Uhr in würdigster Haltung der Versammlung, welche in reger Aufmerksamkeit ohne Ermüdung den einzelnen Reden lauschte. Eines bekundete deutlich dieser erste Tag der Verhandlungen: daß, wie die Ueberzeugung von der Reformbedürftigkeit von Volksschule, Lehrerbildung und Stellung der Lehrer in allen Mitgliedern tief begründet ist, auch der ernste Wille allen innewohnt, in Eintracht und viribus unitis an sich selbst und an der Volksschule zum Heile des Volkes, das dieser seinen besten Theil, seine Hoffnung und Zukunft, anvertraut, fortschreitend zu bessern und zu entwickeln. Denn mit Recht rief der wackere Vorstand, wo kein Fortschritt, da Stillstand, und Stillstand ist Rückschritt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß mehrere Telegramme Grüße an die Versammlung und edle Wünsche brachten. Unter Anderm sandte Lehrer Hartmann, Vorstand des württembergischen Lehrervereins, dessen Gruß und Segenswunsch den Gleiches anstrebenden Brüdern, und Bürgermeister Dr. Zürn von Würzburg meldete die Erklärung, daß die Gemeindevertretung Würzburgs mit größter Freude den Beschluß erfahren habe, daß die nächste allgemeine Lehrerversammlung in jener Stadt abgehalten werden solle. Jenem deutschen Bruderkusse und diesem herzlichen Willkommen folgte jubelnder Dank der Versammlung.

Wo sind die deutschen Lieder hin?

Was schweigen wohl die deutschen Sänger,
Warum ertönt kein deutsches Lied?
Herbei ihr Meister, säumt nicht länger,
Die Saiten auf die Harfe zieht!
Wenn Niemand mehr die Wahrheit kündet,
So krankt und stirbt der deutsche Sinn,
D'rum fragt, mit ihr auf's Blut verbündet:
Wo sind die deutschen Lieder hin?

Beim blut'gen Schwert, das hoch gehoben
Einst über Nacht uns überfiel,
Man schwur bei ihm zum Himmel droben:
Nach deutscher Größe sei das Ziel.
Es ward der Sieg dem blut'gen Schwerte
Des Bruders Tod war sein Gewinn,
Doch sagt, — wo sind am heim'schen Herde
Seitdem die deutschen Lieder hin?

„Durch Einheit nach der Freiheit streben,"
Auch das war Losungswort der Zeit,
Doch seht der alten Katten Beben
Um heil'ges Recht aus langem Streit;
Das höchste Recht vom Volk besessen,
Es fuhr das Schwert darüber hin,
Herbei ihr Sänger, klagt mit Hessen:
Wo sind die deutschen Lieder hin?

Seht nach dem Volk am Donaustrande,
Und dort in Luxenburgs Gefild,
Die Größe Deutschlands steht am Rande
Des Grabes als ein Trauerbild.
Das Hohenzollernschwert — das scharfe, —
Das rufet an mit deutschem Sinn:
Gib Antwort du der deutschen Harfe,
Wo sind die deutschen Lieder hin?

Kein deutscher Sieg, wenn nicht der Sänger
Ihn heiligt mit dem deutschen Lied!
Kein deutscher Schmerz, wenn nicht dem Dränger
Der Fluch im Lied entgegen zieht!
Doch fraget heut in Nord und Süden,
Wo ist des Bruderkriegs Gewinn?
Man spricht — statt von des Ruhmes Blüthen —:
Die deutschen Lieder sind dahin.

Germanicus.

Charade.

Die Erste und ein Zeichen mehr
Hat, trotz der losen Zunge,
Geliebt ein „dummer Junge".
Die Letzten machten schaurig sehr —
Streicht man das letzte Zeichen —
Einst Sterbliche erbleichen.
Das Ganze zählt im Dichterheer,
Nennt man bekannte Dramen,
Auch zu den besten Namen.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 214 Samstag, 7. September 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Von diesem Tage an ging nur ein Kind täglich in das Kabinet des Lords. Zwei Frauen trafen zwar dort zusammen, aber nur Eine schien zu leben, — die Andere schwieg, wie die Gestorbenen schweigen; die Eine sagte: mein Sohn, die Andere sprach nie von ihrem Kinde; die Eine trug die Stirne hoch, das Haupt der Andern war auf die Brust niedergebeugt, um die Thränen zu verbergen, die den Augen entströmten; die Eine war schön und glänzend, die Andere bleich und in Trauer gehüllt. Der Kampf war geendigt. Lady Mary hatte gesiegt.

Man ließ Harry unter den Augen Eva's spielen; das war grausam. Ohne Rücksicht auf den Schmerz der armen Frau ließ man das Kind in Gegenwart seines Oheims seine Lektionen wiederholen und rühmte seine Fortschritte. Die ehrgeizige Mutter berechnete Alles, was ihre Erfolge sichern und befestigen konnte, und während sie sanfte Worte und falsche Tröstungen für die arme Eva hatte, folterte sie ihr Herz jeden Augenblick des Tages. Lord Kysington, in seinen Hoffnungen getäuscht, nahm die kalte Theilnahmlosigkeit wieder an, die mich am ersten Tage so erschreckt hatte. Jetzt war es um seinen Charakter geschehen; das war der Stein gewesen, der das Grab versiegelt! Durchaus höflich gegen seine Schwiegertochter, hatte er für sie kein Wort der Liebe und des Trostes; die Tochter des amerikanischen Pflanzers konnte in seinem Herzen nur als Mutter seines Enkels einen Platz finden. Dieses Kind aber war für ihn nicht mehr da. Er war finsterer und einsilbiger denn je zuvor, und bereuete vielleicht, daß er meinen Bitten nachgegeben, und seinem Alter dadurch eine Erschütterung bereitet habe, die in ihren Folgen peinlich und für die Zukunft ganz nutzlos war.

Ein Jahr ging vorüber, und es kam ein trauriger Tag, wo Lord Kysington Eva Meredith rufen ließ und sie einlud, sich neben ihn niederzusetzen.

Hören Sie mich an, Lady, sagte er, hören Sie mit Ruth und Kraft der Seele an, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich will offen gegen Sie sein, Ihnen Nichts verhehlen; ich bin alt und krank und muß meine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Diese Angelegenheiten sind traurig für Sie und für mich! Ich will Ihnen nicht von meinem Widerwillen gegen die Heirath meines Sohnes sprechen. Ihr Unglück hat mich entwaffnet, ich habe Sie zu mir gerufen, ich habe gewünscht, Sie zu sehen und in Ihrem Sohne William den Erben meines Namens und meiner Güter zu lieben; auf ihm sollten alle Hoffnungen meines Ehrgeizes ruhen, er sollte alle Träume der Zukunft verwirklichen. Ach, Lady, das Schicksal ist grausam gegen uns gewesen! Die Wittwe und der Sohn meines Sohnes werden Alles erhalten, was eine ehrenvolle Existenz gründen kann, aber alleiniger Herr des Vermögens, das ich allein erworben habe, adoptire ich meinen Neffen und werde ihn von nun an als meinen einzigen Erben betrachten. Ich kehre nach London zurück, um meine Angelegenheiten zu überwachen; folgen Sie mir, Lady, mein Haus soll das Ihre sein, ich werde Sie dort mit Freude sehen.

Eva (sie hat es mir nachher gesagt) fühlte hier zum Erstenmale den Muth eines edlen Stolzes; sie erhob ihr Haupt zu dem Vater ihres Gemahls, mit der Würde, die das Unglück gibt:

Reisen Sie, Mylord, sagte sie, reisen Sie, ich werde Ihnen nicht folgen. Ich werde nicht hingehen, um Zeuge zu sein, wie man meinen Sohn seiner Rechte beraubt. Sie haben sich sehr beeilt, Mylord, für immer zu verdammen! Wer kann die Zukunft ergründen? Sie haben sehr schnell an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelt!

Die Zukunft, erwiderte Lord Kysington, ist in meinem Alter der Tag, der abläuft. Wenn ich handeln will, so muß ich es am Morgen thun und darf es selbst nicht auf den Abend verschieben.

So thun Sie, was Sie Recht halten, antwortete Eva. Ich kehre in das Haus zurück, in dem ich mit meinem Gemahl glücklich war, ich kehre mit Ihrem Enkel, mit Lord William Kysington dahin zurück; diesen Namen, sein einziges Erbtheil, wird er behalten, und sollte die Welt diesen Namen erst dann erfahren, wenn sie ihn auf seinem Grabstein liest. Ihr Name, Mylord, ist der Name meines Sohnes.

Acht Tage nach dieser Erklärung schritt Eva Meredith die große Treppe hinab, wie damals, als sie das

verhängnißvolle Haus betrat, ihren Sohn an der Hand führend. Lady Mary stand hinter ihr, einige Stufen höher, und zahlreiche Diener, still und traurig, sahen die gütige Herrin scheiden, die man aus dem Vaterhause verwiesen hatte. — Indem Eva aus diesem Hause schied, verließ sie diese einzigen Wesen, die sie auf der Erde kannte, die einzigen, deren Mitleid in Anspruch zu nehmen sie ein Recht hatte; die Welt öffnete sich vor ihr, unermeßlich und leer; es war Hagar, die in die Wüste hinaus zog.

Einige Tage nach Eva's Abreise trat auch Lord Kysington seine Reise nach London an. Ich war frei und entsagte jedem weitern Studium; für mein Dorf wußte ich genug, und ich eilte dahin zurück.

So waren wir denn nach einer Abwesenheit von zwei Jahren wieder in dem kleinen, weißen Hause beisammen; aber wie war in dieser jüngst verflossenen Zeit das Maß des Unglücks voll geworden! Wie trübe war die Gegenwart, wie schrecklich die Zukunft, in welche so gern Schmerz und Freude, Wunsch und Hoffnung hinüber schweifen, und von der wir nicht zu sprechen wagten, weil wir von ihr nichts mehr erwarteten und uns vor ihr graute.

Nie sah ich eine so einfache, edle Trauer wie die Eva's, nie mehr Ruhe in so gewaltigem Schmerz! — Sie betete zu Gott, dessen Hand sie so schwer getroffen! Er war der Allmächtige, der Allgütige, bei dem sie immer Trost fand und die Hoffnung wieder anknüpfte, welche die Erde vernichtet hatte. Ihr Blick, der mich schon oft so tief ergriffen, ruhte nun auf der Stirne ihres Kindes, als wollte sie die Seele erwarten, die ihre Gebete herbeiriefen. Ich vermag es nicht, Ihnen die ausharrende Geduld zu schildern, mit welcher diese Mutter zu ihrem Sohne sprach, der sie anhörte, ohne sie zu verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereines.

Augsburg, 4. Sept.

Heute endigten die Berathungen der III. Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereins. Die Präsenzliste wies über 1000 anwesende Mitglieder auf. Die Verhandlungen leitete Lehrer Georg *Hofmann* in Neudorf mit dem Referate über das Thema: „*Die sogenannten Gedächtnißübungen in der Volksschule*" ein. Referent wies darauf hin, daß die genannte Frage, wie auch der Religionsunterricht überhaupt, gegenwärtig in Schule, Gemeinde und Familie lebhaft besprochen werde, und bereits hitzige Kämpfe hervorgerufen habe. Was nun zunächst den *religiösen* Gedächtnißstoff betrifft, so hält Referent es für falsch, den Zweck der Einprägung desselben unter den Begriff der Gedächtnißübungen zu subsumiren, da ja das Gedächtniß eigentlich bei allen Unterrichtsgegenständen geübt wird. „Alles Erkennen, alle Eindrücke auf das Gefühl und den Willen hält der Mensch im Gedächtnisse fest, so daß man sagen kann, der Mensch weiß so viel, als er Erkenntnisse in seinem Gedächtnisse hat, gleichviel ob dieselben durch Einwirkung anderer Geister auf ihn oder durch eigenes Nachdenken von ihm gewonnen wurden. Die Uebung des Gedächtnisses ist also nicht Hauptzweck des Unterrichts, sondern nur Mittel zum Zweck oder vielmehr nur eine Wirkung des Unterrichtes selbst. Prägen wir z. B. dem Schüler den Spruch ein: „Ihr sollt nicht lügen, nicht stehlen, noch fälschlich handeln gegen einander!" so ist offenbar der oberste Zweck nicht die Uebung des Gedächtnisses, sondern die Belehrung, die religiös-sittliche Bildung. So ist es und so muß es sein. Daraus folgt natürlich, daß der sogenannte Gedächtnißstoff geistig verarbeitet werden, und in Fleisch und Blut dringen muß, und daß der Schüler bei jenen Uebungen nicht leere Worte und bloßen Schall, sondern lebendige *Gedanken* sich aneignen soll, und von diesem Gesichtspunkte aus ist er nicht werthlos oder entbehrlich. Denn daß die religiös-sittliche Unterweisung der Jugend die höchste Aufgabe der Volksschule ist, wird von uns anerkannt, wenn man auch das Gegentheil von uns lügt. Indem also der religiös-sittliche Gedächtnißstoff die Grundlage dieser Unterweisung bildet oder die durch dieselbe gewonnenen religiös-sittlichen Erkenntnisse, Gefühle und Entschließungen fixirt, nimmt er nicht einseitig das Gedächtniß, sondern das Erkenntniß-, Gefühls- und Willensvermögen in Anspruch; indem aber die wörtliche Aneignung und Wiedergabe desselben gefordert wird, wird allerdings das Gedächtniß in gesteigertem Grade geübt und geschärft und das ist der formale Zweck, wie jener der reale. Aber das *wörtliche* Auswendiglernen im Religionsunterrichte kann auch übertrieben und mißbraucht werden. So ist es gewiß wider alle Methodik und Pädagogik, die religiösen Begriffserklärungen zum häuslichen Auswendiglernen aufzugeben und dann in der Schule abzuhören. Das ist kein Religionsunterricht, das ist Versündigung am Religionsunterricht. Die religiösen Begriffserklärungen sollen anschaulich entwickelt werden unter Inanspruchnahme der Selbstthätigkeit des kindlichen Geistes und unter Zugrundelegung schriftlicher oder praktischer Beispiele. Wenn dann der Schüler die verlangte Erklärung mit den Worten des Katechismus selbstständig gibt, dann gut, wenn sie aber richtig in anderen Worten gegeben wird, dann eben so gut. Das Gleiche ist der Fall mit den biblischen Geschichten, auch diese sollen *nicht* mechanisch auswendig gelernt werden behufs bloßen Ableierns. Daß dabei gewisse Stellen der biblischen Geschichte genau wörtlich eingeprägt werden müssen, ist selbstverständlich. Wörtlich auswendig gelernt soll werden eine zweckmäßige, der kindlichen Fassungskraft angemessene Auswahl von Bibelsprüchen

und Versen des Kirchenliedes und die Katechismussätze zur christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Dieß soll geschehen: in organischer Verbindung mit Geschichte und Lehre (Auswendiglernen und Hersagen hievon abgerissen und in gesonderten Stunden nach gesondertem Gange und Plane zu betreiben, ist zu verwerfen), verständig und richtig, sicher und nachhaltig fürs Leben. Im Religionsunterrichte der Volksschule kann es sich selbstverständlich nicht um Begründung eines dogmatischen Systems handeln, er muß seinem Wesen nach ein elementarer, vorbereitender sein, eine einfache praktische Anweisung zum christlichen Glauben und Leben. Daher sind auch aus dem Katechismus, den Bibelstellen, den Liedern ꝛc. nur jene Stellen auszuheben, welche der Fassungskraft der Kinder jeweilig angemessen sind. Bei der Einprägung ist aber Methodik zu verfolgen." Referent weist auf seine bekannte Schrift: „**Grundlinien des Religionsunterrichts**" hin, worin ein Plan gegeben ist, der eine Vereinfachung aus Konzentration des Religionsunterrichtes möglich macht, so zwar, daß weder der Wichtigkeit desselben etwas vergeben, noch daß er der Zeit nach übermäßig bevorzugt werde. „Die sog. religiösen Gedächtnißübungen sollen nicht abgerissen von Geschichte und Lesen, sondern in organischer Verbindung damit betrieben werden. Das Auswendiglernen soll nicht ein bloßes An- und Einlernen, sondern ein Zusammenfassen der auf geistigem Wege gewonnenen Unterrichtsresultate sein. Die weitere Frage nun: **wie viel** soll auswendig gelernt werden, ist der heikeligste Punkt. Die Forderung, den religiös-sittlichen Memorirstoff auf ein weises Maß zu beschränken, ist vollkommen berechtigt, nicht bloß in Hinsicht auf die anderweitigen Aufgaben der Volksschule, sondern auch in Hinsicht auf den Zweck des Memorirens selbst. Auf das Wieviel kommt es überhaupt weniger an, als auf das Wie und Wozu. In letzterer Hinsicht ist zu betonen, daß auf das Wissen und Können nicht der ausschließliche Werth zu legen sei, sondern daß das Hauptgewicht auf der Anwendung im Leben, auf der Bethätigung des Gelernten in Gesinnung, Wort und Wandel ruhe, daß alles **Gelernte sich zu wirklichen Glaubens- und Lebensregeln gestalte**. Eine absolute Forderung bezüglich des „wie viel?" läßt sich nicht aufstellen, hier ist dem Ermessen des Lehrers Spielraum zu lassen; man fordere aber überhaupt **nicht zu viel**, sonst macht man die Religionsstunde zu einer gefürchteten Schelt- und Strafstunde. Damit kann natürlich nicht gesagt sein, daß man die religiöse Erziehung vernachlässigen soll; das soll und wird aber nicht geschehen, wenn man richtiges Maß hält. Wenig, verständig gelernt, ist mehr werth als ein eingepaukter Ballast. Das gleiche Verhältniß besteht bezüglich des **außerreligiösen Memorirstoffes**. Nicht wörtlich auswendig gelernt sollen werden Begriffserklärungen oder Abrisse und Leitfäden zu den einzelnen Unterrichtsgegenständen. Wörtlich auswendig gelernt können und sollen werden Perlen aus dem reichen Schatze des deutschen Volkssprichwortes und der deutschen Dichtung." Es wäre, meint Referent, gewiß einseitig, neben dem geistlichen Liede und den biblischen Erzählungen nicht auch die nationale Poesie in der Volksschule berücksichtigen zu wollen. Selbstverständlich kann und soll dieß gleichfalls geschehen im Anschluß an die übrigen Unterrichtsgegenstände der Volksschule: den Religions-, Realien-, besonders aber den Sprachunterricht, da die Konzentration des Unterrichts als eine der Hauptaufgaben der neuesten Methodik erscheine. Der Lehrer hat z. B. in der Religionsstunde das vierte der zehn Gebote behandelt oder an einer biblischen Geschichte wiederholt. Nun folgt die Schreibstunde. Da greift der Lehrer hinein in den Schatz des deutschen Sprüchworts und wählt etwa als Schreibstoff: Gott, Eltern und Lehrern kann man nimmer genug danken — Elternthränen schrecklich brennen — die Hand, die nach den Eltern schlägt, wächst aus dem Grabe — ꝛc. ꝛc. Hier lernt der Schüler schreiben und prägt sich zugleich diese Wahrheiten ins Herz. Oder denken wir uns, der Lehrer hat in der Religionsstunde über die Abscheulichkeit des Mordes gesprochen. In der Schreibstunde lernen die Schüler das Sprüchwort: Es ist kein Faden so fein gesponnen, er kommt doch endlich an die Sonnen. In der Sprach- und Lesestunde nimmt der Lehrer nun das bekannte Gedicht von Rechenberg her: „Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn" ꝛc. ꝛc., er läßt es lesen, erklären, erzählen und schließlich auswendig lernen. Damit kann er den Sprachunterricht verbinden. Solcher Beispiele führt Referent noch mehrere vor, welche alle bekunden, wie leicht und schön das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und mit der Bildung des Geistes das Herz des Kindes zu durchdringen ist mit den Perlen der deutschen Dichtung. Ganz besonders ist es aber die geschichtliche Partie des Lesebuchs, welche die nationale Poesie zu berücksichtigen hat. Selbstverständlich darf auch hier des Guten nicht zu viel gethan werden, der Lehrer wird sich oft auf das freiwillige Auswendiglernen beschränken müssen. Es kann nur Weniges und Einzelnes sein, das in der Volksschule zur Verwerthung kommt. Keinesfalls kann es sich darum handeln, „die modernen Dichter in die Volksschule einzuführen, oder das Verständniß und den Genuß der deutschen Klassiker systematisch anzubahnen", oder einen förmlichen Unterricht in der Poetik und Literaturgeschichte in der Volksschule zu ertheilen; „sondern aus dem großen deutschen Dichtergarten pflücken wir einzelne Blumen und flechten sie in den Kranz der Lesestücke ein, um daran den poetischen und nationalen Sinn im Kinde zu wecken und zu pflegen. Das Lesebuch hat hierauf geeignet Rücksicht zu nehmen." Auch diesen Vortrag lohnte die Versammlung dem Referenten mit dem lautesten Beifall. Die sich daran reihende lange und mitunter scharfe Debatte bewegte sich um

die beiden Punkte: Quantität und Behandlung des religiösen Memorirstoffes.

Seminarlehrer Böhm aus Altdorf behauptet, daß der vorgeschriebene Stoff unbedingt zu groß und kaum zu bewältigen sei, so daß von einer geistigen Verarbeitung desselben ohnehin keine Rede sein könne. Auch hier beansprucht Redner die nöthige Selbsthülfe des Lehrers und führt als traurigen Beleg der Verkehrtheit des Urtheils an, daß leider gerade jene Schulen als die besten gelten, in welchen bei der Prüfung der fragliche Stoff geist- und verständnißlos, aber wie ein Uhrwerk abschnarre.

Lehrer Sandner aus Weiden glaubt, daß zur Beseitigung des fraglichen Mißstandes die Selbsthülfe der Lehrer nicht genüge, weil dieser das vorgeschriebene Pensum leisten müsse, sondern die Verhältnisse geändert werden müßten. Das Ableiern der sog. Gedächtnißübungen sei allerdings eine Versündigung an dem kindlichen Geiste und an der karg zugemessenen Zeit der Schule, aber diese Sünde treffe nicht den Lehrer.

Der II. Vorstand, Herr Lehrer Brand, erklärt kurz, daß die Einprägung dessen, was nicht verstanden und geistig verarbeitet werden könne, keine Gedächtnißübung, sondern eine Abschwächung des Gedächtnisses, eine Ertödtung des Geistes sei. Was nicht verstanden sei, werde sofort wieder vergessen. Wenn man diese Schäden öffentlich bloß lege, so sei dieß schon ein Akt der Selbsthülfe.

Herr Böhm legt die von ihm herausgeforderte Selbsthülfe dahin aus, daß der Lehrer dem Geistlichen mit den Gründen der Vernunft und mit den Erfahrungen des Lebens und den Errungenschaften der pädagogischen Wissenschaft eben begreiflich machen soll, daß bloßes todtes Auswendiglernen eben das Gedächtniß nicht übe, daß man das Kind damit nutzlos plage, daß dasselbe auf diese Weise nicht die Religion ins Herz aufnehme, was allerdings die dirigirenden Herren selbst besser verstehen sollten, und den Lehrern der Religion könne es denn doch dann nicht Einerlei sein, ob das Gemüth bei ihrer Methode leer bleibe.

Lehrer Beith aus Augsburg stimmt dem Referenten zu, und glaubt ausdrücklich noch bemerken zu müssen, daß den religösen Gedächtnißstoff überhaupt als solchen entfernen wollen, gerade so verkehrt sei, wie die Beibehaltung des Uebermaßes von demselben. Dabei warnt Redner vor dem unbesonnenen Aussprechen von Sätzen, wie: „der religiöse Gedächtnißstoff vermöge den Nutzen der Erlernung fremder Sprachen (in den Präparandenschulen nämlich) nicht zu ersetzen.“ — Solche Sätze könnten nur dazu dienen, die alten Vorwürfe gegen den Verein mit einem Scheine von Berechtigung immer wieder vorzubringen, worauf Lehrer Strauß aus Altdorf, welcher jenen Satz ausgesprochen, entgegnet, daß er natürlich den fraglichen Satz nicht in dem Sinne ausgesprochen habe, welchen ihm sein Vorredner und zwar wohl allein in der Versammlung beilege.

Lehrer Gebhard aus Freising stellt sich auf den Boden des Gesetzes, welches dem Lehrer einfach vorschreibe, für den Religionsunterricht das Wort zu liefern; Sache des Geistlichen sei es, zu erklären, unterlasse dieser es, so treffe ihn die Schuld, nicht den Lehrer, der nur sich gedrungen fühlen könne, wenn der Geistliche zuvor erklärt habe, bei der Memorirübung bei den Schülern nachzuhelfen. In den meisten Fällen ließen übrigens die Religionslehrer die Erklärung vorausgehen.

Lehrer Beith konstatirt noch, daß protestantischer Seits an kompetenter Stelle an Reduktion und Modifikation des Memorirstoffes, den er übrigens nicht all zu übermäßig groß halten könne, schon gearbeitet werde.

Lehrer Pfeiffer aus Hof konstatirt, daß die jährlich zu lernenden Pensen des religiösen Memorirstoffes auch jährlich wieder regelmäßig vergessen würden, so daß regelmäßig die nächste höhere Klasse die doppelte und weiter hinauf die drei- und vierfache Aufgabe treffe, mit der Erlernung des neuen Pensums die früheren nochmals lernen zu lassen, ein Beweis, nicht nur daß der Stoff zu umfangreich sei, sondern daß er auch nicht verstanden und verdaut wäre. So entfremde man die Kinder sich, der Schule und — dem Religionsunterrichte. Fluch dem Lehrer, der die Religion zertreten wolle (Stürmisches Bravo!), aber auch Maß halten, da das Uebermaß schadet! Es trete die Frage ernstlich heran, ob denn die Schule das Recht habe, über die freie Zeit der Kinder durch die Qual der Ueberladung mit dem unverstandenen Gedächtnißkram so weit zu verfügen, als es geschehe. Redner bejaht diese Frage, fügt aber einschränkend bei, daß man verlangen könne und müsse, daß die freie Zeit der Kinder nicht lediglich nach einer Seite hin in Anspruch genommen werde.

Auch Ringler aus Nürnberg spricht sich in diesem Sinne aus.

Lehrer Weininger aus Zusamaltheim und Himsamer konstatiren, daß offenbar der religiöse Memorirstoff auf katholischer Seite nicht so umfassend sei wie auf protestantischer.

Lehrer Strauß aus Altdorf kennt hier weder einen katholischen noch einen protestantischen Standpunkt, ihm gelte allein der pädagogische, daß nichts dem Gedächtnisse des Kindes eingeprägt werden dürfe, was nicht dem Geiste verständlich gemacht und von diesem erfaßt worden sei.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 210:

Radschuh.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 215 Montag, 9. September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

VI.

Des bittern Kelches letzter Tropfen.

In Frankfurt bezog die Familie vorläufig ein Hotel. Von Hoffnungen und Versprechungen und der damit verbundenen Unthätigkeit hingehalten, verstrich die Zeit, ohne die immer nothwendiger gewordene Aenderung gebracht zu haben.

Da die Auslagen aber immer fortliefen, so gewahrte Funke nicht ohne ernste Besorgniß für die nächste Zukunft, das rasche Schwinden seines todten Kapitals. — Dazu kam noch, daß sich Ida's Zustand trotz der Ortsveränderung, eher verschlimmert als gebessert hatte und ärztliche Hülfe bei einem Uebel rein moralischer Natur nichts zu thun vermochte. In der Zwischenzeit war der Herbst herangekommen, und Ida, die immer schwächer geworden, konnte ihr Krankenlager nicht mehr verlassen.

Wer sie, die einst gefeierte und bewunderte Schönheit nun bleich und abgezehrt, gesehen hätte, der würde sie wohl nur mit Mühe wieder erkannt haben; und doch waren seit der Zeit, wo wir sie zuerst gesehen, bis zu dem Augenblicke, an dem unsere Erzählung angelangt ist, erst wenige Jahre verflossen.

Der Arzt hatte die seltene Offenheit, Funke zu erklären, daß er den Zustand der jungen Kranken nicht zu behandeln vermöge, da er noch immer nicht wisse, wo er den Sitz ihres Leidens zu suchen habe, und trug schließlich auf die Berufung mehrerer ärztlichen Autoritäten an. Trotz der Mühe, die sich Funke gab, um seine Frau mit der Kunde von diesem Konzilium nicht zu sehr zu beunruhigen, bewies ihm ihr trauriges Lächeln doch nur zu deutlich, daß er sie über den Ernst der Situation keineswegs getäuscht habe.

„Wozu, lieber Adolph, die viele vergebliche Mühe, die Du Dir gibst, um mich an etwas glauben zu machen, an das Du selbst schon lange nicht mehr glaubst. Ach, es bedarf leider des von Doktor Arnheim geforderten Konziliums nicht, um mich auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, die mir meine eigene Schwäche, die mir meine täglich fühlbarer werdende Auflösung nur zu deutlich verräth. Glaube nicht, Adolf, daß ich den Tod als solchen fürchte, ach nein, nur der Gedanke, Dich, mein Freund, und die theuren Kinder verlassen zu müssen, schmerzt und betrübt mich. Wenn Du daher meinen Rath befolgen willst, so erklärst Du Arnheim, daß ich das Konzilium nicht wünsche. Es wäre dieß eine neue große Auslage, die Du bei unseren ohnedieß so sehr beschränkten Mitteln, und in einem Augenblicke, wo neue Auslagen Deiner harren, vermeiden mußt."

Funke, der recht wohl begriff, daß Ida auf ihren nahen Tod anspielte, vermochte seine Thränen nicht länger zurückzuhalten, als er sagte:

„Nein, Ida, wie leicht es Dir auch scheint, ein Leben zu verlassen, das Dir leider nichts als neuen Kummer und noch größere Sorgen zu bieten vermöchte, es ist meine Pflicht und die Deine, Alles aufzubieten, um Dich für uns zu erhalten, und darum spreche nicht von Auslagen, wo es sich um Dein Leben, um Deine Gesundheit handelt."

„Ach, wie bist Du jetzt ungerecht, mein Freund! Glaubst Du denn, daß ich unseres einstigen Ueberflusses bedarf, um glücklich zu sein? Ach nein, mein Adolph! Du weißt, daß ich in meiner Jugend eben nur an ein sorgenfreies, doch jedem Luxus fremdes Leben gewohnt war; die kurze Zeit, in der es anders kam, vermochte jahrelange Gewohnheiten nicht bis zu dem Grade zu verdrängen, daß ich reichgeschmückte Räume, daß ich unnützen Schmuck und glänzende Toiletten höher achte als mein stilles häusliches Glück. Wie bitter die Erfahrung auch war, die wir in der letzten Zeit gemacht, wie verschieden unser jetziges Leben auch von dem ist, das wir die ersten Jahre unserer Ehe, das ich in meinem elterlichen Hause geführt, in Eurer Liebe, in Eurer Nähe lag das Glück, das ich gesucht und dessen ich in Eurer Mitte selbst im größten Elend theilhaft geblieben wäre. Das Leben hat somit für mich genau denselben Reiz, den es zu der Zeit unseres Wohlstandes gehabt und wenn ich trotz der Gewißheit meines nahen Todes ruhig zu sein vermag, so liegt der Grund nicht in meiner Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern in unserer erhabenen Religion, die uns lehrt, an ein künftiges Leben zu glauben."

Doktor Arnheim, der im Nebenzimmer den Bescheid in Betreff des Konziliums abwartete, pochte des langen

Wartens müde, an die Thüre und unterbrach dadurch die ernste Unterredung.

Schon am nächsten Tage erklärte das zusammengetretene Konzilium, daß Ida nur in Candia's mildem Klima Genesung und Rettung vor dem sicheren Tode erwarten könne.

Während die zu dieser Reise erforderlichen Vorbereitungen getroffen wurden, verschlimmerte sich der Zustand der Kranken bis zu einem Grade, daß selbst der Gedanke an eine Reise vorerst aufgegeben werden mußte.

Die Aerzte, die zu einem zweiten Konzilium zusammentraten, wiederholten ihre erste Behauptung, ohne gleichwohl zu einer Abreise in dem Zustande der Schwäche in den Ida in der Zwischenzeit verfallen war, rathen zu wollen.

Unbegreiflicher Weise hatte die Krankheit keine Aenderung erlitten, obschon Ida ihrer übereinstimmenden Ansicht zu Folge bereits seit Wochen derselben hätte erliegen müssen.

Sie riethen daher Funke, noch einige Tage abzuwarten, und dann, falls der Tod die Reise nicht bereits unnütz gemacht habe, dieselbe auf jede Gefahr hin anzutreten.

Anfangs Dezember, das heißt drei Wochen nach dem letzten Konzilium, verließ Funke mit seiner eben nur noch dem Namen nach lebenden Gattin Frankfurt, um auf dem, bei der damaligen Reisemethode, nächsten Wege durch die Schweiz und Italien nach Genua zu gelangen, bis wohin der Zustand der Leidenden gar keine Aenderung erlitten hatte. Nachdem Ida die weit anstrengendere Reise mittelst Post ohne sichtbaren Nachtheil ertragen hatte, so hoffte Funke, daß seine Frau die noch übrige Seereise aushalten, und in Candia angelangt, die Gesundheit wieder erlangen werde. In der That ging die Fahrt bis Messina ohne Störung vor sich, doch mit dem Eintritt in das jonische Meer nahmen Ida's Kräfte sichtbar ab. Während der dreitägigen Fahrt von Messina bis Candia war eine so riesige Veränderung mit der Kranken vor sich gegangen, daß der in aller Eile requirirte Arzt der Leidenden keine vierundzwanzig Stunden mehr zu leben gab. Verzweiflung im Herzen, sandte Funke nach einem Priester, der die Sterbende auf die weite Reise in das unbekannte Jenseits vorbereiten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereines.

(Schluß.)

Lehrer Bock aus Schneeberg nennt die Qual des kindlichen Geistes mit unverstandenem Gedächtnißkram einen geistigen Mord; wenn man aber den, der den Leib tödtet, wieder tödtet, so gebühre dem Geistesmörder 90fach der Galgen. Den Vorwurf, man stehe mit solchen Ansichten außerhalb des Evangeliums, widerlegt Redner treffend aus diesem selbst mit dem Gleichniß von dem Säemann. Wenn das Gewissen des Lehrers durch Vorschriften des Schulinspektors beschwert werde, so möge der Lehrer seinem Gewissen und Gott gehorchen, die höher stünden.

Lehrer Hohenberger aus Unterfranken stimmt vom katholischen Standpunkte aus der Grundanschauung des Referenten bei, im Uebrigen ist er der Ansicht, daß der Lehrer jetzt überhaupt nicht zum kirchlichen Lehramt gehöre.

Die Lehrer Völkl aus Nürnberg und Marschall aus Ansbach stimmen den Ausführungen von Strauß, Pfeiffer u. a. bei; Marschall konstatirt noch, daß es viele Orte gebe, wo den katholischen Lehrer die gesammte Ertheilung des Religionsunterrichts ausschließlich treffe.

Referent Hoffmann betont in seinem Schlußworte nochmals, daß in der Methodik der Ertheilung des Religionsunterrichtes noch Vieles faul sei, worauf die Versammlung den Thesen desselben zustimmt. Den weiteren Gegenstand der Berathung bildete die Frage der Schaffung eines Lesebuchs für die Volksschule, worüber Lehrer Deubler aus Nürnberg eingehend referirte und länger debattirt wurde.

Schließlich ward auf Antrag des Referenten und der Lehrer Pfeiffer aus Hof, Brand aus Steinheim und Marschall aus Ansbach einstimmig beschlossen: es sei von dem Vereine ein Landeslesebuch in der Weise zu fertigen, daß Alle, welche in dieser Beziehung Kraft und Muth in sich fühlen, etwas zu schaffen, sich beim Hauptausschusse melden sollen, der seinerseits aus den Angemeldeten eine Kommission erwähle, welche die Lösung der Aufgabe übernehme. Dieses Lesebuch soll aber nicht zwangsweise eingeführt werden. (Wir werden auf diese Frage etwas näher noch zurückkommen.)

Lehrer Fesenmayer von hier ward sodann zum Vorstand der Waisenstiftskommission gewählt.

Ein Lehrer aus Unterfranken brachte darauf der Vorstandschaft für die würdige und kräftige, wie erfolgreiche Leitung des Vereines in die inneren Angelegenheiten desselben, wie für die Vertretung nach außen den Dank der Versammlung, welche diese Erklärung mit einem brausenden Hoch ratifizirte, worauf der I. Vorstand gelobte, daß der Ausschuß, so lange er im Amte sei, auch fürder, unbeirrt durch Schwierigkeiten oder persönliche Unannehmlichkeiten, in ernster und thätiger Weise für die Sache der Volksschule und die Interessen des Lehrerstandes wirken wolle.

Lehrer Herburger aus Schwabmünchen legte noch ein warmes Wort ein für die Fröbel'schen Kindergärten.

Hiemit waren alle Geschäfte erledigt.

Der I. Vorstand, Lehrer Karl Heiß aus Achdorf, schritt nun zur Verabschiedung und Schließung der Versammlung. Die jetzt vollendeten Berathungen seien dem tiefinnersten Gefühle entsprungen und daher auch die lebhafte Anregung und geistige Frische, welche sie bewährt hätten. Wenn die Berathungen nun auch zu weiterem Schaffen und Streben anspornen, um in der Wirksamkeit im engeren Kreise ihre Früchte geltend zu machen, dann könnten die Versammelten mit voller Befriedigung von hier weggehen. Eintracht und kollegialische Liebe haben ihre Wohnung hier aufgeschlagen und die Berathungen durchzogen, nicht wie ein rother, sondern wie ein weißer Faden. Aber auch in anderer Hinsicht könne man mit dem Ergebnisse der Tagung zufrieden sein: die Institute für die gegenseitige materielle Unterstützung seien gefördert worden, namentlich die schöne Waisenstiftung. Der Vorstand sprach darauf den Dank des Vereins aus allen Theilnehmern der Versammlung, besonders dem Präsidenten der Regierung von Schwaben und Neuburg, dem Kreisschulreferenten Dr. von Ahorner, dem kgl. Stadtkommissär, den verehrten und hohen Vertretern Augsburgs, der Bürger- und Einwohnerschaft dieser Stadt, die die Lehrer so freundlich und gastlich aufgenommen, endlich den Ehrengästen. Noch einen Dank aber hatte der I. Vorstand auszubringen und er stattete ihn mit erhobener Stimme in begeisterten Worten ab. Er erinnerte an ein königliches Wort, das auf eine Adresse des Vereins gegeben wurde, daß Se. Majestät der König gleich seinem edlen Vater der Volksschule und dem Lehrerstande seine Fürsorge und sein Wohlwollen schenke und bewahren werde. Dieses Wort werde eingelöst, die Volksschule auf gesetzlichen Boden gestellt, auf welchem die Thätigkeit zum Ausbau und zur weiteren Entwicklung fußen könne. Darum Dank und Hoch Seiner Majestät König Ludwig II.! Und die zahlreiche Versammlung ließ dreimal diesen Ruf begeistert durch die herrlichen Räume hallen. Indem der Vorsitzende endlich auf die erfreuliche Thatsache verwies, daß während in Regensburg nur 661 Mitglieder und Gäste des Vereins in den Listen eingezeichnet waren, dießmal über 1000 Mitglieder die Versammlung besuchten, forderte er zu noch zahlreicherem Erscheinen auf der nächsten Versammlung auf; und damit rief der Vorstand den Versammelten ein herzliches Behüt' Gott! zu. (Augsb. Abdz.)

Ueber die französische Armee.

Der militärische Korrespondent der „Times“ von Chalons schreibt über den Geist und den gegenwärtigen Zustand der französischen Armee: Als ich zuletzt hier war, vor sechs Jahren, standen die französische Armee und ihre Einrichtungen auf dem Gipfel ihres Ruhmes. Die französische Armee wurde das Muster für alle anderen, und ohne die Sache zum Soldatenspiel und Steckenpferd zu treiben, diente jeder der damals frisch auf einander errungenen Erfolge nur als neuer Sporn und natürlicher Grund für neue Versuche und neue Verbesserungen. Es ist kränkend für sie, trotz ruhigen Fortschrittes jetzt von einer Armee, die seit 50 Jahren keinen Krieg gehabt, urplötzlich überflügelt zu werden. 40,000 Mann sind jetzt beschäftigt, viel mehr ein neues System zu erfinden, als ein erfundes zu prüfen, und Frankreich muß eine mächtige Anstrengung machen, den verlorenen Boden seines früheren Ruhmes wiederzugewinnen. Das Selbstvertrauen der Armee scheint indessen nicht erschüttert zu sein. Das neue Gewehr mit seiner leichteren Ladweise und seinen Vortheilen leuchtet dem intelligenten französischen Soldaten schon ein, aber das Suchen nach einer neuen, für den Hinterlader passenden Kampfweise begrüßt er mit Achselzucken. Mit dem Alten Exerzier-Reglement ging die Sache gut, das neue Reglement von 1861 wurde von der Mannschaft sehr lästig gefunden, und was das allerneueste anbetrifft, so denkt der Soldat, wenn Noth an den Mann kommt, werde er schon nach seiner Weise kämpfen, mit oder ohne Methode, jedenfalls wohl aber gegen das neue Reglement. Der französische Soldat bildet sich da, wo es nöthig ist, wie in der Krim und in China, sehr bald sein eigenes System. In den höheren Sphären sind die Jüngeren vollkommen von der Wichtigkeit der Sache durchdrungen, aber die Masse ist nur schwer zu bewegen, eben so wie der lebendige, bewegliche Franzose im Amte der größte und hartnäckigste Pedant wird. Wie im Jahre 1858 der Kriegsminister nach langem Sträuben über das damals neue Geschütz, das von einem Kapitän erfunden sein sollte, ein vollkommen absprechendes Urtheil fällte, bis ihm der Kaiser lächelnd sagte, es seien bereits so und so viel Batterien fertig und es handle sich nur noch darum, die Soldaten dafür einzuexerzieren, so geht es auch jetzt: der Kaiser hat die Initiative ergriffen und den Versuchen in Chalons das Leben eingehaucht, das ihnen sonst gefehlt haben würde. Ueber die neue Büchse ist es natürlich schwer, ein Urtheil zu fällen. Daß die neue Waffe der alten weit überlegen ist, unterliegt keinem Zweifel. Mit der besten Vorderladungsbüchse verglichen, zeigte sie die entschiedensten Vorzüge, die indessen weniger diesem Hinterlader vor den übrigen, als dem Hinterlader überhaupt vor dem Vorderlader zuzuschreiben sein dürften. Auf gleiche Entfernung und weite Distanzen, 1000 — 1250 Meter, brachte eine Anzahl aus dem Gliede genommener Infanteristen 30 pCt. mehr Kugeln in die Scheibe, als die besten Schützen der Chasseur à pied mit dem bisherigen Gewehr. Es fragt sich, wie der Gummipfropfen und die Papierpatrone die Einflüsse der Jahreszeit im Felde aushalten werden und ob der Pfropfen die Ausströmung der Pulvergase wirksam verhindert. Die Zündmasse scheint auch viel Schwierigkeit zu bereiten. Das

aber sind alles Nebensachen, die Verschiedenheit von Hinterlader gegen Hinterlader fällt auch nicht so sehr ins Gewicht, die Hauptschwierigkeit ist, die Hinterlader zu beschaffen. Die kaiserliche Garde hat das Chassepotgewehr, die Truppen in Chalons haben es ebenfalls, wie es sonst aber noch steht in der Provinz, dürfte schwer sein zu sagen. Die für die französische Armee erforderliche halbe Million von Gewehren zu beschaffen, ist keine Kleinigkeit.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Schl. Ztg." wird von Petersburg gemeldet: „Seit Anfang vorigen Monats weilen hier 5 Familien aus der Aristokratie Lappland's. Unter denselben ist ein junger Mann von 24 Jahren, der 3000 Rennthiere besitzt und in seiner Heimath als reich gilt; derselbe hatte hier ein Verhältniß mit der Tochter eines reichen Kaufmanns angeknüpft, die als Mitgift nahe an eine Million Rubel erhält. Der Vater willigte in die Verbindung und sollte die Hochzeit am 15. August stattfinden. Sehr bereitwillig erfüllte der Bräutigam die Bedingung, zur russischen Kirche überzugehen; als er aber hörte, daß seine künftige Frau ihn nicht zu seinen Rennthieren begleiten werde, sondern er hier bleiben und als Theilhaber des Hauses seines Schwiegervaters eintreten solle, da trat er zurück, und um nicht weiter in Versuchung zu kommen, begab er sich sofort auf die Rückreise in sein Vaterland zu seinen Rennthieren und Moosen. Der Mann hatte 3 Diener zu Begleitern, deren einer täglich von 11 bis 1 Uhr in der Newa an der Nikolaibrücke angelte, und dabei stets von einer Menge Neugieriger umstanden wurde, weil er alles, was er fing, sogleich roh verzehrte."

Die Didaskalia erzählt folgenden Bagatell-Bankerott: Sir Mortor Pelo, der große englische Kapitalist, welcher in Amerika im vorigen Jahre so außerordentlich fetirt wurde und in Delmonicos Hotel zu New-York ein kleines Souper gab, das nur 25,000 Dollars kostete, hat ein Bankeröttchen gemacht, das sich sehen und hören lassen kann. Seine Verbindlichkeiten belaufen sich auf 9 Millionen Pfund Sterling, somit 60 Millionen Thaler, während seine Aktiva etwa 300,000 Pfund oder ungefähr 2 Millionen Thaler betragen. Das Defizit ist somit auf die Kleinigkeit von 58 Millionen Thaler anzuschlagen.

Am 26. v. Mts. fand im Saale Herz zu Paris die Versammlung der vier antisklavistischen Gesellschaften Frankreichs, Englands, Spaniens und Amerikas statt. Ganz besonders fesselten das Auditorium zwei Reden, die eines englischen Reisenden, Begleiters von Livingstone, der ganz dramatische Details über die Barbarei gewisser afrikanischer Volksstämme gab, wo man alljährlich nicht weniger als eine halbe Million Schwarzer opfert, um nur 20,000 Sklaven zu bekommen und sie zu verkaufen; die andere von einem jungen französischen Marinelieutenant, der mit einer äußerst gefahrvollen Mission in Zentral-Afrika betraut und nachdem er wie durch ein Wunder tausend Gefahren und dem Tode entronnen, Zeuge der schrecklichsten Scenen gewesen war. Hierauf erstattete ein spanischer Redner Bericht über den Stand der Frage auf Kuba und Portorico. In der auf heute anberaumten zweiten Sitzung werden sich Redner über die Vereinigten Staaten und Brasilien vernehmen lassen.

Der „Bürger- und Bauernfreund" erzählt: Was doch mitunter für spassige Dinge in Preußen passiren. Merkt auf. Ein junger Edelmann und jugendlicher Streber wird irgendwo Landrathsamtsverweser und hält sich im Gefühl seiner Würde einen Diener. Einen Geschäftsbesuch von seinem Oberpräsidenten und Präsidenten empfängt er als Junggeselle im ersten Gasthofe des Oertchens und hat zum Bedienen seinen Diener hinbestellt. Der Diener tritt mit der Suppe ein, und er ist ohne Livrée erschienen. Der junge Landrath springt auf und raunt ihm ärgerlich zu: „marsch, rasch nach Hause, ziehe meine Livree an und dann erscheine wieder. „Im Fluge ist er fort und auch da und bringt den zweiten Gang zur Tafel, Alles läßt die Hände sinken: „der Unglückliche hat „meine Livrée" und „meine Uniform" verwechselt", er erscheint in der Assessoren-Uniform seines Herrn.

Charade.

Stets sind am Platz die beiden Ersten,
Errathe schnell, wie heißen sie? —
Die Letzten aber sind die schwersten,
Denn sie zu lösen, macht dir Müh'.

Sie sind in jeder That vorhanden,
In jedem Werk, das du gemacht;
Ja, selbst eh' dieser Vers entstanden,
Hat es die Laune mir gebracht.

Um nun das Ganze zu errathen,
Bedenk', was ich dir sag' mit Ruh':
Es frißt nur Steine, anstatt Braten,
Säuft Wasser dann und raucht dazu.

Berichtigung. In Nro. 212 Seite 847 1. Spalte 8. Zeile von unten soll es heißen „Vortheile" statt Vorurtheile.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 216 Dienstag, 10. September 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Ihr Herz bewahrte einen Schatz von Liebe für dieses unglückliche Kind! Immer hatte sie neue und neue Gedanken, neue sinnvolle Erzählungen, mit denen sie in sein verschlossenes Verständniß einzudringen sich abmühte; aber wie ein Echo wiederholte er immer nur die letzten Worte, womit ihre sanfte Stimme die schlafende Seele wecken wollte; sie sprach ihm von Gott und den Engeln; sie wollte ihn beten lehren und faltete seine Hände, aber niemals erhob er seine Augen zum Himmel.

Sie versuchte es unter allen möglichen Formen, ihm die ersten Begriffe des kindlichen Alters beizubringen; sie las ihm vor, sie erzählte ihm und beschäftigte seine Augen, indem sie ihm allerlei Bilder vorzeigte; ja, sie suchte, statt der Worte, durch die Töne der Musik auf ihn zu wirken: Alles Umsonst!

So erschöpfte sie ihre Kraft in vergeblichen Anstrengungen, in fortgesetztem Kampfe; sie arbeitete, um immer wieder hoffen zu dürfen, aber für die Augen William's waren Bilder nur Farben und für sein Ohr selbst die Sprache der Mutter nur leerer Schall.

Doch wuchs das Kind auf in wunderbarer Schönheit, und wenn man ihn nur während eines Augenblickes sah, so hatte man die Unbeweglichkeit in seinen Gesichtszügen für Seelenruhe halten können; aber dieser Gleichmuth, diese völlige Unempfindlichkeit gegen Kummer und Freude, und daß seine Augen nie geweint hatten, machten auf uns einen seltsamen, schaurigen Eindruck. Ach! es muß wahr sein, daß die Fähigkeit, zu leiden, von unserer menschlichen Natur unzertrennlich ist! Das ewige Lächeln Williams sagte einem Jeden: seht den armen Blödsinnigen! Die Mütter wissen nicht, welches Glück in den Thränen ihrer Kinder sich verbirgt. Eine Thräne ist eine Klage, ein Wunsch, eine Furcht; es ist das erste Begreifen des Daseins! Ach! William war mit Allem zufrieden. Er schien mit offenen Augen den ganzen Tag zu schlafen; er ging nicht rascher; er wandte sich nicht um, floh keine Gefahr, hatte keine Langeweile und kannte keine Ungeduld, keinen Zorn. Wenn er den Worten nicht gehorchte, so folgte er doch willig der Hand, die ihn führte! In dieser, alles geistigen Lichtes beraubten Natur war ein Instinkt wach! er kannte seine Mutter, ja er liebte sie! Er stützte sich gern auf ihre Kniee oder ihre Schulter; er umarmte sie. Wenn ich ihn lange von ihr entfernt hielt, so bemächtigte sich seiner eine gewisse Unruhe und Aengstlichkeit, und führte ich ihn zu seiner Mutter zurück, so zeigte er zwar keine Freude, aber er ward ruhig. Diese Zärtlichkeit, dieses schwache Licht, das im Herzen Williams leuchtete, war das Leben seiner Mutter. Hier hatte sie die Kraft gefunden, zu versuchen, zu hoffen und zu warten. Wenn ihre Worte nicht begriffen wurden, so verstand das geliebte Kind doch die Küsse! Wie oft nahm sie den Kopf Williams zwischen ihre Hände und küßte, küßte lange seine Stirne, als hoffe sie durch ihre Liebe diese stumme eisige Seele zu erwärmen! Wie oft erwartete sie ein Wunder, wenn sie ihren Sohn in die Arme schloß und das Herz Williams an ihrem heißen Herzen schlagen fühlte! Oft verspätete sie sich Abends in der Kirche des nahen Dorfes. Auf den Knieen vor der marmornen Statue der Mutter Gottes, die ihren göttlichen Sohn im Arme hielt, betete die fromme Unglückliche: Heilige Mutter Gottes! mein Sohn ist seelenlos, wie dieses Bild des Deinen! Bitte Gott um eine Seele für mein armes Kind!

Sie war die Wohlthäterin aller armen Kinder im Dorfe, gab ihnen Nahrung und Kleidung, und sagte mit weinenden Augen: „betet für ihn!“ Sie tröstete die Mütter, wenn ein Leiden über sie kam, und ließ keine Thräne ungetrocknet; aber sie hoffte heimlich in innerster Seele, daß auch sie einst zu weinen aufhören werde. In der ganzen Gegend war sie geliebt, gesegnet und verehrt; sie wußte es und brachte, nicht mit stolzer Zuversicht, sondern in Demuth und Hoffnung die Segnungen der Unglücklichen dem Himmel dar, ihn um Gnade für ihren Sohn anflehend. Am liebsten sah sie William schlafend; er war dann schön, so ähnlich anderen Kindern, und sie vergaß eine Minute, eine Sekunde lang das traurige Loos ihres Kindes und war im Anschauen dieser regelmäßigen Züge, dieser goldnen Haare und langen Augenwimpern, die ihren Schatten auf die rosigen Wangen Williams warfen, Mutter und fast eine frohe, eine stolze Mutter! So hat Gott Augen-

blicke der Gnade, selbst für die, welche hienieden zu leiden bestimmt sind.

So verfloß die erste Kindheit Williams, er erreichte sein achtes Jahr. Da ging in Eva eine traurige Veränderung vor, die meinem aufmerksamen Auge nicht verborgen bleiben konnte; sie hörte auf zu hoffen, vielleicht weil die Größe ihres Sohnes den Mangel aller Intelligenz noch schärfer hervortreten ließ, vielleicht auch, weil ihre Seele in völliger Erschöpfung der vergeblichen Anstrengung entsagte und nur noch um Ergebung zu Gott betete. Sie legte die Bücher weg, die Bilder, die Musik, alle Mittel, die sie zu Hülfe gerufen; sie war erschöpft und still, aber, wenn möglich, noch zärtlicher gegen ihren Sohn. Als sie die Hoffnung aufgab, daß William in die Welt gehen, sich Freunde und eine Stellung im Leben erwerben könne, so fühlte sie auch, daß sie ihres Kindes einzige Stütze in dieser Welt sei, und hätte ihre Liebe für ihn verdoppeln mögen! Sie ward die Sklavin, die Dienerin ihres Sohnes; all' ihr Denken und Sinnen richtete sich darauf, ihm jedes Leiden, jedes Ungemach zu ersparen. Wenn ein Sonnenstrahl auf Williams Stirne fiel ließ sie den Vorhang herunter, damit das grelle Licht seine Augen nicht blende. Wenn sie fror, so brachte sie William ein wärmeres Kleid; wenn sie hungerte, so pflückte sie für ihn die Früchte des Gartens; war sie ermüdet, so rückte sie ihrem Sohne den Sessel zurecht und legte die weichsten Kissen hinein; sie horchte auf ihr eigenes Leben und Befinden, um zu errathen, was dem Sohne angenehm, was ihm Bedürfniß sein könnte. Sie war noch thätig für das geliebte Kind, aber ohne Hoffnung auf bessere Zukunft.

William erreichte sein eilftes Jahr, und Eva's Existenz trat in das letzte Stadium. Ihr Sohn war für sein Alter außerordentlich groß, und bedurfte der beständigen Sorge nicht mehr, welche die ersten Jahre des Lebens in Anspruch nehmen. Er war kein Kind mehr, das auf dem Schooße der Mutter schläft, sondern spazirte frei im Garten umher, stieg zu Pferde und begleitete mich gern auf meinen Bergreisen; der Vogel, obschon der Flügel beraubt, hatte sein Nest verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrer-Vereines.

Augsburg, 6. Sept.

Wir haben noch über die Debatte zu berichten, welche am Mittwoch in der zweiten und letzten Plenarversammlung zu dem bereits mitgetheilten Beschlusse auf Schaffung eines Landeslesebuches Seitens des Vereins führte.

Die Frage, welche als Referent Lehrer Deubler von Nürnberg zu lösen hatte, ging dahin: „Nach welchen Grundsätzen soll das Lesebuch der Volksschule bearbeitet sein? Wie ist Angesichts der Thatsache, daß in Bayern theils noch keine besonderen, theils schlechte Lesebücher im Gebrauche sind, für Einführung guter zu sorgen, ohne daß der freie Wille und die Anschauung des einzelnen Lehrers beeinträchtigt werde?" Der Referent entledigte sich seiner Aufgabe in einem eingehenden und reich mit praktischen Belegen und Winken ausgestatteten Vortrage. Da aber nach der Ansicht der Versammlung der zur Ausarbeitung des Lesebuches zu bestellenden Kommission keinerlei Normen für ihre Aufgabe vorgeschrieben werden sollen, so begnügen wir uns damit, nur die Hauptsätze aus dem umfangreichen Referate wiederzugeben.

Herr Referent Deubler konstatirte, daß auf der Versammlung in Nürnberg Lehrer Marschall aus Ansbach mit Recht wohl der allgemeinen Ueberzeugung der Lehrer, wie Aller, denen das Gedeihen der Volksschule wahrhaft am Herzen liegt, Ausdruck gegeben habe, wenn er beklagte, daß die vorhandenen Lesebücher für die Volksschule nicht mehr den Forderungen entsprechen, welche man an ein solches mit Recht stellen könne und stellen müsse. Ein Artikel in der Vereinszeitung (aus der Feder des Herrn Marschall) habe die Sache neuerdings angeregt und die dort niedergelegten Grundsätze müßten wohl als richtig anerkannt werden. Referent ist kein Freund von amtsmäßiger Oktroyirung und Privilegirung der Lesebücher für die Volksschule; er will, daß in der Wahl derselben dem Lehrer die Freiheit eingeräumt werde, die ohnehin in den thatsächlichen Verhältnissen ihre mäßigenden und begränzenden Schranken finden werde. Da aber die Regierung eine Konkurrenz für ein gutes Lesebuch zu veranstalten beabsichtige, so halte er es nicht nur für höchst nützlich, sondern sogar für nothwendig, daß der Verein mit einem ihm entsprossenen Werke auf den Markt des Lebens und in jene Konkurrenz eintrete. Allerdings gibt Hr. Referent zu, werde ein Lesebuch nicht jeden Lehrer befriedigen. Aber ein Buch, wie es der Verein auf die von ihm angegebene (und nachträglich beschlossene) Weise in's Leben rufen solle und könne, biete sich die Gewähr, daß es der überwiegenden Mehrzahl der Lehrer entsprechen werde. Das sei schon ein Moment, welches dem zu schaffenden Buche eine große Verbreitung sichere. Referent beleuchtet sodann in trefflicher Weise die Vortheile, welche ein tüchtiges und systematisch bearbeitetes, von den Resultaten der neuesten Forschungen auf wissenschaftlichem wie pädagogischem Gebiete getragenes und diese berücksichtigendes, dabei gleichwohl in populärer, aber nicht gemeiner Sprache, sondern in edlem Style abgefaßtes Lesebuch für den gesammten Unterricht bietet. Die Vortheile, welche ein solches Buch dem strebsamen Lehrer gewährt, liegen auf der Hand: aber auch den Schüler wird ein solches Buch

nicht nur mehr ansprechen, sondern, was die Hauptsache ist, ihn mit Freude und Lust zum Unterrichte und zum Denken und Lernen erfüllen, während die im Gebrauch befindlichen Lesebücher mit wenigen Ausnahmen für Lehrer und Schüler diese Wirkungen eben nicht haben, sondern eher die gegentheiligen. Der Referent zweifelt nicht, daß Männer der Wissenschaft für kurze und faßlich geschriebene Lesestücke, namentlich aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, zu gewinnen sein werden, wodurch zugleich die Uniformität des Styls vermieden werden würde. Wie sich nun Referent Zweck, Form und Inhalt eines Volksschullesebuches denkt, geht aus den folgenden Sätzen hervor. Das Lesebuch ist ein Buch zur Uebung und ein Buch zur Belehrung; denn in der ersten Schulzeit ist das Lesen vorherrschend Zweck, in den späteren wird es vorherrschend Mittel zum Zwecke der Belehrung. Der Lesestoff ist nach der geistigen Entwicklungsstufe des Schülers zu bemessen. In der ersten Schulzeit ist dabei zu beachten, daß er 1) die Schwierigkeiten des Lesenlernens nicht unnöthig steigere; 2) dem noch engen Anschauungskreise so angereiht werde, daß dieser sich allmälig erweitere. In der folgenden Unterrichtsstufe ist der Stoff in der Absicht auf Ausdehnung des Anschauungskreises der Kinder anzulegen, mit der Beachtung, daß er die Grundlage des Sprach- und beginnenden Realienunterrichts sei. In der letzten Unterrichtsstufe ist der Stoff aus der Naturkunde, Geographie, Religion der einzelnen Konfessionen, Geschichte und Nationalliteratur, der Landwirthschaft für Landschulen und der Industrie für Stadtschulen mit der Beachtung zu wählen, daß er nie gegen den Standpunkt der Wissenschaft verstoße. Die Schreibweise im Lesebuch sei rein und tadellos; denn sie hat für das Kind in Bezug auf Grammatik, Orthographie und Styl mustergiltig zu sein. Die Darstellung berücksichtige 1) daß die Gemüthsbildung zu pflegen sei, wofür a) die poetischen, so wie die anziehenden Prosaformen, wie Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen; b) Lesestücke, deren Stoffe von der religiösen und nationalen Seite aufgefaßt sind, in Anwendung kommen; 2) daß die Lesestücke das Sprachverständniß fördern und allmälig zur Auffassung größerer Schriftstücke, so wie der Nationaldichter führen sollen, und daß das Lesebuch die Grundlage des grammatischen und theilweise auch des stylistischen Unterrichts sei. Bei der Fibel ist die Methode des Lesenlernens für die Eintheilung maßgebend. Im darauffolgenden Lesebuch sind hiefür entscheidend: 1) die noch zu überwindenden Leseschwierigkeiten; 2) die Fortschritte im Sprachunterrichte und Sprachverständnisse; 3) die Fortschritte in der Erweiterung des Anschauungskreises der Schüler, der sich schon auf die Realien erstreckt. Bei Eintheilung des Lesebuches für die letzten Schuljahre ist zu beachten: 1) Um eine systematische Uebersicht des großen Ganzen zu gewähren, sollen die Lehrfächer nicht zu sehr getrennt werden, indem es leichter ist, nach Belieben verschiedene Nummern der Lesestücke lesen zu lassen, als nach Bedarf das für die einzelnen Lehrgegenstände Gehörige aus dem ganzen Buche zusammensuchen zu müssen. 2) Es sind für jeden Lehrgegenstand die nothwendigen Repräsentanten seiner Unterabtheilungen aufzunehmen und am Ende kurze Uebersichten anzubringen. 3) Für die Sprachlehre ist eine Zusammenstellung von Sätzen über alle in der Grammatik vorkommenden Sprachgesetze nach großen Gruppen einzuhalten. 4) Alles Uebrige, was den Namen Lesestück nicht verdient, ist aus dem Lesebuche verbannt zu halten; nur Sprach- und Stylaufgaben dürfen ganz kurze Andeutung erfahren.

In der folgenden Debatte nannte Lehrer Marschall von Ansbach die privilegirten bayerischen Schulbücher kurzweg schlecht; ihre Fabrikation könne man schlechthin „Schulbücherschneiderei" nennen. Redner ist zwar nicht in Allem mit dem Referenten einverstanden, macht sich aber dessen Antrag, daß der Verein die Sache in die Hand nehme, eigen. (Hiebei sei erwähnt, daß ein Lesebuch Marschall's, für Mittelschulen bestimmt, ehrenvoll erwähnt ward.)

Eine Befürchtung, welche Lehrer Strauß aus Altdorf ausspricht, es möchte durch ein allgemeines Lesebuch ein Stauwerk für die fernere Entwicklung auf diesem Gebiete geschaffen werden, wird vom Referenten und dem II. Vorstand, Lehrer Brand aus Steinheim, zu Jenes Zufriedenheit beseitigt mit der Erklärung, daß auch bei dem projektirten Landeslesebuch an keine zwangsweise Oktroyirung gedacht werde, und daß ja der Verein selbst auf Aenderung des Buches bedacht sein werde, wenn es mit der Zeit nicht mehr als entsprechend gelte, es müßte denn, was beide nicht hoffen und nicht besorgen, in dem Vereine selbst Stagnation eintreten.

Brand konstatirt noch, daß in manchen Schulen eigentlich gar kein Lesebuch eingeführt sei.

Bergmann (nicht Erdmann, wie es im ersten Berichte hieß), israelitischer Lehrer aus Roth, wünscht, daß in dem religiösen Theile des Lesebuchs sorgfältig und gewissenhaft alle konfessionellen Anstößigkeiten vermieden werden, um nicht schon der Jugend den Geist des konfessionellen Zankes einzuprägen. Der beregte Theil soll im Gegentheil der Verbreitung wahrer Nächstenliebe und religiöser Duldung dienen.

Referent Deubler stimmt dem bei, da nach seiner und wohl aller Lehrer Ansicht jene Lesestücke, welche, natürlich für jedes religiöse Bekenntniß gesondert, Lesestücke religiösen Inhaltes sind, durchaus würdig und liebevoll gehalten und jeder Kritik und jeden Haders bar sein sollen.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Indeß hatte sich der Mittag genaht. Der Himmel war von der Frühe an mit schwarzen Wolken bedeckt; nur einzelne Sonnenblicke beleuchteten bisweilen das bunte Hin- und Herwogen der Menge und einzelne, abwechselnde Stellen in dem weiten, schönen Rheinthale. Endlich scheuchte ein starker Gewitterregen die kühnen Redner von der Bühne herab. Alles rannte wild durcheinander, Schutz und Obdach suchend. Rings um das Schloß bildeten die aufgespannten Regenschirme eine buntfarbige Decke. Jeder haschte nach einem handbreiten Plätzchen unter derselben, um dem Kopfe einige Tropfen zu ersparen, und überließ gerne seinen Rücken dem träufelnden Fischbeine. Andere konnten nur ihren Hambacher Hut in der Eile mit einer Serviette gegen das feuchte Element bewahren und bezeugten durch Glätten des Hambacher Bartes, durch Singen und Vivatrufen ihre Ergebung in die unliebe Prüfung. Weiterhin sah man wieder Gruppen, in einen Mantel gehüllt, unter einem Regendache, theils auf der Tafel, theils auf der Bank theils auf dem Boden stehend, im Scherze an den Resten zehrend, die sie in Eile von dem unterbrochenen Festmahle erbeutet hatten.

Nach einer ziemlich langen Pause erhellte sich der düstere Himmel, der Regen ließ nach, das Toben des Windes legte sich, und rings umher hallte wieder das Getöse der buntesten Menge. Die großen Tafeln an zwei Seiten der Burgruinen hin füllten sich auf's Neue, um das theuere Bezahlte nicht gänzlich zu verlieren.

Bald begannen die Toaste, die in einzelnen Pausen von den Festliedern unterbrochen wurden.

Nachdem in der Fülle des Weines die Köpfe voller und die Zungen geläufiger geworden, erhoben sich noch einmal mehrere Redner kühner, heftiger, stürmischer als am Vormittage. Auch Dr. Wirth trat noch einmal auf die von Rasen aufgeworfene Rednerbühne. An mehreren Orten wurden jetzt bunt durcheinander zu gleicher Zeit Reden gehalten. Da diente ein Tisch, dort ein Stuhl zur Tribüne. So sprachen, schallten, stürmten Hochdörfer, Dr. Grosse, Cornelius, Dr. Pistor, Brüggemann, Lohbauer, Hallauer, Scharpff, Barth, Becker, Müller, Widmann aus Würzburg, Strohmeyer und die zwei Polen Grzymala und Oranski.

Der Lärm und das Gejauchze der Menge übertönte die meisten Sprecher. Die Tieferblickenden in der Menge des Volkes schüttelten bedenklich die Köpfe ob der zügellosen Schmähungen und tollen Herausforderungen einzelner Redner. Mit Bedenken erblickten sie die Haufen müssiger Bettler, arbeitsscheuer Handwerksburschen und sonstiger Müssiggänger, die Alles wagen konnten, weil sie in keinem Falle etwas zu verlieren hatten und von lügenhaften Versprechungen weither beigelockt, sich mehrere bedenkliche Aeußerungen erlaubten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine interessante Erfindung], die auf der Pariser Ausstellung gerechtes Aufsehen erregte, ist der copiste instanté (augenblickliche Kopist), mit Hülfe dessen in der schnellsten und einfachsten Weise jedes Schriftstück kopirt werden kann. Wie die Stenographie zur Kurrentschrift, so verhält sich dieser copiste instanté zur gewöhnlichen, bisher gebräuchlichen Kopirmaschine, welche durch die neue Erfindung bald verdrängt werden dürfte. Letztere erlaubt jeden Brief alsogleich, ohne jede mechanische Vorrichtung, indem man einfach mit der Hand das aufgelegte Kopir-Papier überstreicht, trocken zu kopiren. Herr Moriz Thielen (Kärtnerstraße Nr. 6), hat diese Erfindung von der Pariser Ausstellung nach Wien importirt.

Charade.

Dreisylbig trägt es Krieg und Brand,
Leid, Kränkung, Schmach durch jedes Land,
Verschwindet von der Erde nie,
Denn nimmer gibt die Phantasie,
Treibt es Verstand und Herz auch fort,
Ihm noch den letzten Zufluchtsort.

Zweisylbig wird's, gerecht und fein,
Des Erstern Gegner immer sein.
Es zagt der Frevler, ob er scharf,
Ob Milde es erwarten darf.
Und auch der Künstler fraget bang,
Wie es von seinem Werke klang.

Einsylbig ist es auf der Welt
Ein Jeder; aber Niemand hält
Sich gern dafür, und will's allein,
An und für sich betrachtet sein,
Und wirklich sieht man Keinem an,
Daß er's nur ist, nie mehr sein kann.

Auflösung der Charade in Nr. 211:
Rechtsfrage.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 217 Mittwoch, 11. September 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Fortsetzung.)

Das Unglück Williams hatte nichts Abschreckendes, nichts Peinliches! Es war ein schöner Knabe, still und ruhig, wie man es auf dieser Erde nicht ist; sein Blick war sanft, sein Mund verstand nur zu lächeln; er war nicht linkisch, nicht unangenehm, nicht lästig: aber seine Seele schlief und hatte keine Frage, keine Antwort für seine Umgebung. Frau v. Meredith hatte um Nichts mehr, ihren Schmerz zu beschäftigen und zu lindern — und saß wieder an jenem Fenster, wo man den Weiler und den Kirchthurm sieht, auf derselben Stelle, wo sie ihren Gemahl so schmerzlich beweint hatte. Ihr bleiches Gesicht sah ins Freie, als wolle sie den Wind, der in den Bäumen sauste, bitten, auch ihre heiße Stirn zu kühlen. Ihre Arme hingen schlaff herunter, ermüdet und ohne alle Kraft, als hätten sie auf Erden Nichts mehr zu beschicken. Die Hoffnung, die Sorge, Alles fehlte ihr fast zugleich — sie konnte nur noch wachen, über das geliebte Kind, von ferne wachen, Tag und Nacht, wie eine ewige Lampe im Gotteshause, die nie erlischt. Aber ihre Kräfte waren erschöpft; ihr Schmerz war in das Stadium zurückgetreten, von dem er ausgegangen, und sie verfiel abermals in trübes Schweigen und völlige Unbeweglichkeit. Vergebens hatte sie mit Muth und Hoffnung für das theure Kind sich hingeopfert, nun ging sie dem Grabe entgegen. Allen Mitteln meiner Kunst trotzend, sah ich sie abmagern und täglich schwächer werden. Ach, wo gibt es ein Mittel gegen das Leiden der Seele! —

Armer Fremdling! Sie hätte ihrer heimathlichen Sonne bedurft und das Glück des Herzens, um sich zu erwärmen und zu erheben; aber ihr fehlten die Sonne und das Glück! Lange Zeit ahnte sie die Gefahr nicht, die ihrem Leben drohte, weil sie an sich nicht dachte; aber als sie endlich ihren Lehnstuhl nicht mehr verlassen konnte, da begriff sie ihren Zustand. Ich kann die Angst, den Jammer der armen Frau nicht beschreiben bei dem Gedanken, daß sie William ohne Stütze, ohne Freunde, ohne Beschützer zurücklassen sollte unter gleichgültigen Menschen, ihn, der so sehr der Liebe bedurfte, und den man wie ein Kind leiten und führen mußte. Wie bemühte sie sich zu leben! Mit welcher Begierde nahm sie die heilsamen Tränke, die ich für sie bereitete! Wie oft glaubte sie an ihre Genesung, aber die Krankheit nahm rasch zu. Sie hielt William nun oft im Hause; sie wollte ihn nicht mehr aus den Augen verlieren.

„Bleibe bei mir," sagte sie, und William, der bei seiner Mutter immer zufrieden war, setzte sich zu ihren Füßen nieder. Sie sah ihn lange an, bis sie in einem Strom von Thränen die geliebten, sanften Züge ihres Kindes nicht mehr unterscheiden konnte; dann rief sie ihn näher zu sich heran, schloß ihn an ihr Herz, und rief in einer Art Delirium: „O könnte meine Seele, wenn sie diese hinfällige Hülle verläßt, einkehren in dieß theure Kind, wie gerne wollte ich sterben!"

Eva konnte nimmer an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln, und als alle irdische Möglichkeit verschwand, hatte dieses Herz voll Liebe noch süße Träume, aus denen es neue Hoffnung schöpfte. — Wie traurig war es, diese arme Mutter so langsam hinsterben zu sehen, unter den Augen eines Sohnes, der den Verlust, der ihm drohte, nicht zu ermessen verstand und ihr zulächelte, wenn sie ihn in schmerzlicher Angst betend an's Herz schloß.

Er wird mich nicht vermissen, sagte sie dann, mich nicht beweinen — — er wird sich meiner nicht erinnern!

Und sie saß unbeweglich, in stummem Anschauen ihres Kindes verloren; manchmal reichte sie mir ihre Hand; — Sie lieben ihn, Freund Doktor? fragte sie leise.

Ich werde ihn nicht verlassen, antwortete ich, so lange er nicht bessere Freunde gefunden hat.

Gott im Himmel und der arme Dorfarzt waren die einzigen Beschützer, denen sie ihren Sohn anvertrauen konnte. Der Glaube ist etwas Großes, Heiliges! ... Diese Frau — Wittwe, enterbt, sterbend, neben einem blödsinnigen Kinde — verzweifelte nicht! Ein unsichtbarer Freund stand ihr bei; sie schien sich an ihn zu stützen und zuweilen heiligen Worten zu lauschen, die sie allein vernahm. Eines Morgens ließ sie mich frühe rufen; sie hatte ihr Lager nicht verlassen können und zeigte mir mit ihrer abgezehrten Hand ein Papier, auf das sie einige Zeilen geschrieben hatte.

Freund Doktor, sagte Eva mit der sanftesten Stimme, ich habe keine Kraft, weiter zu schreiben, vollenden Sie diesen Brief.

Ich las, was folgt:

„Mylord, ich schreibe Ihnen zum Letztenmale. Ihrem Alter ist die Gesundheit zurückgegeben, ich leide und bin zu sterben bereit. Ich lasse Ihren Enkel William Kysington ohne Beschützer in der Welt zurück. Mylord, dieser letzte Brief soll mein Kind und das Kind Ihres Sohnes in Ihr Andenken zurückrufen; ich bitte für ihn, nicht um Ihren Reichthum, aber um einen Platz in Ihrem Herzen. Er hat von Allem, was das Leben gibt und nimmt, nur Eines verstanden, die Liebe seiner Mutter. Ich muß ihn für immer verlassen! Schenken Sie ihm Ihr Wohlwollen, Mylord; er bedarf es!"

Sie hatte nicht vollenden können; ich fügte hinzu:

„Lady William Kysington hat nur noch wenige Tage zu leben; welches sind die Befehle Eurer Herrlichkeit in Beziehung des Kindes, das Ihren Namen trägt?

Der Doktor Barnabé."

Dieser Brief wurde nach London gesendet und wir erwarteten die Antwort des Lords. Eva verließ ihr Lager nicht mehr; William saß bei ihr; er hielt den ganzen Tag die Hand der geliebten Mutter in der seinen, und die Mutter versuchte, ihm wehmüthig zuzulächeln. Ich saß auf der andern Seite des Krankenbettes und reichte die Arzneien, die das Uebel erleichtern konnten.

Eva sprach nun mit ihrem Sohne, als zweifle sie nicht mehr, daß er nach ihrem Tode ihrer Worte sich erinnern werde; sie gab ihm Belehrungen und Rathschläge, als sei das blödsinnige Kind ein verständiges Wesen; und sich zu mir wendend, sagte sie: Wer weiß, Doktor, ob nicht vielleicht ein Tag kommt, wo er in der Tiefe seines Herzens meine Worte wieder findet!

Einige Wochen gingen vorüben. Eva's Ende kam näher, und wie ergeben ihre christliche Seele war, so konnte sie im Angesichte des Todes doch dem Schmerze der Trennung und dem Grauen vor der verhängnißvollen dunklen Zukunft nicht entgehen. Der Priester des Dorfes kam, sie zu trösten; als er sie verließ, näherte ich mich ihm und nahm seine Hand: — Sie werden für sie beten, sagte ich. — Ich habe mich ihrer Fürbitte empfohlen, antwortete er mir.

Es war der letzte Tag Eva's. Die Sonne war untergegangen; das Fenster, an dem sie so lange Zeit gesessen, war geöffnet, und sie konnte von ferne die Gegend sehen, die sie geliebt hatte. Ihre Arme umschlossen William, sie küßte seine Stirne, seine Haare und weinte schmerzlich.

Armes Kind! was wird aus Dir werden? O! sagte sie mit dem Accent der innigsten Liebe, höre mich an, William, ich sterbe! Dein Vater ist gestorben! Du bist nun allein auf der Erde! Bete zu Gott! ich übergebe Dich Dem, der den Sperling auf dem Dache kennt, er wird auch die Waise bewachen. Liebes Kind, sieh' mich an, höre mich! Bemühe Dich, es zu begreifen, daß ich sterbe, damit Du eines Tages Dich meiner zu erinnern vermagst! Und die arme Mutter verlor die Kraft, zu sprechen, aber nicht die, ihr Kind zu liebkosen.

In diesem Augenblick hörte ich ein ungewohntes Geräusch. Der Sand im Garten knarrte unter den Rädern eines Wagens. Ich eilte an die Hausthür. Lord Kysington und Lady Mary traten in das Haus.

Ich habe Ihren Brief erhalten, sagte der Lord, im Augenblick, als ich eine Reise nach Italien antreten wollte. Es kostete mich keinen großen Umweg, selbst hierher zu kommen, um das Schicksal von William Meredith zu ordnen; hier bin ich. Lady William?

Lady William Kysington lebt noch, Mylord, antwortete ich.

Es war mir peinlich, diesen ruhigen, kalten, strengen Mann in das Zimmer eintreten zu sehen, besonders in Begleitung der hochmüthigen Frau, die nun Zeuge sein sollte von einem für sie so erwünschten Ereigniß, dem Tode ihrer Rivalin. Sie drangen in das kleine, einfache, bescheidene Krankenzimmer ein, so verschieden von den kostbaren Gemächern zu Montpellier, und näherten sich dem Bette, hinter dessen weißen Behängen Eva ruhete. Bleich, aber noch schön, lag sie wie verklärt da, und hielt ihren Sohn fest ans Herz geschlossen. Sie setzten sich; der Lord zur Rechten, die Lady zur Linken, an das Schmerzenslager nieder, aber sie fanden kein wohlwollendes Wort, die arme Sterbende zu trösten, die ihre Augen hoffend zu ihnen aufschlug. Einige kalte Phrasen, einige nichtssagende Höflichkeitsbezeugungen, das war Alles! Sie sahen dem Tode zum Erstenmale ins Angesicht und wandten sich ab von der schmerzlichen Agonie, an der ihr Herz keinen Theil nahm. Sie überredeten sich, daß Eva weder sehe noch höre, und wollten nur ganz einfach warten, bis sie wirklich gestorben sei; darum nahmen sie sich nicht einmal die Mühe, ihrem Gesichte den Ausdruck von Güte und Bedauern zu geben. Eva sah sie mit sterbendem Blicke an und ein plötzlicher Schrecken machte das kaum noch schlagende Herz erbeben. Sie begriff in diesem Augenblick, was sie während dem Leben nicht verstanden hatte, den geheimen Haß der Lady und die unerschütterliche Gleichgültigkeit, den starken Egoismus des Lords. Sie sah endlich, daß diese Menschen die Feinde, nicht die Beschützer ihres Sohnes seien, und der Schrecken, die Verzweiflung sprachen aus dem todtenbleichen Gesichte.

(Schluß folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet das bunte Fest außer dem obenerwähnten Unfalle, der das Leben eines jungen Mannes kostete, durch keine besondere Unordnung gestört wurde, so fand doch mancher reichere Bürger in der Nähe des Schlosses Das, woran er am Morgen noch nicht gedacht hatte, am Abende rathsam, nämlich, wie bei einem feindlichen Ueberfalle das Werthvollste seines Hauses in geheime Gemächer zu verbergen und vor Plünderung zu wahren.

Zum Glücke war diese Vorsicht nicht nöthig. Unter den Anwesenden glaubte man zwei Spione mit Bestimmtheit erkannt zu haben, und nur mit Mühe gelang es dem Gemeinderathe und der Nationalgarde, die Verdächtigen gegen das erbitterte Volk zu schützen.

Abends war Ball in den Gasthöfen von Neustadt und überall ertönten Freiheitsgesänge und freudige Toaste auf die Freiheit Deutschlands.

Noch mehrere Tage ließen sich Nachzügler blicken; noch mehrere Tage dauerten die Vorlesungen der von allen Seiten her schriftlich übersandten Glückwünsche und Beipflichtungen und die Berathungen auf dem Schießplatze zu Neustadt fort, wie die Begeisterung des Festes durch ganz Deutschland verbreitet, wie seine Absicht möglichst sicher in eines Jeden Heimath sollte erreicht werden.

Am ersten Juni wurde endlich auf der Burg das Fest dadurch geschlossen, daß von den Festordnern in Begleitung der Neustadter Bürgergarde und vieler Anderer die auf der Ruine aufgepflanzten beiden Fahnen, die deutsche und die polnische, herabgenommen und im festlichen Zuge nach Neustadt verbracht und dem Aeltesten der Festordner zur Aufbewahrung übergeben wurden, wobei es dann wieder an rednerischen Ergüssen nicht gebrach.

So war ein elektrisches Feuer durch alle Gauen von Deutschland geworfen, welches wahrhaft zauberische Wirkungen hervorrief. Allenthalben unterhielt man sich vom Hambacher Feste, allenthalben wurden die daselbst lebhaft besprochenen Wünsche und Hoffnungen erläutert und erweitert. Die Hambacher Ruine hatte welthistorischen Ruf erlangt.

Doch es blieb nicht bloß bei Ideen, ins Leben, in den Handel und Wandel gingen sie rasch über. Allenthalben trug man Hambacher Hüte, Hambacher Bärte, Hambacher Sacktücher, Hambacher Schürzen, Hambacher Röcke, Hambacher Stöcke.

Nur der ächte Hambacher, der feingährige Riesling, der feurige Traminer, mußte noch immer für Deidesheimer und Forster gelten und wurde als solcher verkauft und versendet.

Im Rheinkreise selbst war das Fest auf dem Hambacher Schlosse der höchste Punkt der Bewegung. Die Volksversammlung ging zwar ruhig auseinander, aber den dort geoffenbarten Geist zu dämpfen und zu unterdrücken, wurde fortan von der bayerischen Regierung kein Mittel außer Acht gelassen und der Bewegung mit Ernst Einhalt geboten.

Nach einem Reskripte des Gesammtministeriums vom 2. Juni 1832 hatte die königliche höchste Behörde schnelle Nachricht: „wie in Reden, Liedern, Trinksprüchen und Flugschriften mit einem an Wahnsinn gränzenden Fanatismus zum Umsturze der bestehenden Landesverfassung und der jetzigen deutschen Bundesverhältnisse aufgefordert; die Majestät des Königs angetastet; auswärtige Regierungen geschmäht und bedroht; wie zum Hohne der bestehenden Staatsordnung die Abzeichen ungesetzlicher Verbrüderungen und die Symbole strafbarer Auflehnung öffentlich zur Schau gestellt und allenthalben verbreitet; wie von Fremdlingen durch Theilnahme an den erwähnten Freveln das Gastrecht mißbraucht; wie endlich von den Aufwieglern, sei es aus eigener Bewegung, oder auf fremden Antrieb, auf den erwarteten Beistand der Gleichgesinnten des In- und Auslandes hinzudeuten, keine Scheu getragen wurde."

Gerichtliche Untersuchungen begannen; Dr. Grosse, Schüler, Dr. Pistor flüchteten sich nach Frankreich; Dr. Siebenpfeiffer in die Schweiz; Dr. Wirth, Hochdörfer, Baumann, Widmann wurden verhaftet. Nebenbei wurde aber auch der Generalkommissär (Regierungspräsident) v. Andrian abberufen und in den Ruhestand versetzt. Feldmarschall Fürst v. Wrede wurde als außerordentlicher Bevollmächtigter des Königs mit einer ansehnlichen Truppenbegleitung in den Rheinkreis gesendet und besetzte Speyer, Dürkheim, Neustadt und die Hauptorte mit seinen Truppen, die Truppen wurden dem besonderen Befehle des Generallieutenants v. Lamotte übergeben und namentlich auch in die Umgebung des Hambacher Schlosses verlegt. Als neuer Generalkommissär des Rheinkreises wurde Frhr. v. Stengel ernannt. Ueberdieß wurden die besonderen Beschwerden einzelner Gemeinden, welche vielfach sogenannte Freiheits- oder Beschwerdebäume gepflanzt hatten, ermittelt und den schreiendsten Mißständen abgeholfen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Mit einem kleinen Boote durch den atlantischen Ozean.] An Bord des Kauffahrers Mary Blake traf auf der Themse Andrew Armstrong

ein, der einzige Ueberlebende der vier Mann, welche in dem Boote John T. Ford den Weg von Baltimore über Havre nach Paris nehmen wollten. Das Boot hatte einen Gehalt von 2½ Tons und war das Eigenthum des Patrons Gould, welcher die Reise mit Armstrong und noch zwei anderen Matrosen unternommen hatte. Es verließ Baltimore am 22. Juni, mußte aber, da es ein Leck bekam, am 8. Juli in Halifax anlegen, von wo es am 16. wieder in See stach. Es hatte dann stets mit widrigen Winden zu kämpfen, und das Wasser war bereits so weit eingedrungen, daß die Mannschaft rastlos arbeiten mußte und ihre Kleider ganz durchnäßt waren. Ihr Zustand war überaus traurig. Am 2. August begegneten sie einem Barkschiffe, welches von Montreal nach Cork segelte; die Mannschaft bat um Brod, man konnte ihr jedoch keine Nahrungsmittel, sondern bloß eine Flasche Rum und etwas Tabak reichen. Am 5. war der Wind so heftig, daß das Boot jeden Augenblick in Gefahr war, umgestülpt zu werden; es wurde mit der genauesten Noth aufrecht erhalten, verlor aber den ganzen Oelvorrath und den größten Theil der Lebensmitel, während die armen Menschen ihre erstarrten Beine kaum bewegen konnten. Am 8. traf sie wieder ein Schiff, von welchem man ihnen Brod, etwas Oel und Tabak spendete. Der Vorrath ging jedoch bald aus; sie hatten nun kein Licht für den Kompaß und keine Mittel, die Füße zu erwärmen; sie verbrannten deßhalb die Bretter, welche als Ballast dienten, um sich Feuer und Beleuchtung zu verschaffen. Am 17. August trafen sie wieder ein Schiff, welches ihnen ein kleines Brod und einige Kerzen schenkte. Am 19. waren sie etwa 30 Seemeilen von Cork, als ein heftiger Sturm entstand: zwei der Leute hielten sich fest am Mast, die beiden anderen an der Seite des Kiels. In dieser Lage blieben sie die ganze Nacht, während welcher die Wellen über sie hinschlugen; am folgenden Morgen erblickten sie ein Schiff unter holländischer Flagge, welches ihnen jedoch keinen Beistand leistete. Der Steuermann John Shanny ersuchte Armstrong, für ihn zu beten, alle beteten gemeinschaftlich, wurden aber immer von den Wellen unterbrochen, welche über sie wegschlugen. Die Ohren des Steuermanns schwollen stark an und seine Augen drangen hervor; er schüttelte seinen Gefährten die Hände und küßte das Bildniß seiner Frau und wurde dann mit dem Schiffsjungen Morphy von den fluthenden Wellen im Meere begraben. Plötzlich rief auch der Kapitän: Gott erbarme sich meines Weibes und meiner Kinder und verschwand ebenfalls. Nur mit genauester Noth vermochte Armstrong sich im Boote zu behaupten, bis er am 23. von dem Liverpooler Schiff „Aerolite“ gerettet wurde. Er war völlig erschöpft, fast besinnungslos, als man ihn an Bord brachte, wo man ihm die sorgfältigste Pflege angedeihen ließ. Am 24. wurde er dem Schiffe „Mary Blak“ übergeben, welches mit ihm in London eintraf, wo der amerikanische Konsul für seine Beförderung nach der Heimath Sorge tragen wird.

[Garibaldi als Kandidat zum Norddeutschen Reichstag.] Im 238. Wahlbezirk des 6. Berliner Wahlkreises fand man, wie der „Soc.-Dem.“ mittheilt, einen Wahlzettel mit folgendem Inhalt:

„Herr Schulze-Delitzsch offen spricht:
Entfesselt nur die Bestie nicht!
Herr Neuhaus ist ein Mann ganz nett,
Doch macht den Kohl er auch nicht fett.
Den Arbeitsmann mit schwiel'ger Faust,
Den hilft kein Schulze, kein Neuhaus:
Ein Garibaldi fehlt uns jetzt,
Der alle die zum Teufel hetzt,

die den Arbeiter aussaugen und durch glatte Worte täuschen. Drum wähle ich: Giuseppe Garibaldi, auf der Insel Caprera im Königreiche Italien, den tapferen Kämpfer für Freiheit und Recht.“

Aus Frankfurt theilt man folgenden alten Spruch mit:

In Frankfurt in dem Dom
Gibt man des Reiches Kron',
Willst du mit List die Krone han
Wird Gott den ganzen Dom zersla'n.

Räthsel.

Ich bin im tiefem Versteck,
Da gebiet' ich und herrsche keck,
Und Jedermann ist mir unterthänig;
Der bringt mir viel, jener bringt mir wenig,
Kontribuiren müssen sie allzumal,
Ich entlasse keinen aus der Zahl,
Mancher thut's mit Freuden und bringt mir mehr als recht,
Dem vergelt' ich's aber wiederum schlecht;
Mancher thut's mit Sorgen und Klagen,
Dennoch hör' ich nicht auf, ihn zu plagen.

Auflösung der Charade in Nr. 213:
Grillparzer.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 218 Donnerstag, 12. September 1867.

Der Dorf-Arzt.

(Schluß.)

Eva versuchte es nicht, diese Menschen, die keine Seele hatten, durch ihr Flehen zu gewinnen; aber mit einer krampfhaften Bewegung zog sie William noch näher an ihr Herz und alle ihre Kraft zusammenfassend, rief sie, mit dem letzten Kusse: Mein Kind, mein armes Kind! Du hast keinen Schutz auf Erden; aber dort lebt ein gütiger Gott! Mein Gott, sei Du der Beschützer meines Kindes!

Mit diesem Rufe der Liebe, mit diesem erhabenen Gebete hauchte sie das Leben aus; ihre Arme lösten sich, ihre kalten Lippen ruhten ohne Beben auf der kalten Stirn William's. Sie umarmte ihren Sohn nicht mehr, denn sie war gestorben, gestorben unter den Augen der Menschen, die bis zuletzt sich geweigert hatten, ihr die helfende Hand zu reichen.

Einen Augenblick herrschte feierliche Stille; Niemand regte sich, Niemand sprach. Der Tod lehrt auch das stolzeste Haupt sich beugen vor Gott. Lady Mary und Lord Kysington knieeten am Sterbebette ihres Opfers nieder. Nach einigen Minuten erhob sich der Lord und wandte sich mit den Worten zu mir: Entfernen Sie dieses Kind aus dem Zimmer seiner Mutter und folgen Sie mir, Doktor; ich werde Ihnen meine Bestimmung über den Knaben mittheilen.

Seit zwei Stunden ruhte William auf der Schulter seiner Mutter, zwei Stunden schlug sein Herz auf ihrem Herzen, und sein Mund, auf ihren Mund gepreßt, hatte zugleich ihre Küsse empfangen. Ich näherte mich William, und ohne ihm unnöthige Vorstellungen zu machen, versuchte ich ihn zu erheben, und aus dem Sterbezimmer zu führen; aber William widerstand und schloß die leblose Mutter noch fester an sein Herz. Dieser Widerstand, der erste, den das arme Kind irgend Jemand auf Erden entgegengesetzt, rührte mich bis ins tiefste Herz. Indessen versuchte ich nochmals, William zu erheben, und dießmal gab er nach; er richtete sich auf und weinte, sein schönes Gesicht von Thränen überfluthet nach mir hinwendend. Bis zu diesem Tage hatte er nie geweint! Eine lebhafte Rührung bemächtigte sich meiner, und ich ließ ihn auf's Neue über die todte Mutter sich niederbeugen.

Führen Sie ihn denn weg! befahl Lord Kysington.

Mylord, er weint, rief ich. Ach, lassen wir ihn weinen! Ich neigte mich zu dem Kinde und hörte sein Schluchzen.

William! mein lieber William! sagte ich zitternd vor ängstlicher Rührung, indem ich seine Hand faßte, warum weinst Du, William?

Und wieder wandte er sich nach mir hin und mit sanftem Blick, voll tiefer Trauer, sagte er: „Meine Mutter ist todt!“ Ich habe keine Worte, zu schildern, was ich empfand. In den Augen Williams sprach ein geistiges Verständniß, seine Thränen flossen nicht bewußtlos, sondern voll bittern Schmerzes, seine Stimme war gebrochen, wie sie aus beschwertem Herzen kommt. Ich schrie laut auf und sank am Sterbebette auf die Knie.

Ach, Du hast nie gezweifelt, Du Verklärte, Selige! an der Barmherzigkeit Gottes. Lord Kysington bebte. Lady Mary war bleich wie die Leiche, die vor ihr lag.

Meine Mutter, meine Mutter! weinte William in Tönen, die mein Herz in Freude aufjauchzen ließen, und die Worte seiner Mutter wiederholend, jene Worte, von denen sie hoffte, er werde sie einst in der Tiefe seines Herzens wiederfinden, sagte William mit lauter Stimme: „Ich sterbe mein Sohn! Dein Vater ist auch gestorben! Du bist nun allein auf der Erde! Bete zu Gott!“

Ich drückte meine Hand sanft auf Williams Schulter, damit er sich beugen und niederknieen möge, und er kniete nieder und faltete seine zitternden Hände und seine Augen voll seelenvollen Schmerzes zum Himmel aufschlagend, flüsterte er: Mein Gott, erbarm Dich!

Ich neigte mich zu Eva und faßte ihre kalte Hand. — O Mutter, Mutter! die Du so viel gelitten hast, rief ich, hörst Du Dein Kind? Siehst Du herab von jenen seligen Höhen auf Dein Kind hienieden? Sei glücklich, selig! Dein Sohn ist gerettet! Du arme Frau hast viel geweint! Lady Mary zitterte nun vor der todten Eva; Lord Kysington führte seinen Enkel mit sich fort.

William war nicht mehr blödsinnig und reiste bald mit dem Lord nach Italien. Später wurde er in all'

seine Rechte wieder eingesetzt und der einzige Erbe aller Familiengüter. Die Wissenschaft kennt einige seltene Fälle, wo durch eine heftige moralische Erschütterung der Blödsinn geheilt wurde, und was ich erzählte, findet so eine natürliche Lösung; aber die guten Frauen im Dorfe, die Eva während ihrer Krankheit gepflegt und ihre heißen Gebete vernommen hatten, sind überzeugt, daß die Seele der Mutter in das Kind übergegangen ist, so wie die Sterbende es von Gott erfleht hatte.

Sie war so gut, versichern die Landleute, der Himmel konnte ihr Nichts versagen! Dieser kindliche Glaube ist in der ganzen Gegend verbreitet und Niemand beweinte Eva Meredith als eine Todte. — Sie lebt noch, sagen die Bewohner des Dorfes, und wenn Ihr zu dem Sohne sprecht, so antwortet Euch die Mutter. Seit William Kysington die Güter seines Großvaters übernommen hat, und jedes Jahr den Armen des Dorfes, wo er geboren und seine Mutter gestorben ist, reichliche Almosen sendet, sagen die Armen: Die gute Seele der Frau von Meredith denkt noch an uns! Ach, wenn sie in den Himmel geht, sind die Armen auf der Erde tief zu beklagen! Nicht ihr Grab wollen wir mit Blumen schmücken, aber auf die Stufen des Altars, vor das Bild der heiligen Jungfrau, zu der sie so oft betete, sie möge ihrem Kinde eine Seele schenken, wollen wir unsere Kränze niederlegen. Und als die guten Bäuerinnen an heiliger Stätte die Blumen zum Opfer brachten, flüsterten sie unter einander: Als Frau von Meredith mit heißer Andacht betete, antwortete die Mutter Gottes leise: „Ich werde Deine Seele Deinem Kinde schenken!"

Der Priester hat den guten Landleuten ihren rührenden Glauben gelassen, und ich selbst mußte weinen, als Lord William ins Dorf kam, mich zu besuchen, als er seinen Blick auf mich richtete, der dem Blicke seiner Mutter so ähnlich ist, und mit dem Tone ihrer Stimme sagte: Freund Doktor, ich danke Ihnen! Ich glaubte, wie die schlichten Landleute — lächeln Sie nicht, meine Damen — Eva Meredith stehe vor mir. So hat diese Frau, deren Dasein ein inniger Schmerz, nach ihrem Tode eine süße tröstliche Erinnerung hinterlassen.

Aber es ist spät, meine Damen! Entschuldigen Sie diese lange Erzählung; in meinem Alter kann man sich nicht kurz fassen, wenn man von den Erlebnissen der Jugend spricht. Verzeihen Sie dem Greise, der Ihnen bei seiner Ankunft ein Lächeln und durch seine Mittheilungen Thränen entlockt hat.

Diese letzten Worte wurden mit dem sanftesten, väterlichen Tone gesprochen, während ein halbes Lächeln seine Lippen umspielte. Alle traten zu ihm heran, Alle dankten tausendmal; aber der Doktor stand auf, nahm seinen Taftüberrock, und während einige seiner jungen Zuhörer ihm behülflich waren, sich anzukleiden, sagte er: Leben Sie wohl, meine Damen; meine Kalesche wartet, die Nacht ist gekommen, der Weg ist schlecht, gute Nacht! ich reise ab. Als der Doktor bequem in seiner Kalesche saß, und das Pferd, von der Peitsche aufgefordert, eben sich in Zug setzen wollte, trat Frau von Moncar rasch auf den Wagentritt und sich zu dem alten Manne hinneigend, flüsterte sie ganz leise: Doktor, ich schenke ihnen das weiße Haus, und werde es so herstellen lassen, wie es war, als sie Eva Meredith geliebt haben! — Sie eilte hinweg; die Wagen und die grüne Kalesche fuhren nach verschiedenen Richtungen in die Nacht hinaus.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Es war bereits völlig dunkel geworden, als der eigenthümliche monotone Klang der, das Allerheiligste begleitenden Glocke, Funke aus seiner stummen Verzweiflung erweckend, auf die ernste Handlung aufmerksam machte, die stattfinden sollte. Rasch sich von seinem Sitz neben dem Sterbelager des geliebten Weibes erhebend, eilte er hinaus, um den Priester des Herrn zu empfangen.

Wer beschreibt des unglücklichen jungen Mannes freudige Ueberraschung, als er in dem eben angelangten Priester den alten treuen Freund seiner Familie, als er in ihm den würdigen Pater Zacharias wieder erkannte?

„Nun so sei die Stunde gesegnet, in der Sie uns der Himmel nach jahrelanger Trennung wieder zuführt. Zwar ist die Lage meiner theuern Ida von den Menschen als hoffnungslos bezeichnet, doch Ihre bloße Nähe wird meine Frau so unendlich glücklich machen, daß ein Wunder nicht unmöglich wäre."

„Wenn es mich auch tief betrübt, mein Sohn, gerade an Ihrer würdigen Frau die traurigste Pflicht meines heiligen Amtes erfüllen zu müssen, so gereicht mir andererseits doch der Gedanke zum Trost, daß es mir gegönnt ist, sie, die stets die Tugenden einer Heiligen geübt, auf den Tod vorzubereiten. Sie sagten eben, daß Ihre Frau von den Menschen aufgegeben sei, doch was ist der Menschen erbärmliches Wissen im Vergleich zu Gottes allmächtigem Willen! Doch nun führen Sie mich zu der Sterbenden!"

Als Ida ihren Mann in Begleitung des geliebten und lange vermißten Pater Zacharias eintreten sah, da schien es, als erkenne sie den alten Freund ihres Hauses; wenigstens verrieth das traurige Lächeln, das ihre bleichen Lippen umspielte, die Freude, die sie beim Anblick des nun völlig gekrümmten Greises empfand.

Seit mehreren Tagen hatte Ida kein Wort mehr gesprochen. Funke empfand daher eine freudige Ueber-

raschung, als seine Frau mit allerdings bereits gebrochener Stimme sagte:

„Ach, Vater Zacharias, wer hätte vor acht Jahren gedacht, daß Sie, der damals meinen Bund mit Adolf segneten, heute die letzte kirchliche Pflicht als Sterbende an mir erfüllen würden; damals war Alles Jugend, Leben und Freude; heute bleibt nur noch Elend und der nahe Tod."

„Wer, meine Tochter, sagt Ihnen, daß nicht eben jene Jugend, von der Sie sprechen, Sie mit Gottes Hülfe dem bereits so nahe gewähnten Tode nicht entreißen wird?" Und dann fügte er im prophetischen Tone hinzu:

„Wenn über Dich in Lebenstagen,
Schon die Wellen zusammenschlagen,
Halt' am Glauben, fasse Muth!
Denn Gott ist groß, Gott ist gut."

„In diesen wenigen Worten, meine Tochter, liegt unser Glaube an die Allmacht Gottes; in ihnen liegt die Hoffnung, die uns bis an unser wirklich erfolgtes irdisches Ende aufrecht erhält. Wer überdieß so gelebt wie Sie, meine Tochter, dem kann wohl die Trennung von seinen Lieben schwer werden, doch der Tod vermag ihn nicht mit jenem eisigen Grauen zu erfüllen, das Jene empfinden, deren Leben eine Reihe von Sünden und Verbrechen an Gott und den Menschen gewesen."

„O gewiß, dieser Gedanke hat nichts Entsetzliches für mich! Ich weiß, daß mein im Tode brechendes Auge morgen die Sonne nicht mehr schauen wird; doch ich fühle, daß der Geist meiner Seele in der Nähe meiner Lieben fortleben und diese schirmend bewachen wird. Wenn ich die Augen schließe, da scheint es mir, als dringen bereits unbekannte, dieser Welt fremde Töne an mein Ohr, als erweitere sich der enge Kreis meines bald starren Blickes bis in die Unendlichkeit des Jenseits, um mich eine neue und schönere Welt erblicken zu lassen. Im selben Maaße, als die Kräfte meiner sterblichen Hülle schwinden, fühle ich, wie eine neue und höhere Kraft meinen Geist belebt und während mein Körper immer starrer und kälter wird, schwingt sich mein Geist in die unbekannten Regionen des Jenseits empor. Ach, Vater Zacharias, wenn das, was mein Ohr erlauscht, mein Auge sieht, der Tod ist, dann beginnt erst mit ihm das eigentliche Leben ohne Ende, in dem wir einst alle unsere treue Lieben wiedersehen werden."

Die Beichte des keuschen und reinen Weibes war bald beendet. Als Funke wieder am Sterbelager seiner Gattin erschien, da sprach Ida den Wunsch aus, die Kinder zu segnen, bevor sie sie auf lange Zeit verlassen müsse. Funke, der in wenigen Jahren vom sechsfachen Millionär zum Bettler geworden, ohne je den Muth verloren zu haben, vermochte im Augenblick der Trennung von dem geliebten Weibe seiner Verzweiflung nicht Herr zu werden.

Hermine, die bereits in dem Alter angelangt war, in dem die Kinder zu denken beginnen, begriff, daß sie der Mutter Segen zum Letztenmale empfangen habe. Ihr Schmerz war wahr und tief, wie ihn so heftig vielleicht nur die Jugend zu empfinden vermag und eben aus dem Grunde, weil solch' übermäßige Trauer die Wirkung momentanen Ueberreizes ist, läßt sie wieder nach und schwindet ganz, sobald die Jugendkraft den Sieg über die zu heftig erregten Nerven errungen hat.

Nur so läßt es sich erklären, daß junge Leute, deren Schmerz heute noch an Verzweiflung gränzt, schon nach wenigen Tagen ihre gewohnte Ruhe, nicht selten ihre so arglose Heiterkeit zurückerhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Auch in Paris hatten 450 Deutsche den 27. Mai 1832 im Gehölz von Boulogne als Mitglieder des deutschen Preßvereins in einem von dem Restaurateur Momsoney errichteten Zelte gefeiert, unter dem sich nebst den deutschen Festgebern viele französische Deputirte, Generale, Journalisten, dann Spanier, Italiener und Polen als geladene Gäste einfanden.

Die Versammlung hatte sich zum Präsidenten einen Mann gewählt, der als Jüngling, als Mann und als Greis für die Freiheit gekämpft hatte, und in zwei Welttheilen der Abgott des Volkes war, — den alten freundlichen Lafayette. Dieser nahm auch wirklich den Vorsitz am Ehrentische ein. Ihm zur Rechten saßen Saldanha, Carrel, Corcelles, Puyrayeau, Pinto; zu seiner Linken Ostrowski, Basteyrie, Jullien, Lelewell, Sercognani; zu beiden Seiten des Ehrentisches saßen noch andere Deputirte, flüchtige Spanier, Italiener und Polen, Publizisten und zwanzig Zöglinge der polytechnischen Anstalt.

Am oberen Ende des Zeltes prangten die Fahnen aller jener Nationen, die hier repräsentirt waren, oder denen die Sympathie der Versammlung zugekehrt war, in bunter Farbenpracht: die deutsche Trikolore, die französische Trikolore, die belgische Trikolore, die englische und die polnische Fahne. Aber auch eine schwarze Fahne war hier wie auf dem Hambacher Schlosse aufgesteckt.

Das Fest selbst war sehr lebendig. Die in's Deutsche übersetzten „Menschenrechte" Lafayette's wurden verlesen und ihr Inhalt als Worte des Glaubens und des Heils beschworen, die Marseillaise, das deutsche Mailied und andere deutsche Freiheitsgesänge gesungen,

so wie überhaupt die ganze Versammlung den Ausdruck der höchsten Leidenschaften hatte.

Die Zuschrift, welche von Straßburg aus von der dort bestehenden Gesellschaft der Volksfreunde nach Hambach geschickt worden war, wurde unter allgemeinem Beifall vorgelesen. Sie lautete:

„Völker schließt den heil'gen Bund
Und reichet euch die Bruderhand.
Beranger.

Deutsche Männer! der Kultus der Freiheit ist allen gebildeten Völkern gemein. Er ist die Religion der Männer, deren Herz für das Vaterland und für die Menschheit schlägt, aller derer, die mit Kraft und Biedersinn nach der Wohlfahrt ihrer Länder streben. Diese Religion, dieser Glaube vereinigt alle Sekten, alle Stämme, alle Nationen. Diese Wahrheit habt Ihr empfunden, als Ihr das hohe Fest beschlossen, das Euch heute vereinigt. Auch unser Herz, das Herz von Frankreichs Patrioten, schlug dem Eurigen entgegen, und zu neuem Leben ist die Sympathie erwacht bei dem Anblicke der heiligen Flamme, die Euch durchglühte. Beharret treu und bieder deutsche Männer in Eurem and edlen Entschluß. Schließet den Bund der Völker: Einheit unter Euren getrennten Fürstenstaaten. Möge unter Euch ein hochherziger und heiliger Brüderbund erstehen. Das französische Volk jauchzet Eurem muthvollen Streben Beifall zu, es theilt Eure Wünsche, Eure Sache ist auch die seinige. Obgleich es in den Juliustagen diesem Geiste der Freiheit den ersten Aufschwung gegeben, der die Welt jetzt in Bewegung setzt, so seufzet es nichts desto weniger unter den Folgen der bittersten Täuschungen, als Opfer seines Vertrauens auf gewisse Menschen, die ihm keine andere Bürgschaft darboten, als ihre falschen und prahlerischen Versprechungen. Möchte sein Beispiel Euch zur politischen Lehre dienen. Empfanget nun besonders die Versicherung des biedern Brudersinnes, den Euch Straßburgs Patrioten auf alle Zeiten weihen. Rechnet bei jeder Gelegenheit auf ihren Beistand und ihre Sympathie. Auch sie sind bereit, gleich Euch und mit Euch, mit Blut und Leben das Interesse Aller, das Interesse der Freiheit zu fördern und zu wahren. Bundesgruß den Brüdern!"

Die Toaste, die bei diesem Feste ausgebracht wurden und über die man sich vorher im Festausschusse geeinigt hatte, waren folgende:

Lafayette eröffnete die Trinksprüche mit folgendem Rufe: „Meine Herren! den ersten Toast lasset uns der heiligen Allianz der Völker bringen." Dann klang es „der Freiheit der Presse und der Versammlung zu Hambach", dem „Frankreich des Julius 1789 und des Julius 1830", der „tapfern und tugendhaften Bevölkerung der Barrikaden", den „heldenmüthigen Polen", der „italienischen Nationalität und den Manen Menotti's, den Manen Riego's, Torijo's und anderer für die spanische Freiheit gefallener Helden; den „helvetischen Republiken", den „Reformhelden in England", den „vereinigten Staaten von Nordamerika", dem „belgischen Volke", der „europäischen Institution der Nationalgarde" und endlich dem, „Dem auch der Feind seine Achtung nicht versagen konnte, dem edlen Lafayette."

Die Bewohner von Neuilli, Alt und Jung, waren beigestürmt, hatten die Vorhänge des Zeltes gelüftet, und im Wirbel des Enthusiasmus mitfortgerissen, riefen sie mit den Theilnehmern des Festes: Hoch Lafayette! Polen! Italien! Deutschland!

So hatte man mehrere Stunden in Jubel zugebracht, da hing sich Abends 9 Uhr Lafayette an den Arm eines jungen deutschen Studenten und eines Zöglings der polytechnischen Schule und verließ die Versammlung unter einem stürmischen Hoch, welches außerhalb des Zeltes ein tausendfaches Echo fand; denn das französische Volk erinnerte sich seiner Julitage.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Frankfurter „Didaskalia" erzählt folgende Anekdote aus Mittermaier's Leben: „Mittermaier hatte sich in seinem 22. Lebensjahre (1809) in Landshut als Privat-Dozent habilitirt. Die bayerische Regierung verlieh damals, um das herabgekommene Universitätswesen in Bayern zu heben, an junge, ausgezeichnete Gelehrte aller Fächer Reisestipendien zum Behufe ihrer weiteren Ausbildung. Von der juristischen Fakultät Landshut wurde zu einem solchen der junge Mittermaier vorgeschlagen. Der akademische Senat aber lehnte den Antrag ab, „weil der junge Dr. Mittermaier so brustleidend sei, daß er unmöglich das laufende Jahr überleben könne, das ihm zu ertheilende Reisestipendium also jedenfalls für die Wissenschaft verloren sein würde." Ein Anderer erhielt das Reisestipendium. Der brustschwache Jüngling aber ist über 80 Jahre alt geworden, und bis in dieses hohe Alter stets kräftig, rüstig und thätig geblieben, wie kaum ein Anderer. Und doch war die Brust die schwache Stelle, wo der Tod den Zugang zu dieser starken Konstitution fand und sie überwältigen konnte. Mittermaier ist zwar nicht im 22., aber im 81. Jahre an einer Brustkrankheit gestorben, während sein übriger Körper dazu angethan gewesen wäre noch viele Jahre länger zu leben."

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 219 Freitag, 13. September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Am Bette der geliebten Mutter knieend, preßte Hermine ihre bereits mit kaltem Todesschweiß bedeckten Hände an ihre Lippen und versuchte sie mit ihrem Hauche zu erwärmen, während der kleine Wilhelm auf der anderen Seite des Bettes, doch nur aus dem Grunde niedergekniet war, um für seine Schwester Hermine zu bitten, die er weinen sah und somit von einer Strafe bedroht hielt.

Ida vermochte nur mehr leise zu sprechen. Indem sie ihre Hand segnend auf der Tochter Haupt legte, sagte sie:

„Lebe wohl, meine theure Hermine, es ist der Wille des Höchsten, daß ich Euch verlasse; zwar bist Du noch Kind und siehst daher in meinem Tode eben nur die Trennung von dieser Welt; doch Du bist alt genug, um das Bild dieser ernsten Stunde in Deinem Herzen aufbewahren zu können. Du siehst mich ruhig und gefaßt und die Erinnerung, die in Deinem reinen Herzen zurückbleibt, wird Dich wohl betrüben, nicht aber erschrecken. Auch ich bin noch lange nicht bei dem Alter angelangt, das uns die Vorsehung im Allgemeinen als das Ziel unserer irdischen Pilgerschaft angewiesen hat und dennoch wirst Du bald keine Mutter mehr haben. So oft Du Dich an diese Stunde erinnerst, prüfe Dein Leben und bist Du Dir einer Sünde bewußt, oh, dann meide sie, meide die Gelegenheit, die Dich verführen könnte, sie zum Zweitenmale zu begehen und vergesse nicht, daß auch Dich der Tod jäh und unverhofft ereilen könnte und Du nur dann dem Jenseits mit Ruhe entgegen zu gehen vermagst, wenn Deine Seele rein und fleckenlos geblieben. Sei stets wahr und offen gegen Deinen Vater, denke manchmal an Deine arme Mutter, die von des Himmels Höhen herab Deine Schritte bewachen und vor dem Throne des Höchsten für Dich beten wird."

Dann küßte sie Hermine und Wilhelm und winkte ihnen, das Sterbezimmer zu verlassen. Dicke Thränen benetzten Funke's Augen, als die treue Gefährtin seines jahrelangen Kampfes gegen das herbe Geschick, auch von ihm Abschied nahm.

Der greise Vater Zacharias saß zu Ida's Füßen auf einem bequemen Lehnstuhl, das schneeweiße Haupt auf seine mit Falten und Runzeln bedeckten Hände gestützt, durch die einzelne Thränen durchsickerten, um dann, schwer wie der Schmerz, der sie erpreßte, herabzufallen.

Diese letzte Pflicht der scheidenden Gattin war kaum erfüllt, als ihr bleiches Haupt zurücksank und sie zu leben aufgehört hatte.

Nachdem Vater Zacharias die Todte gesegnet und Funke die Hand gedrückt hatte, verließ er schweigend und wankenden Schrittes das Haus.

Nach einer halben Stunde kam Frau Gobler, die mit Vater Zacharias nach Kandia gekommen war, um ihrer einstigen Wohlthäterin nun den letzten Dienst zu erweisen.

Bald war die letzte Toilette der Todten beendet und diese in der Mitte des ziemlich geräumigen Saales aufgebahrt.

Plötzlich war Funke's Andacht und Trauer durch ein lebhaftes Freudengeschrei mehrerer Kinder unterbrochen, unter denen er auch Herminen's und Wilhelm's Stimme erkannt zu haben wähnte.

Als er das Sterbezimmer verließ, um sich nach der Ursache dieser unpassenden Fröhlichkeit in der Nähe einer Todten zu erkundigen, hatte er ein Bild vor Augen, das ihn um so schmerzlicher berührte, als es ihm, mit der Schnelligkeit des Gedankens, die trüben Ereignisse der letzten Jahre zurückrief.

Die Flügelthüren des, dem Todtenzimmer gegenüber gelegenen Saales waren geöffnet und ließen einen mit unzähligen Wachskerzchen versehenen Christbaum sehen, um den die Kinder des Hauses, denen sich Hermine und Wilhelm angeschlossen hatten, versammelt waren.

Plötzlich machte ein, von den Kindern und den anwesenden Eltern zugleich ausgestoßener Angstschrei das Blut in Funke's Adern gerinnen; denn auch er hatte mit diesen zugleich die Veranlassung entdeckt, die die ausgelassenste Freude der versammelten Familie, plötzlich in Angst und Schreck verwandelt hatte.

Der Flügelthür gegenüber, und somit hinter dem Christbaum, befand sich ein hoher Wandspiegel, in dem sich nicht nur der Christbaum mit seinen vielen Lichtern und Flitterland, sondern auch ein Bild abspiegelte, welches der Freude des Festes Hohn sprach.

Funke hatte in der Ueberraschung über den Anblick des Festes, das ihm erst die Bedeutung des Tages ins Gedächtniß rief, ganz vergessen, die Thüre zu schließen; da sich aber das Sterbelager seiner Gattin der Thüre und somit dem großen Wandspiegel gerade gegenüber befand, so erschien das Bild der Todten in einer Weise mit dem Flitter des Christbaums vermengt, daß diese einen Theil desselben auszumachen schien.

Genügte der in der That überraschende Anblick einer Leiche als Christgeschenk, um den Schrei der Ueberraschung zu rechtfertigen, den alle Anwesenden zugleich ausgestoßen hatten, so sollte sich ihre Ueberraschung gar bald in tödtliche Angst verwandeln, als sich die Leiche zuerst mühsam aufrichtete, dann von ihrem Todtenbette herabstieg und nur in ihr langes Sterbehemd gehüllt, auf die gleichsam galvanisirte Gesellschaft zuschritt. Merkwürdiger Weise hatte keiner der geängstigten Weihnachtsgäste den Muth, seine Blicke von dem Zauberspiegel ab- und nach rückwärts zu wenden, wo wenigstens für den denkenden Theil der Gäste, mit der Erklärung der Phasmagorie, die thörichte, wenngleich gewissermaßen gerechtfertigte Furcht, verschwunden wäre. Erst als sie ein zweiter vom Sterbebette ausgehender Schrei zurückblicken ließ, fanden sie die Erklärung des sonderbaren Spiegelbildes.

Der zuletzt gehörte Schrei war von Funke ausgestoßen worden, als er seine todtgeglaubte Gattin sich mühsam erheben und auf ihn — er stand noch immer unter der Thür — zuschreiten sah. Auch er glaubte an eine Täuschung seiner überreizten Sinne, doch mußte dieser Wahn bei der Berührung seiner Frau schwinden, und der Schrei, den er ausstieß, war von der Freude erpreßt, die ihm die Gewißheit bereitete, daß die, von der er bereits auf immer getrennt zu sein wähnte, nur scheintodt war, und somit für sein und der Seinen Glück noch gerettet werden könne.

Als Funke seine wieder zum Leben zurückgekehrte Gattin in seine Arme schloß, da brach sie schwer zusammen und hätte ihn beinahe mit zum Fall gebracht. Fast schien es, als wäre des unglücklichen jungen Mannes Freude eine verfrühte gewesen, und als wolle das Leben aus der irdischen Hülle erst in dem Augenblicke weichen, in dem er sich einer neuen Hoffnung hingab.

Nur allmählig, doch sichtbar, ging das eigentliche Erwachen zum Leben vor sich. Schon nach einigen Stunden vermochte Ida zu sprechen, und ihre ersten Worte waren ein gen Himmel gesandtes Dankgebet.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

In Regensburg wurde das Konstitutionsfest — in der Landeshauptstadt München kam kein solches zu Stande — feierlich begangen. Zur Vorfeier veranstaltete am 26. Mai der Stadtmagistrat in voller Sympathie mit der Bürgerschaft für 100 würdige Arme eine freie Tafel unter den Linden. Ein anderes Festmahl fand in dem festlich geschmückten großen Saale des Gasthofs zum goldenen Kreuz statt, bei dem sich mehr als 150 Personen einfanden. Der Generalkommissär von Schenk und viele Beamten waren zugegen, überhaupt war bei diesem Mahle jeder Stand repräsentirt, auch die Offiziere der Linie nahmen daran Antheil und der gesammte Landrath, seinen Präsidenten Grafen von Montgelas an der Spitze, erhöhte durch seine Anwesenheit das Interessante dieses Festmahls.

Generalkommissär von Schenk brachte einen Toast auf den König Ludwig, Graf von Montgelas auf den vielgeliebten König Max, den unvergeßlichen Geber der Verfassung, aus.

Justizrath Oelschläger sprach: „Es gilt allen aufrichtigen wahren Freunden unseres verfassungsmäßigen Strebens, es gilt dem unabhängigen Richterstande Bayerns! Er ist uns Schutz und Schirm gegen Willkür und Gewalt; er sei uns Bürge, daß die Verfassung nicht zur Lüge wird, er sei uns ein leuchtendes Vorbild an edlem Freimuth, an unerschütterlichem Pflichtgefühl, er lebe hoch!"

Domainen-Assessor von Thon-Dittmer: „Dem großen Kampf in Deutschland für die Freiheit der Presse, für die Freiheit der Gedanken und Meinungen, für jene Freiheit, die den Geist der Nation weckt, die Liebe zum Vaterlande belebt, und die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt wach erhält und schärft — glücklichen Ausgang und Sieg."

Der 27. Mai war erst zum eigentlichen Volksfeste bestimmt. Eine große Menschenmenge fand sich auf dem Ziegelsdorfer Berge ein, woselbst mehrere Zelte aufgeschlagen, und wie das Wirthshaus mit Fahnen in der Nationalfarbe geschmückt waren.

Auf diesem Berge, den deutschen Donaustrom, die altehrwürdige Stadt, einen der schönsten Gauen unseres Vaterlandes vor Augen, da tönte der Ruf eines der angesehensten Bewohner Regensburg „Vaterland und Verfassung" zu den Herzen Aller.

Erhöht wurde die patriotische Stimmung durch die kräftigen, herzlichen, freien Trinksprüche des ersten Bürgermeisters Dr. Brügel, und besondern Eindruck machten zwei, nach bekannten Melodien unter Begleitung von Trompeten und Hörnern abgesungen, für dieses Fest verfaßte Lieder, von denen wir eines mittheilen, welches Rechtsanwalt Litzlkirchner verfaßte:

Ein Ruf ergeht durch alle Gauen,
Der laut an alle Herzen schlägt,
Und fröhlich ist das Volk zu schauen,
Das stolz den Bayernnamen trägt.
Wie einer großen Kette Glieder,

Umschlingt sie All' ein frohes Band,
Und alle Lippen tönen wieder
Vom theuren Namen: Vaterland!

Die schönste Feier zu begehen,
Wie nur ein freies Volk sie hat,
Könnt ihr uns Bürger ziehen sehen
Aus uns'rer heimisch alten Stadt.
Sie sah ja einst in schönen Tagen
Des deutschen Reiches Herrlichkeit,
Und manches Herz noch hört sie schlagen
Für Freiheit, Recht und Einigkeit.

Und fragt ihr, was das Fest bedeute,
Das jubelnd grüßt der heit're Tag:
Es gilt dem Recht der freien Leute,
Es gilt des Landes Grundvertrag,
Der von der Willkür es gereinigt,
Und freie Rede uns verspricht,
Und mit der Menschheit Rechten einigt
Des Thrones und des Volkes Pflicht.

Mit dieses Grundgesetzes Weihe,
Mit uns'rer Rechte Bürgschaftsschein,
Da treten in die erste Reihe
Der freien Völker stolz wir ein.
Und halten wir zu unsern Schwüren
Auf der Verfassung Wort und Pflicht,
So mögen sich die Zwingherrn rühren,
Die freien Bayern zittern nicht.

Freies Bürgerthum, freie Presse und freie Wahl und andere Toaste wurden freudig begrüßt; auch hörte man häufig Freiheitslieder von Körner und andern vaterländischen Dichtern.

Den Schluß des Festes bildete ein imposantes Feuerwerk.

(Fortsetzung folgt.)

Die Musik als Bildungsmittel.

Wir kommen hiemit auf den interessanten Vortrag des Herrn Lehrers Wälder zu Langerringen zurück, den er bei der kürzlichen Lehrerversammlung in Augsburg mit größerem Beifalle hielt und geben davon in der Hauptsache Folgendes:

Unter den Mitteln, die wir haben, Herz und Geist zu erheben und zu veredeln, nimmt die Musik eine sehr wichtige Stelle ein. Die Musik ist die Kunst, das Gemüth des Menschen durch wohlgewählte und richtig aufeinanderfolgende Töne wohlgefallend zu beschäftigen und andererseits schöne Empfindungen auszudrücken. Die Tonkunst ist unter allen Künsten die allgemeinste, wirkt am meisten auf das Volk und steht bei jeder Festlichkeit oben an. Sie ist so alt, wie der Mensch selbst und überall in der ganzen Welt findet man die Tonsprache; sie ist eine Universalsprache der Menschheit und was Sprache, Sitte, Glauben und Wissen, Stand und Bildung trennt, das vereinigt sich schnell in gemeinsamer Kunstthätigkeit und Kunstfreude.

Die Musik war auch bei allen Völkern ein Bildungsmittel, und es ist geschichtlich nachgewiesen, daß da, wo ein Volk in der Bildung zurückging, auch die Musik desselben herunterkam, verfiel und sich verschlechterte. Diesen Beweis lieferte Referent besonders von den Hebräern, Aegyptiern, Griechen und Römern in höchst interessanter und umfangreicher Weise, und ging dann auf die christliche Musik über, die sich aus der griechischen entwickelte.

Den Grund zu einem geregelten Kirchengesange legte der hl. Ambrosius (379—394 n. Chr.), indem er nach dem Muster der griechischen Tonleiter die vier sogenannten Kirchentonarten feststellte und mit Hülfe derselben den Gesang der Gemeinden ordnete. Papst Gregor der Große verbesserte (591—604) den Ambrosianischen Kirchengesang dadurch, daß er 4 weitere Kirchentöne beifügte, eine Singschule gründete und die sogenannten Neumen einführte, wodurch der Grund zu unserer Notenschrift gelegt wurde. Durch Hucbold wurden (1000) die ersten Lehren des Kontrapunktes gegeben, Guido von Arrezzo verbesserte die Notenschrift mittelst des Linien-Systems, im 13. Jahrhundert wurde die Solmisation erfunden und zwar durch Franko von Köln. Johann de Muris vervollkommnete im 14. Jahrhundert die Notenschrift, verbreitete den Figuralgesang und im 15. Jahrhundert begann durch die Niederländer die wissenschaftliche Behandlung der Musik und damit die Grundlage unserer jetzigen Musik.

Vom 11. Jahrhundert an entfalteten sich aber auch im weltlichen Leben freiere Regungen; es fingen die höheren Stände an, Gesang und Dichtkunst zu treiben und es kam die Zeit der Minnesänger, deren Lieder sich durch große Innigkeit und Gemüthstiefe auszeichneten. Aber der romantische Geist des Ritterthums artete bald aus und der Minnegesang flüchtete sich in die friedlichen Werkstätten des Bürgerstandes, wo er als Meistergesang gehegt und gepflegt wurde und Vieles zur Kultur des Volkes und zur Entwicklung und Pflege des Volksliedes beitrug. War die Kirchenmusik auf Abwege gerathen, so gelang es dem Tonmeister Paläſtrina durch drei Messen für sechs Singstimmen, ohne allen Schmuck, aber dem Texte einen würdigen und ernsten Ausdruck verleihend, sie auf den rechten Standpunkt zurückzuführen.

Bei 200 Jahre erhielt sich die Kirchenmusik in ihrer frommen Würde und Kraft, entfernte sich aber durch Aufnahme zu gefälliger Melodien, durch zu reiche Modulationen, durch übermäßigen Gebrauch der Orchestermittel und den Glanz der Instrumentalbegleitung sehr von ihrer Bestimmung. Doch muß man zugeben, daß man in neuerer Zeit sehr daran arbeitet, die Kirchenmusik ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder nahe zu bringen, der Vokalmusik die ihr zukommende Stelle und Einfachheit wieder einzuräumen, wie auch den Choral und den Volksgesang besser zu pflegen.

Mit der Entwicklung eines freiern Lebens und mit Emporblühen aller Künste und Wissenschaften, kam auch die weltliche Musik zur bessern Geltung, und erhielt im geselligen Leben mehr und mehr Anerkennung und Bürgerrecht. Alsbald bildeten sich das Madrigal, dann daraus die Oper, das Oratorium und die Kammermusik, und vervollkommneten sich nach und nach so, daß wir sie nun in einer Höhe und Pracht entwickelt sehen, die wir anstaunen, und worin wir besonders deutsche Kunst bewundern. Nach dieser geschichtlichen Ausführung kam Redner auf den physischen und psychischen Einfluß der Musik und führte an, daß die alten Schriftsteller die gewaltige und vortheilhafte Macht der Musik nicht lobend genug darstellen können, besonders schrieben die Griechen ihrer Musik zu, daß sie die Sitten rauher Völker verbessere und mildere, die Leidenschaften errege und auch dämpfe und verschiedene Krankheiten heile; namentlich werden der pythagoräischen Musik wunderbare Wirkungen zugeschrieben.

Auch auf die Thierwelt übe die Musik einen mächtigen Eindruck. Die Singvögel bemühen sich bald, die Töne der Drehorgel nachzumachen, und fast jede Thiergattung scheine die anziehende Kraft der Musik zu fühlen, nur mit dem Unterschiede, daß jede nur durch besondere Töne gelockt und angezogen werde. Manche Thiere haben auch Antipathie gegen die Musik. So können viele Hunde die Töne einer Flöte, Trompete, Violine, und oft eines Klaviers nicht vertragen u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Nur praktisch!] Im verwichenen Jahre machten unsere Truppen den großen Feldzug unter Bedeckung der kleinen Schirmmütze mit, weil sie wahrscheinlich den Feuereimer, Helm genannt, bei der nächsten besten Gelegenheit weggeworfen hätten. Der 22. August brachte den Frieden und sogleich den Helm wieder, und als die Truppen zur Uebung in das Lager am Lechfeld rückten (bei 23 Grad Hitze im Schatten), setzte man ihnen diese äußerst solide und Schweiß treibende Kopfbedeckung wieder auf. Eine große Anzahl dieser Helme werden zwar durch den Marodewägen wieder zurückgeliefert; aber ganz beseitigt ist der Helm noch nicht.

In Bezug auf die Statistik München's wird vom „Münchener Tagesanzeiger" mitgetheilt, daß die Stadtpfarrei bei U. L. Frau circa 10,000, bei St. Peter 30,000, bei hl. Geist 18,000, bei St. Anna 13,000, bei St. Ludwig 12,000, bei St. Bonifaz 30,000, in der Au 12,000, in Haidhausen 10,000, in Giesing 5000, dann die protestantische Pfarrei über 20,000 Seelen zählen. Die Gesammtzahl des katholischen Klerus in München beläuft sich auf circa 300 Geistliche, wovon 6 Pfarrer, 60 Benefiziaten, 11 Kooperatoren, 6 Koadjutoren, 69 Prediger und Professoren, 84 Stifts- und Klostergeistliche und 51 Kommoranten.

Aus einem Polizeiarchive vom Jahre 1846 entnehmen wir, daß sich im selben Jahre zu Kopenhagen zwei Individuen als Gefangene befanden, wie sie gewiß keine andere Strafanstalt aufzuweisen haben wird, nämlich ein König und sein Minister. Der siebzigjährige König einer früher unter dänischem Protektorate gestandenen wilden amerikanischen Völkerschaft hatte in Verbindung mit seinem Minister einen andern wilden Potentaten auf höchst grausame Weise ermordet. Die beiden Mörder wurden durch den dänischen Gouverneur zum Tode und durch die Gnade des Königs zur Zuchthausstrafe verurtheilt.

Aus Auftrag der württembergischen Regierung hat der Baurath Ehmann einen Plan zur Bewässerung der bekanntlich sehr wasserlosen rauhen Alb ausgearbeitet. Dem „Schw. M." zufolge geht der Plan dahin, durch ein Druckwerk das Wasser aus dem Thal in ein hochgelegenes Reservoir zu führen und durch Röhren an die Gemeinden zu vertheilen; 60 Gemeinden sind in den Plan aufgenommen, je 7—8 Gemeinden werden zu einer Gruppe vereinigt mit gemeinsamer Leitung. Je nach dem Wasserbedarf würde sich der Kostenaufwand einer Gemeinde auf 15,000 bis 20,000 Gulden belaufen.

Die Zahl der entthronten, länderlosen ehemaligen Kronenträger hat sich um Einen vermindert. Soulouque, der weiland als Faustin I. bekannte Exkaiser von Hayti, gehört nicht mehr den Lebenden an. Er hat im Alter von 85 Jahren sein Haupt zur Ruhe gelegt. An der Wiege des Verstorbenen, der als Sklave einer Mulattenfamilie im Süden der Insel geboren wurde, ist wohl schwerlich das Lied von irdischer Größe und wechselnden Schicksalen gesungen worden, die ihm nachmals zu Theil wurden.

Auflösung der Charade in Nr. 215:
Bildhauer.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 220 Samstag, 14 September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

„Ida! Ida! Du siehst, daß unser Flehen erhört ward, nachdem Du uns erhalten bliebst. Wie schwärmerisch schön Du das uns unbekannte Jenseits auch geschildert hast, wir werden Dir unser irdisches Leben so verlockend zu machen wissen, daß Du darüber die ätherischen Freuden des Himmels vergessen, oder doch geduldig die Stunde abwarten sollst, zu der Du erst nach langem Leben, für Dein und unser Glück, jener geträumten Freuden theilhaftig werden wirst.

„Ach, Adolf, wenn mich der Tod nicht zu erschrecken vermochte, so würde mich doch die Angst lebend begraben zu werden, die ich vor Augen hatte, unfehlbar getödtet haben, wenn mein bereits todter Körper, noch lange stärker als mein nur erstarrter, aber selbst in dieser Erstarrung noch thätiger Geist gewesen wäre. Ich sah Deine Thränen fließen, als Du mich für todt hieltest und den Händen einer unbekannten Frau übergabst. Als ich die Berührung dieses Sterbehemdes empfand, da sträubte sich mein ohnmächtiger Geist vergeblich gegen die kalte und unbeweglich starre Trägheit meines Körpers. Ich wollte nach Hülfe rufen, doch kein Laut drang über meine krampfhaft geschlossenen Lippen; ich wollte mich erheben, um den Beweis zu liefern, daß ich noch lebe, und doch vermochte ich kein Glied meines gelähmten Körpers zu bewegen. Endlich hörte auch ich jenen Schrei der Kinder, der Dich mein Sterbelager verlassen ließ, und die Angst der Mutter um ihr höchstes Gut, um ihr Kind war es, die das bereits in meinen Adern stockende Blut neuerdings fließen machte, und mir die Kraft verlieh, von meinem Todtenbette herabzusteigen und unter die Lebenden zu treten."

Die Kunde von dem höchst seltenen Ereignisse hatte sich mit Blitzesschnelle in ganz Candia verbreitet und war auf diesem Wege auch bis zu Pater Zacharias gelangt, der zu oft Sterbenden den letzten Trost gebracht und ihrem Ende beigewohnt hatte, um der erfreulichen Nachricht blindes Vertrauen schenken zu wollen. Um sich jedoch Gewißheit zu verschaffen, war der würdige neunzigjährige Greis trotz der späten Stunde noch zu Funke geeilt, wo er zu seiner eben so tief empfundenen Freude als großer Ueberraschung Ida im Gespräche mit ihrem überglücklichen Gatten fand.

Beim Anblick dieser Scene erhob er segnend die Hände gegen den Himmel und wiederholte die Worte:

„Wenn über Dich in Lebenstagen
Schon die Wellen zusammenschlagen;
Halt' am Glauben, fasse Muth!
Denn Gott ist groß, Gott ist gut!

* * *

Dritter Abend.

VII.

Ein Freund in der Noth.

Sechs Monate waren seit der im letzten Kapitel erzählten Katastrophe verflossen; Ida, wieder völlig genesen und im Besitz ihrer Jugendfrische und Schönheit, saß in der einfachen Fliederlaube, ihres von den smaragdgrünen Wellen des jonischen Meeres bespülten Hausgartens, mit einer dem Anscheine nach äußerst mühevollen Handarbeit beschäftigt. Hermine auf frischem grünen Rasen zu den Füßen ihrer Mutter sitzend, las dieser aus einem eben von Pater Zacharias zum Geschenk erhaltenen Mährchenbuche vor, während der kleine Wilhelm unbemerkt Schuhe und Strümpfchen abgelegt hatte, um seine blendend weißen molligen Füßchen von den lauen Wellen des Meeres baden zu lassen.

Die Sonne stand bereits im Begriffe, im Westen unterzutauchen und hatte im Scheiden die ruhige Fläche des Meeres mit ihren Purpurstrahlen gefärbt. Fürwahr, wenn je der Mensch an der Allmacht eines höheren schaffenden Wesens zweifelt, so muß er an den Rand des Meeres hintreten, oder die zugänglichen Gipfel unserer, sich über die Wolken erhebenden Berge besteigen und dann das sich vor seinen Augen entrollende Bild der Unendlichkeit bewundern, um zu der Erkenntniß seines eigenen Nichts, um zu der Erkenntniß dessen zu gelangen, daß es eines mehr als menschlichen Wesens bedurfte, um Himmel und Erde, und Alles, was darin lebt und sich bewegt, schaffen gekonnt zu haben. Warum finden wir nur wenig oder gar keine Atheisten unter der Klasse der Seeleute oder Gebirgsbewohner? Weil sie täglich jenes erhabene Bild göttlicher Größe und Allmacht vor Augen haben, wel-

ches ihren Geist unwillkürlich gegen den Schöpfer alles Irdischen lenkt.

Doch kehren wir zu Ida und ihren Kindern zurück. Mit dem Untergang der Sonne war auch die Nacht ohne Uebergang herangebrochen und Mutter und Tochter sahen sich genöthigt, ihre Beschäftigung zu unterbrechen. Ein schwerer Seufzer entrang sich der jungen Mutter Brust, als Hermine ihr die kindlich unschuldige Frage stellte, ob sie nicht etwas essen könnte, da es sie hungere.

Schon seit mehreren Tagen arbeitete Ida mit Fleiß und Ausdauer an der Arbeit, mit der wir sie beschäftigt fanden; sie hoffte dieselbe im Laufe des Abends endigen und abliefern zu können; doch der zu rasch herangebrochene Abend hatte ihr Vorhaben vereitelt und doch zählte sie auf den Erlös dieser Arbeit, um das zum Leben Nothwendigste anschaffen zu können; daher ihr schmerzlicher Seufzer, als sie zum Erstenmale im Leben nicht in der Lage war, den Hunger ihrer Kinder stillen zu können.

„Warum seufzest Du, Mama?" fragte Hermine mit der naiven oft schmerzlichen Hartnäckigkeit, mit der Kinder ihren Ideengang verfolgen. „Bist Du nicht gesund? Fehlt Dir Etwas?"

„Dem Himmel sei's gedankt, mein theures Kind, daß ich wieder völlig genesen bin! Wenn ich für dieses höchste aller irdischen Güter der Vorsehung danke, so kann ich doch nicht umhin, die Lage zu beklagen, in der wir uns trotz Fleiß und ungewohnter Arbeit befinden."

„Hast Du denn früher nicht auch gearbeitet, Mama?"

„Gewiß, mein Kind! doch jene Arbeit war ein Theil meines Vergnügens, und während ich damals für das Vergnügen einer Stunde mehr ausgab, als ich jetzt nach Tagen mühevoller Arbeit verdiene, bildet meine jetzige Arbeit einen nothdürftigen kümmerlichen Erwerb, der mich nicht immer in die Lage setzt, Euch, meine Kinder vor Hunger zu schützen."

„Aber, Mama, ich hatte ja schon öfters Hunger, dann gabst Du mir etwas recht Gutes und der Hunger war vorbei. Gewiß wirst Du es heute wieder so halten, war ich doch sehr artig und brav!"

„Mein Kind, Du bist noch zu jung, um den Kummer begreifen zu können, den Eltern empfinden, wenn sie ihren Kindern ein bloßes Vergnügen versagen müssen, weil es ihre Mittel übersteigt; wenn sie aber selbst ihren Hunger nicht zu stillen vermögen, dann erst hat ihr Elend den höchsten Grad erreicht!"

Wenn die Tournure dieser Phrase für Hermines Geist nicht ganz klar war, so begriff sie doch so viel, daß ihr Hunger Gefahr laufe, unbefriedigt zu bleiben; dieses Befürchten diktirte die folgende Frage, die der unglücklichen jungen Mutter Schmerz noch erhöhte:

„Bekomme ich denn heute kein Abendbrod?"

Nach kurzer Pause sagte Ida:

„Sei ruhig, mein Kind, heute sollst Du zu Abend essen, doch mußt Du warten, bis Papa nach Hause kommt; denn er ist ausgegangen, um Geld zu besorgen."

„Wird Papa bald nach Hause kommen?"

„Ich hoffe es, mein Kind, doch sieh selbst, da kommt er eben."

In der That kam Funke durch das Haus in den Garten. — Nachdem die erste Begrüßung vorüber war, nachdem auch der kleine Wilhelm herbeigekommen war, um theils mit Pantomimen, theils in nur den Eltern allein verständlichen Worten und unter Thränen zu erzählen, daß die Wellen des garstigen Wassers seine Schuhe und Strümpfe fortgetragen hätten, sandte Ida die Kinder spielen und fragte dann mit ängstlicher Hast:

„Hast Du das Geld bekommen?"

Worauf Funke traurig erwiderte:

„Ja, doch nur gegen meine Uhr, das einzige Andenken meines theuren Vaters! Ich gestehe, Ida, daß ich im Begriffe stand, unverrichteter Sache zurückzukehren, doch der Gedanke, daß wir kein Geld mehr im Hause haben, daß wir den Kindern heute kein Abendbrod vorsetzen könnten und die Aermsten zum Erstenmale hungernd zu Bette gehen müßten, verlieh mir den Muth, mich von dem theuren Andenken zu trennen. Kaum war das Opfer vollbracht, da schämte ich mich meines langen Zauderns, denn es schien mir, als hörte ich die Stimme meines Vaters, die mir zurief: „Du hast Recht gethan!" — Verzeihe daher auch Du mir, wenn ich Dich durch mein spätes Heimkehren geängstigt habe."

(Fortsetzung folgt.)

Die Musik als Bildungsmittel.

(Fortsetzung.)

Die Musik durchdringe alle Lebensverhältnisse, sei berufen, im Dienste des Schönen, Edlen und Erhabenen eine Mission an der Menschheit zu erfüllen, und habe somit einen anerkannten, mächtigen Einfluß auf das Familienleben, auf das gesellige, nationale und kirchliche Leben.

Die Wirkung der Musik auf das Familienleben sei sehr hoch anzuschlagen, weil sie am reinsten und unmittelbarsten hervortrete. Wenn auch öfter aus bekannten Gründen eine Familie auf eine Instrumentalmusik verzichten müsse, so könne man doch in jedem bessern Hause einen Gesang haben. Da können dann Kinder auf Eltern, Eltern auf Kinder, Geschwister auf Geschwister unterhaltend und bildend einwirken, und selbst zarte Kinder haben Wohlgefallen an solchem schö-

nem und edlen Treiben, und treten dann Söhne und Töchter eines solchen Hauses hinaus in fremde Kreise, so finden sie überall freundliches Entgegenkommen und gastliche Aufnahme, denn nichts als Musik sei mehr geeignet, sich einander bald zu nähern, die Herzen schnell zu binden und die Verschiedenheit des Standes und der Bildung zu verwischen. Die Musik vertreibe den Geist der Traurigkeit und beruhige auf geheimnißvolle Weise das zerrissene Gemüth; darum soll auch in des Armen Hütte wenigstens der Gesang mit seiner stillen, aber stark wirkenden Macht verpflanzt werden; in der Noth, im Elende, wo oft der Sinn für alles Edle und Schöne verloren gehe oder sich doch abstumpfe, da erscheine wie ein Engel Gottes aus dem Munde eines Kindes ein frisches und erhabenes Lied, das drückende Gefühl des Alleinseins weiche, und es erwache wieder frischer Lebensmuth und Vertrauen auf Gottes allwaltende Vorsehung.

Nachdem Referent ein Dorf in Hannover angeführt, welches mittelst des Pfarrers und Lehrers, die Beide musikalisch durchgebildete Männer waren, durch Musik ungemein viel an Bildung und Veredlung gewann, ging er auf den großen und mächtigen Einfluß über, den schon der Gesang allein auf das nationale und vaterländische Leben eines Volkes übe, wie auch anderseits die Musik nach dem Charakter eines Volkes sich entwickle und ihre besondere Richtung nehme; denn es schuf sich der ernste und tiefe Deutsche aus der feurigen und leidenschaftlichen Musik der Italiener die ebenfalls tiefe deutsche, und der wetterwendische Franzose die bewegte und effekthaschende französische Musik. Das vaterländische Lied müsse aber schon in der Schule seine Stätte haben; in der Knabenschule werde es geboren, und im Männerchore weiter gepflegt, um dann in Geltung kommen zu können, wenn in Kriegs- und Friedenszeiten die wehrhaften Söhne des Vaterlandes die Waffen zur Hand nehmen. Das sei dann der Volksgesang im weitesten Sinne des Wortes, von dem wir ergriffen und begeistert werden für unser theures Vaterland. Die Lieder aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege seien ein glänzender Beweis hiefür.

Den größten, innigsten und weitgehendsten Einfluß übe aber die Musik auf das religiöse und kirchliche Leben eines Volkes. Dieser mächtige Einfluß beginne im Vater- und Mutterhause und setze sich fort in der Schule und in der Kirche bei traurigen und freudigen Ereignissen bis zu unserm Lebensende, denn es liege in der kirchlichen Tonkunst eine Macht verborgen, die in ihrem vollen Umfange nur gefühlt werden könne; und könne beim kirchlichen Kultus der Musik nur eine sekundäre Stellung eingeräumt werden, so bleibe doch dieser Dienerin alles Erhabenen und Göttlichen ein reicher Einfluß auf die Erbauung im Einzelnen und Allgemeinen.

Redner frägt nun, ob die Musik bisher so, wie es sein sollte, als Bildungsmittel verwendet worden sei, und betrachtet nach ihren bisherigen Leistungen die Bildungsfaktoren, als das Elternhaus und die mit zu einem großen Ganzen verflochtene Gemeinde, dann die Schule, die Kirche und den Staat und antwortet, daß hier noch viel zu thun übrig bleibt. Gerade das Elternhaus begreife noch zu wenig jene erziehliche und bildende Kraft, welche die Musik in sich trage; es thue viel zu wenig, um der Musik Eingang zu verschaffen, ja man halte öfter Kinder deßwegen von Erlernung der Musik ab, weil man glaube, sie mögen dann sonst nichts mehr arbeiten oder gehen gar in moralischer Beziehung zurück. Es begreifen viele Eltern eben nicht, daß gerade jene Zeit, welche ihre Kinder auf Erlernung von Musik verwenden, gerade recht gut und edel benützt sei, und daß die etlichen Gulden, welche sie hierauf verausgaben, für ihre Kinder die süßesten Früchte und die reichlichsten Zinsen tragen.

Aber auch die Gemeinden seien anzuklagen, daß sie für diesen so schönen und lohnenden Bildungszweig so wenig oder größtentheils gar nichts thun, und es scheine in unserer Zeitrichtung zu liegen, an das Materielle sich ängstlich anzuklammern, und darüber das Edlere für den Menschen zu vergessen. Wenn auch manche Gemeinden bisher für die Musik ein Opfer brachten, so sei dieß mehr oder weniger auf verkehrte Weise geschehen, nämlich mit Einführung einer Blechmusik, die in etlichen Jahren wieder verschwand und oft wenig oder gar keinen Nutzen brachte. In fröhlichen Zirkeln, bei Festlichkeiten u. s. w. wünsche man sich allerwärts Musik, aber man thue gar nichts für Heranbildung von Musikern; da soll nun der Lehrer, der bisher als Allerweltsmensch und Allerweltsdiener in der Gemeinde betrachtet wurde, sich die nöthigen Musikkräfte aus dem Boden stampfen können, und sei unter solch' leidigen Umständen nicht viel zusammen zu bringen, so müsse dann er die Schuld tragen u. s. w.

In jedem Dorfe, oder doch in größern Ortschaften, in Märkten und Städten sollten Anordnungen getroffen werden, daß die befähigte und lusttragende Jugend Musik erlernen kann, und dieß darum, weil sonst so viele Musiktalente bei mittellosen Eltern für die Kunst verloren gehen.

Auch der Schule und den Lehrern gegenüber müsse gesagt werden, daß auch durch sie in Bezug der Benützung der Musik als Bildungsmittel so Manches nicht geleistet wurde. Die Schule müsse besonders den Gesang und das Lied pflegen, damit von da aus gute Lieder in das Haus und unter das Volk kommen, sich nach und nach ein besserer Musiksinn verbreite und schlechte Gesänge verdrängt werden. Viele Schulen hätten in dieser Richtung noch Vieles zu leisten, denn in der Hauptsache habe man sich nur mit Einübung von etlichen Schul- und Kirchengesängen begnügt, aber das Volkslied gar nicht bedacht; auch beschönige man dieses Versäumniß da und dort damit, daß die Schüler kein musikalisches Gehör besitzen, und mit kleinern Schülern gar nicht zu singen sei. Bei rechter Behandlung erweise sich aber, daß nur sehr wenigen Kindern musika-

lisches Gehör mangle, und daß auch schon Anfänger in der Schule leichte Lieder zu singen vermögen, und gerade so sei viel gethan, weil dadurch die Liebe zum Gesange schon in das zarteste Kinderherz eingepflanzt werde.

Auf die Kirchenmusik übergehend, bemerkt Redner, daß sie als ein Theil des katholischen Kultus sich der Obhut, Sorge und Pflege der Kirche erfreuen und nicht so oft nur bloße Duldung erfahren soll. Es sei wahr, daß da und dort Manches geschehen, um die Kirchenmusik besser zu pflegen, aber in vielen Orten, besonders auf dem Lande, werde hierin gar nichts gethan. Man halte geizig, karg zurück, dem Lehrer für Heranbildung von Chormusikern auch nur ein kleines Honorar auszusetzen und verlange von ihm, daß er solchen Unterricht gratis ertheile. Jeder Kreuz-, Fahnen- und Laternenträger, wie auch der Kalkant seien besoldet, die Chormusiker erhielten aber in der Regel nichts und ihre ganze Belohnung haben sie in der Ehre zu suchen, den Chor besuchen zu dürfen. Wolle man dem Verfalle der Kirchenmusik nicht in die Hände arbeiten und auch durch sie auf Bildung des Volkes einwirken, so dürfe keine so stiefmütterliche Verfahrungsweise gegen dieselbe fortdauern, wie es bisher so vielfältig geschah, und wie Kirchenparamente, so sollen auch die Chorinstrumente und Musikalien aus Kirchenmitteln willig angeschafft werden, und die Kirchenstiftungen sollen nicht dann am ärmsten sein, wenn die Lehrer für den Kirchenmusikchor das Nöthigste anzuschaffen beantragen.

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

Unter den Beiträgen, welche die Septembernummer von **Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften** enthält, ist namentlich die Biographie Bessels, welche Mädler geliefert, von hervorragendem Werthe. Ferner darf die Abhandlung „Ueber Ton und Sprachbildung" von Max Oertel als wissenschaftlich bedeutend und zugleich anziehend geschrieben bezeichnet werden. Wir machen ganz besonders auf diese belehrende und durchaus verständliche Arbeit aufmerksam. In novellistischer Beziehung enthält dieses Heft wieder einen Neuling, Eduard Adolay, dessen ergreifende Erzählung „Windeck" den Platz in den Monatsheften wohl verdient. Auch die Novelle von Ferd. Pflug, „Claus Gerth," obgleich etwas monoton, ist in ihrer Art als historisches Charakterbild wohlgelungen. Sehr ansprechend sind außerdem die „Römischen Skizzen" von Lindau, so wie die Schilderung Palermo's von Natalis, mit sehr schönen Abbildungen. Kleinere kulturhistorische Beiträge reihen sich den genannten größeren Arbeiten an.

Mannigfaltigkeiten.

In **Weißenfels** feierte am 27. August der ehemalige Kaufmann Johann Christoph Trinkkeller sein hundertjähriges Geburtsfest. Sieben Söhne desselben dienten im preußischen Heere, die beiden ältesten nahmen an den Befreiungskriegen Theil. Der Jubilar selbst diente fünf Königen von Preußen, und zwar zweien, als Soldat. Er ist ein Veteran Friedrichs des Großen.

In der kleinen Stadt **Dinan** (Bretagne) steht auf dem Marktplatze eine Statue des Connetable Duguesclin, des Helden der französisch-englischen Kriege, welchen die Franzosen im Allgemeinen und seine näheren Landsleute insbesondere höchlichst verehren. Vor Kurzem haben sich einige junge englische Studenten, welche die Stadt besuchten, nächtlicher Weise das Vergnügen gemacht, die Statue des berühmten Connetable mit einem Nachttopfe zu krönen, was eine große patriotische Aufregung der Bevölkerung hervorrief. Die jungen Missethäter waren bereits weiter gereist, aber einer derselben hatte das Unglück, in St. Malo erwischt zu werden, und es ist ihm in Dinan der Prozeß gemacht, wobei der Richter durch eine Rede in hohem patriotischen Schwunge die verletzten Gefühle der Einwohner von Dinan wieder besänftigt und den Uebelthäter zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt hat.

Statt des Goldfiebers, schreibt das Cincinnati-Wochenblatt, das immer mehr nachläßt, werden wir bald von einem Silberfieber zu hören bekommen, denn es liegt guter Grund zur Annahme vor, daß die Silberminen in diesem Lande noch weit reichhaltiger sind, als die Goldminen. Wie der „Cincinnati Commercial" mittheilt, haben mehrere der vorsichtigsten Kapitalisten Cincinnati's, die nichts weniger als Spekulanten sind, vor Kurzem große Kapitalien in die „Pah Ranagat" — Silberberge Nevada's — gesteckt, welche, obgleich man erst wenig mehr als die Oberfläche aufgekratzt habe, doch genug Anzeichen von in ihnen vergrabenen Schätzen enthielten, um damit eine Nationalschuld erster Klasse auszulöschen, so wie sie unsere Republik jetzt nebst anderen Merkmalen nationaler Suprematie besitzt.

Auflösung der Charade in Nr. 216:
Vorurtheil.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 221 Montag, 16. September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

„Ach, mein Adolf, ich begreife nur zu wohl das Gefühl, welches Dein Zaudern hervorrief; doch Hermine klagt seit einer halben Stunde über Hunger und da ich nicht wußte, ob Du trotz des gebrachten Opfers mit Geld nach Hause kommen würdest, litt auch ich recht sehr.“

„Das Traurige in unserer Lage ist die Gewißheit, daß nach wenigen Wochen Alles, was wir noch besitzen, verkauft und verpfändet sein wird, und daß dann der Hunger neuerdings an uns Alle herankommen wird, ohne daß wir uns zu helfen vermögen werden.“

„Morgen wird meine Stickerei für die Frau des Ismael Simon beendet sein, ich hoffe dafür zwei Louisd'or zu erhalten, obschon ich seinerseits für eine weit weniger mühsame Arbeit zehn und auch fünfzehn Louisd'ors bezahlt habe.“

„Und wie lange glaubst Du, Ida, daß wir bei der größten Sparsamkeit mit zwei Louisd'or zu leben vermögen werden?“

„Leider nicht lange. Doch versprach man Dir nicht eine Stelle als Sekretär bei dem russischen Konsul?“

„Allerdings hatte ich Aussicht, die Stelle zu erhalten, doch sie wurde heute vergeben, und damit ist diese Hoffnung wieder vernichtet.“

Hermine, die in diesem Augenblick ihre Bitte nach einem Abendbrod dringender als je wiederholte, unterbrach der Eltern ernste Unterredung.

Am nächsten Morgen war die bereits erwähnte Arbeit vollendet; als Ida im Hause der reichen Kaufmannsfrau ankam, da hieß man sie warten. Sie, die früher bei Hof verkehrte, sie, die wiederholt Mitglieder des allerhöchsten Hauses bei sich empfangen hatte, sah sich nun durch die Verhältnisse veranlaßt, in dem Vorzimmer einer Frau zu antichambriren, die früher in ihren eigenen Salons kaum Zutritt gefunden haben würde. Färbten sich schon bei dieser Aufforderung ihre Wangen mit dunkler Röthe, so fühlte sich die bedauernswürdige Frau einer Ohnmacht nahe, als sie Frau Simon nach langem Warten in ihr Ankleidezimmer kommen ließ und sie, dort angelangt, in beinahe barschem Tone fragte:

„Ja, meine Liebe, was soll ich denn mit dieser befleckten Arbeit?“

„Befleckt, Madame?“ fragte Ida, ängstlich blickend.

„Nun, sehen Sie selbst, hier, gerade die schönste und zarteste Parthie in weißer Seide hat einen Fleck, der vielleicht Ihr Wappen repräsentiren soll. Diese Mühe hätten sie sich ersparen können, denn ich gebe nichts auf solchen veralteten Kram.“

Ohne dieß zu ahnen, hatte Frau Simon Ida's Gefühle tief verletzt. Die frühere Röthe auf Ida's Wangen war tödtlicher Blässe gewichen, als sie mit vor Aufregung zitternder Stimme sagte:

„Madame, dieser Fleck kommt von einer Thräne, die ich während der Arbeit vergossen.“

„Dann, meine Liebe, wenn Sie ein andermal wieder weinen wollen, thun Sie dieß zu einer Zeit, wo Sie keine Arbeit von mir in Händen haben; denn wenn ich sentimentale Arbeiterinnen hasse, weil sie fast immer träge sind, so sind befleckte Arbeiten vollends ein Gräuel für mich. Wie viel bekommen Sie für diese verdorbene Arbeit?“

Wir müssen hier hinzufügen, daß Frau Ismael Simon keine böse Frau war, doch ihre mangelhafte Bildung ließ sie die allerdings hervorragende Stellung ihres Gatten in Candia überschätzen. Da ihr überdieß Ida's eigentliche Stellung unbekannt war, so that sie ihr unwissentlich und nur in Folge ihrer mangelhaften Erziehung wehe.

Jedenfalls vermochte die Art und Weise, in der sie nach dem Preis der Arbeit fragte, Ida's gedrücktes Gemüth nicht aufzurichten, und sie würde sie dem einfältigen Weibe am liebsten geschenkt haben, wenn ihre Noth, wenn das Bewußtsein, daß sie in einigen Tagen wieder kein Geld im Hause haben werde, sie nicht zur Nachgiebigkeit gezwungen hätte.

„Wollen Sie, Madame, den Preis selbst bestimmen, ich werde damit zufrieden sein!“

„Nun, ich denke, fünf Francs werden genug bezahlt sein!“

Trotz der bitteren Noth, in der sich Ida befand, vermochte sie sich eines Lächelns stolzer Verachtung nicht zu erwehren, als ihr die reiche Handelsfrau für ein Kunstwerk, an dem sie zehn Tage mit Fleiß gearbeitet, fünf Francs anbot. Frau Simon, der das eigenthümliche Lächeln nicht entgangen war, fragte gereizt:

„Sollte Ihnen dieser Preis noch zu geringe sein?"

„Nicht doch, Madame, ich erklärte mich mit Ihrem Preis einverstanden und habe somit kein Recht, mehr zu fordern oder auch nur zu erwarten."

Erst als ihr Frau Simon eine neue Bestellung gab und Ida die Uebernahme ruhig aber bestimmt zurückwies, begriff die reiche Handelsfrau, daß sie wieder Mal eine Dummheit begangen habe.

Funke, dem Ida den kleinen Vorfall mitgetheilt hatte, fühlte das Peinliche der Lage seiner Frau, bemühte sich indessen, das Ganze in ein komisches Licht zu stellen, um dadurch die peinliche Wirkung zu schwächen.

Einige Tage später gab Madame Simon eine große Soirée und zwar hauptsächlich, um Ida's Arbeit den Augen ihrer Bekannten vorzuführen. Während sie die Arbeit, die wirklich musterhaft ausgeführt und bewunderungswürdig schön war, mit fünf Francs bezahlt hatte, kostete ihr das Fest mindestens fünfhundert Louisd'or. Als sie aber die neidischen Blicke ihrer Bekannten sah, als sich alle anwesenden Damen nach der unbekannten Künstlerin erkundigten, die so Vollendetes zu erzeugen wußte, da nahm sich Frau Simon vor, Ida fünf Francs mehr zu geben, wogegen sie der jungen Kunststickerin das Versprechen abverlangen wollte, daß sie in Candia nur für sie allein arbeiten solle.

Schon am nächsten Morgen sandte die reiche Handelsfrau fünf Francs in Ida's Wohnung und ließ dieser durch ihr Kammermädchen sagen, daß sie sie um 1 Uhr in ihrem Boudoir erwarte.

Fast wollte sie ihren Ohren nicht trauen, als ihr das zurückgekehrte Kammermädchen mittheilte, daß die Stickerin die Annahme des Geldes verweigert und gleichzeitig erklärt habe, daß sie für Madame Simon keine Arbeit mehr übernehmen werde. Obgleich der reichen Handelsfrau eine ähnliche Verweigerung von Seiten einer Arbeiterin, für die sie Ida hielt, noch nicht vorgekommen war, und sie sich durch das anmaßende Benehmen derselben für beleidigt hielt, so kam doch die Eitelkeit des koketten Weibes mit ins Spiel und brachte sie zu dem Entschluß, bei der Stickerin selbst vorzufahren, überzeugt, daß diese einer solchen Ehre nicht werde widerstehen können und sich zur Annahme neuer Bestellungen bereit erklären werde. Um der kleinen arroganten Stickerin aber recht zu imponiren, bestellte sie ihren Galawagen und machte vorerst einen Besuch, damit ihre Dienerin nicht zu ahnen vermöchten, daß dieser Aufwand von Luxus einer armen Stickerin gelte.

Als Frau Simon nach einem kurzen Besuche bei der Frau des Gerichtspräsidenten sich nach Ida's bescheidener Wohnung fahren ließ, da pochte ihr von Eitelkeit erfülltes Herz bei dem doppelten Gedanken an Ida's Ueberraschung beim Anblick der prachtvollen Karosse, so wie bei der Ueberzeugung, daß sie nun die Stickerin für sich gewinnen werde.

Stolz beauftragte sie ihren Bedienten, der Kunststickerin Langsdorf zu sagen, daß Frau Simon sie im Wagen erwarte.

Frau Simon hatte indessen entschiedenes Unglück; denn statt der erwarteten Arbeiterin kehrte der Diener mit der ihm selbst sonderbar klingenden Botschaft zurück, daß Frau Langsdorf zu Hause sei und Madame mit Vergnügen empfangen werde.

Während das beleidigte Weib in ihrer Wuth die Zähne zusammenbiß, hatte sie eben noch Fassung genug, um zu sagen:

„Eigentlich hat sie Recht; Ihre Zeit ist ihr Vermögen und somit ist es an mir, zu ihr zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Musik als Bildungsmittel.

(Schluß.)

Nachdem Redner den Lehrerstand gegen die Auslassungen eines gewissen Blattes in würdiger und männlicher Weise vertheidigt, das behauptete, daß nur sehr wenige Lehrer als Meßner, Organisten und Kantoren zur Verherrlichung Gottes etwas thun wollen, und schlagend nachgewiesen hatte, daß in Schwaben seit vielen Jahren das Gegentheil der Fall gewesen sei, bemerkte er weiter, daß auch von Seite des Staates bisher zu wenig in Bezug auf Musikbildung geleistet worden sei. Derselbe habe durch Anregung und durch Geldunterstützungen noch recht Vieles zu thun. Wohl habe der Staat durch Aufstellung von Musiklehrern an höhern Lehranstalten einen Theil seiner Pflichten hierin zu erfüllen geglaubt, aber dies genüge noch nicht, denn davon hätte nur ein kleiner Theil seiner Bewohner einen Nutzen gehabt, und es seien solche Schulen bisher auch größtentheils nur nothdürftig bestellt gewesen. Wenn in Augsburg eine höhere Lehranstalt eine höchst rühmliche Ausnahme mache, so verdanke sie dieß einem hochverehrten Manne, der seit einer Reihe von 50 Jahren der Kunst unendliche Opfer brachte und der auch um die musikalische Bildung der Lehrer Schwabens sich die größten Verdienste sammelte. (Die Versammlung bricht hier in einen jubelnden Beifallssturm und in ein dreifaches Hoch auf Hrn. Regierungsrath und Kreisschulreferenten Dr. v. Ahorner aus.) Wohl sei zu erwähnen, daß durch das früher bestandene Konservatorium für Musik und durch das k. Hof- und Nationaltheater zu München für Musikbildung schon Erhebliches geschah; darüber ging aber die Provinz ziemlich leer aus und es geschah eigentlich nichts für die Musikbildung des Volkes, und so sei auch der Gesang im Schulplane von 1811 unter den Lehrgegenständen genannt; aber welches üble Resultat hier bisher erreicht wurde, sei

bekannt. Referent beantwortete ferner die Frage, was nun geschehen soll, damit die Musik besser gepflegt werde und als Bildungsmittel mehr zur Geltung komme, in der Hauptsache wie folgt:

1) Der Staat sorge für Ausbildung guter Musiker, die dann als Musiklehrer zu verwenden seien, a) durch Errichtung einer eigenen Landesmusikschule und b) durch bessern Betrieb der Musikbildung an den Bildungsanstalten für Lehrer und an höheren Lehranstalten. Eine Landesmusikschule sei ein großes Bedürfniß, wenn die Pflege für diese Kunst nicht dem bloßen Zufalle überlassen werden wolle. Sei die Musik ein vorzügliches Bildungsmittel, so müsse sie der Lehrer schon deßwillen zum Gegenstande seines ernsten Studiums machen. Der Musikunterricht für Schulamtszöglinge sei bisher nichts weniger als entsprechend gewesen, denn man sei in der Regel nur oberflächlich zu Werke gegangen und habe die Musik nur so betrieben, um dem Kirchendienste nach Noth genügen zu können. Die Musik müsse für die Zukunft in den Lehrerseminarien und auch an den höheren Lehranstalten ganz anders, gründlicher und in einem viel erweiterten Maßstabe betrieben werden.

2) Ueberall, wo nur möglich, werden Musikschulen errichtet, in denen Gesang und dann auch die gebräuchlichsten Instrumente gelehrt werden. Das sei leicht ausführbar; wie bereits viele Zeichnungs- und weibliche Arbeitsschulen bestehen, so gründe man auch Musikschulen. Bei denselben berücksichtige man besonders die Haus-Musik, den religiösen Gesang und das Volkslied.

3) Auf dem Lande, in Märkten und in kleineren Städten werden die Lehrer mit diesem Unterrichte betraut und dafür auch entsprechend honorirt; in größeren Städten übertrage man diesen Unterricht den Organisten, Chorregenten und besonderen Musiklehrern. Bei gutem Willen lasse sich auch bei Landlehrern täglich eine Stunde finden, besonders da, wo mehrere Lehrer in einem Orte seien und dann seien für den niedern Meßnerdienst mit Eintritt des Schulgesetzes Meßnergehülfen zu hoffen.

4) Die Mittel beschaffe man sich durch Leistungen von den Gemeinden, den Kirchenstiftungen und von Seite des Staates, weil diese die Hauptempfänger der Wohlthaten seien, die durch Musikschulen geleistet werden. Dieß sei bei gutem Willen auch recht leicht möglich, wenn andere Ausgaben klug und zweckmäßig eingetheilt werden, und wenn man auf der einen Seite nicht verschwende, während man auf der andern mit etlichen Gulden geize.

5) In der Volksschule werde der Gesang als obligatorischer Gegenstand bestens gepflegt. Freilich sollen die ersten Anfänge des Gesanges schon in der Familie stattfinden; aber dieß sei leider selten der Fall. Die Schule müsse nun das Mangelnde ersetzen und dann weiter bauen und zwar rasch der geselligen, vaterländischen und religiösen Seite und zwar vorerst nach Gehör und, wenn möglich, nach Notenkenntniß.

6) Man suche nach Thunlichkeit Gesang- und Musikvereine zu gründen und unterstütze sie gehörig. Dabei möge man sich in Acht nehmen, nicht falschen Götzen zu opfern. Gesangvereine, und zwar solche für vier Männerstimmen seien zuerst möglich; aber auch für gemischte Stimmen trete man da ein, wo es nur immer sein könne, denn die Kunst habe in dieser Form das Höchste hervorgebracht, was Vokalmusik zu leisten vermöge. Aber auch die Instrumentalmusik möge berücksichtigt werden, besonders das Streichquartett, das auf dem Lande noch so wenig verbreitet sei. Aus begreiflichen Gründen wollen sich aber die Lehrer möglichst von der Blechmusik zurückziehen.

7) Der Lehrerstand mache es sich zur Pflicht, die Musikbildung an sich und bei dem Volke möglichst zu fördern. Damit dieß möglich sei, müsse der Lehrer zuerst selbst ein guter Musiker sein und sich musikalisch stets fortbilden. Hiezu sei vor Allem Unterrichtsertheilung geeignet. Zur musikalischen Fortbildung gehöre auch die Uebung, um so mehr, als die Lehrer nichts weniger als eine glänzende Musikbildung aus den Seminarien mitbringen. Gesang, Orgel- und Klavierspiel, wie auch Saiteninstrumente seien besonders zu empfehlen.

Besonders warnt Referent vor dem modernen Klavierspiel, das größtentheils nur technische Vervollkommnung anstrebe und nur leere Phrasen und Gemüth und Herz leerlassenden Ohrenkitzel in sich fasse. Zur Uebung gehöre auch Studiren und Lesen theoretischer Werke und musikalisch belehrender Schriften. Da es dem Einzelnen nicht möglich sei, solche theure Werke anzuschaffen, so empfiehlt Redner hier gemeinsames Zusammenwirken, besonders durch die Bezirksvereine. Endlich sei nöthig, daß der Lehrer sich ein kleines Fortbildungsmaterial schaffe, was bewirkt werden könne, wenn man sich die Aufgabe mache, entweder alle Wochen oder Monate sich durch Abschreiben etwas Gutes zu sammeln oder wenn man sich gegenseitig unterstütze. Auch wurde ein Musikabonnement, besonders für die Sommermonate empfohlen. Zum Schlusse richtet Redner noch einige Worte an seine Kollegen: sie möchten auch in Bezug der Musikbildung den Anforderungen der Zeit und unseres Kulturzustandes gerecht werden und diese edle, himmlische Kunst möglichst pflegen und fördern. Es lasse sich zwar nicht überall das Gleiche thun, aber man möge einen kleinen Anfang machen und nicht gleich muthlos werden, wenn Hindernisse entgegentreten. Die Kollegen wollen zuerst für den Schulgesang arbeiten und dabei Lieder berücksichtigen, welche für das Haus und auch für das öffentliche Leben passen, denn so werde man die Eltern und weitere Kreise für die Sache gewinnen. Dann möge man für den Kirchengesang recht einstehen und überall Gesang- und Musikschulen errichten, wo dieß nur möglich sei. Lassen sich Gesang- und Musikvereine bilden, so werde es klug sein, wenn die Lehrer hier das Heft nicht aus der Hand geben. Sie mögen auch nicht um die Gunst der Masse buhlen

und jene Meinung entschieden zurückweisen, als seien die Lehrer Allerweltsdiener; besonders sollen sich jüngere Lehrer aus bekannten Gründen nicht aktiv dabei betheiligen. Die Honorirung für Musikunterricht und für Alles, was in Bezug auf Musik gethan werde, werde freilich in keinem Verhältnisse zu der zu leistenden Arbeit stehen, aber es soll bedacht werden, daß auch sonst nicht Alles belohnt werde und nicht belohnt werden könne, was die Lehrer thun und leisten. Der schönste Lohn müsse in dem Bewußtsein liegen, auch für diesen so schönen und edeln Bildungszweig die Pflicht redlich und bestens erfüllt zu haben. Redner schließt mit den Worten: „Arbeiten wir auch in musikalischer Beziehung für Gott, König und Vaterland!"

Mannigfaltigkeiten.

Der „Saalbote" enthält folgende Mittheilung: „Am 13. Mai d. Js. ist wohl einer der ältesten Kurgäste Kissingens gestorben, — es war dieß der Weinhändler und Rittergutsbesitzer Jung in Benshausen. Schon als Knabe im Jahre 1809 war Herr Jung zum Kurgebrauche hier und nur selten versäumte derselbe in den letzten 50 Jahren eine Saison."

Das „Würzb. Abendbl." schreibt: In der verflossenen Woche ereignete sich nachfolgender, wegen des darin bewiesenen Muthes bemerkenswerther Vorgang im hiesigen Zuchthause. Eine Weibsperson, welche von den sieben ihr zugesprochenen Strafjahren bereits fünf erstanden hatte, wurde als krank in das Krankenzimmer gebracht, dessen Ofen, wie in den Gefängnißzimmern, durch starke Eisenstäbe befestigt ist. In stiller Nacht hob sie den Ofen ab, nahm Betttücher, und was sich sonst an Stelle eines Strickes verwenden ließ, zusammen, kroch durch den Schornstein hinauf auf's Dach und half sich dort fort, bis sie einen geeigneten Platz fand, ihren Rettungsapparat in's Werk zu richten. So gelangte sie auf das Dach eines niedern Hauses, von diesem in einen Garten, und so weiter in's Freie. Sie war bis Sonntag noch nicht wieder eingebracht worden.

Die 267 bayerischen Theilnehmer am Juristentage vertheilen sich nach Regierungbezirken wie folgt: Aus Oberbayern 195, aus Niederbayern 7, aus der Pfalz 2, Oberpfalz 6, Oberfranken 13, Mittelfranken 18, Unterfranken 9 und Schwaben 17. Nach Berufsgattungen zählten die bayerischen Juristen bei dieser Versammlung 12 Professoren und Privatdozenten, 81 Richter und Gerichtsbeamte, 16 Staatsanwälte, 25 Verwaltungs- und Polizeibeamte, 4 Gemeindebeamte, 2 Auditore, 21 Notare, 33 Rechtsanwälte; 7 Theilnehmer gehörten verschiedenen nichtjuristischen Berufsklassen an, 65 endlich dem zahlreichen und weitverbreiteten Geschlechte der „Staatsdienstadspiranten."

Während deutsche Blätter von dem in einer russisch-polnischen Stadt erfolgten Tode des Neger-Schauspielers Ira-Aldrige berichten — was für eine Bühne hätte er dort zu suchen gehabt? — meldet Röders „Theater-Moniteur" aus New York, daß der farbige Tragödie daselbst vergebens nach einer Gelegenheit zum Auftreten umherschaue. Dem amerikanischen Vorurtheil gemäß will keine weiße Gesellschaft mit ihm spielen.

Ein österreichischer Beamter machte mit seiner seit kaum einem Monat anvertrauten Gattin Anfang letzter Woche einen Ausflug von Triest nach Muggia. In dem von ihnen benutzten Wagen saßen noch 2 Schwestern der Frau und ein Freund des Mannes. Die Herren rauchten; es ging ein ziemlicher Wind, welcher einen von einer Cigarre auf ein Damenkleid gefallenen Funken bald zu starkem Feuer anfachte, daß, bevor man es sich versah, die Kleider in Flammen aufloderten. Die junge Frau und eine ihrer Schwestern liegen an schweren Brandwunden darnieder.

England fabrizirt jetzt wöchentlich 6000 Tonnen Eisen nach dem Verfahren von Bessmer. Dieser bezieht vom Zentner eine Patentgebühr von 1 Sh., also im Ganzen 1,900,000 Pfd. oder 22,000,000 fl. jährlich, wenn man 300 Arbeitstage rechnet. Noch weit kolossaler sollen die Gewinne sein, welche die Hütten selbst von dem Verfahren ziehen.

Charade.

Du bringst mich schon mit auf die Welt;
Du leihst mich dem, der dir gefällt;
Sonst pflegten Frauen mich zu zieren.
Ich bin der Weg zum Herzen, zum Verstand;
Wohl dem, der mich geneigt im Unglück fand;
Nur Schurken können mich verlieren.

Auflösung des Räthsels in Nr. 217:
Magen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 222 Dienstag, 17 September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Hatte sich Frau Simon vorgenommen, der unverschämten Stickerin gehörig die Leviten zu lesen, ehe sie ihre neue Aufträge geben wollte, so vergaß sie ihr vom Zorn diktirtes Vorhaben, als ihr Ida mit dem vollendeten Anstand der wirklich großen Dame, mit jenem Anstand, der wohl angeboren, aber nicht mit Geld erkauft werden kann, entgegen kam.

Sie sah Herminen und den kleinen Wilhelm, und mußte sich gestehen, daß ihre eigenen Kinder noch lange nicht so wohl erzogen seien, als die der einfachen Arbeiterin, die sich bei ihrem Eintritt und nachdem sie artig gegrüßt hatten, ruhig, und ohne erst der Mutter Aufforderung abgewartet zu haben, entfernten. Durch die offene Verbindungsthür des zweiten Zimmers sah Frau Simon Ida's Gatten am Schreibtisch sitzen und mußte sich gestehen, daß auch in seiner Erscheinung derselbe Adel lag, der ihr erst jetzt in Ida's ganzer Haltung auffiel. Es bedurfte daher einiger Sekunden, ehe sie sich von Ida's Ueberraschung erholt und auf Ida's Frage, womit sie ihr dienen könne, zu antworten vermochte.

„Eigentlich wollte ich Ihnen recht böse sein, doch lassen wir dieß. Ich sehe nun, daß sie jedenfalls keine gewöhnliche Arbeiterin sind, und komme daher selbst zu Ihnen, um Sie zu fragen, ob Sie für mich eine neue Arbeit übernehmen wollen, falls ich Ihnen jeden geforderten Betrag dafür bezahle, vorausgesetzt, daß Sie mir versprechen, in Candia nur für mich allein arbeiten zu wollen."

„Ich bedaure sehr, Madame, Ihrem Wunsche nicht willfahren zu können; doch ich habe vor einer Stunde eine Bestellung für Frau Gerichtspräsidentin von Harrung übernommen, die keinen Aufschub erleidet."

„Woher kennt Sie Frau v. Harrung?"

„Das weiß ich nicht, Madame! auch hätte ich eine solche Frage für eine Unbescheidenheit gehalten, der ich mich gewiß nicht schuldig gemacht hätte."

Frau Simon begriff die in diesen Worten gelegene Lektion; dennoch sagte sie:

„Darf ich wenigstens sehen, was Frau von Harrung bei Ihnen bestellt hat?"

„Bedaure sehr, Madame, Ihnen auch in dieser Hinsicht nicht angenehm sein zu können, denn ich gab mein Wort zu schweigen, und werde mein Wort nicht brechen."

„Nun, so hoffe ich, mich wenigstens für die Zukunft Ihrer geschickten Nadel bedienen zu können."

Beinahe gegen ihren Willen und gleichsam ihrer Handlung unbewußt, reichte sie — die eingebildete Frau Simon — eben jener Arbeiterin die Hand, von der sie so arg behandelt worden war, ohne daß Ida von dieser vermeinten Gunst auch nur im Geringsten geschmeichelt schien.

Als Ida wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, da sagte Funke:

„Höre, Ida, Du hast der einfältigen Frau in einer für unsere Lage doch zu argen Weise mitgespielt."

„Nicht doch, Adolf, Du müßtest Zeuge von der Unverschämtheit gewesen sein, mit der sie mich neulich behandelte, um mein heutiges Benehmen zu begreifen. Frau Hartung hat mir überdieß dasselbe Anerbieten gemacht, ohne daß ich darauf einging. Und täusche ich mich nicht sehr, so habe ich mir gerade durch die Art, wie ich mich benahm, an Frau Simon eine Freundin erworben."

Schon am nächsten Tage erhielt Ida ein Billet folgenden Inhalts:

„Liebe Frau Langsdorf!

Mein Mann brachte in Erfahrung, daß Herr Langsdorf eine Stelle als Sekretär bei dem russischen Konsul gesucht hat; da diese Stelle bereits vergeben ist, und mein Mann gleichfalls einen gebildeten Sekretär zu haben wünscht, so wollen Sie Herrn Langsdorf ersuchen, heute auf dem Bureau meines Mannes vorzusprechen. Mit dieser Stelle wäre vorläufig ein Gehalt von monatlich fünfzehn Louisd'or verbunden.

Ihre wohlaffektionirte

J. Simon."

Als Ida diese Zeilen gelesen hatte, sagte sie nicht ohne Anflug von heiterer Laune:

„Nun, gestrenger Herr und Gebieter, hatte ich nicht Recht zu behaupten, daß ich mir mit meinem Benehmen an Frau Simon eine Freundin erworben? Willst Du diese Stelle annehmen?"

„Gewiß! ich will mich sogleich ankleiden und zu Herrn Simon gehen."

Auf das Freundlichste von Herrn Simon empfangen, waren beide Herren bald einig. Ehe der neue Sekretär fortging, sagte der reiche Handelsherr:

„Unter Anderem, lieber Herr Langsdorf, wollen Sie mir freundlichst Ihre Legitimationspapiere übergeben! Sie wissen wohl, daß wir dieselben der Behörde senden müssen."

Diese Aufforderung kam nun Funke allerdings höchst ungelegen, da er sein Inkognito gern bewahrt hätte; doch die so unerwartete erlangte Stelle war für ihn und seine Familie von zu ernster Bedeutung, um ihr nicht sein Inkognito opfern zu wollen.

Als er daher Simon die Gründe nannte, die ihn veranlaßt hatten, seinen altadeligen Namen gegen einen einfach bürgerlichen zu vertauschen, da reichte ihm Simon die Hand, und versicherte ihm, daß sein Geheimniß, so lange er es bewahrt wissen wolle, durch ihn nicht verletzt werden solle." Da fügte er lächelnd hinzu:

„Nun begreife ich auch die Worte meiner Frau, die mir, ich gestehe es, bis jetzt nicht klar waren. Jedenfalls, Herr Baron . . ."

„Herr Langsdorf, wenn ich bitten darf."

„Nun denn, Herr Langsdorf, Sie können die Versicherung hinnehmen, daß Sie in mir einen Freund gefunden, der keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen wird, um Ihnen dieses durch die That zu beweisen."

Als Ida das günstige Resultat erfuhr, da hielt sie es für ihre Pflicht, sich bei Frau Simon persönlich zu bedanken und hatte die Genugthuung, von dieser in der liebenswürdig entgegenkommendsten Weise empfangen zu werden.

VIII.

Der nächtliche Ueberfall.

Als Simon's Sekretär bezog Funke mit seiner Familie das von dem reichen Handelsherrn bewohnte Haus. Wenn Simon auch im Allgemeinen sein Versprechen in Bezug auf die Geheimhaltung von Funke's gesellschaftlicher Stellung gehalten hatte, so schien er doch in Bezug auf seine Frau eine Ausnahme gemacht zu haben; wenigstens war diese Voraussetzung durch das geänderte Benehmen der sonst äußerst arroganten Handelsfrau gegen die neue Bewohnerin ihres Hauses gerechtfertigt.

Wenn Simon gar bald erkannte, daß er mit seinem Sekretär einen hohen Gewinn gemacht, so gestaltete sich auch die Stellung der schwer geprüften Familie verhältnißmäßig freundlicher. Hermine nahm an dem Unterricht der Kinder des Hauses Theil, während Funke und seine Gattin als zur Familie gehörend angesehen, in Folge dessen von Jedermann mit Auszeichnung behandelt wurden.

Ida, die Frau Simon längst die Behandlung verziehen hatte, durch die sie ihr so weh gethan, war nach Kräften bemüht, die vielen Beweise von Freundschaft, die ihr die Hausfrau gab, dadurch zu belohnen, daß sie einerseits ihren unschuldigen Hang zu Putzsucht nach Kräften unterstützte, andererseits ihre Salons zu den angenehmsten von Candia machte.

Bald war Ida die Seele des Hauses und für Frau Simon eben so unentbehrlich als die Luft, die sie athmete.

Eines Tages kam Pater Zacharias, um seine nahe bevorstehende Abreise nach Smyrna anzuzeigen, wohin er an die Stelle des meuchlerisch gemordeten Bischofs berufen worden war.

Ida vermochte ihre Thränen nicht zurückzuhalten, als der würdige Greis seine vor Alter zitternden Hände segnend auf ihr Haupt legte, um voraussichtlich für die Zeit des Lebens von ihr Abschied zu nehmen. Es schien ihr, als müsse mit des geliebten Greise Trennung auch ihre Hoffnung auf eine ruhigere und freundlichere Zukunft schwinden.

„Auch ich würde gern auf die mit meiner neuen Stellung verbundenen Ehren eines Kirchenfürsten Verzicht leisten und in meinem gegenwärtig segensreichen Amte geblieben sein; doch die Pflicht ruft mich von hier ab, und nachdem ich seit achtzig Jahren dem Rufe dieser Pflicht stets Folge geleistet, habe ich kein Recht, an der Schwelle des Grabes angelangt, für ihren Ruf taub zu bleiben, um das ruhige Glück, dessen ich mich hier erfreute, fortgenießen zu können."

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Für Augsburg wurde der 27. Mai 1832 ein dreifach gefeierter Tag. Das Andenken an einen verklärten König, der Jahrestag der Verfassung und die Dankbarkeit gegen einen verdienstvollen Abgeordneten hatten 400 der angesehensten Bürger und Einwohner Augsburgs, so wie mehrere Staatsbürger von München, Kempten, Meiningen und andern Städten des Oberdonaukreises und eben so viele Landbewohner desselben Kreises in dem geschmackvoll dekorirten Saale des Gasthofes zur goldenen Traube zu einem festlichen Mahle versammelt. Um 1 Uhr führte der Festausschuß den Abgeordneten Heinzelmann, dem an diesem Tage ein Ehrenpokal als Dank für seinen Patriotismus überreicht werden sollte, unter dem Schalle der Trompeten und Pauken in den Saal.

An den Stufen eines zu dieser Feier errichteten Altars wurde sofort von der ganzen Versammlung ein Weihelied nach der Melodie: „Heil unserm König, Heil!" unter Musikbegleitung abgesungen. Darauf

bestieg Banquier Wagenseil die Stufen des vor der errichteten Konstitutionssäule stehenden Altars, auf dem die Magna charta Bavariae (die Verfassungsurkunde) aufgeschlagen lag, und sprach einen Prolog in Versen, bei dessen Schluß die Versammlung dem Geber der Verfassung und ihrem Erhalter ein dreimaliges Lebehoch ausbrachte.

Während des unmittelbar darauffolgenden Festmahls wurden gleichfalls wieder den Manen Max Josephs, so wie dem Könige Ludwig Toaste ausgebracht, dann ein Volkslied gesungen und noch 15 Trinksprüche vorgetragen, von denen der letzte lautete:

Jeder freie Geist soll leben,
Brüder, trinkt und stimmt mit ein,
Recht und Wahrheit soll sich heben
Und die Willkür nicht mehr sein!

Nach dem Mahle wurde der Abgeordnete Heinzelmann von dem Ausschusse an die Stufen des Altars geleitet, wo ihm der Ehrenbecher unter einer passenden, von Banquier Millenberg gesprochenen Anrede überreicht wurde.

Der Abgeordnete Heinzelmann ergriff den gefüllten Pokal, brachte der Versammlung einen Toast, versicherte, als Landtagsabgeordneter nur seine Pflicht erfüllt zu haben, und sprach noch Folgendes:

„Was mich aber zunächst der Dankbarkeit für Ihre Güte und der innigsten Freude, welche mir jede wahrhaft konstitutionelle Erscheinung macht, zur Mitfeier des heutigen Tages vorzüglich bestimmte, das ist der Charakter, welchen Sie dieser Feier geben, es ist der Grundsatz, der Sie dabei leitet.

„Es ist in unsern Tagen vielfach bedeutend, daß solche Feste von den Staatsbürgern aller Klassen gefeiert werden; sie verbürgen die erfreuliche Thatsache regerer Theilnahme am konstitutionellen Leben. Diese Feier in diesen Mauern zeigt, daß der Sinn für die Verfassung auch unter uns große Fortschritte gemacht hat, daß sie dem Volke theuer geworden ist, wenn auch ihre Wirkungen noch so viel zu wünschen übrig lassen, wenn auch noch so Vieles für sie zu geschehen hat. Doppelt merkwürdig ist aber die Konstitutionsfeier jetzt — und warum sollte es verschwiegen werden? — wo die Gegner des konstitutionellen Systems thätiger sind als je, wo die öffentliche Meinung so oft verkannt, entstellt oder irre geleitet wird, — wo Beispiele von Entweihung der Menschenrechte durch Kriecherei und Sklavensinn leider nicht fehlen, — wo stumpfe Theilnahmslosigkeit für Treue gepriesen und die Apathie des unwissenden Theils des Volkes als Zeuge seiner Zufriedenheit geltend gemacht werden will, wo freie Rede, freies Urtheil für Aufregung gilt, wo die Presse mehr als je verfolgt wird, — — wo, so weit man kann, ein ominöses Schweigen über Politik geboten wird, wo so manche unnöthige Furcht und Mißtrauen die Aufregung selbst hervorbringen. Da, wo es so steht, da mahnt die Feier der Verfassung an die Hoffnung einer bessern Zeit und gerechte Klage über solche traurige Erscheinungen, welche dem Geiste unserer Verfassung so fremd ist, soll bei solchem Anlasse in einem konstitutionellen Staate wohl offen und warnend ausgesprochen werden dürfen. Die Zahl Derjenigen, welche mit den unerfreulichen Erscheinungen unserer Tage zufrieden sind, ist Gottlob unverhältnißmäßig klein, die ungeheure Mehrheit aller Verständigen spricht sich dagegen aus und beurkundet gerade damit streng verfassungsmäßige Gesinnung. Man kann, man darf jedoch annehmen, daß selbst bei Denen, welche aus irgend einer Rücksicht sich allen unangenehmen Verhältnissen unserer Zeit fügen, dennoch die Liebe zur Verfassung geblieben ist, selbst da, wo Furcht vor niedriger Angeberei und vor Versetzung die Zunge fesselt.

„Meine Herren, Sie sprechen mit der Feier der Verfassung nicht nur Ihre Anhänglichkeit an sie aus, welche trotz aller ihrer zahlreichen Mängel, so lange Eidschwüre etwas gelten, den friedlichsten immer offenen Weg zu allen Verbesserungen zeigt, sondern Sie sprechen durch die Art Ihrer Feier auch rücksichtlich der Abgeordneten wichtig genug die Grundsätze aus, welchen diese huldigen sollen, wenn mit der Verfassung keine Täuschung stattfinden, wenn je die gerechten Erwartungen des aufgeklärten Theils des Volkes erfüllt werden sollen. Sie zeigen, meine Herren, daß, wenn schon ein schlichter Bürger Ihre Zufriedenheit als Abgeordneter erlangen konnte, welche Anerkennung denjenigen Deputirten von Ihnen zu Theil wird, welche, ausgerüstet mit Talenten und vollständiger Kenntniß der Gesetze und der Rechte, im Sinne der Freiheit, der Wahrheit und des Lichtes den Ehrenposten eines bayerischen Abgeordneten ausfüllen. Solche öffentliche Aeußerungen, solches Anerkennen müssen die Abgeordneten ermuthigen; sie lassen sie manche über sie gefällte harte Urtheile Andersgesinnter vergessen, sie werden bei künftigen Wahlen Anklang haben und gewiß im Lande ein bedeutungsvolleres Echo finden, als die Wasserburger und Gautinger Adressen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von der afrikanischen Westküste berichtet man den Tod des Kriegerhäuptlings Mabba, der sechs Jahre lang eine furchtbare Geißel war für die Negerstämme in den an die englischen und französischen Gebiete am Senegambia angränzenden Landschaften. Im Jahre 1861 war Mabba noch ein Häuptling von geringer Bedeutung im Königreich Badibu, aber ein eifriger Muhamedaner, und in demselben Jahr empörte er sich gegen seinen heidnischen König, tödtete ihn und warf

sich zum Herrscher auf. Mit Feuer und Schwert verbreitete er den Islam, und ließ Alles niedermachen, was sich nicht den Kopf schor und zum Koran bekannte. Aufgeblasen durch seine Kriegserfolge gegen Negerfürsten, fiel dieser fanatische Krieger im Juni 1866 in das brittische Gebiet am Gambia ein, ward aber durch die geschickte Strategie des Statthalters, Obersten D'Arcy, mit großem Verlust zurückgeschlagen. Da beschloß Mabba seine französischen Nachbarn anzugreifen, und umzingelte im Dezember desselben Jahrs mit 4000 Kriegern eine Abtheilung von 300 europäisch-französischen Truppen, welche alle niedergemetzelt wurden, bis auf 9, die sich durch die Flucht retteten. Die Gräuel und Menschenopfer des Königs von Dahomey verschwinden im Vergleich mit den Metzeleien und dem Elend, die dieser fanatische Mabba über harmlose Negerstämme verhängt hat. Jetzt vernimmt man aber, daß er von Joliffe, dem König von Sein, in einer Schlacht gefangen wurde, der ihn hinrichten ließ und den Kopf und die Hände desselben als Trophäe an den Gouverneur der französischen Niederlassungen am Senegal übersandte. Man rechnet, daß dieses Ungeheuer in sechs Jahren nicht weniger als 20,000 Menschen theils hinschlachtete, theils Hungers sterben ließ, oder in die Sklaverei verkaufte, und das Alles unter dem Vorwande des Glaubenseifers.

Eine Korrespondenz, welche dem „Moniteur" aus New-York vom 28. August zugeht, beschäftigt sich eingehend mit einem neuen Unternehmen, das nach dieser Stadt aus dem fernen Westen frisches Fleisch in großen Quantitäten herbeizuschaffen sich die Aufgabe gestellt hat. Auf eine Entfernung von 1000—1200 Kilometern holt diese Gesellschaft in eigens gebauten und eingerichteten Eiswaggons das Fleisch frischgeschlachteter Thiere herbei. Der Waggon, welcher bereits mit einer völlig wohlerhaltenen Ladung aus Newark, im Staate Ohio, 250 Stunden weit nach New-York gekommen ist, kann das Fleisch von 6 Ochsen und 122 Schafen aufnehmen. Auf die gleiche Weise sollen später Fische, Früchte, Gemüse, überhaupt alle Nahrungsmittel, die sich im Sommer nicht lange halten, aus dem weitesten Umkreise nach New-York befördert werden.

Die Legung des unterseeischen Telegraphen von Havannah nach Key-West, Florida, ist vollendet und New-York, also auch die alte Welt, mit der Hauptinsel von Westindien in telegraphischer Verbindung. Man beabsichtigt, sofort die vorzüglichsten westindischen Inseln und später auch den südamerikanischen Kontinent, so wie endlich auch über die Inseln des grünen Vorgebirges Afrika, und mit Kadir als Anknüpfungspunkt, Spanien durch eine Telegraphenlinie mit Kuba in Verbindung zu bringen.

Australischen Briefen zufolge ist man dort im Begriffe, eine neue Expedition abzusenden, um die Ueberreste der Leichhardt'schen Gesellschaft zu entdecken. Es ist die York-Agrikultural-Society im Westen von Australien, welche die Sache unternehmen will, und die Regierung hat sich bereit erklärt, die Hälfte der Kosten zu tragen. Von den Eingebornen eingezogene Nachrichten haben die Veranlassung zu dem jetzigen Unternehmen gegeben, und da sich Jedermann, von der Regierung herab bis zum fernsten Ansiedler warm für das Projekt interessirt, so verspricht man sich von der Entdeckungsreise einen günstigen Erfolg.

Von mehreren Industriellen Berlins ist die Idee angeregt worden, nach dem Beispiele englischer Fabrikanten die Auszahlung des Wochenlohnes an die Arbeiter am Samstag Früh, statt wie bisher gebräuchlich am Abende vorzunehmen. In England hat sich diese Einrichtung trefflich bewährt, namentlich für die verheiratheten Arbeiter. Die Frauen derselben pflegen sich am Morgen in der Fabrik einzufinden, um den Wochenlohn in Verwahrung zu nehmen und davon zunächst die Einkäufe auf dem Wochenmarkte zu besorgen. Die Folge davon ist, daß die Männer sich dem wüsten Treiben fernhalten, welches in England der strengen Sonntagsfeier vorhergeht.

Vor einigen Wochen war die Tochter eines Trödlers in Hernals (bei Wien) mit einem bei ihrem Vater als Schreiber in Dienst stehenden jungen Manne aus dem elterlichen Hause entflohen, und man war der Meinung, daß dieses Liebespaar nach London zum Bruder des Mädchens gereist sei; nun stellt sich heraus, daß die beiden an ihre Angehörigen Abschiedsbriefe gerichtet, und sich wegen Mangels an weiteren Subsistenzmitteln in die Donau gestürzt haben, daß auch deren Leichen mit ineinander geschlungenen Armen einige Tage später aus dem Wasser gezogen und beerdigt wurden.

In Olmütz wurden in einem Mauertheile an der Metropolitankirche seltene Alterthümer bloßgelegt. Es sind dieß Fenster im byzantinischen Styl, kunstvoll in Stein gehauen, deren Alter auf 1000 Jahre geschätzt wird.

Auflösung der Charade in Nr. 221:
Ohr.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 223 — Mittwoch, 18. September — 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen waren seit des hochgeehrten Priesters Abreise verflossen, als das Fallissement eines großen Handelshauses in Smyrna, bei dem auch Simon bedeutende Summen stehen hatte, die Anwesenheit des Handelsherrn in Smyrna erheischte.

Da jedoch Simon krankheitshalber die Reise nicht unternehmen konnte, so bat er Funke, dieß an seiner Stelle zu thun. Mit den nöthigen Vollmachten versehen, langte Funke drei Tage später gegen 10 Uhr Abends in Smyrna an, wo er eingedenk seines Versprechens, sich in das bischöfliche Palais führen ließ.

Das von Sr. Eminenz, dem damaligen Herrn Bischof Zacharias bewohnte Haus entsprach nach seiner Größe und Bauart allerdings dem mit dem pompösen Titel „Palais" verbundenen Begriff, machte aber durch die Oede des Platzes, auf dem es sich befand, so wie wegen seiner geringen Bewohnerzahl, einen beinahe unheimlichen Eindruck.

Ein Gefühl unwillkürlichen Schauers überkam Funke, als er von Mutter Gobler, des würdigen Greises Haushälterin, eingelassen, das dumpfe im ganzen Hause widerhallende Geräusch der zufallenden Thüren hörte. Die breiten mit kunstvollen Schnitzereien gezierten Treppen knarrten bei jedem Tritt und erhöhten das Unheimliche der ganzen Behausung. Die Zimmer und Vorzimmer waren allerdings mit dem eines Kirchenfürsten würdigen Luxus und Komfort eingerichtet, doch die allenthalben herrschende beängstigende Ruhe erhöhte noch den ungünstigen ersten Eindruck.

Vater Zacharias, der seit mehr denn einem halben Jahrhundert, an ein einfach bürgerliches Leben gewöhnt war, vermochte sich nicht sofort zu der Annahme jenes Dienertrosses zu entschließen, der in der Regel die Gemächer und Vorgemächer hoher Würdenträger der Kirche zu füllen pflegt.

Obschon bereits seit mehreren Wochen in Smyrna, benutzte Se. Eminenz nur drei Zimmer für seinen persönlichen Gebrauch, von denen das eine zum Schlaf-, das zweite zum Speise- und das dritte zum Arbeitszimmer diente.

Frau Gobler, die alle ihre Kinder, bis auf das jüngste, einem Knaben von 9 Jahren, in Wien versorgt hatte, benutzte mit ihrem Sohne ein an die Küche anstoßendes Zimmer, das überdieß in einem entfernten Theil des weitläufigen Hauses lag.

Im Augenblicke der Ankunft unseres Helden stand Zacharias eben im Begriffe, sich zur Ruhe zu begeben, gab aber freudig überrascht, dieses Vorhaben auf, als er erfuhr, welch' lieber Gast bei ihm angelangt sei. Nachdem Funke den Zweck seiner Reise erklärt hatte, erhob er sich von seinem Sitze, um sich in das in der Zwischenzeit für ihn hergerichtete Zimmer zu verfügen, welches nur durch die Breite des Korridors von dem von Zacharias bewohnten getrennt war.

War es die Rückwirkung der Reisefatiguen, war es der Anblick des sichtbaren Verfalls, der mit Zacharias in den wenigen Wochen der letzten Trennung vor sich gegangen war, oder das unheimliche Düstere des Hauses, in dem er eingekehrt war? Thatsache bleibt, daß Funke's Aufregung, nachdem er mehrere Stunden zu Bett gelegen, noch immer wuchs und ihn schließlich veranlaßte, das weiche Lager zu verlassen.

Im Augenblick, wo er im Begriff stand, Licht zu machen, schien es ihm, als höre er auf dem Korridor und zwar in der nächsten Nähe seines Zimmers, leise flüsternde Stimmen, in Begleitung eines Geräusches, welches er sich im ersten Augenblick nicht zu erklären vermochte. Während er in seinem Vorhaben, Licht zu machen, inne hielt, verstummte das im flüsternden Tone geführte Gespräch; dagegen nahm das frühere undeutliche Geräusch einen bestimmteren Charakter an, in dem Funke den Versuch erkannte, mit Hülfe eines Instruments einen verschlossenen Raum zu öffnen. Obgleich er nichts zur Hand hatte, was ihm nöthigenfalls als Waffe hätte dienen können, warf er doch in aller Eile seine Kleider über sich, und trat dann vorsichtig auf den Korridor, wo indessen wieder Alles in die früher erwähnte Ruhe versunken war.

Ueberzeugt, daß ihn sein Gehör nicht getäuscht habe, ging er den Korridor entlang, fand aber zu seiner größten Ueberraschung alle Thüren verschlossen und kein Versteck auf dem ganzen langen Gange, wo sich auch nur ein Kind hätte verbergen können.

Unruhiger durch das unaufgeklärt gebliebene Ge-

räusch, als er es beim Anblick eines Missethäters gewesen wäre, kehrte er in sein Zimmer zurück.

Es mochten acht bis zehn Minuten verflossen sein, als ein neues Geräusch bis zu ihm drang und dießmal vermochte er nicht zu zweifeln, daß das Gehörte ein erstickter menschlicher Hülferuf war. Ohne sich einen Augenblick länger zu besinnen, kehrte er auf den Korridor zurück, wo ihm zuerst ein Lichtschimmer auffiel, der nur durch das Schlüsselloch des von Vater Zacharias bewohnten Zimmers herrühren konnte. Fast gleichzeitig erkannte er dieselben Stimmen, die er schon früher gehört hatte, zwischen denen er des Greises immer schwächeres Hülferufen erkennen zu müssen wähnte.

Mit einem einzigen Druck seiner athletischen Schultern sprengte er die Thür und hatte ein Bild vor Augen, welches das Blut in seinen Adern gerinnen machte und auf kurze Momente seine Thatkraft lähmte.

In dem von einer Blendlaterne nur schwach beleuchteten Zimmer befanden sich zwei Männer, von denen der Eine bemüht war, den alterschwachen Greis unter dem Kopfkissen zu ersticken, während der Zweite eine mehr passive Rolle spielend, abseits stand.

In dem Augenblick, in dem die Thüre krachend in das Zimmer fiel, bedeckten beide Missethäter ihre Züge mit Masken, die sie, im Innern angelangt, als unnütz betrachtend, bei Seite gelegt hatten. Diesen Moment benutzte der halberstickte Greis, um das Kissen von seinem Kopfe zu werfen und mit dem geringen Rest seiner Kräfte und mehr instinktartig nach Hülfe rufend, den Namen Funke auszusprechen.

Zacharias hatte kaum den Namen Desjenigen genannt, von dem er in der verzweiflungsvollen Lage, in der er sich befand, allein noch Rettung erwarten konnte, als jener derb beider Verbrecher, der bis dahin abseits gestanden, eine Pistole aus seiner Brusttasche hervorzog und auf Funke abfeuerte. Trotz der geringen Distanz, die beide Gegner von einander trennte, war der mit seltener Ruhe abgefeuerte Schuß doch in so weit verfehlt, daß er nur Funke's linke Schulter streifte.

Des jungen Mannes Lage war in der That höchst schwierig. Allein, ohne Waffen, stand er zwei Leuten gegenüber, die um den Preis ihrer eigenen Sicherheit, gewiß keinen Anstand genommen haben würden, ihrem ersten beabsichtigten Morde einen zweiten hinzuzufügen. Er wußte nicht, ob er sich auf seinen Gegner werfen und diesen unschädlich machen, oder ob er zuerst den ehrwürdigen Greis von den Händen seines Mörders befreien sollte. In dieser beobachtenden Ungewißheit vergingen einige Sekunden, die der Eine dazu benutzte, um den Greis mit seinen Händen zu erwürgen, während der Zweite, nachdem er sein nutzlos gewordenes Pistol zu Boden geworfen, mit einem Jatagan auf Funke eindrang.

Von diesem Augenblick an war des jungen Mannes Verhalten genau vorgezeichnet; er mußte vorerst seinen persönlichen Gegner unschädlich machen, ehe er mit nur einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg darauf denken konnte, Zacharias zu Hülfe zu kommen. Kaum stand dieser Entschluß fest, als er seinem Gegner mit einem gewaltigen Satze entgegensprang, dem ersten mit ganzer Kraft geführten Stoße durch eine kühn berechnete Bewegung auswich, und seinem Angreifer in den Rücken kam. Ehe dieser Zeit fand, umzukehren und einen zweiten Stoß zu führen, hatte ihn Funke mit unwiderstehlicher Gewalt rücklings zu Boden geschleudert und da er gar keine Waffe zur Hand hatte, mit dem Absatz einen Schlag auf den Kopf versetzt, der ihn auf einige Augenblicke regungslos liegen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkenswerthe Maschinen auf der Weltausstellung.

Einem Berichte der „Nat.-Ztg." über die Maschinenabtheilung auf der Pariser Ausstellung entnehmen wir über einige bemerkenswerthe Maschinen folgende Mittheilungen: Besondere Beachtung verdient die atmosphärische Gaskraftmaschine von N. A. Otto u. Komp. in Köln, die nicht durch Dampf, sondern durch Gas getrieben wird, und zwar durch regelmäßig wiederkehrende Gasexplosionen, welche in einem eisernen Zylinder stattfinden und den Kolben in die Höhe treiben. Aehnliche Versuche sind schon früher gemacht worden, hier ist aber zum Erstenmal eine wirkliche Lösung der Aufgabe erreicht. Das Gas wird aus der gewöhnlichen Leitung bezogen, die Entzündung geschieht nicht, wie früher, durch elektrische Batterien, sondern durch ein einfaches Flämmchen; die Bewegung wird nicht durch den aufsteigenden Kolben vermittelt, der durch seine ruckweise Bewegung schädlich wirken könnte, sondern der Kolben steigt frei auf und erst die beim Niederfallen entwickelte Kraft setzt die Räder in Bewegung. Der Nutzen und die Wichtigkeit der Maschine liegt darin, daß durch sie die Maschinenkraft dem kleinen Handwerk und dem Privatgebrauch zugänglich gemacht ist. Die Maschine ist vollständig gefahrlos, so daß es zu ihrer Aufstellung keiner Konzessionseinholung bedarf, sie ist leicht und klein, so daß sie selbst in einer Dachwohnung stehen kann, sie bedarf keiner Wartung, arbeitet ohne Geräusch, ist jeden Augenblick in Bewegung zu setzen, indem man den Gashahn aufzudrehen und das Flämmchen anzuzünden braucht, man kann endlich die Kraftentwicklung nach Belieben reguliren. Ist das Gas als Brennmaterial auch etwas theuer, so wird der Betrieb dennoch billiger, weil man niemals nutzlos verbraucht, wie es bei dem immer gleich stark geheizten Dampfkessel unvermeidlich ist. Die Maschine setzt den einzelnen Arbeiter in den Stand, all die Vortheile der Maschinenkraft abzunutzen, so daß sie für die Entwicklung der

Arbeiterverhältnisse von großer Wichtigkeit sein kann. Es werden Maschinen von ½, 1 und 2 Pferdekraft im Preise von 350, 450 und 580 Thaler gebaut, wobei der Gas- und Verbrauch pro Stunde und Pferdekraft auf 30 Kubikfuß berechnet ist. Als ein besonders merkwürdiger Apparat gilt auch der von Siemens und Halske ausgestellte, durch den Kraft in Elektrizität verwandelt wird. Der Induktionsdraht umschließt ein Eisen, welches kein besonders zubereiteter Magnet ist, da sich herausgestellt hat, daß es kein Eisen gibt, das nicht etwas magnetische Kraft enthielte. Der Apparat wird in Bewegung gesetzt, der im Eisen enthaltene Magnetismus theilt sich dem Draht mit, verstärkt sich in demselben und macht nun wieder das Eisen um so viel stärker magnetisch, die Wechselwirkung steigert sich fortwährend, so lange die Drehung dauert. Die Familie Siemens, die in England, Frankreich und Rußland gleichfalls große Fabriken besitzt, ist denn auch noch in anderen Ländern vertreten, so in England mit einem tragbaren Telegraphen, dessen Apparat nicht größer als ein Folioband ist. Da er im Felde gebraucht werden soll, so ist er ein einfacher Zeigerapparat, der jeden angeschlagenen Buchstaben auf der nächsten Station wiedergibt. Der große Vortheil besteht darin, daß er nach jedem Wort ein Zeichen gibt, das von der andern Station dahin beantwortet wird, ob das Wort verstanden ist oder nicht, so daß im Falle eines Mißverständnisses nicht die ganze Depesche wiederholt zu werden braucht. Der Galvanometer, ein sonst sehr komplizirter und kostspieliger Apparat, ist von Siemens zu einem kleinen, leicht anzubringenden Instrument vereinfacht, ein anderer Apparat dient zur Bestimmung der Länge elektrischer Wellen in unterseeischen Kabeln, der Alkoholometer gibt zugleich die Masse und den Alkoholgehalt ablaufender spirituöser Flüssigkeiten an. Einen der großen Preise hat ein Siemens'scher Apparat erhalten, welcher die Herstellung des Stahles direkt aus dem Erz ermöglicht. Ein anderer Apparat, der Pyrometer, dient dazu, die Wärmeentwicklung in entfernten Lagerräumen, unter dem Wasser rc. zu bestimmen. Die Beobachtung, daß überseeische Telegraphendrähte vor ihrer Versenkung im Lagern eine Hitze entwickelten, welche sie schon auf dem Lande verdarb, führte zur Konstruktion dieses Apparates, welcher durch die in der Hitze erfolgende Ausdehnung eines Drahtes auf einen empfindlichen Zeigerapparat wirkt, so daß der Kaufmann im Komptoir die Temperatur des Kornes auf seinem Speicher kennt, ohne das Getreide zu untersuchen. In der preußischen Abtheilung ist ein Siemens'scher Letternapparat zum Telegraphiren. Die aus Strichen und Punkten kombinirten Zeichen, dieselben, welche das sonst übliche Buchstabensystem bilden, werden nicht durch längeren oder kürzeren Druck der Hand hervorgebracht, sondern durch die Lettern, welche unter dem Stift fortlaufend ihn länger oder kürzer anheben und so auf der bestimmten Station die entsprechenden Zeichen hervorbringen. Uebrigens läuft auch auf der Aufgabestation der Papierstreifen, so daß der Abdruck auch hier erfolgt und eine doppelte Kontrole und eine augenblickliche Revision möglich ist. Statt des Ritzens und Stechens der früheren Apparate macht hier ein Stift, der sich an einer Walze stets frisch färbt, die Zeichen. König und Bauer aus Zell haben ein wahres Wunderwerk, eine Presse, aufgestellt, die gleichzeitig mit mehreren Farben druckt, natürlich dienen dazu mehrere Platten, aber der Bogen wird nur hineingelegt und fällt hinten mehrfarbig bedruckt heraus. Dabei arbeitet die Presse mit solcher Geschwindigkeit, daß sie die zartesten Ornamente aus verschiedenen Farben zusammensetzt, in Zahlentabellen grüne Zahlen zwischen die blauen einfügt und rothe Striche dazwischen zieht.

In der bayerischen Abtheilung befindet sich auch eine Lokomotive von Kraus und Komp. in München, die erste Arbeit der Fabrik, die sogleich die goldene Medaille erhalten hat. Kraus hat Tender und Lokomotive auf vier Rädern vereinigt und die Uebelstände früherer Tenderlokomotiven beseitigt; die Fabrik ist eben auf diese Erfindung hin gegründet und hat in den betreffenden Kreisen großes Aufsehen erregt. Eine originelle Erfindung hat Berger in Witten ausgestellt: eine Walfischkanone, welche den Walfisch mit einem Geschoß trifft, das im Leibe explodirt und daher sicher tödtet, eine zweite Salve schießt ihm noch eine Harpune in den Leib, nicht sowohl um ihn zu tödten, als von der Beute Besitz zu ergreifen, da nach dem Seerecht der Walfisch demjenigen gehört, der ihn zuerst anbindet. Als glänzender Beleg für die Leistungsfähigkeit des Bochumer Façongusses gilt ein Lokomotiv-Dampf-Zylinder mit Dampfkanälen und Befestigungsplatte: ein einziges Stück aus Stahl gegossen.

In der englischen Abtheilung erregen die verschiedenen Werkzeug-Maschinen die besondere Aufmerksamkeit der Fachmänner, Metall-Hobelmaschinen, welche mit bewunderungswürdiger Feinheit arbeiten; ferner eine ganze Reihe von Maschinen, welche die Arbeit des Bergmanns übernehmen, nicht nur das Schürfen, sondern auch das Hauen mit der Picke nach allen Richtungen hin, so daß diese Maschine nicht mit Unrecht den Namen „Eiserner Mann“ führt. Große Sorgfalt verwendet man jetzt in England darauf, die Geldschränke diebessicher zu machen, da von den bisherigen Fabrikaten keines gegen englische Diebe sicher war. Es ist ein englischer Diebesmeißel mit ausgestellt, welcher auf der einen Seite wie eine Feile eingekerbt ist und daher nicht zurückspringt. Gegen dieses gefährliche Instrument, welchem keine Fuge Widerstand leistet, richten sich besonders die Vorsichtsmaßregeln. Man läßt daher die Wände des Spindes mit Schwalbenschwanzverbindungen in die hohlen Eckpfeiler eingreifen, und diese Pfeiler werden dann mit einem harten Metall ausgegossen. Gegen die Bohrer sucht man sich dadurch zu wehren, daß man die Eisenwände aus doppelten Platten her-

stellt und diese mit einer eigenthümlichen spröden Metallmasse ausgießt, welche kein Bohrer anzugreifen vermag, die aber zur Konstruktion der ganzen Wand ihrer Sprödigkeit wegen nicht geeignet ist. Als eigenthümlich werden auch die patentirten Vorrichtungen Stephensons gegen Kesselsteinbildung gerühmt, so wie ein Maischapparat von Ponlifer, welcher kein Rührwerk enthält und selbst für die größten Brauereien nur einen kleinen Platz in Anspruch nimmt; ferner ein Apparat von Walker in Birmingham zur Bestimmung der Geschwindigkeit, mit welcher ein Schiff fährt. Die amerikanischen Maschinen fordern nicht weniger das Studium der Kenner; so eine Dampfmaschine von Corliß, welche nicht die Expansion, sondern die Einströmung des Dampfes regulirt; ein Dampfhammer, der durch das Anziehen des Riemens bis in die feinste Kraft- und Geschwindigkeitsmasse regulirt wird; eine höchst originelle Hobelmaschine von Sellers in Philadelphia; eine Ziegelmaschine von Gregg, welche 35,000 Ziegel in 10 Stunden liefert; eine Maschine, welche die in Amerika jetzt allgemein üblichen Papierkragen in höchster Vollendung und den Leinwandkragen täuschend ähnlich herstellt.

Frankreich hat viel Maschinen ausgestellt, welche durch ihre kolossalen Dimensionen auffallen; so einen Erdbohrer, der ein Loch von 8 Fuß Durchmesser bohrt, gewaltige Zangen ergreifen die Erdstücke und die entstandene Oeffnung wird sogleich mit Metallzylindern von entsprechender Größe zugesetzt. Auch die Erdarbeiten des Mont Cenis sind durch eine Steinbohrmaschine vertreten. Der Bohrer besteht aus einem Kranz von 8 Diamanten, durch die Rohre, welche dieselben einschließen, strömt fortwährend Wasser zu, um die Steine abzukühlen und die Stücke fortzuspielen; die entstandenen, etwa ein Zoll weiten Löcher, dienen dann als Sprenglöcher. Der für den Laien interessanteste Theil des französischen Maschinenraums ist der den selbstständigen Handwerkern eingeräumte: alle hier vertretenen Arbeiter sind eben so gut Fabrikanten, als ihre reicheren Kollegen, nur daß sie im Kleinen arbeiten. Fast Alles wird da gemacht: Lichter, Seifen, Pommaden, Chokolade Konfekte, Kämme, Portemonnaies, Brieftaschen, Medaillone, Marmorkugeln, Filzhüte, künstliche Blumen ꝛc. Der größte Andrang ist bei einer Schuh- und Stiefelfabrik, die ihre goldene Medaille wohl auch verdient haben wird. Es werden alle Arbeiten mit Maschinen gemacht, die so leicht zu handhaben sind, daß bis auf die Lederzuschneider durchgehends Frauen dabei beschäftigt sind. Eigenthümlich ist dabei, daß statt der gewöhnlichen Stifte Messingschrauben angewendet werden; ein Paar Stiefel ist in weniger als einer halben Stunde vollständig fertig.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Leon (im Staate Nicaragua) wird unterm 26. Juni dem „Moniteur“ Vieles und Glänzendes über die in neuester Zeit entdeckten Gold- und Silberbergwerke von Javali, in dem unfern des atlantischen Meeres gelegenen Gebirgsland Chontalek, geschrieben. Die bereits in Betrieb genommenen Gruben befinden sich jetzt in den Händen englischer Kapitalisten, welche die Arbeiten mit großem Nachdruck führen. Bis jetzt geht noch kein Weg von den in dichten Wäldern gelegenen Minen nach dem Meer. Man kann nur vermittelst der amerikanischen Dampfer, welche den San-Juanfluß und den Nicaraguasee befahren, in das Gold- und Silbergebiet gelangen. Die Reisenden landen in San Ubaldo und müssen dann durch zeitweise überschwemmte Sümpfe bis nach Chontales vordringen. Das Hauptbergwerk, San Domingo genannt, soll nach den Vermessungen eines Reisenden, Dr. Berthold Hermann, 12° 16′ n. Br. und 84° 59′ w. L. liegen.

Wie der „Moskwa“ aus Orenburg geschrieben wird, hat man bei weiteren Nachgrabungen in der vom Sande verschütteten Stadt Dschau-Ket große Ziegel- und Glasfabriken entdeckt. Diese sind um so merkwürdiger, als gegenwärtig in Mittelasien diese Industrie unbekannt ist und der größte Theil der Glaswaaren aus Rußland bezogen wird. Ebenso hat man auch Gold- und Silbermünzen gefunden. Die Ziegeln, aus denen die Stadt gebaut ist, sind von vortrefflicher Qualität und sehr gut erhalten, so daß sie als Baumaterial bei der russischen Befestigung Verwendung finden. Der Durchmesser der Stadt beträgt drei Werste.

In Nürnberg beschäftigte sich eine interessante Stadtgerichtsverhandlung mit einer Ohrfeige, welche auf Verlangen verabreicht worden war. Ein Mann wurde durch sein Gerede im Wirthshaus seinem Nachbarn so lästig, daß dieser endlich sagte: Wenn d' mit dein dumma G'red no nit bald aufhaierst, hau i dir a Schell'n hin, worauf der Andere meinte: hau a mol her. Gesagt, gethan. Er fühlte eine derbe Ohrfeige am Kopf ging andern Tags zu Gericht und klagte. Angesichts des Umstandes, daß der Angeklagte mit seiner Handlung nur dem ausgesprochenen Willen des Klägers nachgekommen, wird Ersterer freigesprochen, der Kläger aber abgewiesen und in die Kosten verurtheilt. So muß er die erhaltene Ohrfeige auch noch bezahlen.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 224 Donnerstag, 19. September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Als der zweite Verbrecher den unerwarteten Ausgang des sonderbaren Zweikampfes gesehen, ließ er sein bereits regungsloses Opfer los, um Funke seinerseits von rückwärts anzugreifen.

Allerdings ward dieses Vorhaben durch Funke's Achtsamkeit theilweise vereitelt; der Shock war aber dennoch heftig genug, um ihn zum Falle zu bringen. Da er beide Arme um seines Gegners Leib geschlungen hatte, so riß er diesen im Falle mit sich und der Kampf wurde auf dem Körper des zweiten noch immer betäubten Gegners am Boden fortgesetzt. Funke lag unten und befand sich somit seinem Gegner gegenüber im Nachtheil, der jedoch durch seine entschieden höhere Kraft aufgewogen ward. Er mußte daher vor Allem zu verhindern trachten, daß sich sein Gegner keiner Waffe zu bedienen vermochte und dahin wirken, daß er ihn unschädlich mache, ehe der zweite nur betäubte Gegner ihm zur Hülfe kommen könne. Um dieß zu ermöglichen, ließ er seinen Gegner unvorbereitet los und umschlang dessen Arme mit den seinen. Der auf ein bloßes Ringen beschränkte Kampf mochte wieder einige Sekunden gewährt haben; schon begann Funke durch den Druck seines Gegners, so wie in Folge dessen, daß sein Kopf tiefer als der übrige Körper lag, schwer zu athmen, als er plötzlich eine Bewegung des unter ihm liegenden Körpers fühlte. Gleichzeitig berührte sein Arm das zu Boden geworfene Pistol, dessen er sich bediente, um den Kopf seines Gegners mit tödtlichen Streichen zu bearbeiten.

Einer der Streiche schien besser als die vorhergehenden getroffen zu haben; denn sein Gegner ließ die Arme los und wurde von Funke, der sich wieder frei fühlte, leicht wie eine Puppe herabgeschleudert.

Es war indeß die höchste Zeit; denn bereits begann der zuerst Bekämpfte sich wieder zu erholen. Kaum fühlte sich der junge Mann von der ihn erdrückenden Last befreit, als er aufsprang und zu dem ohnmächtigen Greise eilte. Diesen Moment benützte einer der beiden Missethäter, um den Tisch, auf dem die Laterne stand, umzustoßen, wodurch das Zimmer in undurchdringliche Dunkelheit versenkt ward. Funke, der einen vereinten Angriff in der Dunkelheit befürchtete, nahm den ohnmächtigen Greis in seine Arme und trug ihn auf den weichen Teppichen geräuschlos in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

In der Ungewißheit, was mit beiden Gegnern geschehen sei, und um ihnen nicht die Zeit zu gönnen, sich möglicherweise völlig zu erholen, kroch er auf Händen und Füßen und mit der größten Vorsicht in sein Zimmer, von wo er mit Licht zurückkehrte. Als er in Zacharias Schlafzimmer ankam, waren beide Verbrecher verschwunden.

Zu seiner höchsten Freude gab Vater Zacharias wieder Zeichen des zurückkehrenden Lebens. Nachdem ihm Funke mit frischem Wasser bespritzt und die Ueberzeugung erlangt hatte, daß der Greis sich in Bälde erholt haben würde, suchte er Frau Gobler auf, die vor Schreck über den gehörten Schuß beinahe gestorben war. Nur mit Mühe vermochte sie Funke zu bewegen, zuerst zum nächsten Arzt und dann zum Radschi (Kommissar) zu gehen.

Als der Arzt ankam, war Zacharias bereits aus seiner Ohnmacht erwacht, und als eine halbe Stunde später der Radschi anlangte, hatte sich Zacharias so weit erholt, um aussagen zu können, daß er gegen 1 Uhr Morgens von einem ungewöhnlichen Geräusch geweckt, erst in dem Augenblicke völlig erwacht sei, wo er beim Scheine der Blendlaterne zwei maskirte Gestalten vor sich gesehen habe. Im Augenblick, wo er nach Hülfe rufen wollte, sei seine Stimme mit einem Kissen erstickt worden. Er erklärte ferner, daß nur Einer Hand an ihn gelegt habe, während der Zweite sich als passiver Zuseher verhalten habe, eine Aussage, die durch Funke überdieß bekräftigt ward.

Am meisten mußte der Umstand überraschen, daß des Bischofs wohlgefüllte Börse, dessen werthvoller Ring und Uhr sammt schwerer goldener Kette unberührt geblieben, wodurch dem nächtlichen Ueberfall der Charakter des Raubmordes benommen ward.

Der Radschi verfolgte die Blutspuren, die indessen auf dem weichen Rasen des weitläufigen Gartens plötzlich verschwanden.

Auch die bis dahin deutlichen Spuren vermochten dem als umsichtsvoll bekannten Beamten keinen Anhaltspunkt zu bieten, da die Uebelthäter außer den sie

unkenntlich machenden Masken, auch viereckige Filzsandalen trugen, die, wie es scheint, in der doppelten Absicht genommen worden waren, um das Geräusch der Tritte zu schwächen und um eine allenfallsige Verfolgung auf Grundlage dieser Spuren zu vereiteln.

Allerdings waren Zacharias' Vorgänger, einige Monate früher gleichfalls meuchelmörderisch getödtet worden, ohne daß es der Behörde gelungen war, den, oder die Thäter bis dahin zu entdecken. Deßgleichen war festgestellt, daß fanatischer Religionshaß das Motiv des ersten Mordes war; Zacharias aber konnte sich in der kurzen Zeit seines Wirkens unmöglich Feinde erworben haben, deren Haß bis zu einem Mord zu reichen vermochte; der Rache, der der nur durch Funke's muthige Intervention vereitelte Mordversuch zu Grunde zu liegen schien, konnte daher keinem religiösen Fanatismus beigemessen werden. Wenige Tage genügten indeß, um die Aufregung zu dämpfen, die sich bei der Kunde von dem auf Se. Eminenz den Herrn Bischof unternommenen Mordversuch in ganz Smyrna kundgab.

Obschon dem Tode nahe, erholte sich der greise Priester doch wieder von diesem rohen Anfall und vermochte schon nach zehn Tagen sein Amt wieder anzutreten. — Zu derselben Zeit hatte auch Funke seine Geschäfte und zwar in einer für Simon unerwartet günstigen Weise beendet und mußte auf seine Heimreise Bedacht nehmen.

Ueberzeugt, daß er den würdigen Priester nun wohl nimmer sehen werde, nahm er von diesem Abschied und schiffte sich am zwölften Tage seiner Anwesenheit in Smyrna nach Candia ein, ohne daß die Gerichte bis dahin auch nur den kleinsten Anhaltspunkt zur Verfolgung der Thäter gefunden hätten.

Die Vortheile, die Funke durch sein eben so energisches als umsichtsvolles Auftreten in Symrna für das Handlungshaus Simon erwarb, waren so ernster Natur, daß der reiche Kaufmann seine Dankbarkeit nur dadurch würdig beweisen zu können meinte, daß er seinem Sekretär die zur Gründung eines eigenen Geschäftes erforderlichen Mittel anbot.

So kommt es, daß wir Ida, wenige Monate nach jenem Abende, wo wir sie Thränen des tiefsten Schmerzes vergießen sahen, weil sie zum Erstenmale nicht in der Lage war, den Hunger ihrer Kinder zu stillen, wieder einfach, aber so behäbig eingerichtet finden, wie sie es seit Jahren nicht mehr war, während Funke, von der sekundären Rolle eines Privatsekrärs zu der eines mit Geld und Kredit reichlich ausgestatteten Kaufmannes vorgerückt war, und sich somit in der Lage befand, seinen Kindern eine neue Zukunft zu gründen.

Da wir die im Verlauf unserer Erzählung uns lieb gewonnene Familie auf der Bahn einer sich wieder freundlicher gestaltenden Zukunft wissen, so wollen wir sie und Candia auf kurze Zeit verlassen, um zu Vater Zacharias, um nach Smyrna, das heißt, dem Orte des uns bekannten Verbrechens zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Luftreise der Gebrüder Berg am 15. September.

Es dürfte von Interesse sein, einige Details über die am verflossenen Sonntag durch die Herren Berg in Frankfurt veranstaltete Luftreise zu hören. Wir entnehmen dem der Didaskalia zugegangenen Berichte des Passagiers Herrn Riegel folgende interessante Mittheilungen: Etwa 1/4 vor 6 Uhr Abends schwang sich der Koloß, Anfangs langsam, dann, als Herr Berg, der in dem Reifen über der Gondel saß, einen halben Sack Ballast ausgeworfen hatte, mit einer immer gesteigerten Schnelligkeit majestätisch in die Höhe. Der Ballon stieg so rapid, daß es mir nach kaum einer Minute ganz unmöglich war, in der zahlreich versammelten Zuschauermenge etwas mehr als einen Schwarm Mücken zu erblicken. Die Häuser wurden zusehends kleiner, der Main, die Straßen von Frankfurt und Sachsenhausen, der Eisenbahndamm immer schmäler und im Handumdrehen war die ehemalige freie Reichsstadt so groß, daß man sie füglich auf einem Theebrett hätte serviren können. Der ehrwürdige, gerade vor einem Monat so schwer heimgesuchte Pfarrthurm sah in Mitten der Häusermassen wie ein Fingerhut aus, doch nur für kurze Zeit, denn bald verschwamm die ganze Stadt zu einem kleinen Fleck, der sich von der grünen Umgebung nur durch die Farbe unterschied. Die Mainbrücke war beiläufig eine Spanne lang, während der Main einem glänzenden Silberbande ähnlich sah. Acht Minuten nach der Auffahrt befanden wir uns im Zenith von Offenbach, das mit seinen rechtwinkeligen geraden Straßen, von dieser schwindelnden Höhe gesehen, einen netten Anblick bot. Um diese Zeit erreichte unser Ballon die Höhe der Regenwolkenschicht, etwa 3000 bis 3500 Fuß über der Erde. Wir selbst kamen, da der Horizont nicht ganz bedeckt war, nicht selbst in die Wolken, sondern hatten deren vor, neben und hinter uns. Alle diese Wolken waren jedoch gleichförmig horizontal ausgebreitet, so weit das Auge reichte, und hingen wie eine riesige graue Decke über der Erde. Die Wolkenschichte war, nach der Zeit zu urtheilen, die unser Ballon brauchte, um sie zu übersteigen, meiner Berechnung nach beiläufig 1500 Fuß dick. Die Wolkengruppen vor uns spielten, da wir zwischen denselben und der Sonne schwebten, Regenbogenfarben. Die Erde erschien jetzt kesselförmig vertieft; der Punkt unter dem Ballon war am tiefsten gelegen, während die Ränder des Horizontes aufstiegen und schließlich mit den darüber hängenden Wolken in Eins verschwammen. Ein wunderherrliches Panorama, von der untergehenden Sonne

zauberisch beleuchtet. Noch immer ging es rasch in den blauen Aether hinein; die ungeheure Schnelligkeit im Steigen konnten wir nur an den ausgeworfenen Papierstreifen wahrnehmen, die pfeilschnell wie Blei in die unermeßliche Tiefe sanken oder zu sinken schienen, denn wir stiegen so rasch, daß wir bald über der erwähnten Wolkenschicht uns befanden. Ein neues herrliches Schauspiel bot sich meinen überraschten Blicken dar. Um uns herum breitete sich ein Ozean zusammengeballter, von der Sonne röthlich-gelb beleuchteter Nebelmassen aus — wie Traumgebilde einer fremden, nie geahnten Welt! Hingerissen, bezaubert von dem herrlichen Anblick, merkte ich kaum, wie wir immer höher stiegen durch den klaren Aether, dem tiefblauen Horizont über uns entgegen. Bald erschien uns auch diese Wolkenlage konkav, darüber als Wölbung eine zweite, höhere silberhelle Schichte leichterer Wolken, hier und da durch Lücken die Erde sichtbar, die bereits im tiefen Schatten lag, während für unseren Ballon noch die Sonne ihre letzten röthlichen Strahlen spendete und ihn vergoldete! Jetzt, etwa 25 Minuten nach unserer Abfahrt, hatte unser Koloß die höchste Höhe erreicht, die ihm die Herren Berg geben wollten. Einige zerrissene Nebelmassen, die uns von östlicher Richtung entgegenkamen, doch höher über uns, zeigten uns an, daß wir im Begriffe waren, in eine entgegengesetzte Luftströmung zu kommen. In dieser Höhe fing das Gas zu expandiren an, was sich durch ein Geräusch des Seidenstoffes, der sich in seinem Netz Platz zu machen suchte, andeutete. Sei es, daß diese Ausdehnung des Gases seinen Grund in der dünnen Luft hatte (wir waren 6000 Fuß hoch), sei es, daß die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den Seidenstoff erwärmend wirkten; genug, — es schien, schon wegen der einbrechenden Dunkelheit, gerathen, niederzusteigen. Die Leine des Ventils wurde angezogen; ein Geräusch des entweichenden Gases, nur in dieser lautlosen Stille hörbar, zeigte uns an, daß die Reise nach abwärts gehe. Ebenso wie beim Aufsteigen, waren es beim Niederfallen die Papierstreifen, die uns die Geschwindigkeit des Fallens andeuteten. Noch ein Ruck an der Leine und die Papierstreifen schossen pfeilschnell nach oben. Ein eigenthümliches Gefühl, etwa, wie man träumt, daß man fällt, ein Druck auf das Gehirn, belehrten uns, daß wir uns der Erde rapid näherten. Wir überflogen den Main oberhalb Kesselstadt; ein plötzliches Drehen des Ballons um seine Axe deutete uns an, daß wir wieder von einer andern Strömung erfaßt wurden, die uns über Hanau hinaus trug. Wieder drang Geräusch, der Jubel der überall herbeieilenden Menge, der Pfiff der Lokomotive, das Gerassel des Zuges auf den Schienen, an unser Ohr; wieder unterschieden wir die Gegenstände deutlicher, sahen die Menschen auf den Straßen und Plätzen von Hanau so groß, wie Mohnkörner. Nach und nach schienen uns die Häuser entgegenzukommen; die Streifen Felder, die einen grün, die anderen hellbraun, wurden zusehends breiter. Noch immer fiel der Ballon mit rasender Geschwindigkeit. Jetzt waren wir nur noch einige hundert Fuß hoch. Um den Fall zu mildern, wurde wieder Ballast ausgeworfen; nun ging es sanfter abwärts. Ohngefähr 50 Fuß über der Erde angelangt, wurden die Anker ausgeworfen. Wir rasten mit der Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges über die Felder hinweg, die Anker schleiften nach und rissen die Kartoffelstauden mit sich fort, bis sie endlich an einem Streifen Rasen etwas festeren Anhaltspunkt fanden. Nun galt es, sich an der Gondel festzuhalten. Ein starker Ruck, — der Ballon neigte sich, die Gondel prallte auf und stieg, emporgeschnellt, im Moment wieder bis zur Haushöhe; ein zweiter, gelinderer Anprall — und, nachdem das Ventil ganz geöffnet war, wurde das Niedersteigen bewerkstelligt. Herbeieilende Leute hielten die Ankertaue fest, nachdem sie eine ziemliche Strecke fortgeschleppt wurden, und brachten den Ballon zum Stehen. Bald waren eine Masse Hanauer Einwohner herbeigeströmt, um das Wunderthier in der Nähe zu besehen. Nachdem man während zwei Stunden das Gas hatte ausströmen lassen, wurde schließlich der Ballon sammt Netz zusammengepackt, mit der Gondel auf einen großen Leiterwagen geladen und nach Frankfurt im Triumph zurückgebracht.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

„Gewiß soll damit“ — fährt Heinzelmann fort, — „damit kein Abschließen in Parteien unter den Abgeordneten gemeint sein. Sind doch die menschlichen Ansichten über die wichtigsten Dinge häufig so verschieden; allein hier gilt es unläugbar Grundprinzipien, Lebensfragen für die Verfassung, welche ihr Sein oder Nichtsein bedingen, welchen zuwider zu handeln, nichts entschuldigt, weder amtliche Stellung, noch Standes- und Privatinteresse, vielweniger Kleinmuth, Furcht, zu mißfallen, oder blindes Vertrauen. Dieses ist um so nothwendiger, als das ganze Wirken einer Ständeversammlung davon abhängt, und dieses Wirken um so folgenreicher wird, als es in Deutschland bereits so weit gekommen ist, daß jeder Nachtheil, welchen das konstitutionelle Prinzip auf irgend einem Punkte leidet, als ein Verlust für alle konstitutionellen Staaten betrachtet wird, so wie auch umgekehrt jeder Sieg der konstitutionellen Sache als ein Gewinn für Alle. Solche Siege sind aber nicht nur ein Gewinn für die Völker, sie sind es auch für die Fürsten, welche sie großherzig begünstigen: ein reichlicher Gewinn für sie an Anhänglichkeit und Liebe ihrer Völker.“

„Wenn die gerechten, zeitgemäßen Wünsche der Völker von den Regierungen mit der That, nicht bloß mit Worten erfüllt werden, wenn im Geiste der Verfassungen regiert wird, so wird er gar leicht das Werk den Meister loben, jede Opposition sich in Vertheidigung der Regierungen verwandeln und Liebe zu den Fürsten in alle Herzen einziehen."

„So lange wir aber in konstitutionellen Staaten die Schmach der Censur haben, so lange nicht Preßfreiheit, diese unentbehrliche Gewähr der Verfassungen, und reelle Verantwortlichkeit der Minister stattfinden, so lange wird Alles Stück- und Flickwerk bleiben und wir der wahren Entwicklung der Verfassung vergeblich entgegensehen."

„Die neuesten wichtigen Ereignisse in England zeigen erwünscht, was die feste Haltung einer Volksrepräsentation und eines Volkes vermag. Wohl weiß ich, wie weit wir noch von dem öffentlichen Geiste Englands entfernt sind, wie deutsche Geduld, deutsches Phlegma und Bequemlichkeitsliebe häufig genug vorherrschen und wie viele unerfreuliche Verhältnisse schwer genug auf uns lasten. Doch Alles hat Maß und Ziel — und der konstitutionelle Deutsche fängt an, statt der Worte die That zu wollen. Allein nicht nur die Stärke des erlauchten Volkswillens zeigt Englands Beispiel, sondern auch, wie leicht den Regierungen die Beruhigung gegen alle Besorgnisse, gegen alle Aufregung wird, so bald sie helfen wollen."

„Wir aber, als konstitutionelle Staatsbürger, wollen treu, fest und einzig an der Verfassung halten. Möge Jeder von uns in seinem Kreise nach Kräften und mit allen erlaubten Mitteln dazu beitragen, daß sie ihre schöne Bestimmung immer mehr erfülle."

„Lassen Sie uns bei allen Mißgeschicken der Zeit den Glauben nicht verlieren: daß Wahrheit und Licht unwandelbar sind und eben darum für die Dauer unabhängig von menschlicher Gewalt."

„Vieles bleibt uns allerdings zu wünschen übrig, und ich spreche mit dem konstitutionellen Dichter Uhland:

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Ueberfluß;
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß! —

und so schließe ich mit dem sehnlichen Wunsche und bringe ihn als Toast aus: auf das feste Zusammenhalten des Volkes mit seinen Abgeordneten und der Abgeordneten mit dem Volke!"

Lange dauernder stürmischer Beifall und donnernde Toaste auf den geliebten Redner folgten.

Die Versammlung sang hierauf ein demselben gewidmetes Lied, brachte den würdigen Abgeordneten mehrere Toaste und ließ dann den Pokal zu einem Ehrentrunke kreisen. Ein Lied mit einem Chor schloß das Fest.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber Seltsamkeiten berühmter Personen bringt die „Nordd. Allg. Ztg." folgende Mittheilungen: Frau v. Staël, die Meisterin der Konversation, hatte, wenn sie sprach, stets einen Zweig, eine Blume oder eine Papierrolle in der Hand, die sie zwischen den Fingern drehte. Fehlte ihr ein derartiger Gegenstand, so riß der Faden des Gesprächs und die sonst sprudelnde Quelle des Geistes stockte. — Der Astronom Laplace spielte während des Arbeitens mit einem Zwirnknäuel, welchen sein Diener ihm immer zur rechten Zeit in die Hände gab. — Kant hatte, während er an der Universität vortrug, die Gewohnheit, seine Brille auf einen gewissen Gegenstand zu richten, und eine Zeit lang war dieß die Stelle am Rock eines seiner Zuhörer, an welcher ein Knopf fehlte. Eines Tages hatte der Student den fehlenden Knopf annähen lassen. Kant begann seinen Vortrag und richtete seine Blicke nach der gewohnten Stelle, an welcher er zu seiner Bestürzung jetzt einen Knopf entdeckte. Der Umstand brachte ihn vollständig außer Fassung, und er hatte an diesem Tage Mühe, seinen Vortrag ohne Unterbrechung zu Ende zu bringen. — Als Voltaire an seiner Tragödie „Catilina" schrieb, hüllte er sich, um die Begeisterung zu steigern, in einen Schleier, spazierte damit in dem Garten seines Landsitzes Ferney umher und deklamirte seine Verse. Sein Gärtner konnte sich einst, als er ihn so heftig gestikulirend umhergehen sah, eines lauten Auflachens nicht enthalten und wurde dafür auf der Stelle seines Dienstes entlassen. — Gluck trank Champagner, wenn er komponirte. Viele große Autoren hegten eine besondere Vorliebe für Spirituosen. Rabelais sagte: „Essen und Trinken ist für mich die einzige rechte Quelle der Begeisterung. Seht diese Flasche! Sie ist mein Helikon: sie enthält das heilige Naß, das mich inspirirt. Während ich trinke, denke ich, und während ich denke, trinke ich." Aeschylos und Plato suchten ebenfalls durch Wein die Gedanken zu klären und die Phantasie zu beflügeln. Der Bischof Hall, berühmter Kanzelredner und Schriftsteller, rauchte so stark, daß ihm seine Freunde, die von dem Uebermaße für seine Gesundheit fürchteten, wiederholt deßhalb Vorstellungen machten. Einer dieser Freunde fand ihn eines Morgens, gewaltige Rauchwolken in die Luft blasend. „Finde ich Sie wieder mit Ihrem Götzen beschäftigt?" fragte er. „Ja, ich bin eben dabei, ihn zu verbrennen", entgegnete Hall ruhig.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 225 Freitag, 20. September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Beiläufig drei Wochen nach erfolgtem Wiederantritt seines Amtes kam eine ihm unbekannte Frau zu dem Bischof und bat ihn dringend, zu ihrer sterbenden Tochter zu kommen, da diese nur ihm allein beichten wolle, daß Zacharias der bittenden Mutter mit gewohnter Leutseligkeit folgte. Die Wohnung, in die der greise Priester geführt ward, gehörte zwar zu den ärmlichsten des Strandviertels, machte aber, der allenthalben herrschenden Ordnung und Reinlichkeit wegen, dennoch einen freundlichen Eindruck.

In dem ärmlichen Bette aus blankem weißen Tannenholz, lag eine junge, höchstens achtundzwanzigjährige Frau, bleich, mager und abgezehrt, deren große schwarze Augen durch die sie umgebenden dunkelblauen Reifen noch geisterhafter erschienen. Neben dem Bette der schwer Kranken stand eine Korbwiege, die im Augenblicke leer stand, da der arme menschliche Wurm, für den sie bestimmt war, sich an der Mutter milchlosem Busen vergeblich abquälte, um seinen brennenden Durst zu stillen.

Als der greise Bischof am Lager der Kranken erschien, winkte diese der Mutter, sich zu entfernen; dann legte sie das Kind in die Wiege, das, zu schwach um schreien zu können, die schönen, wenngleich in Folge von Nahrungsmittel gebrochenen Aeuglein schloß und fast augenblicklich entschlief.

Der würdige Priester war zu sehr Menschenkenner, um nicht auf den ersten Blick zu ahnen, daß er einem jenem von der Vorsehung schwer geprüften Geschöpfe gegenüberstehe, die zu einem besseren Loos geboren und erzogen, nur allmälig und ohne eigenes Verschulden, auf der untersten Stufe des menschlichen Elends angelangt war.

„Sie wünschten mich persönlich zu sprechen, meine Tochter, und wenngleich die Erfüllung Ihres Wunsches außer dem Bereich meiner kirchlichen Funktionen liegt, so entsann ich mich doch, daß ich zuerst Mensch und Priester und dann erst Bischof sei, und kam zu Ihnen, um Ihre Bitte zu hören und ihr zu willfahren, falls ich dieß vermag."

„Ach, Eminenz, Sie scheinen noch besser und gütiger als Ihr Ruf zu sein, der mir in meiner schweren Noth den Muth verlieh, Sie hieher bitten zu lassen. Eine Frage: Wenn ich Ihnen ein gräßliches, ein todtbringendes Geheimniß unter dem Siegel der heiligen Beichte anvertraue, werden Sie auch das Geheimniß bewahren, wenn es Sie persönlich betrifft?"

„Dann mehr als unter anderen Verhältnissen, mein Kind, doch sprechen Sie, ich höre."

IX.

Das Geheimniß der Beichte.

„Ich bin erst achtundzwanzig Jahre alt und doch stehe ich bereits an der Schwelle des Grabes. Ehe ich die nun bevorstehende weite Reise antrete, möchte ich mein schwer geängstigtes Gewissen von der Schuld der Mitwissenschaft eines gräßlichen Verbrechens gereinigt wissen, um dann ohne Todsünde vor unsern allerhöchhöchsten und letzten Richter hintreten zu können. Leider gebietet mir eine zweite Pflicht Schweigen und es bedarf meines ganzen Vertrauens zu Ihnen, um mich zu veranlassen, diese Pflicht zu erfüllen."

„Meine Tochter, ich folgte den Bitten Ihrer Mutter, doch wenn Sie Ihr Vorhaben gereuet, so kann ich Sie wieder verlassen. In den langen Jahren meines geistigen Wirkens wurde mir manches Geheimniß anvertraut, welches an Bedeutung dem Ihren gewiß nicht nachstand; Neugierde kenne ich nicht und selbst der von Ihnen erwähnte Umstand meiner persönlichen Betheiligung bei Ihrem Geheimniß vermöchte mich nicht zu einer einzigen Frage zu verleiten, die außer dem Bereich Ihres Seelenheils läge. Ich wiederhole Ihnen somit nochmals, daß Sie sprechen oder schweigen können, nur ersuche ich Sie, sich für das Eine oder das Andere zu entschließen, da meine Zeit karg bemessen ist."

„Nun dann, Eminenz, ich werde sprechen und Ihnen die Dinge ohne Hinterhalt mittheilen."

„Es sind nun zehn Jahre her, daß ein ältlicher Herr aus einer fernen Gegend hier ankam, ein Haus in der Nähe der Casba ankaufte und ein großartiges Geschäft anfing. Ich zählte damals achtzehn Jahre und kam als Küchenmädchen in das Haus des Fremden, der mich vom ersten Augenblicke meines Eintritts

in seinen Dienst mit besonderem Wohlwollen behandelte. Im Waisenhause erzogen, war mir das Gefühl, geliebt zu sein, fremd geblieben; doch bald empfand ich die wohlthuende Wirkung dieser Anfangs rein väterlichen Neigung. — Ein Jahr war indessen noch nicht verflossen, als ich bereits Gelegenheit fand, die Stunde zu verfluchen, in der ein Gefühl in meinem Herzen erwachte, das ich in meiner kindlichen Unschuld und Unerfahrenheit für des Lebens höchstes Glück betrachtet hatte. Die ursprünglich väterliche Neigung, die der Reihe nach alle Phasen durchgemacht, endete mit einer für mich beleidigenden Kälte, mit der fast ungerechten Strenge eines erzürnten Gebieters. — Monate verflossen, ehe ich im Bewußtsein meiner Lage den Muth gefunden, vor meinen Gebieter hinzutreten und von ihm die Erfüllung seiner heiligen Versprechungen zu fordern. Hohnlachend wies er mir die Thüre und einige Tage später, als ich die Erfüllung seiner Versprechungen nochmals gefordert, verwies er mich aus seinem Hause. Am selben Tage stellte sich meines Gebieters erster Schreiber bei mir ein, und bat mich um meine Hand. Als ich ihm unter Erröthen gestand, daß ich kein Recht hätte, sein ehrendes Anerbieten anzunehmen, da sagte er mir, daß er bereits um Alles wisse, mich aber genügend liebe, um meinen Besitz als ein Glück zu betrachten. Sechs Wochen später war ich Frau Stark, das heißt, die Gattin des Schreibers meines Gebieters. Schon nach wenigen Tagen erklärte mir mein Mann, daß ihm sei Prinzipal für ersprießlich geleistete Dienste ein kleines Kapital ausbezahlt habe, welches ihn in den Stand setze, ein eigenes Geschäft anzufangen. Während mich diese Kunde doch erfreuen sollte, betrübte sie mich, und zwar aus dem Grunde, weil sie in mir plötzlich und mit unwiderstehlicher Macht die Ueberzeugung wachrief, daß die angeblich ersprießlichen Dienste meines Mannes in der Bereitwilligkeit lagen, mit der er das Versprechen eines Andern mit seinem Namen tilgte. Diese schmerzliche Voraussetzung gewann durch die immer fühlbarer werdende Kälte meines Mannes an Bedeutung. Aber das um solchen Preis erworbene Gut gedieh nicht und schon nach den ersten Jahren unserer Ehe traten Unfriede und Sorgen an die Stelle des nur zu kurzen Glückes. Seit zwei Jahren arbeitet mein Mann wieder im Hause meines früheren Gebieters, doch in einer weit untergeordneteren Stellung als einst. Der Herr bedurfte des Dieners nicht mehr, und wollte sein Uebergewicht fühlen lassen. Vor drei Wochen räumte ich gegen Abend hier im Zimmer zusammen, als mich plötzlich ein Schwindel erfaßte und ich hinter jenem Wandschrank zusammenbrach. Der Vorhang fiel herab und verbarg mich den Blicken des in der Zwischenzeit in Begleitung meines Mannes angekommenen Fremden, in dem ich schon bei den ersten Worten meinen einstigen Gebieter erkannte. Ueberrascht, ihn seit zehn Jahren zum Erstenmale in meiner Behausung zu sehen, schwieg ich im ersten Augenblicke und als mein Mann ihm die Versicherung ertheilt hatte, daß er ungestört sprechen könnte, da wagte ich nicht mehr, mein Versteck zu verlassen.

„Sie baten mich seit zwei Jahren wiederholt, Ihnen nochmals zu helfen; da ich jedoch keine ähnliche Veranlassung wie die erste hatte, so fühlte ich mich nicht bewogen, auf Ihre Bitte einzugehen. Heute ist es anders. Ein Mensch ist seit einigen Wochen in Smyrna, der mir vor Jahren großes Unrecht zugefügt. Dieser Mensch ist mir unbequem und als Preis seines Lebens sollen Sie das Fünffache jener Summe erhalten, die ich Ihnen vor zehn Jahren ausbezahlte!“

„Sie verlangen somit einen Mord von mir?“

„Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt! Wollen Sie das Geld verdienen, oder muß ich mich anderwärts hinwenden?“

„Es sei, ich gehe auf Ihren Vorschlag ein, doch nur unter der Bedingniß, daß Sie von der Parthie sind, und ich am Tage nach der That mit einem Ihrer Schiffe Smyrna und die alte Welt verlassen kann.“

„Ihre Bedingnisse sind angenommen, ich erwarte Sie in einer Stunde bei mir!“

(Fortsetzung folgt.)

---

41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Frankfurt, 18. Sept.

Heute Vormittag 10 Uhr wurde in Verhinderung des in der Versammlung zu Hannover ernannten ersten Geschäftsführers Hrn. H. v. Mejer durch Hrn. Dr. Spies sen. als zweiter Geschäftsführer die 41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte im Saalbau eröffnet. Derselbe berührt Eingangs seiner Rede die bekannten Punkte, welche der Abhaltung der Versammlung im vorigen Jahre im Wege standen, und bemerkt in Bezug auf den Empfang, welcher den Männern der Wissenschaft in Frankfurt selbst zu Theil werde, daß die 41. Versammlung jetzt hier unter ganz anderen Verhältnissen zusammentrete, als man vor zwei Jahren hätte erwarten können. Man dürfe sich nicht wundern, wenn man in Frankfurt jetzt nicht das finde, was die Versammelten wohl zu finden berechtigt gewesen wären, als sie in Hannover der jetzigen Tagungsstätte die hohe Ehre der Wahl erwiesen. Noch fühlen gar manche Theile des gemeinsamen Vaterlandes und auch wir, die Frankfurter, den schmerzlichen Eindruck, den gewaltsame, wenn auch vielleicht nothwendige und für die Zukunft heilsame Veränderungen hervorgebracht haben. In die Zukunft blicke noch Mancher mit Zweifel und banger Besorgniß. Achte man doch auch ein Trauerhaus, dem ein theures Familienglied oder was

sonst Werthes entrissen worden sei, auch wenn dasselbe nur dem natürlichen Laufe der Dinge zum Opfer gefallen. So werde man es denn auch nicht verargen, wenn man die Versammlung in Frankfurt nicht mit so lautem Jubel empfangen habe, wie dieß wohl zu anderer Zeit in der so gastfreundlichen Stadt geschehen sein würde; Laubgewinde, heiterer Fahnenschmuck und rauschende Festlichkeiten würden überhaupt zum Ernst der Zeit jetzt nicht passen; bedürfe doch der Ernst der Wissenschaft, zu deren Pflege man hier versammelt sei, solcher Aeußerlichkeiten nicht. Indem der Redner sich hierauf zum Thema des Tages, den „Wissenschaften", wandte und derselben eine Lobrede hielt, betonte er besonders, daß Recht und Wissenschaft in der Jetztzeit, wo die materiellen Mächte, das Geld und das Schwert, ein gefährliches Uebergewicht zu erlangen drohten, dazu berufen seien, ein Gegengewicht herzustellen und die Welt in die richtigen Bahnen zu lenken. Nach einem der Versammlung zugerufenen Willkomm folgten einige geschäftliche Mittheilungen über eingelaufene wissenschaftliche Werke, Briefe und sonstige der Aufmerksamkeit empfohlene Gegenstände. Unter letzteren befand sich eine Empfehlung einer Bettfedernreinigungsmaschine aus Neustadt an der Dossel und Hoff'scher Malzextrakt aus Köln.

Hierauf betrat unter dem Beifall der Versammlung Herr Staatsrath v. Mädler aus Bonn die Tribüne, um mit seinem Vortrage über Astronomie die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge zu eröffnen. Das Detail des ersten Vortrags wieder zu geben, würde zu weit führen. Nur in Bezug auf den so oft gefürchteten Zusammenstoß von Kometen mit der Erde wollen wir das Urtheil einer Autorität wie v. Mädler anführen. Ein Zusammentreffen, oder wie Einige sagen, ein Zusammenprallen der Erde mit dem Komete würde sich nach seinen Erläuterungen nur auf eine Sternschnuppennacht oder eine Bereicherung der mineralogischen Kabinette, oder im schlimmsten Fall auf einen ungefährlichen Brand reduziren, wie ein solcher in England einmal durch ein gefallenes Meteorstück vorgekommen sein soll. Im Jahre 1819 sei die Erde durch einen Kometenschweif hindurchgegangen, ohne daß ihre Bewohner irgend etwas davon empfunden hätten. Indem der Redner sich weiter über die neuen Entdeckungen am Himmel verbreitete und auch der Photographie, welche in jüngster Zeit der Himmelskunde dienstbar gemacht wurde, gedachte, bemerkte er, daß er nicht glaube, daß die Photographie eine Umgestaltung der praktischen Astronomie, wie sie das gesunde Auge vermittle, herbeiführen werde. Der Vortrag wurde am Schlusse mit großem Beifall aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

In Amberg war es der Bürgerverein, der in seinem Lokale den 27. Mai 1832 feierte. Das an sich freundliche Lokal war zu dieser Feier eigens dekorirt, Abends schön beleuchtet und mit passenden Transparenten geschmückt, welche zu unserer Verfassung wie zu diesem feierlichen Tage in sinnreicher Beziehung standen. Die Vorstände des Magistrats wohnten diesem Feste bei, und der Sekretär der Gesellschaft eröffnete es mit einer Rede, in welcher er über die Bedeutung und den Werth der Verfassung und über die Tugenden eines konstitutionellen Bürgers sprach. Beim festlichen Mahle hörte man Trinksprüche auf die Verfassung, ausgesprochen vom Vereinsvorstande Mehlhändler Zunner, auf König Max, auf König Ludwig und mehrere Andere, die, von der anwesenden gutbesetzten Musik begleitet, um so feierlicher klangen.

In Dinkelsbühl fand eine von einem Verein eben so freisinniger als achtungswürdiger Staatsbürger, welche Gleichheit der Gesinnung und der Gefühle zusammengeführt hatte, erlassene Aufforderung zur Feier des 27. Mai, sofort eine ausgebreitete und herzliche Theilnahme. Allein man wollte diese Feier nicht bloß auf die Bewohner Dinkelsbühls beschränken, man lud daher auch mehrere Gäste aus der Nachbarschaft ein, und so erschienen denn mehrere Bürger aus dem freundlichen Ellwangen, so wie aus dem freisinnigen Feuchtwangen, und unter Letzteren namentlich der Abgeordnete Schäfer, den man ersuchte, den Vorsitz bei diesem Feste einzunehmen.

Pauken- und Trompetenschall machte die im Saale des Gasthofs zur Rose anwesenden Theilnehmer aufmerksam auf das, was nun folgen sollte, und der Rechtsrath Ehrlicher hielt folgende Anrede, die als ein politisches Tischgebet betrachtet werden konnte:

„Der Tag, Vater Max! an dem Du vor vierzehn Jahren Deinem Volke eine Verfassung und durch sie „„Freiheit der Gewissen, Freiheit der Meinungen, Gleichheit vor dem Gesetz, Wiederbelebung der Gemeindekörper durch Wiedergabe der Verwaltung der ihr Wohl zunächst berührenden Angelegenheiten, eine Repräsentantschaft, berufen zur Vertretung der staatsbürgerlichen Rechte"", des Lebens höchste Güter, gewährt hast, versammelt uns bei seiner Wiederkehr unter deinem Auge, vom Gefühl des Dankes ergriffen, zum lauten Ausdruck des Jubels und der Freude. Die Bayern sind eingetreten in die Reihen freier Völker; sie leben, — sie sind erstarkt für die Sache des Lichts, der Wahrheit und des Rechts. Heilig ist, heilig bleibt ihnen das

Gelübde, das sie, Vater Max, in Deine Hände gelegt haben:

„„Treue dem Könige, Gehorsam dem Gesetze, Beobachtung und Aufrechthaltung der Verfassung.""

„Es lebe die Konstitution!"

Ein lautes, aus des Herzens Tiefen dringendes, von Kanonendonner, Pauken- und Trompetenschall begleitetes „Hoch" war das Echo dieses salbungsreichen Ausrufs.

Man ging dann zum Festmahle, welches durch gegenseitige Herzlichkeit, durch allgemeinen Frohsinn gewürzt war, und die liebliche Erscheinung bot, daß nicht nur Männer aus verschiedenen Ständen ranglos neben einander saßen, sondern daß auch Württemberger und Bayern, der großen Idee unserer Zeit huldigend, als deutsche Brüder in so traulichem Verein diesen Festtag begingen.

Ein beliebter Volksdichter von Dinkelsbühl hatte für diese Feier einige Festgesänge gedichtet, die mit wahrem Enthusiasmus abgesungen, und oft von Trinksprüchen, zu denen sie den Anstoß gaben, unterbrochen wurden. Nach den mehr bayerischen Trinksprüchen wurden auch den lieben Württembergern und allen deutschen Gauen Toaste ausgebracht.

Und so endete dieses Fest erst nach Mitternacht. Dieser freundliche Verkehr zwischen Württembergern und Bayern erinnerte an das alte

Ecce quam bonum
Bonum ac jucundum,
Habitare fratres
Fratres in unum.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Mordinstrumente und kein Ende!] Der österreichische Waffentechniker, Hauptmann Pistotnik, hat ein Repetirgewehr für 60 scharfe, nacheinander abzufeuernde Schüsse (ohne dabei aus dem Anschlage und Abdrücken zu kommen), ferner eine Repetirhandkanone für 120 Schüsse zu je 5 Geschossen (mit 600 Projektilen in einer Minute), ferner eigenthümlich konstruirte 16-, 32 und 64löthige Kartätschengeschosse (die ohne Anwendung eines Rohres oder Laffette abgeschossen werden können) zum Gebrauche für die Infanterie erfunden und bereits in exakten Modellen ausgeführt.

Auf dem Gebiete der altdeutschen Dichtung ist ein Fund gemacht worden, welcher die gelehrte Welt interessiren dürfte. Es ist, wie man aus München berichtet, ein 75 Verse langer Nachtsegen gegen Hexen, Truten und anderes unholdes Gelichter, welcher zu Ende des 13. oder im Anfange des 14. Jahrhunderts niedergeschrieben, seinem Inhalte nach aber sicherlich noch viel älter sein dürfte. Daß ihn der Schreiber nicht erfand, sondern nach dem Hörensagen (auf der leeren Seite eines seltsamen lateinischen Mischkodex) in Schrift gebracht hat, kann mit Bestimmtheit angenommen werden. Direktor Halm hat denselben entdeckt und Hr. Fr. Keinz sorgfältig kopirt und kommentirt.

Der Kapitän Charles Girard, welcher eine Entdeckungsreise längs der Ufer des Niger zurückgelegt hat, ist nach seiner Rückkehr nach Paris, wie der „Moniteur" meldet, von dem Kaiser empfangen worden, der ihm für eine neue Exkursion eine vollständig ausgerüstete Dampfschaluppe zum Geschenk machte. Vom Marineminister erhielt Herr Girardin eine goldene Medaille und der Handelsminister empfahl sein Projekt, am Niger und in Neu Calebar Handels-Komptoirs zu errichten, in einem Rundschreiben den Handelskammern des Landes.

In Paris hat sich, wie man unterm 15. d. von dort schreibt, unter dem Namen „Immobilien-Genossenschaft der Arbeiter von Paris" eine Kooperativ-Gesellschaft gebildet, welche zum Zweck hat, durch den Bau eigener Arbeiterhäuser, die nur an die Betheiligten vermiethet werden sollen, der wachsenden Wohnungsnoth entgegenzutreten. Das Gesellschaftskapital der wachsenden Assoziation, welche zum Erstenmale von den Vortheilen der neufranzösischen Gesetzgebung für solche Gesellschaften Gebrauch macht, beläuft sich auf 100,000 Francs, das in 1000 Aktien à 100 Fr. zur Ausgabe gelangen soll. Diese 100 Fr. werden in Ratenzahlungen von je 5 Fr. realisirt; nur für die erste Einzahlung sind 10 Fr. erforderlich. Der Kaiser hat der Assoziation als Grundkapital die 41 Arbeiterhäuser zum Geschenk gemacht, welche er in der Avenue Daumesnil hat errichten lassen.

Im N. „Lloyd" liest man: Bei einem hohen Ministerialbeamten in Ofen, erzählt man sich, habe sich vor einigen Tagen eine Neustifter Hausfrau mit ihrem Sohne melden lassen; als sie vorgelassen wurde, soll sie in folgender Weise angesucht haben, ihren Sohn unterzubringen: „Euer Gnaden, dös is mei Suhn, zu unsern G'schäft is er zu dumm, darum möcht' i ihn Beamten werden lassen." In welcher Weise ihr Wunsch realisirt wurde, läßt sich wohl denken.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 226 Samstag, 21. September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Während ich ungesehener Zeuge dieses scheußlichen Uebereinkommens war, schien es mir, als müsse ich sterben. Ich wollte nach Hülfe rufen und vermochte es nicht. Im Augenblick, wo ich mein Versteck verlassen wollte, brach ich unter heftigen Schmerzen zusammen. — Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, war dieses unglückliche Kind geboren. Ich wußte nicht mehr, ob das Gehörte Wahrheit, oder die Wirkung meiner überreizten Phantasie sei, und erst als mein Mann nach dreitägiger Abwesenheit nicht zurückgekehrt war und ich von meiner Umgebung von dem auf Ew. Eminenz unternommenen Mordversuch hörte, da konnte ich nicht mehr an der Wahrheit des von mir erlauschten Mordplanes zweifeln. Mein einziger Trost war die Kunde von Ihrer bereits erfolgten Wiedergenesung und um meinen Mann trotz seiner Erbärmlichkeit meinen Kindern zu erhalten, würde ich vielleicht geschwiegen haben, wenn ich nicht allen Grund zur Annahme hätte, daß mein Mann, der seit gestern Abend zurückgekehrt ist, sein verbrecherisches Vorhaben, zwar als verschoben, nicht aber als völlig aufgegeben betrachtet. Wenn ich es für meine Pflicht als Christin betrachte, Ew Eminenz von der Sie neuerdings bedrohenden Gefahr zu warnen, so konnte ich dieß andererseits doch nur unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses thun."

„Wollen Sie mir den Namen Ihres früheren Gebieters, des eigentlich Schuldigen nennen, oder wünschen Sie ihn mir zu verschweigen?"

„Hier nennt er sich Choram, doch zweifle ich, daß dieses sein wahrer Name sei."

„Worauf gründet sich Ihr Zweifel."

„Auf den Umstand, daß alle seine werthvollen Bücher, daß einige sorgfältig aufbewahrte Briefe einen andern Namen tragen."

„Und wie lautet dieser Name?"

„Glücklich?"

„Glücklich? Ja, ja, der könnte ein Interesse haben, mich aus der Reihe der Lebenden verschwinden zu machen!"

Nach kurzer Ueberlegung erhob sich Zacharias, ertheilte der schwer Kranken die Absolution und verließ das ärmliche Haus, mit dem Versprechen, das ihm anvertraute Geheimniß als heilig bewahren zu wollen.

Wenn sich der würdige Prälat auch für verpflichtet hielt, das ihm anvertraute Geheimniß, selbst um den Preis seines eigenen bedrohten Lebens zu bewahren, so wollte er doch andererseits die ihn umringende Gefahr dadurch schwächen, daß er zu Glücklich selbst hingehen und ihm sagen wollte:

„In dem Befürchten, Ihre Vergangenheit durch mich entdeckt zu sehen, trachteten Sie mir nach dem Leben. Dieses an mir selbst verübte Verbrechen will ich Ihnen verzeihen, wenn Sie Ihr an den Wittwen und Waisen, wenn Sie Ihr an Funke verübtes Verbrechen wieder gut machen wollen."

Gewohnt das, was er für seine Pflicht hielt, unverzüglich zu thun, begab er sich in die Wohnung des Kaufherrn Choram und ließ sich bei ihm anmelden. Selbstverständlich konnte dieser nicht umhin, den hohen geistlichen Würdenträger zu empfangen.

Nachdem die ersten Empfangsformalitäten beendet waren und beide Herren Platz genommen hatten, wobei Choram oder Glücklich die Vorsicht gebrauchte, sich so zu setzen, daß sich sein Gesicht im Schatten der Lampe befand, sagte Zacharias:

„Herr Notar Glücklich!"

„Choram, Ew. Eminenz, zu dienen! Choram ist mein Name!"

„Lassen wir den Scherz, Herr Glücklich! Ich kenne Sie zu genau, um daß weder Ihr Namens- noch Standeswechsel, noch der Schatten der Lampe mich zu täuschen vermögen; wäre ich hierüber nicht bereits im Klaren gewesen, so würde ich nicht hierher gekommen sein. Allerdings kannten Sie mich nicht persönlich; daß Ihnen aber mein Name nicht unbekannt ist und Sie die Gefahr kennen, die Ihnen durch mich erwachsen könnte, beweist das Attentat, welches Sie durch einen Zweiten unternehmen ließen, und das nur durch die zufällige Anwesenheit des Ihnen gleichfalls wohl bekannten Freiherrn v. Funke vereitelt ward."

Glücklich wollte sprechen, doch Zacharias unterbrach ihn mit dem Bemerken:

„Erlauben Sie mir, Herr Glücklich, zu Ende zu sprechen. Wenn ich Sie der Behörde anzeigen wollte, so hätte ich nicht nothwendig gehabt, selbst hierher zu

kommen; daß ich dieses aber that, mag Ihnen den Beweis liefern, daß ich Ihnen als Priester die Gelegenheit bieten möchte, Ihre schweren Verbrechen, wenigstens so weit dieß noch im Bereiche der Möglichkeit liegt, zu sühnen. Seit den zehn Jahren Ihrer Anwesenheit in Smyrna, das heißt, seit Ihrer Flucht aus Wien, prosperirte Ihr mit fremdem Eigenthum begonnenes Geschäft, ohne daß die rasche Vermehrung Ihres Vermögens Sie zu veranlassen vermochte, auch nur einen Theil des einst Geraubten zurückzuerstatten. Zehn Jahre der Straflosigkeit hatten Ihre ursprüngliche Angst gänzlicher Sorglosigkeit weichen gemacht. Da erfuhren Sie plötzlich meine Ankunft in Smyrna. Die nur eingeschlummert gewesenen Furien Ihres Gewissens erwachten, und Sie wähnten nur in einem neuen und noch größeren Verbrechen Ruhe und Sicherheit zu finden. Durch des allmächtigen Gottes Fügung ward Ihr Verbrechen vereitelt, und während Sie früher nur die Schande und Qualen des Zuchthauses vor Augen hatten, sehen Sie nun wachend und im Traume stets das blutige Schaffot und den gegen Ihre Bitten und Thränen gleichgültigen Henker. Sie fühlen, wie der kalte Stahl Ihr Haupt vom Rumpfe trennt; Sie hören das Hohnlachen der Sie umringenden Menschenmenge und wähnten die verlorene Ruhe erst mit meinem Tode, das heißt, mit der scheinbaren Veranlassung zu all diesen Höllenqualen wieder zu finden. Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich nicht gekommen bin, um Sie an Leib und Seele zu verderben, nein, mein Zweck ist ein höherer, ich verlange von Ihnen die Rückerstattung aller geraubten Gelder, sammt den zehnjährigen Zinsen und biete Ihnen um diesen Preis, so weit dieß von mir abhängt, völlige Straflosigkeit, jedenfalls aber die verlorene Gewissensruhe."

„Nie werde ich in Ihr thörichtes Verlangen willigen!"

„Nun, Herr Glücklich, wie Sie wollen. Ehe ich Sie verlasse, lassen Sie uns als Männer die Vor- und Nachtheile, die für Sie in meinem Vorschlag liegen, ruhig und reiflich erwägen; denn habe ich Sie verlassen, ohne daß Sie meinen gerechten Willen erfüllt haben, so ist es meine Pflicht, Sie der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben.

„Als Sie vor zehn Jahren Wien verließen, nahmen Sie drei Millionen Gulden an Armen-, Wittwen- und Waisengeldern, neun Millionen an anvertrauten Privatgeldern mit, von denen sechs Millionen dem durch Sie in das größte Elend gestürzten Freiherrn v. Funke gehörten. — Sie wollten diese Schuld mit einem Pistolenschusse tilgen, doch jener Gott, der über mein Leben wachte, beschützte auch ihn, der durch Sie so sehr gelitten hatte. Soviel ich in Erfahrung gebracht, beträgt Ihr gegenwärtiges Vermögen beiläufig zwanzig Millionen Gulden. Wenn Sie die geraubten zwölf Millionen sammt zehnjährigen Zinsen und Zinseszinsen zurückerstatten, so bleiben Ihnen noch weitere zwei Millionen, mit denen Sie als Einzelner im Ueberfluß zu leben vermögen. Sie haben somit die Wahl, sich entweder mit diesem bedeutenden Vermögen in das Privatleben zurückzuziehen und Ihr unrecht erworbenes Gut in Ruhe und Frieden zu genießen, oder aber Ihr Leben am Schaffot oder im Kerker zu enden. Die Wahl däucht mir leicht und eben darum gebe ich Ihnen fünf Minuten Zeit der Ueberlegung!"

(Fortsetzung folgt.)

---

41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

(Fortsetzung.)

Die Aufmerksamkeit der Laien, welche auf der Gallerie wie in den Logen der Versammlung beiwohnten, wie nicht minder die der Versammelten selbst richtete sich auf den Vortrag des Professors Pettenkofer aus München über öffentliche Gesundheitspflege. Zum Eingang seines Vortrages zeigte der mit Beifall empfangene Redner, was die alten Völker zur Erhaltung der Gesundheit gethan. Zunächst zollte er den mosaischen Vorschriften über Wahl der Speisen und Reinhaltung des Körpers und der Wohnräume großes Lob. Das Prinzip der Isolirung und Desinfektion bei ansteckenden Krankheiten sei bei Moses schon ausgesprochen und angewendet worden. Diese Vorschriften bestünden heut zu Tage noch, nur seien die Mittel theilweise andere geworden. Die Reinlichkeit in den Städten erstrecke sich heut zu Tage vorwaltend auf die öffentlichen Plätze und Straßen, bei Moses habe sie mit der Reinlichkeit des menschlichen Leibes, der Wohnungen begonnen. Bei den Griechen und Römern hätten sich gleichfalls viele Einrichtungen auf die Gesundheitspflege bezogen, namentlich auf die Reinhaltung der Wohnplätze und des Trinkwassers. Die öffentliche Gesundheitspflege beschäftige sich zur Zeit noch mit demselben Gegenstande, wie zu Zeiten des Moses und Hippokrates, und doch müsse dieselbe auf dem von Letzterem betretenen Wege weiterschreiten, sich durch nichts beirren lassen, wenn die Resultate Anfangs auch noch so unscheinbar sein sollten, da die Rücksicht auf die Praxis hier nicht im Mindesten in Rechnung gebracht werden dürfe. Die Wissenschaft habe nur nach der Wahrheit zu fragen, der Nutzen werde von selbst kommen; dabei falle jedoch das Vorurtheil sehr schwer in die Wagschale und habe die öffentliche Gesundheitspflege mit diesem nicht wenig zu kämpfen. Untersuche man die Gesundheit und Lebensdauer der Menschengeschlechter früherer Zeiten, so zeige sich, daß unsere Phantasie wirklich für Zeitentfernung gerade umgekehrt wie unsere leiblichen Augen für die Raumentfernung sich verhalte. Je mehr die Zeiten zurückliegen, desto mehr vergrößere die Phantasie die That-

sachen. Redner zeigte an Beispielen, daß die Menschen früher in den Städten nicht älter geworden seien als jetzt; auf der Welt sie es nicht schlechter, sondern besser geworden, indem sich die mittlere Lebensdauer in größeren Städten im Ganzen um ein Drittheil höher zeige, als vor zwei Jahrhunderten. Redner betonte sodann, was die Hygiene betrifft, daß die Verbindung der gerichtlichen Medizin mit der Medizinalpolizei für die öffentliche Gesundheitspflege sehr unfruchtbar geblieben sei, und doch könnten nur alle Sanitätsverordnungen in der Hygiene ihre Begründung finden. Man sage, das Wichtigste von der öffentlichen Gesundheitspflege komme in der Staatsarzneikunde und in der Medizinalpolizei vor, damit könne man sich einstweilen noch begnügen; so könnten jedoch nur Diejenigen sprechen, welche die Hygiene nicht fördern helfen, sondern dem Zufall überlassen wollten. Gerichtliche Medizin und Medizinalpolizei seien unnatürliche Gespanne von zwei Kräften, von denen jede, wenn auch nicht ganz entgegengesetzt, so doch in sehr abweichender Richtung ziehen. Den bayerischen Universitäten gebühre das Lob, die Hygiene besonders zu pflegen und verdiene dieß Beispiel baldigste Nachahmung. Die öffentliche Meinung beginne bereits für öffentliche Gesundheitspflege einen Druck auszuüben, bis die öffentlichen Lehranstalten sich dazu entschlössen, Lehrstühle für Gesundheitspflege, welche unumgänglich nöthig seien, zu errichten. Der mit Beifall aufgenommene Vortrag wird in der heute Nachmittag um 2 Uhr beginnenden Sektionssitzung für öffentliche Gesundheitspflege erst seine praktische Bedeutung finden. Am Schlusse der Versammlung, 1 Uhr, waren 582 Mitglieder und Theilnehmer eingezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Bereits im Jahre 1831 hatten viele Bewohner Würzburgs und der Umgegend ein Konstitutionsfest in jener Gegend gefeiert, die nicht nur schon an sich zu einem Volksfeste geeignet ist, sondern wo sich auch jenes bekannte Denkmal des für Bayern so bedeutungsvollen 27. Mai als festlicher Altar für eine solche Feier erhebt, die Konstitutionssäule. Kaum war der Beschluß des Festausschusses, auch 1832 den großen Jahrestag der Erinnerung und Hoffnung in Gaibach zu feiern, bekannt geworden, so wurde ein Flugblatt tausendfältig in Würzburg gratis verbreitet, wodurch das Festprojekt für Gaibach hintertrieben werden sollte. Das konstitutionelle Maifest solle zu Würzburg auf dem Sander Rasen gefeiert werden. Dort könnte man einen Konstitutionsstein und eine Rednerbühne errichten.

Aber dennoch fand diese Feier in Gaibach statt. Wenn auch in der neueren Zeit die Lücken unserer Verfassung mehr als fühlbar wurden, und wenn auch die Willkürherrschaft des Staatsministeriums uns beinahe vergessen ließ, daß wir eine Verfassung haben, so wurde dennoch das Staatsgrundgesetz von den Bewohnern Würzburgs, wenigstens als das gesetzliche Mittel, im öffentlichen Leben vorwärts zu schreiten, festgehalten, und die Erinnerung an den Tag, an dem es so hoffnungsvoll ins Leben trat, ward ihnen ein Tag der Feier. Aber nicht glückliche und zufriedene Staatsbürger versammelten sich zu dieser Feier, sondern hoffende, freiheitsuchende Männer waren es, welche sich an der Konstitutionssäule versammelten, denn der 27. Mai war noch kein Tag der Freude und des Dankes geworden, er war noch immer, wie im Jahre 1818, ein Tag der Hoffnung und der Weihe.

Von nahe und ferne strömten die konstitutionell gesinnten Bürger zu diesem Feste, zu dessen Verherrlichung der Graf von Schönborn in der reinsten Absicht mitgewirkt hatte. Nicht nur von Würzburg, sondern auch von Bamberg, Bayreuth, Kronach, Lichtenfels, Nürnberg, Scheinfeld und ohnedieß von den umliegenden Städtchen des Untermainkreises fanden sich zahlreiche Gäste ein, so daß wohl an 6000 Theilnehmer zugegen waren. Graf von Schönborn selbst hatte alle Landtagsabgeordneten, den eben versammelten Landrath und die Präsidenten der Kreisregierung und des Appellationsgerichts zu sich eingeladen.

Das Fest selbst eröffnete ein feierlicher Gottesdienst, der von der Würzburger Landwehrmusik begleitet war. Nach demselben bewegte sich der Zug mit Fahnen und mehreren Musikchören, die Landtagsabgeordneten und Landräthe an der Spitze, unter dem Klange patriotischer Lieder und von Kanonensalven begleitet, auf den Hügel zur Säule, dem geweihten Altare zu diesem Feste.

Hier sprach der Redner des Festausschusses, Oberamtmann Quante, Folgendes:

„Meine Herren und lieben Freunde! Zum Zweitenmale finden wir uns hier vereint am bedeutungsvollen Orte, zum vaterländischen Feste; ja, was wir im vorigen Jahre erst im Kreise wenig zahlreicher Freunde und Bekannten ins öffentliche Leben einzuführen versuchten, ist durch lebendige Theilnahme bereits zum Volksfeste geworden. Die allgemeine Unterstützung, die unser Versuch fand, die zahlreiche Versammlung, von demselben lebendigen Gefühle hieher geführt, der stets lauter mahnende Ruf der ernsten Zeit lassen uns mit Grund die Hoffnung hegen, daß dieses Fest nunmehr auch für die Zukunft gegründet, unsern Bemühungen ein freudiger Erfolg zu Theil geworden, der Zweck unseres Strebens im Wesentlichen erreicht sei."

„Es war aber dieser Zweck kein anderer, als ein Volksfest zu gründen, und dieses an dem Jahrestage unserer Verfassung zu feiern."

„Wahre Volksfeste sind mächtige Hebel des Nationalsinnes; sie befördern die Theilnahme der Bürger am öffentlichen Leben, üben wohlthätigen Einfluß auf die Sitten des Volkes und wecken und stärken die Liebe zum Vaterlande. Ihre herrlichen Wirkungen bewundern wir bei den Griechen, wir kennen sie aus der Geschichte der Römer nicht minder als an unserer Voreltern.“

„Nur als die deutschen Völker in Unmündigkeit und Stumpfsinn verfielen, als der kräftige Nationalgeist nach und nach sich verlor, und sich zum unreifen Kosmopolitismus verflog: da verschwanden auch die Volksfeste immer mehr, und sie sanken, wie die politische Bedeutung unseres Volkes, beinahe zum Nichts herab.“

„Als der Mann des Jahrhunderts sich immer mehr zum allgemeinen Unterdrücker zu gestalten schien, als Deutschland selbst bis auf den Namen aus der Staatenfamilie verschwunden war, da entflammte fremder Druck den deutschen Gemeinsinn, und alsbald schien die Befreiungsschlacht von Leipzig und deren Jahrestag zum allgemeinen Volksfeste werden zu wollen, — doch die Oktoberfeuer sind verlöscht, man wußte ihnen nur zu bald den Brennstoff zu nehmen. In solcher Zeit verkündete Max Joseph seinem Volke die Verfassung.“

„Bayern, aus verschiedenen Völkerstämmen bestehend, die in verschiedenen Epochen dem Staate eingereiht wurden, hat keinen gemeinsamen historischen und politischen Moment als den Jahrestag der Verfassung.“

„So wie es daher geeignet erschien, ein allgemeines Volksfest auf diesen Tag zu verlegen, so war es nicht minder zweckmäßig, selben als Volksfest zu feiern, denn mit der Verfassung wurde die politische Mündigkeit des bayerischen Volkes ausgesprochen, mit ihr feierlich der Grundsatz der unumschränkten Gewalt aufgegeben, und dem Volke, um dessen Willen doch nur Regierung und Regent bestehen, sein Recht der thätigen Theilnahme an der Regierung anerkannt.“

„Aber jede Verfassungsurkunde ist todtes Wort, wenn nicht ihr Geist erfaßt wird, wenn nicht jeder Bürger den Umfang seiner Rechte und Pflichten genau erkennt, wenn er nicht regen, lebendigen Antheil nimmt an Allem, was seine oder seiner Mitbürger verfassungsmäßigen Rechte berührt, denn nur der Staat kann gedeihen, sagt Athens weiser Gesetzgeber, wo jeder Bürger die einem Andern zugegangene Verletzung wie seine eigene empfindet.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der herzogliche Hoftheater-Dekorations- und Maschinen-Direktor Wilhelm Mühldorfer in Koburg, welcher seit einigen Jahren ein großes Etablissement dort errichtet hat, in welchem Kulissen und sonstige Bühnen-Dekorationsstücke für die verschiedensten deutschen und auch auswärtigen Bühnen angefertigt wurden, ist vor einigen Tagen gestorben.

[Ein vergessener Kosak.] Ein Pariser Reisebrief erzählt: Spät noch erfährt man, daß auch der Kaiser von Rußland, wie es anderen gewöhnlichen Sterblichen passirt, auf der Reise etwas vergessen hatte, nämlich einen Kosaken, der bei der Rückkehr des Monarchen auf der Station Creil kleben geblieben war. Der arme Kalmucke verstand kein Wort Französisch und die Franzosen der Station keine Sylbe Kalmuckisch. Es entspann sich um seinetwillen also folgende telegraphische Korrespondenz: Creil, Nr. 1752. Kosak auf dem Bahnhofe vergessen. Kein Geld. Keinen Tabak. Was machen? — Petersburg, Nr. 2372. Kosak gegen Entschädigung hersenden. Tabak bezahlen. — Creil, Nr. 1797. Kosak abgereist mit Train 119 mit Tabak. — Petersburg, Nr. 3520. Kosak in gutem Zustand erhalten. Transport bezahlt. Bahnhofschef Orden erhalten.

Die Braut des Generals v. Steinmetz ist 17 Jahre alt, der Bräutigam 70. Die junge Dame erschien im letzten Winter zum Erstenmale in der Gesellschaft in Posen und erregte durch ihr heiteres, frisches, ungezwungenes und reizendes Wesen die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des greisen Generals.

Der letzte Zensus in Rom hat die Zahl der Einwohner auf 215,578 angegeben. Hierunter sind 30 Kardinäle, 35 Bischöfe, 2297 Weltgeistliche, 2832 Mönche, 2215 Nonnen: also ungefähr 7400 Geistliche, so daß hier schon der neunundzwanzigste Mensch sich dem religiösen Stande widmet. Israeliten gibt es dort 4650, nichtkatholische Christen nur 457.

Logogryph.

1, 2, 3, 4, 5 hat Heldenthaten beschrieben,
2, 3, 4, 5 hat als muthiger Krieger Heldenthaten geübt.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 227 Montag, 23. September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

Während Zacharias sprach, hatte Purpurröthe mit tödtlicher Blässe auf des flüchtig gewordenen Notars Zügen gewechselt. Der Ernst, der in des greisen Priesters Worten lag und der sich in seinen ehrwürdigen Zügen abspiegelte, gestatteten Glücklich keinen Zweifel über das seiner harrende Loos für den Fall seiner Weigerung. Er gestand sich Alles das, was ihm Zacharias von seinen Gewissensqualen gesagt, wirklich empfunden zu haben, und kam zu dem erklärlichen Schluß, daß er die verlorene Parthie aufgeben müsse, so lange es noch Zeit sei.

Nach kurzer Pause sagte Glücklich:

„Welche Bürgschaft leisten mir Ew. Eminenz, für die mir verheißene Straflosigkeit, für den Fall der Annahme Ihres Vorschlages?"

„Sie scheinen zu vergessen, Herr Glücklich, daß die Zeit, wo Sie Bürgschaften verlangen durften, vorüber ist, und daß Sie mir auf Gnade und Ungnade anheim gegeben sind. — Sie haben mir achtzehn Millionen bei Ihrem Bankier anzuweisen, oder unsere Unterhaltung ist beendet."

„Es sei, doch nur unter der Bedingniß, daß Sie mir die Zeit gönnen, mit dem Rest meines erworbenen Vermögens zu fliehen."

„Und wie lange brauchen Sie zu einer Vorbereitung, die Sie in Wien in wenigen Stunden beendet hatten?"

„Drei Tage."

„Gut! Geben Sie mir die verlangte Anweisung und Sie sollen die gewünschte Zeit von drei Tagen haben."

Mit zitternder Hand schrieb Glücklich die erpreßte Anweisung.

Während Zacharias diese mit Aufmerksamkeit durchlas, verzogen sich die Züge des Ex-Notars zu einem höhnisch grinsenden Lachen, welches dem Kirchenfürsten entgangen war. Da Zacharias die Anweisung in Ordnung befand, so versorgte er sie in sein Brevier und verließ das Haus des Verbrechers, um in der nächsten Kirche Gott für die glückliche Lösung seines Unternehmens zu danken.

Während Zacharias noch betete, saß Glücklich im eifrigen Gespräch mit Strack beisammen, um diesen für seinen Plan zu gewinnen, der in seinem höllischen Geist in dem Augenblick entstanden war, wo Zacharias die Anweisung las.

Als Beantwortung einer vorausgegangenen Bemerkung sagte Strack:

„Wie wollen Sie dieß möglich machen, wenn Sie die Anweisung aus den Händen gegeben haben?"

„Einfaltspinsel! Begreifen Sie nicht, daß ich die Anweisung an einen Bankier geschrieben, der keinen Maravedi von mir in Händen hat? Mein ganzes Vermögen liegt in jenem sicheren Schrank. Der einfältige Pfaffe kann erst morgen zu dem Bankier gehen, während ich noch in dieser Nacht auf meiner, seit der Anwesenheit dieses Höllenpriesters stets segelbereiten Jacht, der schnellsten auf hundert Meilen in der Runde, Smyrna verlasse. Wenn ich Sie zu mir kommen ließ, so geschah dieß nur in der Absicht, daß Sie mir behülflich seien, mein Vermögen auf die Jacht zu bringen, wozu die ganze Nacht kaum genügen dürfte."

Dasselbe Lächeln, das wir früher bei Glücklich bemerkt hatten, spiegelte sich nun in Strack's Zügen ab, als er sich zu der geforderten Hülfe bereit erklärte.

Da sich der größte Theil seines Vermögens in hohen Werthpapieren befand, so wurden diese in Koffer gepackt; dann schrieb Glücklich einen Befehl an seinen Kapitän und sandte Strack mit diesem und einem Theil der Koffer auf die Jacht.

Es war ein Uhr Morgens, als Strack zurückkam und von Glücklich eingelassen ward. In dem Augenblicke, wo sich der Ex-Notar bückte, um Strack beim Aufheben des schweren Koffers zu helfen, stieß ihm dieser sein langes Dolchmesser bis an das Heft in den Leib.

Da Glücklich, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben, zusammenstürzte, so ließ ihn der Mörder liegen, lud sämmtliche Koffer auf den Handkarren und begab sich in der Absicht auf die Jacht, Smyrna mit dem Gelde seines Herrn allein zu verlassen.

Nachdem der von Glücklich geschriebene Befehl an den Kapitän nur die Worte enthielt:

„Sobald die zweite Sendung der Koffer an Bord ist, verlassen Sie den Hafen und steuern vorläufig nach Alexandrien!" so nahm der Kapitän keinen Anstand, dem ihm ertheilten schriftlichen Befehl buchstäblich nachzukommen.

Glücklich war indessen nicht todt, und kaum hatte sein verrätherischer Verbrechensgenosse das Zimmer mit dem letzten Koffer verlassen, kaum hatte er das schwere und langsame Rollen des Karrens auf dem Steinpflaster gehört, als er auf Händen und Füßen bis zur Stube seines Dieners kroch und diesen durch starkes Pochen an der Thür weckte.

Als dieser seinen in Blut gebadeten Herrn sah, da brachte er mit seinen Hülferufen das ganze Haus auf die Beine.

Nach wenigen Minuten langte und zwar durch Zufall der mit der Untersuchung des auf Zacharias unternommenen Mordanfalls beauftragte Radschi an.

(Fortsetzung folgt.)

---

41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Frankfurt, 19. Sept.

Die bei der dießjährigen Versammlung neugebildete Sektion für öffentliche Gesundheitspflege erfreute sich bei ihrer Konstituirung gestern um 2 Uhr einer großen Theilnahme. Es mögen 180 Männer der Wissenschaft da gewesen sein, außer den Aerzten auch zahlreiche Chemiker. Den Vorsitz führte G.-M.-R. Griesinger aus Berlin. Von den drei vom Lokalkomite auf die Tagesordnung gesetzten Fragen wählte die Versammlung zur Diskussion die Antiologie des Typhus aus. Als Redner traten auf Jürgensen aus Kiel, Professor Pettenkofer aus München, welcher zugleich einen Brief des am Kommen verhinderten Professors Buhl aus München verlas, Obernier aus Bonn, Horn und Lorent aus Bremen, Varrentrapp von hier, Dawosky aus Celle und Virchow. Die Verhandlungen drehten sich in der ersten Hälfte der Diskussion besonders um das Grundwasser, und in dieser Hinsicht waren die aus München, wo man bekanntlich am längsten und genauesten das Grundwasser gemessen und seinen Stand mit der Zahl der Typhuskranken verglichen hat, kommenden Mittheilungen besonders interessant, wenngleich sie auf anderem Boden, als dem Münchener, eine allgemeine Gültigkeit nicht beanspruchen können. Das poröse Kalkgeröll, welches die ganze Unterlage von München bildet, nimmt nämlich bis ein Drittel seines Volumens Wasser auf, welches es rasch wieder durchsickern läßt, während Thonboden 60 Prozent Wasser aufnimmt, welches er nur sehr langsam und durch Verdünstung verliert. Andere Bodenarten verhalten sich wieder anders. Während von Kiel aus die Beobachtung der Münchener Gelehrten, daß bei hohem Grundwasser nach nassen Jahren die Typhusfälle wenig zahlreich waren und umgekehrt, bestätigt wurde, hat man in Bremen entgegengesetzte Beobachtungen gemacht. Die Bremer Aerzte gaben werthvolle Beiträge zur Antiologie des Typhus in ihrer Vaterstadt und aus Celle wurde gemeldet, daß man in einer tief gelegenen und den Ueberschwemmungen der Aller ausgesetzten Vorstadt des sonst sehr häufigen Typhus durch Erhöhung und Entwässerung des Bodens fast völlig Herr geworden ist. Von diesen Einzelheiten führten Varrentrapp und Virchow die Diskussion wieder auf allgemeine Fragen zurück, indem der Letztere betonte, wie die Antiologie des Typhus mit der Untersuchung des Grundwassers nicht abgeschlossen sei, und andere klinisch zu erforschende anatomische Momente dabei in's Spiel kämen. An diesem interessanten Punkte wurde die Diskussion wegen vorgerückter Zeit abgebrochen, um am Freitag wieder aufgenommen zu werden.

Aus dem Vortrag Varrentrapps ist zu entnehmen, daß Frankfurt, welches im Ganzen überhaupt die geringste Sterblichkeit hat, auch in Betreff des Typhus verhältnißmäßig am günstigsten situirt ist. In diesem Jahre sind erst 20 Fälle bekannt geworden, während das Maximum bis jetzt zwischen 60 und 80 schwankt. Die Gesammtzahl der in den letzten 16 Jahren hier am Typhus Verstorbenen beträgt 801, was gewiß nicht viel zu nennen ist. Auch in Wien, das doch stets am Typhus zu leiden hat, sind in einem langjährigen Durchschnitt nicht mehr als 11—12 von 1000 Einwohnern dieser Krankheit erlegen. In München starben in den verflossenen 12 Jahren 26 pro Mille, in Frankfurt in den ersten 10 der letzten 16 Jahre nur 4 und in den letzten 6 Jahren sogar nur 2½ pro Mille. Steigerungen der Krankheit finden sich hier namentlich, wenn der Herbst außergewöhnlich heiß ist. Untersuchungen auf Grundwasser haben hier noch nicht stattgefunden, obgleich sie im Interesse der Wissenschaft sehr zu wünschen sind.

Das am Nachmittage abgehaltene Festbankett war von etwa 400 Theilnehmern besucht und verlief in der heitersten, durch nichts gestörten Stimmung.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

„Wo aber" — fuhr Quante fort — „dem zarten Pflänzchen der Verfassung so rauhe Winde die Entwicklung hemmen, wo die Verfassung, wie auch ihr Urheber vorgesehen, noch so wesentlicher Fortbildung und Er-

gänzung bedarf; wo ein unglückliches Wahlsystem keine wahre Volksrepräsentation zuläßt; wo bei mangelndem Gesetze über Verantwortlichkeit der Minister und bei dreijährigen Zwischenräumen der Ständeversammlung schreiende Verletzungen der Verfassung zur unerträglichen Ewigkeit erstreckt werden können; da mag es vielleicht fremd erscheinen, dieser Verfassung Freudenfeuer anzuzünden; aber da wird es doppelt wichtig, da wird es zur unabweisbaren Nothwendigkeit, daß die öffentliche Stimme die Wächterin der Verfassung, die allgemeine Theilnahme ihre Vertheidigerin, der unumwundene Ausspruch des Unwillens bei Verletzungen ihre vorläufige Rächerin werde."

"Als vor 11 Jahren der Grundstein zu diesem Verfassungs-Denkmale (die Konstitutionssäule zu Gaibach) gelegt wurde, da bestimmte es ein nun hochgestellter Staatsbeamter, so lange unsere fränkischen Berge hieher schauen, zum Sammelplatz für Alle, die treuen Herzens sind und muthig Gut und Blut für's Höchste darbringen."

"Wohlan, die blauen Gipfel der Rhön, des Zabelsteins altehrwürdige Ruine, die nahen Frankenberge, sie sehen wieder auf uns, die die Anhänglichkeit an die Verfassung hier versammelte, und das Volk kann kühn diese ehrwürdigen Zeugen aufrufen, daß es seinen Schwur auf die Verfassung treu gehalten hat."

"Vermag dieses die Regierung auch? Der feierliche Ausspruch der Abgeordnetenkammer hat sie im vorigen Jahre der Verletzung der Verfassung wiederholt für schuldig erkannt. Konnte dieser Ausspruch das neue Ministerium zu größerer Achtung für Gesetz und Recht bestimmen?"

"Trauernden Herzens muß jeder Vaterlandsfreund diese Frage verneinen. Ohne von den mittelbaren Angriffen zu sprechen, die durch Versetzungen auf die Unabhängigkeit der Gerichte geschehen, von den Verfügungen an die Postbehörden, den freien Verkehr nicht verbotener Schriften zu hemmen, und dergleichen, die klare, positive Verletzung der Verfassung liegt in den Verfügungen gegen die Presse unwidersprechlich vor, sie liegt vor mit dem ganzen Gefolge von Verationen und Willkürlichkeiten, die eine ungerechte Handlung stets zum nothwendigen Begleiter hat."

"Meine Herren! Die Preßfreiheit steht obenan in der Reihe unserer verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten: sie dem Volke verkümmern oder entziehen, heißt die Verfassung in ihrem edelsten Theile angreifen, derselben Seele und Leben ausreißen."

"Ist erst einmal ungestraft mit Verletzung der Verfassung der Anfang gemacht, ist die Presse verstummt, wer wird weitern Uebergriffen der Gewalt zu steuern vermögen; wer vermag anzugeben, wo sie stehen bleiben wird, und wer ist Bürge dafür, daß nicht morgen die Vernichtung der persönlichen Freiheit, übermorgen die Freiheit der Gewissen an die Reihe kommt, und so das in seinen innersten Fundamenten untergrabene, zerrissene, zerstückelte Werk zusammenstürze, und in seinen Trümmern Wohlstand, Ruhe und Frieden auf lange Zeit begrabe?"

"Ist es nicht schon so weit gekommen, daß Staatsdiener die Theilnahme an diesem Feste, an der Feier der Konstitution ablehnten, um sich nicht mit der Regierung zu verfeinden? Ueber was soll man hier mehr erstaunen, über diesen Ausspruch des grassesten Servilismus, oder über den äußersten Grad von übler Meinung, die die eigenen Staatsbeamten von der Regierung haben, indem sie derselben Mißfallen durch Anhänglichkeit an die Verfassung zu erregen voraussetzen?"

"Dadurch aber eben, meine Herren, gewinnt unser Fest an Bedeutung, daß unsere zahlreiche Gegenwart Zeugniß gebe von dem festen Entschlusse, kräftig an unsern verfassungsmäßigen Rechten festzuhalten, daß unsere lebendige Theilnahme feierliche Verwahrung einlege gegen ungerechte Gewalt, daß die Freunde der Verfassung sich zusammenfinden und kennen lernen, und sich ermuthigen und erstarken an gleicher Gesinnung, einträchtiger Uebereinstimmung."

"Und hiemit, meine Herren, dürfte mein Antrag, zur Einleitung und über die Bedeutung des Festes einige Worte zu sprechen, erfüllt sein. Meinen schwachen Bemühungen Nachsicht erbittend, hoffe ich, meinen Platz Männern abzutreten, die durch Beredsamkeit, durch ihre politische Stellung und das Vertrauen des Volkes berufen sind, dessen Vertreter, Lehrer und Führer zu sein. Ich hoffe insbesondere, daß die Männer, die von der Tribüne der Ständeversammlung ausgeschlossen wurden, es nicht verschmähen werden, hier dem Volke die Stimme hören zu lassen, der es stets mit Freuden sein Ohr geliehen hat."

Daß die letzten Worten des eben abgetretenen Redners den anwesenden früheren Landtagsabgeordneten Oberjustizrath Dr. von Hornthal und Hofrath Dr. Behr galten, bedarf wohl keiner näheren Andeutung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nachfolgender amtlich festgestellter Vorfall hat sich in den ersten Tagen des vorigen Monats zugetragen. Zu Sergie, im Wiznitzer Bezirke (Bukowina), hat eine Mutter (W. P.) ihr neugebornes Kind in der Wildniß am Putilumkabache in einer Felsenhöhle weggelegt. Der Haushund des Landmannes Jasemkzuk hat, sei es nun durch Zufall, sei es, daß das Thier bemerkt, was vorging, und von Instinkt getrieben der Spur folgte — das Kind kurze Zeit nach der Weglegung entdeckt, faßte dasselbe mit aller Vorsicht fest, und trug es geraden-

wegs in den Hof seines Herrn. Auf dem Wege begegnete er einzelnen Personen, die ihm das Kind abnehmen wollten, er gab dieß jedoch nicht zu, sondern lief in aller Eile nach Serzie und legte, zu Hause angelangt, das Kind, vollständig unverletzt, auf den Rasen vor der Hütte, wo es von den Hausleuten aufgenommen und in das Zimmer gebracht wurde, während der Hund nachfolgte. Mittlerweile hatte sich die Mutter (W. P.) nach Geburt und Weglegung ihres Kindes nach Sergie begeben und war todtmüde in das Haus Jasemkzuks eingetreten, um daselbst auszuruhen. Sie befand sich eben noch im Zimmer, als die Thür sich öffnete und der Hund mit dem weggelegten Kinde erschien, als wollte er die unnatürliche Mutter an ihre Pflichten erinnern. Die nun gefolgte Scene kann man sich leicht denken. Das Kind wurde sofort von seiner Mutter gesäugt. Schließlich bemerkt die „Bukowina“, daß die Strecke, welche der Hund von dem Felsen bis zum Hause des J. mit dem Kinde zurücklegte, eine bedeutende ist.

[Platonismus.] In der Beilage zu Nr. 225 der „Augsb. Allg. Ztg.“ steht wörtlich folgendes Inserat: „Vermählungswunsch. Ein fein gebildetes, selbstständiges Fräulein, welches an Platonismus glaubt und diesen schönen Glauben auch in der Ehe sich bewahren möchte, ladet hiedurch nur solche P. T. Herren ein, sich um ihr Herz und ihre Hand zu bewerben, welche von gleichen Ansichten geleitet, in einer rein platonischen und platonisch reinen Liebe und Ehe ein höheres Lebensglück suchen und finden möchten. Aeltere Herren, die das 50. Lebensjahr überschritten haben, werden bevorzugt. Gegenseitige Diskretion ist Ehrensache. Gefällige ausführliche Zuschriften werden unter G. U. 333 poste restante Offenbach am Main erbeten.“

Preußische Blätter haben jüngst gemeldet, daß bei Aufstellung der Wählerlisten das Dorf Dratzig bei Pilehne ganz ausgelassen und mithin von der Wahl ganz ausgeschlossen worden sei. Wie dieß zugegangen, wird jetzt des Näheren berichtet. Der Kutscher des Wahlkommissarius holt die Briefe von der Post und läßt sich dieselben dort in einer Mappe verschließen. Da findet sich, daß der eine Brief einmal zu groß ist, als daß er mit eingeschlossen werden könnte, und der Kutscher steckt ihn in seinen Mantel, den er gerade des Regens wegen trägt. Der Tag der Wahl erscheint, aber der Wahlkommissarius hat keine Listen erhalten. Darüber allgemeine Entrüstung! Die Wahl kann nicht stattfinden. Am Abend desselben Tages kommt der Kutscher zu dem betreffenden Herrn und überreicht mit der Entschuldigung, daß er den Brief vor einigen Tagen in seinem Mantel stecken lassen und abzugeben vergessen habe, den genannten Brief. Und siehe da! die Wahllisten hatten am Tage der Wahl ruhig in der Manteltasche des Kutschers gesteckt.

Beim Leibregimente in München werden gegenwärtig Versuche angestellt, die Mäntel nicht mehr wie bisher auf die obere Fläche des Tornisters geschnallt zu tragen, sondern à bandoulière von der linken Schulter zur rechten Seite gehend; hiedurch will man zwei Vortheile erreichen: einmal ein leichteres Tragen des Tornisters und dann die Möglichkeit bei schnellem Ablegen dieses Rüstungsgegenstandes den Mantel mit forttragen zu können, was bei der anderen Art der Mantelverpackung umständliche Manipulation und deßhalb längere Zeit erfordert. Weiters werden die bei der Kavalerie schon seit langem benützten Feldkochgeschirre auch der Infanterie eingeführt; durch diese Maßregel kommen die großen, schweren und dem betreffenden Träger zur Qual werdenden Feldkessel außer Gebrauch und wird jeder einzelne Mann sein kleines Kochgeschirr, das auch zur Bereitung der Speisen für zwei Mann benützt werden kann, selbst mit sich führen. Dieses Kochgeschirr wird auf den Tornister geschnallt, und bei Ablegung dieses an dem umgehängten Mantel befestigt, so daß der Soldat selbstständiger und von seiner Menagekameradschaft unabhängiger wird, indem er bei längerer Abwesenheit von dieser z. B. Patrouille, Vorposten — immer die Mittel besitzt, sich seine Mahlzeiten aus dem mitgetragenen s. g. eisernen Bestand bereiten zu können. Ferner beabsichtigt man auch die in der französischen Armee gebräuchlichen und auch von dem württembergischen Armeekorps adoptirten kleinen Schutzzelte (tentes d'abri) einzuführen, und war während der größeren Uebungen auf dem Lechfelde und in Schwaben versuchsweise eine Kompagnie des Infanterie-Leibregiments mit diesen Zelten versehen; dieselben sind so berechnet und konstruirt, daß vier Mann unter ihnen Schutz gegen Wind, Regen und Sonnenschein finden. Sie bestehen aus einem in mehrere Theile zerlegbaren Stabe und den nöthigen Leinwandtheilen, können sehr schnell errichtet und abgebrochen werden; die verschiedenen Bestandtheile sind auf dem Marsche an die zu einer Zeltkameradschaft gehörigen vier Leute vertheilt, von welchen sie, auf den Tornister geschnallt, getragen werden. Die Gewichtsvermehrung ist im Vergleiche mit den Vortheilen, welche sie unter allen Umständen gewähren, nicht in Betracht zu ziehen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 226:

Homer — Omer.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

―――· ― ―

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 228 Dienstag, 24. September 1867.

Drei Abende.

(Fortsetzung.)

X.

Jedem das Seine.

Unfähig, auch nur ein Wort über seine Lippen zu bringen, verlangte Glücklich durch Zeichen Tinte und Feder und schrieb dann folgende Anklage nieder, die er im Beisein aller Anwesenden mit kräftiger Hand unterzeichnete:

„Mein Mörder ist mein früherer Schreiber Joseph Strack, der im Augenblicke im Begriffe steht, mit nahezu zwanzig Millionen auf meiner Jacht den Hafen zu verlassen. Wenn ich in meinem Tode die gerechte Strafe meiner früher verübten Verbrechen erblicke, so will ich doch wenigstens meinen Mitschuldigen bei dem auf die Person des Bischofs Zacharias unternommenen Mordversuche der strafenden Gerechtigkeit überantworten. Außer den achtzehn Millionen, auf die ich dem Bischof Zacharias eine Anweisung gegeben, stelle ich den Rest von einer Million neunmalhunderttausend Gulden zu seiner freien Verfügung."

Als der Radschi die ihn und alle Anwesenden im gleichen Maße überraschende Selbstanklage gelesen, da fragte er den anwesenden Arzt mit einem Blick, ob der Sterbende auch im Besitze seiner klaren Vernunft sei. Der Arzt ergriff als Beantwortung dieser Frage die Feder und schrieb folgendes Attest:

„Daß Herr Thoram, recte Glücklich obige Erklärung bei vollkommener, klarer Vernunft niedergeschrieben, bezeuge ich mit meiner Unterschrift."

Nachdem er diese Zeilen dem Sterbenden vorgelesen hatte, bezeugte dieser durch lebhafte wiederholte Kopfbewegungen, daß er mit dem Atteste einverstanden sei. Dann bat der Arzt den Beamten, alle anwesenden Fremden zu entfernen, damit er dem schwer Verwundeten die gebotene, wenngleich aller Wahrscheinlichkeit nach zwecklose Hülfe angedeihen lassen könne.

Als der Radschi im Hafen ankam, hatte die Jacht denselben bereits verlassen. Der Vorsprung, welchen sie hatte, war indessen so gering, daß der Beamte mit der im Hafen stationirenden Galeere die Verfolgung unternahm.

Die größere Segelflüchtigkeit der verfolgten Jacht wurde durch die sechzig Ruder der Galeere aufgewogen. Erst nach fünfstündiger Fahrt, das heißt bei Tagesanbruch, wurde die Jacht im Süd-Osten der Galeere, in einer Entfernung von zwei Seemeilen entdeckt. Zwei Stunden später war die Galeere der in der Zwischenzeit wegen des kontrairen Windes fortlavirenden Jacht bis auf eine halbe Seemeile näher gerückt: der Radschi ließ die kaiserliche Flagge aufhissen und forderte die Jacht mit einem Kanonenschuß zum Stillstehen auf.

Auf diese Aufforderung wurde auf der Jacht die Flagge der vereinigten Staaten aufgehißt und dieser Akt deutlich ausgesprochener Widersetzlichkeit von einem Schuß aus der am Stern befindlichen kleinen Wallkanone begleitet.

Der Kapitän der Galeere, empört über die Frechheit, mit der sich die Jacht benahm, wollte der ersten Aufforderung durch eine scharfe Ladung Nachdruck geben, doch der Kommissar rieth ihm davon ab, da die Jacht dadurch leicht zum Sinken kommen könnte und mit dieser, außer einem doppelten Verbrecher, auch zwanzig Millionen verloren gehen würden.

Indem die Ruderer aufgefordert wurden, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, gewann die Galeere einen neuen Vorsprung, doch der Wind begann steifer zu werden und die Jacht befand sich somit wieder im Vortheil, während die Kräfte der Ruderer rasch zu erlahmen begannen.

Da der Kapitän erklärte, daß sich die Jacht, ehe zehn Minuten um seien, außer Bereich ihrer Kanonen befinden würde, so widersetzte sich der Radschi nicht länger seinem Wunsche und eine Kugel traf das Hauptsegel der Jacht, das prasselnd auf's Verdeck fiel.

Bei der nur aus fünf Mann bestehenden Bedienungsmannschaft konnte der dadurch verursachte Schaden nicht rasch genug ausgebessert werden, und noch war keine halbe Stunde verflossen, als die Galeere im Begriffe stand, die Jacht zu entern. In diesem Augenblicke stieg eine, von einem Donner ähnlichen Getöse begleitete Rauchsäule gen Himmel und ließ, als der Wind die Luft geklärt hatte, ein Wrack sehen, welches indeß nur theilweise zerstört war.

Als Strack die Verfolgung durch die kaiserliche Galeere wahrnahm, da faßte er den Entschluß, die Jacht ihrer Mannschaft eher in die Luft zu sprengen, ehe er sich ergeben würde.

Als daher der Lauf des Schiffes durch die scharfe Ladung plötzlich gehemmt ward, da gebot er dem Kapitän die Flagge zu streichen, verfügte sich aber in den unteren Raum und warf seine brennende Cigarre in dem Augenblick in eins der offenen Pulverfässer, wo er durch die Luke auf der kaiserlichen Galeere die Vorbereitungen zum Entern wahrnahm.

Bei dem geringen Pulvervorrath und der leichten Konstruktion des Fahrzeuges ging nur ein Theil des Deckes und mit diesem der Kapitän und ein Junge in die Luft, während das Schiff selbst mit Ausnahme einiger kleinen Lecke unversehrt blieb.

So kamen die den reichen Schatz enthaltenden Koffer in die Hände der Behörde, wenn sich auch der zweifache Mörder durch den Tod der strafenden Gerechtigkeit entzogen hatte.

Um fünf Uhr Abends desselben Tages erschien der Radschi im bischöflichen Palaste, wohin die Kunde von der Ermordung des reichen Kaufherrn Choram bereits gelangt war.

„Haben Sie Strack eingeholt? war des greisen Priesters erste Frage."

„Ja, Eminenz! Doch er entzog sich der seiner harrenden Strafe dadurch, daß er die Jacht, auf der er sich befand, in die Luft sprengte."

„Dann ist auch das ganze große Vermögen mit verloren?"

„Nicht doch, das haben wir in Sicherheit gebracht. Doch nun erlauben mir Ew. Eminenz meinerseits eine Frage. Wie kommt es, daß Herr Choram oder Glücklich, wie er sich nun nennt, der vor einigen Wochen den auf ihre Person unternommenen Mordversuch angeregt und gewissermaßen geleitet hat, nun gerade Ihnen sein ganzes fürstliches Vermögen vermachte?"

„Die Frage ist leicht zu beantworten. Ich war gestern bei Glücklich, den ich seit Jahren kenne und suche, um ihn nun, wo mich ihn der Zufall finden ließ, die Alternative zu stellen, das vor zehn Jahren geraubte Geld durch mich zurückzuerstatten oder die Folgen seines Verbrechens zu tragen."

„Ganz richtig! Damit Ew. Eminenz aber diesen moralischen Druck auf ihn auszuüben vermochten, mußten Sie vor Allem wissen, daß er nicht Choram, sondern Glücklich hieße, und somit der vor Jahren flüchtig gewordene Notar sei. Sie mußten ferner um seine Theilnahme an dem glücklich vereitelten Mordversuche gewußt haben, da Ihnen diese Kenntniß allein ein genügendes Uebergewicht verleihen konnte, um Glücklich zu bewegen, Ihnen gewissermaßen freiwillig sein ganzes Vermögen zu überlassen. Da nun weder Glücklich noch Strack die Naivetät gehabt haben dürften, Ihnen ähnliche Geständnisse zu machen, so können Sie diese nur durch einen dritten Mitwisser haben. Wer ist dieser Mitwisser?"

„Dieser Mitwisser, mein Freund, ist an allen Vergehen unwissend, und selbst der größten Theilnahme würdig. Die Vorsehung selbst führte mich zur Entdeckung des Verbrechens. Ich wollte die Bestrafung der Schuldigen eben jener Vorsehung überlassen, an die sie in ihrer Blindheit nicht glauben wollten, und die sie im Augenblicke ereilte, wo sie im Begriffe standen, auf ihrer verbrecherischen Bahn weiter zu schreiten."

Schon nach wenigen Wochen wurde des gemordeten Kaufmanns großes Vermögen Sr. Eminenz dem Herrn Bischof Zacharias zur Verfügung gestellt, der in der Zwischenzeit und hauptsächlich in Folge des Mordversuches seinem Ende rasch entgegengeeilt war.

(Fortsetzung folgt.)

---

41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Frankfurt, 20. Sept.

Die zweite allgemeine Sitzung wurde kurz nach 10 Uhr durch den Vorsitzenden Hrn. Dr. Spieß sen. durch einige geschäftliche Mittheilungen eröffnet. Dieselben betrafen zumeist eingelaufene Druckschriften, namentlich aber die vor zwei Jahren von Hrn. Geh. Hofrath Dr. Stiebel sen. bei Gelegenheit der Feier seines goldenen Doktorjubiläums erfolgte Stiftung. Das Kapital derselben beträgt 20,000 fl. Die Zinsen desselben werden alle vier Jahre zu einem Preise für die beste erschienene Schrift über Entwicklungsgeschichte oder Kinderkrankheiten verwendet. Der Preis ist auf 300 fl. festgesetzt rc. Falls keine zu krönende Schrift in der bestimmten Zeit erschienen ist, so soll die Dr. Senckenberg'sche naturforschende Gesellschaft, welcher die Verwaltung der Stiftung überwiesen ist, eine in der angegebenen Richtung zu stellende Preisaufgabe ausschreiben. Durch ein Schreiben der Main-Neckarbahn wird der Versammlung mitgetheilt, daß dieselben kommenden Sonntag den Mitgliedern der Naturforscher-Versammlung freie Fahrt nach allen Stationen der Bergstraße auf Grund der Legitimation als Mitglied der Versammlung gestatte. Die Taunusbahn, indem sie bedauerte, wegen großen Fremdenverkehrs am Sonntag nach Wiesbaden und zurück dem gegebenen Beispiele nicht folgen zu können, stellte trotzdem 50 Karten zu Verfügung. In Betreff der Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes waren bestimmte Einladungen irgendwie der Geschäftsführung nicht zugekommen; es werden deßhalb verschiedene Orte von Seite der Versammlung vorgeschlagen, nämlich Hamburg und Breslau. Von Seiten des leitenden Ausschusses wird Dresden vorgeschlagen und dabei bemerkt, daß, falls diese Stadt gewählt werden

sollte, der Vorsitzende beauftragt sei, zu erklären, daß die Naturforscher und Aerzte dort herzlich willkommen sein werden. Bei der Abstimmung über den Versammlungsort ergab sich für Dresden fast Stimmeneinhelligkeit. Zu Geschäftsführern der Versammlung in Dresden werden die Herren Geheimrath Professor Carus und Geheimrath Professor Weinlich erwählt. Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Hr. Professor Wundt aus Heidelberg mit einem meisterhaft durchdachten Vortrag über die Physik der Zelle in ihrer Beziehung zu den allgemeinen Prinzipien der Naturforschung; ihm folgte der Vortrag des Hrn. Dr. Bail aus Danzig über Mykologie (Lehre von den Schimmelformen.)

Im weiteren Verlauf der heutigen Sitzung betrat Professor Virchow aus Berlin unter größem Beifall der Versammlung die Tribüne. Sein Vortrag behandelte die Fortschritte der Pathologie. Des Näheren auf diesen meisterhaften Vortrag einzugehen, gestattet uns weder die Zeit, noch der Raum. Wir wollen nur eine Forderung des gefeierten Redners für jetzt anführen. Er sagte: „Ich kann nicht läugnen, daß heutzutage die Professoren der Chemie in vielen Stücken besser unterrichtet sind über das, was für die öffentliche Gesundheit zuträglich und nützlich ist, als wie die Professoren der Staatsarzneikunde. Daraus folgt, daß diese lernen müssen, mehr Chemie und Physik zu verstehen. Ich verlange in der That, sie sollen mehr lernen. Ich wünsche, daß sie auf der Universität von vornherein diese beiden wichtigsten Grundlagen nicht bloß der Medizin, sondern überhaupt aller menschlichen Anschauung, als menschlichen Denkens, die Grundlage alles vernünftigen, menschlichen Wissens kennen lernen. Ich gehe jedoch noch einen Schritt weiter. Ich behaupte, so lange man von den Studenten verlangt, sie sollen das Maß von Physik und Chemie, das sie im späteren Leben brauchen, ganz und gar auf der Universität lernen, so lange man also auf die Universitäten als den Anfang der naturwissenschaftlichen Studien hinweist, so lange wird es nicht dahin kommen, das Resultat zu erzielen, daß eine durchgebildete chemisch-physikalische Naturwissenschaft dem Einzelnen innewohnt, die sich im Leben bewährt. Ich verlange deßhalb, und werde darauf zurückkommen, daß in unseren Schulen naturwissenschaftlicher Unterricht, verständig organisirt, gelehrt werde. (Stürmischer Beifall.) Ich verlange nicht etwa, daß man viel mehr Zeit darauf verwende, daß man die Kinder mehr mit Naturwissenschaft quäle, ich verlange nur, daß sie besser betrieben werde, daß dasjenige mehr gelehrt werde, was das Wichtigere, die Grundlage der eigentlichen philosophischen Anschauung der Neuzeit ist, d. h., daß man die Kinder, statt sie mit Mineralogie und Botanik abzuquälen, daran gewöhnt, die Vorgänge der Natur kennen zu lernen.“

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Oberjustizrath v. Hornthal ergriff nun das Wort und verbreitete sich vor Allem über die Frage, ob unsere Verfassung ein Geschenk sei oder nicht. Er glaubte, die Frage verneinen zu müssen, da sowohl in Altbayern als in den neueren Provinzen immer Verfassungen bestanden hätten; die ältere bayerische Verfassung vom Könige Max auch nur deßwegen aufgehoben worden sei, um einer den geänderten Verhältnissen besser anpassenden Platz zu machen, und endlich der 13. Artikel der deutschen Bundesakte allen deutschen Völkern Repräsentativverfassungen zu sichern. Hierauf beklagte der Redner, daß so manche Hoffnung, welche durch die Verfassung im Jahre 1818 hervorgerufen worden, nicht in die Wirklichkeit übergegangen sei, und daß man sogar den freilich unmächtigen Versuch gewagt habe, die Verfassung selbst zu verderben. Er deutete an, daß die Verfassung noch immer bedroht sei, und zwar durch die Diplomatie, daß aber eine solche Gefahr nicht zu befürchten sei, wenn man das kräftige Mittel dagegen anwende, nämlich: Festhalten an Gesetz und Verfassung, Aufrechthalten der Ruhe und Ordnung, kräftiges Aussprechen des Gesammtwillens des Volkes im Einklang mit seinem konstitutionellen Fürsten. Der Redner wies nun auf England und Baden hin und schloß mit den Worten: „Darum wollen auch wir Bayern denselben Weg betreten! Geloben wir hier unter dem offenen Himmel, im Angesichte des allmächtigen Gottes, Bayerns, Deutschlands, Europas, daß wir an Gesetz und Verfassung festhalten, öffentliche Ruhe und Ordnung aufrechthalten, im Einklange hiemit unsere Verfassung, den konstitutionellen König, die Volksrechte schützen, mit Gut und Blut, mit Allem, was uns theuer ist, mit unserem Leben vertheidigen, Alle für Einen, Einer für Alle, dieß verbürgen, und das kräftigste Mittel zur Erreichung des großen Zweckes ist unfehlbar gegeben. (Die rechte Hand gegen Himmel hebend.) Ich gebe zu dieser Angelobung das Zeichen und gelobe dieses zuerst.“

Diesem Rufe wurde zwar allerdings beigestimmt, doch war die Mehrzahl der Anwesenden mit dieser Rede nicht zufrieden, weil Herr v. Hornthal die Lücken unserer Verfassung und die so schreienden Verletzungen selbst dieser so unvollkommenen Verfassung energisch zu besprechen unterlassen, und dadurch zu dem Mißverständnisse Veranlassung gegeben hatte, als huldige er dem Optimismus und stelle unsere Verfassung, so wie sie ist, als ein Ideal hin, für das man Gut und Blut opfern müsse, während man doch eher zu Opfern bereit sei, um sie zu reformiren. Herr v. Hornthal war aber ebenfalls ein Reformer, nur hatte er die

Verfassung gegen die ihr von Außen drohende Gefahr vertheidigt wissen wollen.

Auch Hofrath Dr. Behr mag diesen Redner mißverstanden haben, da er sogleich darauf das Wort nahm und damit begann, daß nur Das, was er eben gehört, ihn bestimmen könne, das Schweigen, welches er sich vorgenommen habe, zu brechen und, dem Drange seines Herzens folgend, von Tadelsucht gegen die Regierung, wie von Schmeichelei gegen das Volk gleichweit entfernt, volle und rücksichtslose Wahrheit zu sprechen.

Nach einer staatsrechtlichen Einleitung zeigte nun der Redner, wie unsere Verfassung den gerechtesten Anforderungen nicht, und weniger als eine in Deutschland entspreche, wobei er vorzüglich die Unzweckmäßigkeit unseres ständischen Wahlgesetzes hervorhob.

Er rügte mit Schärfe die mannigfaltigen Gebrechen unserer Gesetzgebung in allen Zweigen, die er nur noch als einen systemlosen Haufen von Verordnungen betrachten könne, die vielen Willkürlichkeiten der Staats- und besonders der Polizeiverwaltung, zumal in neuester Zeit, und vorzüglich gegen die verfassungsmäßige Freiheit der Presse, und ging dann über zu der Frage, wie allen diesen Gebrechen abzuhelfen sei.

Bei Beantwortung dieser Frage schickte er die Behauptung voraus, daß man sich der bestehenden Verfassung strenge fügen müsse, so lange sie bestehe, sprach aber auch vom Rechte der Völker, zum Verfassungsakte selbst mitzuwirken, zeigte, daß und warum von den Gewalthabern selbst keine befriedigende Verfassung zu erwarten stehe, und folgerte aus dem Gesagten, daß das Volk nur dann zu einer guten Verfassung kommen könne, wenn es den Antrag an die Staatsregierung stelle, eine verbesserte genügende Staatsverfassung im Wege des Vertrags zwischen Fürst und Volk, nach dem Beispiele anderer deutscher Staaten, wie Württemberg, Kurhessen, Sachsen, herbeizuführen. Schließlich bemerkte er noch, daß der auf die gegenwärtige Konstitution abgelegte Eid einer solchen Reform gar nicht im Wege stehen könne.

Der Redner wurde mit tausendstimmigem Beifall gelohnt.

Nach Hofrath Dr. Behr sprach der Abgeordnete Ziegler in ähnlicher Weise und deutete damit an, wie es jetzt an der Tagesordnung sei, jedes Verlangen nach Festhaltung und Fortbildung der Verfassung als revolutionär, und jede Besprechung und Versammlung zu diesem Zwecke als einen Klubb von Jakobinern und Demagogen zu bezeichnen.

Endlich sprach noch Dr. Bedoes, ein Engländer, der in humoristischer Darstellung den Aristokraten eine menschliche Seele rein abgesprochen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein kühner Ritt.] Vor vierzehn Tagen bereiste, wie die Wiener „Presse" berichtet, der Herr FML. Freiherr v. Kuhn das Oetzthal in Tyrol. Die ganze Tour machte derselbe zu Pferde, mitunter auf Wegen, auf denen man noch keinen Reiter gesehen Der Ritt ging über Selrain nach Gries, von da über das Gebirg nach Oetz, Umhausen, Sölden, Zwilsstein und Vent. Von Vent ritt derselbe über den 9300 Fuß hohen und zwei Stunden langen Hochjochferner, und zwar mit einer solchen Leichtigkeit, als gälte es, einen geebneten Exerzierplatz zu durchreiten. Von den Gletscherhöhen ritt der General hinab in das Schnalserthal, wo Reiter und Pferd die dortigen Bauern in nicht geringes Erstaunen versetzten. Von Schnals ritt FML. Kuhn mit seiner Begleitung durch das Vinschgau hinan nach Meran. Die ganze Strecke legte Baron Kuhn auf eigenen Pferden in vier Tagen zurück, es wurde jedoch andauernd von 5 Uhr Früh bis Abends 7—8 geritten und nur zur Mittagszeit zwei Stunden gerastet. Die zu diesem interessanten Ritt benutzten Pferde sind tyrolischer Race (von Hafling bei Meran). Der Berichterstatter der „Volks- und Schützenzeitung aus dem Schnalserthal" behauptet, FML. Freiherr von Kuhn hätte den zurückgelegten Weg auch an der Spitze eines Truppenkorps zu machen für ausführbar erklärt.

[Ein Gemeindewahl-Erlaß.] Der Vorstand einer deutschen Landgemeinde in Mähren erließ unlängst eine Kundmachung, welche wörtlich lautet: „Kundmachung. Es wird überall bekannt gemacht, daß drei Jahre vorbei sind. Es wird quält am Sonntag im Gasthaus des N. N., welcher auch bei der Wahl ist. Die Gemeinde-Vortrettung die neue wird gewählet mit Stimmenmehrheit, wo jeder Mann wählen kann, wenn er will, aber sechs von jeden Wahl Körper in Gemeinde. Daß es jeder versteht, wird jeden jetzt gesagt, nicht mit Stimmzetteln, sondern mündig, und so viel als er braucht. Weil aber das Gesetz sagt, so werden die, welche zu die Ausschüssen gewählt worden sind, an der Gemeinde Dafel durch ganze 8 Tage aufgehängt, und wann wer was einzuwenden hat, der sollte es zum Gemeindvorsteher vorbringen, wo sie dann zu der Statthalterei gehen muß. Anfang um 8 Uhr Ende um 6 Uhr."

Richard Wagner hat nun endlich die vielbesprochene Oper: „Die Meistersinger von Nürnberg" zu Ende gebracht und die Partitur ist bereits an das Münchener Hoftheater abgeschickt worden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 229 Mittwoch, 25. September 1867.

Drei Abende.

(Schluß.)

Am selben Tage schrieb Zacharias an Funke, um diesem sein nahes Ende anzuzeigen, und fügte dieser Trauerkunde den dringenden Wunsch bei, daß Funke mit seiner ganzen Familie ohne Verzug nach Smyrna komme, damit er den letzten Weihnachtsabend in der Mitte Derer zubringen könne, die er stets zärtlich geliebt habe. Am Schlusse schrieb er:

„Ich selbst besitze zwar keine Schätze, über die ich nach meinem Ableben verfügen könnte, da ich das Wenige, was ich hatte, stets mit Nothleidenden getheilt habe, und auch im Augenblicke meines Todes für solche sorgen muß, die meiner Wohlthaten mehr als Sie bedürfen, für den die Vorsehung selbst Sorge trägt; dennoch erwarte ich Sie meine Lieben, in spätestens acht Tagen."

Als dieses Schreiben in Kandia anlangte, hatte Funke allerdings mit der Gründung seines Geschäftes vollauf zu thun, dennoch würde er es als eine Sünde betrachtet haben, wenn ihn weltliche Interessen verhindert hätten, die Bitte eines Sterbenden zu erfüllen.

Rasch wurden die Vorbereitungen zur Reise gemacht und diese schon am nächsten Tage angetreten. Das in der Zwischenzeit eingetretene höchst ungünstige Wetter hatte indessen die Reise um nahezu sechsunddreißig Stunden verlängert und war die Ursache, daß die erwartete Familie erst am Christtage, gegen fünf Uhr Abends, in Smyrna ankam.

Zacharias vermochte zwar seit mehreren Tagen das Bett nicht mehr zu verlassen, dafür ordnete Frau Gobler Alles nach ihres Gebieters Weisung.

Es mochte zehn Uhr Abends sein, als zwei Bedienten einen zierlich geputzten Christbaum in das Krankenzimmer des bereits mit den Sterbsakramenten versehenen Bischofs brachten. Außer einigen Geschenken von geringem Werth für die Kinder und einigen Andenken für Funke, seine Gattin und für Frau Gobler und die Diener enthielt der Christbaum zwei Schreiben. Das Erste an Funke's Adresse lautete wie folgt:

„Nachdem es dem Herrn in seiner unendlichen Weisheit und Güte gefiel, Sie die Mühseligkeiten des Lebens empfinden zu lassen, um Ihre Geduld und Ausdauer auf eine allerdings schwere Probe zu stellen, erwählte er mich, seinen unwürdigsten Diener, um Sie in den Besitz Ihres vor Jahren geraubten Vermögens zu setzen."

Hier folgten nun die uns bereits bekannten Details. Schließlich hieß es:

„Gegen Vorzeigung der angeschlossenen Anweisung wird Ihnen die Bank den für Sie deponirten Betrag von zehn Millionen Gulden verabfolgen. Möge der Herr Ihnen seinen göttlichen Segen verleihen."

In der That, wäre der Himmel zu Funke's Füßen gestürzt, so hätte er kaum mehr überrascht werden können, als er es beim Lesen dieser Zeilen war. Im Uebermaß seines Glückes vermochte er nur die Hände des Sterbenden mit seinen Küssen und Freudenthränen zu bedecken.

Zacharias, der sich immer schwächer fühlte, winkte Gobler, das zweite Schreiben an seine Adresse abzugeben. Es war an Ida, Freiin von Funke, adressirt und lautete wie folgt:

„Jene unglückliche Frau, aus deren Beichte ich die Geheimnisse erfahren, die Sie in Besitz Ihres rechtmäßigen Eigenthums brachten, starb in derselben Nacht, in der ich sie eingesegnet. Sterbend hinterließ sie ein Kind, das sie mir vermacht, und das schon bei der Geburt die Qualen des Hungers kennen lernte. Indem ich von dieser Welt scheide, übergebe ich dieses unschuldige Wesen Ihrem Schutze und bin überzeugt, daß Sie ihm die so schnell verlorene Mutter ersetzen werden. Von den zehn Millionen, die Ihr Gatte zu jeder Stunde erheben kann, gehört eine Million dem Kinde. Stirbt dieses, bevor es das Alter der Mündigkeit und somit des Selbstbestimmungsrechtes erreicht hat, so ist diese Summe zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Gott nehme Sie Alle unter seinen heiligen Schutz."

Nachdem auch Ida unter Thränen gelobt, der ihr übertragene Pflicht nach Kräften nachkommen zu wollen, wurde ihr die kleine Mathilde von einer gesunden Amme übergeben, während Zacharias Beiden den Segen gab.

In Bezug auf die geraubten Wittwen- und Waisengelder hatte das Konsulat die nöthigen Vollmachten erhalten und der Rest von neunmalhunderttausend Gulden

wurde zum Umbau der Kirche und zur Gründung einer christlichen Armenschule und einem Hospize für arme Greise ohne Rücksicht auf religiöse Konfession verwandt.

Frau Gobler erhielt des würdigen Bischofs gesammte Einrichtung und zehntausend Gulden, die er während nahezu einem Jahrhundert erspart hatte.

Um Mitternacht war der greise Bischof im Alter von siebenundneunzig Jahren, in Mitte Derer sanft entschlummert, die er im Leben am meisten geliebt hatte.

Tief war die Trauer aller Anwesenden, als sie die Gewißheit hatten, daß der edelste der Menschen zu leben aufgehört.

Nach erfolgter Bestattung ihres Wohlthäters kehrte die freiherrliche Familie nach Kandia zurück. In wenigen Wochen hatte Funke sein eben erst begonnenes Geschäft liquidirt und war wieder nach Oesterreich zurückgekehrt, wo er nach und nach seine früheren Besitzungen wieder ankaufte.

Theils im Gefühle der Dankbarkeit, theils zu Erinnerung an den bittersten Tag ihres Lebens, verfertigte Ida jedes Jahr eine Handarbeit, mit der sie zu Weihnachten die noch immer putzsüchtige Frau Simon überraschte, die sich nicht wenig darauf einbildete, sagen zu können: „Ich erhielt das oder jenes von meiner Freundin, der Baronin von Funke.“

Die kleine Mathilde gedieh zusehens und erfuhr erst, daß sie nicht Ida's Tochter sei, als sie achtzehn Jahre später mit dem Grafen Gußmann zum Altare trat.

Hermine hatte sich drei Jahre früher mit einem armen jungen Manne ihrer eigenen Wahl verheirathet.

Der einzige Schmerz, den die Familie seit Kandia gehabt, war der Tod ihres Sohnes Wilhelm, der mit dreiundzwanzig Jahren als Rittmeister auf dem Schlachtfelde geblieben war. Der Jude Manasse, der sich im tiefsten Elend befand, bezog von Funke eine ausreichende Pension, während Frau Gobler die Oberaufsicht über die freiherrlich von Funke'schen Herrschaften führte.

---

41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Frankfurt, 21. Sept.

Bei der gestern um 2 Uhr beginnenden Sitzung der Sektion für öffentliche Gesundheitspflege, unter dem Vorsitz des Hrn. Dr. Varrentrapp, steigerte die Betheiligung sich allmälig in einem solchen Grade, daß der sogenannte „kleine Konzertsaal“ nicht hinreichte und eine Anzahl Mitglieder sich auf die Gallerie desselben begab. In der That war die Wichtigkeit der Verhandlungen Dem entsprechend. Der in der vorigen Sitzung geschehenen Aufforderung des G.-R. Fresenius in Wiesbaden zufolge legte Professor v. Pettenkofer die Grundsätze dar, nach welchen man in München die Untersuchung des Bodens zur Ermittelung der Ursachen der Typhus-Epidemien vorgenommen hat. Den Sätzen, welche in dieser Hinsicht eine 13jährige Erfahrung für München gelehrt hat, stehen die Erfahrungen des Präsidenten des englischen Board of heath (Gesundheitsamtes), John Simon, zur Seite, so wie in Hinsicht der verwandten Cholera die Erfahrungen von Mäpherson für Calcutta und Bombay. Der Redner machte darauf aufmerksam, welche Menge Schädlichkeiten der Mensch mit den 8460 Liter Luft, welche in 24 Stunden durch seine Athmungswerkzeuge gehen, aufnehmen kann, und wie auch der Boden Luft enthält, welche an den allgemeinen Bewegungen und Veränderungen des oberirdischen Luftmeeres Theil nimmt. In München hat man nun folgende Punkte erforscht: 1) die Oberflächengestaltung der „Typhuswasser“ durch genaues Nivellement festgestellt; 2) die geologische Beschaffenheit des Bodens bis zum Grundwasser erforscht; 3) den Grad der Porosität und 4) die Wasserbindung der einzelnen Bodenschichten durch einfache Versuche bestimmt, indem ein bestimmtes Maß festgestampften Bodens darauf geprüft wurde, welche Menge Wassers diese Bodenart aufnehmen konnte und in wie langer Zeit diese Bodenart das Wasser durch Ablaufen oder Verdunstung verlor; 5) wie viel organische und unorganische Materie im Boden sich befindet; 6) wie viel Feuchtigkeit im Boden sich befindet, wobei je nach der Lage des Ortes die Untersuchung des Grundwassers genügt oder noch andere Forschungsmethoden nöthig sind. Unter Grundwasser versteht man das in den Boden eingedrungene Unterwasser, welches die unteren Schichten durchdringt und in München so reichlich ist, daß, wenn in einer auf dem Marsfelde gelegenen Brauerei, wie Pettenkofer beispielsweise anführte, die Dampfmaschine den 2000 Eimer Wasser haltenden Wasserbehälter vollgepumpt hat, das Grundwasser sich um 5—6 Fuß erniedrigt, nach Aufhören des Pumpens aber in der kürzesten Zeit den früheren Stand wieder erreicht. Ein 5—6 Stunden lang fortgesetztes Pumpen verändert in München im Allgemeinen den Wasserstand der Brunnen nicht im Mindesten. Das Grundwasser absorbirt die von den im Boden enthaltenen faulenden Stoffen ausgehenden schädlichen Gase; sobald es sinkt und Luft an seine Stelle in die Poren des Bodens tritt, entwickeln sich die Folgen einer Einathmung dieser Gase, daher das Zunehmen des Typhus und anderer Infektionskrankheiten bei flachem Stande des Grundwassers. Im Allgemeinen bedient man sich zur Messung des Grundwassers der Brunnen, welche man nach halbtägiger Ruhe eine Zeit lang auspumpt, worauf man durch Stangen mit Näpfchen oder durch Schwimmer die Differenz bestimmt.

Nachdem Dr. Feist, früher holländischer Militärarzt in Ostindien, noch einige Worte über die einschlägigen

Verhältnisse in Indien gesprochen, wurde auf Antrag des Dr. Wasserfuhr aus Stettin die Debatte geschlossen und dieser Gegenstand verlassen. Die Versammlung entschied sich, die Entwässerung der Städte in Berathung zu nehmen. Da Dr. Varrentrapp Referent in dieser Angelegenheit ist, so gab er das Präsidium an Dr. Spieß sen. ab und begründete seine der Versammlung gedruckt vorliegenden Anträge, deren Wortlaut folgender ist:

„Zu einer gesundheitsgemäßen Herstellung und Erhaltung unserer Wohnungen ist nothwendig, daß der Untergrund derselben rein und trocken erhalten werde. Hierzu muß eine stete Korrektion des Grundwassers eingerichtet werden, d. h. das Grundwasser muß a) wo er bis über die Kellerboden steigt, tiefer gelegt, b) auf diesem niederen Standpunkt gleichmäßig und c) überhaupt rein erhalten werden. Dieß wird erzielt durch ein systematisches Netz von tiefer als die Kellerboden gelegten Kanälen. Ihre Größe berechnet sich nach der Menge des wegzuführenden Meteorwassers, zu welcher Aufgabe außerdem Ueberflußröhren für außerordentliche Fälle mitwirken. Form und innere Wand müssen schleunigsten Fluß und geringste Reibung im Auge haben. Die Kanalwand muß der Kosten und des Drainirens halber möglichst dünn und porös (außer den Hauptkanälen nur in der Stärke eines Backsteines), aber möglichst fest (mit gutem Cement) hergestellt werden. Diese Kanäle sind zur Aufnahme des durchsickernden Grundwassers, so wie des Meteorwassers, der Haushaltungs-, Wasch- und Badewasser, der flüssigen Industrieabfälle (mit ganz speziellen sehr seltenen Beschränkungen) und allen flüssigen Straßen- und sonstigen Unrathes bestimmt. Alle diese flüssigen Stoffe sind möglichst rasch in gehörige Entfernung unterhalb der Städte zu führen. Handelt es sich um kleine oder mittlere Städte, welche an großen Wasserläufen liegen, so kann diesen jener flüssige Unrath getrost überliefert werden; handelt es sich dagegen um große an kleinen Wasserläufen liegenden Städte, so wird möglicherweise eine bemerkbare Verunreinigung des Wassers entstehen, und diese ist zu verhüten. Die durch Abfuhr dieses flüssigen Unrathes entstehenden enormen Kosten zwingen, sich seiner durch Berieselung von Land zu entledigen. Diese wird jedoch, außer wo magere, trockene Sandfelder zu Gebote stehen, nur dann lohnend sein, wenn durch ein vollständiges Wasserklosett-System auch die menschlichen Ausleerungsstoffe, jenem flüssigen Unrathe zugemischt, ihm eine hinreichend düngende Kraft gewähren. Die Frage der Wasserklossete kann getrost späterer Entscheidung vorbehalten bleiben, zunächst handelt es sich im Interesse der Gesundheit für alle Städte nur um Austrocknung des Bodens (in den meisten Fällen Tieferlegung des Grundwasserspiegels) und um Reinerhaltung desselben. Dieß wird erzielt einerseits durch absolute Verbannung aller Arten von Gruben ohne Ausnahme, so wie durch Verbot jeder Aufspeicherung von Unrath und andererseits durch Anlegung eines tiefen Entwässerungssystems.“

Dazu wurde noch ein Amendement der Herren Dr. Wasserfuhr, Habrecht und Delbrück eingebracht, welches die Aufspeicherung der Fäulniß ausgesetzter organischer Abgänge in oder bei den Wohnungen für verwerflich erachtet und diese Abgänge durch Spülung in einem System unterirdischer Abzüge (sewers) zu entfernen empfiehlt, wodurch zugleich der bebaute Boden entwässert wird. Dr. Horn aus Bremen brachte noch einen Zusatz ein. Ueber alle diese Anträge wird heute weiter berathen werden. Von den in der gestrigen Sitzung gemachten geschäftlichen Mittheilungen ist noch eine Einladung des Hrn. Dr. O. Volger, derzeit in Lüneburg, zur Besichtigung des von ihm angelegten Wasserwerkes im Nieder-Wäldchen zu erwähnen, wobei er selbst den Führer machen wolle. Auf Antrag des Dr. Varrentrapp beschloß die Sektion, den Montag Nachmittag zu dieser Besichtigung zu verwenden. Das gemeinsame Mittagsmahl um 5 Uhr war zahlreich besucht und durch Gesang und Lieder unserer Dichter-Aerzte Dr. Stiebel sen. und Hoffmann-Donner erheitert. Die beiden Genannten traten auch als Redner auf, der Letztgenannte mit dem Vortrage einer medizinischen Humoreske, der witzsprudelnden „Zellenphantasie“. Außerdem brachte Dr. Spieß sen. das Wohl des um die Versammlungen so verdienten Professor Virchow aus, worauf dieser in schwungvoller Rede die Verdienste der deutschen Städte um die Natur- und medizinischen Wissenschaften, dieser Stadt insbesondere, feierte, und schließlich auf das Wohl des Dr. Spieß als Vertreters der wissenschaftlich bedeutenden Aerzte von Frankfurt trank. Bei diesem Festmahl erfuhr Schreiber Dieses, daß außer den früher erwähnten drei überlebenden Rednern der Versammlung von 1825 noch ein vierter, von Klipstein aus Gießen, am Leben ist und an der diesjährigen Versammlung Theil nimmt.

Mannigfaltigkeiten.

Der verstorbene Landgraf Wilhelm von Hessen hinterließ außer einer Million Gulden, größtentheils aus Prioritätsobligationen in deutschen Gütern bestehend, noch eine große Sammlung, 500 Stück Schnupftabaksdosen, welche von ihm selbst täglich in einer bestimmten Reihenfolge benützt wurden; ebenfalls gehört zu den Nachlassenschaften eine große Anzahl von Tuchnadeln, welche in gewisser Reihenfolge von ihm getragen wurden.

[Schiffsuntergang.] Man schreibt aus Konstantinopel, 17. September: Es ist gestern die Nach-

richt von einem furchtbaren Unglücksfall eingelaufen, der sich in der Nacht vom 14. zum 15. September auf dem Marmorameere, nicht weit von Rodosto, ereignete. Am ersten Tage hatte der große und französische Schraubendampfer „Brésil", wenn ich nicht irre, der Marseiller Gesellschaft „Messageries impériales" gehörig und auf der Fahrt zwischen hier und den Häfen im Archipelagus verwendet, Konstantinopel verlassen. Am Bord befanden sich 51 Personen. In Folge eines unerklärlichen Zusammenstoßes bei heller Mondnacht und auf freiem, offenem Meere mit einem britischen Segelschiffe ist der „Brésil" gesunken, und zwar so schnell, daß von den 51 Personen nur 24 durch die englische Schiffsmannschaft gerettet werden konnten. Dieselben wurden durch das Segelschiff am Sonntag in Gallipoli ans Land gesetzt und sind gestern mit einem von dorther anlangenden Dampfer hier eingetroffen. Der Fall macht in der türkischen Hauptstadt ein außerordentliches Aufsehen wegen der Umstände, unter denen er vorgekommen, und man erwartet mit höchster Spannung die weiteren Aufklärungen. Binnen zwei oder drei Wochen ist es der dritte dieser Art, der sich ereignet. Denn vor ganz Kurzem wurde ein türkisches Transportschiff, welches der Armee Omer Paschas Munition zuführen sollte, von einem russischen Dampfer bei Nacht angefahren und sank, und vor zehn Tagen fand ein Zusammenstoß zwischen dem ägyptischen Dampfer Masr und einer englischen Brigg statt, in Folge dessen die Letztere ebenfalls alsbald von der Oberfläche verschwand.

[Gewalt eines Schwertfisches.] Man schreibt aus Hamburg: Im See-Assekuranz-Komptoir ist ein Stück aus einer Schiffsplanke mit einer interessanten Beschädigung zur Ansicht niedergelegt. Die drei Zoll dicke eichene Schiffsplanke ist nämlich sammt dem Kupferbeschlag an der Stelle einer dicht zusammenhaltenden Fuge des festen Holzes von einem Schwertfisch durchbohrt worden. Das Schwert des Meerungeheuers ist einige Zoll vor dem Kupferbeschlag mit einem Splitterbruch abgebrochen, während die unversehrte Spitze 3—4 Zoll durch die Planke hindurch gedrungen ist. Einige Zoll davon entfernt sitzt an einer zweiten Stelle, wo sich keine Fuge befindet, in gleicher Fläche mit dem Kupfer ebenfalls die abgebrochene Spitze eines solchen Schwertes. Hier ist dasselbe an der inneren Wand der Schiffsplanke, aber auf einen Verschlag gestoßen, welcher das weitere Hindurchdringen gehemmt hat, so daß die äußerste Spitze des Schwertes auf der inneren Seite der Planke nur eine kleine Erhabenheit bildete. Diese seltene Beschädigung hat an der Hamburger Brigg „Falke" Kapitän R. Gottsch, auf der Reise von der Westküste Afrika's hieher stattgefunden, und wurde entdeckt, als das Schiff in diesen Tagen zur Ausbesserung auf die Stürken'sche Werft gebracht wurde.

[Kleider machen Leute.] – Ein Mitglied des höheren ungarischen Adels hatte in Wien die Wette gemacht, daß die Polizei auch einen Mann verhaften würde, wenn er sich ganz in den Schranken der Rechtlichkeit und des Anstandes bewegte. Er kleidete sich deßhalb ärmlich, und ging auf ein Wiener Kaffeehaus, sich eine Tasse Kaffee forderad; als der Kellner ihm dieselbe brachte, holte er mit ängstlichen Seitenblicken aus seinem Stiefel eine tausend Gulden-Note hervor und bat den Kellner, dieselbe zu wechseln. Der Kellner entfernte sich, um, wie er sagte, Münze zu holen, kam aber gleich mit der Polizei wieder, welche den jungen Grafen verhaftete und abführte, indem man vermuthete, daß er die Werthnote gestohlen habe. Die Herren, mit welchen er die Wette abgeschlossen hatte, erwarteten ihn schon an dem Gefängniß und hatten alle Mühe, seine Einschließung zu verhindern, weil man diese Herren anfänglich für Diebsgehülfen und Mitschuldige ansah.

[Geheizte Eisenbahnwägen.] Die letzte Konferenz des norddeutschen Eisenbahnverbandes hat beschlossen, mit Eintritt des Winters die Beheizung sämmtlicher Waggons (erster bis vierter Klasse) der Personenzüge einzuführen. Ein unmittelbar hinter der Lokomotive befindlicher Wagen soll die Heizapparate aufnehmen; das warme Wasser, das sie liefern, soll in Röhren alle Waggons des Zugs durchströmen und so die nöthige Wärme abgeben.

In einer Anzeige der „Philadelphia Zeitung" liest man: „Es ist eine Uhr gestohlen worden, 100 Dollars werth. Wenn der Dieb sie zurückgibt, soll er gratis benachrichtigt werden, wo er eine stehlen kann, welche zweimal so viel werth ist, und soll ihm weiter keine Frage gestellt werden."

Charade.

Vier Könige herrschen zugleich,
Doch ruhig ist meistens ihr Reich;
Sie schlafen, doch wenn sie sich rühren,
Geschieht es, um Krieg dann zu führen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 230 Donnerstag, 26. September 1867.

Der Retter.

Novelle von R. E. Hahn.

An einem heißen Julitage standen zwei junge Männer, sich in der Gegend umschauend, unter einem Lindenbaume, dessen blühende Zweige Duft und Schatten zugleich verbreiteten.

„Unsre Wege trennen sich jetzt, mein Otto," sagte der Aeltere, und in seinen geistvollen Augen schimmerten zwei feuchte Perlen, „wir wollen den Abschied kurz machen. Du gehst, einen noch nie gesehenen Oheim zu besuchen, ich kehre zu meinen Eltern heim. Du, Glücklicher, kannst nach Deinen Ferien nach Würzburg zurückgehen und noch zwei goldene Studentenjahre verleben, ich dagegen habe mich hinter den Pflug zu stellen, habe mich mit dem mir von ganzer Seele widerwärtigen jus zu plagen, welches statt Recht oft Unrecht heißen sollte!"

„O lieber Justus, wie kannst Du so sprechen? Du bist ja freiwillig Jurist geworden, hast im Examen glorreich bestanden, es würde mich in tiefster Seele schmerzen, müßt' ich glauben, daß Du Dich nicht glücklich in Deinem Berufe fühltest!"

„Nun sei nur ruhig, Du gute Seele, mit der Zeit wird mir schon mein Beruf gefallen. Bin ich nur erst so weit, daß ich als Vertheidiger vor dem Schwurgericht stehe, dann, versichere ich Dir, gefällt mir mein Wirkungskreis. — Schreibe mir oft, mein Liebster, jeder Brief von Dir wird mir ein willkommener Besuch sein, erwarte aber nur dann Antwort, wenn Du etwas von mir willst. Ich gehöre zu den Menschen, welche gerade an ihre liebsten Freunde am ungernsten schreiben. Besuche mich so oft Du kannst, ich werde es oft thun und versprich mir —"

„Was, mein Justus?"

„Binde Dich an kein Mädchen, bevor Du eine feste Stellung hast!"

„Das verspreche ich Dir feierlich!"

„Gut, mein Otto, und wenn Du mich brauchst, dann rufe mich, ich werde da sein!"

Er schüttelte nochmals dem Freunde die Hand und wandte sich mit schnellen Schritten der Pappelallee zu, welche nach der Eisenbahn führte, von welcher aus Justus Wallberger noch zwei Stunden zu fahren hatte, ehe er seine Heimath erreichte.

Otto Franke sah dem Davoneilenden wehmüthig nach, als er ihn aus dem Gesichte verloren hatte, schritt auch er vorwärts, aber langsam, es war ihm gleichviel, ob er früher oder später das Städtchen Markheim, das Ziel seiner Reise, erreichte oder nicht. Sein Oheim, der berühmteste Arzt im Städtchen und in der Umgegend, war ihm ganz fremd, dessen Schwester, Otto's Mutter, hatte mit dem Bruder nur dann und wann Briefe gewechselt, sein Vater, ein bayrischer Offizier, war schon seit Jahren todt. Jetzt fühlte auch Doktor Lindner das Herannahen des Alters und der kinderlose Wittwer hatte den Neffen so herzlich als dringend schon eingeladen, ihn zu besuchen, daß er dieser Aufforderung gern Folge leistete. Sein Oheim hatte dem Neffen, welcher ebenfalls Medizin studirte, den Vorschlag gemacht, ihm, wenn er sich tüchtig zeige, nach glücklich bestandenem Examen seine Stelle in Markheim abzutreten, er solle kommen, sich den Ort zu besehen.

In seine Gedanken vertieft, schritt Otto allmälig weiter, der Weg war eben und schattig, sein Reisegepäck war vorausgesandt, dem Oheim war er in allen Zeiten willkommen, vielleicht fand er ihn auch gar nicht zu Hause. Endlich nach einer zweistündigen Wanderung that sich ein reizendes Thal vor seinen Blicken auf, eine freundliche, mit drei grauen Thürmen geschmückte Stadt lag vor ihm, sie war noch größer als er gedacht hatte und der spiegelhelle Main, den er erst jetzt sah, mit Kähnen und kleinen Schiffen belebt. Rascher stieg er von der etwas steilen Höhe hinab und ging nun, im Thale angekommen, an schön gebauten Landhäusern und blumenreichen Gärten vorbei.

Er fragte einen Vorübergehenden nach der Wohnung des Doktor Lindner.

„Dort am Main, das große weiße Haus mit den grünen Jalousien ist es", erwiderte höflich der Mann, „Sie können nicht fehlen, schon die Inschrift über dem Hause macht es leicht kenntlich."

„Eine Inschrift?" fragte Otto unwillkürlich.

„Ich kann sie mir niemals merken", entgegnete lachend der Mann, „aber mein Bub' hier kennt sie bis auf den letzten Buchstaben."

„Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick!" sagte der Sohn des höflichen Mannes.

Otto dankte und schritt weiter, erfreut über den Göthe'schen Spruch, der auch der Lieblingsspruch seines Freundes Justus war. Ohne daran zu denken, daß er eben nichts Neues damit sagte, rief er halblaut aus: „Der alte Herr hat doch noch bis an sein Ende etwas Kräftiges gesagt."

Am Mainufer spielten Kinder, einige ließen kleine Schiffchen schwimmen, er betrachtete sie und ging weiter, da ertönte hinter ihm ein gellender Schrei, rasch wandte sich Otto um.

„Klärchen ist in das Wasser gefallen!" schrieen die Kinder, ein größeres Mädchen unter der Gruppe sprang schnell entschlossen dem Kinde nach und verschwand gleich ihm unter dem Spiegel des Stromes.

Otto besann sich nicht lange, rasch warf er Rock und Mütze ab und seiner Gewandtheit, sowie seinen Anstrengungen gelang es, beide Mädchen in kurzer Zeit an das Land zu bringen.

Während dieses Vorganges hatte sich eine große Menschenmenge am Ufer des Flusses gesammelt, die in der Nähe wohnende Mutter Klärchens stürzte sich jammernd über das Kind, die Eltern des größeren Mädchens erschienen erst, als dasselbe die Augen aufschlug.

Ein alter Arzt und ein jüngerer bemühten sich um Klärchen und ihre in Krämpfen daliegende Mutter, an Otto dachte Niemand. Er suchte sich Rock und Mütze und wollte sich still aus dem Getümmel schleichen.

Plötzlich fühlte er sich am Arme gefaßt und sah sich um, ein großer gut aussehender Mann stand vor ihm und sagte: „Halt, Herr, Sie dürfen mir nicht entfliehen, an Ihrem nassen Haar sehe ich, daß Sie der Retter meiner Tochter sind. Kommen Sie mit mir und kleiden Sie sich um, dann lassen Sie meine Frau, Ihre Gerettete und mich Ihnen danken, Gott weiß, aus Herzensgrunde."

„Mein lieber Herr, ich sehe hier schon das Ziel meiner Wanderung, das Haus des Doktor Lindner."

„Ah, der erwartete Neffe, Herr Franke! Beim Himmel, edler und schöner konnten Sie sich bei ihm und in unsrer Stadt nicht introduziren. Nun so gehen Sie denn und lassen Sie mich sagen: „Auf baldiges Wiedersehen!"

Eine halbe Stunde später saß Otto, trocken gekleidet, durchwärmt vom Sonnenstrahl, in der Rosenlaube hinter dem Hause seines Oheims. Wohlgemuth rauchte er seine Cigarre und trank ein Glas vom besten Frankenweine. Jetzt schritt ein bejahrter, aber kräftig aussehender Mann auf die Laube zu, sein Schlafrock, die Pantoffeln und das gestickte Sammetkäpchen verriethen den Hausherrn.

„Willkommen, Herr Neffe, denn das bist Du doch?" rief der alte Herr herzlich.

Otto fiel dem Oheim um den Hals, dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete denselben forschend.

„Du suchst Deiner Mutter feinen Züge vergebens in meinem wettergebräunten, durchfurchten Antlitz," sagte lachend der alte Herr, „auch das braune Lockenhaar, das wir Geschwister gemeinsam besaßen, ist bei mir stark versilbert, allein ich sehe dafür in Dir die liebe Schwester jung und schön vor mir."

„Oheim, seh' ich denn aus wie ein Mädchen?"

„Freilich, wie ein hübsches, schlankes Mädchen mit kurzem Haar und einem keimenden Schnurrbart; mit neunzehn Jahren darf man schon noch wie eine Amazone aussehen, etwas weiblicher ist oder war damals die Nase Deiner Mutter."

„Oheim, ich bin zwanzig Jahr alt!"

„Und drei Monate, bist ja am Servatustag geboren, bitte also um Verzeihung. Nun, bist lang und stattlich, jetzt mußt Du nur noch in die Breite wachsen. Kannst schwimmen, hast das Herz auf dem rechten Flecke." —

„Ich habe es mir bequem gemacht, Sie erlauben es doch? Erst mich umgekleidet, dann vom besten Wein bestellt, meinen aufgeregten Nerven zu Liebe," fiel der Neffe ein, dem Oheim das Lob über ihn selbst abzuschneiden.

„Gescheit, mein Sohn, ein studiosus medicinae muß wissen, was ihm frommt. Echter, unverfälschter Landwein ist das beste Mittel in solchen Fällen. Hörst Du, mein Schatz, wo Du auch bist, trinke immer Deiner Heimath Weine, sie sind stets gesünder als fremde."

Der Doktor setzte sich dem Neffen gegenüber, die ältliche Haushälterin kam mit einem zweiten Glase und einem Imbiß herbei und der Hausherr, die Hand in der Weste, fuhr fort: „Ad vocem Herz, das Erste, was ein guter Arzt braucht, ist Herz, das Zweite, Herz, das Dritte, Herz, aller guten Dinge sind Drei. Der Kopf muß bei dem Arzte lernen, Erfahrungen sammeln, die Erfindungen macht das Herz."

Otto sah den Oheim mit großen Augen an.

„Ja, so ist es, mein Junge, hättest Du heute überlegt, wärst Du vielleicht, erhitzt vom Gehen, nicht in den Fluß gesprungen, das Herz trieb Dich, die Mädchen sind gerettet! In mancher schlaflosen Nacht dachte ich an meine Kranken und probirte in Gedanken dies und das, ich wollte so gern helfen, ich klopfte an die Pforte der Wissenschaft, vergebens, was sie sprach, half nichts da sann mein Herz und endlich kam ich auf ein einfachen Mittel und, siehe da, — die Kur gelang! Wer kein Herz hat für seine Kranken, der kurirt mit den Erfahrungen Anderer, nämlich mit dem Gedächtniß und glaube mir, jeder Mensch braucht eine andere Behandlung als der Andere, und nun genug für heute davon, sieh' Dir meine Rosen an, ich habe sie alle selbst gepflanzt und veredelt, der König hat sie nicht schöner, Gott segne ihn, er hat ein Herz!

Acht Wochen waren dem frohsinnigen Studenten im Hause seines gemüthlichen Oheims wie ein angenehmer Traum entschwunden und doch hatte er in dieser Zeit viel gelernt, denn, der Oheim nahm ihn mit zu seinen Kranken, wenn er in der Gegend umher fuhr, und bei seinen Operationen hatte er dem alten Herrn geschickten Beistand geleistet.

Heute saß er am Familientische des Kaufmanns Goldhaar, zwischen der Hausfrau und seiner Geretteten, der zwölfjährigen Constanze. Der Hausherr und der jüngere Bruder des muthigen Mädchens, sowie der bejahrte Buchhalter und eine Hausfreundin, nahmen ebenfalls Theil an dem Mahle, welches mit Hülfe Constanzens besonders lockend war. Das poetische Geschöpf hatte Wein und Wasser in zierlichen Krügen auf die Tafel gesetzt, der Fruchtkorb von Glas war malerisch geordnet und die Speisen, einfach aber vortrefflich bereitet, genau wie Otto sie liebte.

„Ueber's Jahr werden wir Sie wiedersehen, lieber junger Freund," sagte jetzt der Hausherr, „also stoßen wir an auf frohes Wiedersehen!"

„Ueber's Jahr sehen wir uns nicht, Sie müßten denn nach Wien kommen," versetzte Otto, „ich habe es heute mit dem Oheim besprochen, morgen reise ich ab und studire statt in Würzburg ein Jahr in Wien, dann ein Jahr in Berlin und nach reichlich zwei Jahren komme ich wieder, und wenn ich Sie grüße, Constanze, so ist es ein Doktorhut, den ich vor Ihnen ziehe."

Constanze antwortete nicht, sie ließ den Kopf sinken und verließ, nachdem sie lange für sich still geweint, schluchzend den Pavillon und floh in den Garten.

Otto wollte ihr nacheilen, allein die Frau vom Hause bat ihn, zurückzubleiben, sie ging der Tochter nach und Otto sah, wie Beide sich in den dunkleren Parthieen des ziemlich großen, geschmackvoll angelegten Gartens verloren.

„Seit dem Sprunge in den Main ist Constanze nicht mehr dieselbe," bemerkte der Vater zu Otto, „sie ist ernsthaft über ihre Jahre geworden, zuweilen sieht sie wahrhaft glückselig aus, zu andern Zeiten weint sie, ohne zu sagen warum, ja, sie, von Natur die Offenheit selbst und ganz frei von Launen, behauptet, nicht zu wissen, warum sie weine, und mit Strenge aufzutreten, widerstreitet meiner Natur."

„Wer könnte denn gegen solch ein herrliches Geschöpf, gegen solch ein Kind Gottes hart sein," erwiderte Otto, „sprechen Sie mit meinem Oheim, Herr Goldhaar, oder besser noch, lassen Sie die Mutter mit ihm reden, Constanzens seltsames Wesen ist rein körperlich, hat mit ihrem unvergleichlichen Gemüthe nichts zu thun."

„Ich sehe schon, das Mädchen ist Ihr Vorzug," lachte der Kaufmann. „Ihr Oheim nennt sich sogar Constanzens Bewunderer, aber Sie haben Recht, meine Frau soll morgen nach dem Doktor, er hat Hülfe und Trost für Jeden."

„Constanze hat oft wunderliche Einfälle," sagte die Hausfreundin, „kürzlich fand ich sie weinend, als ich fragte, was ihr fehle, gab sie zur Antwort: „Schönheit!"

„Dummes Zeug, das Mädchen war in früheren Jahren reizend, jetzt ist es mager, in die Höhe geschossen, bleich wie oftmals Mädchen im vierzehnten Jahre; mit solchen Augen und schönem Lockenhaar wird man nicht häßlich mit sechzehn Jahren!" antwortete Goldhaar.

„Mit dem Herrn Doktor muß aber gesprochen werden," sagte jetzt auch der alte Buchhalter, „Constanzchen ißt fast gar nichts, das bemerke ich, der ich in der Regel ihr Tischnachbar bin, am besten, auch bin ich ihr neulich, als ich des Nachts vom Jubiläumsschmause des Engelwirthes kam, auf dem Gange begegnet, die Strahlen des Vollmondes fielen auf ihr Antlitz, sie hatte ihr Nachtkleid an und sah sehr bleich aus, „Constanzchen, was thun Sie hier?" rief ich, da stieß sie einen Schrei aus und lief blitzschnell davon."

Der Eintritt der Frau Goldhaar nebst Tochter unterbrach das Gespräch über die Letztere. Sie war jetzt gefaßt und der Abend ging angenehm hin, wie so mancher andere, den Otto im Kreise dieser Familie zugebracht hatte, die mit liebevoller Verehrung ergeben war und welche er ebenfalls herzlich liebte.

Als um Mitternacht Otto Abschied nehmen wollte, sagte Herr Goldhaar: „Unsern Toast auf glückliches Wiedersehen müssen wir noch ausbringen, er ward unterbrochen, diesmal stoßt Alle an".

„So sei es," sprach Otto, „auf glückliches Wiedersehen, früher oder später, hier oder wo anders, wir bleiben indeß durch liebevolles Erinnern vereint!"

Die Gläser klangen hell und wurden geleert.

Nachdem Jeder von Otto Abschied genommen hatte, nahm Herr Goldhaar den jungen Mann bei Seite. „Herr Franke, Gott weiß, ich wäre stolz, wären Sie mein Sohn. Betrachten Sie sich als solchen, wenn Sie einmal einen Vater brauchen, ich stehe gut, also? Studenten brauchen immer Geld!"

„Zugegeben," erwiderte Otto, allein mein Oheim hat schon meine Börse gefüllt, und so will ich mir Ihre Kasse für spätere Zeiten offen halten."

Constanze kam zuletzt. „Das habe ich Ihnen gearbeitet!" flüsterte sie und verschwand.

Als Otto in seinem Zimmer das kleine Päckchen von Constanzen öffnete, fand er ein sauber und mit Geschmack gesticktes Notizbuch.

Die letzten Stunden, welche Otto noch in dem Städtchen verweilte, widmete er seinem Oheim, der ihm in seiner heiteren, gemüthlichen Weise noch gute Lehren gab.

Wie sein Freund Justus, sagte er: „Verliebe Dich höchstens halb und verlobe Dich nicht auswärts, bevor ich Dir den Schatz gezeigt, den ich für Dich habe. Hier sind deine Papiere, Paß, Zeugnisse, Banknoten, hier."

„Schönen, herzlichen Dank, bester Oheim, ich werde das Geld gut verwenden, aber was soll ich mit dem „Marktheimer Blättle," wie man hier zu Lande sagt?"

„Kannst es vielleicht brauchen, vielleicht freut es Dich einmal noch, wenn Du schon ein alter Mann bist."

Otto lachte, aber er nahm das Zeitungsblättchen und legte es in das Notizbuch, das Buch selbst verschloß er, nachdem er es sorgfältig in Papier gewickelt in seinen Koffer.

Zwei Jahre und darüber waren vergangen; Otto hatte häufig und immer lange Briefe an seinen Oheim

geschrieben und von diesem auf jeden eine ebenso lange Antwort erhalten.

Seinen Doktorhut hatte sich der junge Mann redlich verdient und der würdige Oheim sah schon freudig bewegt Otto's Ankunft entgegen, als dieser ihn brieflich fragte, ob er wirklich heimkehren sollte oder nicht.

Doktor Lindner las den Brief seines Neffen zweimal aufmerksam durch, dann schrieb er seinem Lieblinge als Antwort: „Gern, sehr gern, mein lieber Otto, würde ich Dich hier bei mir sehen, auch außer mir noch viele Menschen, welche Dich vor zwei Jahren bei mir sahen, vor allen die Familie Goldhaar, aber dennoch sage ich: reise, mein Sohn, reise, und Gott geleite Dich. Es ist heilsam für Jeden, sich in der Welt umsehen zu können, Italien, Spanien, Portugal gesehen zu haben, von großem Werthe für das ganze Leben. Mit einem Kranken zu reisen, ist freilich nicht immer angenehm, aber des Grafen Waldstein Krankheit ist so merkwürdig, daß sie für einen Arzt vom höchsten Interesse sein muß. Hast Du Neigung, ein Buch zu schreiben, so gibt eine solche Spezialität, wie der Graf Waldstein, einen unbezahlbaren Stoff her, und Du nützest durch die Entdeckungen, welche Du an ihm machst, der Wissenschaft, daß sie ewig frische Zweige treibt und, um ein anderes Gleichniß zu gebrauchen, einem Baue gleicht, der zum Himmel strebt und an welchem Jedem vergönnt ist, mitzubauen, wenn er Kenntnisse und Kraft dazu besitzt. Geht man dann an dem Bau vorüber und sieht nur einen Stein, den man eingefügt hat, so freut man sich dessen und sagt sich mit schöner Genugthuung, daß man nicht umsonst gelebt hat!" —

Und so reiste denn Otto mit dem kranken Grafen Waldstein nach Italien; daß dessen wunderbar schöne und geistvolle Tochter Gräfin Seraphine, ohne daß es sich Otto selbst gestand, an seiner Reiselust vielen Antheil hatte, würde seine Mutter, hätte er nur den Namen Seraphine gegen sie ausgesprochen, bald erkannt haben, aber diese edle Frau lebte nicht mehr, Otto betrauerte sie seit Jahresfrist und trug ihr Andenken im Herzen.

Was Wissenschaft und die innigste Ergebenheit zu thun vermochten, that Otto für den Grafen Waldstein, auch fühlte der Kranke sich in Madeira unbeschreiblich wohl und hegte schon die Hoffnung, wieder zu genesen, aber was Otto längst gefürchtet, geschah, der Graf starb und der junge Arzt geleitete die trauernde Tochter zu ihren Verwandten nach Rom. Ihre Gouvernante, eine alte Kammerfrau und des Grafen Kammerdiener reisten mit, aber dennoch gewann Otto zuweilen einen Augenblick, wo er der Gräfin ein Wort sagen konnte, das die Gouvernante nicht hörte, oder wo er im Stande war, ihr einen kleinen Dienst zu leisten. In solchen Momenten fühlte er sich für alle Aufopferungen belohnt, welche er für ihren Vater gehabt hatte während achtzehn schöner und qualvoller Monate. Als aber die Trennungsstunde schlug, erwachte Otto aus seinem Traume.

Der nächste Vetter Seraphinens ließ ihm durch seinen Rechtsanwalt die vom verstorbenen Grafen Waldstein festgesetzte Summe auszahlen; die junge Gräfin selbst sandte ihm einige höfliche Zeilen auf Seidenpapier und wünschte ihm glückliche Reise. Lange betrachtete er das feine Blättchen, es war ihm zu Muthe, als ob ein böser Traum ihn narre, er las das Brieschen mehrmals, es war, ja, es war ihre Handschrift, zu oft hatte er diese gesehen. Mündig, reich, unabhängig durch den Charakter und Verhältnisse, hatte sie freiwillig so kalt an den Mann geschrieben, von dem sie wußte, daß er tausendmal für sie in den Tod gegangen sein würde.

„Und warum handelte sie so?" fragte er sich, weil sie in dem Glauben erzogen war, daß es lächerlich sein würde, wenn eine junge, schöne, reiche Gräfin einem bürgerlichen Arzte die Hand gäbe, und doch war er ein schöner Mann und ihr an Wissen und innerm Werthe hundertfach überlegen.

Italien hatte für Otto allen Reiz verloren, doch wollte er in seiner tiefsten Verstimmung nicht nach Hause reisen. Er machte einen Umweg über Paris, ging von da nach London, besuchte in beiden Weltstädten die Spitäler und die berühmtesten Aerzte und kehrte erst nach Deutschland zurück, als wieder einmal die Rosenbäume in voller Blüthe standen und das reiche und glänzende Publikum in den zahllosen deutschen Brunnen- und Badeorten Genesung oder Vergnügen suchte.

Während Otto's Abwesenheit waren neue Eisenbahnen in Süddeutschland fertig geworden und er fuhr auf einem ihm neuen Wege bis Schönbach, von wo aus Postomnibusse nach Markheim führten. Er hatte aber nicht Lust, sich in einen dieser Kästen zu setzen und zog es vor, zwei Stunden zu Fuß zu gehen, sein Gepäck übergab er der Post.

Je näher er der Stadt kam, desto bänger schlug sein Herz, er hatte seit längerer Zeit keine Nachricht von Daheim, wie er jetzt Markheim nannte, und die Stille um ihn her machte auf ihn einen peinlichen Eindruck. Er überlegte nicht, daß er sich zur Mittagzeit der Stadt näherte, wo fast Jeder zu Hause ist, auch bedachte er nicht, daß jetzt das sonst so lebendige Oertchen dadurch, daß es nicht mit in das Eisenbahnnetz gezogen worden war, schon an Verkehr verloren hatte. Auf dem Strome war es auch still, er sah keine größeren Schiffe mehr; weil die Güter bis Schönbach auf der Eisenbahn gehen konnten, wurden sie von da per Achse weiter transportirt und die Dampfschifffahrt zwischen Markheim und den größeren Nachbarstädten hatten aufgehört.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Weffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 231 Freitag, 27. September 1867.

Ein Trotzkopf.

Von Emmy v. Roden.

„Hedwig, steh' auf, mein Kind, es ist zehn Uhr vorbei."

Diese Worte wurden einem jungen Mädchen zugerufen, das halb wachend, halb träumend noch tief in den Kissen steckte und noch gar keine Lust zu haben schien, diesem Rufe Folge zu leisten.

Die alte Großmama trat darum näher an das Lager, berührte leise die herunterhängende Hand der Schläferin und rief noch einmal: „Hedwig, kleiner Faulpelz, schämst Du Dich nicht, in den schönen Sommertag so hinein zu träumen? Hast Du denn ganz vergessen, daß in einer halben Stunde Reinhold kommen wird, um Dich zu einem Spaziergang abzuholen. Steh' auf, Kind; eh' Du mit Deiner Toilette in Ordnung bist, vergeht noch eine gute Stunde, und was soll Reinhold von Dir denken, wenn ich sagen muß, Du seiest erst jetzt, um zehn Uhr, aufgestanden!"

Nach diesen letzten Worten schien mit einem Male Leben in die bis dahin noch immer anscheinend tief Träumende gekommen zu sein.

„Großmama," fuhr sie auf, indem sie die Oberlippe trotzig in die Höhe zog, „weißt Du, wozu ich Lust hätte, weißt Du's?"

„Nein, Kind, ich weiß es nicht. Wie sollte ich auch errathen können, was Dein toller Sinn vielleicht wieder für einen Streich ausgesonnen hat."

„Siehst Du, ich möchte heute bis Mittag im Bette liegen bleiben."

„Bis Mittag?" Die alte Frau fuhr ganz entsetzt zurück. „Bis Mittag!" wiederholte sie noch einmal. „Das ist doch nur Dein Scherz. Was würde Reinhold für einen Begriff von seiner zukünftigen Frau bekommen, wenn er hörte, sie liege aus purem Vergnügen bis in den Tag hinein im Bett. Nein, nein, dazu gebe ich nimmermehr meine Erlaubniß!"

„Ja, das ist es gerade, Reinhold soll schon vorher wissen, was er für eine Frau bekommt. Ich will gar nicht, daß ihm Illusionen vorgemacht werden. Vor allen Dingen soll er wissen, daß ich nicht früh aufstehen kann Und wenn er etwa denkt, er nimmt sich eine so genannte praktische Hausfrau in mir, so irrt er. Ich will nun einmal nicht so hausbacken sein, daß ich nur für Kochen, Waschen und Hemdenflicken Gedanken habe — nein — das will ich nicht!"

Das junge Mädchen war ganz eifrig bei ihrer Rede geworden, und wie sie so dasaß in ihrem schneeweißen Nachtgewande, die Wangen geröthet, die dunklen Augen in feurigem Glanze schimmernd, den kleinen Mund trotzig aufgeworfen, war sie so lieblich anzuschauen, daß man sich wohl erklären konnte, wie sehr sie Liebe einzuflößen im Stande war.

„Du bist ein Kind, meine Hedwig," besänftigte sie die alte Großmama, indem sie ihr die Locken aus dem Gesichte strich. „Ich merke schon, Deine Phantasie steht einmal wieder lichterloh in Flammen. Reinhold liebt Dich wie Du bist, mit all' Deinen Tugenden und Untugenden, und Du weißt wohl selbst am besten, daß er gar nicht der Mann ist, dem die Frau nichts weiter sein soll, als eine gute Wirthschafterin — woher denn nun mit einem Mal all' dieß tolle Zeug? Welcher Kobold spukt in Deinem Kopf? — Gewiß hast Du einen schlechten Traum gehabt, Du hieltest vielleicht im Schlaf die Hand über den Kopf, — ja, ja, das stört den Blutumlauf und gibt böse Träume."

„Nein, nein, Großmama, ich habe gar nicht geträumt! Seit sechs Uhr liege ich bereits wachend und grüble. Da fuhr mir denn allerhand durch den Sinn. Ich dachte an Reinhold's Schwester. Das ist so ein Musterexemplar von einer praktischen Hausfrau, die Kochen und Backen für die höchste Aufgabe einer Frau hält. Früh um 3 Uhr kann sie schon aufstehen, um ihren Mann zum Kaffee mit einem Kuchen zu überraschen, und Abends ist sie im Stande, bis Mitternacht zu sitzen mit dem Nähzeug, damit nur stets die Wirthschaft in Ordnung ist. So wird es Reinhold auch von mir wünschen, denn seine Schwester liebt er über Alles; aber das sag' ich Dir, daraus wird nichts, und wenn aus der ganzen Hochzeit nichts werden sollte!"

„Ja, ja," sagte die Großmutter, „das ist einmal wieder die kleine Hedwig, die ihr Trotzköpfchen aufsetzt; das Trotzköpfchen, das mir so manche Angst, so manchen Schrecken bereitet hat. — Weißt Du noch, Kind, wie Du einmal Deine Aufgabe nicht gelernt hattest, sperrte Dich Dein Hauslehrer ein. Es war hier, gerade hier in diesem Zimmer — und wie er nach einer Stunde aus Deiner Haft Dich befreien wollte, ja, da

war das Vögelchen ausgeflogen! Nie vergesse ich den Augenblick, wie Herr Schach leichenblaß zu mir ins Zimmer hereingestürzt kam und es mir meldete. Es war auch keine Kleinigkeit. Das Zimmer lag hoch und hatte keinen andern Ausweg als das Fenster, und das fanden wir offen. Ach, in meiner Herzensangst hatte ich gar nicht den Muth, hinaus zu sehen, ich glaubte Dich dort unten mit zerbrochenen Gliedern liegen zu sehen. Herr Schach sah hinunter, aber von Dir war keine Spur zu erblicken. „„Sie muß an dem Weinspalier hinuntergeklettert sein,““ sagte er, „„ich sehe es an dem Weinlaub — es liegen auch einige abgeknickte Zweige unten.““

„Und so war es. In dem Gartenhäuschen fanden wir den kleinen Flüchtling. Du hattest die Lippen fest auf einander gebissen und riefest uns trotzig entgegen: Sperrt Ihr mich wieder ein, ich mache es grade so!“

„Und die alte, schwache Großmama, anstatt den Unart tüchtig auszuschelten, drückte ihren Liebling an das Herz, freute sich, ihn mit gesunden Gliedern wieder zu haben. Sie konnte einmal dem Kinde nicht böse sein. Ja, das war eine große Schwäche, für die sie seitdem schon manchmal büßen mußte.“

Die alte Dame hatte diese letzten Worte in einem traurigen Tone gesagt. Es war ihre Absicht, an Hedwigs gutes Herz zu pochen, und das hatte sie vollkommen erlangt.

Längst schon hatte sie sich die Kleider übergeworfen, und jetzt fiel sie der Großmama um den Hals.

„Großmama, liebe Herzensmama!“ rief sie, mach' nur kein so ernstes Gesicht. Sieh mich freundlich an — so — da lachst Du wieder. Ach, mein Mütterchen, von Dir könnt' ich nie ein böses Gesicht ertragen! Was fange ich an, wenn ich nicht mehr täglich Dein liebes, freundliches Gesicht sehe! Wenn Du doch mit mir zögest. Ich mag gar nicht an eine Trennung von Dir denken.“

„Mit Dir ziehen, Kind?“ Nein, nein, das würde ich nimmermehr thun! Zwischen ein junges Ehepaar darf sich kein Dritter stecken. Die müssen sich erst, wie Dein seliger Großpapa zu sagen pflegte, gegenseitig abwettern. Und darin hatte er Recht. Gewitter bleiben in einer Ehe nicht aus. Kleine Fehler und Schwächen, wofür der Brautstand keine Augen und Ohren hat, treten in der Ehe schroffer hervor. Wenn da nun nicht Nachsicht zur rechten Zeit eintritt — zieht manchmal so eine kleine Gewitterwolke am Ehestandshorizonte auf.

(Fortsetzung folgt.)

---

41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Frankfurt, 21. Sept.

Auf die Rede Virchow's war in der gestrigen Versammlung die gespannteste Aufmerksamkeit nicht allein der Männer der Wissenschaft, sondern auch der Laien gerichtet. Der ungetheilte Beifall, welcher dem Redner beim Betreten der Tribüne zu Theil wurde, zeigte, in welch hoher Achtung derselbe überall steht. Den Gegenstand, die Fortschritte der Pathologie bezeichnete Virchow als einen der schwierigsten zu behandelnden, und doch löste er seine Aufgabe zu Aller Zufriedenheit. Während vor noch nicht langer Zeit, sagte er, die Medizin gewissermaßen alle anderen Naturwissenschaften in sich schloß, sie die Trägerin aller anderen Naturwissenschaften und der Arzt in der That ein Physikus war, von dem jetzt nur noch der Titel übrig geblieben ist, zeigt sich jetzt das Verhältniß umgekehrt. Von den gegenwärtig immer schwieriger werdenden Zuständen der Forschung auf dem pathologischen Gebiet machen sich die meisten Naturforscher keine so klare Vorstellung, obwohl sie doch ihrerseits verlangten, daß die Pathologen mit den von ihnen behandelten Gegenständen völlig im Klaren seien. Wenn er, der Redner, heute gerade diesen Punkt berühre, so geschehe es, um die Mitglieder der anderen Sektionen darauf hinzuweisen, sich ein kleinwenig mehr um Dinge zu kümmern, die den eigenen Leib doch auch angehen. Zur Sache selbst übergehend, hob er zuerst hervor, wie die öffentliche Gesundheitspflege nothwendiger Weise mehr und mehr auch auf die physikalischen, chemischen, auf die exakten Forschungen hinausgehen müsse, und wie eben gerade die Gesundheitspflege sich in den Händen der Professoren der Chemie befände. Er könne aber nicht damit übereinstimmen, daß die öffentliche Gesundheitspflege eine Dependenz der chemischen Lehrstühle werde, im Gegentheil halte er es für zweckmäßig, daß sie in Verbindung mit der Staatsarzneikunde bleibe. Er könne jedoch nicht läugnen, daß heutzutage die Professoren der Chemie in vielen Fällen besser unterrichtet seien über Das, was der öffentlichen Gesundheit zuträglich und nützlich sei, als die Professoren der Staatsarzneikunde. Er wolle auch kein Hehl daraus machen, daß er meine, letztere müßten mehr Chemie und Physik lernen. Der Unterricht in den Naturwissenschaften dürfe nicht erst auf der Universität beginnen, sondern müsse seinen Anfang in der Schule nehmen. Wenn man dahin komme, daß man vorurtheilsfrei beobachten lerne, so würden die akademischen Studien, die Jeder zu machen habe, sich mit Leichtigkeit daran anknüpfen lassen. Die Pathologie habe sich von der Systemmacherei emanzipirt und damit sei der letzte Rest dessen abgethan, was als hemmende Fessel von der früheren Generation übertragen war, nämlich das dogmatische Wesen, das in früherer Zeit der Ausdruck der Ueberzeugung, in späterer nichts Anderes, als die deutlich fühlbare Fessel des Denkens gewesen sei; denn jedes Dogma sei in der Zeit, wo es entstehe, der höchste Ausdruck der Ueberzeugung, um nach einiger Zeit die schwerste Fessel der Weiterentwicklung zu werden. Redner erinnert hierbei daran, welche Schwierigkeiten der Wissenschaft im Mittelalter bereitet

wurden und wie sie mit dem Stempel des Dogmas der alleinseligmachenden Kirche versehen sein mußte. Die Pathologie habe den letzten Rest dieser dogmatischen Fesseln abgestreift und stehe frei da, die Medizin sei deßhalb in der glücklichen Lage, immer an die anderen Naturwissenschaften abgeben zu können und mit Männern auszuhelfen, die in dieser zu den größten Autoritäten gezählt werden. Redner schildert hierauf die Fortschritte, welche in der Erkennung der Krankheiten gemacht wurden, und wie das Gebiet der Forschung, seitdem das Nachbeten irgend eines Dogmas aufgehört, sich immer mehr erweitert habe. Die einzelnen Zweige der Naturforschung hätten sich nur durch die freie Forschung auf solche Höhe emporgeschwungen und gewiß werde nun auch die Pathologie, nachdem sie alles systematische und dogmatische Wesen abgestreift habe, mit Freuden als Mitkämpfer auf gemeinsamem Boden begrüßt werden.

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Reden ging die Versammlung in das Dorf Gaibach zurück, wo man die Zeit bis zum Mittagessen in vertraulicher Unterhaltung zubrachte und sich über eine an den König gerichtete Adresse berieth, in welcher man über das Verfahren der Verwaltungsbehörden besonders gegen die freie Presse und über die Verletzung der Verfassung von Seite des Ministeriums Beschwerden erheben wollte.

Das Mittagsmahl wurde an zwei verschiedenen Orten genommen. Die Gäste des Grafen von Schönborn speisten an dessen Tafel, die übrigen hatten ihre Tafel im Saale und in den Zimmern des Gasthofs, während noch ein großer Theil (unter diesen 200 Studenten) sich vor dem Hause unter den Bäumen lagerte. Bei der Tafel im Schlosse soll nach dem Ausdrucke der „Staatszeitung" auf das Wohl so ziemlich der ganzen Welt getrunken worden sein, doch hörte man dort auch den schönen Ruf: „Der künftigen Reformbill Bayerns!" Daß über diesen Toast der ganz neue Stuhl in Stücke zerbrach, deutete man als ein böses Vorzeichen.

An der Tafel im Gasthofe lautete der erste Toast: „Auf die Verfassung, nicht allein auf die jetzt bestehende, sondern auch auf die zu verbessernde, und dann die wirklich wahre." Diesem Rufe antwortete ein tausendstimmiges Hoch, begleitet von den Musikchören und 50 Schüssen aus den zu dieser Feier mitgeführten Kanonen.

Dann wurden „den Brüdern in Hambach, den Rheinbayern, die durch strenges Festhalten an Gesetz und Recht, durch kräftigen Gemeinsinn ein so schönes Beispiel staatsbürgerlicher Mündigkeit und Würde ihren Landesgenossen diesseits des Rheins gegeben," ferner „den Rednern des Tages" und dann „dem Heldenvolke der Polen" — es waren drei polnische Offiziere gegenwärtig, — lebhafte Toaste ausgebracht.

Um 5 Uhr begab sich der Zug noch einmal zur Verfassungssäule, um sich dort über die Feier des nächsten Jahres zu berathen. Hier nahm Hofrath Dr. Behr Veranlassung, seine am Vormittag gehaltene Rede näher zu erläutern; hier machte er sich anheischig, eine Adresse an den König zu entwerfen, die, mit hunderttausend Unterschriften bedeckt, gewiß nicht erfolglos bleiben könne.

Gegen das Ende der Rede vernahm man von einigen wenigen Stimmen den Ruf: „Republik! Republik!" Allein sogleich erwiderte ein tausendstimmiger Chorus: „Nichts Republik! Reform! Reform!" Und diese Reformmänner trugen den Hofrath Behr auf ihren Schultern umher.

Musik und Gesang tönten noch fort, da beleuchtete auf einmal ein von Professor Dr. Pickel veranstaltetes Feuerwerk, welches mit dem Erglühen eines Purpurfeuers endigte, das aus der Schaale der Verfassungssäule emporstieg. So manchem patriotischen Herzen that es wehe, daß in dieser schönen Flamme nicht der Dank eines freien und glücklichen Volkes gegen seine Regierung emporloderte.

Die Nachrichten der wohldienerischen Schmeichelpresse über die herrschende politische Volksgährung, so wie deren meistens entstellte Berichte über die Vorgänge auf dem Hambacher und Gaibacher Feste veranlaßten nicht nur die bayerische Regierung zu Einschreitungen, sondern auch den deutschen Bundestag zu bedeutenden Maßregelungen.

Der Bundestag hatte sich schon längere Zeit mit Maßregeln für die innere Beruhigung Deutschlands befaßt. Die Feste zu Hambach und Gaibach beschleunigten und verschärften sie. Unterm 28. Juni 1832 wurden die bekannten Bundesbeschlüsse erlassen, durch welche zuerst den Landständen, dann den Volksvereinen und endlich der Presse jede Möglichkeit, dem Gesammtwillen der Fürsten in irgend etwas zu opponiren, genommen werden sollte. Die Regierungen wurden verpflichtet, Nichts in ihrem Bereiche zu dulden, was mit den Bundesbeschlüssen in Widerspruch stehe, und die gesammte Bundesmacht anzurufen, wenn sie zu schwach seien; ja, der Bund behielt sich auch für dringende Fälle, auch unaufgefordert die bewaffnete Einschreitung vor. Steuern, wodurch Bundeskosten zu bestreiten, sollten die Landstände nicht verweigern dürfen. Endlich wurden alle Assoziationen, Vereine und Volksversammlungen verboten, und nach einander alle noch übrigen liberalen Blät-

ler unterdrückt. Diese Bundesbeschlüsse waren einstimmig gefaßt worden.

In Bayern füllten sich rasch alle Gefängnisse mit politischen Gefangenen. Auch Dr. Eisenmann, der durch seine Anregungen in seinem „Bayerischen Volksblatte“ der eigentliche Urheber der Konstitutionsfeste sein sollte, und der als Journalist längst der bayerischen Regierung ein Dorn im Auge war, und Hofrath Dr. Behr, der berühmte Staatsrechtslehrer und Bürgermeister von Würzburg, von dem feile und charakterlose Denunzianten behaupteten, er habe sich in Gaibach, mit dem Purpurmantel bekleidet, als künftiger Frankenherzog um die Konstitutionssäule auf den Schultern herumtragen lassen, zählten zu den Verhafteten. Ihnen folgte der Buchdrucker Thein, der nach Eisenmanns Verhaftung seinen Namen als Redakteur des „Bayerischen Volksblattes“ hergegeben. Mit einem Worte es brach in Bayern, und namentlich in Würzburg eine wahre Razzia gegen die liberalen Männer los. Schon eine falsche Angabe eines Denunzianten genügte, einen Mann als Demagogen schuldlos von Kerker zu Kerker Jahre lang herumschleppen zu lassen.

Aus den Artikeln des „Bayerischen Volksblattes“ wurde eine Anklage wegen Hochverraths gegen Eisenmann geschmiedet. Obwohl damals schwer körperlich leidend, wurde er doch verhaftet und nach München in das Untersuchungsgefängniß abgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein unerschütterlicher Geschworner.] Ein New-Jerseyer Blatt erzählt von einer wohlbekannten Persönlichkeit in New-York, die häufig ihre „Geschwornen-Pflicht“ zu „erfüllen“ hatte: Sobald der Herr Geschworne mit seinen Mitgeschwornen in ihr Berathungszimmer abgetreten war, pflegte er seinen Rock zuzuknöpfen und sich auf einer Bank in eine Ecke niederzulassen, und rief dann: „Ihr Herren, ich bin für einen Wahrspruch für den Kläger (oder den Beklagten, je nachdem er sich für den Einen oder den Anderen entschieden hatte), und die ganze Schöpfung kann mich nicht umstimmen. Sobald Sie also mit mir Eins sind, so wecken Sie mich auf, und wir gehen dann hinein.“

Daß auch Reaktionäre ihren guten Humor haben, beweist folgendes Wahlfaktum, das von einem Augen- und Ohrenzeugen aus dem Regierungsbezirk Cöslin mitgetheilt wird. In einer lokalen Wahlversammlung trat ein adeliger Rittergutsbesitzer als Kandidat mit der Erklärung auf: er wisse wohl, daß er die Mehrheit der Stimmen nicht erhalten werde. Wenn er sich dennoch bewerbe, so geschehe es bloß, um sein Jubiläum zu feiern. Seit 1848 sei er nämlich vierundzwanzigmal bei den verschiedensten Wahlen durchgefallen, da er selbst seinen Parteigenossen zu reaktionär sei. Für ihn gebe es gar nichts Schmeichelhafteres, als diese Mißbilligung seiner Gesinnungen Seitens aller Parteien ohne Ausnahme, denn dadurch erhalte er erst die vollkommene Ueberzeugung, daß seine Ansichten die einzig richtigen seien. Er bewerbe sich nun darum, ihn noch einmal, als zum fünfundzwanzigsten Mal, durchfallen zu lassen, dann habe er ein ehrenvolles Jubiläum gefeiert und wolle die geehrten Herren künftig nicht weiter behelligen. Unter allgemeinem, sehr heiteren Applaus wurde er sofort mit Akklamation zum fünfundzwanzigsten Mal — nicht gewählt, worauf er lachend und dankend die Versammlung verließ.

In Frankfurt starb dieser Tage eine alte Frau, welche stets große Armuth zur Schau trug und noch wenige Tage vor ihrem Tode um einen Hauszins-Nachlaß bat. Nach ihrem Tode fanden sich etwa 20,000 fl. in Obligationen vor. Ueber ihre Gold- und Schmucksachen, deren die Verblichene eine große Menge besaß, d. h. ein kleines Körbchen voll, Ringe mit Edelsteinen, Broschen, Ohrringe, Armspangen 2c., hatte sie eine letztwillige Verfügung dahin getroffen, daß dieselben zu Gunsten des Dombauvereins verkauft werden sollen.

Der Gemeinderath von Neuenburg (Schweiz) hat letzterer Tage eine interessante Sprengung mit Nitro-Glycerin vornehmen lassen. Es handelte sich darum, beim Einmünden der Neuenburger Straße in den Weg Gibraltar einen die Kommunikation hindernden Felsblock von 13,600 Kubikfuß (circa 12,500 Zentner schwer) wegzuschaffen. Es wurde ein Sprengloch von 25 Fuß Tiefe gebohrt und mit 8 Pfund der Sprengmasse geladen. Am 13. September Nachmittags wurde die Mine entzündet. Die Masse wurde, ohne daß Stücke davon weggesprengt oder die Masse zum Einsturz gebracht worden, vollständig abgelöst und zerrissen und bei vier Zoll senkrecht emporgehoben.

Ueber die Bildungsmittel Sibiriens theilt der „Sib. B.“ unter Anderem Folgendes mit: Sibirien hat auf einem Areal von 261,050 Quadratmeilen 4,625,699 Einwohner. Dabei besitzt es aber nicht eine einzige höhere Bildungsanstalt für die männliche Jugend.

Redakteur Gustav Weitert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 232 Samstag, 28. September 1867.

Ein Trotzkopf.

(Fortsetzung.)

Hedwig, die eben vor dem Spiegel stand, und ihr schönes, blondes Haar, das in natürlichen Locken rings um den Kopf fiel, ordnete, warf heftig die Locken zurück und sagte: „Großmama, das erste Gewitter, das über uns hereinbricht, bringt mich wieder zu Dir."

„Thorheit, Kind, Thorheit! Gewitter beleben und erfrischen die Natur — und gerade so ist es damit in der Ehe. Die Blumen duften noch einmal so schön und —"

Ehe die Großmama ihren Satz vollendet, flog plötzlich eine wundervolle Centifolie zu Hedwigs Füßen.

„Sieh' da, ein Gruß von Reinhold!" unterbrach sie sich. „Nun, Kind, beeile Dich, Du weißt, er wird sonst ungeduldig."

Hedwig hatte schnell die Rose erhoben und mit Zärtlichkeit an ihre Lippen gedrückt. Flüchtig strich sie noch einmal über das Haar, flog die Treppe hinunter und lag einen Augenblick später in den Armen ihres Bräutigams. Sie sah so glücklich und verklärt aus, als ob nie ein Zweifel, oder gar ein eben erst überstandener Unmuth, ihre Züge getrübt hätte.

Und er küßte sie immer und immer wieder, Auge, Mund und Stirn und nannte sie mit tausend süßen Schmeichelnamen, woran nur die Liebe so reich ist.

„Wie hast Du mich warten lassen, mein Lieb! Da sieh', beinahe eine Viertelstunde. Als ich zur Pforte hineinritt und Du mich nicht, wie sonst, erwartetest, tröstete ich mich — sie wird auf der Veranda sein. Als Du auch dort nicht warst, suchte ich Dich im Garten auf; bis zum alten Nußbaum ging ich, aber das kleine trauliche Plätzchen, das mich einst zum Glücklichsten aller Sterblichen machte, war leer. Endlich hörte ich Dich mit der Großmama plaudern in Deinem Zimmer. Was hattest Du so Wichtiges vor, daß Du sogar mich darüber vergessen konntest? Weißt Du nicht, daß die Zeit eines Arztes ihm karg zugemessen ist — und Du mit jeder Minute Verzögerung einen argen Diebstahl an mir begehst?"

Hedwig, die eben noch so trotzig der Großmutter gegenüber gestanden, hatte jetzt nicht den Muth zu antworten. Alle Befürchtungen schwanden in Reinhold's Gegenwart. Ja, sie kam sich in diesem Augenblick geradezu lächerlich vor mit ihren Zweifeln, und um nichts in der Welt hätte sie das Vergangene beichten mögen.

Glücklicherweise erschien gerade die Großmama im rechten Augenblick und überhob sie der Verlegenheit, zu antworten. Lächelnd hatte sie Hedwig nachgeblickt, als sie so unbändig die Treppe hinabsprang, und dann war sie langsam hinuntergegangen.

„Da, Deinen Hut, Du kleine Wilde! In der Hast und Eile hattest Du ihn vergessen, oder wolltest Du in der heißen Mittagssonne ohne Hut laufen? Ja, ja, so ein verliebtes Menschenkind ist nicht allein taub und blind, es ist sogar unempfindlich gegen sengende Sonnenstrahlen. — Aber geht nun, Kinderchen, geht, sonst vergeßt Ihr mir zu Mittag das Wiederkommen."

Hedwig hing sich an Reinhold's Arm und ging glücklich plaudernd an seiner Seite.

Die Großmama sah ihnen nach, so weit sie dem Paare mit den Augen folgen konnte. Stolz und Freude über dasselbe leuchteten ihr aus den Augen.

„Er wird sie glücklich machen," sagte sie leise für sich. „Reinhold ist der Mann darnach. Klar und fest steht er ihr gegenüber, er imponirt dem Kinde, und das ist durchaus nothwendig, einen Schwachkopf hätte sie gar bald zum Pantoffelhelden gemacht. — Aber," fügte sie seufzend hinzu, „wie werde ich die Trennung von meinem lieben, herzigen Kobold ertragen?" —

Während die Großmama sich ihren Betrachtungen hingab, waren die Beiden langsam um den großen Rasenplatz gegangen. Sie bogen jetzt in einen schattigen Baumweg ein. Hohe Ulmen standen zu beiden Seiten und hielten sich mit ihren grünen Armen eng verschlungen. Seitwärts rieselte ein Bach über Moos und Steinen hinweg.

„Hier ist's gut sein!" rief Hedwig, indem sie den Hut vom Kopf nahm und hoch in die Luft warf. „Welche Wohlthat ist es doch, so frei leben zu können! Ach, Reinhold, wie werd' ich wildes Landmädchen nur den lästigen Zwang einer Stadtdame ertragen können! Da müssen die Locken stets glatt und wohlgeordnet sitzen; will man nur von einem Hause zum andern, dürfen Hut und Handschuhe nicht fehlen — jedes Wort muß bedacht und auf die Goldwage gelegt werden —

ach! — das sind alles Dinge, die mir das Leben in der Stadt gar nicht verlockend vorstellen. Ich werde mir vorkommen wie ein Vogel, dem die Flügel abgeschnitten sind."

„So schlimm ist's aber nicht, mein kleiner, wilder Vogel. Deine Worte sollst Du mir niemals abwägen, denn was Du sagst, und wie Du es sagst, das entzückt mich gerade. Deine Natürlichkeit erfrischt wie die Waldkühle nach großer Tageshitze. Und meine Hedwig mit glattem Haar, das ist ein Unding! Kraus und widerspenstig, wie in diesem Augenblicke, so sollen und werden sie immer sitzen, sie sind einmal ein treuer Spiegel Deiner Natur. Wenn dann zum Schmuck auch noch eine Blume darin steckt, bist Du ein ganz entzückender Krauskopf, um den mich alle Welt beneiden wird."

Er hatte bei diesen Worten eine wilde Rose, die zwischen dem Gebüsch hie und da standen, gebrochen, und sie Hedwig nachlässig in das Haar gesteckt. Jetzt blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete ihre holde Gestalt mit Entzücken. Sie gewährte in der That einen reizenden Anblick. Im leichten rosa Sommerkleide, den freien Hals geschmückt mit einem schwarzen Sammetband, woran ein kleines Kreuz von Granaten hing, die wilde Rose im Haar — so glich sie selbst einer eben aufblühenden Rose.

Innig schlang Reinhold den Arm um sie, sah ihr selig in das braune große Auge und sagte:

„Wie lieb' ich Dich, mein trautes Eigenthum!"

Sie waren jetzt an das Ende des schattigen Weges gelangt und bogen in einen dicht bewachsenen Pfad ein, der sie etwas bergan zu einem kleinen Platze führte. Ein großer Nußbaum überwölbte mit seinen Zweigen ein Rundtheil, das nur eine einzige kleine Moosbank trug. Von hier aus hatte man eine entzückende Aussicht. Man übersah das ganze Thal und konnte doch so einsam dabei träumen. Der Fußboden war mit kurzem Rasen bedeckt.

„Da sind wir angelangt, du alter lieber Nußbaum, du vertrauter unserer ganzen Liebe!" rief Hedwig fröhlich aus.

„Und unsere Leiden!" setzte Reinhold hinzu, indem er sich an den Stamm des Baumes lehnte und in das duftige Laub hinausschaute.

„Ohne Leiden keine Liebe," sagte Hedwig schelmisch, „und unsere Leiden lassen sich ertragen."

Und doch haben sie mich acht qualvolle Tage und Nächte gekostet. Als an jenem Tage Du mir auf mein Geständniß das „Nein" so fest und bestimmt entgegenwarfst, da hatte es mich so in das innerste Herz hinein getroffen, daß ich am liebsten meinem Leben ein Ende gemacht hätte. Wie konntest Du nur über's Herz bringen, „Nein" zu sagen, wo Du „Ja" fühlen mußtest. Wenn ich an diese eine Stunde zurückdenke, weht es wie ein eisiger Hauch über mich hin. Ich darf nicht daran denken."

Reinhold hatte diese Worte ernst gesagt, und sah sinnend vor sich nieder. Einen Moment ließ Hedwig ihren Blick auf seinem Antlitz ruhen. Wie er so ernst dastand. Seine zusammengezogenen Brauen verriethen, daß seine Gedanken noch immer bei jenem vergangenen Tage weilten.

(Fortsetzung folgt.)

---

41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Frankfurt, 22. Sept.

In der gestrigen letzten Sitzung der Sektion für öffentliche Gesundheitspflege unter dem Vorsitze des Dr. Göschen aus Berlin war fast eine Stunde dem Vortrage des Hrn. F. C. Krepp über die Vorzüge des pneumatischen Systems des Kapitän Thieme-Livernur, den darüber erstatteten Kommissionsberichten und der Widerlegung einzelner von Hrn. Krepp an diesen Vortrag geknüpfter Behauptungen gewidmet. Da es bei der großen literarischen Thätigkeit des Hrn. Krepp für das genannte System für Jedermann leicht ist, sich selbst ein Urtheil über dasselbe zu bilden, und in den früheren Sitzungen schon genügendes Material für den Vortheil des englischen Spülsystems beigebracht worden ist, so können wir diesen Gegenstand mit diesen wenigen Worten verlassen. Wegen der nur noch knapp zugemessenen Zeit beschloß die Sektion, die Frage der Kindersterblichkeit für die Tagesordnung der Sektion im Jahre 1868 den Geschäftsführern der Dresdener Versammlung zu empfehlen mit der Bitte, um weitere Bearbeitung in der Zwischenzeit, und das einstweilen hier abgelieferte statistische Material denselben zur Verfügung zu stellen. Nachdem Dr. Wimmer aus Osnabrück die von Hobrecht der Stadt Frankfurt zugeschriebene Ehre, als die zweite deutsche Stadt die englischen Kanäle eingeführt zu haben, seinem Wohnort vindizirt und nähere Mittheilungen über das in Folge der Cholera-Epidemie von 1859 daselbst seit 1860 begonnene Bauwerk gegeben hatte, trat in einer belebten Debatte, an welcher sich viele Redner betheiligten, die prinzipielle Frage der Abstimmung an die Versammlung heran. Gegen eine Abstimmung wurde geltend gemacht, daß überhaupt Resolutionen bei den Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte nicht Sitte seien, daß über wissenschaftliche Fragen eine Abstimmung nicht thunlich sei, daß die Frage überhaupt noch nicht reif und die Versammlung über technische Einzelheiten zu beschließen nicht kompetent sei, während es wenig wirken würde, wenn über allgemein gültige hygienische Wahrheiten die Versammlung noch förmliche Beschlüsse

fassen wolle. Von der andern Seite wurde entgegnet, daß die Sektion, zu welcher nach dem Programm auch Baumeister und Verwaltungsbeamte eingeladen seien, überhaupt ein Novum und nicht an die Gebräuche der früheren Versammlungen und der übrigen Sektionen gebunden sei; daß es sich hier nicht um wissenschaftliche, sondern um praktische Zwecke handle; daß viele Gemeindeverwaltungen vor Ausführung bezüglicher Arbeiten stünden und daß diesen Behörden ein Votum dieser Versammlung über die Schädlichkeit des jetzigen Zustandes und die Nothwendigkeit seiner Abhülfe einen Sporn geben werde. Die Versammlung beschloß mit etwa dreiviertel Mehrheit, auf jede Abstimmung zu verzichten. Werfen wir am Schluß unseres Berichtes noch einen Rückblick auf die Thätigkeit der Sektion, so können wir dem Herrn Dr. Spieß I. nur zustimmen, welcher in der Rede, mit der er die Versammlung schloß, die Bildung dieser Sektion als epochemachend in der Geschichte der Versammlungen bezeichnet hat. Es sind gegenseitige Belehrungen in dieser Frage nöthig, und je öfter die Sektion zusammentritt, desto weiter wird die Verständigung vorangeschritten sein, desto sicherer wird die Versammlung die Behandlung der vorliegenden Fragen in Angriff nehmen können, desto weniger wird der Dilettantismus und einseitige Begeisterung für irgend eine Erfindung zum Worte kommen. Bedenkt man die kurze Zeit, welche wegen der Luxemburger Kriegsbedrohungen den Gründern der Sektion (den DDr. Spieß I. und G. Varrentrapp) zur Vorbereitung gestattet war, so muß man die jetzt erreichten Resultate bewunderungswürdig nennen. Keine andere Sektion hat eine so ausdauernde Theilnahme bei ihren Mitgliedern gefunden, keine andere verspricht ebenso segensreich ins Leben einzugreifen. Dank den Gründern derselben, Dank nicht nur von der Wissenschaft, sondern von Allen, denen das Wohl unserer Bevölkerung am Herzen liegt!

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

In München hatte Dr. Eisenmann mit seinen Schicksalsgenossen eine sehr harte Untersuchungshaft zu bestehen, die sich vom September 1832 bis zum Dezember des Jahres 1836, also länger als 4 Jahre hinauszog. So lange dauerte es damals nach dem schriftlichen Verfahren, bis eine Untersuchung nach dem summarischen und Spezial-Prozeßverfahren spruchreif wurde.

Da die politische Untersuchung gegen alle Demagogen in Bayern dem Kreis- und Stadtgerichte München übertragen wurde, so mußten alle Untersuchungsgefangenen nach der Landeshauptstadt eskortirt werden, um daselbst Monate lang zwischen Kerkermauern zu schmachten, bis nur das erste Verhör mit demselben abgehalten wurde. So mußte Dr. Eisemann über acht Monate in Untersuchungshaft sitzen, bis das erste Verhör mit ihm gepflogen wurde.

Endlich im Dezember 1836 wurde Dr. Eisenmann durch Urtheil des Appellationsgerichts des Isarkreises zur öffentlichen Abbitte vor dem Bildnisse des Königs und zum Zuchthause auf unbestimmte Zeit verurtheilt.

Wie arg man es damals in Bayern mit der Demagogenverfolgung trieb, davon gibt eine 1834 in Zürich erschienene Broschüre: „Nachruf an Oken und Begrüßung der Hochschule Zürichs, von Schultheiß." Dieselbe enthält eine alcäische Ode in 56 Strophen nebst der „Geschichte dieses Gedichtes", welche wir wörtlich wiedergeben: „Vorstehende Ode war bestimmt, dem Herrn Hofrath Oken privatim mitgetheilt zu werden. Sie blieb auch bis jetzt ungedruckt. Aber das in einem Staate, welcher bei Sinnen ist, unerhörte Urtheil über den Verfasser zwingt nun aus Nothwehr für denselben, seine Freunde zur Bekanntmachung, damit nicht ein braver, ehrenfester, junger Mann und hoffnungsvoller Dichter auf eine Weise gebrandmarkt, und gewissermaßen aus seinem Vaterlande verbannt werde, welche jedes wohlgeordnete Gemüth empört, und jeden zusammenhängenden Verstand in Verwirrung zu bringen droht. Dieses Urtheil hat eine um so gehässigere Seite, als es seinen thatsächlichen Grund verschweigt, und mithin wegen seiner Maßlosigkeit glauben läßt, es müßte hier ein wüthender Versuch zur Beleidigung Seiner gerechten und beharrlichen Majestät, des Königs von Bayern gemacht, und nur noch durch einen wunderbaren oder gar durch den Eifer der bayerischen Beamten herbeigezogenen Glücksfall verhindert worden sein. Um so mehr ist es Pflicht, zu zeigen, in welchem Zustande sich gegenwärtig in Bayern die Gerechtigkeit befindet, und mit welcher Beharrlichkeit sie seit zwei Jahren in Bewegung gesetzt wird."

„Der Verfasser gab im Juli 1833 diese Ode einem nach Zürich reisenden jungen Gelehrten, dem die Polizei seine Papiere wegnahm und den Brief, welchem das Gedicht eingelegt war, zu erbrechen wagte. Die Ode enthielt damals nur 21 Strophen. Plötzlich wird er verhaftet, und bloß gegen eine Kaution von 200 fl. freigelassen."

„Obschon dem Verfasser die neuen Verfolgungen in Bayern vor Augen schwebten, so fiel es ihm doch Anfangs thörichter Weise nicht ein, sich vor demselben durch schleunige Flucht zu retten."

„So blieb er noch einige Monate in München. Nach und nach aber wurde es ihm bei ernstlicherem Nachdenken über die vielen schrecklichen Einkerkerungen und Verurtheilungen, selbst angesehener Männer, so unheimlich, daß er keine Ruhe mehr hatte. Besonders beschäftigte ihn das traurige Schicksal des ehemaligen

Professors und Bürgermeisters **Behr** von Würzburg, vor Allem aber war er mit Schauder erfüllt über den gräßlichen Kerkertod des nachher für unschuldig erkannten einzigen Sohnes des kgl. preußischen Stadt- und Landdirektors **Kolligs** in Heiligenstadt, der sich aus Melancholie das Hirn an dem Eisengitter seines Kerkers eintannte und an dessen Leiche die zur Rettung herbeigeeilte Mutter niedergesunken und worüber ganz München wochenlang mit Entsetzen erfüllt war, so daß ihm die frühere Gleichgültigkeit, sein Recht und sein Leben der Gefahr einer solchen Justiz auszusetzen, nicht mehr ehrenfest, sondern frevelhaft schien. Gleich nach seiner Entfernung konfiszirte das Stadtgericht die 200 fl. Kaution."

„Das angeschuldigte Wort steht in der 7. Strophe, welche so lautete:

„Auch amtlos stets fortkämpfend für Licht und Recht,
Bot einen Lehrstuhl endlich der Dichterfürst,
Trieb aber lichtscheu bald den Lichtheld
Achtlos hinweg aus der finstern Mönchsstadt."

„Es ist das Wort „**lichtscheu**", um dessetwillen er verhaftet, ihm jene Summe von 200 fl. abgenommen, und worüber folgendes Urtheil von dem Appellationsgerichte zu Landshut (welches den Dr. **Schulz** aus Zweibrücken zu 16 Jahren Zuchthaus verurtheilt hat, der, obwohl nachher vom Appellationsgerichte freigesprochen, doch noch verhaftet ist) unter dem Präsidio **Hörmann's**, der Mitglied der Mainzer Inquisitions-Kommission gewesen, gefällt und in den Zeitungen in Bayern öffentlich abgedruckt worden ist."

(Allgemeine Zeitung Nro. 19 vom 19. Januar 1834.)

„„Das königliche Kreis- und Stadtgericht München macht bekannt, daß der flüchtige Kandidat der Philosophie **Schultheiß** aus St. Georgen im Badischen von dem königlichen Appellationsgerichte des Isarkreises von dem Verbrechen der Majestätsbeleidigung freigesprochen, dagegen des Vergehens des entfernten Versuchs zum Verbrechen der Majestätsbeleidigung zweiten Grades schuldig erkannt und zur öffentlichen Abbitte vor dem Bildnisse des Königs nebst siebenmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt sei.""

„Für einen denkenden Menschen bedarf es nichts weiter, als dieser Zusammenstellung, um einen vollen Begriff von dem Zustande in Bayern der Nachwelt zu überliefern. Ganz abgesehen von der Verletzung der Heiligkeit eines Sieges und einer Handschrift und der Nichtachtung aller geistigen Kräfte, wenn sie nicht **dienen**, erregt der Zwang, einen Menschen vor einem Bilde Abbitte leisten zu lassen, nicht etwa das Gefühl der Entrüstung, wie über **Geßler's** Hut, sondern in unserer Zeit wirklich das des Mitleids, wenn man glaubt, daß man dadurch einen König unter die Götter versetzen könne. Was die 7 Monate Gefängniß betrifft, so muß man bedauern, daß die neugewählten Kerkermeister die Freude nicht haben, den Dichter zu haben, und daher nicht zeigen können, daß sie ganz andere und verdienstlichere Ohren besitzen, als Diejenigen, welchen Euripides gesungen hat."

So weit die Brochüre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Köln. Ztg." erzählt: Zu **Ehrenfeld**, wo letzter Tage auch vereinzelte Cholerafälle bemerkt wurden, gab ein Ehemann folgendes Beispiel von großer Vorsorglichkeit: Derselbe kam zum Schreiner und bestellte einen Sarg für die Leiche seiner Frau. Auf die Frage des Tischlers, ob denn die Erkrankte schon des Todes verblichen sei, folgte die Antwort: „Nein, aber der Doktor hat gesagt, daß sie bald sterben würde." Nun hat wirklich, wenn auch nicht in der vom Arzte gestellten Frist, der liebe Gott die Kranke zu sich genommen. Der Sarg fand Verwendung und der Mann hatte nicht nöthig, ihn als eindringliches Memento mori in die Vorrathskammer zu stellen.

Am 24. September Nachmittag schwamm in Speier der Bad- und Schwimmmeister Georg **Niemand** mit seinen beiden Töchtern bei heftigem Winde von Altlußheim den Rhein herunter durch die Schiffbrücke bis an die Ausmündung des Speyerer Hafens, eine Strecke von dreiviertel Stunden bei einer Wassertemperatur von 14 Grad. Eine ungeheure Menschenmasse hatte sich zu diesem gewiß seltenen Schauspiele am Rheine eingefunden, und wenngleich diese Wasserpartie für Herrn Niemand keine Schwierigkeit bot, da er eine solche sogar am 13. Januar ds. Jrs. bei sehr kaltem nebeligem Wetter nach dem Beispiele E. Mahner's ausführte, so verdienen aber die Leistungen seiner beiden Töchter, von den die jüngere 14 und die ältere 16 Jahre alt ist, alle Anerkennung.

Logogryph.

1, 2, 3, 4, 5, 6 eine deutsche Stadt,
Die wichtige Fabriken hat;
1, 3, 5, 4, 5, 6 eine Stadt in der Handel blüht,
Such' sie in Deutschland, doch nicht in Süd.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 233 Montag, 30. September 1867.

Der Retter.

(Fortsetzung.)

Die Hitze war drückend, graue Wetterwolken lagerten sich über der Stadt, Otto eilte um noch vor Ausbruch des Gewitters des Oheims Haus zu erreichen.

Der alte Herr empfing ihn mit großer Zärtlichkeit, aber nicht ohne Wehmuth, ihm war indeß die Schwester, Otto die Mutter gestorben, der alte Mann schien dem jungen sehr gealtert; dem Neffen sagte der Oheim: „Du siehst krank aus, Otto, Du mußt Dich hier erholen, ehe Du meine Praxis übernimmst.“

„Thätigkeit wird meine beste Erholung sein!“ entgegnete Otto.

Nach dem Mittagsmahle, welches unter Donnern und Blitzen, aber ziemlich schweigsam eingenommen ward, nahm Otto seinen Hut und ging mitten durch den Platzregen ohne Schirm zu Goldhaar's Hause.

In der Hausflur stand ein elegant gekleideter, aber gemein aussehender Mann. Auf des Doktors Frage, ob Herr Goldhaar zu sprechen sei, schlug er ein Gelächter auf und schrie: „Da kommen Sie um einen Posttag zu spät. Die Familie Goldhaar ist schon seit sechs Wochen nicht mehr hier.“

Otto hatte nicht Lust, mit dem wiederwärtigen Menschen mehr zu reden, er grüßte und ging.

Der Oheim sagte ihm später: „Ich habe es Dir geschrieben, daß Goldhaar's fortgezogen sind, Du hast aber diesen Brief, weil er falsch adressirt war, nicht erhalten, ich sandte ihn noch nach Paris. Ein reicher Verwandter in England hatte an Goldhaar geschrieben, daß er ihm sein ganzes Vermögen hinterlassen wolle, wenn er mit seiner Familie die letzten Jahre, welche der Vetter noch zu leben habe, in England bei dem alleinstehenden Manne bleiben wolle.

„Goldhaar entschloß sich rasch und reiste mit den Seinigen ab. Ein Münchner Kaufmann hat indessen Goldhaar's Handlung übernommen und bewohnt das Haus. Den Garten läßt er auf unverantwortliche Weise verwildern, allein es ist ein Mann, mit dem sich nicht sprechen läßt.“

Otto berührte diese Nachricht schmerzlich, er hatte die Familie Goldhaar aufrichtig lieb und namentlich das Wiedersehen zwischen ihm und Constanzen hatte er sich schön gedacht. Sie war ein so geistvolles, edelherziges Kind!

Daß dieses Kind jetzt ein reizendes sechszehnjähriges Mädchen geworden war, hatte er kaum geträumt, noch weniger gedacht.

Einige Tage nach Otto's Rückkehr fiel sein Geburtstag. Der Oheim beschenkte ihn reich und hatte einige alte Freunde zur Tafel geladen. Nach dem Speisen, als die Herren in der Rosenlaube ihre Cigarre rauchten, Otto jedoch noch an der Hausthüre verweilte, trat eine wohlgekleidete Bürgersfrau auf ihn zu, welche ein reizendes sechsjähriges Mädchen an der Hand führte.

Das Kind machte eine kleine graziöse Verbeugung, reichte ihm einen Kranz und sagte ein kurzes, kunstloses, aber wohlgemeintes Verschen, an dessen Inhalt Otto die kleine Klara erkannte, welche er vor drei Jahren aus dem Main gezogen hatte.

Um den Dankesausbrüchen der Mutter ein Ende zu machen, sagte er: „Daß ein guter Schwimmer ein Kind rettet, ist natürlich, wollen Sie durchaus bewundern, Frau Bertuch, so rühmen Sie Constanze Goldhaar.“

„Ach, das liebe Wesen ich schließe es täglich in mein Gebet ein, Herr Doktor. Möchte sie bald wieder fröhlich sein.“

„Warum sollte Fräulein Goldhaar betrübt sein?“

„Zu Ihnen, wahrlich nur zu Ihnen gesagt, Herr Doktor, denn ich achte die Goldhaar's und liebe Constanzchen, ich glaube, Herr Goldhaar mußte von hier fort, es ist nicht so wie er sagte, und die guten Menschen haben jetzt schmale Kost.“

„Wie? War Herr Goldhaar nicht ein wohlhabender Mann? „Seine Geschäfte gingen vor drei Jahren herrlich?“

„Ja, vor drei Jahren!“ erwiderte die Frau mit einem Seufzer, „aber ich kam oft zu Constanzchen und sah und hörte Manches, ich bemerkte auch, daß sich die Zeiten änderten. Andere Zeiten, andere Kassen! Die Eisenbahn wurde gebaut, die nur bis Schönbach führte, unsere Stadt ward vergessen, weil sich der Bürgermeister der Sache nicht angenommen, keine Eingabe an die Regierung gemacht habe, und als die Kaufmannschaft sich rührte, war es zu spät. Durch Aufhebung der Dampfschifffahrt verlor Herr Goldhaar, der zwei schöne Schiffe besaß, bedeutend; für einen Freund hatte er sich verbürgt, dieser machte Bankerott, kurz, Herr

Goldhaar hatte allerlei Verluste, durch die Lähmung des Handels in unserer Stadt erhielt er keine Mittel, die Einbußen zu decken. Ich fürchte, der Münchner hat das Haus nebst Garten in Pfand und Herr Goldhaar hat nicht Geld genug, um es zur rechten Zeit einlösen zu können. Merkwürdig ist es, daß er nur überall gesagt hat, er ginge nach London, ohne eine genauere Adresse anzugeben, auch hat er von England aus noch an Niemand hier geschrieben."

„Seltsam!" sagte der junge Arzt und versank in Nachdenken.

Die Frau empfahl sich jetzt, nachdem sie dem Doktor an das Herz gelegt hatte, ihre Mittheilungen zu verschweigen.

Otto gelobte es feierlich.

In der Jugend überwindet ein kräftiger Geist viel und Arbeit ist das beste Heilmittel gegen jeden Kummer. Auch Otto fand Freude, Anregung und Zufriedenheit in pünktlicher Erfüllung seiner ärztlichen Pflichten, und hatten die Markheimer bisher mit Hochachtung und Stolz von ihrem „alten Doktor" gesprochen, so rühmten sie jetzt nicht minder ihren „jungen Doktor."

Monat nach Monat verstrich, der alte Herr aber freute sich seines tüchtigen Nachfolgers wohl innig, aber nicht lange; als die Rosen wieder in voller Pracht standen, wurde der brave Mann in einem mit Rosen bekränzten Sarge in das Grab gesenkt.

Dieser wackre Arzt, der unzählige Mal geholfen hatte ohne Lohn, der die merkwürdigsten Operationen glücklich vollbracht hatte, er lebte nur in einer kleinen Stadt und von den kleinen Städten aus verbreitet sich nicht der Ruhm eines Künstlers oder Mannes der Wissenschaft. Der gute Lindner, er besaß weder Titel, noch hatte ein Fürst ihn mit Orden geehrt, aber eine große Ehre war ihm noch im Tode widerfahren. Weil er die Rosen, welche er stets sehr geliebt hatte, nicht mehr sehen konnte, schnitten alle Bewohner Markheim's und der Umgegend ihre Rosen ab, Blüthen und Knospen, und streuten sie in das Grab des Doktors, so viele, daß der Sarg ganz in Rosen stand.

Als Otto tief betrübt vom Kirchhofe kam, trat ihm sein Freund Justus Wallberger entgegen. Er war gerade noch zur rechten Zeit gekommen, seine Rose auf den Sarg des Entschlummerten zu werfen.

„In den Zeitungen sah ich, daß Dein vortrefflicher Oheim gestorben ist," sagte Justus, ich habe ihn vor zwei Jahren besucht, wie Du weißt, und sogleich geliebt. Ich habe eben vier Wochen freie Zeit, die sollen Dir gehören, alter Freund!"

Otto antwortete mit einem festen Händedruck, erst nach einer langen Pause sprach er:

„Es ist schön für mich, daß Du gekommen bist, schön von Dir, daß Du jetzt erscheinst, wo ich ein so trübseliger Gesellschafter sein werde."

„Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick!" antwortete Justus.

Obgleich der würdige Greis fehlte, dessen täglich von den Freunden gedacht wurde, verlebten Beide doch manche schöne Stunde. Sie machten lange Fußwanderungen in der romantischen Gegend und zuweilen lachte Otto herzlich, denn Justus besaß, neben tiefem Gefühl, einen unverwüstlichen Humor. Er war jetzt einer der gesuchtesten Rechtskonsulenten in seiner Vaterstadt und liebte seinen Beruf, seine glänzende Rednergabe machte ihn zu einer höchst interessanten Persönlichkeit bei den Verhandlungen des Schwurgerichtes und zuweilen erzählte er Otto viel Merkwürdiges und Belehrendes.

Nach Justus Abreise fühlte der Arzt sich sehr einsam, eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner. Mit derselben Sorgfalt und Treue, aber ohne Freud', erfüllte er die Obliegenheiten seines Berufes und zuweilen war ihm zu Muthe, als lägen Berge auf ihm.

Das Städtchen war im Sommer schön wegen seiner Gegend, im Winter für einen Mann von Otto's geistigen Ansprüchen höchst langweilig. Den anregenden Umgang mit seinem Oheim hatte er nicht mehr, die ihm so liebe Familie Goldhaar fehlte auch, ein sehr talentvoller junger Mann, ein Geistlicher, war versetzt worden, ein andrer Freund hatte sich mit einem hübschen Mädchen verheirathet, war also selten allein zu sprechen, und die vielen Einladungen in Häuser, wo es unverheirathete junge Damen gab, waren ihm eher unlieb als angenehm.

Im Frühling, als seine Erschlaffung und sein Mißmuth den höchsten Grad erreicht hatten, besuchte ihn ein benachbarter Kollege. Diesem klagte er sein Leid und wunderte sich über sich selbst, als derselbe lachend ausrief:

„Und ein so denkender, gelehrter Arzt wie Du hat nie den Einfall gehabt, sich selbst eine Reise zu verordnen?"

„Schaffe mir einen Vertreter und ich reise sofort!"

„Gut! Ich habe eben einen Vetter bei mir, der noch einen ganz neuen Doktorhut trägt, er kann Dich vertreten, insoweit als ihm möglich. Er hat in schwierigen Fällen mich in der Nähe; gefährliche Kranke hast Du jetzt nicht, also fort mit Dir, und kehre gesund und fröhlich heim."

Otto hatte schon bedeutende Reisen gemacht, aber Norddeutschland kannte er noch nicht. Er wählte also diesen, und wahrlich nicht den unschönsten Theil unsers großen Vaterlandes, Sachsen, zum ersten Ziel seiner Reise und hielt sich längere Zeit in Dresden auf, von da ging er über Berlin, das ihn weniger anzog, nach Hamburg, Holstein und Schleswig und zuletzt nach Ostpreußen. Er wollte Königsberg und Marienberg sehen. In einer kleinen Stadt Ostpreußens, wo er übernachtet hatte, weil er niemals des Nachts reiste, fühlte er sich unwohl, und da das Wetter höchst ungemüthlich und naßkalt war, der Gasthof, in welchem er wohnte, dagegen ein sehr angenehmer, so beschloß er, acht Tage in dem Städtchen zu bleiben und die Annehmlichkeiten eines Gasthoflebens zu genießen, wie man sie früher hatte,

wo noch wenige Reisende kamen, diese Wenigen aber, welche länger blieben, dafür wie Mitglieder der Familie und liebe Hausfreunde behandelt wurden. Der Wirth „Zum goldenen Engel“ war ein gewandter, vielseitig gebildeter und höchst unterhaltender Mann, die Hausfrau, noch jung und hübsch, hielt Alles im besten Stande, führte eine gute Küche und war, ohne Koketterie, von jener harmlosen Herzensgüte, welche edlere Männer an Frauen so entzückt.

Stundenlang saß Otto in dem behaglichen, warmen Fremdenzimmer, Zeitungen lesend oder mit dem lustigen Knaben des Hausherrn spielend.

Eines Tages war die Mittagstafel reicher als gewöhnlich, viele Fremden speisten da, meistens Kaufleute, welche durchreisten, um die große Breslauer Wollmesse zu besuchen.

Otto gegenüber saßen zwei junge Männer, welche ihm auffielen. Der eine durch die Schönheit seines noch ganz jugendlichen Antlitzes, der andere durch ein Gesicht, aus welchem für den Physiognomiker Schlauheit, Sinnlichkeit und Herzenskälte sprachen; der oberflächliche Beobachter mußte gestehen, daß der Herr, nicht gerade häßlich, nach der neuesten Mode gekleidet war und der Kenner von Juwelen, daß seine Tuchnadel und der Ring, den er am rechten Zeigefinger trug, Tausende werth sein konnten.

Die beiden Herren sprachen von Geschäften. Der jüngere bemerkte lächelnd, daß Herr Willing, so ward der andre genannt, sicherlich seiner reizenden Braut viel Schönes aus Breslau mitbringen würde, und fragte, wann die Hochzeit sein solle.

„Ich denke im November,“ entgegnete Willing, „da wird mein Bräutchen gerade achtzehn Jahre alt, im Winter mache ich auch keine Reisen und kann die Flitterwochen genießen.“

Bald nach diesen Worten stand er auf, zahlte rasch seine Rechnung und eilte, um, wie er sagte, den Schnellzug nicht zu versäumen.

Der Hausherr, welcher nicht fern saß, wandte sich jetzt mit der im höflichsten Tone ausgesprochenen Frage an denn jungen Mann:

„Werther Herr Beckmann, wer ist denn die Braut dieses Herrn?“

„Fräulein Goldhaar aus Danzig,“ war die Antwort.

Der Wirth schüttelte den Kopf und murmelte: „Armes Mädchen!“

„Goldhaar?“ rief Otto, „ein seltener Name, ich habe ihn nur einmal gehört.“

„Das Fräulein verdient ihn nicht, denn sie hat braune Locken, kein Goldhaar und ich glaube bei ihrem Vater ist wenig Gold zu finden, der Mann ist wacker, thätig, intelligent, aber er hat kein Glück.“

„Und Herr Willing heirathet ein armes Mädchen?“ warf, gedehnt sprechend, Herr Lukas, so hieß der Handelsherr, dazwischen.

„Warum nicht? Herr Willing ist reich, das Fräulein geistvoll, anziehend, schön und unbescholten. Für ihn ist es sogar gut, wenn man ihm nachsagt, daß er das Lied singt:

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
„Wenn ich zufrieden bin!“

„Wie ist der Taufname der jungen Dame?“ fragte Otto.

„Die Verlobungskarte nannte sie Constanze.“

„Ob sie diesen Mann lieben mag?“ sagte mehr zu sich selbst als zu den Andern der Doktor Franke.

„Ha, das würde ich auch fragen,“ äußerte der Engelwirth, „kennt ich Herrn Goldhaar nicht. Er hat bei mir zweimal gewohnt, ist jedesmal in Geschäften acht Tage hier geblieben, einmal hatte er die Tochter bei sich. Es war schön, diese beiden Menschen zu sehen, durch Bande der innigsten Liebe verbunden. Herr Goldhaar ist nicht der Mann, seine einzige Tochter zu einer Heirath zu zwingen oder zu bereden!“

Als die Tafel aufgehoben war, ging Otto, ganz gegen seine Gewohnheit, ohne seine Tasse Kaffee zu trinken, in sein Zimmer. Lange saß er da in Träume versenkt. Die Bilder einer schöneren Vergangenheit zogen an seiner Seele vorüber, er sah sich, bestrahlt vom goldenen Sonnenlicht, in dem anmuthigen Garten, in der befreundeten Familie, er erinnerte sich des Tages, wo er Konstanzen gerettet hatte. Wozu gerettet? Daß sie die Gattin eines gemeinen Menschen werden sollte? Konnte sich dieses poetische, edle Kind in ein berechnendes, genußsüchtiges Mädchen verwandelt haben?

Kaum denkbar! Wenn ihr Vater wirklich verarmt wäre, wenn sie sich opferte, verkaufte! Otto's Augen wurden feucht. Er sprang auf und ging mit raschen Schritten auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Seit der großen Demagogenverfolgung zum Theil in Folge des Gaibacher Konstitutionsfestes blieb das Schloß Gaibach, wo einst Graf Schönborn bei der Enthüllung der Konstitutionssäule im Jahre 1829, die „Max dem Geber und Ludwig dem Erhalter der Verfassung“ geweiht wurde, seinen Landesherrn, den König Ludwig I., bewirthete, halb verödet, und die Konstitutionssäule, von deren Balkon man eine köstliche Fernsicht auf fast 100 Ortschaften des Maingebietes genießt, steht gleichsam in einsamer Trauer da, so daß schon 1845 Gustav von Heeringen in seiner Beschreibung von Franken im „malerischen und romantischen Deutschland“ erzählte: „Die Konstitutionssäule soll

ihrem Stifter eine übermäßig große Summe gekostet und dennoch keine rechte Freude zu Wege gebracht haben. Ueberhaupt heißt es im Volk, daß Nachts klagende Geister um die Säule wandelten; wie an der Kirchenwand zu Marienburghausen wohne hier eine düstere Sage, welche traurige Dinge flüstern, und um so trauriger nur, als sie wahr und sehr neu seien."

Die Verurtheilung des schuldlosen Dr. Eisenmann, dem später der Staat seine 16jährigen Kerkerleiden um bedeutende Geldsummen abzukaufen suchte, mögen die Richter verantworten, welche daran Theil genommen haben. Eisenmann selbst hat später milde über seine Feinde geurtheilt und ihre Verfolgungen mehr auf Rechnung der Verirrungen des menschlichen Geistes gesetzt, welche Zeiten politischer Erregtheit immer im Gefolge haben.

Bis 1841 saß Dr. Eisenmann auf der Wülzburg bei Weissenburg, dann wurde er auf die Veste Oberhaus bei Passau und zuletzt auf die Veste Rosenberg bei Kronach verbracht.

Bis zum Jahre 1841 fanden alle Bemühungen seiner Freunde, die harte Behandlung desselben zu mildern, kein gnädiges Ohr, Eisenmann lag eifrig den medizinischen Studien ob und war literarisch in diesem Fache sehr fruchtbar. Erst vom Jahre 1841 an wurde er menschlicher behandelt und ihm später auf der Veste Rosenberg die Ausübung der ärztlichen Praxis gestattet, die auf mehrere Stunden im Umkreise sich einer sehr umfangreichen Frequenz erfreute. Endlich wurde er im Jahre 1847 vom Könige begnadigt und aus seiner 16jährigen Gefangenschaft entlassen, ihm aber die Rückkehr in seine Vaterstadt Würzburg untersagt, und er nach Nürnberg internirt und unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt, der zufolge er sich täglich dreimal bei dem Bürgermeister oder dessen Stellvertreter persönlich sistiren mußte.

Dr. Eisenmann war selbst durch die eindringlichsten Vorstellungen nicht zu vermögen, selbst um seine Begnadigung nachzusuchen. Er blieb in dieser Beziehung starrsinnig, ungebeugt, ein, wie ihn Prof. Dr. Rinecker 1848 auf dem großen Studentenkommerce zu Würzburg nannte, wahrhaft „eiserner Mann". Er erklärte jedesmal auf solche Zumuthungen: er fühle sich keiner Schuld bewußt und es sei charakterlos, wenn der Unschuldige um Nachlassung der rechtswidrigen Strafe petitionire.

Dagegen wurde öfters in öffentlichen Blättern, namentlich in der damals so gerne gelesenen Hildburghäuser „Dorfzeitung" des Dr. Nonne und in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" um dessen Begnadigung petitionirt. Endlich erwirkte eine von Professor Klenke zu Braunschweig in der „Dorfzeitung" veröffentlichte poetische Epistel an den König Ludwig von Bayern die Begnadigung Eisenmanns. Dieselbe lautete:

„Für Eisenmann."

Wenn der Arzt in tiefem Schachte seiner ernsten Wissenschaft,
Mit dem Grubenlicht des Geistes, mit des Willens bester Kraft,
Suchet nach der Wahrheit Golde, nach der Weisen Zauberstein,
Dann erblicket oft sein Auge eines Andern Lampenschein.
Tief im Innern dieses Schachtes, wo erglänzt das reine Erz,
Sitzt ein Mann mit fleiß'gen Händen und es pocht sein warmes Herz;
Gold und Stein hat er gewonnen, Schätze seiner emf'gen Hand,
Aber ach! er darf nicht sehen, wie sein Gold die Freiheit fand.
And're tragen es zu Tage, — ihn hält fest ein schlimmer Bann,
An der Eisenkette lieget jahrelang schon Eisenmann.

Mitten in des Schachtes Erzen hält ein eisernes Gebot —
Einsam soll er überwinden der Erschlaffung Geistestod,
Denn er sieht nicht, wie in Freiheit schöner noch das Erz erglüht,
Wie ein Ehrenkranz dem Braven längst in freier Sonne blüht,
Sieht nicht, wie die freien Männer seiner Arbeit sich erfreu'n,
Wie das Wissen mit dem Leben mächtig sind, wenn frei sie sei'n.

In der freien Kraft der Jugend wollte Freiheit er erstreben,
Freiheit für das Reich des Wissens, für den Geist und für das Leben.
Wie der Fürst auf seinem Throne, ist auch mächtig stolz der Geist,
Wenn um eines Mannes Stirne die Idee als Adler kreis't.
Darum blieb er stark im Kerker, in des äußern Lebens Nacht,
Denn er herrscht im Reich der Geister, Wissenschaft ist seine Macht.
Und was er am Staat begangen, hat er längst dadurch versöhnt,
Daß ein jeder Mann des Wissens gern sein Haupt mit Lorbeer krönt.
Ja! gesühnt hat er im Dienste heil'gen Geistes jede Schuld,
Denn der Gott hat selbst zum Priester ihn erkoren voller Huld.
Drum, o Geist! schick' deine Flammen auf den Pfad ihm als Geleit,
Auf den Pfad, der ihm die Erde, und des Lebens Freiheit beut.

König Ludwig! Fürst der Bayern, höre dieses Liedes Ton!
Du, der Griechengötter Liebling und der Musen edler Sohn!
Du, ein Dichter, hast verstanden, was der Geist vertraulich spricht,
Wenn für einen Arzt ich bitte, zürne drob dem Dichter nicht.
Vor dem Königsthrone durfte immer frei der Dichter steh'n,
Arzt und Dichter durften nahe in das Königsauge seh'n.
O! erhöre meine Bitte, löse jenen strengen Bann,
Nimm das Eisen vom Gefang'nen, gib uns ganz zurück den Mann!

Wenn er selbst nicht also bittet, König! sei ihm gnädig doch —
Wer den Geist im Innern fühlet, bleibt auch stolz im schweren Joch.
Ist's nicht schöner, wenn ein Fremder für den Fremden wagt zu fleh'n,
Den er nur im Geiste kennt, nie auf Erden hat geseh'n? —
Du, o König, liebst Apollo, — ehre auch den Aesculap,
Nicht zu fern liegt ja die Leier von des Gottes Schlangenstab.
Willst Du hohen Göttern dienen, mache Menschen froh und frei; —
Zeige, daß die Friedenspalme nah' dem Königsschwerte sei!

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 234 | Dienstag, 1. Oktober | 1867.

Ein Trotzkopf.

(Fortsetzung.)

Reinhold war nicht schön. Seine Züge waren nicht regelmäßig genug dazu; dennoch lag auf seinem Gesichte ein eigenthümlicher Zauber — der Zauber des Geistes. Die etwas tiefliegenden Augen blickten zuweilen mit einem schwermüthigen Ernste. Die Stirn trat frei und hoch vor, und frei und offen war der ganze Ausdruck des Gesichts. Der volle Bart, das reiche, rückwärts gelegte Haar, aber sie paßten auch zu diesem Gesichte. Ein glatter, scharfgetheilter Scheitel würde wie ein Hohn für diese Stirn gewesen sein. — Noch immer sah er auf den Rasen zu seinen Füßen. Da sprang Hedwig auf, eilte zu ihm, und indem sie beide Arme um seinen Nacken schlang, sagte sie innig:

„Laß die Vergangenheit ruhen, sie hat auch mir mehr trübe Stunden gebracht, als Du meinem leichten, fröhlichen Herzen zuschreiben magst. Aber ich bin nun einmal ein widerspenstiges Ding, mit dem Du viel Geduld haben mußt. Sieh' nicht so finster aus, Reinhold," fuhr sie schmeichelnd fort, indem sie mit der Hand über seine Stirn strich. „Du weißt es ja, geliebt habe ich Dich immer — würde ich sonst alle mädchenhafte Scheu bei Seite gesetzt haben und Dir zuerst wieder entgegengetreten sein?"

Reinhold legte sanft seine rechte Hand auf Hedwig's Scheitel, seine Züge verloren den ernsten Ausdruck, ruhig blickte er in das kindlich große Auge, auf ihr Gesicht, das bei diesem Gedanken an diesen Augenblick mit einer rosigen Gluth übergossen war.

„Wenn Du wüßtest," fuhr sie zögernd fort, „welche Qual ich ausgestanden, wie oft ich an meinem Fenster stand und nach dem Pfarrhause hinüber schaute — in welcher Angst ich war, Du könntest abreisen, ohne daß ich Dich noch einmal gesehen. — Da kam eines Morgens Dein Vater herüber, und als die Großmama ihn nach Dir fragte, erzählte er, Du würdest am andern Morgen abreisen. Wie mir das Herz klopfte, als ich das hörte! — Du wolltest fort und ich hatte Dich nicht wieder gesehen!"

„Als ich gegen Abend an meinem Fenster stand und wieder hinüberschaute zu Dir — da war mein Entschluß gefaßt. Jetzt gilt kein Säumen mehr, sagte ich mir, geht er morgen fort, dann geht er für immer. Ich kannte ja Deinen unbeugsamen Sinn. Es war mir nur noch nicht ganz klar, wie ich es anfangen sollte, mich Dir zu nähern. Ich hätte Dir schreiben können, Dir auseinandersetzen, daß ich selbst noch nicht klar mit meinem Herzen gewesen sei, aber das widerstand meiner Natur. Aug' in Aug' wollte ich vor Dir stehen, mein ganzes Schuldbekenntniß solltest Du von meinen Lippen lesen. — Ich drückte die Hand auf das klopfende Herz und eilte hinüber zu dem Pfarrhause. Zagenden Schrittes trat ich durch die kleine Pforte in den Garten. Ich hatte mir fest eingebildet, Dich in der Weinlaube zu finden — Du warst nicht dort. Niemand war zu sehen. Schon wollte ich wieder umkehren — da drang plötzlich eine schöne Männerstimme zu mir, sie sang das Lied:

„O lieb', so lang Du lieben kannst
O lieb', so lang Du lieben magst;
Es kommt die Zeit, es kommt die Zeit,
Wo Du an Gräbern stehst und weinst!"

Wunderbar ergriffen stand ich und lauschte. Wie aus meinem Herzen klang es mir entgegen und machte allem Schwanken in mir ein Ende."

„Als das Lied verklungen war, näherte ich mich leise dem Hause. Ich sah durch das Fenster. Glücklicherweise bemerkte mich Niemand. Am Klavier saß Dein Freund Heine, der eben gesungen. — Du, Reinhold, saßest mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt. Es stand offen. Nur das Weinlaub trennte mich von Dir — aber Du ahntest nichts von meiner Nähe, obgleich ich gewiß weiß, daß Du mit ganzer Seele bei mir warst. Nur eine Wendung — und Du sahest eine reuige Sünderin vor Dir, die sich so weit demüthigte, daß sie Dir ihre Liebe entgegenbrachte. Aber Du wandtest Dich nicht, Du hattest den Kopf gesenkt und ließest das Lied erst in Dir verklingen. — Leise, wie ich gekommen, ging ich zurück. Mein Weg war umsonst gewesen, aber mein Entschluß war um so fester geworden. Sprechen mußte ich Dich noch diesen Abend."

„Die Zeilen, die ich Dir nun schrieb, riefen Dich zum Nußbaum. Und Du kamst. — Wie meine Geschichte nun weiter geht," fügte sie lieblich erröthend hinzu, „das weißt Du."

Mit glücklichem Lächeln war Reinhold ihrer Erzählung gefolgt. So frei und offen hatte sich Hedwig noch nie ausgesprochen, stets hatte sie gemieden, diesen Punkt zu berühren. Sicherlich würde sie auch heute darüber geschwiegen haben, hätte sie nicht gefühlt, daß sie durch ihre unbedachten Worte über ihn — ein Unrecht wieder gut zu machen habe, und konnte sie diese kleine Schuld wohl besser sühnen, als durch ein unbegränztes Vertrauen?

Reinhold zog sie an sich und drückte sie fest an sein Herz.

„Was Du mir in dieser Stunde gegeben hast, mein Lieb, das werde ich Dir nie vergessen. Du hast durch Deine Offenheit lauter Sonnenschein in mein Herz gezaubert, kein Schatten liegt mehr auf unserer Liebe. Bleib' immer so. Gib mir Dein innerstes Vertrauen, und nie wird ein Mißton zwischen uns treten."

„Und Du hab' mich immer, immer lieb! Leite mich mit fester Hand, ich weiß es wohl, das thut mir noth — aber vergiß nie, daß Du mit Liebe mich weich und nachgiebig machen kannst wie ein Kind."

Sie sprachen Worte, die nur die Liebe eingeben kann — sie wechselten Gelübde, die nur mit dem Leben enden können. Und der alte Nußbaum hat Alles gehört. Leise, leise schüttelt er sein grünes Haupt. Sieht er weiter als so ein kurzsichtiges Menschenkind — oder zweifelt er an der glücklichen Zukunft der Beiden? —

„Leite mich mit fester Hand," hatte Hedwig zu Reinhold gesagt, und doch würde sie am wenigsten die Führung einer festen Leitung ertragen können. Früh verwaist, war sie von ihrer Großmama, der Amtsräthin Vogel, gründlich verhätschelt. Wie sie selbst eingestand, sie konnte dem Kinde ihrer einzigen Tochter nicht böse sein. „Das arme Kind," sagte sie oftmals, „ist schlimm genug daran. Weder Vater- noch Mutterliebe leiten seine Erziehung, ich will versuchen, ihm Beide, so gut ich kann, zu ersetzen." In diesem Glauben war dem Kinde jeder freie Wille gelassen, und sie hatte dabei wohl gelernt, Andere zu leiten, nur nicht zu gehorchen. Widerstand kannte sie nur der Sage nach, denn welch' tolle Laune, welch' übermüthiger Streich auch ihrem Kopfe entsprang, die Großmama hatte zu Allem gelächelt, es nie gewagt, ihrem Kinde entgegen zu treten. Wenn der alte Pastor Faber, Reinhold's Vater, der ihre Erziehung mit geleitet, zuweilen eine Gegenvorstellung machte, die Amtsräthin beschwichtigte ihn stets gleich wieder, indem sie sagte: „Lassen Sie mir meine Kleine in Ruh', die kommt zuerst durch sich selbst zur Besinnung. Widerspruch würde sie nur reizen. Geht auch der Kopf manchmal durch — das Herz zeigt ihr wieder den rechten Weg."

Darin hatte sie Recht. Hedwig's Herz war gut. Die vernünftige Strenge eines Vaters würde die besten Tugenden in ihr entwickelt haben — so aber mußte sie sich dieselben im spätern Leben erst mühsam erringen.

* * *

Der Hochzeitstag kam und die beiden wurden Mann und Weib. Tausend gute Vorsätze hatte Hedwig in ihrem Herzen mit dem „Ja" vor dem Altar besiegelt und sie wollte daran festhalten, sie hatte ja Reinhold so lieb. Noch einmal nahm sie Abschied von ihrem trauten Mädchenzimmer, von all' ihren Lieblingsplätzen — und zuletzt vom Nußbaum. Freude und Wehmuth kämpften in ihr, als sie von ihrem „besten Freunde" Abschied nahm, aber es mußte sein. Leidenschaftlich warf sie sich der Großmama in die Arme, klammerte sich fest um ihren Hals und konnte sich nicht von ihr trennen. Sanft löste sie die alte Frau, die selbst so tief ergriffen war, von sich los und legte sie an Reinhold's Brust, der wartend daneben stand.

„Da, Reinhold," sagte sie bewegt, „nimm sie hin — aber halt' sie mir gut. Und nun fahrt fort — Gott schütze Euch!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Retter.

(Fortsetzung.)

„Ich muß sie sehen, sprechen, ehe sie diesen Schritt thut. Aber wozu soll ich sie sehen? Vielleicht, nachdem ich ihr Jahre lang in ruhiger Freundschaft zugethan war, mich durch ihre reizende Erscheinung bezaubern lassen? — Nein! Goldhaar ist ihr Vater, ein verständiger, achtbarer Mann, er muß wissen, was er zu thun hat."

Dennoch ging Otto Abends wieder in den Speisesalon, setzte sich zu Herrn Lukas und fragte ihn nach Herrn Willing aus.

„Hm, lieber Herr Doktor," entgegnete der Gefragte, „ich will nichts gegen einen Mann gesagt haben, der seit Jahren bei mir logirt, so oft er durchreist, allein zu Ihnen sage ich, der Mann würde einen sehr wunderlichen Ruf haben, wäre er nicht reich, gäbe er nicht brillante Gesellschaften und besäße er nicht eine fabelhafte Schlauheit. Er hat schon Sachen gemacht — na, sie haben ihm nicht hinlänglich bewiesen werden können, damit ist Alles gesagt. Eine große Erbschaft hat er kürzlich angetreten, die nächsten Verwandten des Erblassers gingen leer aus, aber das Testament war ohne den geringsten Formfehler, also nicht umzustoßen. Es war freilich sehr befremdend, daß der alte Mann, welchen Herr Willing beerbte, mit seinen Neffen und Nichten bis zu seiner letzten Stunde im besten Einvernehmen lebte und ihnen gar nichts hinterließ als einige werthlose Gemälde, man flüsterte von bestochenen Zeugen, denn das Testament war von einem Juristen, nicht von dem Testator selbst aufgesetzt, allein — es ward nichts bewiesen. Herr Willing nahm das Geld kleidete Altar

und Kanzel neu, sandte den Spitälern tausend Thaler und zeigte sich als großmüthiger frommer Mann, welcher keinen Sonntag in der Kirche fehlte."

„Und einem Solchen gibt Herr Goldhaar seine einzige Tochter? Sagen Sie mir, lieber Herr Lukas, was Sie von den Verhältnissen der Goldhaar'schen Familie wissen!"

„Ich komme alljährlich zweimal nach Danzig, Einkäufe zu machen, da sehe und spreche ich Herrn Goldhaar, weil er auch mit Weinen und Kolonialwaaren handelt, aber im Großen. Herr Goldhaar kam vor etwa drei Jahren als erster Buchhalter zu dem verstorbenen Chef der Handlung, welcher damals schon hoch in den Jahren und entfernt mit Frau Goldhaar verwandt war. Vor Jahresfrist starb der Greis, hinterließ seiner Nichte seine ganze Habe, welche aber nicht in baarem Gelde bestand, sondern in Außenständen, in halbfertigen Bauten und Unternehmungen, und will Herr Goldhaar ein reicher Mann werden und vieler Sorgen ledig, so braucht er Kapital. Es scheint, daß irgend ein böser Einfluß gegen den Mann geltend gemacht worden ist, denn mir ist nicht unbekannt geblieben, daß er Kapitalien gesucht und nicht erhalten hat. Herr Willing, glaube ich, wird ihm wohl bedingungsweise hunderttausend Thaler leihen, wenigstens denk ich so."

Otto entgegnete auf diese Mittheilung nichts, er dachte um so mehr, ja, er rechnete genau nach, wie viel er von seinem Oheim ererbt hatte, und sein Entschluß war gefaßt, morgen ging es nach Danzig!

„Ich erscheine Ihnen vielleicht hart mit meinem Urtheil über Herrn Willing," nahm Lukas jetzt das Wort, „allein wer das Eine gethan hat, dem ist auch das Andere zuzutrauen. Vor vierzehn Jahren, der Willing war wenig über zwanzig Jahre alt, trennte er sich von einem hübschen Mädchen, angeblich weil er es für untreu hielt, in Wahrheit aber, weil sie nicht so viel geerbt, als er erwartet hatte. Sie ward Mutter eines Sohnes, welcher Willing sprechend ähnlich ist. Der Kummer der Verlassenen hat dem Kinde geschadet, bevor es geboren ward, es ist nicht ganz klar im Kopfe, aber dabei schlau. Der Bruder der schmählich Getäuschten hat den Knaben bei sich, er ist ein unbemittelter Uhrmacher, der selbst viele Kinder hat. Dennoch gibt Herr Willing dem Knaben, den er nicht verläugnen kann, so sprechend ist die Aehnlichkeit, nicht das Geringste, und dieser, boshaft und schlau, wie alle Geistesschwache, soll schon die seltsamsten Drohungen gegen seinen Vater ausgestoßen haben und ihm, so oft er sich mit seiner Braut zeigt, in den Weg treten."

„Abscheulich!" sagte Otto und verließ das Zimmer.

Als der Doktor am andern Morgen aus einem wüsten, schweren Traume erwachte, empfand er heftiges Kopfweh, Fieberfrost schüttelte ihn, er war nicht mehr fähig sich aufzurichten, und als der Kellner kam, ihm das Frühstück zu bringen, ließ er sich Schreibzeug geben, um mühsam sich ein Rezept zu verschreiben, das er sofort nach der Apotheke sandte.

(Fortsetzung folgt.)

---

41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Frankfurt, 24. Sept.

Die Schlußsitzung wurde mit der Mittheilung eröffnet, daß die hiesige Versammlung bereits auch insofern anregend und nutzbringend gewirkt habe, als die an derselben theilnehmenden Lehrer eine besondere Zusammenkunft veranstaltet und folgende mit Beifall aufgenommene Beschlüsse gefaßt hätten: Die bei der Naturforscherversammlung anwesenden Lehrer treten während der Dauer derselben zu besonderen Berathungen zusammen. Zweck dieser Versammlungen ist: Besprechung über die Nutzbarmachung der Fortschritte der Naturwissenschaft für den naturwissenschaftlichen Unterricht, so wie Pflege dieses Unterrichtes herbeizuführen und zu begründen. Dieser Beschluß, dessen Ausführung in die Hand eines Komites gelegt wurde, wird bereits in Dresden seine erste praktische Anwendung erfahren. Herr Dr. L. Geiger von hier hielt hierauf einen Vortrag über den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung. Interessant war die dabei gemachte Mittheilung, daß in den uralten Schriften der Indier, Chinesen, der Griechen (Homer) und selbst der Juden (Bibel) die blaue Farbe nicht vorkomme; für sie sei der Begriff Dunkel und Schwarz vorhanden gewesen. Selbst in der spätern Zeit der Griechen und Römer habe noch diese Farbenverwechselung stattgefunden; spreche doch Virgil von schwarzen Hyazinthen und Veilchen. Obschon „Grün" eine Stufe weiter hinaufreiche, so werde doch bei den Indiern in Beschreibungen der Erde und in der Zendavesta niemals dieser Farbe gedacht. Bei den Griechen spreche man auch nicht davon, sondern rede nur von gras- und laubfarbig. Das Alterthum habe nur vier Farben als Grundfarben: Schwarz, Weiß, Roth und Gelb angenommen und nach römischen Schriftstellern hätten sich die griechischen Maler bis zur Zeit Alexanders nur dieser Farben bedient. Auch „Gelb" erfahre vielfache Verwechselungen mit Gold, namentlich in dem Rigveda-Liede, und es scheine danach, als ob es wirklich ein schwarz-roth-goldenes Zeitalter gegeben habe. Die Sprachwissenschaft sei dazu berufen, das Dunkel, welches in der angedeuteten Beziehung noch herrsche, zu erhellen. Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft sollten sich ihrer gemeinsamen Ziele bewußt sein, sich gegenseitig die Hand reichen.

Dem mit reichem Beifall aufgenommenen Vortrage folgte derjenige des Hrn. v. Kittlitz; derselbe ver-

selbe verbreitete sich über die praktische Wichtigkeit der psychologischen Selbsterkenntniß.

Hr. Dr. Spieß sen. schloß sodann die Sitzung mit einem Rückblick auf die Thätigkeit der Versammlung. Als vor einigen Wochen der Senat dieser Stadt dem geschäftsleitenden Komite sein Bedauern ausgedrückt habe, bei dem noch fortdauernden provisorischen Zustande der Stadt nichts anders als seine besten Wünsche der Versammlung widmen zu können, habe es dennoch die Einladungen ergehen lassen und seien deßhalb manche Stimmen des Zweifels und des Vorwurfs laut geworden, und nun: wie laut und beschämend seien diese Zweifler widerlegt worden, denn die Zahl der Mitglieder und Theilnehmer sei eine so große gewesen, wie noch selten bei einer früheren Versammlung. Kein Mißton habe die Festfreude gestört; auf dem Gebiete der Wissenschaft habe es sich gezeigt, daß keine politische Farbe gelte. Hier herrsche die vollste Eintracht. Freuen müsse man sich, daß man sich nach trüben Tagen wieder einer solch friedlichen Arbeit habe widmen können. Mit einem Hoch auf das deutsche Vaterland und die Wissenschaft wurde die Versammlung geschlossen. Professor Göschen aus Berlin forderte mit den Worten, Frankfurt möge blühen, gedeihen, wachsen rc., Frankfurt für immer, zu einem Hoch auf die Feststadt auf, welchem die Versammlung jubelnd beistimmt.

Weiß ist die Unschuld, roth ist das Blut.

(Von einem hessischen Soldaten in preußischer Uniform.)

Wo sind die Fahnen d'rauf Jahrhunderte
So trotzig kühn der gold'ne Löwe stand?
Die Fahnen, die die Welt bewunderte,
Wenn zu vertheid'gen war das Vaterland?
Wo sind die sieggewohnten hessischen Fahnen,
Das Bild der Treue und der Tapferkeit,
Das uns'res Fürstenhauses stolze Ahnen
Mit hohem Glanz umstrahlt für alle Zeit?
  Habt Muth, Kameraden, habt Muth, habt Muth,
  Weiß ist die Unschuld und roth ist das Blut!

Wir sind nur deutsch, wenn Deutschland Eins im Bunde,
Hoch lebe unsres Kriegsherrn deutscher Geist!
Als Stamm der Hessen deutsch, sonst — Fluch dem Munde,
Der tückisch uns zur Lüge beten heißt.
Die Fahne ruht, doch stehen uns're Eide,
Wie Sterne treu und fest am Himmelszelt,
Noch ungelöst daran zum Kampf und Streite
Sobald sie sich entrollt dem Aug' der Welt.
  D'rum Muth, Kameraden, habt Muth, habt Muth,
  Weiß ist die Unschuld und roth ist das Blut.

Es braust ein Sturm durch uns're grünen Wälder,
Ist's Dörnbergs treubewährte Hessenschaar?
Zieht wieder frei der Kriegsherr durch die Felder,
Wo stets die höchste Treue heimisch war?
Wach' auf, Kamerad, die Väter mahnend rufen,
Herbei die Löwen-Fahne weiß und roth!
Der Väter Hand zeigt nach des Thrones Stufen,
Recht, sei für uns die Losung, oder Tod!
  Der Kurfürst ruft, Kameraden, habt Muth,
  Weiß ist die Unschuld und roth unser Blut!

Mannigfaltigkeiten.

Am 16. September fand durch den König Viktor Emanuel die Einweihung der „Gallerie Viktor Emanuel“ in Mailand statt, welche zu den größten Bauwerken der neuen Zeit gehört und als Gallerie unübertroffen dasteht. Dieselbe hat die Form eines Kreuzes, dessen längerer Theil eine Ausdehnung von 570′, der kürzere von 420′ hat; beide zeigen eine gleichmäßige Breite von 42′. Beide Schiffe vereinigen sich in einem regelmäßigen Achteck, dessen Krystallkuppel die Höhe von 338′ erreicht. Die Krystalldecke der Schiffe dagegen 132′. Die Konstruktion des Dachwerkes unterhält eine beständige Ventilation. Zweck dieses Riesengebäudes war hauptsächlich die Herstellung eines großen Bazars, und in der That zählt man 96 große Kaufmannsläden mit mächtigen Scheiben aus einem Krystall. Unterirdisch sind eben so viele Lokale, welche wegen ihrer Ausdehnung, Helle und Trockenheit sich trefflich auch zu Cafe's und Klubs eignen. Venetianische Künstler deckten die 42′ breiten Straßen mit Mosaik, deren Farbenpracht und Zeichnung mit Wappen und Schildern in schönster Harmonie mit dem Ganzen steht. Die Freskogemälde wurden von den ersten Künstlern ausgeführt. Unter den meisterhaft dargestellten Statuen bemerken wir: Volta, Michel Angelo, Galileo Galilei, Cavour, Leonardo da Vinci, Dante, Lanzone, Christoph Colombo, Beno dei Gozzadini, Vicenzo Monti, Giovanni di Procida, Beccaria; diese und 12 andere Statuen sind von verschiedenen Künstlern, größtentheils mit großer Meisterschaft ausgeführt. Das Ganze gewährt einen wohlthuenden, harmonischen und imposanten Eindruck. Die Gallerie wurde nach den Plänen des Architekten Mengoni ausgeführt, und kostet, den Ankauf der alten Häuser inbegriffen, 14 Millionen Franken. Dieselbe wurde in der unbegreiflich kurzen Zeit von 2 Jahren und 4 Monaten ausgeführt. Diesen Abend wurde die Gallerie mit 2100 Gasflammen illuminirt.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 235 Mittwoch, 2. Oktober 1867.

Ein Trotzkopf.

(Fortsetzung.)

Es war ein heller, kalter Januartag. Draußen lag hoher Schnee. Er war so hart gefroren, daß jeder Fußtritt darauf knirschte. Die Sonne schien hell darauf, aber sie konnte ihn nicht erwärmen, er glänzte und flimmerte in ihrem Schein wie Diamanten. Die Menschen liefen aneinander vorüber mit hochrothen Wangen und Nasen, denn ist auch eine tüchtige Kälte gesund und schüttelt den Körper durch und durch, es sehnt sich doch Jeder, erst wieder beim warmen Ofen zu sein.

Hedwig saß am Fenster ihres Wohnzimmers und schaute hinunter auf das bunte Treiben und Durcheinanderwogen der Menschen. Es war so behaglich und heimisch in dem Gemach, nichts fehlte darin, was dem Herzen einer verwöhnten Frau Freude macht. Im Fenster standen Hyacinthen und Veilchen und erfüllten das Gemach mit einem wahren Frühlingsduft. Auf einem Tischchen davor stand ein großes gelbes Vogelbauer mit einem Papagei, der mit seiner kreischenden Stimme allerhand bunte Worte durcheinander rief. Ueber dem Sopha wölbte sich eine Epheulaube, so daß man ganz im Grünen saß — überall waren anmuthige Gewächse in Ampeln oder auf Konsolen angebracht, und Alles sah frisch und duftig aus. Das Klavier war geöffnet, eine Mazurka von Chopin lag darauf aufgeschlagen.

Zwei Jahre sind verflossen, seitdem Hedwig zuerst diese Räume betrat, aber noch hatte sie sich nicht mit dem Residenzleben vertraut machen können, immer kamen wieder Augenblicke, in denen sie sich mächtig zurück in die Landeinsamkeit sehnte. Auch heute ruhte ihr Blick nur mechanisch auf der belebten Straße — ihre Gedanken waren daheim. Was kümmerten sie die fremden Menschen, was die hohen Häusermassen — sie sah im Geist den heimathlichen Park, die Bäume in ihrer weißen Pracht, die so still und feierlich zu ihr herabsahen — und ach den spiegelglatten Teich, auf dem sie so oft in voller Jugendlust an Reinhold's Seite Schlittschuh gelaufen.

An Reinhold's Seite! Der Gedanke an ihn brachte sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Sie bog sich vom Fenster zurück, stützte den Kopf in die Hand und sann nach.

Wie war doch Alles so anders geworden, als sie geträumt! Wie manchen Kampf hatte es sie gekostet, ehe sie sich an Reinhold's ernstes Wesen gewöhnt, ehe sie begreifen lernte, daß die leichten Tändeleien der Liebe nur allein der Brautzeit angehören.

„Du hast mich nicht mehr lieb," hatte sie schmollend einst zu Reinhold gesagt, als er von seiner bedeutenden Praxis zurückgekehrt, müde und abgespannt wohl ihre Liebkosungen hinnahm, jedoch sie nicht erwiderte. „Du hast mich nicht mehr lieb, wie warst Du anders als Bräutigam."

„Du bist ein Kind," hatte er lächelnd erwidert, „meine Liebe ist dieselbe geblieben — sie hat nur eine andere Gestalt angenommen; aber so macht ihr es, Ihr Frauen, Ihr wollt fortwährend auf den Altar gestellt sein und als Heilige angebetet werden, während es Euch ein Leichtes wäre, Euch in des Mannes innerstes Wesen hineinzudenken. Nun, habe ich nicht Recht?" setzte er hinzu, als Hedwig keine Antwort gab, „ist es nicht so wie ich sagte?"

Hedwig hatte den Kopf geschüttelt. Es lag ihr zu fern, was Reinhold sagte. Ihre verwöhnte Natur konnte sich von einer ächten Frauenliebe, die jederzeit opferbereit ist, gar keinen Begriff machen. Früher war sie die Triebfeder gewesen, die Alles durch ihren Willen in Bewegung gesetzt — jetzt sollte sie sich urplötzlich ganz dem Willen ihres Mannes fügen, — das war eine schwere Aufgabe, eine Klippe, an der sie scheitern mußte.

Da Reinhold wenig zu Hause sein konnte, so hatte sie viel einsame Stunden, viel Langeweile. Langeweile aber ist der tödtlichste Feind einer jungen lebhaften Frau, sie legt das Samenkorn der Unzufriedenheit und die Phantasie läßt es üppig emporwuchern.

Hätte Hedwig ein Kind gehabt, es würde ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben haben — oder eine große Wirthschaft, die all' ihre physischen Kräfte in Anspruch nahm — so war sie allein, und ihr kleiner Haushalt wurde tadellos von Christinen, der alten Magd der Amtsräthin, die ihrem Liebling in die Fremde gefolgt war, geführt.

Die junge Frau saß noch immer und grübelte. Sie hatte am Morgen einen Streit mit Reinhold gehabt, und der wurmte in ihrem Herzen noch nach. Plötzlich erhob sie sich schnell, und gleichsam als wolle sie ihren eigenen Gedanken entfliehen, setzte sie sich an das Piano und spielte. Keine Musik eignete sich in diesem Augenblicke besser zu ihrer Seelenstimmung, als eine Mazurka von Chopin. Wild und leidenschaftlich flogen ihre Finger über die Tasten, um plötzlich mit einem schrillen Akkord zu endigen.

Sie hatte sich so in das Spiel vertieft, daß sie nicht hörte, wie die Thür geöffnet wurde und gleich darauf ein junger Offizier eintrat. Erst als derselbe in die Hände klatschte und „bravo bravissimo!" rief, wandte sie den Blick nach der Thür.

„Du bist's, Hugo," sagte sie, „beinah' hättest Du mich erschreckt. Ein Glück ist's, daß ich nicht die zarten Nerven einer Stadtdame habe."

„Famos, kleine Cousine, auf Ehre famos! Ich habe Dir mit Entzücken zugehört. Aber sag' 'mal, man soll doch nicht etwa nach dieser Teufelsmusik tanzen — meine Lunge möchte ich wenigstens nicht solcher Kur unterwerfen."

„Da sieht man," lachte Hedwig, was Du für ein Musikkenner bist. Eine Mazurka von Chopin — und danach tanzen! Weißt Du denn nicht, daß —"

„A propos," fiel ihr Hugo ins Wort, der eine wahrhaft lächerliche Furcht vor jeder Auseinandersetzung hatte, wenn sie auch noch so harmlos war, „da wir vom Tanzen sprechen, heb' mir den Cotillon heut' Abend auf."

„Wir werden nicht gehen heute Abend," sagte Hedwig, indem sie versuchte, gleichgültig zu erscheinen. Aber sie stand auf, trat zu dem Papagei und machte sich mit ihm zu schaffen, denn Hugo sollte nicht die Mißstimmung sehen, die er durch seine Worte in ihr wach gerufen hatte.

„Mach' keinen Scherz! Das wär' doch kolossaler Unsinn, einen so brillanten Ball, wie ihn nur die Geheimräthin zu arrangiren versteht, zu versäumen. Was ist denn der Grund zu dieser sonderbaren Idee?"

„Reinhold mußte zu einem schweren Patienten über Land und wird vor morgen nicht zurückkommen."

„Das ist wirklich famos! Aecht kleinbürgerlich, auf Ehre! Euch wird doch die Scholle ewig ankleben! Also weil Reinhold verhindert ist, Dich zu begleiten, mußt Du auch zu Hause bleiben. Nimm es mir nicht übel, Hedwig, aber das ist eine starke Zumuthung von ihm. Ueberhaupt glaube ich, er möchte Dich vor aller Welt verbergen, eine Nonne könnte nicht eingezogener leben als Du. Du thust mir leid, armes Kind! Du bist jung, schön, liebenswürdig, und mußt doch Dein Leben so einsam vertrauern."

Hugo's Worte würden an einem anderen Tage gar keinen Eindruck auf Hedwig gemacht haben. Sie kannte den Lieutenant Sievers, dem nur sein verwandtschaftliches Recht Eintritt in ihre Häuslichkeit gestattete, als fade und oberflächlich, sie wußte, daß Reinhold ihn wenig leiden konnte — heute bedurfte es nur dieses kleinen Anlasses, um den Streit vom Morgen wieder lebendig vor ihre Seele zu führen.

Sie hatte Reinhold so herzlich gebeten, den heutigen Abend ihr zu opfern, und er hatte es ihr trotz dem abgeschlagen.

Mein Beruf geht vor," hatte er erwidert, „ein Arzt hat höhere Verpflichtungen, als seinem Vergnügen nachzugehen — und die Frau eines Arztes muß sich dieser Nothwendwendigkeit fügen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Retter.

(Fortsetzung.)

Otto hatte zwar das heranziehende Nervenfieber, wie die Aerzte zu sagen pflegen, durch seine Mittel abgeschnitten, allein er war mehrere Tage außer Stand, sein Bett zu verlassen, und erst nach achtzehn Tagen war er fähig, sich zur Reise nach Danzig zu rüsten. An sorgfältiger Pflege hatte es ihm nicht gefehlt, zwischen ihm und seinen Wirthsleuten hatte sich ein freundliches Verhältniß eingestellt.

Bevor Otto seinen freundlichen Pflegern Lebewohl sagte, begann Herr Lukas, und man sah ihm an, daß ihm seine Mittheilung schwer ward.

„Es ist besser, lieber Herr Doktor, Sie sind vorbereitet, als daß Sie zu sehr überrascht werden, es hat bei Goldhaar gebrannt, doch soll, wie die letzten Durchreisenden erzählten, das Feuer bald gelöscht worden sein. Ein Trupp junger Leute, welche des Nachts von einer Hochzeit gekommen sind, hat die eben im Ausbrechen begriffene Flamme bemerkt und sofort Lärm gemacht. Das Feuer, noch nicht groß, ist sehr rasch gelöscht worden."

„Das ist ein Glück, da wird Herrn Goldhaar's Schaden nicht so groß sein!"

„Doch, denn es hat in Bodenkammern gebrannt, die eine ist mit feiner Schafwolle angefüllt gewesen, die andere mit seltenem Pelzwerk, das er kürzlich aus Rußland erhalten hatte und das den Tag nach dem Brande hat nach Berlin geschickt werden sollen."

„War Herr Goldhaar versichert?"

„Allerdings, mit hunderttausend Thalern, so viel ist das, was er in seinem Wohnhause an Waaren aufbewahrt hatte, werth. Das Haus selbst ist von Stein und hätte nie ganz abbrennen können. Man hört aber, daß —"

„Was? Sprechen Sie weiter, Herr Lukas, ich bitte!"

„Daß die Brandversicherungs-Gesellschaft sich weigert,

die von Herrn Goldhaar für die Wolle und das Pelzwerk beanspruchten vierzigtausend Thaler zu bezahlen, weil —"

„Quälen Sie mich nicht, sprechen Sie fort!"

„Nun denn, Herr Doktor, weil man behauptet, das Feuer sei angelegt worden von einem Mitgliede der Goldhaar'schen Familie!"

„Gerechter Gott! — Aber die Unschuld wird siegen, weder Herr noch Madame Goldhaar sind einer solchen That fähig!"

„Das behaupte ich auch, Herr Doktor, und meine Frau ebenfalls."

„Gott lohne es Ihnen, und nun fort! Leben Sie wohl, bald sollen Sie von mir hören!"

Mit raschen Schritten eilte Otto dem Bahnhofe zu, seine neuen Freunde sahen ihm theilnehmend nach.

Otto Franke hatte den abgehenden Zug gewählt, um schnell nach Danzig zu kommen. Es war ein Güterzug, und obgleich ihm jeder andere lieb gewesen wäre, weil er gern schnell fort wollte, so war es ihm doch wohlthuend, daß er in dem Waggon allein saß.

Die verschiedensten Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe, er hätte fliegen mögen.

Es dämmerte schon, als er in Danzig ankam, rasch nahm er eine Droschke und fuhr nach dem Goldhaar'schen Hause. Die Hausthür stand offen, er eilte die Treppe hinauf, eine Dienerin, welche er fragte, ob Herr Goldhaar zu sprechen sei, erwiderte höhnisch: „Warum denn nicht, wir bekommen nicht mehr viel Besuche," und deutete auf eine Thür.

„Melden Sie den Doktor Franke."

„Gehen Sie nur, Herr Doktor, Herr und Frau Goldhaar sind im Zimmer.

Otto klopfte, auf den bekannten Ruf des alten Freundes trat er ein.

Herr Goldhaar aufgerichtet, aber sehr blaß und bedeutend ergraut, trat Otto entgegen und schüttelte ihm, als er ihn erkannte, herzlich die Hand. Der Sohn des Hauses, Leo, war vom Knaben zum schönen Jüngling gereift, auch er erkannte den Freund sogleich und drückte seine Freude über das Wiedersehen aus. Frau Goldhaar stand von ihrem Sorgenstuhle auf und fiel hysterisch schluchzend, Otto um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Schutzmittel gegen die Cholera.

Der Unterzeichnete hat seit dem Jahre 1830 mit Studien über die asiatische Cholera aus philantropischem Motive sich beschäftigt und die Krankheit in 8 Cholerajahren (1831, 1832, 1837, 1848, 1849, 1852, 1855, 1866) in Breslau, Posen, Frankfurt a. d. O., am Krankenbette näher kennen gelernt.

Ein Aufsatz des Unterzeichneten über die Schutzmittel gegen Choleraerkrankung ist im September 1866 zu Berlin im Wochenblatte des Johanniter-Ordens, welcher auch mit Krankenpflege sich beschäftigt, bekannt gemacht worden. Die zuverlässigsten Mittel, wodurch ein Jeder gegen die Cholerakrankheit überall und stets sich schützen kann, sind erfahrungsmäßig folgende:

I. Die Hauptsache bleibt unter allen Umständen eine strenge Diät, d. h. die möglichste Vorsicht bei Auswahl der Speisen und Getränke. Regel: Man speise jederzeit mäßig, ohne zu hungern; man genieße vorzugsweise am Abend die leicht verdaulichsten Gegenstände; man genieße das Abendessen vor 8 Uhr des Abends; man gehe niemals nüchtern aus.

A. Während der grassirenden Cholera sind als Nahrungsmittel zu vermeiden: 1. Alle sauren und fetten, alle stark gesalzenen und stark gewürzten Speisen; 2. alle rohen (ungekochten) Früchte und alle Gemüse, welche über der Erde ihre Frucht entfalten; 3. zu vermeiden ist der Genuß von kaltem Wasser in größerer Quantität, so wie jeder Genuß von jungem und saurem Wein und Bier; 4. namentlich darf man während der Cholerazeit nicht genießen: a) das Fleisch von Schweinen, Gänsen, Krebsen, Aal, Lachs und von allen Fischen, welche in Teichen (in nichtfließendem Wasser) leben; b) Salat, Gurken, Melonen, Pilze; c) Konditor-Eis und alle fetten Mehlspeisen.

B. Während der grassirenden Cholera werden zum Genusse empfohlen: 1. Rindfleisch, Kalbfleisch, mageres Hammelfleisch, das Fleisch von Tauben, Hühnern, Putern (Auerhähner) und von allen jagdbaren Thieren (Wildbraten); das Fleisch aller dieser Thiere kann gebraten oder gekocht genossen werden. 2. Alle Gemüse, welche unter der Erde ihre Frucht entfalten, so wie alle Eierspeisen. 3. Fleischbrühe, Kaffee, Chocolade, Cacao, schwarzer (chinesischer) Thee, Porterbier, alter Ungarwein, alter Rheinwein, Burgunder und jeder gute (nicht saure) Rothwein, Sodawasser und (künstliches) Selterswasser. 4. Fleischbrühe-Suppen mit Reis, Sago, Maccaroni, Gries, Grütze. 5. Als im August und September 1852 in Polen und in Posen die Cholera furchtbar wüthete, wurde dort zum Abendessen nichts weiter gespeist, als die bei 4. erwähnte Suppe, außerdem noch die einfache Wasser-, Brod-, Semmel-, Mehlsuppe, Rothweinsuppe, Biersuppe und schwarzer (chinesischer) Thee.

II. Während der herrschenden Cholera ist im übrigen Verhalten, d. h. in der gewohnten Lebensweise, wenig zu ändern; dabei ist jedoch Nachstehendes zu beachten: 1) Man vermeide das Nachtwachen und halte sich nach Sonnenuntergang so wenig wie möglich im Freien auf. 2) Man vermeide das kalte Bad im Freien, benütze aber wöchentlich ein- bis zweimal ein warmes Bad, 26—28 Grad Reaumur; man nehme kein Dampfbad und bade überhaupt nie, wenn man sich unwohl fühlt. Im warmen Bade verweilt man nur 5—10 Minuten.

3) Man kleide sich etwas wärmer, als die Jahreszeit erfordert, überlade aber den Körper nicht mit warmhaltenden Gegenständen. Als vortheilhaft wird empfohlen, ein seidenes Hemd oder eine seidene Unterjacke über dem gewöhnlichen Hemde zu tragen. 4) Außerdem ist folgendes — in Nordamerika und in Europa stets mit bestem Erfolge benütztes — Schutzmittel anzuwenden, welches der bedeutendste nordamerikanische Choleraarzt, Dr. Konstantin Hering zu Philadephia, in seinem Werke: „Homöotischer Hausarzt“ dahin verkündet hat: „Man trage schafwollene (nicht baumwollene) Strümpfe und überstreue vor dem Anziehen täglich jeden Stoff im Innern — dort, wo die Fußsohle (planta pedis) den Strumpf berührt — mit einem halben Theelöffel Schwefelmilch.“ Schwefelmilch ist das feinste Schwefelpulver und in jeder Apotheke vorräthig. Dieses Mittel hält den Fuß warm, verhindert bedeutsame Erkältungen und ist, wie die Erfahrung lehrt, auch ein vortreffliches Präservativ gegen Fieber aller Art, gegen Dysenterie, Rheumatismen ꝛc.

III. Medizinische Bewaffnung. Da beinahe in allen Fällen eine Diarrhöe der Cholera-Erkrankung vorhergeht, hat man sie ein Warnungszeichen oder prämonitorisches Symptom genannt. Sobald sich Diarrhöe zeigt, benütze man ein Mittel dagegen. Ohne irgendwie den heilsamen Anordnungen vorgreifen zu wollen, welche die Herren Aerzte gegen die Cholera-Erkankung zu treffen wissen, theilt der Unterzeichnete die einfachen Mittel mit, welche nach seiner Wahrnehmung in acht Cholera-Jahren sich bewährt haben. A. Als Präservativ für Gesunde wird zur Vorbeugung der Cholera-Erkrankung empfohlen: Rezept. Man vermische einen Tropfen der Tinktur von veratrum album (weiße Nieswurz) mit zwei Unzen destillirten Wassers. Gebrauchs-Anweisung: Davon wird Abends vor dem Schlafengehen ein halber oder ein Theelöffel voll eingenommen. Außerdem ordnen andere noch an, früh Morgens nüchtern aus der homöopathischen Apotheke drei Streukügelchen (Körnchen) von cuprum metallicum (in dritter homöopathischer Verdünnung) einzunehmen. Außer diesen Mitteln darf gleichzeitig während der Cholera-Epidemie kein anderes Präservativ innerlich genossen werden. Der Campher ist kein Präservativ für Gesunde. B. Bei beginnender Erkrankung, gegen die Cholerine und den Cholera-Anfall — wie bekannt, offenbaren sich diese Krankheitszustände durch Diarrhöe, Uebelkeit, Erbrechen, Angstgefühl über der Brust, krampfartiges Leiden, Kreuzschmerz, heftig erkaltete Füße u. s. w. — erweisen sich folgende Mittel als heilsam: 1. Rezept. Man vermische zwei Tropfen der Tinktur von veratrum album mit einer Unze destillirten Wassers. Gebrauchs-Anweisung: Davon wird ein Theelöffel voll eingenommen, nach 10—15 Minuten nochmals. Gleichzeitig darf kein anderes Medikament innerlich genossen werden; oder 2. Rezept: Man vermische ein Loth Campher mit zwölf Loth Weingeist (spiritus vini). Gebrauchs-Anweisung: Von diesem Campher-Spiritus genießt man fünf Tropfen auf Zucker, oder in einem Theelöffel mit kaltem Wasser, oder ohne jede Zuthat. Im Falle des Bedürfnisses wird dieß nach 10 Minuten wiederholt; oder 3.: Man genießt Eine bis zwei Campherpastillen, von denen jede einen Gran Champher und zwölf Gran Zucker enthält; beides wird durch eine Gummiauflösung vereinigt.

Es ist vortheilhaft: a) bei dem Genuß der bei 1 bis 3. erwähnten Medikamente die Brust, den Unterleib und die Waden mit dem bei 2. bezeichneten Campher-Spiritus einzureiben; b) nach dem Genusse der bei 2 und 3. erwähnten Medikamente, eine halbe Stunde später, eine Tasse Thee zu trinken, der aus dem Aufguß von heißem Wasser auf Pfeffermünz- und Fliederthee bereitet wird; c) die stark erkalteten Füße durch heißgemachten (kleinkörnigen) Sand zu erwärmen.

Alle empfohlenen Mittel sind, bei der geringen Quantität, in welcher die betreffenden Medikamente empfohlen sind, auch für Kinder völlig unschädlich. In der Nähe von Campher sind anderweitige Medikamente nicht aufzubewahren, weil deren Kraft und Wirksamkeit durch Campher-Ausdünstung aufgehoben oder geschwächt wird.

Wildbad Gastein, den 12. August 1866.

Robert Küttner,
Appellationsgerichtsrath zu Frankfurt a. d. Oder.

Mannigfaltigkeiten.

[Livingstone.] Vom Kap trifft ein Brief Mr. Young's, des Chefs der Erpedition zur Aufsuchung Livingstone's, ein. Das Schreiben datirt vom 26. Juli und berichtet, daß die kleine Schaar der Reisenden von dem Kriegsschiffe „Petrel“ nach der Mündung des Zambusi-Flusses befördert worden war, ihr eisernes Boot zusammengesetzt hatte und im Begriffe stand, ihre Fahrt anzutreten.

[Bismarck als Menschenfresser.] Dem französischen Witzblatt „Le Philosophie“ ist, wahrscheinlich wegen einer Karrikatur, in welcher es Herrn von Bismarck als Menschenfresser darstellte, der Verkauf auf öffentlicher Straße untersagt worden.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 232:
Barmen — Bremen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.



Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 237 | Freitag, 4. Oktober | 1867.

Ein Trotzkopf.

(Fortsetzung.)

Reinhold trat wieder ein bei seiner Frau. War auch ein fester energischer Charakter, der, wenn er Rechte war, auch nicht einen Finger breit nachgab, war er doch gleich wieder zur Versöhnung bereit. Er nte seine Frau als leidenschaftlich und trotzig, er ßte, daß sie sich stets jeder plötzlichen Eingebung e Ueberlegung hingab, aber sie war seinem Herzen heiligste Kleinod, und ohne ihre Liebe konnte er t leben. —

Er fand sie noch in derselben Stellung, wie er sie lassen, nur brannten ihre Augen noch düsterer, trotzi- als zuvor. Sanft legte er seine Hand auf ihr ar.

„Hedwig, mein Weib,“ sagte er, indem er sich zärt- zu ihr niederbeugte, „sieh' einmal auf zu mir — au in mein Auge und sag' mir, ob das lügen kann.

„Laß mich!“ rief sie, indem sie ungestüm empor ang, „laß mich — Du änderst nichts — geh, ich l allein sein!“ —

Reinhold verließ sie. Er wußte, daß jetzt jeder rsuch an Hedwig's Trotz scheitern würde. Noch einen ick warf er auf das aufgeregte Weib — einen Blick, dem sich das ganze Weh seines treuen Herzens wider- egelte. Zu einem Kranken wurde er gerufen, und hatte einen zu hohen Begriff von seiner Pflicht, um selben selbst in diesem für ihn so bewegten Augen- ke nicht nachzukommen. Er ging.

Fieberhaft aufgeregt schritt Hedwig im Zimmer auf d ab. Sie hatte nicht den schmerzlichen Blick ihres annes bemerkt, ihr besseres Ich war jetzt mit einem nzer umgeben, der jede edle Regung fest umschlossen lt. Ihr Busen hob und senkte sich stürmisch und der pf brannte ihr zum Zerspringen.

Im bunten Chaos wirbelten und schwirrten die Ge- iken durcheinander und ließen sie zu keinem klaren chdenken kommen. Nur eines zog wie ein schwar- Faden durch alle Wirren hindurch, und wurde nach nach zur festen Idee — sie wollte fort. —

Nicht die eine fehlgeschlagene Hoffnung war es, die en solchen Sturm in ihr hervorrief — nein — schon lange hatte es in ihrem Herzen gegohren und heute kam es zum Ausbruch.

„Er ist ein herzloser Egoist“ — redete sie sich ein — „der nicht einen Funken Liebe mehr für mich hat. — O wär' ich todt!“ rief sie aus, „dann hätte jede Qual ein Ende.“

„Die weibliche Seele vergibt leichter, wenn sie Un- recht gelitten, als wenn sie solches begangen hat; sie verdoppelt Irrthümer lieber, als daß sie dieselben zu- rücknimmt, und rächt sich lieber am Gegenstande der- selben, als daß sie dieselben an sich selber bestraft“ — sagt Jean Paul so wahr und schön. — Vom eigenen Unrecht empfand Hedwig noch keine Spur, sie würde einer solchen Regung auch gar kein Gehör gegeben haben. Sie übertrug alle Bitterkeit auf Reinhold und fühlte sich so unglücklich und verlassen wie nie in ihrem Leben.

Die Nacht brach herein — sie merkte nichts davon. Die Lichter waren herabgebrannt, und es wurde kalt im Zimmer. Schon einige Mal hatte Christine lau- schend an der Thür gestanden, aus Besorgniß für ihre Herrin, an der sie mit unbegränzter Liebe hing — aber immer hatte sie nicht gewagt, einzutreten. Sie hatte geglaubt, der Doktor werde jede Minute zurück- kommen und dann, wie sie in ihrer Herzenseinfalt meinte, Alles wieder gut machen — aber Stunde auf Stunde verann und er kam nicht. Da faßte sie sich endlich ein Herz und trat leise in das Zimmer. — Sie fand Hedwig noch im Ballkleide, zusammengekauert in der Sophaecke sitzend, sie hatte den Kopf gestützt, und sah düster vor sich hin.

Wie Christine Hedwig so blaß und leidend sah, trat sie zu ihr hin und fragte theilnehmend:

„Sind Sie krank, Frau Doktor?“

Hedwig antwortete nicht. Die alte Magd ließ sich dadurch nicht abschrecken, sie strich mit ihrer runzeligen Hand sanft über Hedwig's Wangen und sagte:

„Kommen Sie zu Bett, Frau Doktor, es ist so kalt hier.“

Nach diesen Worten kam plötzlich Leben in die junge Frau, sie sprang empor und sagte heftig:

„Nein, Christine, zu Bett geh' ich nicht — nie wieder hier in diesem Hause!“

Christine blieb ganz ruhig bei diesem heftigen Aus- bruch ihrer Herrin. Sie war von jeher die Vertraute

von Hedwig's Leiden und Freuden gewesen. Sie kannte ja „das Kind," wie sie zu sagen pflegte, in- und auswendig. „Wenn sie genug gestürmt hat," sprach sie oftmals, „scheint die liebe Sonne wieder hell und freundlich." Aber heute war es nicht so. All' ihr Zureden, daß Hedwig zu Bett gehen möge, scheiterte; sie blieb fest dabei, nicht in das gemeinschaftliche Schlafgemach hinunter gehen zu wollen.

„Nun, dann gehen Sie hinauf in das Logirzimmer. Zu Bett müssen Sie — Sie sind ja eiskalt — ich werde Ihnen gleich Thee kochen, damit Sie wieder warm werden," sagte Christine.

In das Fremdenzimmer — das leuchtete Hedwig ein, dort konnte sie in aller Ruhe bleiben, bis die Großmama sie abholen würde. Christine hatte darauf bestanden, daß Hedwig erst schreiben müsse, die Großmama möge sie holen.

„Die Frau Amtsräthin könnte ja den Tod davon haben," sagte sie, „wenn Sie so plötzlich ankämen," im Herzen aber dachte sie: „guter Rath kommt über Nacht, morgen hat sie ausgestürmt." —

Wie ein Kind ließ sich Hedwig hinaufführen. Das kleine Fremdenzimmer war bald durchheizt, und nachdem Christine ihr noch zwei Tassen heißen Thees aufgedrungen, brachte sie sie ins Bett.

„Ich kann doch nicht schlafen," sprach Hedwig matt, „mir ist so wüst im Kopfe."

„Der Schlaf wird schon kommen," meinte Christine, „denken Sie nur an ein wogendes Kornfeld."

Und der Schlummer kam — auch ohne das wogende Kornfeld. Leise, leise stieg er hernieder — breitete seine Fittige aus und legte das müde Kind mitleidig an sein Herz. — Dort lag sie so ruhig, so still. Und mit dem Schleier, den er über ihre Augen gebreitet, verhüllte er sie und trug sie fort, weit fort. Unter dem alten Nußbaum legte er sie nieder. Und sie richtete sich empor, setzte sich auf die Bank und lauschend blickte ihr Auge den grünen Bergabhang hinab, ob er noch nicht komme, an dem ihr Herz hing. Und er kam, Reinhold, und als sie seinen Strohhut durch die Bäume schimmern sah, sprang sie auf und flog ihm entgegen.

Mit beiden Armen fing er die Athemlose auf. Ihr Herz schlug schnell, stürmisch. Er mußte es pochen fühlen an seiner Brust. Und sie blickte auf zu ihm, lachend, innig glücklich.

Er beugte sich über sie und küßte sie auf Mund und Stirn und dann geleitete er sie zurück zu der Bank und setzte sich neben sie. Mit dem rechten Arm hielt er sie umschlungen, in der Linken ruhte ihre Rechte. Von seiner Liebe sprach er, von dem Glücke flüsterte er, wenn sie erst sein, ganz sein — sein Weib sei. Und sie blickte ihn vertrauend an. Ja, Glück sprach aus seinen Augen für sie — Glück mußte ihr die Zukunft bringen, und sehnend füllte der Gedanke an dieses Glück ihre Brust.

So führte der Traum sie zurück in eine Zeit, in der sie es für unmöglich gehalten hätte, sich an Reinhold's Seite je unglücklich zu fühlen, so wurde er ihr unwillkürlich ein milder Vermittler mit der Gegenwart. — —

Ermüdet kehrte Reinhold erst gegen Morgen heim. Er war bei einem todtkranken Kinde gewesen, und erst heimgekehrt, als er den Eltern einen Hoffnungsschimmer als Balsam zurücklassen konnte. All' seine Gedanken waren darauf gerichtet gewesen, und erst jetzt, als er seine Häuslichkeit wieder betrat, führten sie ihm die Scenen vom Abend zurück.

Er strich mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen wüsten Traum verscheuchen, doch stand die Wirklichkeit bald wieder lebendig vor seiner Seele.

Er hatte seine Frau in voller Aufregung verlassen müssen, und so leidenschaftlich erregt hatte er sie niemals gesehen. — „Ob sie sich beruhigt hat," fragte er sich zweifelnd. — Er nahm das Licht, und ging eiligen Schrittes in das Schlafzimmer — leise trat er an Hedwig's Bett — er fand es unberührt.

Den ersten Augenblick erschrack er, doch tröstete er sich sogleich wieder mit der Wahrscheinlichkeit, Hedwig noch in ihrem Zimmer zu finden. „Ja, ja, dort wird sie sein," beschwichtigte er den bangen Zweifel, der in ihm aufstieg, „dort muß sie sein." —

Ein jäher Schreck durchzuckte ihn, als er das Zimmer leer fand. Hatte sie ausgeführt, was sie in blinder Leidenschaft gedroht — hatte sie ihn verlassen? — Dort lag noch der Kranz duftig und frisch — wie glücklich hatte sie sich damit geschmückt — wie enttäuscht ihn wieder vom Haupt genommen. — Wie vernichtet sank Reinhold auf einen Stuhl nieder, der ruhige, stets besonnene Mann hatte alle Fassung verloren.

Was Reinhold in diesem Augenblicke gelitten, keine Feder vermag es zu schildern. Er machte sich Vorwürfe, daß er doch wohl zu hart gewesen, daß es nicht so weit gekommen sein würde, wenn er weniger schroff ihr gegenüber getreten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Retter.

(Fortsetzung.)

Otto hatte auf jedes Wort aufmerksam gelauscht. Lange blieb er, den Kopf in die Hand gestützt, so stehen, endlich hob er die Augen zu Herrn Goldhaar auf und fragte:

„Wie kann man Sie in Geldverlegenheit glauben, da, wie ich höre, Constanze mit einem sehr reichen Manne verlobt ist?"

„Herr Willing hat zwei Tage vor dem Brande mich schriftlich gebeten, Constanze zu vermögen, ihm sein Wort zurückzugeben.“

„Sie that es? That es gern?“ sprach Doktor Franke erröthend.

„Gern! Sie hat den Mann nie geliebt, kaum geachtet, das gestand sie mir, sie hatte sich für mich, für uns alle opfern wollen. Ach, lieber Doktor, seit ich Markheim verließ, verlassen mußte, hatte ich wenig glückliche Tage. In der letzten Zeit hoffte ich, meine Geschäfte mehrten sich und ich machte manchen bedeutenden Gewinn, ohne das unselige Feuer hätte ich mich in zwei Jahren herausarbeiten können, dann hätte ich mein Geschäft verkaufen, nach meinem lieben Städtchen, in mein Haus, meinen Garten, zurückkehren können — aber jetzt ist Alles dahin! Wenn nur Constanzen's Schuldlosigkeit bald vor Gericht erwiesen wird, bin ich zufrieden, damit das liebe Wesen wieder glücklich ist, ihre gebeugte Mutter wieder ihr Haupt erhebt.“

„Das soll, das muß geschehen! sprach Otto mit Nachdruck. „Schon, daß ich, Ihr aufrichtiger Freund, gekommen bin, gerade in der Zeit der Noth, wollen wir als gutes Zeichen betrachten. Kann ich Constanzen sehen?“

„Nein! Nicht eher als bis die Sitzungen des Schwurgerichts beginnen, den ersten des künftigen Monats, also in zehn Tagen.“

„In dieser Zeit bleibe ich bei Ihnen und Ihrer Frau, ich quartire mich bei Ihnen ein, erlauben Sie es?“

„Mit Freuden nehme ich diese Hülfe, diesen Trost an, mein lieber Franke!“

Und jetzt, Herr Goldhaar, lassen Sie mich einen Brief schreiben, und dann bin ich nur für Sie da.“

„Schön! Hier ist Alles, was Sie brauchen, ich will jetzt zu meiner Frau gehen und dafür sorgen, daß Constanze erfährt, daß Sie bei uns sind.“

Am letzten April, den Tag, bevor die Sitzung des Schwurgerichts im Jahre 18— in Danzig beginnen sollte, saßen drei Männer in ernster, eifriger Berathung im Zimmer der Frau Goldhaaar, es war der Herr des Hauses, Otto Franke und Justus Wallberger.

Als bayerischer Rechtsanwalt konnte er freilich direkt nichts für Constanze thun, aber scharfsinnig, wohlwollend, seinem Otto innig ergeben, ertheilte er den besten Rath. Er war, sobald er Otto's Telegramm erhalten hatte, abgereist und seit drei Tagen in Danzig. Stundenlang hatte er sich von jedem Familienmitgliede, von jedem Nachbar die Geschichte des Feuers erzählen lassen, mit dem Buchbindergesellen hatte er gesprochen, und auch mit dem Lehrling, dann hatte er seinen Kollegen, den Rechtsanwalt Bürger, welcher Constanzen's Vertheidiger sein sollte, besucht, und ihn von des jungen Mädchens Unschuld überzeugt, denn er wußte aus seinen eigenen Leistungen als Vertheidiger, daß den Geschworenen gegenüber der Anwalt des Angeklagten an des letztern Schuldlosigkeit glauben, ja fest davon überzeugt sein muß, soll er ihn befreien und jeden Verdacht entkräftigen.

Was zu thun war, wurde nochmals wohl überlegt und durchgesprochen, denn Justus verhehlte seinen Freunden nicht, daß starke Indizien gegen die Angeklagte vorlagen, und daß man wohl ihre Handlungsweise durch ihre kindliche Liebe erklären, aber schwerlich glauben würde, daß sie nicht auf dem Söller im dritten Stockwerk gewesen, nicht den Leuchter verloren habe.

Zur bestimmten Stunde ward der Saal, in welchem das Schwurgericht seine Sitzungen hielt, geöffnet, er war ungewöhnlich gefüllt und Aller Augen richteten sich auf den Präses des Gerichts, welcher jetzt mit dem Staatsanwalte und den Geschwornen eintrat. Nachdem der Präses die übliche Anrede an die Geschwornen gehalten hatte, wandte er sich zu den Zeugen und diesen ward der Eid abgenommen.

Ein Geflüster ging durch die Versammlung, als die Angeklagte mit ihrem Vertheidiger sichtbar ward.

Der Vertheidiger Constanzen's war ein noch junger, kleiner Mann mit einem intelligenten Gesicht. Die Angeklagte selbst, einfach, aber höchst sauber und fein gekleidet, überraschte durch ihre seltene Schönheit und eine rührende weibliche Würde. Sie verbeugte sich mit ruhigem Anstande vor den Richtern und setzte sich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Mit dem am 27. v. Mts. nach längerer Krankheit in Paris verstorbenen Dr. Louis Véron wird eine der bekanntesten und charakteristischsten Figuren des modernen Frankreich, die durch ihre vorübergehenden Verbindungen mit den höchsten Kreisen der Pariser Gesellschaft sogar eine europäische Berühmtheit erlangt hat, zu Grabe getragen. Im Jahr 1798 als Sohn eines Papierhändlers in Paris geboren, studirte er Medizin, und wurde 1821 Gehülfsarzt in den Pariser Spitälern. Nachdem er promovirt, ließ er sich in den katholisch-apostolischen Verein der guten Literatur aufnehmen, schrieb Artikel für die legitimistische „Quotidienne“, und erhielt auf Verwendung seiner royalistischen Gönner den etwas seltsamen Posten eines Oberarztes bei den königlichen Museen. In dieser Zeit befaßte er sich mit der Erfindung und Zubereitung eines Brustmittels, der sogenannten Pâte Regnault, das reißenden Absatz fand, und den Grund zu seinem großen Vermögen legte. Um 1829 stiftete er die „Revue de Paris“, gab die Zeitschrift aber bald wieder auf, um, wie er selbst sagte, der Nachfolger Lüllys, nämlich Direktor der großen Oper zu werden. In dieser Eigenschaft inscenirte er die Meyerbeer'sche Oper „Robert der Teufel“, die ihn

zum Millionär machte. Nachdem er etwa 5 Jahre mit dem größten äußern Erfolg über das Sänger- und Tänzerchor der ersten lyrischen Bühne Frankreichs geherrscht, legte er sein Verwaltungsscepter nieder, und meldete sich bei den Wählern in Brest als Kandidat der dynastischen Opposition, fiel aber durch. Nun übernahm er die Leitung des damals sehr heruntergekommenen „Constitutionnel" und brachte das Journal durch die Mittheilung des „Ewigen Juden" im Feuilleton, welchen er E. Sue um 100,000 Frcs. abgekauft, wieder in die Höhe. Bei der Präsidentschaftsfrage 1848 erklärte sich der „Constitutionnel" nach einigem Besinnen für Louis Napoleon, und nach der Präsidentenwahl wurde dieses Blatt nebst seinem Direktor völlig zum Bonapartismus bekehrt. Als Abgeordneter des Seinedepartements trat Véron — von nun an als Mimi Véron eine typische Figur des „Charivari" — in den gesetzgebenden Körper. In seinem bekannten Glaubensbekenntniß sagte er von sich selbst: er kenne aus eigener Lebenserfahrung die Coulissen der Wissenschaft, Kunst, Politik und sogar die Coulissen der Großen Oper. Seine für die Charakteristik des modernen Frankreich nicht uninteressanten „Mémoires d'un bourgois de Paris" begann er im Jahre 1854 zu veröffentlichen. Eine mit zahlreichen Indiskretionen gespickte und höchsten Orts sehr übel vermerkte Fortsetzung derselben erschien im vorigen Jahre im Feuilleton des „Constitutionnel". Véron hinterläßt, nach der „Fr. Corr.", ein Vermögen von drei Millionen. Er hat testamentarisch seinem Mündel, einem Enkel des Journalisten Bohain, 15,000 Fr. Rente, seiner in Paris stadtbekannten Köchin Sophie 30,000 Fr. und seinem Kammerdiener 20,000 Fr. hinterlassen. Seinen Mündel hat er außerdem brieflich der Gnade des Kaisers empfohlen.

[Die abyssinische Expedition und die — Maulthierfrage.] Von den Train- und Artillerie-Offizieren, die von England aus auf den Maulthierhandel ausgesendet wurden, waren auch vier bestimmt, in Konstantinopel Ankäufe zu machen. Diese vier Herren kamen am 17. Sept. mit dem Postdampfer in Konstantinopel an und waren nicht wenig erstaunt, zu hören, daß dort keine Maulthiere zu haben sind. Bei dem Train befindet sich allerdings ein alter Bestand von italienischen und spanischen Maulthieren, allein dieser Bestand ist sehr alt. Die Thiere sind sämmtlich Veteranen, die seinerzeit den Krrimfeldzug mitgemacht haben und daher wohl gereifte Erfahrung, aber nicht die zu einem derartigen Kriegszuge nöthigen Kräfte besitzen. Indessen sitzt die militärische Gesandtschaft in Konstantinopel, weiß nicht wohin, und hat nach London geschrieben, um weitere Instruktionen zu erhalten. Drei Dampfer zum Transporte der aufgekauften Thiere von den verschiedenen Plätzen nach Aegypten sind mit ihrer Ausrüstung fertig und bereit, nach ihrem Bestimmungsorte abzugehen. Wenn übrigens die englische Regierung auch sonst ihre Offiziere so ins Blaue hineingeschickt hat, so dürften sich noch arge Verlegenheiten herausstellen, und würden die Hoffnungen auf eine baldige Befreiung der Gefangenen von der Esel- oder Maulthierfrage abhängig sein.

[Sinalunga oder Asinalunga?] In einem Eingesendet der „Times" wird über den wahren Namen des Ortes, welcher durch Garibaldi's Gefangennahme historische Bedeutung erlangte, folgende Aufklärung ertheilt: Das Städtchen hieß bis in die neueste Zeit Asinalunga. Da aber die Einwohner der vielen Witzeleien, zu welchen der Name Asinalunga (lange Eselin) Anlaß gab, überdrüssig wurden, erinnerten sie sich plötzlich, daß ihre Stadt sehr alt sei, und früher Sinna longa geheißen habe. Diesen Namen wünschten sie in Sinalunga abzuändern, und erlangten in der That einen Ministerial-Erlaß oder ein Parlamentsgesetz, welches ihnen diese Umtaufe gestattete. Aber die Gewohnheit ist stärker als das Gesetz, und daher kommt es, daß in Karten, Reisewerken, selbst in offiziellen Dokumenten Asinalunga anstatt Sinalunga gebraucht wird.

Der „Vossischen Ztg." schreibt man aus Berlin vom 1. Okt.: Herr Eduard Schmeil aus Magdeburg hat im Admiralitätsgarten einen Apparat zur Ansicht ausgestellt, der die Beachtung aller Musiker und Musikfreunde verdient. Dieser Apparat, Notograph genannt, der an jedem Klavier befestigt werden kann, hat den Zweck, das auf dem Klavier Gespielte sofort während des Spielens in Notenschrift auf das Papier zu übertragen. Die Notenschrift ist nicht die gewöhnliche, aber der Art, daß sie sich leicht entziffern läßt.

Im Königreich Bayern befinden sich zur Zeit 1416 Zivil- und 198 praktizirende aktive Militärärzte, und zwar von den Zivilärzten 334 in Oberbayern, 128 in Niederbayern, 140 in der Pfalz, 104 in der Oberpfalz, 121 in Oberfranken, 194 in Mittel-, 215 in Unterfranken und 180 in Schwaben und Neuburg. Senior sämmtlicher Aerzte im Königreich ist der pens. Stabsarzt Dr. Hölderlin in Landshut (geb. 1783, in den Staatsdienst getreten 1816). — Außerdem befinden sich in Bayern: 338 Bader älterer Ordnung, 13 Magister der Chirurgie, 41 Landärzte, 1447 Bader neuerer Ordnung, 40 Zahnärzte, 3661 Hebammen, 528 Apotheken, 293 Dispensiranstalten, 150 Distrikts- und 236 Lokalkrankenhäuser.

Redakteur Gustav Weffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 239 Montag, 7. Oktober 1867.

Ein Trotzkopf.

(Fortsetzung.)

„Nun, habe ich Recht?“ warf Heine ein.

„Und was sollte mir der Verstand rathen?“ fragte Reinhold.

„Mensch — Reinhold!“ rief der Assessor, „hast Du alle Psychologie vergessen? Trotz gegen Trotz! Versteh' mich recht. Wenn Du jetzt zu ihr hinaufgingst, so würdet Ihr Euch sofort versöhnen, natürlich, aber der Fehler selbst würde dadurch nicht gemindert. Entschiedenheit, feste, ruhige Entschiedenheit mußt Du Deiner Frau entgegensetzen; glaube mir, das hilft. Sie selbst muß zuerst wieder zu Dir kommen!“

„Das thut sie nicht,“ warf Reinhold ein.

„Sie wird es thun. Nur Zeit laß ihr. Laß sie droben auf dem Zimmer, kümmere Dich nicht um sie, geh' Deinem Berufe nach, ganz in gewohnter Ordnung, stell' Dich, als ob Du sie kaum vermissest. So schwer es Dir auch werden mag, folge mir, Reinhold, nur dieß eine Mal. Hedwig wird von selbst zu Dir kommen; ist es nicht heute, so ist es morgen. Sie kommt — und je ruhiger und fester sie Dich sieht, um so größer wird ihre eigene Beschämung sein. Folge mir!“

Reinhold stand wieder auf und durchschritt das Zimmer. Er schien noch schwankend mit sich zu kämpfen. Endlich blieb er vor Heine stehen und reichte ihm die Hand.

„Ich will Dir folgen,“ sprach er. „Ich glaube, Du hast Recht!“

„Ich habe Recht!“ rief der Assessor. „Nun, komme, Du wolltest Deinem Berufe nachgehen — ich begleite Dich. Arm in Arm soll uns Deine Frau sehen, lustig wollen wir sein. Sie wird unwillig darüber weinen, aber es wird sie heilen. Komm, mein Junge! Keine Widerrede! Du hast versprochen, mir zu folgen. Nur den Kopf hoch! Komm!“ Er setzte ihm lachend den Hut auf, erfaßte seinen Arm und zog ihn mit sich fort.

Hedwig saß in der Fremdenstube am Fenster. Sie war in höchst unzufriedener Stimmung. Unzufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt. Als sie am Morgen nach einem gesunden Schlaf erwachte, als der Tag mit seinem nüchternen Lichte die Scenen vom gestrigen Abend hell beleuchtete, da überkam sie doch ein recht unbehagliches Gefühl. Reue über ihr Benehmen war es nicht, denn sie würde noch heute bei ruhiger Ueberlegung nicht anders handeln, aber es war ein Gefühl, das den ganzen Vorfall ungeschehen machen möchte. In die Heimath wollte sie zurück, das stand fest; doch schien ihr die Ausführung nicht mehr so leicht als gestern. Der Brief an die Großmama war noch immer ungeschrieben. Wiederholt hatte sie angefangen, doch so oft sie die Feder zur Hand nahm, trat Reinhold's Bild dazwischen und hinderte sie am Schreiben. Endlich war sie unwillig aufgestanden und hatte sich an das Fenster gesetzt. Da hörte sie Reinhold's Stimme unten. „Jetzt geht er fort,“ dachte sie, „nun wird er noch einmal heraufkommen — aber ich bleibe fest, ich gebe nicht nach — ich kann dießmal nicht nachgeben, nachdem er mich so tief gekränkt. Was er sich einbildet, daß er mich rufen läßt! Meint er, ich habe schon Alles vergessen, und könne heute wieder lachen und fröhlich sein, ich bin kein Kind mehr und will ihm zeigen, daß ich es nicht mehr bin.“ Sie lehnte sich zurück und nahm eine beleidigte, aber entschlossene Miene an. Doch — Reinhold kam nicht.

Sie hörte wie er die Treppe hinunterging, sie sah ihn mit seinem Freunde heiter und unbefangen die Straße entlang gehen.

Bei diesem Anblick erwachten Zorn und Unmuth auf das Heftigste in ihr.

„Das ist zu arg, zu abscheulich!“ rief sie, und heftige Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Ich sitze hier oben wie eine Gefangene, und mache mir die traurigsten Gedanken, und er amüsirt sich und scheint die ganze Sache für einen leichten Scherz zu nehmen!“

Aufgeregt setzte sie sich nieder zum Schreiben, jetzt wollte sie den Brief zu Ende bringen — hatte sie doch wieder einen klaren Beweis, daß Reinhold sie nicht mehr liebe. Wäre er nicht sonst gekommen, wie er es immer that, und hätte die Hand zur Versöhnung geboten?

Der Brief war beendet und Christine zur schleunigen Besorgung übergeben. Einspruch zu thun, wagte die alte Magd jetzt nicht mehr, aber sie glaubte kein Unrecht zu begehen, wenn sie dießmal gegen den Willen

ihrer Herrin handelte. Sie legte den Brief in ihre Kommode und wollte, ehe sie denselben besorgte, erst noch den Abend abwarten.

„Was soll nur daraus werden?“ seufzte sie still für sich, „wann wird endlich dieser Wirrwarr wohl ein Ende nehmen!“

Der Tag verging und es wurde Abend. Reinhold war, wenn auch schweren Herzens, seinem Vorsatz treu geblieben, und hatte Hedwig ihren Gedanken überlassen.

„Du wirst sehen,“ sagte er zu Heine, gedankenvoll auf- und abschreitend, „sie verläßt mich eher, als daß sie nachgibt.“

„Sie verläßt Dich nicht,“ erwiderte Heine bestimmt, „denn sie liebt Dich, laß ihr nur Zeit, sie wird schon zur Besinnung kommen. Hätte sie Recht, sie würde längst nachgegeben haben; aber sie hat Unrecht und darum wird es ihr schwer. So machen es alle Frauen fast, und Du solltest das besser wissen als ich.“

„Die Kur ist zu hart, Julius, bedenke, sie hat nie solchen Widerstand von mir kennen gelernt.“

„Um so eher rottest Du das Uebel mit der Wurzel aus. Sei dieß eine Mal nur stark, Reinhold, verlaß Dich auf mein Wort, ich will die Folgen auf mich nehmen. Doch komm,“ fuhr er fort, „wir wollen alle trüben Stimmungen verscheuchen, komm' in das Zimmer Deiner Frau, ich will Dir ein Lied singen.“

Reinhold zögerte, er war nicht aufgelegt, sich einer heiteren Stimmung hinzugeben.

„Komm, komm!“ rief Julius noch einmal und zog ihn mit sich fort in das Nebenzimmer. „Nun setz' Dich — hier,“ er drückte ihn auf das Sopha nieder. „Freu' Dich, daß Du solch' einen Freund an mir hast, der für Dich sorgt wie eine Mutter für ihr Kind. So — nun hör' zu!“

Er setzte sich an das offenstehende Piano und sang das Lied:

„O lieb', so lang' Du lieben kannst!“

Sinnend saß Reinhold da. Welche Erinnerung rief dieses Lied in ihm wach! Er stützte den Kopf auf die Hand. Uebervoll war ihm das Herz. Plötzlich stand er auf und ging leise in sein Zimmer, ohne daß der Freund ihn hörte. Dort setzte er sich nieder. Allein mußte er sein mit sich und seinen Gedanken. —

Hedwig saß immer noch in ihrer freiwilligen Gefangenschaft. Mit bleiernen Flügeln waren die Stunden an ihr vorübergegangen — ach, der Tag war ihr entsetzlich lang geworden! Endlich ward sie ruhiger, und mehr als alle Vorstellungen es vermocht haben würden, brachte die Einsamkeit sie zu sich selbst zurück. Sie fing an, das Geschehene noch einmal zu überdenken und zum Bewußtsein ihres eigenen Unrechts zu kommen. Scheu und furchtsam klopfte es an ihr Herz, und ihr besseres Ich öffnete ihm endlich ein willig Ohr. Nach und nach überkam sie eine reuevolle Stimmung.

(Schluß folgt.)

Der Retter.

(Fortsetzung.)

Sie faltete die Hände und senkte ihr Haupt, ihre erbleichenden Lippen flüsterten: „Meine armen Eltern!“ Der Kopf fiel schwer auf die Brust herab, sie verlor das Bewußtsein.

Und kam denn Niemand der armen Gequälten zu Hülfe? Wir wollen nicht sagen, daß man unmenschlich sein wollte, man bemerkte nur ihren Zustand nicht, denn an der Seite des allgemein gekannten und verehrten Konsuls H... trat ein junger, edel aussehender Mann aus dem Publikum hervor und bat mit wohltönender Stimme um kurzes Gehör, da er wohl besser als ein Anderer im Stande sei, Licht zu geben in einem Falle, der, obgleich klar scheinend, doch der Beleuchtung sehr bedürfe.

Nachdem der Präses dem Fremden, denn als solchen verrieth ein leiser Anklang von süddeutschem Dialekt, zu sprechen verstattet hatte, begann derselbe langsam deutlich, sich frei umherblickend und ohne einen Augenblick zu stocken:

„Herr Konsul H.... kann und wird mir bezeugen, daß ich die Wahrheit spreche, wenn ich mich dem Herrn Präses des Gerichtshofes, den Herren Rechtskonsulenten, den Herren Geschworenen als Doktor Otto Franke, praktischem Arzt aus Markheim, vorstelle. Er wird meine Rechtlichkeit und Glaubwürdigkeit bezeugen. Doch nicht von mir habe ich zu reden, sondern von einer schuldlos Angeklagten. Das Mädchen, ja, das Kind deutet schon an, was es als Jungfrau, als Frau sein wird. Hier in dieser großen Handelsstadt, wo Jeder sich nur um sich selbst kümmert, kannte man die seit wenig Jahren hier lebende Familie Goldhaar nur dem Namen nach! Ich aber kann behaupten, und das ganze Städtchen Markheim stimmt mir bei, daß das Ehepaar Goldhaar ehrenwerth, unfähig ist, ihren Kindern eine schlechte, verschrobene Erziehung zu geben. Ich lese hiermit einen Artikel aus dem Markheimer Wochenblatt: „Am 11. Juli 18— fiel das dreijährige Töchterchen des Gürtlermeisters Lindenmann in den Main, die zwölfjährige Tochter des Kaufmann Goldhaar, Constanze Goldhaar, stürzte sich edelmüthig in den Fluß, um, an die eigene Gefahr nicht denkend, das Kind zu retten. Ohne die rasche Hülfe des Herrn Otto Franke, der ein tüchtiger Schwimmer

und Mann von Geistesgegenwart ist, wären beide Mädchen verloren und Constanze Goldhaar's Aufopferung unnütz gewesen." „Ein solches Kind," fuhr Otto mit Begeisterung fort, „sollte als Jungfrau zur Brandstifterin herabgesunken sein? Und wozu? Weßhalb? Die in den Bodenkammern befindlichen Vorräthe waren der Versicherungssumme fast gleich, es hätte aber mehr verbrennen können, als die feine Wolle und das edle Rauchwerk, welche meist aus Hermelin bestand. Es war dieß ja schon vom königlichen Hofkürschner in Berlin bestellt, sollte in den nächsten Tagen abgesandt werden, endlich hat Herr Goldhaar durchaus keinen Mangel an baarem Gelde zu jener Zeit gehabt, als das Feuer entstand, denn sechs Tage vorher hielt ich brieflich bei ihm um die Hand seiner Tochter an, und fragte bei dieser Gelegenheit, ob er mein Kapitalvermögen, achtzigtausend Gulden in sein Geschäft nehmen wolle. Hier ist das Wochenblatt aus Markheim, hier mein Schreiben an Herrn Goldhaar.

Otto reichte beide Blätter dem Präses hin, welcher sie mit einer leichten Verbeugung gegen Doktor Franke annahm.

„Ich werde gleich zu Ende sein," begann Otto auf's Neue, und dießmal mit noch sicherer Stimme, denn vorher hatte er in Bezug auf das Datum seiner Werbung um Constanze sich eine kleine Abweichung von der Wahrheit erlaubt. „Fräulein Goldhaar ist auf dem Söller gesehen worden, sie hat es geläugnet, man hat ihren Leuchter gefunden, sie hat nicht begreifen können, wie er auf den Gang des dritten Stockwerkes gekommen ist, ich, der Arzt, kann diese Vorgänge erklären, denn ich weiß es — Fräulein Goldhaar war als Mädchen von zwölf Jahren Nachtwandlerin, in dem ärztlichen Journale meines verstorbenen Oheims, des Doktor Lindner in Markheim, das ich mir, gerichtlich beglaubigt, hierher senden ließ, findet sich ein Artikel über das damals zwölfjährige Mädchen. Heftige Gemüthsbewegungen nur führten diesen abnormen Zustand bei ihr herbei, daß wenige Tage vor dem Feuer Fräulein Goldhaar in heftiger Gemüthsbewegung war, ist gewiß, doch will ich über die Ursache hinweggehen, falls der Herr Präsident das gestattet."

„Ich möchte aber doch fragen, hob der Präses an, jedoch in einem sehr milden Tone.

In diesem Momente drängte sich ein junger Mann, einen Knaben hinter sich herziehend, in den Saal.

(Schluß folgt.)

Das Kreuz im Felde.

Ein Kreuz im Felde steht erhoben
An einer stillen Höhe Saum,
Mit grünen Zweigen dicht umwoben
Von eines Weißdorns starkem Baum;
Es schaut wohl in die fernen Thale
Ein einsam Denkmal frommer Zeit,
Und segnend unterm Abendstrahle
Die stillen Fluren weit und breit.

Nur wenn zur Sonntagsabendfeier
Der Dörflein Glocken im Verein
Die Vesper künden, wallt im Schleier
Zur Höh' ein altes Mütterlein;
Und wie sie knieend an der Schwelle
Des Kreuzes im Gebet erglüht,
Ist's wunderbar, wie um die Stelle
Der Andacht heil'ger Frieden zieht.

Nichts, was sie bang im Herzen trüge,
Führt einsam sie den Pfad hinan,
Nur daß sie ihrem Dank genüge
Für das, was Gott an ihr gethan.
Sie sah das Kreuz als Kind erhöhen
Im Unglücksjahr auf diesem Raum:
Doch weiß die Jahre, seit's geschehen,
Das Mütterchen wohl selber kaum.

Die fromme Wallfahrt unverdrossen
Uebt sie schon mehr als fünfzig Jahr,
Sie sah den Weißdorn Zweige sprossen
Und bleichen ihres Hauptes Haar;
So pilgert sie zur Abendstille:
Wen wundert's, ruht in kurzer Frist
Im Schirm des Kreuzes ihre Hülle,
Indeß ihr Geist vollendet ist? —

Eduard Demmer.

Mannigfaltigkeiten.

[Wie tief ist das Meer?] Die Versuche, das unterseeische Kabel zu repariren, haben Gelegenheit gegeben, Beobachtungen über die Tiefe verschiedener Meere anzustellen. Die am wenigsten tiefen Meere sind in der Nähe der Kontinente; so hat das baltische Meer oder die Ostsee zwischen Deutschland und Schweden nur eine Tiefe von 120 Fuß, das adriatische Meer zwischen Venedig und Triest nur eine Tiefe von 130 Fuß, die größte Tiefe des Kanals zwischen Frankreich und England ist nicht über 300 Fuß, während der südwestliche Theil des irländischen Meeres mehr als 2000 Fuß tief ist. Die äußeren Meere am Südende Europa's sind viel tiefer, als die inneren. Der engste Theil der Straße von Gibraltar erreicht eine Tiefe von 3000 Fuß, während das Mittelmeer etwa 2000 Fuß tief ist; an den Küsten Spaniens hat das Meer bis 6000 Fuß Tiefe. Die größten Tiefen finden sich in südlichen

Meeren; im Westen des Kaps der guten Hoffnung hat das Senkblei bei 36,000 Fuß, im Westen der Insel St. Helena bei 27,000 Fuß Grund. Dr. Jung hat die Tiefe des atlantischen Ozeans auf 25,000, die des stillen Ozeans auf 20,000 Fuß berechnet.

[Eine lebende Eidechse in einem Stein.] In der Sitzung vom 3. Oktober der zoologisch-botanischen Gesellschaft zu Wien verlas Sekretär Ritter von Frauenfeld eine Zuschrift des Direktors der geologischen Reichsanstalt, Franz Ritter von Hauer, welche die Mittheilung enthält, daß auf dem Hirschfelde nächst Fulnek ein Stein gefunden wurde, in dessen Innerem eine Eidechse lebte. Die Finder, die nach der Gestalt des Steines vermutheten, daß er ein anderes Mineral eingeschlossen enthalte, schlugen ihn auf. Da entfiel demselben eine Eidechse, die nach etwa 10 Minuten zu respiriren begann. Die freie Luft schien ihr jedoch nicht zu behagen, denn nach 22 Stunden war sie todt. Ritter von Hauer spricht die Ansicht aus, daß das Thier in frühester Jugend durch ein am Steine ersichtliches Loch in die Höhlung des Steins geschlüpft sei, wo es durch die natürliche Feuchtigkeit des Lagerortes und Insekten sein Leben fristete. Das zunehmende Wachsthum hinderte es am Entschlüpfen.

[Verbesserung der Liqueure.] Es ist bekannt, daß Liqueure, Rum, Cognac 2c. durch das Alter an Güte zunehmen. In Frankreich hat man die Erfahrung gemacht, daß Bewegung dieselbe Wirkung auf diese Getränke habe wie die Zeit, daher die besondere Güte jener Spirituosen, die eine weite Reise gemacht haben. Man setzte daher Flaschen mit solchen Flüssigkeiten gefüllt und wohlverpackt mit dem Getriebe einer Maschine in Verbindung und brachte durch Schütteln die Liqueure in acht Tagen zu derselben Güte, welche sie durch Aufbewahrung in ebenso vielen Jahren erhalten können.

Ein junger, erst 14 Jahre alter russischer Fürst in Neuenburg in Pension, der eine Tänzerin der Gesellschaft Knie in Biel gesehen hatte, verschwand jüngst plötzlich aus der Pension; auf Ersuchen des Direktors wurde ihm polizeilich nachgespürt und er in Solothurn, wo die Truppe Knie jetzt spielt, verhaftet und vergangenen Mittwoch nach Neuenburg zurückgebracht. Am Donnerstag war er schon wieder auf dem Wege nach Solothurn; der Telegraph benachrichtigte jedoch die Polizei von Biel und beim Aussteigen aus dem Zug wurde der Flüchtling arretirt und durch einen Landjäger aufs Rathhaus gebracht. Abends kamen Polizisten in Zivil von Neuenburg herbei, um ihn in die Pension zurückzubringen.

Man gibt der „Presse" von einem geheimen Bunde höchst ungalanter Art Nachricht, der sich unter dem unmelodischen Namen „Schleppabtretungs-Verein" so eben in Wien konstituirt habe. In dem Circular, das dieser Verein heimlich versendet, spricht er die Ansicht aus, „daß die langen Schleppen nicht blos dem Verkehr hinderlich seien, sondern auch durch lebhaftes Emporwirbeln grandioser Staubmassen Augen und Lungen in geradezu bedenklicher Art gefährden." Ein merkwürdiger Statuten-Auszug, welcher der Presse vorliegt, besagt unter andern: § 1. Zweck des Vereins ist, durch beharrliches Schleppabtreten unsere Damen endlich zu bewegen, die häßliche Mode abzulegen, und durch Annahme der neueren Mode (kurze Kleider und reizende Krinolinenlosigkeit) der öffentlichen Wohlfahrt in minder krasser Weise entgegenzutreten. §. 2. Sobald ein Schleppabtretungs-Vereinsmitglied eine Dame mit langer Schleppe auf der Straße erblickt, so hat es augenblicklich — in anscheinend unabsichtlicher Weise — auf dieselbe, und zwar kräftig zu treten, daß das Kleid einen heftigen Riß erhält. §. 3. Das betreffende Schleppabtretungs-Vereinsmitglied hat sich bei der betreffenden Dame unter tausend Höflichkeiten zu entschuldigen und sodann das Weite zu suchen, um dem weltlichen Arme der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen. Etwaige Schadenersatzklagen werden durch den Vereinsfond bestritten.

Nach Berechnungen eines Münchner Arztes hat die Cholera im vorigen Jahre in Europa 70,000, heuer bereits 50,000 Opfer gefordert.

Charade.

Der Ersten folgt oft Schmerzensschrei,
Auch wohl des Todes letztes Ach;
Doch schafft es Schönes tausendfach
Durch fleiß'ger Hände Zauberei.

Das Zweite beut dir die Natur,
Doch läßt es auch die Kunst dich seh'n,
Es grünet auf des Frühlings Flur,
Es säuselt in des Herbstes Weh'n.

Es öffnet dir der Töne Reich,
Es wahrt des Geistes Füll' und Kraft.
O, stell' dich nicht dem Ganzen gleich,
Der, den es nennt, wird ausgelacht.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 240 Dienstag, 8. Oktober 1867.

Ein Trotzkopf.

(Schluß.)

Hedwig mußte sich selbst eingestehen, Reinhold konnte nicht anders handeln; daß sie auch gar nicht selbst daran gedacht, was die Welt sagen würde, wenn sie mit Hugo allein zum Balle gegangen wäre.

Und wie sie erst ihre eigene Schuld einsah, da schlich sich die alte Liebe wieder ein, und es dauerte nicht lange, so hielt sie Kopf und Herz wieder mit den alten Banden umschlungen.

Wäre Reinhold jetzt gekommen und hätte ihr die Hand geboten, sie würde herzlich froh darüber gewesen sein, aber er kam nicht. Hinuntergehen und selbst zuerst den versöhnenden Schritt thun — konnte sie nicht; außerdem war ja sein Freund da.

Immer tiefer brach der Abend herein, immer mehr träumte sich Hedwig zurück in vergangene Zeiten. Sie hatte kein Licht haben wollen. Das Mondlicht schien so hell herein und stimmte sie mild und weich. Wie eine **fata morgana** tauchten allerhand glückliche Bilder vor ihrer Seele auf, und von allen bildeten doch immer Reinhold und ihre Liebe den Mittelpunkt.

In dieser träumerischen Stimmung schlugen die Töne des Liedes, welches Julius unten sang, leise an ihr Ohr. Sie zuckte zusammen. Dieses Lied — diese Melodie, dieselbe schöne klangvolle Stimme, die schon einmal vor Jahren einen überwältigenden Eindruck auf sie gemacht hatten! Damals wie jetzt stand sie an einem Wendepunkte ihres Lebens. Thränen stürzten aus ihren Augen und heftig schluchzend barg sie das Gesicht in beiden Händen.

„O lieb', so lang Du lieben kannst." !

Immer lauter, immer mehr anklagend tönten diese Worte zu ihr herauf. Wie Erinnerungen aus ihrer Kindheit klangen sie, ernst mahnend, fast feierlich. Nie hatte sie eine solche Leere und ein solches Bedürfniß nach Liebe empfunden als in diesem Augenblick. Reinhold's Bild trat vor sie hin. Ihn, ihn liebte sie ja, und fast hätte sie in thörichtem Trotz diese Liebe auf das Spiel gesetzt. Ein banges Gefühl überkam sie, eine unnennbare Angst, daß sie nur das Geringste von seiner Liebe verscherzen könne.

Sie sprang auf. Ihre Thränen wichen zurück, ein Entschluß stand in ihr fest. Hastig fuhr sie mit einem Tuche über die thränenfeuchten Augen und strich das Haar aus der Stirn.

Noch immer tönte Julius' Gesang von unten herauf.

Sie trat zur Thür und schritt hastig die Treppe hinab. Zu ihm, zu Reinhold mußte sie. Erst an der Thür seines Zimmers, das sie durchschreiten mußte, überkam sie ein Bangen. Sie zögerte. Wäre er allein gewesen, keine Sekunde würde sie gezaudert haben. Leise bebend ruhte ihre Hand auf dem Thürschloß. Sollte sie ihn zu sich rufen lassen — nein, ihr Herz brauchte keine Rücksicht zu nehmen.

Leise trat sie ein. Sie vermuthete Reinhold im Nebenzimmer, da sah sie ihn halb zusammengebrochen auf dem Sopha sitzen. Er blickte auf, als er die Thür öffnen hörte; eine freudige Röthe flog über sein Gesicht, als er sie erblickte — er wollte emporspringen, um ihr entgegen zu eilen, ehe er indeß dazu kam, war sie auf ihn zugeflogen und lag schluchzend in seinen Armen.

„Reinhold, Reinhold!" rief sie liebevoll und sich anklagend zugleich.

Er umschlang sie mit beiden Armen, fest, fest. Dann hob er ihren Kopf empor, küßte ihr die Thränen von den Augen und flüsterte mit vor Glück zitternder Stimme: „Meine Hedwig, sei ruhig, ruhig, Hedwig!"

Sie vermochte nichts zu sagen. Fühlen mußte er ihre Liebe, ihre Reue. Auf's Neue barg sie ihr Gesicht an seiner Brust und schluchzte fast krampfhaft; sie liebte ja nur ihn allein.

„O lieb', so lang Du lieben kannst,
O lieb', so lang Du lieben magst;
Es kommt die Zeit, es kommt die Zeit,
Wo Du an Gräbern stehst und weinst!"

So sang Julius, der keine Ahnung hatte, was im Nebenzimmer vorging.

Erst als er das Lied beendet hatte und sich nach Reinhold umherblickte, hörte er das Schluchzen Hedwig's. Er stand auf und trat leise in die Thür. Da

sah er sie an der Brust ihres Gatten und Reinhold hatte den Kopf über sie gebeugt. Sie bemerkten ihn nicht. Regungslos blieb er in der Thüre stehen. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. Er begriff Alles. Versöhnt waren sie — versöhnt. Zuerst war Hedwig wieder gekommen, früher, als er es selbst geglaubt. Sie selbst hatte ihren Trotz gebrochen — sie war geheilt.

Leise trat Julius zurück, ergriff seinen Hut und eilte durch eine andere Thür aus dem Zimmer, um einen Spaziergang zu machen. Allein mußten sie sein, allein, wenn auch nur eine Stunde lang. Nur keine Menschen im Augenblick der Versöhnung.

Der Retter.

(Schluß.)

„Mein Herr Präsident, Herren Geschwornen," rief der Knabe aus, hier steht der unfreiwillige Thäter, Anselm Willing, der Lehrling meines Meisters, er hat, von Gewissensbissen getrieben, gestanden, was er bisher aus Furcht verschwiegen hatte, daß er an jenem Abende, wo das Feuer auskam, Licht gebrannt hat, um einen Ritter- und Räuberroman lesen zu können. Er ist endlich ermüdet eingeschlafen, das Licht hat die Papierspähne ergriffen und, durch das dünne Bretterdach schlagend, vom Winde getrieben das Schindeldach des Nachbarhauses ergriffen. Wer in jener Nacht auf der Straße war, gestand zu, daß es eine stürmische Nacht war, welcher nach langer Dürre der ersehnte Regen folgte."

Der Knabe wurde jetzt vom Präsidenten aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, und daß er der Thäter war, ging aus seinen Reden hervor, denn seine erste Bemerkung lautete: „Gern, wenn man mir vorher versichert, daß mir Nichts geschieht, wenn ich Alles gestehe." Seine Antwort auf die Frage des Präses, warum er nicht eher die Wahrheit bekannt habe, war: „Ich hielt Fräulein Goldhaar für die Braut meines Vaters, sie sollte eine reiche Frau werden und meine arme Mutter und ich als Verlassene dastehen!"

Mit lauter Stimme verkündete der Präsident, daß der Knabe vorläufig in leichte Haft komme, bis seine Strafe bestimmt sei, welche nur „auf Buße für Fahrlässigkeit" lauten könne. Fräulein Goldhaar ist frei und unschuldig, seiner Ueberzeugung nach, und „unschuldig!" ertönte es aus dem Munde eines jeden Geschwornen.

Otto hatte sich, schon als der Buchbindergeselle eintrat, zu Constanze gewandt, er trug sie, die noch immer in Betäubung dasaß, auf seinen Armen aus dem Saale.

„Für unschuldig erklärt!" rief er ihrem vor der Thüre harrenden Vater zu. Erst im Wagen kam Constanze zu sich, zu Hause am Herzen der liebevollen Mutter, erholte sie sich von der Pein der letzten Stunde.

Otto war ein zu guter Arzt, um Constanzen noch mehr Aufregungen in den nächsten Tagen zu gestatten, aber als der Vollmond wieder strahlte, wandelte in seinem milden Lichte ein glückseliges verlobtes Paar, Otto und Constanze.

Die Versicherungsanstalt zahlte Herrn Goldhaar die Hälfte der Summe, die andere Hälfte legte Herr Willing zu. Er war in der letzten Zeit krank gewesen, hatte sich schon am Rande des Grabes geglaubt, und empfand Reue, besonders über seine Treulosigkeit gegen die Geliebte seiner Jugend und gegen seinen Sohn, für welchen er jetzt endlich sorgte. Herr Goldhaar fand nach zwei Jahren Gelegenheit, sein Geschäft in Danzig preiswürdig zu verkaufen, mit einem ansehnlichen Vermögen kehrte er in das reizende Mainstädtchen, in sein liebes Haus, in seinen Garten zurück, seine Gattin begleitete ihn, seinen Sohn, der jetzt auf Reisen ist, erwartet er bald zurück, um ihn zum Theilhaber seines Geschäftes zu machen.

Otto Franke ist jetzt unter dem dem Namen „unser Doktor" in der ganzen Gegend geliebt und hochverehrt. Er bleibt in seinem Wirkungskreise, obgleich er sich durch seine wissenschaftlichen Schriften einen Namen gemacht hat und Professor an einer deutschen Universität sein könnte, wenn er wollte.

Die Stadt ist ihm nicht mehr zu klein, seit er neben und für Konstanzen lebt; „sie nimmt auch zu an Häusern und Menschen," spricht er oft, denn sein Freund Justus hat sich auch in Markheim niedergelassen, und als er nach Neujahr in die statistischen Tabellen sah, sagte er lachend zu seiner Gattin: „Markheim hat nun gerade achttausend und zwei Einwohner, unsere Zwillinge, Otto und Constanze, fangen das neunte Tausend an." Er ist mit Leib und Seele Arzt, stets zur rechten Zeit da, und wenn ihn Constanze bedauert, weil er oft in stürmischen Nächten fort muß, spricht er wohlgemuth: „Mein Wahlspruch ist, Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick!"

Ein Mahnwort in schweren Tagen.

Memento mori!

Wenn dir ein Kindermündlein roth
Noch heut' entgegenlacht,
Wer weiß, es küßt vielleicht der Tod
Schon in der nächsten Nacht!
Er küßt die Rosenwänglein bleich

Und stumm das Lippenpaar,
Und legt ins kalte Todtenreich,
Was deine Freude war!

Die Gattin, die für dich gelebt,
Die dir sich ganz geweiht,
Du weißt nicht, ob für sie gewebt
Nicht schon das Sterbekleid.
Das Vaterherz, die Mutterbrust,
Noch heute sind sie dein,
Wer weiß es, wann du weinen mußt
Einsam im Kämmerlein!

Geh' in dich! mahnt die ernste Zeit,
Die Zeit, von Jammer voll,
Und merke, was das schwere Leid
Dich heute lehren soll!
Kein feig' Verzagen rettet dich,
Und, wenn du thatlos bangst,
Nur doppelt Unheil kettet sich
Fest an den Fuß der Angst!

Das Haupt empor! Die Stirn empor!
Blick' auf die Todtenbahr',
Blick' in des Grabes off'nes Thor
Gefaßt und still und klar.
Jetzt, Aug' in Aug' mit jähem Tod,
Gelob' in dieser Zeit:
Je mehr des Leids, je mehr der Noth,
Je mehr Barmherzigkeit!

Barmherzigkeit, Barmherzigkeit,
Ein Liebeüben still,
Das ist es, was die schwere Zeit
Dich heute lehren will!
Daß du der Selbstsucht gift'gen Dorn
Aus deiner Brust entfernst,
Daß du der Liebe Samenkorn
Recht auszustreuen lernst!

Barmherzig, liebreich halt' umfaßt
Die theuren Lieben dein —
Und, wenn du Groll im Busen hast,
Laß' ihn begraben sein!
Barmherzig neig' sich deine Hand
Zu den Gebeugten hin,
Und hoffend sei emporgewandt
Zu Gott Gemüth und Sinn! — —

Für jede Thräne, die du mild
Zu trocknen hast gewußt,
Ein Tropfen Himmelsfrieden quillt
In deine eig'ne Brust!
Für jede Labung, die dem Mund
Der Armuth du gereicht,
Ein Engel in der letzten Stund'
Zu dir sich niederneigt! — —

Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land,
Den Rundgang hält der Tod. —
Die Herzen auf und auf die Hand
In dieser Zeit der Noth!
Der düstre Tag der Leiden lehr'
Bedenken allezeit:
Je mehr der Noth, je mehr und mehr
Lieb' und Barmherzigkeit!

Mannigfaltigkeiten.

In Baden-Baden starb am 5. d. der fürstlich hohenzollern-hechingensche Hofkapellmeister Thomas Täglichsbeck, geboren zu Nürnberg (Ansbach?) 1799. Auf seinem Instrument, der Geige, für die er Werthvolles gesetzt hat, anerkannter Meister, und als Orchesterdirigent und Komponist auf den verschiedensten Gebieten der Kunst eines weithin verbreiteten Ruhms genießend, war er als Hofkapellmeister des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen Vorstand seiner vorzüglichen Kapelle, bis 1849, zur Mediatisirung, in Hechingen, späterhin in Löwenberg in Schlesien, nach der Uebersiedlung seines Fürsten dahin. Zuletzt hatte er seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen.

Den Haupttreffer von 20,000 fl. der österreichischen Kreditloose, die am 1. Oktober gezogen wurden, machte eine Beamten-Wittwe in Wien, welche bisher in den einfachsten, bescheidensten Verhältnissen gelebt hatte. Gewohnt, mit ihrer kleinen Pension von 200 fl. hauszuhalten, vermochte die Frau das Glück kaum zu fassen, das ihr plötzlich geworden; sie setzte ihre Freunde von dem freudigen Ereignisse in Kenntniß und eilte dann zur Kasse der Kreditanstalt, um das Loos eskomptiren zu lassen. Die gute Frau schien förmlich geblendet von der Menge des flüssig gemachten Geldes und sie erklärte sofort, nur die Hälfte für sich behalten, die andere aber in wohlthätiger Weise verwenden zu wollen. In der That kaufte die edle Frau nur um den Betrag von 10,000 fl. Prioritäten ein, von welchen sie sich ein jährliches Zinserträgniß zu 700 fl. versprechen kann. Sie ist gesonnen, ihre einfache Lebensweise in nichts zu ändern und mit der genannten Jahresrente sich zu begnügen. Den Rest des gewonnenen Geldes hat die Frau theils bereits an dürftige Personen, die ihr bisher Zuneigung geschenkt, theils an Humanitäts-Institute vertheilt.

Aus einem Bericht des englischen Missionärs Williamson über die natürlichen Schätze des nördlichen China geht hervor, daß fast in allen Theilen der Pro-

vinz Schansi reiche Kohlenlager vorkommen, die sich über ein Gebiet von 55,000 engl. Quadratmeilen erstrecken. Die Preise der besten Kohle am Fundorte wechseln von 50—70 Käsch per Pikul oder 2—3 Pence per Zentner. Ebenso wird in der ganzen Provinz, und namentlich im Bezirk Lu-ngan-fú (36° 5' nördl. Breite) vorzügliches Eisen gefunden, aus welch letzterem die Chinesen ihre Rasirmesser und andere Messerschmiedwaaren verfertigen. Das Eisen von Schansi kommt dem besten schwedischen Eisen gleich und kann in Lu-ngan-fú für 2800 Käsch (2 Pf. St.) per Pikul oder 12 Sh. per Ztr. gekauft werden. Aber auch edlere Metalle, Gold und Silber, so wie Edelsteine werden in der Provinz zu Tage gefördert, und lassen eine energischere und systematischere Ausbeute erwünscht erscheinen.

[Der Nationalbank für Freiligrath.] Die für den Dichter Ferdinand Freiligrath angestellte Sammlung beläuft sich auf ungefähr 25,000 Thaler, nicht mehr, was verhältnißmäßig für das große Deutschland eine nur geringe Summe ist, wenn auch genügend, um den anspruchlosen Dichter eine von den dringendsten Sorgen befreite Existenz zu sichern. Er hat, dem Vernehmen nach, Lust, sich am Bodensee anzusiedeln. Seine älteste Tochter Käthchen ist mit einem in London etablirten Kaufmann Kröger, aus Stettin oder Danzig, verlobt. Sie hat im vorigen Jahre einige Gedichte ihres Vaters sehr geschickt ins Englische übertragen.

[Originelles Wechselindossament.] Ein New-Yorker Kaufmann hat einen Beitrag zum Freiligrathfond an das Komite übersendet und auf die Rückseite des Wechsels folgendes ungewöhnliche Indossement geschrieben:

Zahlet an die Ordre dessen,
Der den Löwenritt erdacht,
Der bei Belgrad die Affaire
In gehör'gen Reim gebracht;
Der die Wüste Sahara
Und den Mohrenfürsten sah.

Zahlet dem, der uns die Riegel
Schob von ferner Zone Pforten;
Der das Drängen seines Volkes
Ausgedrückt in Freiheitsworten;
Der den Werth entrichtet hat,
Zahlt an Ferdinand Freiligrath!

Auf einem Grundstücke (Stran bei Strakonitz) wurde beim Graben von Eisenbahnarbeitern ein aus Ziegeln gemauertes Grab aufgefunden, in welchem die Statue des h. Antonius von gediegenem Silber lag. Dieses Grundstück gehört dem Grafen Khevenhüller-Metsch. Ober der Stelle, auf welcher das Grab gefunden wurde, steht eine Kapelle mit der hölzernen Statue des h. Antonius.

Aus Ober-Steiermark wird folgender gemeindeamtlicher Bericht mitgetheilt: „Löbliches k. k. Bezirksamt? Wirt Selbest anhere gebetten, das unse Gemein-Wallen auff eine zeid nach Micheli hinauß geschoben werten, weil dan die meiste Viechkirtag forbei sin und die Leut mehr zeid zum Außwalln ham, und mir dan unse Rechnung for die letzten 7 jahr förtl machen lönnen, wan nit wider Was darzwischen kumt. Wegn s waserschaden und Pruken wirt schon daß weiber mindlich melten — — sunst is alles in Ortnung u auch nichs Neis. Das Rinnviech staigt und die Kauffer zahln gutt u proper. Gemeinte N. ut subra N....., G. V.“

Der Cunard-Dampfer „Sara“ hat die Fahrt von Boston bis Queenstown in 6 Tagen $21\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt; — bis jetzt die schnellste Fahrt über den atlantischen Ozean.

In der Druckerei des „Petit Journal“ in Paris ist dieser Tage eine nach einem neuen Systeme von Hrn. Marioni konstruirte Druckerpresse aufgestellt worden, welche in der Minute 600 Exemplare liefert.

Mit einem ersten Preise auf der Hortikultur-Ausstellung in Paris (tardi reservo) wurde auch der Münchener botanische Garten ausgezeichnet, von welchem in dem Aquarium eine größere Pflanzen-Sammlung ausgestellt wurde.

Charade.

Mädchen, die den ersten Zweien
Allzeit ihr geglichen,
Bin den Letzten, die allein
Ihr mir schuft, entwichen,
Such' im Keller wonniglich,
Such' im Wein mein Glücke,
Und mein Ganzes bringe mich
Je zu euch zurücke.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der F. Mailand'schen Druckerei.

—

...geln gemauertes Grab aufgefunden, in welchem b...
...atue des h. Antonius von gediegenem Si...
. Dieses Grundstück gehört dem Grafen Kho...
...ler-Metsch. Ober der Stelle, auf welcher das Gr...
...nden wurde, steht eine Kapelle mit der ...
...atue des h. Antonius.

—

Aus Ober-Steiermark wird ...
...meindebeamtlicher Bericht mitgetheilt: „Löblich...
...zirksamt? Wirt Selbest anhere gebetten, ...
...meins-Wallen auff eine zeid nach Micheli ...
...ben werden, weil dan die meiste ...
und die Leut mehr zeid zum Außwalln ...
...ir dan unse Rechnung for die letzten ...



Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 242 Donnerstag, 10. Oktober 1867.

Ein Besuch im Irrenhause.

(Schluß.)

Man kann sich denken, in welcher Gemüthsverfassung die arme Frau nach Hause ging und die nächste Zeit verlebte. Tag und Nacht zitterte sie für das Leben ihres Kindes. Tag und Nacht klopfte ihr Herz in krampfhafter Spannung, Tag und Nacht belauschte sie das Gemüthsleben ihres Gatten. Endlich faßte sie den Entschluß, sich von ihrem Kinde zu trennen, und es der Obhut der Großeltern zu übergeben. Oswald willigte ein, und der Knabe schien der Gefahr entrückt, die ihn — vielleicht schon lange — unheimlich umschwebte.

Jahre vergingen. In Oswald's Gemüth schien nach einer Periode krampfhafter Aufregung wieder eine Zeit der Ruhe, vielleicht der Abspannung eingetreten zu sein. Er ward fügsam und gab in Allem nach. Ueber jene Nacht und seinen frühern Zustand bewahrte er ein gleichsam schamhaftes Stillschweigen. Da stellte sich im Herzen der Frau allmählig wieder das Gefühl des Vertrauens ein, die Hoffnung, daß milde Geisterhände die schlummernden wilden Elemente in der Brust ihres Gatten für immer beruhigt hätten. Das Ereigniß jener schrecklichen Nacht trat wie ein böser Traum in den Hintergrund der Seele zurück, dorthin, wo alle unsere überwundenen Schmerzen ruhen, wo unsere Todten schlafen . . .

Der kleine Arthur war nun schon drei Jahre abwesend. Da erwachte in der Brust der Mutter der ungestüme Wunsch, ihn wieder zu sehen. Das Weihnachtsfest stand vor der Thüre. Die Nachbarin, die um Rath gefragt wurde, ob man wohl den Kleinen herüberholen dürfe, sagte nicht Ja, nicht Nein, äußerte Bedenken und überließ es endlich der Mutter selbst, Alles zu entscheiden. Aber der Drang der Frau, ihr Kind wenigstens auf einige Tage wieder bei sich zu haben, überwog Alles. Ein Brief wurde geschrieben, der Kleine aus dem Pensionat, in das er eingetreten war, abgeholt. Und bald lag er an der Brust seiner Mutter.

Der Weihnachtsabend kam heran, und die Mutter hatte Alles zu einem Feste für ihren Liebling bereitet. Auch der Vater, der beim Anblick des Kindes wieder stumm geworden, als ob alte Erinnerungen jählings über ihn hereinbrächen, hatte zu den vielfachen Geschenken beigesteuert.

In ihrer überschwenglichen Freude, ihr Kind wieder bei sich zu haben, wollte die Frau auch einen Theil des Glücks auf andere, ihr im Leben fernstehende Menschen ausschütten. Im Dachstübchen des Hauses, das Oswald gehörte, wohnte ein kleiner bucklichter Schneider mit einer Frau und fünf Kindern. Frau Oswald bedachte sie reichlich mit warmen Kleidern für den Winter und sogar mit einem Weihnachtsbaume, einem vergnügten Abbild des Baums, den sie für ihren Sohn aufgestellt. Die Kinder des Schneiders tanzten um ihn her, sprachen aber wieder von Zeit zu Zeit von den noch weit reichern Geschenken, die der glückliche kleine Arthur im ersten Stockwerke erhalten habe und die er Ihnen vielleicht morgen zeigen würde.

So kam die Nacht heran über dieß Haus und über alle schneebedeckten Dächer. Die schweren Glocken hatten schon lange ausgetönt von ihrem lauten Jubel zur Feier der Christnacht und es ward Alles still.

Der Nachtwächter hatte eben Nachts um drei Uhr die Stunde abgeblasen, als er eine halbangekleidete Magd aus Oswalds Hause jählings herausstürzen und ihm entgegen rennen sah die Gasse daher. In ihrem gebrochenen böhmischen Deutsch, rief sie fortwährend: „Pro Christa Pana!“ „O weh, bei uns ist schlecht! Oswald ermordet seinen Sohn!“ „Pro Christa Pana.“

Der kleine bucklige Schneider war, da er Arbeit hatte, erst um ein Uhr zu Bette gegangen, jetzt hörte er den Lärm, sprang auf, öffnete das Fenster und forschte hinaus.

Da hörte er die Frau Oswald rufen: „Um Herrn Christi Willen, vielleicht hast Du mir das Kind erschlagen!“

Der kleine Schneider erschrack. „Kinder, sagte er zu seiner Frau und den Kleinen, die sich um ihn gesammelt hatten, „ich will lieber gar nicht wissen, was da eigentlich geschieht. Sperren wir die Thüre gut zu.“

Da hörte er aber, daß schon die Nachbarn und der Nachtwächter herbeieilten, und das gab ihm wieder Muth. Er ging die Stiege hinab, und trat auf die Schaubühne der Begebenheiten.

Da lag der Knabe todt und schon verblutet auf den Dielen. Daneben lag eine blutige Axt. Mitten im Zimmer aber stand der fürchterliche Oswald, starrte mit seinen verglasten Augen in die Oede und rief: „Ich mußte es thun, — die schwarze Frau ging vor mir her und hat mir's geboten."

„Sie sehen, in welchem Zustande er sich seit diesem Tage befindet." —

Der Freund hatte geendet. Noch waren wir im Zimmer des Kranken. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß er, der schon seit mehreren Tagen bewußtlos war, nicht seine eigene Geschichte hatte mit anhören können. Inzwischen hatten sich seine Delirien sehr gesteigert. Seine Bewegungen wurden immer ungestümer, sein hastiges Sprechen immer unverständlicher, bis es zu einem dumpfen, monotonen Murmeln hinabsank.

„Er überlebt die heutige Nacht nicht!" sagte der Freund. „Wärter, wechseln sie das Eis auf seiner Stirn! Die Arznei wird bei Seite gestellt! desto fleißiger reichen Sie dem Kranken das Getränk."

Dann gingen wir — als ob wir den Unglücklichen noch stören könnten — unwillkürlich mit leisen Schritten hinaus.

Es war Mitternacht geworden, ohne daß ich es merkte.

Eben wollte ich mich erheben und meinen Rückweg durch die freudlose Winternacht antreten, als sich die Thüre leise öffnete und einer der Wärter, den wir bei Oswald gelassen hatten, vor uns erschien.

„Sogleich!" sagte der Doktor und griff nach seiner Hauskappe. „Gehen wir," fügte er hinzu, indem er sich an mich wandte, „noch einmal auf Nummer vierundvierzig. Es ist wohl das Letztemal.

Wir traten abermals in die vorhin beschriebene Zelle.

Oswald lag ruhig und abgespannt da. Nur zuweilen entschlüpfte ihm eine automatische Bewegung, die er mit einem unverständlichen Lispeln begleitete. Seine Mienen waren friedlich und drückten eine gewisse Selbstbefriedigung aus.

„Ich befinde mich außerordentlich wohl," sagte er endlich mit leiser Stimme. — „So leicht ist Alles an mir — ich bin wie neu geboren!"

Langsam stemmte er sich auf eine Hand auf und streckte den Kopf nach dem Arzte zu, vertraulich, als wollte er ihm eine freudige Botschaft mittheilen.

„Herr Doktor! Nicht wahr, Sie hätten nicht geglaubt, daß ich so gesund werden kann, wie ich heute bin?"

Er fuhr mit wichtiger Miene fort:

„Vor einer halben Stunde, um Mitternacht, auf den Schlag, hab' ich die schwarze Frau wieder gesehen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und schien so mild und versöhnt! Sie hatte meine zwei Kinder auf den Armen — meine zwei Knaben — und die sahen so blühend aus — und so geputzt — ach so geputzt! — sogar ein heller Glanz wie ein Heiligenschein umgab ihr Köpfchen — aber —

Da verdüsterte sich sein Gesicht.

„Die schwarze Frau kommt wieder — sie tritt zwischen Sie?" —

Er sagte es kaum — hatte kaum den Finger erhoben, mit dem er in den leeren Raum hineinzeigte — da wurde er wieder starr vor Entsetzen, nur die Augen, die stark hervorgetreten waren — bewegten sich hin und her, als ob sie Jemandem, der in der Stube umherwandelte, festgebannt folgten.

„Sie kömmt immer näher," rief er — „immer näher. — Wir wichen, wie von geisterhafter Furcht gepackt zurück.

Ein Schrei! — Er sank zurück und war todt.

Vierter Vereinstag deutscher Arbeitervereine.

Gera, 6. Oktober.

I.

Nach einer Ausschußsitzung und Vorverhandlung am gestrigen Abend zur Erledigung von formellen Gegenständen wurden heute Vormittags die Sitzungen des deutschen Arbeitertages im hiesigen Rathhaussaale mit einer Ansprache des Oberbürgermeisters Weber eröffnet, welcher die Abgeordneten im Namen der Stadt Gera begrüßte. Bei der Bestimmung der Leiter der Verhandlungen fiel eine gleiche Stimmenzahl auf C. Wartenburg aus Gera, Sonnemann aus Frankfurt und Hochberger aus Stuttgart. Es wurde zwischen denselben geloost, und fiel auf Herrn Wartenburg der erste Vorsitz, auf die beiden andern Gewählten die Stellvertretung. Der Verbandsvorsitzende Staudinger berichtet über die Verbandthätigkeit seit dem Stuttgarter Arbeitertage. Vor eigentlicher Feststellung der Tagesordnung ermahnt Dr. Pfeiffer aus Stuttgart von der auf dem Programm stehenden Wehrfrage, die, gegenwärtig eine rein politische, leicht als eine Kundgebung gegen Preußen aufgefaßt werden könnte, und zudem unpraktisch sei, abzustehen. Die Versammlung gibt jedoch dem Antrage vorerst keine weitere Folge.

Als Gegenstände der heutigen Versammlung werden dann aufgestellt: 1) die Volksschulfrage, Referent Ublich aus Magdeburg, 2) Organisation des Verbandes, Referent Hochberger und Motteler aus Crimmitzschau, 3) Bergbau-Arbeiterfrage, Referent Bebel aus Leipzig. Ueber die Volksschulfrage legt Uhlich 16 Sätze vor, denen er ebenso schlichte wie warme Erläuterungen in einem lichtvollen und erhebenden Vortrage hinzufügt.

Die Sätze sind interessant genug, daß wir sie in ihrem Wortlaut hier wiedergeben. 1. Die Schule hat dem jungen Geschlechte zu übergeben, was die Menschheit bis dahin geistig erworben hat. 2. Die Volksschule hat davon so viel, nicht weniger zu geben, als es die verfügbare Zeit erlaubt. 3. Der Lehrstoff der Volksschule ist gegeben durch den jeweiligen Standpunkt der Weltanschauung, also der Naturwissenschaft, der Geschichte, des Menschenlebens, der Selbsterkenntniß. 4. Auch die bisher erlangten Fertigkeiten für den geistigen und gewerblichen Verkehr hat die Volksschule zu geben, also Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen. 5. Für die allgemeine körperliche Ausbildung sorgt die Volksschule durch das Turnen. 6. Allen Unterricht ertheilt die Volksschule in der den ewigen Gesetzen der Menschenseele angemessenen Weise, so daß ihre Schüler, wenn sie dieselben entläßt, sich selbst weiter bilden können. 7. Ihre Zucht übt die Volksschule so, daß der Wille sittlicher gebildet und gekräftigt wird. 8. Die Volksschule umfaßt sämmtliche Kinder der Ortsgemeinde vom sechsten, spätestens siebten Jahre an und entläßt sie nicht vor vollendetem vierzehnten Jahr. 9. Die Volksschule ist die wichtigste Angelegenheit der Gemeinde, die sowohl durch Aufbringung der Mittel, als durch persönliche Theilnahme für dieselbe zu sorgen hat. 10. Der Staat sorgt durch seine Gesetzgebung sowohl für die der Volksschule nothwendigen Mittel, als auch für den regelmäßigen Schulbesuch der schulpflichtigen Jugend. Der Unterricht ist unentgeltlich. 11. Die Schule regiert sich selbst durch Schulvorstände aus Gemeinde und Lehrern, welche in Kreis-, Provinzial- und Landes-Schulvorständen gipfeln. 12. Der Lehrer muß eine umfassende und gründliche wissenschaftliche Bildung besitzen. 13. Dem Lehrer gebührt eine Einnahme, wie sie seiner wichtigen Stellung entspricht. 14. Dem Lehrer wird eine nicht größere Anzahl von Schülern zugewiesen, als soviel, daß er jedem seine Fürsorge zuwenden kann. 15. Der Lehrer muß so gestellt sein, daß ihm Zeit und Kraft bleibt, auf Erfordern auch Sprecher der Erwachsenen zu sein. 16. Das Volk hat jeden gesetzlichen Weg einzuschlagen, um die Volksschule auf den ihr gebührenden Standpunkt zu erheben.

Der Uhlich'sche Vortrag wurde mit allgemeinem Beifalle, mit einer gewissen Begeisterung aufgenommen. Die Sitzung schloß dann gegen 1½ Uhr Mittags mit Erledigung dieses ersten Gegenstandes. Zur Versammlung waren gegen 40 Abgeordnete erschienen, von denen sehr viele größere Verbände vertreten; am stärksten war Sachsen vertreten mit 15 Abgeordneten, Preußen schickte 6, Württemberg 5, Bayern 3, Hessen-Darmstadt 2 und 5 die mitteldeutschen Kleinstaaten.

In der Nachmittagssitzung, die von 3 bis 8 Uhr währte, erstattete Hochberger vorerst Bericht über die Organisation des Verbandes. Zur Verbesserung desselben wird die Herstellung einer andern Verwaltungsbehörde, und die Gründung eines Vereinsorganes für nothwendig erachtet. Die Debatte über den neuen Statutenentwurf befaßt sich vornehmlich mit der Frage, ob Vorort oder ständiger Ausschuß. Angerstein aus Berlin glaubt dabei, daß die preußischen und auch sächsischen Vereine mit der Wahl eines Vororts vom Verbande nach den gesetzlichen Bestimmungen, die dort eine solche Verbindung nicht gestatten, zurückgewiesen würden und schlägt als Ausweg die Bildung eines einzigen großen Arbeitervereins in ganz Deutschland vor. Nach längerer Debatte, an welcher sich Dr. Hirsch aus Berlin (Magdeburg), Eichelsdörfer aus Mannheim, Dr. Pfeifer, Krebs aus Berlin, Hendel aus Dresden, Motteler und Bebel betheiligten, wird in Bezug auf eine neue Verwaltung des Vereinstages ein Antrag von Bebel und Pfeifer angenommen, wonach die allgemeinen Angelegenheiten des Vereinstags durch einen der größeren Vereine als Vorort besorgt werden, der Präsident direkt vom Vereinstag mit schriftlicher Abstimmung gewählt wird, ferner 16 Vertrauensmänner durch Wahl aufgestellt werden, denen vornehmlich die Kontrole des Vororts zusteht, endlich aus dem Vereine, dem der Vorsitzende angehört, noch weitere 6 Mitglieder zu wählen sind, welche gemeinschaftlich mit ihm die Vorortsangelegenheiten zu besorgen haben. Zugleich hat der Vorort die Pflicht für Herstellung einer Verbandzeitung zu sorgen und die Redaktion derselben zu besorgen.

Als dritter Gegenstand kommt hierauf die Bergbau-Arbeiterfrage zur Verhandlung. Bebel, als Referent, erörtert anknüpfend an das Lugauer Unglück, daß nur durch gewissenlose Versäumniß der allernothwendigsten Reparaturen, den schlechten Zustand des Bergwerks überhaupt, und das mangelhafte Aufsichtsrecht der Behörde in Sachsen, deren Kontrole die Bergwerksbesitzer nicht gebührend unterworfen seien, jenes Unglück vorkommen konnte.

Der lebhafte Vortrag des Referenten gab dabei noch ein Bild der völlig sklavischen Bevormundung der Bergwerkarbeiter. Jede Kontrole über die Verwaltung ihrer Knappschaftskassen sei ihnen entzogen, über diese Kassen, die im Zwickauer Revier oft über 100,000 Thlr. besitzen, verfügen die Bergwerkbesitzer oder Aktionäre ganz nach ihrem Belieben, bei der hohen Besteuerung der Arbeiter sei zudem deren Unterstützung im Unglück ganz gering; und es komme sehr häufig vor, daß man invalid gewordene plötzlich entlasse, nur um sich ihrer Versorgung aus den Kassen zu entledigen. Gleich ungerecht seien die Geldstrafen bei den geringsten „Vergehen", über deren Verwendung keine Kontrole und Rechenschaft bestehe, ferner die Fabrikordnungen, die ohne Mitwirkung der Arbeiter, einseitig und willkürlich durch die Bergwerkbesitzer oder deren Vertreter aufgestellt werden, und worin man gewöhnlich einschmuggele, was durch die Gewerbegesetze zu Gunsten der Arbeiter beseitigt ist. Es sei deßhalb eine Verschmelzung der bedeutenden Arbeiterkassen und die Verwaltung durch die Arbeiter selbst anzustreben, denn die Gelder werden gewöhnlich zum

Betriebsfond mit verwandt, geben geringen Zins oder gar keinen, und es sei möglich und schon der Fall gewesen, daß die Arbeiter endlich um die lang gesteuerten Groschen betrogen werden. Referent spricht sich noch gegen die Zeugnisse in den Arbeitsbüchern aus, die den Grund der Entlassung und die moralische Führung des Arbeiters notiren, und wozu ohne Willen des Arbeiters selbst dem Arbeitgeber kein gesetzliches Recht zustehe, und stellt schließlich folgende Resolution:

„Der Vereinstag erklärt, die in letzter Zeit bei dem Bergbau vorgekommenen Unglücksfälle erheischen

1) strengste Staatskontrole über alle Bergwerksgesellschaften;
2) gesetzliche Einführung des Zweischachtsystems;
3) Entschädigung an den Betroffenen oder Hinterlassenen bei vorkommenden Unglücksfällen auf Grundlage gesetzlicher Bestimmungen, und strengste Handhabung der Bestimmungen in Bezug auf Tödtung oder Beschädigung aus Fahrlässigkeit;
4) die Einführung sog. Knappschaftsordnungen rc. ohne Vereinbarung und Zustimmung der Arbeiter auf das Entschiedenste zu bekämpfen;
5) die Verwaltung der Kassen ist den Arbeitern zu überlassen.

Krebs und Pfeiffer wollen die Resolution allgemeiner gefaßt und den gesetzlichen Schutz auf alle Arbeiter ausgedehnt wissen. Sie stellen den Antrag: es sei Aufgabe sämmtlicher Vereine, die Landesregierungen zu veranlassen, daß Gesetze geschaffen werden, wonach der Arbeiter während der Arbeit aus Fahrlässigkeit des Ersteren erleidet, verantwortlich werde. Lippold aus Glauchau schlägt hiezu noch vor, daß die Petitionen nicht von einzelnen Vereinen, sondern vom Vorort zu gleicher Zeit an die betreffenden Regierungen zu senden sein. Die Anträge von Bebel und Krebs werden angenommen.

Es sei hier noch bemerkt, daß auf Anforderung von Angerstein und Hochberger, das Andenken und die Verdienste sowohl des verstorbenen Fr. Bandow in Berlin, wie des Professors Roßmäßler in Leipzig zu ehren, die Versammlung sich von ihren Sitzen erhob.

Die ganze Verhandlung des heutigen Tages machte einen allgemein günstigen und tiefgehenden Eindruck und bezeugt vollkommen, daß der deutsche Arbeitertag seine Aufgabe würdig, taktvoll, klar und einträchtig in's Auge faßt und ernst durchzuführen bestrebt ist.

Mannigfaltigkeiten.

[Die drei Zwerge] wären jüngsthin beinahe ertrunken. Direktor Karl Schultze vom St. Pauli-Volkstheater in Hamburg machte kürzlich in Gesellschaft der drei bei ihm gastirenden Zwerge Jean Petit, Jean Piccolo und Kiß Jozsi über Husum eine kleine Reise nach Föhr. Während der Ebbezeit waren die drei kleinen Herren zum Muschelsammeln auf die trocken gelegten Waten hinausgegangen, hatten sich aber zu weit vom Strande entfernt. Nur mit größter Mühe gelang es Herrn Schultze, sie sämmtlich vor der rückkehrenden Fluth zu retten.

Ueber die Leiche des Kaisers Max wird von einem Augenzeugen aus Queretaro, 24. August, berichtet: „Wir fanden den Sarg, welcher die Leiche des Kaisers Maximilian enthielt, im Hause von Senor Don Munnos Ledo im zweiten Stock vor. Ein Soldat stand Wache, bereit, Jeden, welcher die Leiche sehen wollte, herein zu lassen. Der Sarg stand in der Mitte des Zimmers auf zwei rohbehauenen hölzernen Bänken. Er war mit schwarzem Tuch und billigen Goldlitzen verziert. Am Kopfende befand sich eine Schiebplatte, unter der sich drei mit Glas verschlossene Oeffnungen befanden, welche einen Blick auf die Gesichtszüge Maximilian's gestatteten. Ein Pennylicht wurde von dem Soldaten gehalten. Des Kaisers Anzug bestand aus einem blauen Rocke, vorn mit gelben Metallknöpfen, dunkelblauen Beinkleidern und schweren Reiterstiefeln. Seine Hände waren mit einem Paar weißer, aber fleckiger Handschuhe bedeckt. Mund und Augen waren theilweise offen, so daß man die Zähne und die Farbe seiner Augen sehen konnte. Sein Bart fehlte ganz, so wie auch ein Theil seines Haupthaares, das, wie man erzählte, von Dr. Lisso, der den Körper einzubalsamiren den Auftrag hatte, verkauft wurde, kleine Locken, das Stück zu 5 Unzen oder 80 Dollars. Der Leichnam des Kaisers blieb in Lisso's Hause bis letzte Woche, wo er hieher verbracht wurde. Gleichfalls verkaufte Lisso Alles das, dessen er habhaft werden konnte, als irgend in einem Bezug zum Kaiser stehend. Für kleine Stücke der mit Blut bedeckten Kleider, die er zerschnitten hatte, erhielt er große Summen."

Am Samstag den 21. September wurde in Berlin bei einer Trauung in der Invalidenkirche, auf Befehl des betreffenden Geistlichen, der Braut der Myrthenkranz vom Kopf genommen. Es entstand dadurch eine große Aufregung unter den Zuschauern des kirchlichen Aktes.

In München hat eine Gaunerin einer dummen Magd 121 Stück Fohrenzapfen für 6 fl. als „Südfrüchte" aufzuhängen gewußt! Guten Appetit!

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 243 Freitag, 11. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

Aus dem Leben der New-Yorker Gesellschaft von Otto Ruppius.

Achtzehnhundert neununddreißig.

„Treten Sie hier herein, Sir, wenn Sie mich durchaus sprechen müssen; ich bin wirklich begierig, zu erfahren, was mir die Ehre eines so drängenden Besuches verschafft!"

Es war ein glänzender, mit dem ganzen amerikanischen Komfort ausgestatteter Parlor, welchen die Sprechende in fashionabler Haustracht, den Kopf piquirt zurückgeworfen, betrat. Ihr folgte langsam noch ein junger Mann, dessen gehaltene Züge im vollen Kontraste zu dem Ausdruck von Gereiztheit in dem jugendlichen Gesichte der Vorangetretenen standen.

„Ich bitte Sie freundlichst, Ma'am," entgegnete er, nachdem er die Thür geschlossen, „mich ohne diese Aufregung, die mir mein Geschäft nur erschweren muß, anzuhören. Ich werde Sie nicht lange belästigen."

„Ich gebe mich nur einer völlig natürlichen Stimmung hin, Sir!" lachte sie bitter, und ließ sich in dem Schaukelstuhle vor dem Kamin nieder, ein heftiges Schaukeln beginnend, ohne dennoch dabei die Grazie ihrer Stellung aufzugeben; „aber reden Sie!"

Der junge Mann faßte ruhig nach einem Stuhle und nahm auf diesem so seinen Platz, daß er einen vollen Blick in das Gesicht seiner Gesellschafterin hatte. „Sie wissen, Ma'am," begann er gehalten, „daß ich Ihrem verstorbenen Manne, meinem Bruder, in die Hand versprechen mußte, ein waches Auge auf das Wohl Ihres beiderseitigen kleinen Sohnes zu haben; Sie wissen aber auch, daß ich bis jetzt, hätte ich auch Ursache dazu gehabt, Ihrer mütterlichen Autorität noch in keiner Weise nahe getreten bin."

„Ah — und das beabsichtigen Sie wahrscheinlich jetzt zu thun?" erwiderte sie, rasch aufsehend.

„Nicht weiter, als es durchaus meine Pflicht erheischt!" war die ruhige, von einer leichten Neigung des Kopfes begleitete Antwort. „Sie sind jung und lebenslustig, Ma'am, betrachten so die Dinge von der leichtesten Seite, und ich kann recht gut verstehen, daß Sie sich oft genöthigt fühlen, Ihre mütterlichen Sorgen auf die Schultern von Dienstboten zu laden. Sie hätten in diesen aber jedenfalls eine bessere Auswahl treffen sollen, wenn Ihnen selbst keine Zeit zu einer Beaufsichtigung bleibt — ich habe die Wärterin Ihres Knaben in einer Gesellschaft erblickt, die den Schmutz unserer Bevölkerung bildet, während das Kind in einem Winkel auf einem Haufen Lumpen zur Ruhe gebracht worden war. Wie gesagt, ich mag Ihnen jetzt keinen Vorwurf daraus machen; ich schlage Ihnen aber vor und bitte Sie, sich nicht davon beleidigt zu fühlen, mir die fernere Sorge für das Kind anzuvertrauen. Ich habe einen Knaben, genau in seinem Alter, und Sie wissen vielleicht —"

Ein rasches, fast leidenschaftliches Sicherheben der jungen Frau schnitt die Rede des Sprechenden ab. „Sie wissen vielleicht! —" ahmte sie ihm nach, „ich will Ihnen sagen, Sir, was ich weiß! Als Mr. Litton, mein verstorbener Mann und Ihr Bruder, um mich warb, da waren Sie es vor Allen, der seiner Verbindung mit mir entgegentrat; Sie waren es, welcher später jede meiner Zerstreuungen in seinen Augen zu einem Verbrechen machte, und als er am Tode lag, waren Sie es, welcher ihm ein Testament diktirte, das mich nicht allein jeder Verfügung über das Vermögen unseres Kindes beraubte, sondern auch dieses Vermögen, falls das Kind sterben sollte, zu Ihrem Eigenthum machte, und mich dadurch auf die unnatürlichste Weise enterbte. — Und Sie," fuhr sie mit einem höhnischen Auflachen fort, „der Sie das lebendigste Interesse daran haben müssen, daß mein Kind von dieser Welt Abschied nähme, Sie wollen es unter Ihre Flügel nehmen?"

„Halten Sie ein, Ma'am," unterbrach er sie, sich in sichtlicher Erregung erhebend, „Sie begehen ein Verbrechen an mir und an dem Todten, und werden mich zwingen, zu reden, wie ich es nur ungern thun würde!"

„O, reden Sie doch, reden Sie," erwiderte sie mit erneutem bitteren Lachen, „was können mir Ihre Worte mehr thun, als Ihre Thaten längst vollbracht?" Sie warf sich zurück in den Schaukelstuhl, ein hastiges Schaukeln von Neuem beginnend.

„Gut, Ma'am, Sie verlangen es!" sagte er, augenscheinlich bemüht, seine frühere Ruhe wieder zu erlangen. „In einem Punkte haben Sie Recht — ich habe meinem unglücklichen Bruder von einer Verbindung mit Ihnen abgerathen, da ich in Ihrer Leichtfertigkeit, Ihre-

unbegränzten Sucht für Vergnügen dasselbe Elend für ihn erblickte, das der Fluch so vieler unserer Ehen ist, da mein eifriges Forschen nicht ein einziges Gefühl in Ihnen zu entdecken vermochte, das über die Befriedigung Ihrer Eitelkeit hinausging; mein Bruder aber gab leider nur seiner augenblicklichen Leidenschaft Gehör — bis Sie nach Ihrer Verheirathung selbst schnell genug dafür sorgten, daß er sehend wurde. Von diesem Zeitpunkte ab habe ich mich von jeder freiwilligen Einmischung fern gehalten, und nur wenn er Trost suchend zu mir kam, habe ich gesprochen — aber wahrlich in einer Weise, über welche Sie sich am wenigsten zu beklagen haben, denn es galt damals nur das Kreuz, welches er sich mit Ihnen aufgelegt, ihm leichter zu machen — und wenn Sie trotzdem die Sorge für das Wohl des Kindes, die Sorge, sein fleißig erworbenes Vermögen verschleudert zu sehen, in seinem letzten Willen aussprach, so sei Gott mein Zeuge, daß ich keinen Theil daran gehabt."

Die Bewegung ihres Schaukelstuhls war schon nach seinen ersten Worten eine langsamere geworden, ihr Auge hatte sich wie in einer halben Spannung nach seinem Gesichte gehoben, und ihre leicht beweglichen Züge schienen eine Entgegnung zu jedem Satz des Redners, bald in Trotz, bald in Hohn, aussprechen zu wollen. „O, unser Gott ist der wohlfeilste Zeuge für Jedermann," unterbrach sie jetzt seine letzte Betheuerung mit einem bitteren Lachen, „und der, welcher Sie allein der Lüge zeihen könnte, liegt unter der Erde — Sie werden mir also erlauben, bei meiner Ueberzeugung zu bleiben! — Ist es sonst noch etwas, worauf Sie eine Antwort wünschen?" setzte sie, mit der Miene der „großen Dame" den Kopf zurückwerfend, hinzu.

„Sie wollen also meinen Vorschlag nicht einmal in Ueberlegung ziehen?" fragte er, während eine tiefe Sorge in sein Gesicht zu treten begann, „Sie wollen Ihr Kind allen den Zufälligkeiten und schädlichen Einflüssen überlassen, die ihm bei der jetzigen Art von Beaufsichtigung drohen?"

Sie erhob sich langsam mit steifem Kopfe. „Ich denke, Sir," erwiderte sie kalt, „daß mein Kind unter den obwaltenden Umständen jedenfalls bei seiner Mutter besser aufgehoben ist, als bei Ihnen!" Sie griff nach der silbernen Klingel auf dem Mitteltische, und kaum war der durchdringende Ton derselben laut geworden, als sich auch schon die Thür öffnete, um einen Bedienten in Kamaschen und breitem Livrefrack einzulassen.

„Fred! Oeffnen Sie Mr. Litton die Hausthür!" befahl die Dame kurz, und wandte sich wieder nach dem Schaukelstuhl. Nur einen Augenblick zuckte es wie ein aufsteigendes heftiges Wort in dem Gesicht des Verabschiedeten; in der nächsten Sekunde aber schien er bereits seine völlige Ruhe wieder gewonnen zu haben.

„Ich werde meinen Weg ohne Begleitung finden!" sagte er. „Ich gehe, Ma'am, ich kann Sie nicht zu einer Aenderung Ihres Entschlusses zwingen, aber ich lege alle Verantwortung für das, was auch geschehen möge, auf Ihr Haupt; Sie werden einstmals Gott und Ihrem vorausgegangenen Gatten Rechenschaft abzulegen haben — möge sie Ihnen dann nicht zu schwer werden!" Er neigte leicht den Kopf, und verließ, sichtlich eine Last auf seiner Seele mit hinwegtragend, von dem Bedienten gefolgt, das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Vierter Vereinstag deutscher Arbeitervereine.

Gera, 7. Oktober.

II.

Der deutsche Arbeitertag setzte heute Vormittags seine Verhandlungen fort. Zu Anfang der Sitzung werden eingegangene Telegramme und Zuschriften verlesen. Durch Beschluß der Versammlung wird dem Vorort ein jährliches Fixum von 300 Thlr. bewilligt und Leipzig als Vorort mit Hrn. Bebel als Vorsitzender gewählt. Von 33 abgegebenen Stimmzetteln fielen 19 auf Bebel, 13 auf Dr. Hirsch, 1 auf Krebs (Berlin). Hierauf berichtet Dr. Pfeiffer in einem umfassenden Vortrag über die Produktivgenossenschaften. Referent hält u. A. bei Berührung der Frage, ob Staatshülfe oder Selbsthülfe, solche moderne Stichworte für gefährlich. Die Staatshülfe sei für alle zu verlangen, so lange sie nöthig ist, aber dann auch nicht für Einzelne und Korporationen, sondern für Alle. Wenn wir gerechte Staatshülfe wollen für die Gesammtheit seiner Bürger, dann treten die Prinzipien der „Selbsthülfe und „Staatshülfe" auch nicht mehr so schroff einander entgegen. Sonnemann machte Mittheilungen über die in der Frankfurter Sozietäts-Druckerei gemachten Anfänge zur Bildung einer Produktiv-Genossenschaft. Es legt jeder der in der Druckerei beschäftigten Arbeiter jede Woche einen Gulden in die Anfangs 1867 eröffnete Genossenschaftskasse, in welche jedes Jahr der Unternehmer 10 Prozent des Reinertrags einschließt. Im Laufe dieses Jahres werden durch die Einlagen der 21 Mitglieder der Genossenschaft 1221 fl. zusammenkommen. Hierzu der Beitrag des Unternehmers mit 300 fl. gerechnet, ergibt sich 1521 fl. oder 72½ fl. auf den Kopf für das erste Jahr. Es wurde auf dieses Ergebniß hin die Berechnung gemacht, daß nach 5 Jahren die Genossenschaft im Stande ist, eine eigene Druckerei zu gründen. Müller von Pforzheim: Es sei einseitig, ausschließlich den Prinzipien von Lassalle oder Schulze-Delitzsch zu folgen, und er glaube, daß in dieser Hinsicht der National-Oekonom Huber, der beide Prinzipien vereinbart, wohl den richtigen Weg zeige. Die Antheilnahme der Arbeiter am Geschäfts-

verein sei nicht bei jeder Art von Arbeit möglich; wo sie, besonders bei einfacher Stückarbeit, möglich sei, sollte sie zum Nutzen der Arbeitgeber und der Arbeiter zugestanden werden. An der Debatte betheiligen sich noch Hendel, Dr. Hirsch, Krebs, Motteler. Wir beschränken uns hier auf die Mittheilung der gestellten Anträge. Dr. Hirsch beantragt:

„Der Vereinstag empfiehlt den deutschen Konsumvereinen auf's Dringendste, die von ihnen angesammelten Kapitale für Gründung von Produktivgenossenschaften zu verwenden, insbesondere solche, die wie Bäckerei, Schlächterei ꝛc. mit dem Selbstzweck der Konsumvereine in nahem Zusammenhange stehen." Dieser Antrag wurde abgelehnt, dagegen der Antrag von Krebs angenommen:

„Der Vereinstag wolle beschließen, es ist Sache der Arbeiter, daran festzuhalten, daß neben den Bestrebungen für die geistige Entwicklung der Arbeiter auch mit Entschiedenheit dahin zu wirken sei, daß die auf Selbsthülfe und Selbstverantwortlichkeit beruhenden Wirthschafts-Genossenschaften immer mehr an Ausdehnung gewinnen."

Ebenso fand der Antrag von Sonnemann:

„Die Betheiligung am Reingewinn bei industriellen Unternehmungen und die Gründung von Kassen, in welche Beiträge der Arbeiter und die Gewinnantheile eingelegt werden, ist, wo thunlich, von den Arbeitern zu erstreben;" die Annahme der Versammlung.

Nach Mittheilung einer vom Frauenbildungsverein zu Leipzig eingegangenen Adresse erfolgten Berichte von Müller über Frauenarbeit und von Motteler über Kinderarbeit. Zu ersterem Gegenstande stellte Referent die Resolution:

„1) Die Frauen sind zu jeder Arbeit berechtigt, zu welcher sie fähig sind; 2) die Vorurtheile und die gesetzlichen Hindernisse, welche den Rechten der Frauen noch entgegenstehen, sind zu beseitigen; 3) es ist Pflicht der Familie, der Gemeinden und des Staates, für gute weibliche Bildungsanstalten zu sorgen, die denen des männlichen Geschlechts in keiner Beziehung etwas nachstehen; 4) es ist Sache der Arbeitervereine, die in den bestehenden Gesetzen, Gewohnheiten, Sitten und Vorurtheilen liegenden Hindernisse, welche der Vollziehung dieser Beschlüsse entgegenstehen, nach besten Kräften beseitigen zu helfen." Die Resolution wurde angenommen.

Der interessante Bericht von Motteler, Vorstand einer Produktivgenossenschaft in Crimmitzschau, der von der Wahrheit eigener Anschauung zeugte, berührt vorzugsweise sächsische Fabrikverhältnisse und erörterte die Bedeutung, welche die Kinderarbeit in Fabriken gewonnen. (Bei der Spinn-Industrie in Crimmitzschau allein sind nahezu 1200 Kinder beschäftigt, wovon ³/₄ unter und ¹/₄ über 14jährig), wie ferner die Kinderarbeit ein Artikel für den Arbeiter, der seine Kinder so früh wie möglich rentabel zu machen sucht, und für die billige Mehrproduktion des Fabrikanten geworden; den vernichtenden Schaden für die Gesellschaft bei dem unveränderten Fortbestehen der Kinderarbeit in solchem Umfang; und den körperlichen, geistigen und sittlichen Ruin dieser Kinder; das Unzureichende und Nachtheilige der Fabrikschulen und stellte folgenden, von der Versammlung angenommenen Antrag:

1) Die Kinderarbeit in ihren dermaligen Wirkungen ist eine der gefährlichsten Hemmnisse der Schul- und Lebensbildung, und soll darum Jedermann, besonders aber Familie, Gemeinde und Staat als betroffen und bedroht, alle Opfer und Mittel anstrengen, um geeignete Abhülfe schleunig herbeizuführen. 2) Die Kinderarbeit, soweit sie die körperliche, sittliche und geistige Erziehung des Menschen untergräbt, behindert, möge also abgelöst und an ihrer Statt eine Erziehung des Menschen zur Arbeit gesetzt werden, wie sie die Entwicklung des Menschen und die Kultur erheischen. 3) Gründung und Förderung von Vereinen, Kindergärten, so wie von Anstalten, welche die Erzeugung von Kinderspielarbeit verwerthen helfen, empfehlen sich als zunächst geeignete Mittel und Wege, den fluchwürdigen Verrath von den Kindern der Armuth zum Segen abzulenken.

Angerstein gab noch einige Notizen über die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken zu Brandenburg, die wegen schon zu vorgeschrittener Tageszeit nicht vervollständigt werden konnten. Aus demselben Grunde wurde auch die „Wehrfrage", obgleich ihre Verhandlung von vielen Seiten der Versammlung gewünscht worden, nicht zu einer eigentlichen Debatte gestellt; man beschränkte sich darauf, die von Sonnemann eingebrachte Resolution mit großer Mehrheit anzunehmen. Dieselbe lautet:

Der Vereinstag erklärt:

„Die dreijährige Präsenzzeit im Heere ist ein Hinderniß für die wahrhafte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Sie schmälert daher die Wehrkraft des Volkes. Die mit der langen Präsenzzeit verbundenen persönlichen und finanziellen Leistungen führen zu einer übermäßigen Belastung der arbeitenden Klassen und machen die Verwendung eines großen Theils der Staatseinnahmen zu produktiven Zwecken unmöglich. Die große Zahl der in aktivem Dienste stehenden Soldaten gefährdet jederzeit den Frieden und ist daher das größte Hemmniß für die Hebung des Volkswohlstandes.

Es ist die Pflicht der deutschen Arbeiter, mit allen Mitteln darauf hinzuwirken, daß die Präsenzzeit im Heere nach und nach auf die zur Einübung der Soldaten unerläßliche Zeit herabgesetzt und die allgemeine Wehrpflicht konsequent durchgeführt werde."

Zu Vertrauensmännern für den Verband bestimmte die Wahl die Herren Eichelsdörfer in Mannheim, Dr. Hirsch und Krebs in Berlin, Staudinger in Nürnberg, Uhlich in Magdeburg, Lachmann in Offenbach, Richter in Hamburg, Wartenburg in Gera, Dr. Pfeiffer in

Stuttgart, Motteler in Crimmitzschau, Pilz in Frankenberg, Bürgers in Köln, Kittsteiner in Kempten, Beller in Göppingen, Sonnemann in Frankfurt, Thorade in Oldenburg.

Nachdem noch Herr Bebel dem Präsidium den Dank der Versammlung für die taktvolle und unparteiliche Leitung der Verhandlungen ausgesprochen, so wie der Stadt Gera Dank und Hoch für die freundliche Aufnahme ausgebracht worden, begrüßte der Vorsitzende Wartenburg nochmals die Abgeordneten zum Abschied und schloß die Sitzung mit einem Hoch auf das deutsche Vaterland und dem Spruch unseres Dichters: „Ans Vaterland, das theure, schließ' dich an ꝛc." und unter dem Rufe: „Es lebe das untheilbare deutsche Vaterland!" beendete der deutsche Arbeitertag seine diesjährigen öffentlichen Verhandlungen. Beizufügen haben wir noch, daß Sonntag Abend im Lokale des Arbeitervereins von Gera eine gesellige Vereinigung stattfand, die zahlreich besucht war, und bei welcher der gemischte Chor des Vereins (eine recht hübsche Einrichtung) verschiedene Lieder auf recht gute Weise vortrug.

Die Reihe der Toaste eröffnete Angerstein aus Berlin. Er ehrte die Geraer und dankte ihrer herzlichen Gastfreundschaft. Dr. Wartenburg von Gera brachte sein Hoch den fremden Gästen. Uhlich aus Magdeburg feierte die Frauen. Hirsch aus Berlin betrat das politische Gebiet; in einem herzlichen Gruß an den deutschen Süden brachte er sein Hoch dem einigen freien Deutschland. Eichelsdörfer aus Mannheim antwortete: Für das deutsche Volk habe die Mainlinie noch nie bestanden; seine Bestrebungen für die Einigung des Vaterlandes seien viel älter als die Bestrebungen der Kabinette für das gleiche Ziel. Das Volk habe mit der Kabinetspolitik nichts gemein, seine Politik sei die freiheitliche Entwicklung der politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse, die Aufrichtung eines freiheitlich geeinigten Deutschlands. Dr. Pfeiffer aus Stuttgart betonte, daß es im Süden außer der demokratischen Partei auch eine national-liberale gebe, zu der er zähle. Er feiert das allgemeine Wahlrecht (mit Diäten). Uhlich aus Magdeburg lenkt auf das heitere Gebiet und bringt der Gemüthlichkeit sein Hoch, Hochberger aus Stuttgart den Arbeiterbildungs-Vereinen. Oberbürgermeister Weber von Gera erbat sich in humoristischer Weise das letzte Wort und ehrte die Lehrer, die Bildner der Zukunft, welcher Toast einen stürmischen Hochruf auf Uhlich erweckt. Der Vereinstag dürfte die gestellte Aufgabe erfüllt und einen weiteren Markstein aufgerichtet haben in der Bewegung unserer Tage für die Hebung des Arbeiterstandes und die Verbesserung seiner Lage.

Mannigfaltigkeiten.

Eine Explosion im Arsenal zu Woolwich hat großen Jammer in vielen armen Familien dieser Stadt verursacht. Am 5. Oktober waren ungefähr 30 Knaben, wie gewöhnlich, mit der Verfertigung und Füllung von Patronen beschäftigt, welche sie auf einem in der Mitte des Saales aufgestellten Tisch in Reihen und Packeten zu ordnen hatten. Einer der Knaben spielte in kindischem Muthwillen mit einem Zündhütchen, ungeachtet ihn seine Arbeitsgenossen dringend davon abmahnten. Ohne Zweifel ist dieser Unvorsichtigkeit die Explosion zuzuschreiben. Im Arsenal waren zu jener Stunde (11 Morgens) nicht weniger als 7000 Arbeiter beschäftigt. Auf das Getöse der Explosion erfolgte im ersten panischen Schrecken ein allgemeines Flüchten, bis sich herausstellte, daß die Zerstörung nicht über den einen Arbeitssaal hinausgegriffen hatte. Jeder dieser Säle ist vom anderen getrennt und mit einem eisernen Dache versehen. Tausende stürzten von allen Seiten herbei, um die Ursache des Unfalls und seine Folgen kennen zu lernen. Beim Eintritt in die Säle bot sich ein erschütternder Anblick. Mehr als zwanzig der beschäftigten Knaben wanden sich wehklagend am Boden und auf den Arbeitsbänken von Brandwunden entstellt, deren Schmerzen durch den Luftzug im Augenblick noch erhöht wurden. Herzerschütternde Scenen begegneten dem Auge außerhalb des Gebäudes, wo Väter und Mütter, den ärmsten Klassen des Volkes angehörig, händeringend nach ihren verunglückten Kindern riefen. Bis zum 7. Oktober sind nur zwei Knaben den Brandwunden erlegen und der Tod von drei andern mit Sicherheit vorauszusehen.

Räthsel.

Vermag dir nichts die Brust zu heben,
Ich thu' es sicherlich;
Noch mehr, ich friste dir das Leben,
Doch holen mußt du mich.
Es holte gern mich mancher Mann,
Der's aber leider nicht mehr kann.

K. D.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 238:

Marode.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 244 Samstag, 12. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Eine Minute lang stand die Zurückbleibende noch, starr in das leichte Kaminfeuer vor sich blickend, als verfolge ihr Ohr den Klang der sich entfernenden Tritte, als aber das Geräusch der zugeschlagenen Hausthür das Zimmer erreichte, wandte sie mit einem Ausdruck von Triumph den Kopf nach dem Fenster. „O, er meinte, mich einmal wieder demüthigen zu können!“ murmelte sie. „Wie ich ihn hasse mit seinem ruhigen, kalten Gesichte, das in jeder heitern Stunde stets wie ein Leichenstein auf meinem Wege stand. Ich soll den Knaben mehr hüten! Ohne Sorge, dear Sir,“ brach ein nervöses, kurzes Lachen aus ihrem Munde, „es wird geschehen! Ich habe das Kind nie geliebt, das nur als lebendiger Vorwurf für meine kleinsten Vergnügen dienen mußte — aber das soll jetzt anders werden! Ich bin nicht umsonst daran erinnert worden, daß es für diesen Menschen das einzige Hinderniß zur Erlangung eines Vermögens ist, das ihm in seinen gedrückten Verhältnissen so sehr munden würde. O, fuhr sie in sichtlicher Erregung fort, „ich werde jetzt den süßen Jungen halten, wie meinen Augapfel, will ihn nie von mir lassen, will ihm eine zärtliche sorgende Mutter werden — will es werden aus Haß, aus Haß gegen ihn, der mich so gern im Staube sähe, denn,“ schloß sie fast unhörbar, „ich müßte sterben, wenn er triumphirte!“ Sie hatte unwillkürlich einige Schritte durch das Zimmer gethan und blieb jetzt plötzlich, wie von einem Gedanken berührt, stehen. „Aber wie ist mir denn?“ murmelte sie wieder halblaut, „wurde mir denn nicht gesagt — heute oder gestern, das Kind sei krank —? Fred war es ja wohl, der sich beschwerte, die Wärterin bringe den Knaben immer mit Branntwein zum Schlafen — Gott, ich hatte kaum danach hingehört und vergessen, wie viel an dem Leben dieses kleinen Körpers hängt —“ sie starrte einen Moment wie unschlüssig ins Leere, während sich in ihren Zügen eigenthümlich der Kampf einer aufsteigenden Angst gegen den gewohnten leichten Sinn widerspiegelte; „es ist nichts Besonderes, es kann nichts sein,“ murmelte sie dann, wie sich selbst beruhigend, „die Kinder des Volks gedeihen ja unter der wenigsten Aufsicht am besten; aber es ist jedenfalls nöthig, daß ich selbst nachsehe!“ Ihre Gestalt nahm wieder die leichte Haltung und ihr Gesicht die vornehme Kälte, welche ihr gewöhnlich zu sein schienen, an, und ohne Hast, als solle nichts verrathen, was in ihr vorgehe, verließ sie das Zimmer. —

Als Fred dem entlassenen Besuche die Hausthür geöffnet, war sein Blick auf eine weibliche Gestalt gefallen, welche jenseits des eisernen Gitters, das den Vorplatz des großen Hauses von der Straße schied, wie in scheuer Unschlüssigkeit stand, und in dem breiten, gutmüthigen Gesichte des Bedienten hatte sich ein plötzliches Erstaunen gezeigt. Als traue er seinen Augen nicht, war er auf die steinerne Eingangstreppe, die Thür hinter sich zuziehend, getreten, und schritt dann langsam nach dem Gitterthor hinab. Dennoch zeigte die Dastehende in keiner Weise etwas Auffälliges; sie bot eine der Erscheinungen, die man in New-York so häufig trifft, — eine Aermlichkeit, der man doch ansieht, daß sie gern einen Schein aus besseren Tagen erhalten möchte; jedes Stück der Kleidung reinlich und gut sitzend, aber abgebraucht und verschossen; dazu ein feines, fast aristokratisches Gesicht, aber abgemagert, und die Falten langer, heimlicher Sorgen um den Mund.

„Frau — Frau Margarethe!“ sagte Fred halblaut, den Eingang des Gitters öffnend.

Die Dastehende fuhr auf, bei ihrem ersten Blicke nach dem Rufenden aber schoß auch ein feines Roth in die noch jugendlichen Züge; mit zwei hastigen Schritten war sie bei dem Bedienten und streckte diesem eine magere, kleine Hand entgegen. „O, Friedrich, das ist ein Glück, daß ich Sie treffe, kann ich Sie wohl eine Minute allein sprechen?“

„Mein Gott, ja, wenn es Ihnen nicht zu gering ist, mit in meine Stube zu treten,“ erwiderte Jener, noch immer in sichtlicher Verwunderung die Augen über das ärmliche Aeußere der vor ihm Stehenden laufen lassend; „ich habe Sie so lange nicht gesehen, daß ich zuerst kaum wußte, ob Sie es wirklich seien!“

Ein halb unterdrückter Seufzer hob die Brust der jungen Frau. „Glaube es Ihnen, Friedrich,“ versetzte sie. „Sie sollen indessen schnell genug erfahren, was mich herführt, ich verlange nur ein paar Minuten von Ihrer Zeit!“

„Und wenn es auch mehr wären, Frau Margarethe — ich habe wahrhaftig Ihren jetzigen Namen vergessen! thut aber nichts, unsere Bekanntschaft ist noch von Deutschland und älter als Ihre Heirath," sagte der Bediente gutmüthig, während er seinem Gaste voran nach dem Eingange zu dem hohen Souterrain schritt und, dort eingetreten, ein kleines, reinliches Zimmer öffnete, dann aber, sobald die junge Frau ihm gefolgt, mit sichtlicher Spannung zwei Stühle aus den Ecken zog. „Setzen Sie sich," sagte er, „Sie müssen es eben nehmen, wie es ein Dienstbote in einem amerikanischen Hause hat. — So," fuhr er fort, als die junge Frau seiner Einladung gefolgt war, „und nun sprechen Sie sich aus, wenn Sie auch, seit wir Beide die Kinderschuhe ausgezogen haben, immer ein Stück vornehmer waren als unsereins, so wissen Sie doch, daß ich wenigstens das alte Herz behalten habe."

Sie reichte ihm von Neuem die Hand. „Ich wußte es, Friedrich, daß Sie unsere Kinderzeit nicht vergessen haben würden, lassen Sie mich Ihnen nur kurz einige Worte sagen. Sie haben mich früher in glücklichen Verhältnissen hier getroffen, aber, Friedrich, es sind jetzt acht Monate, daß mein Mann gestorben ist und mich mit unserem Kinde in der großen fremden Stadt allein gelassen hat. Ich habe Arbeiterin werden müssen, wenn ich leben wollte, und was mein Zeitvertreib in besseren Tagen war, hat mir jetzt ein kümmerliches Brod erworben. Aber die Abnehmer für meine Arbeiten beginnen zu fehlen, und nun ist mir zu allem Unglück eine große bestellte Stickerei liegen geblieben, weil sie um einen Tag zu spät fertig wurde. Und doch muß ich das Geld dafür haben, der Miethzins für meine Stube ist fällig und ich werde mit meinem armen Jungen auf die Straße getrieben, wenn ich nicht heute noch zahlen kann. Da dachte ich denn an die reiche Lady, bei welcher Sie sind, die meine Arbeit gewiß brauchen könnte, und dachte, daß Sie vielleicht ein Wort für mich einlegen würden. — Hier ist sie," fuhr sie fort, als sie die unveränderte Theilnahme in Fred's Augen leuchten sah, und zog ein kleines sauberes Packet unter dem dünnen Tuche, das sie umhüllte, hervor; „ich habe meine Wohnung darauf geschrieben, wenn Sie vielleicht erst selbst mit Ihrer Mistreß reden wollten —"

Der Ton der silbernen Klingel, welcher deutlich vernehmbar von oben herunterklang und das unwillkürliche Auffahren des Bedienten unterbrach ihre Rede. „Lassen Sie das Packet hier," sagte der Letztere, „ich werde Alles besorgen, verlassen Sie sich darauf," wiederholte er, als ein neuer Ausdruck von Sorge in das Gesicht seines Gastes trat, „ich gelte schon etwas bei meiner Lady — wissen Sie, ich war schon im Hause, als Mr. Litton noch lebte, und bekam Manches mit anzusehen, wo es „stillschweigen" hieß; geben Sie her, es soll Alles besorgt werden —"

Von Neuem und stärker als zuvor tönte die Klingel, und die junge Frau, ihre Arbeit zurücklassend, eilte mit einem: „Gott wird es Ihnen lohnen, Friedrich, ich erwarte Sie!" nach dem Ausgange. —

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Am 12. März hatten die „Siebener" sich über die Grundlagen eines deutschen Volksparlaments so weit geeinigt, daß dieselben einer größeren Versammlung der Männer des Vertrauens unseres Volks zur weiteren Berathung vorgelegt werden konnten. Sie forderten daher die früheren oder gegenwärtigen Ständemitglieder und Theilnehmer an gesetzgebenden Versammlungen in allen deutschen Landen (Ost- und Westpreußen und Schleswig-Holstein mit einbegriffen) auf, den 30. März nach Frankfurt a. M. zur Vorberathung zu kommen, mit dem Zusatze, daß eine bestimmte Anzahl anderer durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichneten Männer, die bisher nicht Ständemitglieder waren, noch besondere Einladungen erhalten würden. Dieser Aufforderung folgte unterm 22. März eine zweite, ergänzende, nach, des Inhalts, daß, weil auf den 2. April der preußische Landtag einberufen sei, folglich die Mitglieder der preußischen Stände verhindert sein würden, bei der auf den 31. März und 1. April bereits festgestellten Versammlung von Deputirten und Volksfreunden sämmtlicher deutschen Staaten mit zu erscheinen, Preußen aber bei derselben nicht unvertreten bleiben dürfe, sämmtliche Stadtverordneten-Versammlungen der preußischen Lande die Frankfurter Versammlung beschicken möchten.

Hatte schon die erste Einladung, welche die Beschickung des Vorparlaments auf Abgeordnete der Ständekammern und die durch besondere Einladung der Siebenerkommission Begünstigten beschränkte, einen schlimmen Eindruck im Volke hervorgerufen, das in solcher Zusammensetzung des Vorparlaments eine genügende Vertretung nicht finden konnte, vielmehr das Bestreben argwöhnte, einer Kameradschaft und den ständischen Korporationen, mit möglichem Ausschluß der außer demselben stehenden unabhängigen und entschiedenen Volksmänner, überwiegenden Einfluß auf die Berathungen des Vorparlaments zu verschaffen, so wurde diese zweite Einladung mit Unwillen und Entrüstung entgegengenommen.

Wer die Zusammensetzung der „Stadtverordneten-Versammlungen" in preußischen Städten der Mehrzahl nach kennt und weiß, daß sie nur zu oft das Produkt

des Einflusses einer Alles beschleichenden und bis vor Kurzem allmächtigen Beamtenkaste waren, — der mußte von Indignation ergriffen werden über die Anmaßung der Siebener, solchen Köperschaften ein ausschließliches Recht zuzusprechen, das deutsche Vorparlament Namens des preußischen Volkes (für 15 Millionen Deutsche) zu beschicken und über die höchsten Angelegenheiten der Nation Rath zu halten.

Wie war es nur möglich, auf eine solche Weise das Rechtsbewußtsein im Volke zu höhnen, und was konnte Aergeres geschehen, um ganz Preußen, — das an hervorragenden, des Volksvertrauens würdigen Männern und Talenten, die der Volkssache schon lange in ihren Schriften mit Offenheit und Muth gedient und öfters für dieselbe gelitten hatten, so reich ist, — mit Mißtrauen gegen die Intentionen der Siebener zu erfüllen, die Erwartungen von den Ergebnissen des Vorparlaments herabzuspannen und die Theilnahme daran zu schwächen?

Glücklicherweise ist der Argwohn, der damals die Nation erfüllte, größer gewesen, als der Erfolg rechtfertigte; und das Beste war, daß sehr viele von Denen, welche dem Vorparlamente beiwohnten, ihre Berechtigung dazu in einer anderen Vokation suchten, als in dem Erlasse der „Siebener". Eine Menge Männer fanden sich in Frankfurt ein, welche weder den deutschen Ständekammern, noch den preußischen Stadtverordneten-Versammlungen angehörten; Männer, welche ihren Berechtigungsbrief im Adel ihrer Gesinnung, in ihrem öffentlichen Wirken für die Interessen des Volkes und in der Hochachtung und der Huldigung bei sich trugen, die ihnen in weiten Kreisen als Lohn ihrer Verdienste von ihren Mitbürgern gezollt wurden. Die Pforte der Paulskirche wurde diesen „Unberufenen" so wenig geschlossen, als den vielen andern Leuten entgegengesetzter Richtung, welche — die deutschen Regierungen in ihrem Interesse zum Vorparlamente schickten.

So hatte sich in den letzten Tagen des März in Frankfurt eine Versammlung von 574 Männern, und zwar 2 aus Oesterreich, 141 aus Preußen, 44 aus Bayern, 9 aus Hannover, 52 aus Württemberg, 26 aus Sachsen, 21 aus den sächsischen Herzogthümern, 72 aus Baden, 84 aus Hessen-Darmstadt, 2 aus Hessen-Homburg, 26 aus Kurhessen, 26 aus Nassau, 5 aus Braunschweig, 4 aus Oldenburg, 7 aus Schleswig-Holstein, 19 aus Mecklenburg und Lippe, 8 aus Anhalt, Reuß und Hohenzollern, und 26 aus den 4 freien Städten, zusammengefunden, welche alle Meinungsschattirungen von der orthodoxen Monarchie an bis zur kommunistischen Republik repräsentirten; eine Versammlung, deren Zusammensetzung alle Vorausberechnung täuschte und die wohl am allerwenigsten mit dem Kalkül der Siebener-Kommission übereinstimmen mochte.

Es konnte das Volk mit derselben im Vergleich zu Dem, was ihm das Einladungs-Programm hatte erwarten lassen, wohl zufrieden sein. Es sah eine große Anzahl Männer in der Versammlung, auf deren Einsicht, Rednertalent, Treue und Muth in Vertretung seiner Rechte, Forderungen und Wünsche es zuverlässig rechnen durfte, und von den begeisterten Wort- und Degenführern der deutschen Freiheit — vom alten Vater Jahn und den Streitern der dreißiger Jahre bis zu Struve und Hecker — fehlten nur wenige.

Den besten Vorschub leisteten aber die Ereignisse, um den volks- und freiheitsfreundlichen Geist der Versammlung zu kräftigen, zu erwecken und ihm manche Ueberzeugung zu erobern: — denn wenige Tage vor der Eröffnung des Vorparlaments hatte der Genius der Freiheit in Wien und Berlin blutige Triumphe gefeiert, und noch dröhnte die Welt von dem Krachen wieder, unter dem der alte Beamten- und Polizeistaat jener beiden mächtigsten Monarchien des deutschen Staaatenbundes zusammengebrochen war. Die alte Welt war aus ihren Fugen gegangen, die Völker jubelten und die allgemeine Begeisterung riß die Ueberzeugung von Millionen an die neue Welt hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Mahnung.

Hörst Du den Donner grollen
Im Hochgebirg verrollen?
Noch ist es Zeit!

Siehst Du die Flur verblühen,
Die Vöglein heimwärts ziehen,
Noch ist es Zeit! —

Fühlst Du den Lenz vergehen,
Des Sturmes kaltes Wehen,
Noch ist es Zeit! —

Wenn unter weißen Flocken,
Des Lebens Pulse stocken,
Ist's nimmer Zeit! —

R. D.

Mannigfaltigkeiten.

[Aus dem Leben einer Sängerin.] In einem elenden Hause zu Wien starb vorige Woche im Zustande der größten Armuth eine Frau, an deren Wiege das Glück gestanden hatte. Ihren Namen, Bertha Rivay — wer kennt ihn jetzt? und doch zählte er

einst zu den bekannten. Schon als Kind erregte ihre Stimme Bewunderung. Mit 19 Jahren durchzog sie an der Seite eines Klavierlehrers als Konzertgeberin ganz Europa und überall erntete sie Gold und Beifall. In Berlin entwich ihr Begleiter mit einer ihr gehörigen Summe von 14,000 fl., er wurde jedoch eingefangen und in der bezüglichen Gerichtsverhandlung kam so viel Skandalöses zu Tage, daß Rivay unter Pfeifen das Konzerthaus und auch Berlin verlassen mußte. Sie kam nach Wien, und auch dort erwarb sie sich durch ihre Stimme Beifall, Freunde und Geld. Wahnsinnig verschleuderte sie das Geld, und immer floß Neues in den Säckel; ihre Verschwendungsucht ruinirte mehrere junge Leute aus angesehenen Häusern, was ihre Ausweisung zur Folge hatte. 1847 war sie in Prag und unternahm mit mehreren Verehrern eine Spazierfahrt auf der Moldau, das Boot schlug aber um, drei Herren ertranken, der vierte und sie wurden gerettet. Sie war dem Tode entrissen, aber sie hatte ihre Stimme verloren. Im Jahre 1848 kam sie nach Wien und spielte in der bewegten Zeit die Barrikadenheldin. Sie sank immer tiefer und in den letzten Jahren zog sie mit einem Leierkasten herum, bis man sie vor wenigen Tagen starr, auf einem Bündel schmutziger Lumpen liegend, als Leiche fand.

Der Pensionsverein für Wittwen und Waisen bayerischer Aerzte zählte am Schlusse des Jahres 1866 685 Mitglieder. Die Zahl der Pensionsbeziehenden beträgt 221, nämlich 64 Wittwen, 149 Waisen und 8 Doppelwaisen. Ausbezahlt wurden an Pensionen 7300 fl. Die Einnahmen des Pensionsfonds betrugen 26,900 fl., darunter 11,300 fl. Zinsen und Aktivkapitalien; die Ausgaben betragen 8600 fl., darunter die obenerwähnten Pensionen mit 7300 fl. Angelegt wurden 19,000 fl. Das Aktivvermögen des Pensionsfonds beträgt 261,500 fl. Die Einnahme des Stockfonds (Reservefonds) betrug 9800 fl., die Ausgabe 3400 fl., angelegt wurden 6000 fl. Das Aktivvermögen des Stockfonds beträgt 53,500 fl., hiezu das bisher keine Zinsen abwerfende Dr. Loe'sche Erbe mit 24,200 fl. ergibt ein Gesammtvermögen des Stockfonds zu 77,700 fl. und ein Gesammtvermögen des Pensionsvereines von nahezu 350,000 fl. In Folge der günstigen Verhältnisse des Vereins hat der Verwaltungsrath beschlossen, die von der Generalversammlung vom Jahre 1864 bevorwortete Dividenden-Vertheilung an die Pensionisten § 77 c. der Satzungen in das Leben treten zu lassen, und für die zweite Hälfte der dritten Finanzperiode, d. h. für heuer und die zwei folgenden Jahre, jährlich 100 Prozent Dividende an die Pensionisten auszuzahlen, wonach die Pension zu 100 auf 110 fl. sich erhöhet.

(Falsche Haare.) Seitdem die Chignons in Mode gekommen, also seit etwa zwei Jahren, ist der Preis der Menschenhaare von 50 auf 100 Frs. das Kilogramm gestiegen. In Frankreich werden jährlich etwa 68,000 Kilogramme konsumirt, für welche gefärbt, geleckt und frisirt den Haarkünstlern etwa 80 Millionen Franken bezahlt werden.

[Ein fürstlicher Schauspieler. Dem Theater-Moniteur zufolge sind der frühere Flügeladjutant König Ludwigs II., Fürst Paul von Thurn und Taxis und seine Gattin, vom Karltheater her als Fräulein Kreutzer bekannt, unter dem Namen Herr und Frau von Thurn am Stadttheater in Aachen engagirt.

Die Stadt Leoben in Steiermark besitzt ein so großes Kommunal-Vermögen, daß alljährlich unter die Bürger der Stadt namhafte Summen von den Revenuen vertheilt werden. Für das laufende Jahr ist am 20. September im Leobener Wirthschaftsamte den bürgerlichen Hausbesitzern eine Summe von 40,000 fl. ausbezahlt worden — ein Beweis, daß im letzten Jahre die Eisen-Industrie eines bedeutenden Aufschwungs sich erfreut hatte, da das Vermögen der Stadt Leoben hauptsächlich in Eisenwerken besteht.

Ein englischer Parlamentsredner gab eine Rede, die er am folgenden Tage im Unterhause halten wollte, einem seiner Freunde zu lesen, um dessen Urtheil darüber zu hören. Nachdem dieser damit fertig war, sagte er, er habe sie dreimal gelesen und das erste Mal recht gut gefunden, das zweite Mal nur mittelmäßig, das dritte Mal aber ganz schlecht. „Sie ist also recht gut," entgegnete der Redner, „denn ich will sie nur einmal halten.

Charade.

Geh' in der Ersten auf die Zweite,
Da ist sie herrlich, schön geschmückt;
Ist prächtiger wohl noch als Beide,
Die manchen Wand'rer schon entzückt.

Auflösung der Charade in Nr. 239:
Stichblatt.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 245 Montag, 14. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Währenddem hatte einsam in einem Hinterzimmer das Leben in einem kleinen Körper umsonst gegen sein Erlöschen gerungen, und als die vornehme Mutter das Gemach betreten, war sie eben noch recht gekommen, um in dem verglasenden Auge, in den letzten Zuckungen der abgewelkten Gliedmaßen den Tod zu erkennen, welcher mit einem Schlage Alles, worauf sie ihr Erdenglück gesetzt, zu vernichten drohte. Ihr erstes Gefühl, als sie die Lage der Dinge erkannt, war das einer jäh aufflammenden Verzweiflung gewesen, sie hatte wild nach der irländischen Wärterin gerufen, die ihr endlich mit den deutlichen Zeichen der Trunkenheit aus dem Nebenzimmer entgegengetreten; es war ihr gewesen, als müsse sie das Weib erwürgen, um wenigstens ein Opfer für Alles, was sie jetzt verlieren sollte, zu haben; in der Irländerin aber schien das Entsetzen vor der erschreckenden Erscheinung ihrer Herrin, verbunden mit dem eigenen Schuldbewußtsein, plötzlich die Branntweinnebel verscheucht zu haben, und sie war entronnen, ehe die junge Mutter es zu hindern vermocht. Dann war diese mechanisch nach dem Kinde zurückgekehrt, aber sie vermochte den Anblick der brechenden Augen nicht zu ertragen; nichts hatte bisher in ihr für das kleine Wesen gesprochen, nichts sprach auch jetzt in ihr, als das Gefühl, daß es doch unmöglich sei, mit dem Erlöschen dieses schwachen Lebens Alles, Alles zu verlieren, was sie bisher ihr Eigen genannt, heruntersteigen zu müssen von ihrer bisherigen bevorzugten Stellung, und ihn, den sie bitterer haßte als den Tod, triumphiren zu sehen.

Sie war einen Augenblick schaudernd von der kleinen Leiche zurückgewichen; der letzte Gedanke aber rief alle Energie wieder in ihr wach. Sie konnte ihr bisheriges Leben nicht enden, er durfte sie nicht niedergeworfen zu seinen Füßen sehen, es mußte noch Mittel geben, um den Kampf weiter zu führen! Nur wenige Sekunden lang stand sie, starr vor sich niederblickend, dann schien auch bereits ihr Entschluß gefaßt zu sein. „Fassung, nur Fassung jetzt!" entrang es sich ihren bebenden Lippen, „noch kenne ich ja allein den Stand der Dinge!" Trotzdem vermochte sie einen neuen Schauer, der ihren ganzen Körper überlief, nicht zu überwinden, als sie noch einmal nach dem Kinde zurückblickte. Dann aber richtete sie, wie sich gewaltsam zwingend, den Kopf hoch auf, verließ das Gemach und verschloß sorgfältig die Thür. —

Als der deutsche Bediente das Zimmer seiner Herrin betrat, saß diese, erschreckend bleich, aber mit völlig ruhiger Miene, in ihrem Schaukelstuhle. „Fred", sagte sie, und nur eine leichte Heiserkeit in ihrer Stimme verrieth ihre innere Erregung, „ich habe so eben die Wärterin meines Kindes entlassen; sie soll sofort das Haus meiden, und Sie stehen mir dafür, daß in fünf Minuten kein Stück ihrer Habseligkeiten mehr hier zu finden ist. Dann aber kommen Sie zurück, ich habe mit Ihnen zu reden."

Der Bediente ging, stellte sich aber schon nach wenigen Minuten, in welchen die Lady bewegungslos, wie scharf einen Gedanken in allen seinen möglichen Konsequenzen verfolgend, vor sich hingestarrt, mit der Meldung wieder ein, daß die Wärterin bereits weg sei und für das Abholen ihrer Garderobe selbst gesorgt habe.

„Gut, Fred, jetzt treten Sie näher heran," begann sie, langsam den Kopf hebend, ich bin krank und das Sprechen wird mir schwer. — Sie sind schon geraume Zeit in meinem Hause," fuhr sie nach kurzer Pause, in welcher der Angeredete in respektvoller Haltung sich ihr genähert, fort, „und haben mir, wie meinem verstorbenen Manne bewiesen, daß im deutschen Charakter mehr Treue und Anhänglichkeit lebt, als sich in unserem eigenen Lande findet, wo Jeder Herr zu sein meint. Sagen Sie mir, Fred, getrauen Sie sich wohl ein Geschäft für mich auszuführen, das die vollste Hingebung und Treue und daneben die unbedingteste Verschwiegenheit verlangt — ein Geschäft, das Umsicht und Verstand fordert, und vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken darf?"

Fred sah mit dem Ausdrucke leichter Verwunderung, aber mit großen Augen voller Bereitwilligkeit der Sprechenden in das Gesicht. „Ich habe keinen Begriff, Ma'am, um was es sich handeln kann," erwiderte er, „aber wenn kein Unrecht dabei ist, so mögen Sie auf Alles rechnen, was nur in meinen Kräften steht!"

Ein Schatten ging rasch durch die Züge der Dasitzenden. „Unrecht!" wiederholte sie, sich wie unter

dem Drange ihrer inneren Erregung erliegend, „glauben Sie denn wirklich so leicht entscheiden zu können, was Recht und Unrecht in dieser Welt ist? Hier ist ein Mann, der einen betrügerischen Bankerott macht und Sie um Ihr sauer erspartes Geld bringt; Sie fordern Ihr Eigenthum mit der Pistole in der Hand, weil Ihnen kein anderer Weg bleibt, und werden dafür ins Gefängniß geworfen! Hier ist ein armes Mädchen, das von einem vornehmen Liebhaber für die Zeit ihres Lebens ruinirt wird; der Bruder schießt den Verführer nieder und muß dafür hängen. Wo ist das Recht oder Unrecht, Fred? bei dem Unglücklichen oder bei dem Gesetze, das nichts von menschlichem Elende weiß?"

„Sprechen Sie nur heraus, Mrs. Litton," erwiderte Fred, sichtlich angeregt, „Sie wissen, daß ich für die Herrschaft, der ich schon so lange diene, das Mögliche thun würde, und Sie werden einen armen Menschen nicht unglücklich machen wollen."

„Es ist keine Gefahr und kein Unrecht in dem, was Sie thun sollen," versetzte sie gehaltener und legte dann ihre Hand leicht auf seine Schulter. „Ich könnte einen Eid von Ihnen fordern, Fred, daß Sie schweigen über das, was Sie hören werden; aber ich denke, mein einfaches Vertrauen wird Sie stärker binden. Sie wissen, daß mein Kind krank ist?"

„Ich weiß es, Mistreß!"

„Nun, Fred, an diesem Kinde liegt mehr, als Sie verstehen würden, wenn ich es Ihnen auch sagte. Meine Feinde haben das schwache Leben des Kindes zu dem Faden gemacht, der allein mein ganzes Glück hält — stirbt es, so bin ich zu Grunde gerichtet. Ist's recht oder unrecht, Fred, mich dagegen zu wehren?"

„Wehren Sie sich, Mrs. Litton," erwiderte der Bediente mit aufleuchtenden Augen, wehren Sie sich tüchtig!"

„Gut, Fred," fuhr die Dame mit einem tiefen Athemzuge fort, während ihre Stimme fast tonlos ward, „jetzt hören Sie; mein Kind ist todt! — Aber ich will nicht das Verderben über mich kommen," setzte sie leidenschaftlich hinzu, „ich will nicht von meinen Feinden zu Boden getreten werden, mein Kind soll leben! Hören Sie jetzt, Fred. Ich weiß, es gibt viel Armuth unter Ihren Landsleuten; manche Mutter mag ein Kind zuviel haben und sich glücklich schätzen, es in Reichthum erzogen zu sehen, und der Last ledig zu sein — schaffen Sie mir ein anderes Kind, es soll an mir eine gute Mutter finden — und verlangen Sie dann selbst ihre Belohnung. Es muß Ihnen leicht werden, Fred — aber Klugheit und Verschwiegenheit vor Allem!"

Der Bediente hatte langsam den Kopf gesenkt und schüttelte ihn zweimal leise für sich, während ihr gespannter Blick auf ihn ruhte. „Ich verstehe völlig," sagte er nach kurzer Pause, „ich sehe auch nicht ein, wie ein Unrecht darin liegen kann, ein armes Kind glücklich zu machen, es sieht wohl auch leicht genug aus — aber Mrs. Litton, Sie kennen unsere deutschen Mütter nicht. Und wenn eine davon das Brod für zehn Kinder zusammenbetteln müßte, so würde sie für das elfte doch eher ihr Blut hingeben, als es sich nehmen lassen. — Aber halt!" unterbrach er sich plötzlich mit auflebendem Gesichte, „da kommt mir ein Gedanke. Muß es denn das Kind durchaus allein sein? Könnte nicht die Mutter bei ihm bleiben — als Wärterin, oder so?"

Sie sah ihn mit erregtem, zitterndem Auge an. „Es würde sich vielleicht arrangiren lassen," versetzte sie langsam, wie sich mit Macht zu einer äußerlichen Ruhe zwingend, „und ich habe ja keine Wahl. Wissen Sie Jemand, Fred?"

„Ich habe eine junge Landsmännin," berichtete Jener nachdenklich, „die in großer Noth ist und nur ein Kind, einen prächtigen Jungen, wie sie sagt, hat —"

„So gehen Sie rasch," unterbrach ihn die Dame, ohne ihrer Erregung weiteren Zwang anzulegen, „jede unnütze verlorene Minute kann Gefahr bringen — aber seien Sie klug, seien Sie vorsichtig — halt noch Eins!" — Ein Schauder überlief sichtlich ihren Körper. „Sie muß mein todtes Kind adoptiren," setzte sie fast unhörbar hinzu, „und als das ihrige begraben lassen — wie soll ich mich sonst der kleinen Leiche entledigen?"

Fred sah ihr einige Sekunden lang mit ungewissem Blicke ins Auge.

„Ich werde sehen, was sich thun läßt, Ma'am," erwiderte er dann selbst, wie unwillkürlich seine Stimme dämpfend, in zwei Stunden bin ich zurück, verlassen Sie sich darauf."

Er wandte sich, um das Zimmer zu verlassen; sie sah ihm nach, bis die Thür hinter ihm zugefallen war; dann richtete sich ihr Körper straffer auf und ihre Hände hoben sich fast wie zum Gebet. „Nun," sagte sie halblaut, „ich will nicht den Himmel anrufen, ich habe nie viel auf ihn gegeben — und mag ich sein, wie ich will, so hasse ich doch die Heuchelei selbst gegen sich selbst. Aber Du, Glück, das mich selten ganz verlassen hat, jetzt stehe mir bei, und Alles wird wieder gut werden. Morgen gepackt und auf dem ersten Dampfer mit dem Kinde nach Europa! Dann, Mr. Litton, mögen Sie Ihre Demüthigung weiter versuchen; ich aber werde mein Kind jetzt hüten, verlassen Sie sich darauf!" —

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Dr. Eisenmann ließ am 15. März 1848 in Erlangen „Ideen zu einer deutschen Reichsverfassung" er-

scheinen, welche in wenigen Wochen die sechste Auflage erlebten. Die Stadt Nürnberg ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht. Der Hauptinhalt dieser „Ideen", welche zugleich das politische Glaubensbekenntniß Dr. Eisenmann bildeten, und den er in 45 Sätzen entwickelte, war folgender:

„Ein einiges, föderatives Deutschland, regiert in seinen einzelnen Bundesstaaten durch die bisherigen Monarchen und in seiner Einheit durch ein Reichsoberhaupt, durch einen deutschen Kaiser. Die Würde des Reichsoberhaupts ist wandelbar; sie wechselt alle 5 Jahre unter den Monarchen von Preußen, Oesterreich und Bayern. Sollte der an die Reichsregierung kommende Monarch minderjährig sein, so übernimmt der König von Württemberg die Reichsregierung bis zur Majorennität des entsprechenden Monarchen. Der König von Württemberg als Reichsstatthalter übernimmt auch dann die Reichsverwesung, wenn der zeitliche deutsche Kaiser durch Krankheit oder durch andere Umstände gehindert ist, das Reich zu regieren. Das Reichsoberhaupt übt die Exekutivgewalt in allen allgemein deutschen Angelegenheiten; es verwaltet die Reichsverfassung, kommandirt und verwaltet die deutsche Armee und die zu schaffende deutsche Flotte, administrirt die Post und die Mauth, vertritt Deutschland nach Außen, sendet deutsche Gesandten an ausländische Regierungen und deutsche Konsuln an ferne Handelsplätze und empfängt die Gesandten fremder Regierungen. Die einzelnen deutschen Staaten haben keinen diplomatischen Verkehr mit dem Auslande. Dem deutschen Kaiser steht zur Seite a) ein Reichs-Staatsrath, gebildet durch sämmtliche Monarchen des Reichs oder deren Gesandte, und aus einem ständigen Ausschuß der deutschen „Volkskammer". b) Ein Ministerium des Reichs mit den entsprechenden Ministern der Reichsverwaltung, der Justiz, der Reichsfinanzen, der Armee, der Marine, der Reichsinstitute und des Handels. Die Minister werden vom Kaiser und den Fürsten gewählt, sind aber der deutschen Volkskammer verantwortlich. An der Spitze des Reichsministeriums steht ein, gleichfalls vom Kaiser und den Fürsten gewählter und der Volkskammer verantwortlicher Reichskanzler. c) Ein oberster Gerichtshof des Reichs, der zur Hälfte von den Fürsten, zur Hälfte von der deutschen Volkskammer auf Lebensdauer der Mitglieder gewählt wird. Dieser Gerichtshof hat die Rechtsfragen der Fürsten untereinander, ferner alle allgemeinen deutschen Rechtsfragen zu entscheiden und die von der deutschen Volkskammer gegen die Reichsminister erhobenen Anklagen zu prüfen und abzuurtheilen. Die gesetzgebende Gewalt des Reiches wird geübt a) durch das zeitliche Reichsoberhaupt, b) durch den Rath der Fürsten, c) durch die deutsche Volkskammer. Die deutsche Volkskammer wird von den Volkskammern der einzelnen deutschen Staaten mit 5jährigem Mandat gewählt. Jede dieser drei Reichsgewalten hat das Recht der Initiative und nur durch das Zusammenstimmen dieser drei Gewalten können rechtsgültige Gesetze entstehen. Der Rath der Fürsten und der Rath der Völker bilden zusammen das deutsche Parlament, welches jährlich in der Reichshauptstadt zusammenkommt. Das deutsche Parlament votirt außer den Gesetzbüchern die Ausgaben für die Reichsverwaltung, die Kontingente des stehenden Heeres, die Schaffung und Ausrüstung einer Marine, die Anlegung, Unterhaltung und Armirung von Festungen, die Geld-Kontingente der einzelnen Staaten, kontrolirt die Verwaltung der Post und der Mauth und überhaupt die gesammte Reichsverwaltung. Endlich untersucht und erledigt es unter Umständen Beschwerden deutscher Staatsbürger gegen einzelne Regierungen. Jeder Deutsche hat das Recht der Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Preßfreiheit und Religionsfreiheit. Deutschland bekommt gemeinschaftliche Gesetzbücher über Zivilrecht und Zivilprozeß, Strafrecht und Strafprozeß, Preßreate, Handels- und Wechselrecht. Deutschland bekommt eine gemeinschaftliche Post und Mauth und die Gefälle aus diesen Instituten fließen in die Reichskasse und werden unter Bewilligung der deutschen Volkskammer für die Reichsverwaltung, für die Reichsarmee, für die Flotte und überhaupt für die Landesvertheidigung verwendet. Die Wasser- und Landzölle fließen gleichfalls in eine gemeinschaftliche Kasse, dürfen aber nur zu den nöthigen Straßen- und Wasserbauten verwendet werden und sohin den Bedarf dafür nicht überschreiten. Für ganz Deutschland werden gleiche Münzen, Maaße und Gewichte eingeführt."

„Jeder einzelne Bundesstaat bekommt eine freisinnige konstitutionelle Verfassung mit Verantwortlichkeit der Minister. Jeder Staat hat ein Staatsparlament mit einer oder zwei Kammern. Die Bedürfnisse des Staates werden hauptsächlich durch eine Einkommensteuer gedeckt. Die indirekten Steuern sollen in ein billiges Verhältniß zur Einkommensteuer gebracht oder wenigstens theilweise zum Besten der ärmeren Klasse verwendet werden. Die Feudallasten werden abgelöst. Reichnisse, welche Ausflüsse der Leibeigenschaften sind, hören sofort auf. Lehens-Abgaben hören auf. Dahin gehört das Schutz-Geld der Juden und Hintersassen. Blutzehent und ähnliche vexatorische Abgaben sollen sofort aufhören. Die Staatsbürger haben das Assoziationsrecht, ferner das Petitionsrecht an den Landesherrn, die Regierungsorgane und die Kammern. Emanzipation der Schule von der Kirche und Ueberweisung eines Theiles der reichen Pfarreierträgnisse an die Lehrer. Allgemeine Wehrpflicht.

Diese „Ideen zu einer deutschen Reichsverfassung" des Dr. Eisenmann erlitten mannigfache Angriffe sowohl in der Zeitungspresse als auch in Broschüren, worunter die bei Stahel in Würzburg erschienene von dessen Freunde und langjährigem Leidensgenossen Gottfried Widmann „Bestreitung der Grund-Ideen zu einer deutschen Reichsverfassung des Dr. Eisenmann."

die bedeutendste ist. Widmann, welcher auf republikanischem Standpunkte stand, glaubte das Heil Deutschlands nicht in dem von Eisenmann projektirten Zweikammersystem des deutschen Parlamentes, sondern im Zweikammersystem zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Opfer.] Amerikanische Zeitungen erzählen eine seltsame Geschichte, die in Deutschland schon deßhalb gelesen zu werden verdient, weil deutsche Leser vielleicht Aufschluß über das unglückliche Opfer des hier erzählten Verbrechens geben können. Am 25. August verließ der Dampfer „Atlantic“ Bremen, um nach New-York zu fahren. Er hatte einen deutschen Apotheker an Bord und in seiner Begleitung ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren. Der Apotheker erzählte den Mitreisenden, er sei in Broklyn bei New-York ansässig und das Mädchen sei seine Cousine. Sie nannte sich Katharine Karoline Kübler. Nach Aeußerungen des jungen Mädchens gegen andere Passagiere war sie jedoch nicht des Apothekers Verwandte, sondern von ihm unter dem Versprechen der Ehe verführt und zur Mitreise beredet, nachdem sie in Deutschland bereits einige Wochen als Mann und Frau gelebt hatten. Der Dampfer war kaum in See, als der Apotheker dem Mädchen die überraschende Eröffnung machte, an Heirath dürfe sie nicht denken; er habe, was er ihr bisher verschwiegen, in New-York eine Frau. Das Mädchen hatte zusammen mit einer älteren deutschen Frau eine Kajüte inne und pflegte sich in ihren Kleidern zu Bett zu legen. Am 28. Abends zwischen 10 und 11 Uhr wurde sie von dem Apotheker geweckt. Sie stand auf, ging mit ihm hinaus und ist seitdem verschwunden. Ihr Geld und einige Werthsachen befanden sich unter ihrem Kopfkissen. Am nächsten Morgen erschien der Apotheker, der sie sonst jeden Morgen zu wecken pflegte, nicht an ihrer Thür, und als ihm gesagt wurde, seine Cousine werde vermißt, äußerte er, „vielleicht sei sie über Bord gefallen, das würde das Beste sein.“ Unter den Passagieren ist auch zur Sprache gekommen, die Kübler habe erzählt, der Apotheker habe ihr das Anerbieten gemacht, sie von New-York auf seine Kosten wieder zurückfahren zu lassen, sie habe sich aber gesträubt und erklärt, in New-York bleiben zu wollen. Ob dort gegen den Apotheker nach seiner Ankunft gerichtlich verfahren wurde, davon erwähnen die Berichte nichts.

Das nunmehr dem allgemeinen Besuche eröffnete bayerische Nationalmuseum in München enthält folgende Abtheilungen I. 9 Säle der älteren Zeit, und zwar: Kulturreste aus der Zeit der Römerherrschaft in Bayern; keltische und germanische Alterthümer; früh romanische Periode (10. und 11. Jahrhundert); spät romanische Zeit (12. Jahrhundert); Schluß der romanischen Periode (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts); Steindenkmäler des 16. und 17. Jahrhunderts; Straf- und Folter-Werkzeuge. II. Abtheilung 7 Säle mit dem Gesammtgebiete der Gothik, vom 13. bis 16. Jahrhundert und III. Abtheilung 19 Säle mit Denkmälern aus der Renaissance- und Rococco-Zeit bis zu den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts. In dem ersten Stockwerke befindet sich die historische Gallerie, in welcher die hervorragendsten Momente aus der bayerischen Geschichte durch Freskobilder dargestellt sind.

Durch den atlantischen Ozean soll nächsten Juli ein neues Telegraphenkabel gelegt werden. Landungspunkt desselben in Europa: Brest (Frankreich); in Amerika: St. Pierre Miguelon (kl. Insel im Lorenzbusen); von dort soll ein zweites Kabel direkt nach New-York geführt werden.

Man erzählt sich einen hübschen Witz. Der Kaiser Napoleon hat in Biarritz Hafen-Arbeiten unter seiner eigenen Aufsicht beginnen lassen. Bekanntlich ging nun das Gerücht, der Kaiser sei irrsinnig geworden. Das ging folgendermaßen zu: Als der Minister des Innern, Lavalette, bei seiner Ankunft in Biarritz ängstlich nach dem Kaiser frug, antwortete man ihm: „L'empereur est au quai“ (der Kaiser ist am Hafen.) Der Minister versteht aber: „L'empereur est toqué“ (der Kaiser ist verrückt) und geräth darüber in große Bestürzung. Sein Bedienter, der wußte, daß sein Herr an der Börse spielte, meldete nun dessen Freunden, den Baissiers, eilig: „Der Kaiser hat den Verstand verloren.“

Charade.

---

1 ist griechisches Feuer,
2 ist französischer Berg,
1 und 2 ein weltberühmter Kurort.

Auflösung der Charade in Nr. 240:
Katzenjammer.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 246 Dienstag, 15. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Der Bediente hatte den nächsten Lohnwagen genommen, und stieg nach viertelstündiger Fahrt an einem der kasernenartigen, räucherigen Häuser aus, in welchen die Armuth, so lange sie wenigstens noch ein Obdach bezahlen kann, ihren Zufluchtsort hat. Als er die schmutzige Treppe betrat, und den Blick über die unsauberen Fenster wie die rußigen, theilweise ihres Kalkabputzes beraubten Wände schweifen ließ, schüttelte er einige Male den Kopf, als stelle er die Lage, in welcher er früher seine Landsmännin gekannt, mit ihrem jetzigen Aufenthaltsorte zusammen; als er aber den vierten Stock und die ihm bezeichnete Thür erreicht, blieb er dennoch wie in halber Unschlüssigkeit stehen und wühlte erst eine Zeitlang in seinen Haaren, ehe er nach geschehenem Anklopfen öffnete.

In dem ärmlich ausgestatteten Zimmer, das dennoch in seiner Einrichtung manche Zeichen bot, welche auf frühere, bessere Verhältnisse deuteten, fuhr Margaretha, neben der Wiege eines schlafenden Kindes, in die Höhe. „O, Friedrich, da sind Sie schon, das ist brav von Ihnen; aber ich wußte ja, daß Sie Wort halten würden!“ rief sie dem Eintretenden als Gruß entgegen; bei ihrem zweiten Blick in sein Gesicht schwand indessen der freudige Strahl, welcher so eben ihre Züge belebt. „Ist es nichts, Friedrich?“ fragte sie, hörbar bemüht, ihrem Tone Festigkeit zu geben: „Sagen sie es mir ohne Vorwort — ich bin völlig darauf vorbereitet!“

Fred wandte sich wie in halber Verlegenheit, um einen Stuhl herbeizuziehen. „Es wird Alles gut werden, ganz gewiß, wenn Sie nur selbst wollen,“ erwiderte er; „aber setzen Sie sich einmal wieder, ich habe Verschiedenes mit Ihnen zu reden. — Sie dachten gewiß daran, als ich eintrat, was einmal aus dem kleinen Kerl hier werden soll!“ fuhr er fort, sich nach der Wiege niederbiegend und damit dem gespanntem Auge der jungen Frau ausweichend.

„Sie haben's wirklich getroffen,“ versetzte sie, groß in sein Gesicht blickend, „ich dachte daran, daß morgen vielleicht meine Arme die einzige Heimath sein werden, die er noch hat, dachte daran, daß, wenn er auch jetzt von seinem Elende nichts weiß, er doch einmal nach diesen Stunden der Bewußtlosigkeit zurücksuchen, und Gott fragen wird, was er verschuldet, daß er ihn zu diesem Drucke der Armuth verdammt — ach, Friedrich!“ unterbrach sie sich mit brechender Stimme, „ich selbst wollte ja gern Alles ertragen, wenn das Kind hier nicht wäre!“

Fred nickte theilnehmend, um seinen Mund aber legte sich dabei ein Zug stiller Befriedigung. „Ja, die Mutterliebe!“ sagte er, „und doch ist es wieder etwas Wunderliches damit. Wenn nun der Junge hier einmal ein feiner, reicher Gentlemen werden könnte, wären Sie wohl im Stande, deßhalb ein recht schweres Opfer zu bringen — oder haben Sie ihn nur lieb, weil es Ihnen selbst gut thut, ihn bei sich zu haben?“

Sie blickte ihn aufmerksam an. „Warum fragen Sie mich denn so, Friedrich — was soll's denn mit dem Knaben?

Der Bediente fuhr sich mit der Hand langsam über das Gesicht. „Es ist wohl am besten, ich spreche gleich offen heraus, zum feinen Unterhändler bin ich doch verdorben,“ erwiderte er, wie im rasch gefaßten Entschlusse; „hören Sie, Frau Margareth, Sie wissen nicht, wo mit sich, noch mit dem Jungen bin. Nun hat eine Bekannte meiner Mistreß, eine reiche, vornehme Lady, so eben ihr Kind verloren, und es heißt, sie könnte irre werden, wenn sie nicht schnell eine andere Befriedigung fände. Sie würde Ihren Kleinen hier an Sohnesstatt annehmen, und ihm einmal ihr ganzes Vermögen hinterlassen — natürlich nur, wenn Sie Ihre Mutterrechte abträten —“

„Halt, um Gotteswillen!“ unterbrach ihn die junge Frau, welche mit wachsender Spannung gehorcht, „meinen Knaben, mein Kind fortgeben? Niemals, niemals, Friedrich!“ Sie hatte sich halb von ihrem Stuhl aufgerichtet, und die Arme, als wolle sie das Kind schützen, über die Wiege ausgestreckt; der Bediente aber fuhr sich mit der Hand in die Haare.

„Nun ja doch, ich dachte mir das beinahe,“ sagte er hörbar heruntergestimmt, „Sie haben das Kind eben nur Ihretwegen lieb, an seine Zukunft denken Sie nicht — es ist freilich natürlich. Aber noch Eins, Frau Margarethe; sie könnten ja bei ihm bleiben, Sie würden selbst das beste Leben haben; wollen Sie um des

einzigen Wortes „Mutter“ willen den Jungen um eine ganze glückliche Zukunft bringen?“

„Friedrich, ich sage Ihnen, Niemand, Niemand soll mir mein Kind stehlen!“

Fred's Hand wühlte von Neuem in seinen Haaren. „Ich wußte es ja doch,“ brummte er, „ich kann nicht helfen, und damit hat die Geschichte ein Ende!“ Er erhob sich zögernd. „Adieu denn, Frau Margarethe, und seien Sie mir nicht böse!“

„Und die Stickerei, Friedrich?“ fragte sie, hastig aufblickend, als er sich zum Gehen anschickte.

„Richtig — die habe ich zu Hause liegen lassen,“ versetzte er, sich vor die Stirn schlagend; „aber wahrlich, ich bin außer Schuld. Meine Lady hatte an so wichtige Dinge zu denken, daß ich ihr nichts sagen durfte!“ Damit aber schien auch plötzlich die gezeigte Fassung und Kraft der jungen Frau zusammen zu brechen. „Nun denn, mein armes, armes Kind,“ rief sie, und glitt neben der Wiege auf die Knie nieder, „so laß uns gehen, damit wir nicht in dunkler Nacht hinausgejagt werden; es war die letzte Hoffnung, die versunken ist, und nun ist nirgends mehr ein Halt —“

Der Bediente hatte seinen Schritt angehalten und in seinem Gesichte zuckte es wunderlich auf. „Aber so soll doch ein Gewitter hineinschlagen, wenn es auch grob ist!“ sagte er derb. „Das nennt man also eine Mutter! Anstatt ihr Kind in weiche Kissen zu packen, und im schönsten Zimmer zu pflegen, für seine Zukunft zu sorgen und es glücklich zu machen wie irgend eins — soll es auf die Straße“ gesetzt und für das Elend gestempelt werden von Jung auf. Ist das Mutterliebe? dann mögen Sie die einmal vor Gott verantworten!“

„O, Friedrich, ich kann das Kind nicht von mir geben!“

„Sollen es ja auch nicht, wer spricht denn davon? Nichts als das einzige Wort „Mutter“ sollen Sie für Ihres Jungen Zukunft, für ein ganzes Leben voll Reichthum und Glück opfern; Sie lassen das todte Kind als Ihr eigenes begraben, und damit ist er unbestrittener Erbe eines großen Vermögens —“

„Gehen Sie, Friedrich — Gott, mein Kind begraben! Ich mag nicht, ich kann nicht! Lassen Sie mir mein Elend, aber auch mein Kind!„

Fred zögerte, während die verschiedenartigsten Empfindungen in seinem Gesichte zuckten. „Ich sag' es ja, es gibt nichts Zäheres, als eine deutsche Mutter,“ sagte er endlich, sich nach der Thüre wendend. „So nehmen Sie es auf Ihr Gewissen, richten Sie Ihr Kind zu Grunde und sich selbst mit; stoßen Sie zurück, was Ihnen der Herrgott recht sittlich in den Weg geschickt — ich habe meine Schuldigkeit gethan!“

Er schritt dem Ausgange zu; als er aber den Drücker in die Hand nahm, klang es schwach hinter ihm: „Friedrich!“

„Wollen Sie noch Etwas, Frau Margarethe?“ erwiderte er, sich rasch zurückwendend. Sie stand, sich an ihren Stuhl haltend, mit bleichem, zitternden Gesichte wieder aufrecht neben der Wiege.

„Ich würde bei dem Kinde bleiben — immer, immer?“

„Ich sage Ihnen, daß es mein ausdrücklicher Auftrag ist, es Ihnen zuzusichern!“

„Und wie ist es mit dem todten Kinde?“

„Sie sollen ein gutes Werk thun, das Sie dann schon aus Dankbarkeit schuldig sind. Sie lassen es als das Ihre begraben — es ist gestorben, wie so hundert andere im Elende — im Elende, aus dem Sie Ihr eigenes Kind jetzt erretten —“

„O Gott, o Gott,“ schnitt sie im plötzlich ausbrechenden Schmerze seine Worte ab, „und ich soll niemals, niemals das Wort „Mutter“ von ihm hören?“

Fred aber faßte wie in halber Verzweiflung seinen Kopf mit beiden Händen. „Margarethe, wollen Sie ein vernünftiges Frauenzimmer sein, sagen Sie es!“ rief er. „Kommen Sie her,“ fuhr er fort, nach der Wiege schreitend und das Kind mit den es umhüllenden Kissen behutsam aufnehmend, „hier, fassen Sie den kleinen Kerl in Ihre Arme und kommen Sie mit mir, der Wagen wartet noch vor der Thür — denken Sie daran, daß Sie diese Nacht vielleicht auf der Straße zubringen müssen — kommen Sie, und nach Ihren Sachen hier, werde ich morgen Früh selbst sehen.“

„Ach, Friedrich!“ — stöhnte sie, als er das Kind an ihre Brust gelegt, wie von aller ihrer Kraft verlassen; er aber faßte kräftig ihren Arm unter den seinen.

„Dummes Zeug, Margarethe, sage ich; Sie sollen mir wahrlich noch danken, und mir allen Trouble abbitten, den Sie mir jetzt verursacht!“ Er führte sie aus dem Zimmer, verschloß dann die Thür und nahm den Schlüssel mit sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ursachen der englischen Expedition nach Abyssinien.

(Aus der Kölnischen Zeitung.)

Kurz vor dem Sturze Ras Ali's errichtete die britische Regierung ein Konsulat in der weiland abyssinischen, jetzt unter ägyptischer Botmäßigkeit stehenden Stadt Massowah (Massaua) an der Küste des rothen Meeres, und um den Verkehr mit Habesch in regelrechten Gang zu bringen, knüpfte der Konsul Plowden freundschaftliche Beziehungen mit dem Kaiser oder seinem allmächtigen Majordomus an. Als Theodorus

bald darauf seinen Schwiegervater Ras Ali absetzte (1848) und sich als Kaiser proklamirte, erkannte Plowden den Thronwechsel sofort an und stieg hoch in des neuen Herrschers Gunst. Er begab sich an seinen Hof und trug viel dazu bei, Theodor's Vorliebe für europäische Sitten und europäisch aussehende Reformen zu nähren. Denn Seine schwarze Majestät, die sich jetzt in so unerfreulichem Lichte zeigt, versprach einst Großes für die Hebung der Kultur seines Landes zu leisten. Sklavenhandel und Vielweiberei — welche trotz dem Christenthum in Abyssinien bestand — schaffte der Kaiser ab, verbesserte die Gesetzgebung, errichtete ein stehendes Heer, um dem Räuberwesen ein Ende zu machen und die Rückkunft des goldenen Zeitalters zu beschleunigen, da seinem eigenen Worte zufolge der Ochse, der den Pflug ziehe, von größerem Werthe sein würde, als das kostbare Streitroß, das den Krieger trage. Leider beschränkte sich sein Ehrgeiz nicht auf die Werke des Friedens, und er verfiel, um den alten Glanz des äthiopischen Reiches wieder herzustellen, auf den Ausweg des Unterdrückungs- und Eroberungs-Krieges. Auf vielen seiner zahllosen kriegerischen Expeditionen begleitete ihn der englische Konsul eben so getreu, wie auf seinen Jagdzügen, und bewies sich als den wärmsten und thätigsten Parteigänger des Kaisers. Als Plowden nach fünfjähriger Wirksamkeit von einem aufständischen Häuptlinge erschlagen wurde, nahm Theodorus schreckliche Rache an dem ganzen Stamme des Mörders; Hunderte ließ er hinmetzeln, Männer, Weiber und Kinder. Zu Plowden's Nachfolger wurde nach einiger Zwischenzeit Kapitän Cameon ernannt. Seine Instruktionen lauteten anders, als diejenigen, welche der Vorgänger, seinem Verhalten nach zu urtheilen, empfangen hatte. Cameron sollte sich keine offene Parteinahme in den politischen Intriguen und Fehden des Landes zu Schulden kommen lassen, sich dagegen um die freundschaftliche Ausgleichung der Streitigkeiten bemühen. Zudem wurde er angewiesen, sich mit der politischen Lage Abyssinien's und zumal mit den Vorkommnissen und Entwicklungen bekannt zu halten, aus denen sich eine Veränderung des Besitzstandes ergeben könnte. Kapitän Cameron kam in Gondar an und Theodorus empfing ihn mit großen Ehrenbezeigungen. Der englischen Allianz glaubte er sich grade gegen den Feind, den er am meisten fürchtete, gegen Aegypten, bedienen zu können. Aegypten ist das Schreckgespenst des abyssinischen Monarchen; ein Feldzug gegen Aegypten ist die Lebensaufgabe, welche Theodorus vor sich sieht. Die Aegypter, meint er, stacheln alle seine Feinde auf, gehen darauf aus, sich ganz Abyssiniens zu bemächtigen, und zu dieser Furcht kommt noch eine Rücksicht anderer Art: es gelüstet den Kaiser nach dem Küstenstreifen, der, unter ägyptischer Schutzherrschaft stehend, das hohe abyssinische Tafelland von dem rothen Meere trennt. Die Verbindung zwischen seinem Binnenreiche und der See herzustellen, war von je einer der Lieblingswünsche Theodorus. Eine große Enttäuschung war es ihm daher, zu bemerken, daß der neue Vertreter Englands sich allen dergleichen Plänen gegenüber so unzugänglich zeigte. Durch Plowdens warme Freundschaft verwöhnt, konnte der Herrscher sich in Camerons kaltsinnige Neutralität nicht finden und wurde mißtrauisch gegen alles Europäische. Missionäre und Elephantenjäger fühlten zuerst den beginnenden Groll des Despoten; sie erlitten Belästigungen und Verfolgungen. Die nach europäischem Muster in Angriff genommenen Reformen wurden eingestellt. Gegen Cameron brütete Theodorus Rache, wagte sie aber noch nicht auszuführen. Entscheidend wurde ein anscheinend geringfügiger Umstand. Im Herbst 1862 richtete der Kaiser ein eigenhändiges Schreiben an die Königin von England, worin er sie ersuchte, eine von ihm abgeschickte Gesandtschaft zu empfangen und gleicher Weise an ihn einen speziellen für seinen Hof akkreditirten Gesandten abzuschicken. Dieser Brief ging im November aus der Hauptstadt Gondar ab, erreichte London aber erst im Februar 1863. Er scheint kaum gelesen und geringschätzig zu den Akten des auswärtigen Amtes gelegt worden zu sein. Monate vergingen, Depeschen kamen aus London an den Kapitän Cameron an, aber eine Antwort auf den kaiserlichen Brief blieb aus. Es ist kein Zweifel, und auch sehr erklärlich, daß diese Vernachlässigung den ungünstigen Umschwung in der Gesinnung des Kaisers auf bedenkliche Weise befestigte. Ihm erschien sie im Lichte eines vorbedachten Schimpfes. Solcher Stimmung hing er nach, als der Leiter der englischen Missionsanstalt in Abyssinien, Dr. Stern, seinen Pfad kreuzte. Stern hatte in England ein Werk über Habesch veröffentlicht, in welchem er des Kaisers in wenig schmeichelhaften Worten gedacht, und unter Anderem seine Mutter als eine Straßenquacksalberin und Verkäuferin von Heiltränkchen geschildert hatte. Das wurmte dem Monarchen, dem das Buch in die Hände gefallen war. Er machte dem Missionär bittere Vorwürfe über seine Schmähungen. Dr. Stern's Unstern wollte es, daß er beim Anhören dieser Strafpredigt seine Hand zu den Lippen führte; das wurde ihm ausgelegt, als mache er das Zeichen der Verachtung — in den Daumen beißen. Der Kaiser ließ ihn ergreifen, prügeln und in den Kerker werfen — das erste Opfer. Gleiches Geschick erreichte einen anderen Missionär Namens Rosenthal als den Schuldgenossen Stern's; und kaum eine Woche verging, bis alle Europäer in der Nähe der Hauptstadt, darunter Kapitän Cameron, der eben von einer Reise in's Land der Bogos zurückkehrte, aufgefangen und in's Gefängniß geworfen waren. Das geschah im Spätherbste 1863. Um das Maß des Grimmes voll zu machen, traf im November eine Depesche der britischen Regierung an Cameron ein, in welcher dem Konsul zu große Freundschaft für Theodorus vorgeworfen und der Befehl zur sofortigen Rückkehr nach Massanah ertheilt wurde. Die

Zahl der Opfer mehrte sich; Cairns, ein junger Irländer, der von der Elephantenjagd zurückkehrend nach Hause zu reisen im Begriffe war, wurde nebst seinem Diener M'Kilvie den Gefangenen zugesellt. Im Februar 1864 traf in London die Nachricht ein, daß der Konsul Cameron und andere britische Unterthanen in Ketten und in Lebensgefahr seien. Nun wurde endlich im auswärtigen Amte das kaiserliche Schreiben hervorgesucht und einer Erwiderung gewürdigt. Einem Armenier, Namens Rassam, Assistenten des britischen Vertreters in Aden, wurde die Ueberbringung des Antwort-Schreibens und der begleitenden Geschenke anvertraut. Einerseits hatte man einen schlauen, mit Land und Leuten bekannten Vermittler gewählt; andererseits aber außer Acht gelassen, daß Theodorus einen Abgesandten höheren Ranges und mindestens einen Europäer erwartet hatte. Es dauerte lange, bis das anfängliche Mißtrauen des Monarchen schwand, und er Rassam den Zutritt zu dem abyssinischen Hofe gestattete, dann aber gewährte er ihm einen glänzenden Empfang. Er befand sich damals — es war schon Februar 1866 geworden — in seinem Lager an der Gränze von Gaffat. Um seine Versöhnlichkeit zu beweisen, ließ er sofort nach Entgegennahme des königlichen Handschreibens Befehl ergehen, die Gefangenen in Freiheit zu setzen und im März trafen Rassam und seine Begleiter an dem westlichen Ufer des Tzana-Sees mit den Befreiten zusammen. Es drängte sie, der ihnen so gefährlich gewordenen Löwengrube den Rücken zu wenden; doch Theodorus hielt sie unter allerlei Vorwänden bis zum 13. April zurück. Kaum hatten sie die Heimreise angetreten, als der Monarch seinen Sinn änderte, plötzlich Alle wieder ergreifen ließ und nach Zage, später nach Gaffat mit sich schleppte. Nach Beendigung seiner Campagne in Gaffat brachte er sie in seine Residenz Magdala und hält sie hier seitdem gefangen. Ihre Behandlung ist sehr verschiedenartig; zuweilen wird ihnen unter genügender Bewachung ein ziemliches Maß von Freiheit vergönnt, zuweilen werden sie in den Kerker geworfen und angekettet. Es hat langer Debatten im Parlament und in der Presse bedurft, um die britische Regierung zu dem energischen Schritte gegen den schwarzen Tyrannen zu bewegen, den sie nun in vollem Ernste vorbereitet. Wie einer der Gefangenen, Herr Prideaux, vom 30. Juni aus Magdala schreibt, war der Kaiser durch ein Ultimatum benachrichtigt worden, daß er Gewaltmaßregeln zu gewärtigen habe, wenn die Gefangenen nicht bis zum 17. August an der Seeküste angekommen sein würden. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Schritt den Gefangenen selbst zum Verderben gereichen kann. Doch ist es einerseits beruhigend, daß Theodorus sich gegenwärtig in Debra Tabor befindet und durch einen bedrohlichen Aufstand von Magdala abgeschnitten ist, und anderseits, daß die nach Erlösung seufzenden Opfer selbst, wie alle ihre Briefe darthun, sich lieber der Lebensgefahr aussetzen, als länger ohne Aussicht auf Befreiung hinschmachten wollen.

Mannigfaltigkeiten.

[Statistik der britischen Baumwollen-Industrie.] In einem öffentlichen Vortrage zu Birmingham gab Hr. Platt seinen Zuhörern an, daß gegenwärtig in Großbritannien 36 Millionen Spindeln für Baumwollengarn im Gang sich befinden, die in den zehn täglichen Arbeitsstunden 64 Millionen engl. Meilen (14,000,000 deutsche Meilen) Garn spinnen, oder in jeder Minute so viel, daß man es viermal um die Erde wickeln könnte.

In der Nacht vom 1. auf 2. Okt. sind in München fünf in Schuldhaft im Neuthurme befindliche Personen entwichen. Allgemein wird in der Stadt die Geschichte der Flucht in der Weise erzählt, daß der Thurmpfleger von den Entwichenen zu einer Weinkneiperei eingeladen wurde, daß er hiebei des Guten zu viel that, und die fünf freigebigen Herren dann die Schlüssel an sich nahmen und mittelst derselben ihre unfreiwillige Wohnung verließen. Der Thurmpfleger ist bereits vom Amte suspendirt. Es hat sich auch herausgestellt, daß der neulich entwichene Schuldgefangene Fleischmann, ehemaliger Besitzer des „Rheinischen Hofes", nicht bei einem Gange durch die Stadt mittelst Vorschützens eines natürlichen Bedürfnisses im Postgebäude sich die Gelegenheit zum Entweichen verschaffte, sondern daß er sich unsichtbar machte, während er mit dem Thurmpfleger im Wirthshause zum Ketterl zechend saß.

In England tritt am 1. November die neue Parlamentsakte gegen Wetten auf offener Straße in Kraft. Ihr zufolge dürfen drei oder mehr Personen keine Wette auf offener Straße eingehen, da der Verkehr dadurch gehemmt werden könne und das öffentliche Wetten demoralisirend auf das Volk einwirke. Zuwiderhandelnde sollen mit einer Geldstrafe von 5 L. gestraft werden, gegen öffentliche Wettbureaux existirt schon seit 1853 eine Parlamentsakte, die dem ganz unglaublichen Unfuge des Wettens wirklich stark gesteuert hat. Wenn nur dem unseligen Wetten auf der Rennbahn ein Ende gemacht würde; es wäre viel dringender. Leider müssen die Berliner Wettrennen die Unsitte auch noch nachäffen.

Redakteur Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 247 Mittwoch, 16. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Vier Wochen darauf rollte ein eleganter Reisewagen mit Extrapost-Pferden bespannt auf der großen Straße von Mannheim der Schweizergränze zu und hielt in einem kleinen Städtchen zum Pferdewechsel. Es war noch früh am Morgen und die Reisenden mußten deßhalb schon vor Tagesanbruch ihr letztes Nachtquartier verlassen haben. Ein Bedienter sprang neben dem Postillon vom Bock, öffnete den Kutschenschlag und empfing einige kurze Befehle von innen, blieb aber dann, mit starren Blicken das Innere des Wagens musternd, stehen. „Wo ist Margaret, Mrs. Litton?“ fragte er endlich englisch.

„Wir wollen einen Augenblick aussteigen,“ klang es in gleicher Sprache von innen zurück, „es wird ja hier wohl eine Tasse Kaffee zu bekommen sein!“

Einer Wärterin mit dem Kinde und einer Kammerzofe wurde aus dem Wagen geholfen, dann erschien die Herrin und rauschte in das Posthaus. Als sie, den Uebrigen voran, in das Gastzimmer getreten war, sandte sie die Zofe hinweg, um Frühstück zu bestellen, und wandte sich hierauf eilig an den Bedienten. „Es war unmöglich, Fred, Margaret bei mir zu behalten,“ sagte sie englisch, wovon die Wärterin augenscheinlich nichts verstand, „sie konnte niemals die Mutter gegen das Kind verläugnen, und die Stärke ihrer Gefühle mußten mich bei dem ersten festen Aufenthalte, den wir nehmen, in tausend Verlegenheiten bringen. Zudem hängt an der Geheimhaltung des Geschehenen der größte Theil meiner Existenz, wie ich Ihnen schon angedeutet. Ich habe bei unserem gestrigen Halte Margaret zu ihren Verwandten gesandt, nach denen sie sich sehnte, und dann Geld genug für sie zurückgelassen, damit sie in den ersten Monaten in keine Verlegenheit kommt. Ich habe natürlich, da ich ihrem Muttergefühle zutraue, daß sie uns sogar verfolgen könnte, unsere frühere Reiseroute geändert. Ich denke indessen, sie wird sich, da sie wieder in ihrer Heimath ist, bald trösten — unter allen Umständen aber hat sie ihr Kind abgetreten, und ich bin mir selbst die Nächste.“

Die Kammerzofe trat wieder ein und die Sprechende brach ihre Worte ab.

Nach kaum einer halben Stunde rollte der Wagen weiter der Schweiz zu.

Zwanzig Jahre später.

I.

In einer der Straßen des untern Theiles von New-York, welche fast ausschließlich von deutschen Geschäftsleuten bewohnt werden, ist in einem kleinen, nur einstöckigen Hause der Laden eines Handschuhmachers. Das Haus ist ein Eckhaus, in der Seitenstraße blinken im Erdgeschoß zwei spiegelklare Fenster und hinter einem derselben war fast zu jeder Tageszeit ein dunkelblonder Mädchenkopf auf die Arbeit vor sich gebeugt zu bemerken; erhob er sich aber einmal, um einen Blick ins Freie zu erlangen, so traten dem zufällig Schauenden so frische, kindlich reine Züge entgegen, daß er wohl unwillkürlich den Schritt anhielt, bis der Kopf sich wieder nach der Arbeit niedergebogen. Jedes Kind in der Nachbarschaft wußte übrigens, daß die emsig Nähende Louise, die Tochter des Handschuhmachers Meister war, die ihren verwittweten Vater fleißig in seinem Geschäfte unterstützte. Im obern Stock, wovon der Hausherr immer zwei Stuben vermiethete, war seit einer Woche eine ältliche, ernste Dame eingezogen; sie schien wohlhabend, aber Niemand konnte etwas über ihren Stand oder ihre sonstigen Verhältnisse erfahren. Seit sie im Hause war, hatte sie sich streng in ihrem Zimmer gehalten, ließ sich von ihres Wirthes Tische das Nothwendige zum Lebensunterhalt bringen, und nur Louise, welche oft in der Dämmerstunde sich bei ihr aufhielt, war in nähere Beziehung zu ihr getreten. Wie sie zu ihrem Vater äußerte, meinte sie fast einen Ersatz für ihre Mutter in der milden, freundlichen Dame gefunden zu haben, und sie hoffte auch noch, mit der Zeit eine Erklärung für den unverwischbaren traurigen Zug um den Mund derselben, welcher dem ganzen Gesichte der Fremden etwas eigenthümlich Rührendes gab, zu erhalten.

Es war am Sonntag, als die Frau zum Erstenmale nach der Wohnung ihres Wirthes herabgestiegen war und im angelegentlichen Gespräch mit dem Mädchen, deren Hände sie in ihren beiden hielt, allein mit

ihr am Fenster saß. Der Laden, welcher durch eine Glasthüre mit dem Zimmer verbunden war, zeigte sich dunkel und geschlossen; auf der Straße lag die sonntägliche Ruhe, Alles lud zu einer vertraulichen Mittheilung ein, und die brennenden Wangen des Mädchens, wie der milde, theilnehmende Blick der Frau deuteten an, daß diese wenigstens von einer Seite bereits begonnen.

„O, ich weiß wohl seinen Namen, aber nicht, wer er sonst ist, habe auch nie daran gedacht, ihn zu fragen,“ fuhr Louise erregt fort, „der Vater selbst brachte ihn ja zum Erstenmale hier in die Stube. O, wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er herein trat, so vornehm, so schön — ich meinte, das Herz müsse mir still stehen. Er suchte nur nach Handschuhen, aber er setzte sich zu mir, und sprach mit mir, und ich weiß kaum selbst, wo mir damals die Worte hergekommen sind. Nachher hat er mir freilich gestanden, daß er mich schon vorher oft am Fenster gesehen, und daß die Handschuhe nur ein Vorwand waren.“

„Und dann kam er öfter?“

„O, alle Tage, alle Tage — an der Ecke dort ließ er stets sein Kabriolet halten, in dem er mit einem alten Bedienten oder Haushofmeister oder was der alte Mann sonst vorstellen mag, saß, und kam zuletzt stets gleich zur Seitenthür hier herein.“

„Und hat er sich nie gegen Sie erklärt, meine Taube?“

Das Mädchen senkte den Blick und schüttelte leise den Kopf. „Was sollte er mir erklären?“ sagte sie mit sinkender Stimme. „Ich bin ein armes Mädchen, und ihm streckt die Welt wohl Alles, was sie zu bieten hat, mit vollen Händen entgegen. Ich bin vielleicht nur der geringste Punkt für seine Aufmerksamkeit, und er kommt nur hierher, weil er sieht, wie glücklich er mich dadurch macht.“

Die alte Dame wiegte nachdenklich das Haupt. „Junge Männer denken wohl mehr an sich und ihre Befriedigung, als an Diejenigen, von welchen sie geliebt werden — aber ich will jetzt in Ihr Paradies nicht störend eintreten,“ sagte sie langsam. „Glauben Sie wohl, daß er auch heute kommen wird, und erlauben Sie mir, im Verborgenen einen Blick auf ihn zu werfen?“

„O sicher, sicher,“ erwiderte sie lebhaft, „ich bin ja glücklich, daß ich Jemand habe, dem ich vertrauen kann. Es ist jetzt noch nicht seine Zeit, aber sobald er kommt —“

Ein hartes Zuschlagen der Hausthüre unterbrach ihre Rede, und gleich darauf öffnete sich auch die Thür, welche von der Stube direkt in die Hausflur führte. „Nur vorweg, Herr Nachbar, Sie thun meinem Hause eine Ehre an!“ wurde die Stimme des Handschuhmachers laut, und zugleich erschien eine kleine lebendige Männergestalt im vollen Sonntagsstaate, deren Haupt indessen, im Widerspruch mit ihrer Beweglichkeit, bereits theilweise ergrautes Haar schmückte, wie auch die zahlreichen Furchen in seinem Gesichte von einem langen Leben voll Rechenexempel und Kalkulationen erzählten. Ihm folgte die rüstige Gestalt des Handschuhmachers, dessen geröthetes Gesicht verschiedene bereits genossene Magenstärkungen andeutete.

„Gehorsamen guten Morgen,“ begann der Letztere, sich gegen seine Abmietherin verbeugend, „freue mich, Madame, Sie einmal hier unten zu sehen, freue mich auch, daß Sie Zeuge einer Ehre sein können, die meiner Familie widerfährt. — Louise,“ wandte er sich dann gegen seine Tochter, „hier ist der Nachbar Süßkern; gib ihm die Hand, wie es sich gehört. Ich hoffe, Du kennst den Nachbar genug, wenn auch ihr Mädchen oft die Augen am wenigsten am rechten Flecke habt — hat ein ausgezeichnetes Geschäft, vor dem ich mich mit dem meinigen verstecken muß, ist ein Mann in den besten Jahren, und ein solider Halt in diesen schlechten Zeiten; mit einem Worte, der Nachbar thut uns die Ehre an — und Dir besonders, Louise — Dich zum Weibe zu begehren, und ich hoffe, daß Du diese Ehre gebührend würdigen wirst.“

„Sie wissen, Miß Louise,“ begann jetzt der Vorgestellte, „daß ich Sie schon gekannt habe, als Sie noch so ein kleines Ding waren, als sie noch Rosinen und Zucker naschten und runde Blechstücke für Schillinge anbringen wollten — wissen Sie, es gab damals einige Klopse auf die Finger — Sie dürfen sich also jedenfalls einem Manne anvertrauen, den Sie nicht erst von gestern kennen!

In des Mädchens Gesicht hatte sich, nachdem die erste Ueberraschung geschwunden, ein eigenthümlicher Zug von Schelmerei gelagert. „Meinen Sie das „Anvertrauen“ wegen der Klopse, Mr. Süßkern?“ fragte sie mit halbem Lachen.

Der Brautbewerber starrte sie einen Augenblick verdutzt an, und wandte sich dann mit einem sauersüßen Lächeln an den Hausherrn. „Sie spaßt mit mir — o die Jugend — die Jugend!“

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Dr. Eisenmann wurde von der Stadt Nürnberg zum Vorparlamente nach Frankfurt abgesandt. Am 28. März Abends kam er in seiner Vaterstadt Würzburg an. An diesem Abend hatte gerade die Universität der Studentenschaft im großen Theatersaale einen großartigen Verbrüderungskommerce veranstaltet.

Als Professor Dr. Rinecker der akademischen Jugend die Mittheilung machte, daß sich der langjährige Freiheitsgefangene Dr. Eisenmann, der „eiserne Mann," in Würzburgs Mauern befinde, um am andern Morgen auf dem Dampfboote seine Reise nach Frankfurt zum Vorparlament fortzusetzen, wurde diese Nachricht mit stürmischem Applaus aufgenommen und sogleich beschlossen, denselben zu begrüßen.

Alsbald verließ die studirende Jugend, ein Musikkorps an der Spitze, in Begleitung der meisten Professoren, den Kommercesaal, zog an das Gasthaus zur Mainlust und brachte dem gefeierten Freiheitsmartyrer ihre Huldigung in einer Serenade dar, während eine aus Studirenden und Professoren bestehende Deputation, bei der sich auch der Verfasser befand, sich hinauf zu Dr. Eisenmann begab und demselben mündlich unter herzlichen Händedrücken ihre Verehrung bezeigte.

Alsdann kehrten die Musensöhne in den Festsaal zurück, woselbst der Commerce fortgesetzt wurde.

Am andern Morgen, als Dr. Eisenmann mit andern Volksmännern und Deputirten um 6 Uhr auf dem Dampfboote nach Frankfurt abreiste, hatte sich die studirende Jugend mit mehreren Professoren am Mainquai versammelt und sang bei der Abfahrt das Lied von Max v. Schenkendorf:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllte.

Nach seiner Ankunft in Frankfurt erhielt Dr. Eisenmann von den Frankfurtern einen imposanten, großartigen Fackelzug.

Dem Werkzeuge unserer Unterdrückung, dem deutschen Bundestage, der einen Schatz von Schmach und Haß zusammengebracht hatte, wie die Welt noch nicht gesehen, — dem war bei dem ersten warmen Hauche der Begeisterung, in welcher für die Wiedererlangung seiner Freiheit das deutsche Volk erglühte, Angst und Zittern angekommen. Wie ein feiger, schulderdrückter Sünder war er schon am 1. März mit jener Proklamation vorgetreten, in welcher er der Welt das Wunder verkündigte, er, der ehedem die deutschen Farben an den Uhrbändern und Kindermützchen wie hochverrätherische Zeichen verpönte und jedes freimüthige Wort für deutsche Einheit als Rebellionsakt brandmarkte, — habe urplötzlich eine „deutsche Nation" entdeckt und sei für die Größe und Freiheit derselben in Begeisterung.

Diese Lüge war doch gar zu jämmerlich, und die Wirkung derselben die verdiente. Sie wurde von der Welt mit Verachtung, von der Nation mit Hohngelächter empfangen.

„Die Hölle steckt die Nothflagge auf, denn der Teufel predigt die Tugend!" sagten die Einen; „der alte Bundestag hat sich entleibt, und das ist sein Todtenschein!" spotteten die Andern, und die Ruhigsten, Gelassensten meinten, es sei eine Beleidigung gegen die Urtheilsfähigkeit der Nation, vorauszusetzen, sie werde solcher Versicherung Glauben schenken und sich durch dieselbe berücken lassen.

Die Masse des Volkes aber jubelte, denn das merkwürdige Aktenstück offenbarte ihm die Noth und die Angst seiner Feinde, Verfolger und Peiniger. Es war nun klar: Das Bundesschiff trieb leck und entmastet zwischen den Klippen auf den Wogen der Zeit.

Dem ersten Nothschuß folgte bald ein zweiter nach. Am 4. März dekretirte der Bundestag alle deutschen Fürsten für ermächtigt, die Völker mit der Preßfreiheit zu beglücken. Und abermals erstaunte die Welt und erscholl Hohngelächter im deutschen Volke. Das heilige Recht der Gedankenäußerung, die Preßfreiheit, welche jene Knechte der Tyrannei dreißig Jahre lang mit Ketten und Kerker verfolgt hatten, nicht schonend der Edelsten und Herrlichsten im Volke, sie war von den meisten deutschen Stämmen schon errungen, als der Bundesbeschluß die Regierungen zur Verleihung autorisirte.

Inzwischen nützte er doch insofern Etwas, daß da, wo Preßfreiheit noch nicht bewilligt war, er die Forderung des Volkes darnach unterstützte, den Widerstand der Fürsten lähmte, oder, wie nun hie und da geschah, diesem einen schicklichen Vorwand lieh, dem ungestümen Volksverlangen nach Freiheit des Wortes zuvorzukommen. Man gab sich den Anschein, freiwillig zu thun, was nicht mehr zu verweigern war, und die es so machten, die waren die Klügeren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Blutegel-Handel.] Paris ist ein großer Markt für Blutegel, indem es jedes Jahr einen beträchtlichen Handel mit diesen Geschöpfen treibt, und die Mittel zur Entziehung einer gewaltigen Masse ehrlichen Blutes versendet. Italien und Spanien lieferten einst auch große Vorräthe auf den Markt; allein diese Länder sind durch allzu vieles Fischen erschöpft; denn Blutegel wollen, wie Lachse und Austern, während der Laichzeit gehegt und geschützt sein. Die südlichen Theile Europa's, besonders an den Mündungen der Donau, sind an Blutegeln fruchtbar; ja es sollen alljährlich aus Triest Blutegel im Werthe von drei Millionen Franken ausgeführt werden. Auch Polen und Rußland sind Blutegel-Länder, aber der Vorrath in denselben und in den meisten europäischen Ländern genügt kaum für den Begehr. Kommen Blutegel aus verschiedenen Theilen der Welt in Paris an, so werden sie, falls man sie nicht sofort verkaufen kann, in Re-

servoirs aufbewahrt, und je nach Bedarf herausgenommen. Neuerdings ist auch Australien in die Reihe der blutegelerzeugenden, blutegelfischenden Länder getreten. Man sendet große Massen dieser nützlichen Thiere nach Paris und London, wo sie bei den Aerzten besonders beliebt sein sollen. Indessen erweist sich Amerika, wegen der höchst geringen Anzahl Blutegel die es erzeugt, als der beste Markt für dieselben. Die Murray-River-Gesellschaft hofft, daß sie bald einen Handelsverkehr von 2—3 Millionen Blutegel jährlich haben werde. Der Vizekönig von Aegypten, derselbe Ismael Pascha, welcher kürzlich Paris und London besuchte, hat einem Spekulanten eine Konzession bewilligt, und dieser sammelt nun drei Millionen Blutegel jährlich in den seichten Gewässern, welche die periodischen Ueberschwemmungen des Nils zurücklassen. Diese ägyptischen drei Millionen und die australischen drei Millionen werden dem europäischen Vorrath zu Hülfe kommen, so daß wir künftig ganz nach Herzenslust werden bluten können.

Französische Blätter erzählen folgendes ergötzliche Pröbchen einer Reklame: Gelegentlich eines vor einigen Tagen in Marseille abgehaltenen Jahrmarktes sprach ein nach ostindischer Art gekleideter Mann zu den zahlreich anwesenden Käufern der Umgebung: Wenn die launenhafte Glücksgöttin Jemanden helfen will, hilft sie ihm auch im Schlafe. Seht, ich war als armer Junge einer der niedersten Diener eines reichen Engländers in Kalkutta. Eines Tages ging ich am Ufer des Ganges spazieren, als ich ein junges Mädchen gewahrte, das von einem golddurchwirkten Seidenschleier ganz bedeckt, am Ufer des Flusses Blumen pflückte. Sie schien mir eine vom Himmel herabgestiegene Göttin zu sein. Plötzlich glitt sie aus und fiel in das reißende Wasser; ich stürzte mich ihr nach und rettete sie. Am Ufer angelangt, war ich noch unentschlossen über Das, was ich mit dem Mädchen beginnen sollte, als ich plötzlich eine Reiterschaar heransprengen sah. Einer derselben, der ganz mit Edelsteinen übersäet war, sprang, als er das gerettete Mädchen zu meinen Füßen gewahrte, vom Pferde, umhalste und küßte mich und sagte unter Thränen: „Edelmüthiger Jüngling, du hast meine Tochter vom sicheren Tode gerettet, nach dem Gesetze gehört dir die Hälfte meines Reiches, komm, ich bin bereit, dir sie abzutreten.“ — „Majestät, in Frankreich ertheilte man für die Rettung eines Ertrinkenden 25 Frks., größtentheils aber unternimmt man dieselbe aus Menschenliebe, Das war bei mir der Fall, weßhalb ich auf jede Belohnung verzichte.“ — „Dies kann ich nicht gestatten“, erwiderte der König, „die Schuld der Dankbarkeit wäre eine zu große Last für mich, ich muß dich belohnen.“ — „Nun gut“, sprach ich zu ihm, „wenn es durchaus eine Belohnung geben soll, so bitte ich um das Rezept für die Bereitung des Pulvers zum Putzen des Messings.“ Natürlich erhielt ich es gleich, und nun biete ich, verehrteste Zuhörer, dasselbe zum Kaufe an. — Und der Absatz des Pulvers war ein außerordentlicher.

In Londoner Blättern haben die indischen Biertrinker, sowohl Anglikaner als Buddhisten, einen energischen Appell an die Ehrlichkeit Großbritanniens erlassen, in welchem sie sich bitter über die Ungenießbarkeit des importirten englischen Bieres beschweren. Auch klagen sie über einen „merkwürdigen Käfer“, der mit erstaunlicher Regelmäßigkeit die Fäßchen im Schiffsraume mittelst eines natürlichen Rohres anzapfe und sie leck mache. In einem Fasse zählte man nicht weniger als 134,000 winzig kleine Löcher, welche dieser neu entdeckte Bierkäfer in die Faßdauben gebohrt hatten. Dieß verkürzt das Quantum mitunter um volle 25 Prozent, und da die Klagen sich schon um zwölf Jahre zurückdatiren, so läßt sich die Erbitterung der Durstigen eines tropischen Klimas vollkommen würdigen. Die Myriaden dieser Käfer können nur durch heißes Wasser getödtet werden, eine Prozedur jedoch, die der Kräftigkeit des Bieres schaden würde. Ehe jener Bierkäfer entdeckt wurde, kam ein anderer vom Genus „homo“ häufig in Verdacht, sich auf der Reise an den Fässern vergriffen zu haben, und ganze Schiffsmannschaften kamen in Untersuchung auf Grund naheliegenden Verdachtes.

Den „Signalen für die musikalische Welt“ zufolge hat die „Süddeutsche Presse“ an Richard Wagner den Redakteur des Feuilletons gefunden, der nun sein Projekt ein eigenes Kunstblatt zu gründen, fallen läßt.

Logogryph.

Schnell mit dem nahenden Lenz entring ich mich sprießend dem Keime,
Werde dem Walde ein Schmuck, werde dem Wand'rer ein Schutz. —
Wechsle die Sylben, und sieh! als leicht zu bewegende Gränze
Hemm' ich den laufenden Pfad, ford're gebiet'risch den Zoll. —

W. Jahn.

Auflösung der Charade in Nr. 241:
Hochzeitbitter.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 248 Donnerstag, 17. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

„Ja, die böse Jugend!“ lachte das Mädchen. „Und haben Sie nicht vielleicht daran gedacht, Mr. Süßkern, daß sie mit Ihrem würdigen Alter zusammen, schlecht genug haushalten würde?“

„Keine Sorge, keine Sorge, Miß Louise,“ unterbrach sie der Freier eifrig, „ich bin rüstig genug, um den nöthigen Respekt aufrecht zu erhalten.“

„Aber wenn doch nun die Jugend nichts von Respekt weiß, Mr. Süßkern,“ erwiderte Louise in ihrem früheren Tone, „lieber lacht, als ein ernstes Gesicht zieht, und sich viel lieber zu ihres Gleichen hält —?“

„Warten Sie einmal, Herr Nachbar,“ begann jetzt der Handschuhmacher plötzlich. „Louise, ich bitte mir aus, daß Du ernsthafter bei einer so wichtigen Sache sprichst!“

„Aber sie ist mir ja gar nicht wichtig, Vater!“ war die helle Antwort; „Mr. Süßkern mag in Gottesnamen Heirathsabsichten haben, aber mir fällt es doch gar nicht ein, daran zu denken!“

„Ei, was der Teufel,“ hob Meister den Kopf, die Stirn in drohende Falten ziehend. „Da sehen Sie, Madame, unsere heutige Jugend! Wer hat denn, Du Mädchen, seit Deine Mutter todt ist, das rechte Wort allein zu reden, wenn es sich um eine Heirath für Dich handelt?“

„Nun, doch gewiß ich, Vater?“ lachte Louise. „Du kannst doch sicher nicht fühlen, ob die rechte Neigung da ist, und hast auch in der Zukunft weder das Böse noch das Gute zu tragen!“

„Das sind mir ja ganz amerikanische Grundsätze,“ polterte Meister, „willst Du nicht auch gleich meine Einwilligung zu einer andern Heirath erzwingen?“

„Gewiß niemals, Vater, so lange Sie keinen Zwang gegen mich ausüben.“

„Das heißt: abgewiesen,“ nahm jetzt der Freier das Wort, das Gesicht in bedenkliche Falten ziehend. „Aber, Nachbar, ich habe so Etwas vermuthet — Etwas vermuthet, sage ich Ihnen! Wenn erst die vornehmen Liebhaber zu einem Bürgermädchen ins Haus kommen, gar den Weg zuletzt durch die Hinterthür finden, da hat's mit einer ehrlichen Werbung meist ein Ende. Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, aber Sie hätten bei Zeiten einen Riegel vorschieben sollen!“

„Was —?“ unterbrach ihn Meister, wie leicht verdutzt. „O, das geht auf den Gentleman, der immer mit dem Bedienten kommt, und mir die Handschuhe packetweise abkauft. Ist aber nichts Unrechtes passirt, Nachbar — soll indessen ein Ende nehmen. — Da steckt also der Haken?“ wandte er sich an das Mädchen, „und Du bist auch thöricht genug, um ein paar süße Worte Dir eine ganze Zukunft zu verderben? Werde ihm zeigen, wo die Thür ist, werde ihm zeigen, daß mein Haus zu gut für seine Scherwenzeleien ist, wenn es auch ein Geschäft weniger gibt. Wir bleiben Freunde, Nachbar, und Dieser da werde ich den Kopf zurecht setzen — entschuldigen Sie mich, Madame, aber wenn Sie ein vernünftiges Wort zu ihr reden wollten, Sie haben Alles gehört, und das Mädchen vertraut Ihnen — werden es ja wohl wissen, wohin es führen kann, wenn ein junges Ding sich eine vornehme Liebschaft in den Kopf setzt — ich spreche nachher noch ein Wort mit Ihnen — muß jetzt wenigstens meinem alten Freunde hier das Geleite geben.“ Er verbeugte sich gegen die alte Dame, warf seiner Tochter noch einen bösen Blick zu, und ging dann dem abgewiesenen Freier, welcher bereits die Thür geöffnet hatte, nach.

Die alte Dame ließ einen forschenden Blick auf dem Mädchen ruhen, aber dieses blickte sie mit hellem Auge an.

„Nicht wahr, zu einer solchen Heirath würden Sie mir nicht rathen?“ sagte sie mit dem Klange des vollen Vertrauens, die Hände der Frau von Neuem fassend. „Ich habe schon lange etwas Aehnliches gefürchtet, und darum kam mir das Ganze kaum unerwartet — nein, reden Sie jetzt nicht davon!“ unterbrach sie sich, als ihre Gesellschafterin einen Ansatz zum Sprechen nahm, „warten Sie erst bis Sie ihn gesehen und gehört haben, Sie werden dann Alles, was hier geschehen, gerade so lächerlich finden, als ich selbst, und mir lieber helfen, den Vater auf andere Gedanken zu bringen. — Lassen Sie uns von etwas Anderem reden,“ fuhr sie mit neuer Lebendigkeit fort, „ich habe Ihnen mein ganzes Herz geöffnet, und nun vertrauen Sie mir auch einmal ein Wörtchen. Sagen

Sie mir, warum Sie immer so traurig sind — ist Ihnen Jemand gestorben, der Sie allein zurückgelassen hat und um den Sie trauern?"

Ein eigenthümlicher Ausdruck von Rührung und Liebe zu der vor ihr Sitzenden ging durch die Züge der Frau. — „Gestorben nicht — nur von mir gegangen, Kind;" erwiderte sie, „und auch das ist schon lange her, wohl an zwanzig Jahre. Nicht wahr, es ist sonderbar, so lange einen Schmerz mit sich herumzutragen?"

„Sonderbar? Warum?" erwiderte das Mädchen mit einem tiefsinnigen Blicke. „Ich glaube, wenn mir einmal das Leid begegnete, das ich nicht nennen, und mir nicht einmal vorstellen mag, ich trüge es mit mir für mein ganzes Leben!"

„Nicht doch, Kind, nicht doch," sagte Jene mit einem melancholischen Lächeln, und wandte den Blick nach der sonnigen Straße, als lausche sie den Gedanken, welche die Wendung des Gesprächs in ihr selbst hervorgerufen. „Die Zeit ist gar ein wundersamer Arzt, der auch die schwerste Herzenswunde heilt, wenn — sieh, wenn nicht die eigene Schuld zu Deinem Quäler wird, Dir Deine Wunde immer neu aufreißt, und statt des Balsams ätzendes Gift hineingießt —" Sie hielt plötzlich inne, ihre Augen hafteten starr auf einem Punkte in der Straße, und ihr bleiches Gesicht begann eine so todtenähnliche Farbe anzunehmen, daß Louise, deren Augen an ihren Zügen gehangen, fast erschrocken aufsah und nach dem Ziele ihres Blickes suchte; im nächsten Momente aber schoß dem Mädchen das Roth der Freude in die Wangen.

„Das ist ja sein Kabriolet dort," rief sie aufspringend, sichtlich keines weitern Gedankens fähig, „jetzt muß er in der nächsten Minute hier sein; er geht stets durch die Nebenstraße, um seine öfteren Besuche nicht auffällig zu machen."

„Halt einen Moment," rief die alte Dame hastig, und mit sonderbar veränderter Stimme, während ihre Hand fast krampfhaft Louisens Arm umschloß, „wer ist der alte Mann dort im Kabriolet — der Bediente, sagtest Du? Hast Du seinen Namen nie gehört —?"

„Fred wird er gerufen, so viel ich weiß —"

„Und wie — wie heißt der junge Mann, der hierher kommt?" setzte die Fragerin mit halb unhörbarer, zitternder Stimme hin.

„Henry Litton; sagte ich es noch nicht? Aber um Gotteswillen, was ist Ihnen?"

„Nichts, Kind, nichts," erwiderte die Frau, sich hastig, aber wie nur mit Mühe erhebend, „ich will Dich jetzt nicht stören, aber ich werde ihn sehen!"

Sichtlich ihre Kräfte zusammenraffend, schritt sie aus dem Zimmer nach der Hausflur, wo die Treppe zum oberen Stockwerk ausmündete.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Gottfried Eisenmann †.

(Fortsetzung.)

Jetzt erschien die Einladung der Siebener-Kommission zum deutschen Vorparlament. Sie trieb die Angst der Bundestags-Versammlung auf den Gipfel. Im Gefühl ihrer unermeßlichen Schuld, und von der öffentlichen Schande, welche die entfesselte Entrüstung der Meinung auf sie ausgeschüttet, erdrückt, sprach sie urkundlich das Bekenntniß ihrer Unfähigkeit und Unwürdigkeit aus, in ihrer damaligen Zusammensetzung und bei der allgemeinen Mißachtung, welche auf ihren Gliedern haftete, über die Angelegenheiten der Nation ferner zu berathen und Beschlüsse zu fassen, ohne daß sie durch Männer gestützt würde, welche das Vertrauen des Volkes besäßen.

Mehrere Fürsten schafften nun ihre Diener aus der Versammlung und schickten gefeierte Volksmänner hinein; so Baden seinen Welcker, Bayern Closen, Kurhessen Jordan.

Noch vor wenig Wochen hatte sich ein deutscher Souverän geäußert: „Eher fließt der Rhein von Köln auf die Alpen zurück, ehe Welker ein Bundestagsgesandter wird!" — und jetzt saß Welker neben seinen Verfolgern im Rathe, und die ihn für unwürdig erklärt, vor der Nation zu reden, ja, die dem Manne der Wissenschaft sogar den Katheder verboten hatten, die nahmen ihn jetzt unter sich wie ein Element der Rettung, des Lebens und der Ehre auf, die aus ihrer Körperschaft geflohen schienen.

Damit nicht genug, wurden alle deutschen Regierungen vom Bundestage besonders eingeladen, eine Anzahl „Männer des öffentlichen Volksvertrauens" der Bundesversammlung zu Frankfurt berathend zur Seite zu stellen, um durch diese nicht nur die Erweckung einer bei der Nation verwirkten besseren Meinung zu versuchen, sondern auch um für den Verkehr mit dem deutschen Vorparlamente durch sie ein vermittelndes Element zu erlangen.

Die Regierungen beeilten sich, diesem Antrage zu entsprechen, und in Folge dessen wurden die sogenannten „siebenzehn Vertrauensmänner" als ein besonderes Kollegium dem Bundestag zur Seite gestellt. Sie hatten zu berathen, Stimmrecht hatten sie nicht. Die meisten dieser Männer standen bei der Nation hoch in Achtung und waren des Ehrentitels „Vertrauensmänner" im Volkssinne werth. Andere waren Vertrauensmänner — der Fürsten.

Der Tag des 31. März war angebrochen. Es war ein Tag, blau, klar, sonnig, so recht gemacht zur Feier. Die alte Kaiserwahl- und Krönungsstadt hatte sich beeifert, ein Festgewand anzulegen, schön, wie sie je eins getragen. Jedes Haus hatte sich in grünes Laubwerk und bunte Teppiche gekleidet, Triumphbogen prangten

auf Straßen und Märkten, alle Thore waren in Ehrenpforten verwandelt, lustig flatterten schwarz-roth-goldene Fähnlein aus allen Fenstern, und große deutsche Flaggen mit dem Reichsadler wogten von allen Thürmen und öffentlichen Gebäuden. Die ganze Bevölkerung hatte sich in den Veranstaltungen zum würdigen Festschmuck überboten. Jeder, der Geringste wie der Reichste, wurde von dem Gefühl gehoben und getragen, daß das, was jetzt geschehe, der Anfang sei eines neuen Lebens, daß damit gleichsam für das deutsche Volk die Weltgeschichte aufs Neue beginne. Alle riß es fort, — Keiner wollte zurückstehen vor dem Anderen. Und so geschah es, daß innerhalb zweier kurzen Vorbereitungstage Frankfurt nicht nur in seinen Hauptstraßen und Plätzen, sondern selbst in den entlegensten Winkeln und Gäßchen ein feenhaftes Ansehen gewann.

Umgewandelt schien Alles und die Stadt eine andere. Das herrlichste Wetter ermuthigte Jeden zur Lust und Freude.

„Der deutsche Volksfrühling ist angebrochen, Gott hat sein Wohlgefallen daran," rief man sich zu, „darum gibt er uns schon im März einen Maitag."

Mit Tagesanbruch hatten Glockengeläute und Musikchöre von allen Stadtthürmen das Fest begrüßt. 6000 Frankfurter Bürger, geschmückt wie zur Hochzeit, bildeten Spalier in allen Straßen und auf allen Plätzen, durch welche der Zug der deutschen Männer nach dem Römer gehen sollte, dessen herrlicher Kaisersaal zur feierlichen Installation des Vorparlaments geöffnet war.

Um 8 Uhr setzte sich unter dem Ehrengeleite vornehmer Bürger und Festordner der Zug in Bewegung. — Eine Schaar von fast 600 Abgeordneten, unter ihnen die Besten und Würdigsten des ganzen Volkes und seine Lieblinge seit langer Zeit.

Ueber 100,000 Menschen von nah und fern waren beigezogen, Zeugen zu sein des großen Tages, und ein nicht verhallen wollender Jubel, der sich, wenn dem Volke ein ausgezeichneter Mann bemerklich gemacht wurde, immer wieder erneuerte, durchdrang die Lüfte. Und drein hallte Kanonendonner, der erste, der die Majestät des deutschen Volkes salutirte.

Auch die Gesandten und fremden Konsuln hatten ihre Wohnungen geschmückt und ihre Flaggen aufgezogen. Am herrlichsten prangte und wogte das Unionsbanner der nordamerikanischen Freistaaten mit den goldenen Sternen auf himmelblauem Grunde und mit dem stolzen Adler der Freiheit, der das Pfeilbündel hält und den Wahrspruch „In pluribus unum."

„Einheit in der Vielheit" — das ist ja auch unser deutscher Wahlspruch, und das Volk hat es verstanden. Ein Jubel, der nicht enden wollte, erschallte am Hotel des amerikanischen Gesandten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein internationales Bankett.] Es bereitet sich gegenwärtig auf der Pariser Weltausstellung ein großartiges Festgelage vor, das selbst die pantagruelischen Genüsse des berühmten Gastmahles Trymalkions, das Petronius in seinem Satyrikon so drastisch schildert, hinter sich zurücklassen dürfte. Es handelt sich nämlich um ein internationales Bankett, das die Kommissäre der fremden Nationen zu Ehren der kaiserlichen Kommission und des französischen Kommissariats veranstalten wollen. Damit diesem Feste nichts fehle, was zu seiner Verschönerung beitragen kann, so hat man auch Damen dazu eingeladen. Nicht allein die Speisen und die Weine, sondern auch das Tafelgeschirr, Tischzeug u. s. w. wird von den fremden Nationen geliefert werden, und jedes Volk wird natürlich nach möglichst würdiger Vertretung streben. England wird das Wildpret zu diesem homerischen Gelage liefern, Schottland spendet Lachse, und das schwedische Rennthier wird neben der tunesischen Gazelle vertreten sein; Rußland bietet weiße Hasen; aus den Pyrenäen sind Gemsen geschickt worden; sogar die kleine Republik von Andorra will nicht vergessen sein, sie läßt sich durch Forellen und weiße Rebhühner vertreten. Vor Allem aber spricht man von einem Riesenfische, der lebend gebracht worden ist und nun bis zum Feste, dem er zum Opfer fallen soll, sorglich gehütet wird; er ist aber so kolossal, daß man keine Schüssel hat finden können, die groß genug wäre, ihn zu fassen, man hat demnach ein besonderes Gefäß bestellen müssen, das aus versilbertem Metall gefertigt ist und die Form einer Pirogue hat. Die Weine Griechenlands und Spaniens werden in böhmischen Gläsern perlen, der Tokaier wird mit dem Lacrymä Christi wetteifern, und der Constantiawein soll den Champagner ersetzen. Eine wahrhaft kosmopolitische Musik wird dem Gehör der Gäste allerhand Genüsse bereiten; Tyroler Jodler werden sich mit neapolitanischen Pifferari abwechselnd vernehmen lassen. Kurz, es wird im eigentlichen Sinne ein Gastmahl des Lucullus werden, das an die glänzendsten Gelage des antiken Roms erinnern wird; die fremden Kommissäre scheuen vor keiner Ausgabe zurück, und die ausgesuchtesten gastronomischen Genüsse aller Länder der Welt werden in Kontribution gesetzt.

König Ludwig I., der allzeit noch so thätige und rüstige Greis, welcher gewöhnlich einige Vormittagsstunden dem Besuche von Ateliers, Kunstanstalten &c. widmet, stattete am 16. Oktober Vormittags ganz unerwartet dem Kloster der Servitinnen zu München, welche mit Erziehung und Heranbildung der weiblichen Jugend sich befassen, einen freundlichen Besuch ab, in-

dem er über zwei Stunden in diesen Räumen weilte und sich auf das Herablassendste mit den Frauen unterhielt. Vierzig Jahre waren verflossen, seitdem König Ludwig das Kloster wieder errichtete und damals im Kloster weilte. Die Klosterfrauen hatten übrigens heute Gelegenheit, die Gedächtnißfrische des hohen Gastes zu bewundern, denn König Ludwig erinnerte sich ganz genau an bestimmte Einzelnheiten und sogar an einzelne Namen jener Klosterfrauen, welche damals lebten. Nachdem Se. Majestät die Kapelle, das Fürstenzimmer, den Konventsaal, in welchem er das Porträt einer Großtante fand, besichtiget hatte, gab er willig den Bitten der Klosterfrauen nach und besuchte die über zwei Stiegen gelegenen Schulzimmer. An der Tafel eines Schulzimmers stund gerade eine Rechnung, deren Ausarbeitung den Schülerinnen ziemlich Kopfarbeit machte. König Ludwig stellte sich vor die Tafel, nahm die Kreide und löste, bewundert von den Kindern, sehr schnell die Rechnungs-Aufgabe. Man denke sich die Freude und den Jubel der Kinder, welche sich alle um den heitern Greis schaarten, und sich nicht wehren ließen, bis Jedes dem Könige die Hand geben konnte, dazu sich der edle Kinderfreund schon verstehen mußte.

Wenn Luxemburg Alles verloren hat, ist es durch die Londener Konferenzen doch um Eines reicher geworden: um ein interessantes Dokument. Im Regierungsgebäude ist nämlich jetzt der Traktat zu sehen, der das Schicksal des Großherzogthums entschied, mit allen Unterschriften und Ratifikationen der auf der Konferenz vertreten gewesenen Monarchen. Die Siegel sind in der That prächtig, am meisten interessiren den politischen Dilettanten aber die Unterschriften, unter denen die der Königin Viktoria ganz besonders durch geschäftsmäßigen Charakter hervorsticht. Der Text des Traktates ist in französischer Sprache abgefaßt, aber von den Ratifikationen sind nur zwei französisch, die des Kaisers der Franzosen und des Königs von Preußen, welches letztere mehreren Pan-Germanisten sehr choquirend erschienen ist. Der Kaiser von Rußland ratifizirte russisch, der König von Italien italienisch und der Kaiser von Oesterreich lateinisch.

Aus dem „Reisebericht nach dem Kriege des Jahres 1866“ von Szymanowski ist Folgendes zu entnehmen: „Man kann sehr verschiedenartig mit Gyps den Kranken zu Hülfe kommen und braucht nicht Jedesmal den Verband zu formen. Die einfachste Art, den Gyps zur Milderung der Schmerzen eines Verwundeten zu benutzen, die Gyps-Kataplasmen, sind am Wenigsten in dem letzten Kriege angewendet worden. An einigen Orten, wie z. B. bei Wilms in Bethanien und bei Bärwind in Frankfurt, war diese von mir jetzt bevorzugte Art des Verbandes ganz unbekannt und ich wurde aufgefordert, denselben z. B. zur Fixirung der Zehen, in Sandalenform, einem Kranken anzulegen, welchem eine Kartätsche den Fußrücken verletzt hatte. Durch die Gypsform auf der Fußsohle wurden die Zehen gefangen und die zuckenden bloßgelegten Sehnen am Fußrücken zur Ruhe gebracht. Dieser Behandlungsweise von tiefen Wunden der Weichtheile mit Muskel- und Sehnenverletzungen, die ich schon 1862 empfohlen habe, schenkt man, wie es mir scheint, noch immer nicht genug Theilnahme.“

Zum Empfang des Kaisers von Oesterreich sind bereits im Stadthause zu Paris großartige Vorbereitungen getroffen. Der sog. Hof Ludwig XIV. ist in einen Garten umgewandelt; die seltensten Pflanzen schmücken das Parterre, welches sich um die große Stiege zieht, unter welcher ein Bassin angebracht ist. Die Annexen, die für die großen Empfangs-Departements auf dem früher erbauten Platze Lobau Raum schaffen sollen, werden restaurirt und als Eigenthum erworben; dasselbe geschieht mit dem hohen Porticus über der Hauptfaçade des Hotel de Ville. Die Avenue Viktoria füllt sich mit venetianischen Masten. Es steht nun fest, daß Kaiser Franz Joseph sich auch in Compiegne aufhalten wird; die kaiserliche Jägerei trifft bereits ihre Vorbereitungen für die in Aussicht genommenen großen Jagden.

In Lissabon fand am 10. Oktober in Beisein des Hofs und des diplomatischen Korps, die feierliche Enthüllung einer Statue des Dichters Louis de Camoens statt. Abends war zu Ehren des Ereignisses Hofball im Palaste von Belem, und viele Straßen der Stadt waren beleuchtet. „Der arme Dichter rief nach Brod; man gibt ihm einen Stein“ — oder ein Bronzebild — und das 287 Jahre nach seinem Tod, der eigentlich ein langsames Verhungern war. Ein ihm im Jahre 1596 in der kleinen St. Annakirche errichtetes Grabdenkmal wurde durch das Erdbeben von 1855 mitzerstört.

Das Haus des Kaisers von Frankreich expedirt jährlich 12,000 Depeschen; das Staatsministerium 10,000, das Ministerium der Justiz und der Kulte 5000; das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 8000; das Ministerium des Innern 373,000; das Finanzministerium 12,000; das Kriegsministerium 5000; das Ministerium der Marine und der Kolonien 79,000; das Ministerium des öffentlichen Unterrichts 1000; das Ministerium des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten 3000.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 249 Freitag, 18. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Louise schien zu schwanken, ob ihr zu folgen oder nicht; als sich aber jetzt die Thür öffnete, um einen hochgewachsenen jungen Mann in der ganzen fashionablen Eleganz des New-Yorker Dandy's einzulassen, schien jeder andere Gedanke in ihr ausgelöscht. Der Eintretende ging rasch auf das Mädchen los, faßte ihre Hand und sah ihr mit einem vollen Ausdrucke warmer Empfindungen ins Gesicht. „Meine Louise — wie das strahlt, schon am frühen Morgen!"

„Früh?" erwiderte sie mit einem Zuge halben Schmollens, während doch das helle Glück in ihren Augen leuchtete. „Ist es denn nicht schon Elf, Mr. Litton, und ich warte bereits über eine halbe Stunde."

„Mr. Litton!" wiederholte er vorwurfsvoll, „sind wir denn nicht allein, Louise? Ich sollte das wahrhaftig strafen!" Er machte eine leichte Bewegung, sie zu umschlingen, aber sie wandte sich rasch ab und trat an das Fenster. „Was ist Ihnen denn heute, Kind?" sagte er, ihr in sichtlicher Befremdung folgend. „Sehen Sie mich an — richtig! Da ist ein trüber Punkt auf dem Grunde Ihrer Seele — ist irgend Etwas vorgefallen? Louise, reden Sie!"

Das Mädchen senkte den Blick. „Wollen Sie mir wohl noch einmal sagen," versetzte sie zögernd, „wie lieb Sie mich haben, Henry?"

Er lachte wie im inneren Glücke auf. „Ist es nur das, Du närrisches Kind? Nun denn, ich habe Dich lieber, Mädchen, als irgend etwas auf dieser Welt, liebe Dich aus tiefster Seele, wie der Heide seinen Fetisch, wie der Geizige seinen Schatz —"

Louise hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und war auf den neben ihr stehenden Stuhl gesunken; im nächsten Augenblicke aber sprang sie wieder elastisch auf. „O, nun ist Alles gut, Alles gut!" rief sie mit strahlendem Auge.

„Aber — was ist denn gut?" entgegnete er mit einem Anfluge von Befremdung.

„O," begann sie mit neckischer Gravität, „Sie müssen wissen, es ist mir kaum erst eine große Ehre widerfahren. Unser Nachbar Süßkern, solides Materialwaarengeschäft, ein wohlhabender Mann, der sich sehen lassen kann, auch noch recht gut auf den Beinen ist — hat um mich angehalten!" setzte sie mit klingendem Lachen hinzu. „Nun, und Sie lachen nicht mit mir?"

Auf dem Gesichte des jungen Mannes malte sich eine leichte Betroffenheit. „Aber Louise," sagte er zögernd, „warum denn über eine ehrliche Werbung lachen?"

Es war das reinste Glück, was sich jetzt in ihren Zügen ausdrückte. „Warum? und das fragen Sie, nachdem sich mein Herz so eben erst vollgesogen aus Ihren Worten, Henry? Warum kann ich denn nicht gleich Sie und den Nachbar Süßkern neben einander vor den Spiegel stellen! — Aber," fuhr sie mit einem aufmerksamen Blick in sein Gesicht fort, „was geht Ihnen durch die Gedanken, Henry? Fühlen Sie nicht, wie glücklich ich bin?"

„Louise," erwiderte er sichtlich unsicher, „Sie haben meinetwegen eine gute Parthie zurückgewiesen?"

„Aber, mein Gott, ja — wie sind Sie denn plötzlich?"

„Und Sie kennen von mir doch nichts weiter, als was vor Ihnen steht! Ich liebe Sie mit meiner tiefsten Herzensgluth, Louise, ich schwöre es Ihnen, aber dennoch möchte ich nicht, daß meine Liebe einem Glücke, das sich Ihnen bietet, in den Weg träte."

„Einem Glücke?" erwiderte sie leidenschaftlich. „Henry, wo ist denn mein Glück, als bei Dir und allein bei Dir? — Ich kenne Dich nicht?" fuhr sie fort, ihre Hand an seinen Arm legend, „sind das nicht Deine Augen, durch die ich hineinsehen kann in Deine Seele, so tief, als es Niemand vermag — und ich kenne Dich nicht? Was liegt mir denn jetzt an alle den Verhältnissen da draußen in der Welt, die mir noch unbekannt sind — ich werde genug davon erfahren, wenn Du es einmal für nothwendig hältst — Du hast gesagt, Du liebst mich über Alles in der Welt; was will ich denn mehr?"

Ueber sein Gesicht war es bei ihren Worten fast wie ein inneres peinliches Gefühl gegangen — jetzt horchte er plötzlich auf. „Still jetzt, Louise," sagte er, von ihr zurücktretend, „wir werden überrascht!" und zugleich ließ sich auch von Neuem das Schließen der Hausthür hören. Der Eingang zum Zimmer öffnete

sich geräuschvoll, und Herr Meister, der Handschuhmacher, erschien, noch röther als zuvor.

„Ah, Mr. Litton,“ sagte er, mit einer halb spöttischen Verbeugung, „ist mir allezeit eine Ehre gewesen, Sie bei mir im Geschäfte zu sehen; möchte aber doch bemerken, daß ich durch die Hinterthür niemals gern Geschäfte gemacht habe — möchte wohl fragen, Sir, wohin alle diese Besuche bei meiner Tochter führen sollen?“

„Vater —!“ unterbrach ihn Louise vorwurfsvoll.

„Du bist jetzt still!“ polterte Meister. „Ist noch niemals etwas Rechtes bei solchen Hinterthürgängen herausgekommen. — Mr. Litton, Sie sind ein vornehmer, reicher Herr, haben überdieß eine vornehme, reiche Braut, mit der es bald Hochzeit gibt —“

„Halt, Vater, das ist eine Lüge!“ rief das Mädchen energisch, während dennoch alles Blut aus ihrem Gesichte wich.

„Du bist ruhig, habe ich gesagt!“

„Nein, Vater, dann werde ich nicht schweigen — sag' es ihm, Henry, sag' es ihm, daß es eine Lüge ist!“

„Das geht ja schon recht hübsch, per Henry!“

„Henry, Du sprichst nichts?“ rief Louise, wie in plötzlicher Ermattung, während ihre Züge noch bleicher wurden.

„Es läugnet sich freilich schlecht, lachte der Handschuhmacher höhnisch auf, „wo die Wahrheit in aller Welt Munde ist!“

Da schien sich der junge Mann, der wie in halber Betäubung dagestanden, plötzlich aufzuraffen. „Halten Sie ein, und beschimpfen Sie mich nicht,“ sagte er ruhig und bestimmt. „Es besteht allerdings ein Verhältniß, das in einer Heirath zwischen mir und einer jungen Lady enden soll; dieß bestand aber bereits, ehe ich Ihre Tochter kennen lernte —“

„Beim Teufel, Sir, um so schlimmer!“ rief Meister mit seinem vorigem Lachen.

„Noch bin ich indessen nicht verheirathet,“ fuhr der junge Mann, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort, „bin noch völlig freier Herr meiner Handlungen. Zudem habe ich, wenn ich aus Ihrem Hause gehe, mir keinen andern Vorwurf zu machen, als daß ich nicht stark genug war, dem Reize, der mich hier festhielt, zu widerstehen — und wenn ich jetzt gehe, da ich Ihnen noch keine Erklärung geben kann, wie Sie diese bei fortgesetzten Besuchen wohl zu fordern hätten, so sage ich Ihnen doch noch nicht für immer Adieu, Mr. Meister.“ Er wandte sich langsam, mit dem vollen Ausdruck seines Gefühls nach dem Mädchen. „Louise —!“

Diese aber, welche, so lang er sprach, mit unbeweglichen Augen wie in einer Art Erstarrung dagestanden, streckte jetzt beide Hände, ihn krampfhaft abwehrend, aus. „Geh', geh' — um Gotteswillen, sprich kein Wort weiter! stöhnte sie; „das bricht mir das Herz!“ brach es dann schluchzend aus ihrem Munde, und beide Hände vor das Gesicht schlagend, stürzte sie nach einer Seitenthür. Der junge Mann machte eine Bewegung, ihr nachzueilen, der Handschuhmacher aber vertrat ihm den Weg.

„Hier ist der Ausgang, den ich Ihnen öffnen werde, Sir!“ sagte der Letztere, nach der Thür zum Laden zeigend, „und es wird Ihnen eine unnöthige Mühe ersparen, wenn Sie in der Zukunft nach keinem andern Eingange zu meinem Hause suchen!“

Henry Litton neigte den Kopf und folgte wie halb gebrochen dem ihm gewordenen Fingerweise.

(Fortsetzung folgt.)

Julius Mosen †.

> „Ihn füllte nur ein Denken,
> All' diese lange, lange Zeit!
> In einen Traum nur mocht' er sich versenken:
> Den Traum von Deutschlands künft'ger Herrlichkeit!“
>
> Ferd. Freiligrath.

Ein treues Dichterherz hat wieder ausgeschlagen.

In den Armen seiner liebenden Pflegerin, seines edlen Weibes, ist am 10. Oktober Julius Mosen von seinem jahrelangen schweren Leiden durch einen sanften Tod erlöst worden.

Obgleich meist arm an irdischen Gütern, hinterlassen Dichter, Bildner, Gelehrte doch lachende Erben; denn wenn auch die ihnen persönlich Nahestehenden ihr Hinscheiden betrauern, die Welt tritt bei ihrem Tode in den dauernden Besitz dessen, was sie mit der Kraft ihres Lebens ins Dasein gerufen haben. Und das von dem jetzt heimgegangenen Dichter seiner Nation Vererbte ist derart, daß schon vor einigen Jahren Ferdinand Freiligrath mit vollstem Rechte die Mahnung an Deutschland richtete:

> Dank' ihm und danke deinem Sänger ganz,
> Und drücke leis' auf seine Stirn den vollen,
> Den immergrünen deutschen Kranz.

Zwar ist es dem Todten nie gelungen, „Mode“ zu werden; zwar ist er niemals leicht und flach genug gewesen, um den Launen der Menge zu schmeicheln; zwar hat seine Muse nur wenige frische Lieder aus der schwülen Krankenstube in die Welt hinausgesungen, wenn es zum Beispiel galt, einen Schiller, Fichte, Arndt, und Uhland zu feiern; zwar war sie nicht so fruchtbar, wie sie die Muse Heinrich Heine's in seiner Matratzengruft unerschöpflich in weltschmerzlichen Elegien und Lamentationen, in bitteren Bonmots und phantastischen Anekdoten gezeigt hat — doch die edle Haltung eines sich selbst anpassenden, nur auf ernste Ziele gerichteten, nur den nationalen Aufgaben zugewendeten Geistes hat gewiß nicht geringen Anspruch auf allgemeine Würdigung. Julius Mosen hat den

Schild seiner Dichter- und Menschenehre sein ganzes Leben hindurch blank gehalten und, ob auch nicht immer und überall siegegekrönt, doch immer und überall das Höchste und Beste angestrebt. Sein Anspruch auf die vollste, ihm aber leider so kärglich zugemessene Anerkennung Seitens seiner Nation war daher ein höherer und besser berechtigter, als jener des Mitleids mit seinen Verhältnissen, ein höherer selbst, als jener der Theilnahme an seinem harten, unverdienten Schicksale! Er ist für die deutsche Dichtung der Gegenwart eine bedeutsame Erscheinung, selbst in seinen Irrthümern charakteristisch und in seinen Vorzügen eine edle spezifisch deutsche Dichternatur.

Wie schon angedeutet, sind die Schöpfungen seiner ruhigen und gediegenen Muse vor Allem von einer ächt nationalen Gesinnung beseelt; der nationale Geist ist ihr der Ausdruck des Weltgeistes:

> Der Dichter wurzle tief in seinem Volke;
> Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
> Mag er dann brausen mit der Wetterwolke
> Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum:
> Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung,
> Fühlt er des Daseins innerste Bewegung.

Doch diesem Idealismus fehlt der Gegenpol. Mosen vertrat die positive Seite des modernen Geistes, die Hingabe an die Idee, die unverwüstliche Hoffnung auf ihren Sieg, jenen Optimismus der Geschichtsauffassung, vor dem sich ein Philosoph wie Schopenhauer, wie vor einem Frevel bekreuzigt. Er gehörte daher auch als Dramatiker der Schule Schiller's an. Mit diesen Worten sind zugleich seine eminenten Vorzüge, wie auch seine Schwächen bezeichnet, mit ihnen sind die verhältnißmäßig geringen äußeren Resultate seiner dramatischen Dichtung erklärt. Mosen war der talentvollste und selbstständigste in jener Reihe von Dichtern, welche versucht haben, mit dem idealen Pathos den endgiltigen Styl der deutschen Tragödie zu gewinnen. Der Vorgang Schiller's erläutert hier viel, wenn nicht Alles. Die großen Erfolge desselben führten ebenso wie sein mächtig nachwirkender Genius viele deutsche Poeten in diese Bahnen. Und doch darf man sagen, ohne der Verehrung für den nationalsten Dichter zu nahe zu treten, daß diese Bahnen gefährliche waren. Vor Allem und beinahe immer wurde übersehen, daß Schiller in seinen Jugendwerken die Kraft und den Drang zur scharfen Charakteristik, zur bestimmten Gestaltenschöpfung bewährt und erprobt hatte, ehe er jene Tragödien schrieb, welche die höchste Blüthe seines idealen Geistes sind, in denen jedoch neben dem idealen Schwunge die Kraft der Charakteristik und jene früh gewonnene Kenntniß der Scene sich nie verläugnen. Die meisten jüngeren Dichter, welche den Fußstapfen Schiller's folgten, ließen nur das ideale Pathos und den Sentenzen-Reichthum auf sich wirken und berücksichtigten nicht, auf wie ächt dramatischen Grundlagen dieselben gewachsen waren. So entstanden die zahlreichen Dramen, bei denen sich die Idee bedeutsam, die Sprache als edel, schwungvoll und schön erweist, die Charakteristik der Gestalten, die Durchführung der tragischen Konflikte und der dramatische Aufbau hingegen mangelhaft bleibt. In diesem Falle finden wir uns, wenigstens theilweise, den Dramen Mosen's gegenüber. Seine Stoffwahlen charakterisiren den Poeten, welcher hohen Drang und Schwung in sich fühlt.

Immerhin die bedeutendste Dichtung Julius Mosen's ist sein Epos „Ahasverus", ein symbolisches Poem von gewaltigster Anlage. Schubart und Lenau hatten durch ihre Gedichte, in denen sie den „Ewigen Juden" einführten, besonders den Schmerz des Lebens und das Verlangen des Endlichen nach Ruhe, nach Vollendung ins Auge gefaßt, der Todessehnsucht des Individuums im Wechsel und in der Noth der Zeitlichkeit einen ergreifenden Ausdruck gegeben. Aber auch ein anderer Gedanke ist naheliegend. Man kann den sich durch die Zeiten schleppenden Wanderer zum Zeugen und Dolmetsch der Weltgeschichte machen, ihn wie einen Chor die Menschheit auf ihrem leidvollen, kampfreichen Emporgange begleiten lassen, so daß, während glänzende oder erschütternde Bilder von großen Männern und großen Thaten an ihm vorüberziehen, er seine Empfindungen und Betrachtungen ausspricht: eine poetische Philosophie der Geschichte also, ein Seitenstück zu Dante's „Göttlicher Komödie". Julius Mosen hat etwas Aehnliches im Sinne gehabt; wir durchleben mit seinem „Ahasver" den Untergang Jerusalems und das Hervorbrechen der Araber mit dem Islam, und der Alte, entsetzt über die Ströme von Thränen und Blut, faßt den Entschluß, sich dem Kampfe für die Unterdrückten, für die gebrochenen Seelen und zertretenen Herzen zu widmen. Nur hat sich leider der Dichter nicht an dem Werke selbst zu voller Klarheit emporgearbeitet, wie Göthe am „Faust", sondern den Torso liegen lassen. Kann so das Gedicht nicht als Ganzes genügen, so gewinnen doch einzelne Parthien desselben durch die Erhabenheit des Ausdrucks und das intensive Kolorit eine geradezu klassische Bedeutung.

Seine schönsten Lorbeeren hat jedoch Julius Mosen auf dem Gebiete der politischen Ballade gepflückt, denn „Der Trompeter an der Katzbach", „Andreas Hofer", „Der sächsische Tambour", „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" sind bekanntlich populär, wie wenig deutsche Gedichte neuerer Zeit, geworden, geradezu allgemein wie das Sonnenlicht,*) werden auch theils wegen ihres immer giltigen Inhalts, theils als Denkmale bewegter Zeit fortleben. Dasselbe gilt von der „Völkerschlacht bei Leipzig": „Es wollten viel treue Gesellen sich kaufen ein Vaterland", ein einfach schönes, rührendes Lied, das ebenso wie das Gedicht

*) Bestände nur das Kriterium ächter Volksthümlichkeit einer Produktion nicht gerade darin mit, daß man sich um den Autor nicht kümmert.

von der „jungen — und der alten guten Zeit“ tief aus der Stimmung der Zeit heraus- und in dieselbe hineinklang. Nichtsdestoweniger war und ward Mosen kein politischer Lyriker im Sinne der Vierziger-Jahre. Dazu war er zu sehr Künstler, dazu rang er zu viel nach ächter Gestaltung. Niemals vergaß er, daß die Dichtung, auch die lebendigste, unmittelbarste, eine Kunst bleiben muß. Zu idealistisch, zu unbestimmt konnten oft die Ziele seines Strebens erscheinen, aber das Streben selbst blieb, wie gesagt, das eines Poeten, und je mächtiger ihn der Geist der Zeit erfüllte, um so ernster suchte er ihn künstlerisch zu gestalten. Die Erinnerung an Mosen's Werden und Wirken gewährt zugleich manche Erhebung und freudige Gewißheit. Werfen wir daher nun auch einen Rückblick auf sein Leben.

(Schluß folgt.)

Wartburg-Lied.

Zur Feier des 50jährigen Burschenschaftsfestes auf der Wartburg, am 18. Oktober 1867.

Hoch auf wald'gem Bergeskamme,
Wo zum Fels der Rennsteig springt,
Leuchtet als Oktoberflamme
Unsere Wartburg neuverjüngt;
Grüßt nach allen Regionen,
So nach Nord und Süd gewandt;
Und es donnern die Kanonen:
Ehre, Freiheit, Vaterland!

Horcht, es bringen starke Weisen
Zu dem deutschen Hort empor,
Und des Schlägers scharfes Eisen
Sprengt das wohlverschloss'ne Thor:
Auf und laßt den Geist, den alten,
Der einst hier sich heimisch fand,
Wieder schalten, mächtig walten:
Ehre, Freiheit, Vaterland!

Haltet fest am guten Rechte,
Söhne, stählt die junge Kraft,
Bannet aus dem Kreis das Schlechte,
Wirkt als ächte Burschenschaft!
Laßt die Wahrheit nie vertauschen,
Die uns anvertraut als Pfand,
Allgewalt'ge Eichen rauschen:
Ehre, Freiheit, Vaterland!

Deutsche Sitte, deutsche Treue,
Deutscher Muth und deutscher Sinn
Seien fort und fort auf's Neue
Unseres Volkes Hochgewinn.
Eins im Denken und im Rathen,
Eins, ja eins mit Herz und Hand;
Schwört zu Gott bei allen Thaten:
Ehre, Freiheit, Vaterland!

Müller von der Werra.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die angeblich bereits vollzogene oder bevorstehende Vermählung des Erzherzogs Heinrich mit einer Grazer Schauspielerin berichten die Blätter noch mancherlei Pikantes. Dem Hofe ist die Angelegenheit nichts weniger denn genehm und der Urlaub, welchen der Erzherzog als General erhielt, soll kein freiwilliger und auch kein vorübergehender sein. Von den Beziehungen des Erzherzogs zu der Schauspielerin hatte man in der Hofburg längst Kenntniß, man glaubte aber nicht an den Ernst einer Heirath, weil man diese nicht wünschte. Erzherzog Heinrich soll in dieser Beziehung aber edlerer Gesinnung sein. Clara Hofmann — so heißt die Auserwählte und künftige Gräfin von Botzen — ist die Tochter ei es braven Magistratsbeamten und soll ein sehr schönes und gebildetes, dabei sehr einfaches Mädchen sein. In Wien erhielt sie ihre Ausbildung als Sängerin; in Graz trat sie zuerst auf der Bühne auf, wo der Erzherzog sie sah und liebte. Der Prinz hatte dem Mädchen sein Wort gegeben, es zu seinem Weibe zu machen, und so feierlich, daß ihm das einfache Wort nicht genügte, sondern daß er die Bilder seiner erlauchten Eltern in die Wohnung der Erkorenen bringen ließ, und ihr vor denselben das Gelöbniß gab, sie zum Altare zu führen. Und weiter, so streng bürgerlich, heißt es, habe der hohe Bräutig m das Verhältniß gefaßt, daß er von der Braut begehrte, sie müsse die Bühne verlassen und einige Zeit im Elternhause verleben, weil er sie von da aus als einfaches bürgerliches Mädchen, nicht aber vom Theater weg als Frau heimführen wollte.

Aus Mecklenburg schreibt man: Der Commis eines Materialwaaren-Geschäfts in einer Stadt unseres Landes hatte sich zum Dienst als Einjähriger gemeldet. Bei dem Examen soll folgendes Zwiegespräch vorgekommen sein: „Wo liegt Java?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Was kommt denn von Java?“ — Keine Antwort. — „Mein Gott, wo beziehen Sie denn Ihren besten Kaffee her?“ — „Das darf ich nicht sagen — das ist Geschäftsgeheimniß.“

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 250 Samstag, 19. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Während aber in der Kammer neben dem Wohnzimmer ein Mädchenherz mit der ersten, bittersten Täuschung ihres Lebens rang, wollte im oberen Stocke eine andere Seele in unendlichem Jammer vergehen. Die alte Dame war mit fliegender Brust in ihr Zimmer eingetreten.

„Fort ist er!" stieß sie athemlos hervor, „Litton — Henry Litton heißt er! — Mein Gott und Herr," schrie sie plötzlich auf und brach in die Knie, „es ist mein Kind! — Aber still, still," fuhr sie, sich wieder aufraffend, fort, „kein Athemzug darf es verrathen, daß eine Mutter hier die Hände windet, daß ihr Herz zerspringen will — denn die Sünde ruht auf ihr. Sie hat das Kind ihrer Schmerzen weggegeben, verkauft, und wo aus andern Mutterhänden der Segen ausströmt, da bringen ihre unheiligen Hände Verderben! — Da steht er in dem Glanz seiner Schönheit, seiner Stellung, seines Reichthums," fuhr sie im ausbrechenden Seelenjammer fort, „nahe ihm doch, Du sündige Mutter, und gib Dich zu erkennen! Sein Name, den er jetzt mit Ehren trägt, wird Betrug unter Deiner Berührung; sein Reichthum gestohlenes Gut; was Glück und Stellung ihm geschaffen, bricht zusammen — Fluch ist es, den Du auf ihn ausströmst, bleib' zurück, und laß der Luft nicht wissen, was in deinem Herzen lebt. — Seit zwanzig Jahren hab' ich nun um ihn geweint, seit zwanzig Jahren lebt der Wurm in meinem Herzen, und in schlimmen wie in guten Zeiten hat das Bußkreuz auf meiner Seele gelegen; aber die Zeit der Sühnung ist noch nicht gekommen. O, großer Gott," brach sie von Neuem aus; „ihn sehen, ihn hören und nicht ihm entgegenstürzen können, nicht die Arme um ihn schlagen und schreien dürfen: mein Sohn, mein einziges Kind! o, das ist Marterqual, ist schlimmer noch als der Tod. Nun Gott und Herr," fuhr sie, die Hände zusammenschlagend und von Neuem auf ihre Knie stürzend, fort, „hier bin ich, strafe Deine Magd, häuf' auf mich, was Du mir noch zugedacht in Deinem Zorn, ich halte still und will in meinem Elend Dir noch danken! Ich darf ihn ja doch sehen, darf seine Stimme hören und seine Nähe fühlen — kein Hauch soll mich verrathen, keine Miene zucken, aber an seine Schritte will ich geheftet bleiben und stieße er mich auch unerkannt mit dem Fuße zurück. Gott und Herr, Du kennst den harten Kampf, der meine Sünde schuf — sei gnädig mit mir, laß mich nicht zu lange leiden!"

Und die da am Boden, vernichtet in ihrem Seelenschmerze lag, war Margarethe, die vor zwanzig Jahren ohne ihr Kind in Deutschland zurückgelassen worden war, die vor wenigen Minuten zuerst ihren Jugendgespielen Fred erkannt und dann in der glänzenden Erscheinung des ins Haus Getretenen ihren Sohn errathen.

II.

In einer der fashionablen Querstraßen, welche den obern Broadway von New-York durchschneiden, in einem der dortigen kleinen Paläste, deren Einrichtung nur eben auf eine im größeren Style lebende Familie berechnet ist, saß im Vorzimmer des Parterres ein alter Bedienter und rieb sich, das Gesicht oft wunderlich verziehend, die Stirn.

„Ich weiß nicht, was das für ein Gesicht ist," brummte er vor sich, „das mir nun schon seit zwei Tagen überall in den Weg tritt — es hat etwas in den großen, schwermüthigen Augen, das mich an alte, längst vergangene Zeiten mahnen will, und wenn es mir aus dem Blicke ist, steht es mir vor den Gedanken; aber ein Gewitter mag hereinschlagen, wenn ich gleich weiß, wohin damit!"

In diesem Augenblick öffnete sich langsam die Thür und der Dasitzende blickte beim raschen Aufsehen in das Gesicht einer ältlichen, in unscheinbare Straßentracht gehüllten Frau. „Soll mich —! Da ist es wieder!" entfuhr es ihm unwillkürlich; die Eintretende aber blieb an der Thür stehen und hielt eine Weile ihre Augen durchdringend auf das Gesicht des Bedienten, der sie mit einem wunderlichen Ausdrucke von Unsicherheit anstarrte, geheftet.

„Kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr, Friedrich?" fragte sie mit einem leichten Beben der Stimme, „hat denn das Alter mein Gesicht so sehr verändert? Und ich erkannte Sie doch auf den ersten Blick!"

„Um Gotteswillen," erwiderte der Angeredete, während es wie eine leichte Erinnerung durch seine Züge

ging, „das ist doch nicht — wie ist mir denn? — doch nicht — Frau Margareth?“

„Margarethe! so ist es, Friedrich,“ versetzte sie, ihm mit einem halben, traurigen Lächeln die Hand entgegenstreckend; „geben Sie mir ihre Hand nur ohne Sorge, Sie haben nichts Unangenehmes von mir zu fürchten!“

„Warum denn auch fürchten?“ erwiderte er noch immer unsicher, und nur zögernd die Finger der Andern ergreifend. „Das ist ja aber ein ganz wunderbares Zusammentreffen — ich hätte sie doch eher irgend wo anders als in Amerika vermuthet!“

„Nicht wahr, Friedrich,“ sagte die Frau, wie in durchbrechender Bitterkeit, „es war doch alles so hübsch eingefädelt, daß ich in Deutschland zurückgelassen werden, und nie wieder eine Spur von dem finden sollte, was ich in Jammer und Gram suchte. Zwanzig Jahre sind darüber vergangen, zwanzig Jahre, Friedrich — und da bin ich doch wieder!“

„Aber,“ unterbrach sie der Bediente eifrig, „Sie denken doch nicht etwa, daß ich damals um den Plan gewußt oder dazu geholfen hätte — ?

„Lassen wir das Vergangene und reden wir jetzt von der Gegenwart. Friedrich, ich habe meinen Sohn gesehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Das 50jährige Burschenschaftsjubiläum zu Eisenach.

† Eisenach, 18. Okt.

Trotz der kurzen Zeit der Vorbereitungen, indem selbst die Einladungen erst vor einigen Tagen den meisten Festtheilnehmern zugekommen sind, was darin seinen Grund hatte, weil man von vielen Seiten das Fest nicht für zeitgemäß hielt, trafen im Laufe des gestrigen Tages über 300 alte und junge Burschenschafter hier ein. Unter den jungen Studenten sind zahlreiche von Marburg (Arminen, Germanen), Jena (Germanen), Halle, Heidelberg, Leipzig, Göttingen, Erlangen, zum Theil mit Fahnen in die hiesige Stadt eingezogen. Auch von Würzburg sind einige Theilnehmer erschienen. Das Verzeichniß der Festtheilnehmer wird heute Mittag gedruckt vertheilt werden. Unter den Erschienenen sind folgende Celebritäten: Pastor Cotta von Willerstadt, der erste Kompositeur des Arndt'schen Volksliedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, Pastor Boholm aus Pommern, vulgo Husar, Ritter des eisernen Kreuzes wegen seiner Bravour bei Möckern, Dr. Friedrich Hofmann, Dichter und Redakteur aus Leipzig, Hermann Sturm, Oekonomierath aus Zella an der Röhn, Superintendent Hörschelmann aus Damendorf, Pastor Schmidt aus Lobeda, Fritz Reuter, Dichter aus Eisenach, Appellationsrath Schüler aus Jena, Pastor Diakonus Klopfleisch aus Jena, Rechtsanwalt Robert Keil aus Weimar, Vorstand des Festkomites, Dr. Müller von der Werra, Dichter und Redakteur der „Neuen Sängerhalle“ aus Leipzig. Die Mitbegründer der Burschenschaft: Pastor Riemann und Horn sind leider durch ihre Gesundheitsverhältnisse, Karl Völker in St. Gallen und Gymnasialdirektor Soldan in Solothurn durch dienstliche Verhältnisse am Erscheinen gehindert. Letzterer sandte einen poetischen Gruß.

Die Hauptstraßen von Eisenach, durch welche sich der Zug bewegen wird, prangen im Festschmucke in den norddeutschen und weimarischen Farben. Auch zahlreiche schwarz-roth-goldene Fahnen sind bemerkbar. Die Gastfreundschaft der Eisenacher hat viele Theilnehmer des Festes auf das Herzlichste in's Quartier genommen. Die alte Burschenfahne von 1817 (dieselbe ist sehr prächtig, schwer mit Gold gestickt, und noch so gut erhalten, daß man sie fast für neu halten könnte) und das alte Burschenschwert werden beim Festzuge von zwei Jubilaren mitgetragen werden. Es scheint schönes Wetter zu werden. Bei der gestern Abend im Saale der „Erholung“ stattgefundenen Bewillkommnungsfeier hielt der greise Diakonus Schmidt die Festrede, worin er die Geschichte der Burschenschaft entwickelte, und am Schlusse erklärte, daß jetzt die Burschenschaft die große Geistesgemeinschaft aller ächten deutschen Männer sei. Nach Absingen des Liedes: „Sind wir vereint zur guten Stunde“, trug Rechtsanwalt Robert Keil den Rechenschaftsbericht vor. Hierauf wurde Literat Julius Ruttor aus Würzburg auf die Tribüne gerufen, welcher einen mit stürmischem Applause aufgenommenen poetischen Festgruß vortrug. Eine längere Debatte entspann sich über die Wiedervereinigung sämmtlicher Burschenschaften in eine deutsche allgemeine Burschenschaft, wozu die „alten Herren“ aufforderten, die jungen für unausführbar erklärten. Schließlich theilte Robert Keil mit, daß der Großherzog von Weimar den Festzug in die äußern Räume der Wartburg genehmigt habe.

Eisenach, 19. Okt.

Gestern Abend bei einbrechender Dunkelheit zogen die Festtheilnehmer im Festzuge nach dem Wadenberge, wo ein großes Freuden- und Erinnerungsfeuer angezündet wurde. Auch auf umliegenden Bergen sah man Freudenfeuer leuchten. Hier wurde das Lied gesungen: „Stoßt an, Eisenach soll leben!“ Dann hielt Robert Keil folgende Festrede:

Geehrte Festgenossen!

Das Fest, dessen Erinnerung wir feiern, galt als religiöses und politisches Doppelfest den beiden größten Thaten des ganzen deutschen Volkslebens: der geistigen Befreiung durch die Reformation und der Zerreißung

der schmählichsten Sklavenketten durch den Befreiungskrieg. Mit dieser Feier aber wurde das Fest selbst zu einer bedeutungsvollen, ewig denkwürdigen That in der Geschichte unseres Volkes. Indem die Jünglinge von 1817 sittliche Reform des deutschen Studenten-, des deutschen Jugendlebens anbahnten, — indem sie, die Jünglinge, in einer Zeit der allgemeinsten Enttäuschung und Erschlaffung das erwachte National-Bewußtsein treu bewahrten, ihren Patriotismus muthig und in glühender Begeisterung aussprachen und Vaterlands- und Freiheitsgeist im deutschen Volke in immer weiteren Kreisen weckten, wurde ihr Fest nicht nur die eigentliche wahre That der Burschenschaft, sondern zugleich das erste deutsche Nationalfest. Mochte auch das Flammengericht, welches einzelne Festtheilnehmer in moralischer Entrüstung und mit jugendlichem Humor über Schriften von Verräthern an Vaterland und Volksrecht, — über Schriften hielten, welche ihr Andenken in der Literatur fast nur dieser Verbrennung verdanken, mochte jenes Flammengericht Einzelner Verdächtigung, Verleumdung und Verfolgung des Wartburgfestes veranlassen — die große geschichtliche Bedeutung des Festes hat dadurch nicht gemindert, das glänzende Blatt deutscher Geschichte, auf welches das Wartburgfest von 1817 eingetragen ist, nicht geschwärzt werden können. Was schon damals die erleuchtetsten Geister erkannten, man hat es endlich allgemein anerkennen müssen: das Fest von 1817 war das helle Morgenroth eines schönen Tags, der über unser schönes Vaterland heraufkam!

Und die es feierten, das erste Nationalfest, wie eisern fest haben sie gestanden in all' den Verfolgungen, mit welchen eine verblendete gehässige Reaktion die deutschen Universitäten und selbst den freiesten deutschen Boden, das liberale Weimar, das Weimar Karl Augusts, überzog! Die Form konnte man zerbrechen, die Liebe nimmermehr. Sie blieben treu der Liebe zu dem großen edlen Jünglingsbunde, treu der Liebe zum Vaterlande.

Wohl Mancher ist dem Freundeskreise durch den Tod entrissen, und auch dem wackeren Burgvogt von 1817, dem ewigen Jüngling von Jena, ist nicht vergönnt gewesen, das zugesagte und heißersehnte Wiedersehen auf Wartburg zu feiern und das Burschenschwert noch einmal zu führen. Ehre und Dank ihrem Andenken, Ehre und Dank der eisernen Jugend, deren Haar zwar ergraut, deren Herz aber nicht erkaltet ist und die in einer Zeit der Charakterlosigkeit und Ernüchterung, erfüllt vom jugendlichen Enthusiasmus, an der alten Feststätte sich wieder eingefunden hat, um die Erinnerung an das patriotische Jugendfest zu feiern! Da droben im Wartburgsaal sprach damals Carové den Wunsch aus, daß sie mit Stolz und ohne zu erröthen einst wieder diese Feststätte betreten, sich mit höherer Freude in's Auge schauen und sagen könnten: „Wir haben den Geist unseres Volkes verstanden, und was er damals von uns gefordert, so viel an uns war, erstrebt und vollbracht!" Der Tag ist gekommen. Stolz könnt ihr es sagen, mit voller Freude Euch in's Auge schauen! Wir, die Jüngern, jubeln Euch zu, und wie am hundertjährigen Jubiläum und in den fernsten Zeiten die künftigen Geschlechter rufen werden, so rufen wir heute am fünfzigsten Jahrestage:

Hoch, dreimal hoch die Männer von 1817!

Doch nicht dem Danke allein, auch den Ideen, deren Ausdruck und Träger das Wartburgfest war, ist unsere heutige Feier gewidmet.

Von der freien Burschengemeinde auf der Wartburg ging die deutsche Burschenschaft und mit ihr jene Reform des deutschen Universitätslebens aus, welche an die Stelle läppischer und unsittlicher Zerstreuungen Ernst und Wissenschaftlichkeit, gepaart mit frischer Jugendlust an die Stelle althergebrachter Anmaßung und Rohheit den Geist sittlicher Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, an die Stelle der Spaltungen und Kämpfe den Geist der Einigung und Liebe zum gemeinsamen Vaterlande setzte. So wuchsen dem Staate, der Kirche, der Schule freie, für das Edle und Ideale begeisterte Menschen zu, die eben diese ideale Richtung mit burschenschaftlicher Tapferkeit und Zähigkeit durch all diese Misere der vergangenen Dezennien hindurch behauptet und verfochten haben. So ist das Leben auf den deutschen Universitäten veredelt worden, so der Vaterlands- und Freiheitsgeist in das Leben unseres Volkes übergegangen, deutscher Gemeingeist für Vaterland, Freiheit und Ehre geweckt, die deutschen studirenden Jünglinge wie in weiteren, immer weiteren Kreisen die Turner, die Schützen, die Sänger, ja das gesammte deutsche Volk zur großen deutschen Burschenschaft geschaffen worden. Möge aus ihr ein ächtes, freies deutsches Bürgerthum hervorwachsen! Mit diesem innigsten Herzenswunsch bringen wir der Burschenschaft ein dreimaliges jubelndes Hoch!

Und wie könnten wir die Burschenschaft feiern, ohne zugleich des höchsten Ziels aller ihrer Bestrebungen, des Vaterlandes, zu gedenken? Nicht zu Partei-Politik ist hier der Ort; die Burschenschaft war und ist in Mangel besonderer Partei-Politik der unpolitischste aller Vereine; sie war und ist aber zugleich der patriotischste aller Vereine, weil ihr Grundgedanke die Einheit des Vaterlandes. Vom kleinen, aber unerschütterlich festen Kern der Burschenschaft, vom schwarzroth-goldenen Banner aus hat Nationalbewußtsein und Vaterlandsliebe uns erst das Vaterland erobert. Mögen immerhin die Wege der Einzelnen zum großen endlichen Ziele verschieden sein, über das große endliche Ziel sind sie alle einig; Nationalsinn und Patriotismus im Norden wie im Süden kennen nur ein Ziel: Ein einiges freies deutsches Vaterland.

Eben dieser Nationalsinn und Patriotismus ist es, welcher das jetzt dreifach gespaltene Vaterland trotz aller äußeren Spaltung als Ganzes zusammenhält, welcher

die Einigung des deutschen Südens und Nordens zur absoluten Nothwendigkeit macht und uns die tröstliche Ueberzeugung gibt, daß auch die Oesterreicher Brüder uns nicht verloren sind. Nach Norden, nach Süden reichen wir die Hand und rufen Euch mit unserem Dichter zu:

Ans Vaterland, ans theure schließt Euch an,
Das haltet fest mit Eurem ganzen Herzen!

Die Frucht Eurer patriotischen Bestrebungen, sie wird, sie muß Euch werden und das gesammte deutsche Vaterland wieder erstehen in alter Herrlichkeit! — Und der heutige Tag, der 18. Oktober, ist uns eine weitere, eine besondere Mahnung, bewahrt Euch, Ihr Männer und Jünglinge, alle, allezeit diesen opferbereiten Patriotismus! Schon der morgende Tag kann die Opfer für das Vaterland fordern. Eingedenk der Helden von 1813, eingedenk der Leipziger Schlacht und ihrer Todten, ihrer Siege, reicht sich von der Memel bis zum Rhein, von den Alpen bis zu unsers Ernst Moritz Arndt meerumschaumten nordischen Wiege das deutsche Volk die Hand, für die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes nach Außen einzustehen. Möge das Ausland es wissen, daß eine Einmischung desselben alle, alle Parteien und Stämme geeint sich gegenüber sehen, daß ein Angiff auf den kleinsten Fleck deutschen Bodens das gesammte deutsche Volk, Nord- und Süddeutschland wie Ein Mann zum heiligen Kampfe die Waffen ergreifen sehen würde, — daß das Volk wieder aufstehen, der Sturm wieder losbrechen würde und es die deutschen Jünglinge wie einst ihre Väter von 1813 und 1817 mit Sturmeswehen fortreiben würde fürs Vaterland in Kampf und Tod zu gehen! — So schall' denn weithin in die flammdurchleuchtete Nacht unser drittes Hoch hinaus:

Hoch, dreimal hoch ein einiges freies deutsches Vaterland!

Zum Schlusse wurde das Arndt'sche Vaterlandslied in der Komposition von Cotta gesungen, worauf sich der Zug mit einem großartigen Fackelzug in die Stadt zurückbewegte. Viele Häuser und die Wartburg waren glänzend illuminirt und erstrahlten in bengalischen Flammen.

Abends war großer Festkommerce im Erholungs-Saale. Telegraphische Grüße hatten gesendet: Rechtsanwalt Beckh in Lindau, Oberappellationsgerichtsrath v. Tuber in München, Burschenschaft Arminia in Königsberg, Burschenschaft Frankonia in Heidelberg, A. Trabert in Hanau, Pastor Riemann in Friedland. Unter den Toasten sind hervorzuheben: Robert Keil: Den Damen. Klopffleisch aus Jena: Treu bleiben der erkannten Wahrheit. Bürger und Barbier Karl Kohl von Eisenach deklamirte ein selbstverfaßtes Gedicht auf die Leipziger Schlacht. Schwabe aus Eisenach: Den Todten der eisernen Zeit: Lieberti: Dem Präses Robert Keil. Dr. Hofmann aus Leipzig: Den Manen Adolph Trützschlers. Demmler aus Schwerin: Eine gemeinsame deutsche Jugend. Ruttor aus Würzburg: Gruß und Handschlag von den wahrhaft deutschgesinnten Männern jenseits der Mainlinie. Balzer aus Schleswig-Holstein: Den Todten von Königgrätz. Robert Keil: Den drei Festdichtern: Hofmann, Müller von der Werra und Ruttor. Der Musikverein von Eisenach trug mehrere Lieder vor. Den Schluß machte der Landesvater, an dem auch die Festjungfrauen Theil nahmen.

Heute Vormittags wurde die Abschiedsfeier des Festes im Erholungssaale abgehalten. Telegraphische Grüße kamen noch an: Wiener Burschenschaft Arminia, die Schützen in Braunschweig, Gründler in Heidenheim am Hahnenkamm in Bayern, Bürgerschaft und Studirende in Sonneberg, Burschenschaft Olympia in Wien und akademische Verbindung Orion in Gratz. Es wurden noch verschiedene Abschiedsreden gehalten und Toaste ausgebracht. Beschlossen wurde noch, alle 10 Jahre in Jena ein Burschenfest zu feiern, so daß das nächste am 15. August 1868, 10 Jahre nach dem Jubiläumsfeste von 1858, gefeiert werden wird. Rührend war der Anblick, als die alten Häupter einander und die jungen Burschen umarmten, küßten und weinend von einander Abschied nahmen, für Viele wohl auf ewig. Auf den Wunsch des Großherzogs zeichneten die Festtheilnehmer ihre Namen in ein Festalbum ein, und wird dasselbe auf der Wartburg deponirt werden. Werfen wir einen Rückblick auf das ganze Fest, so gab dasselbe, durch keinen Mißton gestört, indem versuchte Ausschreitungen alsbald unterdrückt wurden, einen schönen Beweis von ächt deutscher Gesinnung und deutschem Geiste und von allgemeinem Drange nach einem einigen Deutschland. Nachträglich sei noch bemerkt, daß der Trommler, welcher 1817 dem Festzuge vorantrommelte, auch dießmal wieder vorantrommelte. Heute Abend wird ein Ball die meisten jungen Burschen fesseln und das denkwürdige Fest beschließen.

Mannigfaltigkeiten.

Hr. Professor Jäger hat einen neuen Karton seiner Illustrationen zu Schillers Werken vollendet. Derselbe hat die Schilderung des Brandes im Lied von der Glocke zum Gegenstand.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 251 Montag, 21. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Ein Blitz von Aenpflichtkeit zuckte plötzlich in Fred's Gesicht auf. „Ihren Sohn? ja — aber Sie wollen doch nicht etwa —? Das geht ja um Gotteswillen nicht!"

„Ohne Furcht, Friedrich, ich werde keine wahnsinnige Handlung begehen; was ich aber will, werden Sie thun, ich darf es fordern. Sie sind jetzt allein im Hause, wie mir die Schwarze an der Thür sagte, und so lassen Sie uns die Zeit benutzen; unterrichten Sie mich für's Erste von allen Verhältnissen, damit ich nicht gegen meinen Willen einen falschen Schritt thue. — Ich bin müde geworden!" setzte sie hinzu, sich auf dem nächststehenden Stuhle niederlassend. Der Bediente aber preßte wie in einer ihn übermannenden Sorge beide Hände in einander und machte einen raschen Gang durch das Zimmer.

„Das ist eine Geschichte, von der ich das Ende noch nicht absehe!" murmelte er, und wandte sich dann seinem unerwarteten Gaste wieder zu. „Sagen Sie doch, liebe, gute Frau Margareth, haben Sie denn recht überlegt, was Sie hier anrichten können? Wäre es denn nicht besser, um Mr. Litton's und Ihrer selbst willen, sie blieben nicht in New-York?"

Die Frau hob wie in plötzlicher Erregung den Kopf. „Möchtet Ihr mich wieder auf die Seite haben? Hat Jemand von Euch danach gefragt, was Ihr anrichten konntet, als Ihr mein Kind entführtet? — Aber nein, Friedrich," fuhr sie in plötzlich sinkendem Tone fort, „nicht in der Weise wollen wir reden, ich komme ja als Bittende — seien Sie freundlich zu mir, Friedrich!"

„Liebster Gott, ich möchte ja das Menschenmögliche für Sie thun," rief der Bediente wie in innerer Rathlosigkeit, „aber wo soll's denn hinaus zuletzt?"

„Sie werden es hören — erst aber setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie, was mit ihm geschehen ist, seit er mir entrissen wurde."

Der Bediente nahm, sich in das Unwendbare ergebend, einen Stuhl, und ließ sich der Jugendbekannten gegenüber nieder. „Sehen Sie, Frau Margarethe," begann er, „wie Sie's früher mit Ihrer Mutterliebe trieben, so sind Sie noch jetzt, Mistreß Litton behauptete damals, sie habe Sie in Deutschland zurücklassen müssen, wenn sie nicht durch Sie in die bitterste Verlegenheit habe kommen wollen —"

„O, nichts von ihr, oder nur das Allernöthigste!" unterbrach ihn die Frau in neu ausbrechender Erregung, „sie hat mich fürchterlich betrogen — o, Friedrich, sie weiß nicht, was sie gethan hat!"

„Sie ist todt, lassen wir sie ruhen, Margarethe!" erwiderte Fred beschwichtigend, „Glück und Ruhe sind ihr nirgends geworden, seit sie Amerika verlassen. In Paris führte sie ein Leben, daß ich oft meinte, sie wolle nur ihre Gedanken damit todt machen; von einer Tollheit und einer Liebesgeschichte ging es in die andere, bis endlich von den Amerikanern dort keine einzige Familie mehr mit ihr umgehen mochte. Nachher wurde in Italien gelebt, bald ein paar Jahr in dieser, bald in jener Stadt, aber immer in demselben Style. Was die übrigen Menschen sagten, kümmerte sie nicht. Zuletzt kam die Schwindsucht, aber auch das focht sie nicht an, bis sie fest lag. Der kleine Henry war, kaum daß er reden konnte, in einer Erziehungsanstalt untergebracht worden; im Uebrigen aber hatte ich nach ihm zu sehen und für das Nöthige zu sorgen, und erst als es mit der Lady zum Tode ging, mußte ich ihn herbeiholen. Sie band ihn mir auf die Seele, aber wahrlich nicht anders, als thäte sie irgend Jemand damit den größten Haß an — und als sie begraben war, brachte ich den jungen Menschen, wie mir geheißen, wieder nach New-York zu einem Bruder von ihrem Manne. Mich, der ich halbe Vaterstelle an ihm vertreten und bei ihm alt geworden war, ließ er nicht wieder von sich, und als er nach einigen Jahren das Vermögen von seiner sogenannten Mutter selbst in die Hände bekam, bin ich auch bei ihm geblieben, als altes Möbel, das er gebrauchen kann, wozu er will."

„Und niemals," fragte sie mit zitternden Augen, „ist ein Wort laut geworden, das ihm einen Gedanken über seine wahre Abstammung hätte geben können?"

„Wahnsinn, Margarethe!" erwiderte Jener mit hastigem Kopfschütteln. „Er ist Henry Litton, seit er denken kann — Sie aber haben Ihr Kind begraben, haben das bezeugt vor dem gerichtlichen Leichenbeschauer — was, um Gotteswillen, wollen Sie nun jetzt nach zwanzig Jahren noch?"

„Halt! rief Margarethe, sich rasch und mit blitzenden Augen erhebend, „so dürfen Sie mit mir nicht reden! Glauben Sie, das Mutterherz stellt sich auch zufrieden mit der Lüge und dem falschen Zeugniß? Zwanzig Jahre sind es alt, ja wohl! und doch habe ich noch nicht daran glauben lernen. Wissen Sie wohl, was es heißt, zwanzig Jahre lang im Wachen und Schlafen nur den einzigen Gedanken in seiner Seele tragen: Dein Kind, wo ist dein Kind? Zwanzig Jahre lang von der Armuth festgekettet sein an die eine Scholle und sich im ohnmächtigen Verlangen, hinauszustürzen und es zu suchen, sei es auch bis an der Welt Ende, zu verzehren; unter Arbeit, Mühe und Seelenpein, unter Sparen und Darben nur von der einzigen Hoffnung aufrecht gehalten zu werden, daß endlich doch einmal der Tag erscheinen müsse, wo die Fesseln fallen und das Mutterherz frei werde? Und wenn nun endlich dieser Tag gekommen, wenn die Sehnsucht nach ihm sich aufrichtet, wie ein unbezwinglicher Riese, wenn keine vergebene Nachforschung, keine Täuschung die innere Stimme zu unterdrücken vermocht: du wirst, du mußt ihn finden, und er — er, nach langem Suchen in Schmerz und Sorge, nun plötzlich und unbezweifelt vor dem Mutterauge steht — da fragen Sie: was willst Du nach zwanzig Jahren noch?"

Der Bediente sprang, mit beiden Händen wie in halber Verzweiflung sich hinter die Ohren fahrend, von seinem Sitze auf. „Aber was beabsichtigen Sie denn, wo soll's denn hinaus? Soll er Alles, was er hat, auf's Spiel setzen, um sich damit eine Mutter zu erkaufen, die er nicht kennt, nicht liebt, von der er überhaupt nichts weiß?"

Die Frau schien mit Macht ihre Erregung niederzudrücken. „Nicht kennt — nicht liebt," sagte sie nach einer kurzen Pause langsam, „es ist so! Aber ich denke auch an nichts von dem, was Sie befürchten," fuhr sie lebendiger fort, „hat er nicht auch seine eigene Wirthschaft, Friedrich? Bewohnt er nicht das ganze Haus?"

„Er wird bald heirathen und für seine künftige Wirthschaft ist das Haus bestimmt," erwiderte Fred nach einer sekundenlangen Beobachtung ihres Gesichts bedächtig. „Bis dahin führe ich die Aufsicht."

Eine dunkle Wolke ging über Margarethens Stirn. „Er wird bald heirathen," sagte sie, wie mehr für sich, „ich entsinne mich ja, und ich bin nicht das einzige trostlose Herz, das nach ihm seufzt." Dann aber schien sie sich gewaltsam aufzuraffen. „Hören Sie, Friedrich," fuhr sie rasch fort, „ich will nichts, als ihn sehen, als um ihn sein dürfen — Sie bedürfen hier einer ordentlichen weiblichen Aufsicht, und Sie miethen mich als — Wirthschafterin, als Magd, oder als was Sie wollen. Keine Sorge, Friedrich," unterbrach sie sich, als das Gesicht des Bedienten einen neuen Ausdruck von Aengstlichkeit annahm, „mein Mund wird geschlossen, mein Gesicht in Fesseln sein; aber ich verlange von Ihnen die Erfüllung — um Ihres eigenen Antheils an meiner Schuld willen!"

„Es gibt ein Unglück, Margarethe, verlassen Sie sich darauf — Sie sollen in Gottesnamen aber Ihren Willen haben. Eins indessen merken Sie: ich bin frei von jeder Verantwortung — es ist Ihr Sohn, Margarethe, den Sie unglücklich machen werden!"

Die Frau ergriff wortlos, wie im Drange der sie übermannenden Gefühle, Fred's Hand.

„Ja doch, ja doch! rief dieser, wie kaum einer plötzlich aufsteigenden Rührung widerstehend, „ich weiß aber doch, daß es die größte Thorheit ist, die ich noch in meinem Leben begangen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Julius Mosen †.

(Schluß.)

Julius Mosen war am 8. Juli 1803 zu Marieneich im sächsischen Voigtlande geboren, wo sein Vater das Amt eines Schullehrers innehatte. Derselbe besaß aber eine Bildung, welche über die damaligen Anforderungen an einen Lehrer weit hinausging. Dieß kam dem Sohne trefflich zu statten; von Früh auf ward er mit bedeutenden Vorstellungen genährt und auf würdige Ziele hingelenkt. Dagegen konnte ihm bei den ärmlichen Verhältnissen des elterlichen Hauses eine nur geringe materielle Unterstützung bei seinen Studien werden. Im Jahre 1817, wo die Theuerung bis zur Hungersnoth gestiegen war, bezog Julius Mosen trotz des härtesten Mangels mit frohem Muth und idealem Streben das Gymnasium zu Plauen, das er mit einem glänzenden Zeugnisse 1822 wieder verließ, um sich in Jena dem Rechtsstudium zu widmen. Eine Natur wie die Mosen's mußte aber von dem Drange zu allgemeiner hoher Bildung ebenso ergriffen werden, als von dem zu schöpferischer Gestaltung. Daher trieb er neben seinem Fachstudium auch Philosophie und Geschichte, während gleichzeitig die ersten poetischen Produktionen entstanden, unter denen ein Festgedicht zur 50jährigen Jubelfeier Karl August's von Weimar verdienten Beifall fand.

Obgleich selbst noch bei Lebzeiten seines Vaters, der 1824 starb, ganz auf sich selbst angewiesen, hatte sich Mosen dennoch so viel von den Erträgen seiner ersten literarischen Thätigkeit erspart, um an eine größere Reise zu denken. Daß sich diese im Jahre 1825 sogar bis nach Italien erstrecken konnte, verdankte er allerdings einem seiner reicheren Freunde, dem Dr. August Kluge, der seine Reisepläne und Reisekasse mit denjenigen Mosen's vereinigte. So sollte er das Land seiner Sehnsucht, vor Allem aber Rom, den größten,

erinnerungsreichsten Mittelpunkt der Menschheits- und Geistesgeschichte, die Hauptstadt der Kunst, in einem Alter schauen, wo jeder Eindruck noch mächtig, überwältigend und für das ganze Leben nachwirkend zu sein pflegt.

Es ist nicht schwer, die Früchte dieser zehn Monate dauernden und sich bis an den Fuß des „rauchenden Berges“ erstreckenden Reise in vielen der späteren Mosen'schen Werke zu erkennen. Sie beweisen zugleich, daß er Italien unendlich frischer, begeisterter, geistig selbstständiger durchwanderte, als die jungen Dichter unserer Tage, denen ein gleiches Glück zu Theil geworden ist, und welche, mit Göthe's „Italienischer Reise“ in der Hand, dessen Weise zu kopiren suchen. Wohl empfand auch Mosen den Zauber des italienischen Landes mit seinem Meere, seinen Gebirgen, seinem Sonnenglanze; wohl trank auch er mit seligem Behagen die warme, bis in's Innerste lichterfüllte Luft; wohl hatte auch für ihn das eigenthümliche Volksleben viel Anziehendes; wohl berauschte ihn die Fülle neuen Daseins und der verschwenderische Reichthum erhabener Kunstwerke — aber er ließ die Trümmer der alten Welt und die Schätze der neuen in noch anderer Weise auf sich wirken, als die, welche in ihnen nur höchste Befriedigung finden. Ihm regten sie zugleich die Erinnerung an jenes Leben und jene Kämpfe auf, deren Zeugen oder Trophäen sie sind. Die Geister der Weltgeschichte schienen aus Allem, was er sah, zu ihm zu sprechen, und wie er schon damals die Meisterwerke eines Raphael und Michel Angelo anzuschauen wußte, zeigte sich später in seinem Buche über die „Dresdener Gallerie“.

Im Herbste 1826 kehrte Mosen zurück. Er begab sich in seine Heimath und arbeitete hier zwischen den winterlich beschneiten Nadelwäldern das mit der Gluth und dem Dufte des Südens getränkte epische Gedicht „Ritter Wahn“ aus, zu dem ihm eine altitalienische Sage den Stoff gegeben. Es schildert in seinem nach dem Tranke der Unsterblichkeit suchenden Helden den Untergang des Hellenismus und die tiefste Sehnsucht nach den Verheißungen der christlichen Religion. Der junge Dichter mochte an die Vollendung dieses zu seinen besten zählenden Werkes manche Hoffnung geknüpft haben, es fand sich jedoch für dasselbe zunächst nicht einmal ein Verleger.

Da er in Folge dessen seine dichterischen Träume und Pläne zurückdrängen mußte, so ging er zur Vollendung seiner juristischen Studien nach Leipzig, von wo er im Frühjahre 1828 nach vortrefflich bestandenem Examen in's Voigtland zurückkehrte, um, durch die Verhältnisse gezwungen, Hülfsarbeiters bei einem Sachwalter in dem Städtchen Neukirchen zu werden. Damit begann für ihn eine wahre Leidens- und Prüfungszeit, deren graues Einerlei sich bis zum Sommer 1830 ausdehnte. Die Pariser Julitage hatten eine wilde Erregung der Geister und Herzen durch ganz Europa getragen, die auch unserem Dichter den Impuls gab, sich aus seinen Verhältnissen herauszureißen. Er fand in Leipzig nicht blos ein neues, erfrischendes Dasein, sondern endlich auch einen Verleger für seinen „Ritter Wahn“. Zum Erstenmale bethätigte er nun auch durch die Novelle „Georg Venlot“ sein Talent auf dem Gebiete der Prosa. Hauptsächlich aber entstanden damals und in der zunächst folgenden Zeit seine schon erwähnten Lieder und Balladen, die 1836 unter dem Titel: „Gedichte“ erschienen.

Nachdem er auch Aktuar in dem sächsischen Landstädtchen Kohren gewesen war, wo insbesondere sein durch und durch idealistisches Schauspiel „Heinrich der Finkler, König der Deutschen“, entstand, ward Mosen 1834 Advokat in Dresden, wo ihm manche alte Träume in Erfüllung gingen. Seine Sehnsucht nach unmittelbarem geistigen Austausch ward befriedigt. Ein schönes häusliches Glück ward ihm zu Theil, und er konnte auch die Zeit zu andauernder Produktion gewinnen. Leider kann ich hier nicht näher auf die einzelnen Schöpfungen seiner Muse eingehen, verweise daher auf die vor drei Jahren in 8 Bänden erschienene Gesammtausgabe seiner Werke (Oldenburg, Verlag von Ferdinand Schmidt).

Die Verdienste, welche Mosen sich um die deutsche Poesie und speziell die dramatische Kunst erworben hatte, wurden 1840 von der Universität zu Jena durch Verleihung des Ehren-Doktordiploms, 1844 von der Regierung Oldenburgs durch seine Berufung als Dramaturg an das in der Hauptstadt bestehende Hoftheater mit dem Titel eines Hofrathes anerkannt — ein Amt, zu dem er sich äußerst befähigt zeigte und in welchem er, wie beschränkt auch die ihm gebotenen Mittel sein mochten, viel im rein künstlerischen Interesse zur Hebung des Dramas gethan hat, von dem er aber leider allzu zeitig freiwillig zurücktreten mußte, weil schwere körperliche Leiden, welche wahrscheinlich in Folge des dortigen, für ihn höchst ungesunden Klimas entstanden, ihn zur Führung der Geschäfte untauglich machten. Zwanzig Jahre lang hat Mosen, stets an's Zimmer gefesselt, die gänzliche, schmerzhafteste Lähmung seiner Glieder ertragen, und den einzigen Trost hat er in seiner dichterischen Thätigkeit gefunden.

1864 wurde der leidende Dichter vom Freien Deutschen Hochstifte zum Meister und Ehrenmitgliede desselben ernannt. Die Uebersendung des betreffenden Diploms rief in dem edlen Dulder nicht nur die innigste Freude hervor, sondern trieb ihn zugleich an, seine Empfindung poetisch kundzugeben. Bezugnehmend auf den im Diplom befindlichen Goethe'schen Wahlspruch: „Wer soll Meister sein? Wer was ersann!“ erwiderte Mosen Folgendes:

Du mußt der Seele deines Volkes lauschen,
Soll neues Lied aus deiner Harfe rauschen —
So laß vollenden, hoher alter Meister,
Den Meisterspruch von dir im Reich der Geister.

Indem die treue Gattin des Schwergeprüften diese Strophe nebst einem Exemplar von Mosen's Werken der Genossenschaft im Goethe-Hause zusendete, fügte sie die Bemerkung bei: „Viele Tage bemühte sich der arme Kranke, mir die wenigen Worte zu diktiren, kam aber erst heute dazu, Gott weiß, unter welchen Schmerzen!"

Er hat nun ausgelitten, und an uns ist es, nicht zu vergessen, was wir seinem hohen Dichtergeiste verdanken, und daß der letzte Athemzug dieses bis zum Tode Getreuen ein Segen war für die deutsche Nation!

Dresden, 14. Oktober 1867.

Dr. Hugo Schramm.

Mannigfaltigkeiten.

[Mrs. Lincoln und ihre Garderobe.] Unter dieser Ueberschrift bringen amerikanische Blätter den Briefwechsel der Wittwe Lincolns mit einem Auktionator, in welchem dieselbe sich bitter über die Undankbarkeit der Republik beklagt, welche es zugelassen, daß die Hinterbliebenen ihres gemordeten Staatschefs in Geldbedrängnisse gerathen seien. Aus Delikatesse unternahm Mrs. Lincoln eine Reise nach New-York unter anderem Namen, um den Verkauf zu arrangiren. Indessen die Neugier der Reporters zog diesen Umstand an das Tageslicht und nöthigte Mrs. Lincoln, sich offen über den Gegenstand auszusprechen. Der bittere Ton der Briefe wendet sich vornehmlich gegen die republikanische Partei, welche die „Familie ihres früheren Führers" so schmählich vergessen habe, und deßhalb beeilt sich auch die republikanische Presse, die etwaige „Schuld der Versäumniß" der Illiberalität des Kongresses zuzuschieben. Die Blätter bringen eine Schilderung der Auktionszimmer, in denen die kostbaren Shawls und Roben zur Versteigerung ausgestellt wurden, auch Urtheile über Qualität und Werth mit einer Genauigkeit in den Details, welche nicht besser von einem mit der Feder vertrauten Pfandleiher beschrieben werden könnten. Hin und wieder äußern maliziöse Stimmen, das Ganze sei ein abgekartetes Manöver, um in der gegenwärtigen politischen Krise der republikanischen Partei einen Possen zu spielen. Nicht recht glaublich, daß eine Lady sich zu einem solchen Garderobenstück coram publico hergeben werde, um als Wittwe noch eine politische Rolle zu spielen. Welchen besonderen Umständen ihre bedrängte Lage zuzuschreiben ist, wird von der Chronik des Tages-Skandals nicht erwähnt, indessen eine Addition der verschiedenen Einnahmen der Mrs. Lincoln aufgestellt, aus welcher sich Summen ergeben, die auch für den respektablen Haushalt einer „ungekrönten Königin" ausreichen würden.

[Alternative eines Sträflings.] Der „Czas" erzählt folgendes Geschichtchen: Ein in Karthaus seine Strafe verbüßender Sträfling richtete kürzlich an das Krakauer Strafgericht eine Eingabe, er habe aus Lebensüberdruß vor einigen Jahren sich zu einem Raubmord bekannt, in Folge dessen er zum Tod, vom obersten Gerichtshof nach kaiserlicher Amnestirung zu lebenslangem Kerker verurtheilt worden. Nun sei er jedoch ganz unschuldig, und er bitte: man möge ihm zum Zweitenmale den Prozeß machen, oder, falls dieß unmöglich sei — ihn henken."

England muß sich an Deutschland, oder wenigstens an Deutschlands Söhne wenden, um für seinen abyssinischen Feldzug sprachkundige Hülfe zu erhalten. Wie die britische Regierung den deutschen Missionär Dr. Krapf als Dolmetscher für die Expedition engagirt hat, so ist von der indischen Regierung der in der bengalischen Stadt Kischnagur ansässige Missionär Blumhardt mit der Ausarbeitung einer Art von Gesprächsammlung und besonders eines Registers medizinischer Ausdrücke im amharischen Dialekte beauftragt. Die amharische Mundart der abyssinischen Sprache ist nämlich die in der Hauptstadt Gondar und den Zentralprovinzen vorherrschende. Blumhardt lebte dort vor etwa 30 Jahren, bis er nebst einem Kollegen durch koptische Intriguen aus dem Lande verdrängt wurde.

Statt des Chloroforms wird jetzt in England das von Dr. Richardson empfohlene Methyl-Bichlorid mit gutem Erfolge bei Operationen angewendet. Es verdampft schneller und versetzt den Patienten nach kürzerer Zeit, als dieß durch Chloroform geschieht, in den Zustand vollkommener Unempfindlichkeit.

Homonyme.

Viel Städte darauf find'st du sonder Müh,
Doch Städt' auch verlieren kannst du durch sie.

Auflösung des Räthsels in Nr. 243:
Athem.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 252 Dienstag, 22. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

III.

Zwei Straßen davon, in demselben aristokratischen Stadttheile, saßen in einem reich ausgestatteten Parlor zwei junge Damen. Die eine, ganz Mode und Luxus in jedem Stück ihrer Bekleidung, ruhte nachlässig im Schaukelstuhle, und ließ den Fächer in der schmalen weißen Hand spielen; die Andere hatte ihren Platz am Fenster genommen und war mit einer leichten Handarbeit beschäftigt. Die Erste, eine der bleichen, aristokratischen Schönheiten, mit dunkeln, siegesgewissen Augen, stets einen leichten Zug von Spott um den feingeschnittenen Mund, hatte so eben nachlässig den Kopf nach ihrer Gesellschafterin gebogen, die in ihrer einfachen, fast anspruchslosen Erscheinung kaum gleiche Berechtigung in diesem großen Hause mit jener zu haben schien, und ein lautes Lachen der Ersteren zeigte die Lebendigkeit des zwischen Beiden geführten Gespräches an. „Was doch der Geschmack zwischen Töchtern von ein und derselben Mutter verschieden sein kann, und ich muß sagen, daß ich Dich ganz köstlich finde, Mary!" klang es vom Schaukelstuhle. „Also die Liebe soll ein Mädchen für Alles trösten, was sie bei einer Verheirathung aufgeben müßte? Der Mann kann die elegante Garderobe seiner Frau nicht bestreiten — sie deckt ihre Liebe statt Shawls und Spitzen über sich. Er gibt keine unserer prächtigen Gesellschaften und sie muß aus den fashionablen Kreisen scheiden — sie singt sich ein Liebeslied. Er kann nicht die nöthige Dienerschaft bezahlen — sie nimmt sich die Liebe als Küchenmagd. — Es müßte sich ganz wunderhübsch in einem neuen Romane lesen lassen, aber im wirklichen Leben —? O, Mary!"

„Und meinst Du denn wirklich, Sally," erwiderte die Andere ruhig von ihrer Arbeit aufsehend, „daß außerhalb unserer Kreise sich nirgends ein Glück finden lasse?"

„Außerhalb unserer Kreise?" versetzte die Erstere, die kleine, feine Nase hebend. „Ich muß Dir sagen, daß ich davon eigentlich keinen rechten Begriff habe, aber es wird wohl sein, wie Kapitän Flint sagt:

Das Würmchen im Kriechen,
Hat auch sein Vergnügen!

Das Genre wirst Du aber hoffentlich nicht zu dem Deinigen machen wollen. Sieh', da ist zum Beispiel Dein Richard Litton; er ist wirklich ein ganz ausgezeichneter Gesellschafter — aber als Mann doch außer aller Frage. Seine Advokatengebühren sind Alles, was er hat, und Papa, der für seine Bankgeschäfte sein Geld selbst noch braucht, ist sicher viel zu vernünftig, um Dich eine Thorheit, wie eine solche Heirath, begehen zu lassen."

Mary senkte langsam den Kopf wieder auf ihre Stickerei. „Dir ist also jeder Mann der rechte, wenn er nur Deine äußeren Neigungen zu befriedigen vermag?" fragte sie. „Du weißt nichts von einem inneren Bedürfnisse, das zur Ehe erforderlich ist?"

„Hm," erwiderte die Schwester, leicht den Mund kräuselnd, „ich will das gerade nicht sagen. Ich halte ein gegenseitiges Gefallen für ganz recht und angenehm, und so habe ich auch Deines Richard's Cousin, Henry Litton, obgleich er nicht ganz dasselbe Vermögen wie Kapitän Flint besitzt, diesem vorgezogen. Ich gestehe Dir gern zu, daß Geld ohne Liebe nicht das Vollkommenste ist, was sich ein Mädchen erringen kann — aber Liebe ohne Geld, Mary, ist denn doch noch etwas viel Entsetzlicheres, ist ein Unding, das sich eigentlich gar nicht denken läßt."

„Und wenn also Henry Litton kein Geld hätte, wenn er eben so arm wäre, als jetzt sein Vetter Richard —?"

Ein rasches Achselzucken Sally's unterbrach die Sprechende. „Gott, was das für Ideen sind — ich würde natürlich gar nicht daran gedacht haben, mich in ihn zu verlieben!"

In diesem Augenblick öffnete ein Diener die Zimmerthür. „Kapitän Flint, Lieutenant Johnsohn und Mr. Richard Litton!" meldete er eilig, wurde indessen, kaum daß er die Namen genannt, von einer jugendlichen, aber massiven Männergestalt, deren dickes, gebräuntes Gesicht und derbe unbedeckte Hände wunderlich von dem allerdings etwas nachlässigen Gesellschaftsanzuge abstachen, bei Seite geschoben. „Charmant, die Ladies sind allein!" klang es aus dem breiten Munde, der indessen zwei Reihen blendendweißer Zähne zeigte;

flott, Kinder, das Steuer erobert, ehe ein Anderer azu kommt!"

Ihm nach waren zwei elegant gekleidete junge Männer getreten, welche sich mit lächelnder Verbeugung den Damen näherten; Mary hatte sich schon bei Nennung der Namen unter leichtem Erröthen erhoben und trat jetzt dem Letzteingetretenen mit ausgestreckter Hand entgegen; der erste Sprecher aber hatte ohne Zeitverlust einen Sessel gefaßt und ihn hart neben die junge Dame im Schaukelstuhle gezogen. „Ich entere das Fahrzeug, Miß!" rief er lustig, sich ohne weitere Umstände neben ihr niederlassend.

„Nur nicht gar zu wirklich, Kapitän, wenn ich bitten darf!" erwiderte sie, mit einem leichten Zucken des Unwillens um ihren Mund ihre Kleider zusammennehmend. Dann wandte sie den Kopf zu dem Gesellschafter ihrer Schwester. „Ist Henry nicht mit Ihnen, Richard?"

„Ich habe ihn heute noch nicht getroffen, Miß!" fuhr der Angeredete aus einer sichtlich herzlichen Begrüßung Mary's auf.

„Ueber mich aber ist er heute bereits weggestolpert!" lachte der als Lieutenant Johnson Bezeichnete. „Es muß ihm irgend ein falscher Wind um den Kopf gefahren sein, denn ich habe ihn kaum noch so zerstreut gesehen."

„Wahrlich," fiel Mary's Gesellschafter ein, „da erinnere ich mich, daß er auch mich gestern nur mit wenigen kurzen Worten abgespeist hat, ganz gegen seine sonstige Weise — er spielt doch nicht, noch spekulirt er —"

„Und bei uns," setzte Sally hinzu, „ist er gestern zum Erstenmale ausgeblieben — haben Sie nicht einen Begriff, was ihm begegnet sein kann?"

„Gott, über die zärtliche Sorge!" lachte Flint im derben Spotte auf. „Sein neuer Rock wird eine Falte schlagen oder die Patentstiefel werden ihm einen Kummer verursachen — wir werden aber einen Ausluger zum stündlichen Rapport über seinen Gemüthszustand anstellen — thut's das Miß?" wandte er sich mit einer Mundverziehung voller Satyre nach seiner Nachbarin.

„Nicht übel! Es ist nur gut, daß er es nicht hört!" lachte der Lieutenant wie im Echo des Kapitäns; Sally aber schlug den Letzteren mit dem Fächer auf die Schulter.

„Sie sind ein Bär, Kapitän, einmal wie immer!" rief sie in einer Mischung von Aerger und Lachen.

„Der aber einmal an den Unrechten kommen könnte;" setzte Richard hinzu. Henry ist auf dem Platze, wo er gebraucht wird!"

„O, o, auf dem Platze!" ahmte Flint in verächtlicher Betonung nach. „Bei den Ladies, ja! oder wo sonst eine gute Frisur und ein geschmeidiges Wort die Hauptsache sind — es thut mir jetzt fast leid, daß er nicht hier ist!"

„Dächten Sie etwa daran, hier Ihre Bravour zu zeigen?" frug Sally, dem Sprechenden ins Gesicht blickend, als wolle sie eine Merkwürdigkeit studiren.

„Wäre durchaus nicht nöthig, Miß," war die Antwort; „Sie würden aber vielleicht lernen, daß es an einem Manne noch bessere Dinge gibt, als ein glattes Gesicht und fashionable Manieren."

„Der Wolf in der Fabel — da kommt er!" rief Richard, durch das Fenster blickend, und ein Blitz von Unruhe zuckte über Sally's Gesicht. Die Hausglocke ertönte, das Geräusch beim Oeffnen der Frontthüre ward laut und eine unwillkürliche Stille der Erwartung schien sich über die Anwesenden zu legen; aber es währte noch einige Zeit, ehe der langsam sich nähernde Tritt des Kommenden in der Vorhalle hörbar wurde. In Sally's Mienen spielte es wie ein verletztes Gefühl über die Zögerung; Flint aber lehnte sich mit spöttisch verzogenem Munde zurück.

„Nun, Miß, da kommt Ihr Held," sagte er, „lassen Sie uns einmal sehen, wie er sein Schiff wieder nehmen kann — ich gebe es wahrlich nicht so auf. Dem Muthigsten gehört die Prise."

(Fortsetzung folgt.)

Das neue preußische Granatgewehr.

Das Granatgewehr soll jetzt einen Hauptfabrikationsgegenstand der unter Dreyse stehenden Waffenfabrik zu Sömmerda bilden. Das Gewehr wird, wie man der „Allg. Ztg." schreibt, gutem Vernehmen nach wirklich in der preußischen Armee zur Einführung kommen (natürlich fügt der Korrespondent hinzu, zunächst nur für einen kleinen Theil der Truppen und auch für diese nicht augenblicklich, sondern erst nach mehreren Monaten). Dem „Frankf. Journ." bestätigt man, daß das Granatgewehr das Geschoß bis auf eine Entfernung von 15—1700 Schritt schleudere, und daß die Wirkung eine ganz furchtbare sei. Die „Allg. Ztg." bringt über die neue Waffe folgende Mittheilungen: Das neue Granatgewehr wird am besten durch seine Munition charakterisirt, über welche wir hier einige Notizen geben wollen. Die Patrone, einer gewöhnlichen Zündnadelgewehrpatrone in der Form sehr ähnlich, ist 85 Millimeter lang, 22,8 Millimeter dick, und wiegt 79 Gramm (also 6—7 Stück 1 Zollpfund, oder 12—13 auf ein Kilo). Die Zündpille ist in der Mitte des Bodens der Papierhülse in einem papiernen Trichter in der Achse der Patrone angebracht, wodurch ein Nadelschloß mit kurzer Bewegung anwendbar wird. Die Patronenhülse umfaßt außerdem das eiserne Geschoß, den papierenen gepreßten Führungsspiegel und die Ladung von 10,5 Gramm feinen Musketenpulvers. Das eiserne Hohlgeschoß (an Größe und Gestalt etwa einer

Zwetschge vergleichbar) ist 53 Millimeter lang, bei einem stärksten Kaliber von 19,8 Millimeter und einem Gewichte von 88 Gramm, einschließlich der Füllung. Diese besteht übrigens nur aus etwa 2,8 Gramm gewöhnlichen feinen Musketenpulvers (also aus keinem schärfer explodirenden Präparate). Die hohle Zündschraube ist am untern Ende wie ein kurzer, dicker Stiel der gefährlichen Frucht eingeschraubt und enthält die recht sinnige Konkussionszündung. Die kurze Nadel steckt in der Achse eines kleinen Schlagkörpers von Zinn, aus dessen hinterem Theil sie mit dem stumpfen Ende vorsteht, während sich vorn die Spitze nach innerhalb befindet. Der Stoß des Geschosses beim Abfeuern läßt sodann die Spitze vortreten, und der Zünder wird dann sehr empfindlich, während er beim Transport ganz ungefährlich war. Vor dem beschriebenen Nadelbolzen ist natürlich die Zündpille angebracht (in gepreßtem Papier), in welche der erstere unfehlbar eindringt, wenn das Geschoß auf seiner Bahn einem Hinderniß begegnet. Die ganze Vorrichtung ist also auf das Gesetz der Trägheit begründet, wie alle neueren Artilleriezünder, muß aber doch als besonders einfach und als originell in der Ausführung bezeichnet werden. Wir haben hier weder Anlaß noch Raum und Beruf, nähere Einzelheiten über diese neueste Konstruktion des bewährten Technikers anzuführen. Die große Frage war natürlich der Rückstoß der Waffe bei so schwerem Geschoß; Dreyse's Gewehr hat daher statt der gewöhnlichen Schäftung eine sehr sinnreiche elastische Anschlagvorrichtung (mit eingelegter Spirale), ähnlich wie diejenige der bekannten Zündnadelwallbüchsen. Das Kaliber des Gewehres ist etwa 21 Millimeter oder 0,8 Zoll preußisch, das Geschoßgewicht auf den Quadratmillimeter des Querschnitts etwa 0,19 Gramm, die Ladung etwa 17 Prozent des Geschoßgewichts. Hiernach kann die Anfangsgeschwindigkeit und die fernere Gestaltung der Bahn auf große Abstände befriedigend sein, wenn man dabei in Betracht zieht, daß die Sprengwirkung der Geschosse beim Aufschlagen oder Einschlagen noch als ein neuer, besonders auch moralisch wirkender Faktor hinzukommt.

Das 50jährige Burschenschaftsjubiläum zu Eisenach.

† Eisenach, 18. Okt. *)

Der Festzug der deutschen Burschenschaft fand heute Morgens in schönster Ordnung statt. Morgens 10 Uhr versammelten sich die Theilnahme am Marktplatze vor dem Gasthause zum Rautenkranz, woselbst das Festkomite seinen Sitz hat. Nach Absingen des Liedes: „Brause, du Freiheitssang", wurde die alte Burschenfahne herausgetragen und unter allgemeinen Hochrufen entfaltet. Hierauf wurden von den Festjungfrauen die 50jährigen Burschenschaftsjubilare und die Festdichter Friedrich Hofmann, Müller von der Werra, Julius Ruttor mit Eichenkränzen bekränzt. Hierauf setzte sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung: Voraus zog ein Musikkorps, dann folgte die alte Burschenfahne, getragen von dem Jubilar Herrmann Sturm aus Zella, begleitet von Adjutanten aus den jungen Burschen im Festschmucke, dann Pastor Locholm aus Pommern, Ritter des eisernen Kreuzes, mit dem alten Burschenschwert, dann folgten die Burschenjubilare von 1817—1819, einige zwanzig, dann die Festjungfrauen mit weißen Kleidern, großen schwarz-roth-goldenen Schärpen, Epheukränzen auf dem Haupte, dann die Burschenschafter von 1820 bis zur Gegenwart, dann die noch aktiven Burschenschaften der verschiedenen Universitäten. Der Festzug bewegte sich unter allgemeinem Volksandrange durch die festlich geschmückten Hauptstraßen Eisenachs nach der Wartburg. Aus manchem Fenster wurden den Burschenschaftern von schöner Hand Blumensträußchen zugeworfen, womit dieselben ihre Brust schmückten. Auf der Wartburg hielt Pastor Cotta die Einleitungsrede, worin er zum Festhalten an dem Wahlspruch der Burschenschaft „Ehre, Freiheit, Vaterland" und zur Erstrebung der Einheit unter den jungen Burschenschaftern aufforderte. Die Festrede hielt Superintendent Hörschelmann, worin er erklärte, wenn die Jugend Deutschlands und voran die Burschenschaft mit Liebe zur Wahrheit, mit entschieden fester Gesinnung, mit Beharrlichkeit und Ausdauer fortschreite, dann werde Deutschland groß und stark werden, und der Ewige über den Wolken werde diese Bestrebungen segnen. Nach Absingung des Wartburgfestliedes von Friedrich Hofmann brachte Pastor Cotta dem Großherzoge Karl August Alexander ein Hoch aus, worauf der Zug nach Eisenach zurückkehrte. Die mitunter einbrechenden Regenschauer störten die Festlichkeit nicht im Mindesten.

*) Wir theilen diesen Brief zur Ergänzung unseres Berichtes in Nro. 250 d. Bl. nachträglich mit.

Kunst und Literatur.

Mit dem Oktoberhefte eröffnen „**Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte**" einen neuen Band, und das geschieht dießmal in so ausgezeichneter Weise, daß die vielen Verehrer des schönen Unternehmens gewiß aufs Neue gefesselt und Andere demselben gewonnen werden. Eine gemüthvolle Novelle von Theodor Storm, unter dem Titel „Eine Malerarbeit", eröffnet das Heft; eine jener geistvollen, sinnigen, fein empfun-

denen wie schön ausgeführten Dichtungen, durch welche Theodor Storm sich rasch berühmt gemacht hat. Auch eine zweite novellistische Arbeit, „Die zwei Krüglein“, von dem bekannten Otto Müller, wird in diesem Hefte begonnen und scheint ein heiteres Genrebild aus kleinstädtischem Treiben — eine Richtung, in welcher Otto Müller stets Originelles leistet — zu werden. Von wissenschaftlichen Arbeiten ist nur Vorzügliches in diesem Hefte enthalten. Wir nennen davon die Biographie „Franz Liszt's“ mit dem Portrait des großen Künstlers; eine sehr bedeutende historische Studie über „Karl den Großen und seine Zeit in der Geschichte und in der Sage“ von Moriz Carriere; eine Beschreibung Rouens mit manchen pikanten Seitenblicken, von Alexander Büchner, und andere Beiträge von Adolf Bastian, J. H. v. Mädler u. A. Auch eine interessante, reich und schön illustrirte Arbeit von R. Hartmann „Erinnerungen an Nubien“, verdient erwähnt zu werden. Ganz besonderes Interesse erweckt schließlich ein Aufsatz über „Handzeichnungen des Königs Friedrich Wilhelm IV.“ von Julius Lessing, wozu drei dieser Handzeichnungen in Holzschnitt beigegeben sind, die allerdings von dem künstlerischen Sinne des verstorbenen Protektors aller geistigen Bestrebungen ein sehr günstiges Zeugniß geben.

Mannigfaltigkeiten.

Elias Howe, der Erfinder der Nähmaschine, ist in Bridgeport (Connecticut) verschieden. Howe wurde 1819 in Spencer (Massachusetts) geboren. Im Jahre 1845 war Howe noch Fabrikarbeiter, kam aber damals zuerst auf die Idee der Nähmaschine und nähte im April mit seinem Werk den ersten Saum. Im Mai war die Erfindung fertig, ihre spätere Geschichte und die Erfolge des Erfinders sind bekannt.

[Neues Surrogat für Roßhaar.] In Amerika ist kürzlich ein neuer sehr wichtiger Handelsartikel auf den Markt gebracht worden, der sogenannte „neue Grasschwamm.“ Man findet ihn in fast unerschöpflicher Menge unter den Korallen-Riffen der Bahama-Inseln und an den Küsten von Mexiko und Florida. Der Schwamm wird gewaschen und von Sand gereinigt, zwischen Federharz-Walzen mit Glycerin gesättigt, und dann in Oefen getrocknet. Nach Ausführung dieser Behandlung ist er zum Gebrauch geeignet. Die Zwecke, zu welchen man diesen Grasschwamm verwenden kann, sind sehr verschieden; besonders aber eignet er sich zum Ausstopfen von Betten, Sophas und Sesseln ꝛc. Ein Pfund dieses Schwamms ist, für diese Zwecke, gleich anderthalb Pfunden Roßhaar. Mehrere Schiffe sind jetzt damit beschäftigt, große Ladungen dieses Materials nach New-York zu bringen.

Am Dienstag Vormittag fand die feierliche Enthüllung der imposanten Bronze-Statue des verstorbenen Prinzen Albert in Gegenwart der Königin und der Mitglieder der königl. Familie, so wie der Pächter der königl. Güter bei Balmoral statt. Die Statue ist 13½ Fuß hoch, steht auf einem rohen, natürlichen, aus kolossalen Granitblöcken zusammengesetzten kugelförmigen Hügel von 10½ Fuß Höhe und stellt den Prinzen als Hochlandhäuptling in vollem Kostüme dar. Das linke Bein ist ein wenig vorgesetzt und ruht auf der Kante. Ein Lieblingshirschhund lehnt sich gegen das rechte Knie und die rechte Hand des Prinzen ruht auf des Hundes Kopf. Die linke Hand umfaßt den Lauf eines Gewehres nahe bei der Mündung. Der Prinz steht mit entblößtem Haupte und zu seinen Füßen liegt eine Glengarry-Mütze. Die Statue ist thatsächlich eine Reproduktion der großen Marmor-Statue von der Hand desselben Künstlers, Mr. Theed, welche am Fuße der großen Treppe des Balmoraler Schlosses steht und soll ein Meisterstück sein. Leider war die Ceremonie vom allerungünstigsten Wetter begleitet, indem der Regen in Strömen ohne Aufhören niederfiel.

Auf mehreren amerikanischen Eisenbahnen werden Versuche gemacht, Petroleum zur Dampferzeugung in Lokomotiven zu verwenden. Noch ist über die Praktikabilität kein entschiedenes Urtheil gefällt.

Die Goldfunde unweit Eureka in Nebraska mehren sich täglich und ist an manchen Orten bis auf 44 Fuß Schacht-Tiefe Gold in lohnender Menge gehoben worden.

Charade.

Mein Erstes deckt sich für den Hungrigen stets schön,
Doch kann es ohne meine Letzte nimmer steh'n;
Von meinem Ganzen aus dem lieblichen Eutin,
Sahst du des Schönen viel schon auf der Leinwand glüh'n.

Adele v. L.

Auflösung der Charade in Nr. 244:
Mailand.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.



Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 254 Donnerstag, 24. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

IV.

Es war am andern Morgen, früher als es sonst in den Häusern der Aristokratie Tag wird, als Henry in dem Zimmer, welches er sein Arbeitszimmer nannte, das aber trotz der elegant gebundenen Bücher auf dem Mitteltische mit dem Lehnstuhle dahinter, und des kostbaren Schreibtisches zur Seite, kaum nach wirklicher Arbeit aussah, bereits fertig zum Ausgehen stand, und dem ob dieses frühen Aufbruchs fast beunruhigten Fred seine Aufträge für den Tag hinterließ. „Noch Eins", sagte er, nach seinem Hut greifend, „was ist das für ein neues Gesicht hier im Hause? Es ist auffällig und starrte mich bei den zwei Begegnungen so eigenthümlich an, daß mich der Ausdruck darin plagt —"

„Ich weiß nicht, Sir, was Besonderes darin sein soll!" erwiderte der Diener mit steifer Miene, die indessen nur nothdürftig seine Verlegenheit über die plötzliche Frage verbarg.

„Gut, ich mag gereizt sein," versetzte der junge Mann, die Hand gegen die Stirn drückend, „wer ist es aber? was soll es?"

„Wir müssen eine Person für eine bessere Ordnung im Hause haben, und die Frau bat um die Stelle," entgegnete Fred, seine Befangenheit niederschluckend, und fuhr dann zögernd fort: „Sie hat, glaube ich, Ihre Mutter genau gekannt, und Sie selbst als kleines Kind auf den Armen getragen —"

„Es ist gut, Fred," unterbrach ihn Henry, als belästige ihn plötzlich die Auseinandersetzung, „ich widerspreche Ihren Anordnungen nicht, aber sorgen Sie dafür, daß mir die Person nicht mehr mit diesen sonderbaren Blicken in den Weg tritt —" er schien einen Augenblick nachzusinnen, nickte dann aber dem Diener vertraulich zu und verließ das Zimmer.

Fred sah ihm eine kurze Weile nach und neigte dann langsam den Kopf. „Ob es nicht ist, als spräche die Natur in ihm, und er könne das Fremdartige nicht verstehen," murmelte er, „was aber daraus würde, wenn doch einmal trotz ihres Schweigens, eine Erklärung käme, kann ich nicht absehen." Er ging langsam nach einer Seitenthür und öffnete diese. „Er ist fort, Sie können hereinkommen, Frau Margarethe!" sprach er hinaus, und als die Gerufene mit Wischtuch und Federwedel erschien, schüttelte er den Kopf. „Wenn ich nur erst wüßte, warum Sie das Abstäuben nicht ebenfalls der Schwarzen überlassen wollen."

Ein sonniges Lächeln breitete sich über das Gesicht der Eintretenden. „Das können Sie nicht errathen, Friedrich?" sagte sie. „Weil ich sonst kaum ein Recht hätte, in dieses Zimmer zu kommen, hier, wo er stundenlang sitzt, wo die Luft ist, die er athmet, wo ich meine Hände an die Stelle hinlegen kann, an der die seinen lagen, wo ich Freundschaft mit jeder kleinen Sache, die ihm lieb ist, mache, wo ich, wenn auch nur still, ganz still für mich sagen kann: hier wohnt mein Sohn! — Ich weiß, ich weiß," fuhr sie rasch fort, als Fred eine Bewegung, sie zu unterbrechen, machte, „Sie nennen das Wahnsinn — aber schadet es denn irgend Jemand, und sind denn diese Vorstellungen nicht mein einziges armes Glück?"

Die Hausglocke ertönte und Fred verließ rasch aufhorchend das Zimmer, als komme es ihm gerade erwünscht, das Gespräch abbrechen zu können; kaum aber schickte sich die Frau an, ihr Reinigungswerk zu beginnen, als sich langsam die Thür öffnete und zögernd, mit halb ängstlichem Gesichtsausdruck eine Mädchengestalt in dem Eingange erschien, beim Erblicken der Anwesenden aber rasch auf diese zueilte.

„Louise!" rief die Letztere aufblickend, „was für eine Ueberraschung!" Die Eingetretene faßte die ihr entgegengestreckte Hand mit ihren beiden, sah sich aber auch zugleich scheu im Zimmer um.

„Ich bin so glücklich, Sie zu finden," sagte sie ängstlich, „aber was ist das für ein Haus, in dem Sie jetzt wohnen? Ich mußte Sie einmal sprechen, ich bin wie doppelt verlassen, seit Sie fort aus unserer Wohnung sind, und benutzte die frühe Stunde, um Ihrer Adresse nachzugehen — aber da hat mich so eben ein Bedienter zurecht gewiesen — das ist ja doch, das ist ja —" sie vollendete den Satz nicht, aber ihre Augen flogen auf's Neue scheu durch das Zimmer.

Margarethe sah mit einem Blick voll tiefer Sympathie auf sie. „Es wohnen wohl mancherlei Leute in einem Hause, Kind," sagte sie dann beruhigend, und zog den nächsten Stuhl heran; „setzen Sie sich und

sprechen Sie sich aus, Sie wissen, welchen herzlichen Antheil ich an Ihnen nehme."

„O, ich kann mich nicht setzen, der Vater wartet gewiß schon," erwiderte Louise unruhig; „aber geben Sie mir doch einen Rath oder mindestens einen Trost. Mein Vater drängt mit jeder Stunde mehr, ich soll die Werbung des alten Süßkern annehmen; er sagt, daß ich mich selbst entehre, wenn ich noch an Henry denke, der mich nur zum Zeitvertreibe habe lieben wollen. Gestern aber — gestern ist Henry wieder an meinem Fenster vorübergegangen und hat heraufgesehen, so traurig und doch so beredt und eindringlich — er hat nicht gegrüßt, als wage er es nicht; in mir aber ist es geworden, als solle Alles entzwei gehen. Ich habe es gewußt, sicherer als mein Leben, daß er mich geliebt hat, wie keine Andere, und noch liebt, daß ich ihn nimmermehr aus dem Herzen reißen, und eher sterben, als des alten Süßkern Frau werden kann. Ach, Frau Margarethe, was soll ich denn thun, wenn ich nicht aus meines Vaters Hause gehen will?"

Margarethe zog mit einem stillen Kopfschütteln einen zweiten Stuhl heran. „Setzen Sie sich doch einen Augenblick," sagte sie, sich selbst niederlassend, „ich will Ihnen sagen, soviel ich vermag, mein armes Kind." Und als das Mädchen wie unwillkürlich ihrem Beispiel gefolgt, fuhr die Frau, den Kopf senkend, langsam, als vertiefe sie sich in ihre eigene Seele, fort: „Das Weib hat einen unfehlbaren Richter in sich selbst, den sie, was auch die Welt, die Lust, was auch die Furcht ins Ohr ihr flüstern mag, genau verstehen kann. Wohl ihr, wenn sie ihm gefolgt, mag auch der Weg ein dunkler sein, den er sie weist, mag Kampf und Leid ihr auch entgegenstarren — sie weiß, daß sie sich selbst, und dem, was Gott in sie gelegt, getreu ist. Weh ihr aber, Kind, wenn sie sich selbst verleugnet. „Hätt'st du doch, ach, hätt'st du doch!" das ist der Fluch, den jede Leidensstunde wach ruft, dem sie nichts als ihre Reuequal entgegensetzen kann. Prüfe Dich, und was der Richter in Dir spricht, dem folge nach — zwingen kann Dich Niemand. Sei Dir selbst getreu, so ist, was dann auch kommen mag, doch selbst dem Schlimmsten schon der Stachel abgebrochen!"

Louise war mit aufglänzendem Auge der eigenthümlichen Redeweisen ihrer Gesellschafterin gefolgt. „O, Frau Margarethe, ich verstehe Sie," rief sie jetzt, sich rasch erhebend und die Hände der Andern fassend. „Ich folge Ihnen, ich bleibe ihm treu, und wenn ich ihn auch nimmer, nimmer wieder sehen sollte — das ist es, was die Stimme in mir spricht, und nun bin ich ruhig, mag der Vater jetzt auch thun, was er will!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Wildschützen-Hans.*)

Am Grundl-See zählt Schramel's Haus zu den besuchteren Herbergen. Vor Zeiten waren seine Eigner als Aristokraten unter den gefürchtetsten Wilddieben bekannt. Einmal wurden, um einem dieser Recken das Handwerk zu legen, von Aussee Soldaten geschickt. Als sein Nachbar die Belagerung des Hauses wahrnahm, beeilte er sich, in der Festfreude der bevorstehenden Rauferei dieser zu Ehren „das bessere Hösl anzulegen." Und es wurde in der That ein Fest für den Trefflichen. Der Schramel trieb mit einer großen Eisenstange die Soldaten über Zäune und Legföhren, wobei er sie so zurichtete, daß sie nicht wiederkamen. Der heutige Schramel hat sich kultivirt und hält ein Fremdenbuch, das unter verschiedenen anderen Denksprüchen auch einen von Fräulein Gallmaier aufzuweisen hat. Bekannten Gästen gibt der Wirth zu dem Autograph eine Anekdote in den Kauf. Eines Tages läßt die berühmte Schauspielerin ihn rufen und sagt mit zornfunkelnden Blicken: „Schramel, diese Milch kann Niemand trinken." Ohne sein Produkt mit einem Worte zu vertheidigen, trägt er es fort, läßt es eine Viertelstunde vor dem Küchenherde stehen und bringt dann dieselbe Milch wieder. Nach einer Viertelstunde wird er abermals vor die Künstlerin beschieden, aber jetzt empfangen ihn Blicke, die sonst nur wenigen Auserwählten auf wenigen Sitzen des Leopoldstädter Theaters zu Theil werden. „Schramel, diese Milch ist köstlich. Ich hoffe nicht, daß man mir jemals von einer andern Kuh Milch geben wird."

Beim Schramel hat einst eine Persönlichkeit von dunklerm Grundton genächtet. Hier vielleicht hat Alban Stolz, der Ascet und Agitator, die Visionen von Gott, Teufel, Tod und Verdammniß gehabt, die er in seinem „Wanderbüchlein" auftischt. Ein dritter Gast des Schramel, Heinrich Noë, erzählt eine heitere Geschichte, die keine Vision, sondern reale Wahrheit ist.

In einem jener langgestreckten Thäler, welche sich südöstlich von Aussee zwischen Ens und Muhr in die niedrigere Tauernkette hineinziehen, war Johann Wildengruber als der gefährlichste aller Wildschützen bekannt. Man hieß ihn allgemein nur den Schützen-Hans. Er war ein Bursche von ungefähr 24 Jahren, dessen Vater einen ziemlich ansehnlichen Hof besaß. Zuerst hatte er

*) Oesterreiches Seebuch, von Heinrich Noë (München, Lindauer). Ein liebenswürdiges Buch, das plaudernd von Allem erzählt, was das berühmte Salzkammergut von Merkwürdigkeiten der Natur und des Menschenlebens darbietet. Herr Noë besuchte das schöne Gebiet auch im Winter, und was er von Schilderungen aus dieser den Alpenreisenden feindlichen Jahreszeit bringt, gehört zu dem Besten im Buche. Die Tausende von Reisenden, die jährlich zum Wolfgangs-See und nach Ischel ziehen, werden aus dem „Oesterreichischen Seebuch" ein tieferes Verständniß von Land und Leuten gewinnen, als aus allen Reisehandbüchern.

dem verbotenen Waidwerk aus bloßer Lust sich hingegeben, als er aber, später zum Militär abgestellt, aus Heimweh nach dem liebgewordenen Herumschlendern auf den Bergen desertirte und in Folge dessen von allen Seiten in seinen Schlupfwinkeln verfolgt wurde, gestaltete sich für ihn der Aufenthalt in den hohen Einöden zur Nothwendigkeit, weil ihn überall der Kerker erwartete und ihm, wenn er diesen nicht wollte, nichts Anderes übrig blieb, als seinen Unterhalt mit der Büchse zu suchen. Freilich ging es ihm dabei herzlich schlecht; bei Nacht mußte er meist im Freien unter einem überhängenden Stein oder unter den Legföhren schlafen und für das Wildpret gab man ihm nur wenige Kreuzer, weil Jeder wußte, daß er es unter allen Bedingungen zu verkaufen gezwungen war. Es war nichts Seltenes, daß er einen Rehbock oder eine Geis um drei Groschen Schein (zwei Silbergroschen) dahingab. Sein Jagdrevier waren die aneinander gränzenden Besitzungen eines Hüttenwerkbesitzers und eines Fürsten, dessen Name als einer der glänzendsten des österreichischen Adels erachtet wird. Der Wildstand Beider wurde durch die Ausflüge des Schützen-Hans arg mitgenommen. Die fürstlichen Jäger wie der Hüttenwerkbesitzer gaben sich alle erdenkliche Mühe, den Hans zu erwischen, aber seine Schlauheit machte ihre Versuche zu Schanden, bis ein Zufall ihnen die Mittel an die Hand zu geben schien, nach welchen sie vergebens so lange getrachtet hatten.

Der fürstliche Förster brachte eines Tages in Erfahrung, daß auf dem Gute des Hüttenwerkbesitzers ein neuer Knecht aufgenommen worden sei, von welchem er bestimmt wußte, daß derselbe bei nicht wenigen Jagdausflügen des Schützen-Hans dessen Spießgeselle gewesen war. Diesen Menschen, einen starken Burschen von ungefähr dreißig Jahren, kannte man in der Gegend unter dem Namen „der Büchler-Sepp“. Der Förster zweifelte nicht, daß dem Sepp die Verstecke und Schlupfwinkel seines früheren Genossen wohl bekannt seien. Wenn er ihn auch im Verdacht hatte, daß der jetzige Dienstknecht ein nicht minder verschmitzter Wilddieb sein werde, als der frühere Streuner — denn solche Leute suchen die Dienste bei Jagdbesitzern nur auf, um ihre Hantirung sicherer betreiben zu können — so dächte es ihm doch äußerst wahrscheinlich, daß der Sepp der Verlockung einer ansehnlichen Geldbelohnung nicht widerstehen und den Jägern seinen Kameraden verrathen würde. Er theilte diese seine Absicht dem nunmehrigen Dienstherrn des Sepp, dem Hüttenwerkbesitzer, mit, welcher die Hoffnung auf den wahrscheinlichen Erfolg für gerechtfertigt hielt. Sepp wurde herbeigerufen. Man hielt ihm das Register seiner in Gemeinschaft mit dem Schützen-Hans vollbrachten Sünden vor, verhieß ihm Vergessen und Verzeihen und versprach ihm schließlich eine Belohnung von sechsunddreißig Gulden Silber, wenn er den Hans zur Stelle schaffe.

Sepp besann sich eine Weile.

„Todtschießen darfst ihn auch, wenn d'willst,“ setzte der Förster ergänzend hinzu.

„Den bring i no heut oder g'wiß morgen,“ sagte er endlich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Vom einem Stempel Nr. 4. wahre Historie.] Dem „Rheinischen Kurier“ erzählt man aus Wiesbaden: In einem Dorfe eines nahegelegenen Amtsbezirkes will eine Familie auswandern. Bekanntlich besteht die Vorschrift, daß dieses vorher vom königlichen Amte im Intelligenz- und Amtsblatt zu publiziren ist. Zur Erwirkung der deßhalb nöthigen Publikation ist ein Bericht des Bürgermeisters an das Amt erforderlich. Auf Reskript stellte der betreffende Bürgermeister, dem so etwas noch nicht vorgekommen sein mag, kurzer Hand auf ein Quartblatt die Bescheinigung aus, der Gemeinderath habe gegen die Auswanderung nichts einzuwenden. Auf Vorlage dieses Attestes suchte nun die Frau beim Amt um die Publikation nach, wird jedoch vom Amtmann dahin belehrt, daß diese Bescheinigung nicht genüge, sondern ein ordnungsmäßiger Bericht auf Stempel Nr. 4. (für dreißig Kreuzer) erstellt werden müsse: sie könne sich solchen am Amtssitze kaufen, und zum Bürgermeister mitnehmen. Gesagt gethan; auch sonstige Einkäufe werden noch gemacht, unter Anderem auch ein Bogen „Mückenpapier“ eingekauft, welches der Frau als ein probates Mittel gegen die Fliegen bezeichnet worden war. Zu Hause angelangt, eilt die Frau, die Stempelbogen nur vom Hörensagen kannte, zu dem Bürgermeister, theilte ihm die Antwort des Amtmannes mit und gibt ihm den Bogen Fliegenpapier mit dem Bemerken, auf diesen Stempelbogen solle er den Bericht schreiben. Der Bürgermeister besieht sich kopfschüttelnd den Bogen, betrachtet das auf demselben befindliche (Firmen-) Wappen, und gewinnt schließlich die Ueberzeugung, dieß sei das neue preußische Stempelpapier. Er begibt sich an die Berichterstattung, indem er ein über das andere Mal ausruft: „Selbst diese Stempelbogen sind in Preußen nichts werth!“ denn die Schrift läuft natürlich auseinander. Endlich mit vieler Mühe ist der Bericht geschrieben und gelangt so in die Hände des Amtmannes, der nun seinerseits glaubt, der Bürgermeister erlaube sich, ihn zu foppen und denselben deßhalb um einen Thaler straft. Bald aber klärt sich durch persönliches Erscheinen des Bürgermeisters die Sache auf, der Herr Amtmann fühlt ein menschlich Rühren und die Strafe wird wieder abgeschrieben. So mit dem preußischen Stempel. Den Fliegen soll der nassauische Stempel Nr. 4 recht gut bekommen sein.

[Guano von Bolivia.] Der Schiffbauer Lucian Armand in Bordeaux hat von der Regierung von Bolivia das Ausbeutungsrecht von Erzen und Guano auf der Halbinsel Mejillones (ziemlich unter dem Wendekreis des Steinbocks) erworben. Der letztere bildet dort keine sehr mächtigen Lager und enthält auch nach der Untersuchung von Lareque in Santiago fast keinen Stickstoff. Dennoch bezahlt Hr. Armand für das Kilogramm etwa 55 Centimes, nämlich 5 Poses für die metrische Tonne. Er hat sich die Befugniß bedungen, 1½ Millionen Tonnen auszuführen.

Ueber die Fingerverbrenner in China berichtet ein Engländer von Ningpo aus, der den in der Nähe dieser Stadt liegenden Tempel Kiu-Wang besuchte: „Die dortigen Mönche sind neuerdings in den Ruf sehr großer Frömmigkeit gekommen. Als ich mich dort befand, waren eben zwei Priester dabei, sich die Finger abzubrennen, wobei sie folgendermaßen verfuhren: Um den Finger war unter dem zweiten Knöchel eine Schnur gebunden und so dicht wie nur möglich angezogen worden. Die übrige Hand hatte man mit einer Thonmasse derart umgeben, daß sie die Faust einhüllte und nur eben ein Finger heraussah. Um diesen hatte man Sandelholz gebunden. Nachdem dasselbe angezündet worden war, that man noch Harz und Oel darauf. Der Priester saß frei im Lehnstuhle und hielt die brennende Hand auf den Altar. Ich blieb mehr als anderthalb Stunden neben ihm stehen und sah dem Selbstpeiniger zu. Die ganze Zeit über wurden die Gongs geschlagen und Gebete hergesagt. Hinter ihm stand ein alter Priester und hielt ihm die Hände auf die Schultern; an seinen Händen fehlten nicht weniger als 5 Finger, die er sich zu verschiedenen Zeiten abgebrannt hatte. Auf mich machte das Ganze den peinlichsten Eindruck, und ich bedauerte diese Fanatiker aus tiefster Seele."

Vor Kurzem wurden in Fleurier (Schweiz) mit einem Respirator, einer Vorrichtung, um das Athmen auch mitten im Rauche zu ermöglichen, wiederholte Versuche gemacht, welche die besten Resultate zur Folge hatten. Mit feuchtem Stroh, nassem Holz und vielem Schwefel wurde in einem Saale ein so dichter und übelriechender Rauch erzeugt, daß es Niemand in demselben hätte aushalten können; allein mit der genannten Vorrichtung versehen, konnte man ohne Gefahr sich mitten in den Saal hineinwagen, in welchem ein Mann eine volle halbe Stunde ohne Nachtheil und ohne Uebelwerden verblieb. Rechnet man dazu, daß er dabei die volle Freiheit seiner Bewegung beibehielt, so kann man sich nicht verhehlen, welche große Vortheile diese Athmungs-Vorrichtungen im Falle einer Feuersbrunst gewähren würden.

Am 4. Oktober hatte im deutschen Stadttheater in New-York Frau L'Arronge-Sury ihre Benefiz-Vorstellung. Bei ihrem Auftreten wurde sie, wie die New-Yorker Handelszeitung berichtet, „mit einem Blumenflor überschüttet, wie er bisher noch niemals einer Künstlerin im Stadttheater zu Theil geworden. Bouquets, Kränze mit Atlasbändern und Blumenkörbe erschienen zu Dutzenden. Wirkliches Aufsehen erregte besonders ein kolossaler, etwa acht Fuß im Umkreis messender Korb (ein Meisterwerk der Komposition aus der Blumenhandlung der Gebr. Hanft), in dem auf einem Grunde von Tubarosen, Camellien, weißen und rothen Rosen der Name „L'Arronge" als Veilchen zusammengesetzt war." Man gab an dem Abend die schöne Galathée, Fortunio's Lied und das Versprechen hinterm Heerd. Am 5. Oktober ging dann „Die Schwätzerin von Sarragossa" in Scene.

Ueber den Empfang der Mitglieder des Statistischen Kongresses beim König Viktor Emanuel schreibt man der „D. Allg. Ztg.": Im Jagdkostüm, sogar ein wenig unsauber, trat il Rè galantuomo ein, eine Hand in der Hosentasche, mit der andern den Hut zwischen zwei Fingern haltend. Der Minister Berti stellte die Mitglieder des Kongresses vor; der König hatte die Gedanken aber offenbar wo anders, denn er sah keinen einzigen der Vorgestellten an; die ganze Vorstellung dauerte eine Minute, der König brummte ein Paar abgerissene Sätze hervor und verschwand. Dennoch hinterläßt er einen bedeutenden Eindruck, den eines durchaus originalen Menschen. Man sieht ihm einen vor nichts zurückbebenden Muth und Entschlossenheit an, sein Kopf mit dem rothbraunen Gesicht und dem mächtigen Knebel- und Zwickelbart gleicht an Ausdruck dem eines Ebers. Aus den zuletzt noch hervorgestoßenen Worten des Königs hatten die Delegirten entnommen, daß er sie am andern Tage bei sich zur Tafel zu sehen wünsche. Dieselbe war in jeder Beziehung exquisit, so daß ihr bis zur prompten Bedienung hinab das Prädikat „königlich" gebührte. Und Viktor Emanuel? Er aß fast nichts. Denn er soll als vollendeter Jägersmann vorweltlich einfach leben. Ein derbes Stück Rindfleisch, wenn er Hunger hat, gleichviel ob Morgens oder in der Nacht um 12 Uhr, soll seine Hauptmahlzeit sein. Und doch hat er einen ganz erfreulichen Embonpoint.

Auflösung der Charade in Nr. 245:
Pyrmont.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 255 Freitag, 25. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Louise ward durch das hastige Oeffnen der Thür unterbrochen, durch welche Fred mit bedeutsamer Miene den Kopf hereinsteckte. „Er kommt schon wieder zurück, er muß etwas vergessen haben!" rief er, zu Margarethe gewandt, halblaut; das Mädchen aber zuckte bei seinem Anblick sichtlich zusammen.

„Was ist das mit dem Bedienten?" sagte sie, als jener wieder verschwunden war, mit erneuter Aengstlichkeit, „hat er hier etwas zu thun?"

„Lassen Sie das nur, Kind," erwiderte die Frau, augenscheinlich indessen eine eigene plötzliche Unruhe niederkämpfend; „ich werde Ihnen, wenn Sie doch einmal gehen müssen, den hinteren Ausgang des Hauses zeigen, damit Sie hier Niemand zu begegnen brauchen." Damit hatte sie auch bereits die Seitenthür, durch welche sie selbst das Zimmer betreten, geöffnet, und das Mädchen säumte, wie in einer sie überkommenden Ahnung, wo sie sich befände, nicht, in scheuer Eile den gebotenen Ausgang zu benutzen.

Als Margarethe eine Minute darauf das Zimmer wieder betrat und nach dem Federwedel griff, trat Henry Litton, ein großes Couvert in der Hand, kurz und bestimmt ein und entledigte sich des Letzteren, so wie seines Hutes und seiner Handschuhe auf dem Mitteltische. Margarethe's Körper war regungslos geworden, und wie von einer magischen Gewalt angezogen, hing ihr Auge groß und glänzend an dem Eingetretenen. Dieser hob plötzlich den Kopf nach ihr, als habe er ihren Blick gefühlt, hielt das Auge einen Moment in dem Ihren, und wandte sich dann dem Fenster zu. „Wieder dieses Gesicht und dieser Blick," murmelte er, „das wird unangenehm!" Dann drehte er sich mit finsterer zusammengezogenen Brauen zurück. „Was thun Sie hier, liebe Frau, was starren Sie mich so an?"

Margarethe schwieg, ohne ihre Augen von ihm abzuwenden, aber ein eigenthümliches Zittern schien ihren Körper zu überlaufen.

„Bitte," fuhr der junge Mann nach einer kurzen Pause des Wartens ungeduldig fort, „wenn Sie nicht antworten können, so verlassen Sie das Zimmer und treten Sie mir überhaupt in dieser Weise nicht mehr in den Weg."

Die Frau neigte wie unter einem Schlage den Kopf. „Und das sind die ersten Worte, die er für mich hat!" murmelte sie, mit einem schweren, tiefen Athemzuge sich nach der Thür wendend; Henry aber schien die Art seiner Zurechtweisung bereits zu bereuen. „Ich erinnere mich," sagte er milder, „Sie haben in irgend einer Verbindung mit meiner Mutter und mir als Kind gestanden — ich habe Ihnen nicht wehe thun wollen; aber ich liebe dieses Anstarren nicht, und Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie daran denken!"

Er wandte sich nach dem Mitteltische und öffnete das Couvert; sie aber verließ langsam, mit gebeugtem Haupte das Zimmer. „O, Friedrich hat doch wohl recht, ich nähre einen Wahnsinn in mir!" seufzte sie, als sie den Eingang schloß.

Der junge Mann hatte bei dem Geräusch der zufallenden Thür wie unwillkürlich den Blick danach gehoben und machte jetzt, die Hand gegen die Stirn gedrückt, einen kurzen, raschen Gang durch das Zimmer. „Es gibt doch eigenthümliche Eindrücke," begann er endlich sinnend stehen bleibend, „die ein Blick, ein einzelner Gesichtszug auf den Menschen hervorbringen kann. Was ist es, das mich in dem Auge dieser Frau fast peinlich abstößt — oder anzieht, ich weiß es selbst kaum recht? — Doch zu solchen Dingen ist jetzt keine Zeit!" fuhr er rasch aufsehend fort und wandte sich nach dem Sekretär; diesen öffnend, daraus einen Pistolenkasten nehmend und ihn auf den Mitteltisch niedersetzend. Langsam begann er die beiden Schießgewehre einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, und nickte befriedigt, als er sie wieder zurücklegte. „Ja," fuhr er in seinem abgebrochenen Selbstgespräche fort, sich langsam auf dem Stuhle am Tische niederlassend und den Kopf in die Hand stützend, „es ist das ein Augenblick, wo man sich nach den treuen Herzen umsieht, die man auf seinem Lebensweg gewonnen, daß man von ihnen Abschied nehmen kann, wenn's scheiden heißen sollte. Ich brauche wahrlich wenig Zeit dazu. Interessen um des Dollars willen, Kameradschaft für eine lustige Nacht, die habe ich überall gefunden, so viel, daß ich genug von ihnen habe. Das eine Herz aber, das mein war, ganz und rücksichtslos mein, das einzige, das nicht an meinem Gelde hing, das habe ich zum Spiele ge-

braucht — und verspielt. — Wahrlich, Leute," fuhr er mit einem tiefen Athemzuge fort, „könntest Du in mir lesen, Du stießest mich nicht wieder von Dir — doch das ist jetzt, wo es zum Abschluß geht, zu spät. Sollte ich mein Leben neu beginnen können —, doch das werde ich nicht, und darum fort damit! — Aber," setzte er aufblickend hinzu, „ein treues Herz ist mir ja noch geblieben, wenn auch von anderer Art, als das, was ich verloren!" Er griff nach der Klingel und schellte kräftig, erhob sich dann, und machte bei Fred's Eintreten einen neuen raschen Gang durch das Zimmer.

„Fred," sagte er dann, vor dem Bedienten stehen bleibend, „ich habe ein Geschäft vor, das eines rechten, wahren Freundes bedarf — und das sind Sie mir ja immer gewesen!"

Der Angeredete hob aufmerksam die Augen und ein leichter Zug von Sorge bildete sich auf seiner Stirn. „Wenn Sie mich so nennen wollen, Mr. Litton — ich denke, Sie haben keinen Grund, daran zu zweifeln!"

„Gut, Fred! ich werde mich in zwei Stunden schießen, und bei einer solchen Gelegenheit bestellt jeder vernünftige Mensch sein Haus vorher. Ich habe Niemand, der meinem Vertrauen so nahe stände, als Sie, auf Sie bin ich gewohnt gewesen zu zählen von Jugend auf, und so setzen Sie sich zu mir her!" Er wollte eine Bewegung nach seinem Stuhle machen, aber die hastige Antwort des Bedienten schnitt sie ab.

„Erlauben Sie, Mr. Litton, daß ich unter solchen Umständen stehen bleibe. Wenn ich dem Kapitän Flint die Beine entzwei schlagen soll — das ist ja doch Alles, was er verdient — so soll es geschwind genug geschehen sein; aber ich sehe nicht ein, warum ich Sie bei einem förmlichen Selbstmorde noch unterstützen soll! Kapitän Flint ist mit all' seinem Gelde nur ein öffentlicher Raufbold!"

„Das sind Dinge, die Sie nicht verstehen!" erwiderte Henry mit einem halb verdrießlichen Kopfschütteln; „ich habe keinen andern Weg, als ihm als Gentlemen entgegen zu treten, und würde auch keinen andern wählen. Im Uebrigen ist dafür gesorgt, daß ich nicht allein zum verlierenden Theile werde."

„Ich mag die Dinge allerdings nicht verstehen," sagte Jener mit steifem Gesichte, „aber ich rühre keinen Finger dafür, Sir!"

„Sie werden es doch thun, Fred!" war die ruhige und bestimmte Entgegnung. „Sie meinen, ich setze allerhand große Dinge auf's Spiel, und doch ist es wahrlich kaum werth, darüber zu reden. Wenn ich das Leben verliere, so verliere ich eine Gesellschaft, an der ich längst genug habe. Ich bin darin geboren und erzogen, ich habe gethan wie sie, und würde kaum für Andere passen, und doch hat sie mich oft genug mit Allem, was sie mir nur bieten konnte, angeekelt. Sie werden das ebenfalls nicht begreifen, und darum erlassen Sie mir weitere Erklärungen; setzen Sie sich hierher — und wenn Sie auf meine Bitte nicht hören wollen, so befehle ich es Ihnen; das Uebrige findet sich dann schon!"

Er schritt nach dem Tische und ließ sich in dem Lehnstuhl nieder; in Fred's Mienen aber zuckte es, wie ein harter Kampf mit sich selbst. „Sie befehlen, Sir!" sagte der Letztere endlich, griff nach einem Sessel und ließ sich, einen Fuß vom Tische entfernt, steif nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Das heutige Frankfurt.

Gustav Rasch theilt in der „N. Fr. Pr." die Eindrücke mit, welche er während seines Aufenthalts im Monat August in der alten Kaiserstadt empfunden hat. Nachdem er die traurigen Zustände des vorigen Jahres wiedergespiegelt, findet er das heutige Aussehen der ehemaligen freien Reichsstadt nicht viel besser als damals. Er schreibt:

Ueber acht Monate waren seit meinem ersten Besuche verflossen, als ich vor Kurzem zum Zweitenmale nach der Okkupation nach Frankfurt kam. Ich setzte meine vor acht Monaten unterbrochenen Spaziergänge durch die Straßen der ehemals „freien" und nunpreußisch gewordenen Stadt Frankfurt fort. Aeußerlich ganz dieselben Bilder! Nur der Thurm des Domes war in seinem Innern heruntergebrannt. Die prächtige Kirche war zur Ruine geworden. Aber auch Frankfurt selbst war eine Ruine seines früheren Glanzes, seiner früheren freiheitlichen Selbstständigkeit, seines ehemaligen Wohlbehagens geworden. Das Grundeigenthum war, wie man mir allgemein versicherte, um vierzig Percent gefallen. Eine Menge reicher Leute, insbesondere Fremde, welche früher in Frankfurt ihren behaglichen Wohnsitz fanden, hatten die Stadt verlassen, weil ihnen die dort eingetretenen politischen Zustände zuwider waren. Die Geschäfte gingen wegen des allgemeinen Mißtrauens in die Haltbarkeit der Zustände, welche durch den deutschen Bruderkrieg in Europa geschaffen waren, gar nicht; nirgends Unternehmungsgeist, nirgends Spekulationsmuth: Aber eine Menge neuer Steuern war der Stadt Frankfurt auferlegt worden, von denen man früher nichts wußte. Da hörte ich von einer Malzsteuer, von einer Maissteuer, von der Erhöhung der Kalendersteuer und der Kartensteuer, von einer Gebäudesteuer, von der Erhöhung der Schlachtsteuer und der Zeitungssteuer; auch die Stempelsteuer auf kleine Wechsel war bedeutend erhöht worden. Andere Steuern waren in Aussicht. Die Okkupation hat uns 6 Millionen gekostet; die Requisitionen haben sich auf 1 Million und 600,000 Gulden belaufen; Quartiergelder haben wir natürlich nicht bekommen, klagten mir die Bürger, mit denen ich über die finanziellen Verhältnisse der Kommune sprach; „der Stadt sind über

8 Millionen Gulden Schulden aufgebürdet worden, die nicht zum Nutzen, sondern zum Nachtheil derselben kontrahirt sind. 400,000 Gulden müssen wir jährlich von unserer Arbeit und von unserem Fleiß abgeben, um nur die Zinsen zu decken. Da ist doch die Entwicklung der Stadt bis in die fernste Zukunft gehindert. Während dem werden wir wahrscheinlich in der Folge, wenn wir den Gesammtbetrag der neuen Steuern zusammenrechnen, dreimal so viel Steuern bezahlen müssen als früher."

Jawohl, der brave Classen-Kappelmann hat leider nur zu sehr Recht gehabt, wenn er in seiner im preußischen Abgeordnetenhause gehaltenen Rede über die Frankfurter Petition, die Kriegs-Kontribution betreffend, ausrief: „Was der letzte Krieg Deutschland, man kann sagen Europa geschadet hat, das entzieht sich jeder Schätzung; keine deutsche Stadt hat aber, nach meinem Dafürhalten, größere Nachtheile für die Gegenwart und für die Zukunft zu überwinden, als die Stadt Frankfurt, weil gerade in Folge des Krieges ihre Nahrungsquellen theilweise versiegt sind!"

„Und was geschieht nun Seitens der preußischen Verwaltungsbehörde", fragte ich die Bürger, welche mir mit diesen Worten die finanzielle Lage der Stadt klagten, „um den Handel, die Industrie, das Kapital Frankfurts wieder zu heben?" Man sah mich an, als wenn man mich nicht verstände, oder als wenn meine Frage ganz barocken Inhalts wäre. Ich wiederholte die Frage nochmals in umschreibender Weise. Da lachten mir die Leute höhnisch ins Gesicht und Einer rief: „Man hat die Oberzolldirektion nach Kassel verlegt, statt sie in Frankfurt zu belassen, wo sie früher bestand. Frankfurt ist der Handelsplatz, nicht Kassel. Trotz alledem müssen wir uns zur Schlichtung jeder Differenz in Handelssachen in jedem einzelnen Falle nach Kassel wenden. Welche Hindernisse daraus für den Handel entstehen, brauche ich wohl nicht zu sagen!" — „Nun man regiert die Handelsstadt Frankfurt eben bureaukratisch", bemerkte ein Anderer im bittersten Tone.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß seit den acht Monaten, wo ich nicht in Frankfurt gewesen war, sich die geselligen Verhältnisse zwischen den Siegern und Besiegten nicht gebessert hatten. Im Gegentheil fand ich die Stimmung noch weit gereizter, als im verflossenen Winter. Damals lagen als Motive derselben nur die bei der Okkupation erlittene rücksichtslose Behandlung und das Bewußtsein, seine Freiheit und staatliche Selbstständigkeit verloren zu haben, vor; nun war die Ueberzeugung, daß man in Berlin gar nicht Willens war, den Eigenthümlichkeiten der Stadt Rechnung zu tragen, noch hinzugekommen. Wie kann man sich da wundern, daß die Bürger der „freien" Stadt Frankfurt sich gar nicht in die Ueberzeugung hineinleben konnten, daß das Glück, ein Glied des norddeutschen Bundes zu sein, die Vergangenheit aufwäge? Bildeten die Preßprozesse, bildeten die Beschlagnahmen, bildeten die polizeilichen Konfiskationen der Zeitungen vielleicht einen Ersatz, während man früher, zur Zeit der Selbstständigkeit der „freien" Stadt Frankfurt, dort von Maßregelungen der freien Presse nichts wußte? In der „freien" Stadt Frankfurt, sagte man mir mit Stolz, sprach, schrieb und druckte Jedermann, was er wollte. Und nun? Ich ließ mir von meinen Herren Kollegen in der Presse die Verzeichnisse der gegen die Zeitungen stattgehabten und schwebenden Prozesse und Beschlagnahmen geben. Das „Frankfurter Journal" war bekanntlich in den ersten Monaten nach Frankfurts Okkupation von der Preußensucht ergriffen worden — um mich milde auszudrücken. Mit der Redaktion des braven früheren Redakteurs der „Königsberger Zeitung", Dr. Hasencamp, hat es seine freiheitliche und selbstständige Haltung wieder gewonnen. Dafür waren seit dem Dezember des vorigen Jahres acht Anklagen gegen dasselbe erhoben, bei denen in sieben Fällen eine Beschlagnahme der Anklage vorausgegangen war. Von diesen war auf zwei Anklagen Freisprechung erfolgt, zwei befanden sich noch in der Schwebe; in vier Fällen hatte gar nicht vorgegangen werden können, weil die Anklagen gar keinen Anhaltspunkt boten. Gegen die „Neue Frankfurter Zeitung" waren vier Beschlagnahmen verfügt, von denen zwei wieder aufgehoben, zwei noch zählen. Der „Stuttgarter Beobachter" und die „Neue Badische Landeszeitung" kamen regelmäßig einen um den andern Tag gar nicht in die Hände ihrer Abonnenten. Sie wurden ohne alle Umstände gleich auf der Post weggenommen. Das war die Frankfurter Preßfreiheit vor und nach dem deutschen Bruderkriege des verflossenen Jahres! „Ich will Ihnen von unseren neuen Stadtverordneten-Wahlen anderswo erzählen", sagte ein Kaufmann im Weinhause zu mir, „trinken Sie heute Abend bei mir den Thee; hier ist's nicht richtig. Wir haben gleich eine Denunziation auf dem Halse. Solche Dinge kannte man früher in Frankfurt nicht." Der frühere Civilkommissär, jetzige Polizeipräsident v. Madai, hatte neuerdings wieder fünf Frankfurter Polizeikommissären die Mittheilung gemacht, daß er sie am 1. Oktober nicht mehr beschäftigen würde und die Stadt ihre Pensionirung zu tragen habe. Alle fünf waren Leute im kräftigsten Mannesalter. Das thut ja nichts zur Sache. Der Kommune liegt ja ihre Pensionirung ob. Und daß ihre Stellen wieder besetzt wurden, das versteht sich ja von selbst. Die Kluft in der Gesellschaft hatte sich seit vorigem Winter noch erweitert. Preußische Beamte und Offiziere wurden in kein Frankfurter Haus eingeladen. Ein in Frankfurt wohnender reicher Engländer hatte einmal den Versuch gemacht, zu einem großen Balle Frankfurter Bürger mit ihren Damen und preußische Offiziere und Beamte zu laden. Bereits Tags vorher wurde der Ball abgesagt. Niemand von den Ersteren hatte eine Einladung angenommen. In keinem Wirthshaus sah ich die Uniform neben dem schwarzen Rock, und als ich einmal eine Ausnahme

konstatiren zu können glaubte, überzeugte man mich, daß die Bürger Militärärzte im bürgerlichen Rocke gewesen waren. So war es im Theater, so war es in den Konzerten, so auf der Promenade. In diese verbitterte Stimmung mischt sich kein dynastisches Interesse, wie stellenweise in Hannover. Frankfurt war eine „freie“ Stadt gewesen. Man schätzte die Freiheit um so höher, nachdem man sie verloren hatte. Und wenn ich fragte: Wie viel Prozent der Wähler würden bei einer freien Abstimmung heute für Anschluß an Preußen stimmen? so erwiderte man mir allgemein: „Nicht fünf Prozent! Unsere neuesten Stadtverordnetenwahlen geben Ihnen den besten Beweis. Unter den neuen Stadtverordneten würde nicht ein Zehntel für diesen Anschluß stimmen.“

Mannigfaltigkeiten.

[Nach Cayenne Deportirte.] Nach der „Südd. Presse“ ist die Zahl der aus Frankreich nach den Kolonien in Südamerika vom 31. März 1852 bis zum 1. September 1866 transportirten Personen im Ganzen 17,017 Sträflinge, worunter sich 212 weiblichen Geschlechtes und 329 politische Sträflinge befanden. Von diesen 17,017 Deportirten sind nur noch 7,466 in der Kolonie vorhanden; 6,806 waren bereits in dem ungesunden Klima erlegen, 809 waren definitiv verschwunden; 166 hatten die Erlaubniß erlangt, als Kolonisten zu leben; 1770 hatten Erlaubniß zur Auswanderung aus der Kolonie erhalten.

[Der Stern der Weisen aus dem Morgenland.] Ein Herr J. Hüß in Oberingelheim hat endeckt, daß der Stern, der die Weisen aus dem Morgenland nach Jerusalem an die Krippe führte, in der das Christkindlein ruhte, ein im Sternbilde der Cassiopeja in Perioden von 315 Jahren wieder erscheinender, hell glänzender Stern ist. Nach astronomischen Aufzeichnungen leuchtete dieser Stern in den Jahren 945, 1260 und 1573—75 auf. Rechnet man von der erst erwähnten Jahreszahl und drei Perioden von 315 Jahren zurück, so findet man, daß in der That der Stern bei regelmäßigem Erscheinen in dem Jahr, wo Christus geboren ward, erschienen wäre. Das nächste Erscheinen des Sternes würde auf das Jahr 1890 fallen.

Ein Pariser Korrespondent der „Presse“ berichtet: Im Augenblicke zerbrechen die Pariser sich die Köpfe, wie es möglich gewesen, daß in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag die Mehrzahl der eisernen Sessel, welche auf den Boulevards zum Vermiethen ausgestellt sind, von freventlichen Händen zerschlagen, verbogen, ihrer Beine beraubt werden konnten, ohne daß die Polizei etwas davon merkte. Einige hundert Eisensessel auf einer Strecke von anderthalb Stunden, denn die Verwüstung geschah vom Sternbogen angefangen, die elysäischen Felder herab und die ganze Länge der Boulevards bis hinunter zum Bastillenplatze, zu zerschlagen, ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit und konnte kaum von weniger als einem Dutzend starker Männer ausgeführt werden. Man vermuthet einen Akt roher Rache gegen Bernard, den Stuhlpächter auf der Industrie-Ausstellung.

In Liverpool wurden vor äußerst zahlreichem Publikum Versuche mit einem wasser- und luftdichten Anzuge gemacht, der nicht nur mit Luft gefüllt werden kann, um den Träger über Wasser zu halten, sondern auch Taschen für Lebensmittel enthält, um für mehrere Tage Proviant aufzunehmen. Der Erfinder schaufelte mit zwei vor der Brust befestigten Rudern, essend und rauchend, im Wasser herum und machte alle möglichen Capriolen.

In England wurden im vorigen Jahre in runder Summe 439 Millionen Stück Eier importirt, darunter aus Frankreich allein 11mal so viel, als aus allen übrigen Ländern zusammen. Die Gesammt-Eierausfuhr Frankreichs repräsentirt in genanntem Jahre 42½ Millionen Franks.

Fanny Janauscheck hat am 9. Oktober ihr Gastspiel in New-York (Academie of Music) als „Medea“ eröffnet. Am 12. wollte sie als „Deborah“ auftreten. Die Vorstellungen der Frau Ristori, welche im französischen Theater in New-York gastirt, sind nur spärlich besucht.

Logogryph.

1, 2, 3, 4 in Bayern liegen
Von Schiffen viel befahren;
Statt 1 ein h; so siehst du fliegen
Nach ihm der Vögel Schaaren.
Statt 1 ein großes K voran,
Zeigt es den ersten Brudermörder an.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 247:
Baumschlag — Schlagbaum.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 256 Samstag, 26. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Henry legte, ohne wieder aufzublicken, die Hand auf das vor ihm liegende große Couvert. „Dieß ist mein Testament in rechter Form," sagte er; „Ihnen, der stets mein bester Freund war, habe ich darin die Ausführung meiner sämmtlichen Wünsche übergeben. — Mein Vetter Richard," fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, „erhält ein Drittel dessen, was ich habe; er mag dann glücklich werden und seine Mary heirathen. — Das zweite Drittel," sprach er mit einem halbunterdrückten Seufzer die Stirn in die unterstützende Hand sinken lassend, weiter, „fällt dahin, wo mir das erste ächte Glück in meinem Leben erblühte und ich zum Dank dafür vielleicht ein Herz brach — fällt an Louise Meister. Sie werden ihr sagen, Fred, daß ich wohl leichtsinnig, aber nicht mit einem Pulsschlage falsch gegen sie gewesen bin, und hätte ich länger leben können — doch nichts davon!" Er richtete, wie sich selbst zusammenraffend, sich gerade in dem Stuhle auf. „Das letzte Drittel," schloß er, „behalten Sie, Fred, damit Sie nicht in einem neuen Dienst mich zu vergessen brauchen. — Und damit sei es genug," sagte er, wie mit Macht einer tiefen Regung sich erwehrend und seinen Sitz verlassend, „was einmal gethan sein muß, thut man am besten kalt und ohne langen Rückblick." Er nahm das Couvert, welches sein Testament enthielt, schloß es in den Sekretär und legte den Schlüssel desselben vor den Bedienten. „So, dieß ist jetzt abgethan, Fred, und nun halten Sie sich in einer Stunde fertig, mir zu folgen!" Er griff nach Hut und Handschuhen und verließ das Zimmer.

Der Bediente, welcher während der ganzen Rede sich nicht gerührt, hatte bei Henry's Erheben sich steif neben seinem Sitze aufgestellt, und blickte jetzt mit einem wunderlich verzogenen Gesichte dem Davongehenden nach. Zweimal nickte er, wie seinen Gedanken Ausdruck gebend, als die Thür ins Schloß gefallen war. „So! und beinahe hätte er mich ganz weichherzig gemacht — als ob das Alles nicht purer Wahnsinn wäre, und ich das zugeben würde! Habe ich doch nun so manche Jahre gemeint, es sei das größte Glück, in dem er säße, und hätte wohl die Mutter Margarethe lieber vergehen lassen, als gelitten, daß sie an seine Herrlichkeit rühre. Und nun wirft er Alles fort wie alten Plunder, wirft es fort für eine todte Frau, die ihn nichts angeht, die — nun, ich will ihre Ruhe nicht stören. Aber wenn ihm so viel an einer rechtschaffenen Mutter gelegen ist, wenn er so wenig auf Alles gibt, was er ist und hat — gut, so werden wir sehen! In einer Stunde also! Ich habe keine Zeit dabei zu verlieren; — diese Thorheit hier aber," endete er, den Sekretärschlüssel an sich nehmend, „wollen wir einstweilen unter Verschluß behalten!"

Er schien noch eine Sekunde lang scharf nachzusinnen, und wandte sich dann nach der ins Innere des Hauses führenden Thür.

* * *

Es gibt, wenn man von Neu-York den kurzen Weg mit der Dampffähre über den East-River gemacht, in dem dann erreichten Long-Island einen im Gebüsche versteckten Platz, welcher notorisch als gewöhnlicher Duell-Ort, und als solcher auch der Polizei bekannt ist.

Zwei Stunden nach der so eben mitgetheilten Scene standen dort vier Männer, zwei von ihnen mit zu Boden gesenktem Pistol in der Hand, von welchen Letzteren der Eine so eben eine eindringliche Rede beendet zu haben schien. Es waren die beiden Gegner, Henry Litton und Kapitän Flint, mit ihren Sekundanten, Richard Litton und Lieutenant Johnson.

„Gentleman," rief Henry, der in sichtlicher Ungeduld die eben gefallenen Worte seines Vetters Richard angehört zu haben schien, „lassen Sie alle weiteren Schlichtungsversuche. Sie wissen, daß wir nicht um Worte zu wechseln hierher gekommen sind; Sie wissen ebenso welcher Art die Beleidigung war, und wer von Ihnen das Andenken seiner Mutter ehrt, der nimmt die Angelegenheit so ernst, als ich selbst. Die Pistolen sind geladen und gewählt, also: Rücken an Rücken gestellt, fünf Schritte Jeder vorwärts — kehrt! und dann gleichsam Feuer! so wird jeder Differenzpunkt vermieden, und hoffentlich werden wir den Gang nicht zum Zweitenmale machen müssen. Ich denke, auch Kapitän Flint wird mit diesem Arrangement einverstanden sein!"

„Sie haben die Bestimmungen zu treffen, Sir!“ entgegnete der Letztgenannte mit einem höflichen Kopfneigen, obgleich es dabei wie ein verbissener Ingrimm um seinen Mund zuckte.

„Gut,“ fuhr der Erstere fort, „so mögen die Sekundanten um das Kommando losen und dann vorwärts!“ Er wandte sich ab, in ruhigem Schritt einen Gang nach der nächsten Baumgruppe machend, während der finstere Blick seines Gegners ihm folgte; Richard aber trat mit einem kurzen: „Lieutenant Johnson!“ nach der andern Seite, zog, als der Gerufene ihm folgte, ein Geldstück aus der Tasche, und streckte die darüber geschlossene Hand dem Andern entgegen.

„Kopf oder Schwanz, Sir?“ *)

„Immer Kopf, Sir!“ war die Antwort, und der Erstere öffnete die Hand.

„Sie haben gewonnen!“ sagte dieser nach einem kurzen Blicke auf die Münze sich zugleich nach der Seite, wo Henry seinen kurzen Spaziergang machte, wendend. Johnson aber trat mit einem:

„Wenn es den Gentlemen gefällig wäre?“ auf seinen früher eingenommenen Platz. „Bitte hier anzutreten; Sonne und Wind sind in dieser Richtung gleich getheilt! Bei dem Kommando: marsch! der erste Schritt, und dann nach meinem Zählen die folgenden — nach dem fünften ohne Kommando kehrt! und dann ebenso Feuer!“

Beide Duellanten traten heran und wurden von den Sekundanten Rücken an Rücken gestellt. In Henry's Gesicht lag dabei fast die Ruhe der Gleichgültigkeit, während Flint's Lippen fest auf einander gepreßt waren und ein böser Zug sich zwischen seinen Augenbrauen ausprägte. Beide erhielten von ihrem betreffenden Sekundanten das ihnen zugefallene Pistol, und Johnson trat jetzt zurück, mit einem: „Sind die Gentlemen fertig?“ den Kopf hebend.

„Fertig!“ klang es von Beiden.

„Dann also: Marsch — zwei — drei —“

Noch aber war das „vier“ nicht aus dem Munde des Kommandirenden, als ein plötzliches: „Halt, im Namen des Gesetzes!“ aus dem Gebüsche erklang, und zugleich ein Polizei-Kapitän, von mehreren seiner Leute gefolgt, auf den freien Platz heraustrat. Allen war die Eile, mit welcher sie den Weg zurückgelegt, anzusehen; ihnen voraus aber schoß jetzt Margarethe mit angstvoll verzogenem Gesichte und brach mit einem: „Halt, halt, oder die Kugeln in meine Brust!“ wie von ihren Kräften verlassen, zwischen den Kämpfern in die Knie. Zuletzt, aber sich vorsichtig im Hintergrunde haltend, erschien Fred.

Richard, welcher der Nächste zu den Ankommenden gewesen war, hatte nur den Warnungsruf: „Die Polizei!“ ertönen lassen, und Henry, rasch herumfahrend, warf jetzt mit einem zornigen Laute, ohne die sich wieder erhebende Margarethe gewahr zu werden, die Pistole ins Gras. Der Polizeibeamte aber war mit einem Lächeln der Befriedigung herangetreten und sagte:

„Ruhig einen Augenblick, Gentlemen! Es fragt sich einfach, ob ich Sie sämmtlich zu verhaften habe oder nicht. Diese Lady hier will nachweisen, daß nur einfaches Mißverständniß existire, und daß nach Aufklärung desselben Sie nie daran denken würden, sich zu schlagen.“

„Wer hat sich unterstanden, in meine Angelegenheiten zu greifen?“ rief Henry, sich mit großen, blitzenden Augen nach der Frau drehend.

In den Zügen der Letzteren aber stieg es plötzlich wie helles Leuchten auf, und mit einer Art von Hoheit legte sie den Kopf zurück. „Ich habe mich dessen unterstanden,“ erwiderte sie, „und ich habe ein Recht dazu!“

(Fortsetzung folgt.)

*) Bezieht auf die beiden Seiten amerikanischer Münzen. In Deutschland würde man sagen: Wappen oder Schrift?

Der Wildschützen-Hans.

(Fortsetzung.)

Die Sache war demnach beschlossen und nun ging es an die Ausführung. Um drei Uhr Nachmittags wurde der Judas gedungen, um vier Uhr hatte er sich schon auf den Weg gemacht. Er nahm kein Gewehr mit, weil er unbewaffnet dem etwaigen Argwohn des Wildschützen zu entgehen gedachte. Unter einer Wand angekommen, von welcher aus m n in einen „Graben“ sehen kann, dessen Boden von ungeheuren Blöcken und Legföhren-Gebüschen bedeckt ist, legte er sich auf den Boden und jauchzte in einer Weise, wie sie verabredetermaßen sonst gewohnt waren, wenn sie einander etwas zu sagen hatten. Er lauschte mit angehaltenem Athem bis der letzte Widerhall verronnen war und dann noch lange fort, aber er vernahm kein Gegenjauchzen, keine Antwort. Er wiederholte sein Jauchzen wohl ein Dutzendmal, doch es blieb es still dort unten — der Schützen-Hans war auf einem Streifzuge abwesend oder es hatte ihn Mißtrauen beschlichen und er wagte sich nicht aus seinem Verstecke hervor.

Allmählich wurde es dunkel und Sepp seiner vergeblichen Versuche überdrüssig. Er mußte an eine Unterkunft für die Nacht denken und wählte dazu die Seethalerhütte, wo Lois (Aloisia), seine Geliebte, Almerin war. Dort schlief er auf dem Heu, bis der erste goldgraue Schimmer über den Jochhöhen dem heraufsteigenden Tag zuvorkam. Dann stieg er die Leiter herab, verließ die Hütte und ging nach dem Graben, um unverdrossen dieselben Lockungen wieder zu versuchen, die ihm gestern mißglückt waren.

Sie blieben dießmal nicht vergeblich. Kaum war sein Jodler verklungen, als er in der Ferne das Gegenjauchzen in derselben Weise vernahm, und bald unter-

schied sein scharfes Auge einen Kopf, der hinter einem Blocke hervorschaute. Es war der Schützen-Hans, der vorsichtig auslugte, ob es wirklich sein Freund Sepp sei, der ihn herbeirief.

Dieser stieg ihm nun seinerseits entgegen und winkte ihm, seine Annäherung zu beschleunigen. Aber der Wildschütze kam nur langsam und mit gespanntem Hahn heran, denn er empfand ein ziemliches Mißtrauen gegen den abtrünnig gewordenen Genossen. Erst, als er die Gewißheit besaß, daß dieser keine Waffe bei sich trug, kam er nahe heran und ließ sich mit dem Freunde in ein Gespräch ein.

Sepp war wohl stärker, als der Wildschützen-Hans, aber das Bewußtsein der niederträchtigen Handlung, welche er an ihm zu verüben im Begriffe stand, lähmte einen guten Theil seiner Kraft. Er wollte, aber er wagte es nicht — zehnmal war er daran, ihn beim Hals zu fassen und den Gewürgten zu knebeln, aber jedesmal scheute er davor zurück. Er sprach mit dem Wildschützen und sagte ihm, es habe ihm keine Ruhe mehr gelassen, bis er seinen alten Hans wieder einmal sehen konnte, dabei sann er aber nach, wie er den scheuen Wilddieb in die Nähe von Menschen bringen möchte, welche mithelfen wollten, ihn zu bändigen und zu fesseln.

Da fiel es ihm bei, daß heute ein Tag war, an dem viele Menschen nach der Seethaler-Alp kommen würden, um den Rindern Salz zu bringen. Er lockte also den Hans dahin, indem er ihn bat, ihn zu seiner Geliebten zu begleiten. Nach einigem Zögern willigte dieser ein.

Doch das Schicksal machte es dem Sepp nicht so leicht, seinen Freund zu überlisten, als er wohl denken mochte. In der Alpe angekommen, fanden sie Niemanden, nicht einmal die Sennerin, zu Hause. Sepp versuchte es nun, den Freund hinzuhalten, bis diejenigen kämen, auf die er zählte. In seiner Spannung und Verlegenheit wußte er gar nicht, wie er das anpacken sollte. In der Hütte hing eine schöne silberne Uhr mit Kette, welche Sepp der Almerin für den Sommer geliehen hatte. Diese nahm er herab, zeigte sie dem Wildschützen und prahlte damit. Dann schenkte er ihm einige Gläser Branntwein (Rosoglio) ein und schickte sich am Ende gar an, ihm „Alpensäuerling" *) zu kochen, weil er wußte, daß er stark Hunger litt. Nachdem sich der Wildschütze daran hinlänglich gesättigt hatte, fing er an zum Aufbruch zu drängen, denn es kam ihm ein wenig unheimlich vor. Es mußten bald Halter (Senner) kommen und von diesen wollte und konnte er sich nicht sehen lassen. Da blieb dem Sepp nichts übrig, als den Freund bei seiner schwächsten Seite anzufassen. Dieser besaß einen Stutzen, welcher sich nicht weniger durch die zierliche Arbeit, als sein sicheres Treffen auszeichnete.

„Geh, probir'n wir deinen Stutzen ein wenig!" sagte Sepp.

Hans konnte dieser Lockung nicht widerstehen. Sie rissen einige Blätter der fetten, rübenähnlichen Pflanze ab, welche in allen Mistjauchen vor den Alpenhütten wuchert und von den Sennern „Tretplotschen" genannt wird. Sie hefteten solche Blätter an die Pfosten der Hütte und „beschossen" sie — wie man dort von zwecklosem Schießen sagt. Bei dieser Gelegenheit bekam Sepp den Stutzen mehrmals in die Hände und konnte sich, wenn er den Muth hatte, seines Freundes bemächtigen. Aber eben dieser fehlte ihm.

Nach einiger Zeit wurde Hans des Schießens überdrüssig und machte sich daran, von dem Gefährten Abschied zu nehmen. Dieser stand auf Kohlen; die Leute, auf welche er wartete, kamen immer noch nicht, den Wildschützen aber gehen zu lassen und unverrichteter Sache heimzukehren, davor schämte er sich. Voll Ungewißheit und Bangen begann er verwirrtes Zeug in den Tag hineinzuschwätzen. Aber Hans ließ sich nicht mehr aufhalten; er wollte nach seinem Versteck zurückkehren. Dem Andern blieb nichts übrig, als ihn zu begleiten und unterwegs nachzusinnen, durch welche Mittel er ihn in die Nähe von anderen Leuten locken und mit deren Hülfe überwältigen könne. So gingen sie schweigend neben einander her.

Es war Sonntag. An diesem Tage pflegte der Hüttenwerkbesitzer, Sepp's Herr, auf einem benachbarten Bergrücken mit seinen Leuten zu jagen. Auch Sepp betheiligte sich mit dem übrigen Gesinde fast regelmäßig bei diesen Jagden und hatte sogar in der Ebener-Hütte, einer dort befindlichen Alm, sein eigenes Gewehr hängen, eine Reliquie aus den Tagen seines Wildschützenlebens. Es kam öfter vor, daß der Herr mit den Knechten, wenn sie da jagten, in derselben Ebener-Hütte zukehrte, um einen Imbiß zu sich zu nehmen. Die Möglichkeit, daß sich die Gesellschaft eben jetzt droben befinde, kam dem Sepp plötzlich in die Erinnerung, und so suchte er den Wildschützen zu überreden, ihn eine Strecke weit nach der Hütte hin zu begleiten.

Hans gab noch einmal arglos nach. Er folgte dem hinterlistigen Freund und wäre wahrscheinlich mit ihm ohne Anstoß und Zögern bis zum Ziele gegangen, wenn nicht plötzlich in dieser Richtung ein Schuß gefallen wäre. Er stutzte, wollte nicht weiter gehen und konnte nach langem Zureden des Sepp zuletzt nur durch dessen Vorhalten beruhigt werden, daß ja er selbst hier jagen dürfe, wo er wolle, er solle ihm nur den Stutzen geben, ruhig neben ihm hergehen und sich um nichts kümmern — denn Niemand würde ihm etwas anthun, wenn er, Sepp, mit dem Gewehre daneben sei.

Hans war durch den nahen Schuß etwas verwirrt und ging, ohne viel zu überlegen, mit fort. Mit dem Schuß selbst aber hatte es folgende Bewandniß. Der Herr befand sich mit den Knechten in der That um jene Zeit auf der Ebener-Hütte. Er sah dort Sepp's

*) Ein Gebäck in Form eines Schiffhutes, inwendig Topfen, außen Schmalz.

Büchse an einem Nagel hängen und beschloß in einer Anwandlung von scherzhafter Laune, ihrem Besitzer einen Possen zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Franz Bopp †.] Am 14. September 1791 zu Mainz geboren, folgte er seinem Vater, einem kleinen Bediensteten am Hofe des Kurfürsten von Mainz, nach Aschaffenburg, und besuchte das dortige Gymnasium. Schon da wurde in ihm, besonders durch Windischmann, die Neigung zu den orientalistischen Studien geweckt. Um sich ihnen ausschließlich zu widmen, ging er im Herbst 1812 nach Paris, wo er sich, mittelst einer kleinen Unterstützung des Königs von Bayern, fünf Jahre aufhielt, und in Chezy und Silvestre de Sacy Gönner und Freunde fand. Hierauf lebte er einige Zeit in London und in Göttingen, bis er 1821 eine außerordentliche Professur an der Universität Berlin erhielt. Im Jahre 1825 ward er ordentlicher Professor der orientalischen Literatur und der allgemeinen Sprachenkunde, nachdem er schon 1822 als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden. Bopp gehört bekanntlich zu den Bahnbrechern des Sanskrit-Studiums, so wie der vergleichenden Sprachwissenschaft, in Deutschland. Im Jahre 1819 erschien seine Textausgabe von „Nalas," der berühmten Episode des Mahâbhârata (zweite Auflage 1832. Metrische Uebersetzung 1838), im Jahre 1824 „Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel", dann „Diluvium" (1829), beides aus demselben Epos. Die Grammatik des Sanskrit bearbeitete er in dreifacher Form; dritte Auflage der „Kritischen Grammatik in kürzerer Fassung" — des in Deutschland meist gebrauchten Lehrbuchs — Berlin 1863. Sein „Glossarium Sanscritum" ist eben in dritter Auflage vollendet. Bopp's Hauptwerk ist jedoch die „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen", zuerst 1829—1833, und seitdem in zweiter umgearbeiteter Auflage, 4 Bände, Berlin 1856 bis 1861. Darin ist streng methodisch der Beweis für die Verwandtschaft sämmtlicher indogermanischen Sprachen geliefert, und die neue Wissenschaft der vergleichenden Sprachenkunde begründet. Eine Reihe kleinerer Schriften schloß sich an. Das im Mai vorigen Jahres gefeierte „Bopp-Jubiläum" — 50 Jahre nach dem Erscheinen von Bopps erster Schrift über das Konjugationssystem der arischen Sprachen — gab Anlaß zu der „Bopp-Stiftung", deren Gründung der seit längerer Zeit kränkelnde Gelehrte leider nicht lang überleben sollte, indem er am 23. Okt. in Berlin verstarb.

[Norddeutsche Bundes-Postmarken.] Demnächst werden solche und Franko-Couverts ausgegeben werden. Die Marken werden in der Mitte die Werthzahl tragen, umgeben von einem Eichenkranze, die Unterschrift „Norddeutscher Postbezirk" und in den vier Ecken Posthörner und geflügelte Räder erhalten. Die Verschiedenheit in der Gestalt und Zeichnung der Marke soll die Unterscheidung zwischen den Groschen- und Kreuzermarken erleichtern.

Leander, Lord Byron und andere Schwimmkünstler finden noch immer ihre Nachahmer. Wie man aus Canada hört, schwamm dort ein Waghals von dem amerikanischen nach dem canadischen Ufer des Niagara hinüber und kam wohlbehalten bei den Thürmen der neuen Hängebrücke an.

Ein vom Unglück verfolgter Jäger wollte nicht mit ganz leerer Jagdtasche zu seinem jungen Frauchen heimkehren, und kaufte vor seiner Heimkehr bei dem Wildprethändler ein Rebhuhn, das er als Jagdbeute mitbrachte. Das Rebhuhn roch bereits sehr bedenklich, und so rief die junge Frau mit einer Geberde des Abscheu's: — Ach, mein Schatz, es war wirklich die höchste Zeit, daß Du dieses Thier schossest!

Räthsel.

Zwei Städte sind im wälschen Land,
Und auch bei uns gar wohl bekannt;
5, 7 und 6 sei heilig dir,
Und bleibe es auch für und für;
1, 2, 3, 4, 5, 6 und 7,
Das liegt auf einer Insel drüben.
1, 2, 3, 6, 4 ist ein Baum,
Der bei uns fortkäme kaum.
2, 5, 6 ist ein Leibestheil,
Der dir um keinen Preis wär' feil.
3, 2, 4, 5, 6 machest du,
So oft's wo brennt, weckst aus der Ruh.
6, 7 5, 4, 2 ist genannt
Ein griechisches Halbinselland.

Berichtigung. In Nr. 245 der Erheiterungen Seite 980, Spalte 1, Zeile 5 wolle man statt „Zweikammersystem" lesen „Einkammersystem."

Redakteur Gustav Reffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 257 Montag, 28. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Einen Moment hing der Blick des jungen Mannes wie festgebannt in ihrem Auge. „Schon wieder dieses Gesicht!" rang es sich wie unwillkürlich zwischen seinen Lippen hervor. Dann aber schien er sich der Situation wieder völlig bewußt zu werden „Wer sind Sie, was wollen Sie?" fragte er hart, „was nimmt sich eine Person heraus, die Magd in meinem Hause ist?"

„Sie sollen es hören!" erwiderte Margarethe, deren Lippen unter der inneren Erregung leise bebten, deren Stimme aber eigenthümlich an Ruhe und Klang gewann. „Ich frage Sie, was kümmert Sie die Frau, um welche Sie sich jetzt morden lassen wollen, die doch ebenso wenig Ihre Mutter war, als die meine? nicht Ihre Mutter durch ihr Blut, nicht durch ihr Herz!"

„Nicht meine Mutter?" hob Henry, wie einen Moment betroffen, finster den Kopf, in der nächsten Sekunde aber schien seine Aufregung wieder die volle Herrschaft in ihm zu erlangen. „Und wer sind Sie, die so mit einem Male, und so keck mit einer solchen Behauptung hier auftreten darf?"

Die Frau schien größer zu werden, und ihr Auge begann wunderbar zu glänzen. „Wie ich das darf?" fragte sie in einem Tone des Sieges. „Ich — ich bin Deine Mutter, Henry!"

„Weib!" schrie der junge Mann zurückprallend; sie aber war wie im innern Drange ihm einen halben Schritt näher getreten.

„Kennst Du die Narbe hoch in Deinem Arme?" begann sie in ausbrechender Leidenschaft; „die ist von diesen Zähnen hier, die biß ich Dir im Wahnsinn der Verzweiflung und der Mutterliebe, als ich Dich jenem Weibe überlieferte, da ich ihr Kind als meines begraben mußte. Und ist Dir das noch nicht genug, so frage Jenen dort, der Dich erzogen, der Dich aus meinen Armen selbst genommen!"

„Halt ein, halt ein!" rief Henry, mit der Hand abwehrend, und wie von einer plötzlichen Schwäche überkommen, während Fred eilig herantrat.

„Ja wohl, halt ein — es genügt völlig!" wurde jetzt Flint's höhnische Stimme laut. „Kapitän!" wandte er sich an den Polizeibeamten, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß hier nur das sonderbarste Mißverständniß obgewaltet hat, und daß ich mich dieser Sache halber nie schlagen werde. — Also der Sohn einer Magd," setzte er mit einem verächtlichen Rückblick nach seinem Gegner hinzu, „würde Ihnen jetzt noch meine Mutter nicht gut genug sein, Mr. Litton, oder wie sie sonst heißen mögen?"

Der Verhöhnte fuhr plötzlich auf, um augenblicklich sich auf den Sprechenden zu werfen, wurde aber von den Armen des Polizeibeamten aufgefangen und brach darin zusammen; mit einem leichten Aufschrei fuhr Margarethe hinzu, während Fred dem halb Bewußtlosen kräftig unter die Arme griff und dessen Oberkörper auf seinen Schultern ruhen ließ.

Flint aber ging mit einem kurzen Lachen davon. „Vergessen Sie meine Pistolen nicht, Johnson! Eine ganz köstliche Neuigkeit, was wohl die schöne Sally dazu sagen wird?"

Richard war bei Entwicklung der Scene betroffen zurückgetreten, und in dem wechselnden, lebendigen Ausdrucke seines Gesichts, mit welchem er jede weitere Einzelnheit des Auftritts verfolgte, lag eine ganze Reihe sich auseinander entwickelnder Gedanken, dessen erster wohl heißen mochte: „Es ist kein Litton — hat also auch kein Recht auf Alles, was er bis jetzt gewesen und besessen?" und als mit der Entfernung Flint's auch der Polizeibeamte zurücktrat, faßte der junge Mann diesen hastig unter den Arm, und führte ihn im leisen, eifrigen Gespräche nach den Gebüschen.

Als Margarethe, wie erst jetzt zur Erkenntniß dessen, was sie gethan, kommend, mit einem: „O Friedrich, Friedrich, was hab' ich hier angerichtet!" um sich blickte, sah sie sich mit diesem und dem Bewußtlosen allein; fast schien jetzt der Letztere durch ihre Worte geweckt worden zu sein, denn er schnellte plötzlich aus Fred's Armen empor, und starrte mit irrem, wildem Auge in das Gesicht der vor ihm befindlichen Frau.

„Wieder dieser Blick!" murmelte er, wie von einem bösen Traume befangen, „weg von hier — Gespenst, laß mich in Frieden!" Margarethe aber fiel, wie in das Innerste ihres Lebens getroffen, auf die Knie und hob flehend beide Hände.

„O Henry, Sohn, Kind meiner Sorgen und Schmerzen!" rief sie im vollen Ausdrucke des innern Jammers, „verzeihe mir doch, was ich gethan. Ewig hätte

ich ja das verhängnißvolle Wort in mir bewahrt, wenn nicht die Mutter Dich vom Tode hätte retten müssen!"

„Mutter!" wiederholt Henry, als sei plötzlich die ganze Wirklichkeit wieder vor seinen Geist getreten, während ein Zug von herber Bitterkeit sich um seinen Mund legte, „das war es also! — Ich glaube es ja," fuhr er, sich abwendend, fort, „aber es scheint, der Fluch der bösen That ruht auf meinen Müttern, und ich bin zum Opfer für die Sünden Beider auserkoren. Steh' auf, alte Frau — aber laß mich ferner in Frieden!" Er ging, die Hand gegen die Stirn gedrückt, dem Ausgange des Platzes zu; hinter ihm aber streckte Margarethe die Hände zum Himmel empor.

„Gott, o zorniger Gott, wie strafst Du unerbittlich!" und als Fred besorgt auf sie zueilte, um sie aufzuheben, fiel sie, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, mit der Stirn in das Gras.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wildschützen-Hans.

(Fortsetzung.)

„Brenn' Einer", sagte er, „den Schuß aus dem Sepp seiner Büchs!"

Es geschah, diesen Schuß hörten unten die Beiden. Sodann lud der Herr die Büchse auf's Neue, setzte aber keine Kugel, sondern „Fäserln" (Sägmehl) darauf, damit „es dem Sepp recht staubt, wenn er einmal schießt." Dann hängte er sie wieder an ihren Ort und wenige Minuten nachher war die ganze Gesellschaft aufgebrochen, um jenseits der entgegengesetzten Jochhöhe zu jagen. Als daher Sepp mit seinem Begleiter bei der Hütte ankam, fand er zu seinem größten Aerger Niemanden vor. Er stand jetzt in seiner Angelegenheit gerade auf demselben Punkte, wie zwei Stunden zuvor.

In seiner Verlegenheit griff er wieder zu dem Mittel, allerlei unter einander zu schwätzen. Er schlug dem Hans einen Tausch ihrer Büchsen vor, indem er die seinige von der Wand herabnahm.

Dieser aber begnügte sich zu antworten:

„Schau, ich kenn dei' Büchs'n, sie ist so viel schlecht und die mei' ist gut. Du weißt, ich muß davon leben — also schau, ich kann nit tauschen."

Das weitere Zureden Sepp's half nichts, — es war ihm auch in Wirklichkeit gar nicht um das Austauschen der Büchsen, sondern nur darum zu thun, den Wildschützen hinzuhalten und sein Fortgehen zu verzögern, bis ihm Jemand zu Hülfe käme. Aber darauf hätte er lange warten können — es verrann eine halbe Stunde um die andere, sie rasteten noch immer und sahen Niemanden.

Endlich erwuchs dem Sepp ein Verbündeter im Durste seines Gefährten. Dieser fragte nach Branntwein und gab ihm Veranlassung, den Vorschlag zu einem Gange nach dem Branntweinhäusl", einer Wurzgräber-Hütte, zu machen, die etwa eine halbe Stunde entfernt lag. Allerdings war dort kein anderer Mann, als Sepp's alter Vater, dem die Hütte gehörte, aber es kam vielleicht zufällig ein Gast hinein — jedenfalls war es eine neue erwünschte Verzögerung.

In kurzer Zeit traten sie über die Schwelle der Wurzhütte. Der Vater war nicht da — er hätte auch dem Sepp nicht helfen können, denn er war viel zu gebrechlich. Nur die beiden jüngeren Geschwister, ein Knabe von etwa 15 und ein Mädchen von etwa 6 Jahren, hüteten das Haus.

„Moidei, Du bringst 'en Branntwein!" befahl Sepp dem Mädchen. Während der Wildschütz verlangensvoll nach dem Glase sah, nahm sein Genosse den Knaben vor die Hütte und sagte zu ihm:

„Jetzt laufst Du in die Brenner-Alm und sagst den Haltern, sie sollen gach kemma. Sie soll'n mir helfen, den Hans fangen — ich hab' ihn schon in der Hütten. Lauf, was Du kannst!"

Der Knabe rannte davon, in demselben Augenblicke sah ihn aber Hans, zufällig durch eines der kleinen Fenster schauend. Blitzschnell war ihm seine ganze Lage klar — an diesem einen Anblicke begriff er Alles. Rasch stand er auf, stürze den Rest des Branntweins hinunter und ging auf Sepp zu, der neben der Thür stand.

„Also ein solcher Tropf bist Du?" lachte er ihn an — „aber wart nur, Ihr kriegt mich nimmer."

Mit diesen Worten überschritt er schleunig die Schwelle.

Jetzt stand für Sepp Alles auf dem Spiel. Dieser Gedanke gab ihm Muth. Mit einem Satze hatte er den Wildschützen gepackt und ihm mit seinen stärkeren Armen das Gewehr aus der Hand gewunden. Hans wehrte sich verzweifelt; aber er wäre sicherlich von der überlegenen Körperkraft seines Widersachers besiegt worden, wenn er nicht zufällig gerade heute ein Messer in der kleinen Hosentasche stecken gehabt hätte, das sonst nicht zu seiner Ausrüstung gehörte und auch von Sepp vorher nie gesehen worden war. Es gelang ihm, dieses im Griff feststehende geschliffene Eisen zu fassen. Nun schrie er den Knecht an:

„Laß aus oder ich schneid' Dir die Hand ab!"

Sepp trat eingeschüchtert zurück; der Wildschütze benutzte den Augenblick zu entfliehen. Dieses that er in solcher Eile, daß er sich nicht einmal nach dem Hut bückte, der im Rennen auf die Erde fiel.

Der Verdruß des Knechtes, daß ihm Hans auf diese Weise entkommen war, wurde in etwas durch das Vergnügen an dessen zurückgebliebenem Stutzen gemildert. Er nahm ihn als Beute mit und berichtete am Abend den Herren über seine Unternehmung, welche als theilweise geglückt betrachtet werden konnte, weil der

Wildschütze ohne Gewehr fortan unschädlich und es ihm bei der Mittellosigkeit wahrscheinlich unmöglich war, sich bald wieder ein neues zu verschaffen.

Der Herr belohnte ihn mit einigen Gulden und seine Freude war groß.

(Fortsetzung folgt.)

Das 50jährige Burschenschaftsjubiläum zu Eisenach.

†. Eisenach, 20. Okt.

Um den Damen von Eisenach und namentlich den Festjungfrauen, welche durch ihre Betheiligung dem Jubiläumsfeste die schönste Zierde verliehen, auch thatsächlich den Dank der Burschenschaft auszudrücken, war gestern unter den aktiven Burschenschaftern der Wunsch laut geworden, das ernste Fest durch eine heitere Nachfeier mit Musik und Tanz zu beschließen. Diesem Wunsche wurde man auch gerecht, indem man, obwohl die meisten alten Burschenschafter bereits abgereist waren, in anderthalb Stunden die Veranstaltungen und Einladungen der Damenwelt von Eisenach zu einem Konzert- und Tanzkränzchen realisirte. Abends 8 Uhr versammelten sich die jungen Burschen noch einmal im Erholungssaale, und die Eisenacher Damenwelt war sehr zahlreich erschienen. Literat Ruttor aus Würzburg hatte für diesen Abend das Präsidium übernommen. Nachdem mehrere Musikpiecen vorgetragen und mehrere Lieder gesungen waren, betrat Ruttor die Tribüne und hielt folgende Abschiedsrede.

„Obwohl wir heute nicht mehr versammelt sind, um Reden zu halten, so sei es mir doch noch einmal vergönnt, öffentlich ein volles Herz auszugießen, um so mehr, als ich, während die Festjubilare ihr goldenes Jubiläum feierten, zugleich mein silbernes Jubiläum mitfeierte, indem es jetzt gerade 25 Jahre sind, seit ich im Herbste 1842 die Universität bezog. Wir haben ein ernstes Fest gefeiert, das 50jährige Erinnerungsfest der Wartburgfeier vom 18. Oktober 1817. Damals traten unsere Väter und Begründer der deutschen Burschenschaft an diesem geschichtlich geheiligten Orte zusammen, und gelobten sich als hochbegeisterte Jünglinge feste Treue und inniges Zusammenhalten für Ehre, Freiheit, Vaterland! Man fiel über diesen idealen, tugendhaften Jünglingsbund her, man verleumdete denselben als staatsgefährlich, der deutsche Bundestag erließ die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, setzte in Mainz einen Blutsenat nieder, und es kam so weit, als man die fanatische That des Burschenschafters Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 an den charakterlosen Denunzianten Kotzebue der ganzen Burschenschaft zur Last legte, daß es für den deutschen Burschen, der sein Vaterland glühend liebte, wenn er nicht Jahre lang hinter Kerkermauern seufzen wollte, nur ein ruhiges, von den Schergen der politischen Inquisition unberührtes Asyl gab in der freien Schweiz. Als so zahlreiche edle Jünglinge im Kerker verkümmerten oder im Exil nach ihrem deutschen Vaterlande seufzten, hatte die Reaktion für unser Vaterland eine wahre Kirchhofsruhe herbeigeführt. Und was hatten unsere ehrenwerthen Vorkämpfer gegen den Staat gesündigt? Sie hatten Ideale aufgestellt, und sich in treuer Liebe verbunden. Doch diese Kirchhofsruhe wurde durch die französische Julirevolution wieder verscheucht. Die deutsche Burschenschaft erhob sich mit frischer Begeisterung, ihre Ideen fanden auch in bürgerlichen Kreisen empfängliche Herzen.

Die Reaktion erhob nach den Hambacher und Gaibacher Festen vom 27. Mai 1832 und dem Frankfurter Attentate einiger Irregeleiteten vom 3. April 1833 aufs Neue ihr Haupt, die Burschenschaft wurde aufs Neue unterdrückt und ihre Mitglieder füllten entweder massenhaft die Kerker oder seufzten im fernen Asyle in der freien Schweiz, in England, Frankreich und Amerika nach dem heißgeliebten deutschen Vaterlande. Doch auch dieser politischen Eunuchenzeit der 30er und 40er Jahre, wo der Besitz eines schwarz-roth-goldenen Bandzipfels als Verbrechen galt, wurde im Februar 1848 durch den Rückschlag der französischen Revolution ein Ende gemacht. Was die Gründer der Burschenschaft als Ideen beschworen, was die 32er in bürgerlichen Kreisen eingebürgert hatten, das war nun in die Herzen des ganzen deutschen Volkes gedrungen, und selbst der Scherge der deutschen Freiheit, der deutsche Bundestag, der die deutsche Farbe verboten, pflanzte die schwarz-roth-goldene Fahne auf, die Ideen, wofür die 1817er und 1832er Burschenschafter gestritten und gelitten, wurden jetzt größtentheils von den Regierungen adoptirt, als in der extremen Krisisperiode die Forderungen des Volkes sich überstürzten. Hier drängt es mich nun, Ihr jungen Burschen! Euch, experto crede Ruperto, väterlich zu warnen, Euch bei derartigen politischen Krisen nicht zum Freischaaren- und Barrikadenkampfe hinreißen zu lassen. In den Jahren 1848 und 1849 haben so viele begeisterte Studenten dadurch ihre Lebenskarriere und Existenz verloren, und nach der Rückkehr aus dem Exil war so manche elterliche Hoffnung für immer zerronnen. Nehmt Euch zu Herzen, was unser unsterblicher Schiller schon vor 85 Jahren der deutschen Jugend warnend zurief, als er in seinem Karl Moor — seinem majestätischen Sünder, wie er ihn nennt — ein hinreißendes Bild jugendlicher Kraft und kühner Uebertretung der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung aufgestellt hatte, dessen Einfluß auf den unerfahrenen Jüngling seinem redlichen Herzen wohl bedenklich werden mochte, in seinem „Monument Moors, des Räubers“:

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
Lernt behutsamer spielen.

Störrisch knirscht in den Zügel das Sonnenroß;
Wie's am Seile des Meisters
Erd' und Himmel im sanften Schwunge wiegt,
Flammt's am kindischen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phantom.

Es sei mir zum Schlusse noch gestattet, der Manen eines der Mitbegründer der deutschen Burschenschaft, meines Landsmannes Dr. Gottfried Eisenmann, der am 23. März 1867, an den Folgen seiner 16jährigen Kerkerleiden an der Rückenmarksschwindsucht in seiner Vaterstadt Würzburg gestorben, in dankbarer Erinnerung ehrend zu gedenken.

Doch nun wollen wir der ernsten Seite des Festes auch die heitere beifügen. Indem ich den verehrlichen Damen Eisenachs meinen herzlichsten Dank für ihre so zahlreiche Theilnahme ausspreche, fordere ich nun die Anwesenden auf, sich der Freude des Tanzes hinzugeben, muß aber für meine Person im Voraus jede Betheiligung am Tanzvergnügen mir versagen, indem ich erstens grundsätzlich seit 24 Jahren nicht mehr tanze, zweitens mich in Familientrauer befinde, indem ich erst vor drei Wochen durch den Tod meinen Vater verlor."

Während des Balles, der bis Früh 3 Uhr währte, und in schönster Ordnung verlief, schrieb Ruttor folgendes Abschiedsgedicht nieder, welches er auf allgemeinem Wunsch der Versammlung vorlas, und das nach dessen Abreise im „Eisenacher Tageblatte" abgedruckt wurde:

Der Burschen Abschied von Eisenach.

(Melodie: „So leb' denn wohl, du stilles Haus.")

So leb' denn wohl, du theure Stadt,
Die uns so lieb empfangen hat;
Das Scheiden wird von dir uns schwer,
Das Bleiben geht in dir nicht mehr.

Es ruft von dir die Pflicht uns fort,
Nimm hin nun unser Abschiedswort.
Und müssen wir auch fort jetzt geh'n,
Wir hoffen auf ein Wiederseh'n.

Lebt wohl, ihr Bürger, deutsch und gut!
Ihr habt gestärket unsern Muth.
Das Feuer auf dem Berge dort,
Gab uns dafür ein bürgend Wort.

Leb' wohl, du holder Damenkranz,
Der strahlt in Schönheit, Reiz und Glanz;
Die Burschen geh'n mit trübem Blick,
Ließ mancher ja sein Herz zurück.

Leb' wohl, du hohe Wartburg dort,
Du bist ein alt geschichtlich Wort.
Du Wadenberg in Feuersgluth,
Begeistertest zu deutschem Muth.

So leb' denn wohl, du schöne Stadt,
Die uns so gut bewirthet hat.
Für Ehre, Freiheit, Vaterland
Bleibt immer unser Herz entbrannt.

Nachträglich sei noch erwähnt ein mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommener anonymer Brief aus Bremen, der die Burschenschaft aufforderte, dahin zu wirken, daß in den Kadettenschulen die deutsche Sprache gelehrt würde, damit die fremden Kommandowörter, avanciren, retiriren, durch deutsche ersetzt würden. Gleich diesem wurde ein anonymer Brief aus Würzburg nach der Verlesung als ungeeignet zur Seite gelegt, der die Burschenschaft aufforderte, in der Presse gegen die bayerischen und österreichischen Konkordate zu wirken.

Mannigfaltigkeiten.

Pierre Lamésangère, ein französischer Geistlicher, der während der Revolution dem geistlichen Stande entsagte und im Jahre 1799 die Redaktion der zwei Jahre früher von Sellèque gegründeten Modezeitung „Journal des Dames et des Modes" übernahm und dasselbe bis zu seinem Tode (1831) fortführte, war ein großer Sonderling. Er ging stets ohne Regenschirm aus. Fing es unterwegs zu regnen an, so kaufte er sich einen. Ebenso häufig vergaß er seine Dose und fehlte sie ihm, so kaufte er sich eine andere. So oft er ausging, kaufte er etwas: bald ein Paar seidene Strümpfe, bald ein Paar Handschuhe, bald ein Elle oder einen Hut. Nach seinem Tode fand man in seiner Garderobe über tausend Paar seidene Strümpfe zweitausend Paar Schuhe, sechs Dutzend blaue Röcke hundert runde Hüte, achtundvierzig Regenschirme und einundneunzig Tabaksdosen.

„Das Gemälde ist doch zu hart!" sagte ein Reisender in der Kirche zu Halberstadt, ein Werk Kranach betrachtend. „Jawohl!" entgegnete der Küster, „es ist auch auf Holz gemalt!"

Dreisylbige Charade.

Mit 1 und 2 gebietet der Grieche das Wollen,
3 verträgt nicht gut weibliches Schmollen,
1, 2, 3 ein namhafter Hortikulturist,
Der in Diensten eines Herzogs ist.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 258 — Dienstag, 29. Oktober — 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

V.

Eine helle Mondscheinnacht ruhte über New-York, und nur noch die Schritte heimkehrender Nachtschwärmer wurden in den Straßen laut; in der schmalen Seitenstraße aber, von welcher das Haus des Handschuhmachers Meister die Ecke bildete, schien alles Leben erloschen, und nur eine einzelne Männergestalt saß still und regungslos auf der Bank neben dem Seiteneingange des Hauses. Es war Henry Litton. Was er hier wollte, wußte er wohl eigentlich selbst nicht. Die Gedanken aber, wie sie langsam sich in ihm entwickelten und durch sein Gehirn krochen, hätten in diesem Augenblicke, in Worte gefaßt, gelautet: „Nun ja, das Stück ist aus, was sitz' ich hier noch länger? Es trieb mich, einmal noch zu ihrem Fenster aufzublicken — es war ein Abschied! Sonderbar, daß doch der Mensch das Scheiden sich durch den Abschied stets noch schwerer machen muß; ich hätte nicht den Ort, wo mir das einzige Glück geblüht, noch einmal suchen sollen. Zu ändern ist nichts mehr — der falsche Erbe ist entlarvt, das Stück ist aus, und nur die letzte Scene fehlt, in der der Held zu seinem Schicksal selbst das Punktum setzt; dann fällt der Vorhang und New-York wird Bravo klatschen. — Hier sitz' ich, auferzogen in der Welt, die nur den einzigen Lebenszweck erkennt: die Zeit zu tödten, die mit jedem Tage wie eine neue Last auf ihren Schultern liegt, und die von Allem, was schon der Menschheit Geist geschaffen, nur soviel lernt und weiß, als sich mit ihrer Art zu leben, zu genießen, vereinen will. Nimm Einem unter ihnen seinen Halt, das Geld, und frag' ihn dann, zu was er wohl noch nütze ist? Hier sind zwei Hände, und sie würden nicht vermögen, das trockene Brod für diesen Leib zu schaffen — hier ist ein Kopf in dem hunderterlei Gedanken kreuzen; doch keiner ist geschult für das, was sich Erwerb und Arbeit nennt. — Hätt' ich nur nicht ein halbes Leben fruchtlos hier vergeudet, verständ' ich nur die kleinste Fertigkeit, des Lebens Unterhalt mir zu erwerben, ich wüßte wohl, wie mir ein schöneres Leben blühen könnte! Sie, die dort oben vielleicht von mir jetzt träumt, die nichts verlangt, als nur ein liebend treues Herz, sie würde jedes Loos wohl mit mir theilen, und meine Mutter würde dann — Mutter! wie sonderbar der Name, den ich nie genannt, das Herz mir jetzt durchweht. Das also war es, was aus diesem Augen so eigenthümlich mir entgegenblickte — Mutter! Und zwanzig Jahre hat sie unterm Druck der Armuth, wie Fred erzählt, nach mir geweint — geweint, wo ich im tollen Rausche die Tage wild und ohne Zweck verbrachte — doch fort jetzt mit Allem, was mich noch weich machen könnte — das Stück ist aus, und nur der Abgang noch zu arrangiren!“

Er hob rasch den Kopf und zog seine Uhr. „Halb Zwölf — gerade recht!“ murmelte er. „Bei meinem früheren Schwiegerpapa ist heute Empfang, und Sally wird in einem Glanze strahlen, der jeden Tag, den sie an meiner Seite zugebracht, vergessen machen wird. Der Abschied soll mich stärken, und die weichen Töne, die immer noch vergeblich in mir klingen möchten, zum Schweigen bringen!“ Er drückte, wie von einem erfrischenden Gedanken berührt, sich den Hut energisch fest und wollte sich die Seitengasse hinabwenden, mit seinem Erheben aber tauchte auch Fred's Gesicht wie das eines harrenden Wächters an der Ecke der Hauptstraße auf, und unmittelbar nach diesem erschien Richard Litton, augenscheinlich im Einverständniß mit dem Ersteren und folgte rasch dem Davongehenden. „Henry, Henry!“

„Wer ruft, was soll's?“ wandte sich der Genannte, sichtlich unangenehm berührt, zurück.

„Beim Teufel, in welchen abgelegenen Gassen muß man Dich denn suchen? Ich gehe Dir seit der gestrigen Affaire vergeblich auf Tritt und Schritt nach, und wenn ich jetzt nicht zufällig Deinen Fred bemerkt hätte —“

„Ah, Richard, freue mich der Begegnung,“ unterbrach ihn der Andere mit einer Höflichkeit voll bitterer Satyre. „Verlangst Du Genugthuung für die Vorenthaltung Deines Erbes? Armer Freund, hast Dich lange genug als Bodensatz behandeln lassen müssen, während ein frecher Eindringling obenauf schwamm — kann Dir aber beim besten Willen nichts Anderes bieten, als ein Pistol, um mich damit todtzuschießen, denn das ist, als ein Geschenk, fast noch das Einzige, was ich rechtmäßig mein nenne —“

„Henry!" fiel ihm Richard vorwurfsvoll ins Wort, „haben wir jemals, trotz des Vermögensunterschiedes, anders gestanden, als Freund zu Freund, oder trägst Du eine Schuld an dem Betruge eines ränkevollen Weibes? Gib mir nur zwei Minuten Gehör. Ich bin von meinem Vater beauftragt, Dir jede Hülfe, welche Du für den Augenblick bedarfst, anzubieten; er sieht ebensowohl ein, als ich es selbst thue, daß wir Dich nicht so ohne Weiteres Deinem unverschuldeten Unglücke überlassen dürfen —"

„O, o, die Güte ist fast erdrückend für mich!" erwiderte Jener in seinem früheren Tone. „Sage Deinem Vater, der schon beim Grauen des Morgens mein ganzes bisheriges Eigenthum mit Beschlag belegen ließ, als sei ich der Gauner, der es ihm vorenthalten, daß ich nie dahin kommen würde, von ihm ein Almosen zu bedürfen. Gegen Dich selbst, Richard, habe ich nichts, und verstände ich etwas von Deinem Geschäfte, so würde ich morgen zu Dir kommen, und als Schreiber Dich um Beschäftigung für meinen Unterhalt bitten —"

„Aber um Gotteswillen, Henry —!"

„Laß' jede Redensart bei Seite. Den Weg, den ich zu gehen habe, gehe ich; bewahre mir ein freundliches Andenken, und sei glücklich in Deinem Besitze." Dießmal war es ein tiefer, ernster Ton, welcher die Worte bezeichnete; der Sprechende hatte mit einem kurzen Griff Richard's Hand geschüttelt und wandte sich dann rasch ab, die enge Straße weiter verfolgend; der Zurückgebliebene schien einen Augenblick zweifelhaft, ob Jenem zu folgen, drehte sich dann aber nach dem rasch herankommenden Bedienten.

„Lassen Sie mich nur, Sir," schnitt dieser eilig jede Rede des jungen Mannes ab, „ich habe Ihnen gleich gesagt, daß nichts mit ihm anzufangen ist; wenigstens will ich ihm indessen dicht auf den Fersen bleiben."

Mit vorsichtigem, aber raschem Schritte folgte er dem Davoneilenden.

VI.

Beim Banquier Smith, dem Vater der „schönen Sally," war große Gesellschaft; die weiten Flügelthüren zwischen den zwei großen Parlors waren offen, und so eben strömte die Gesellschaft unter Plaudern und Lachen aus dem Speisezimmer wieder in die verlassenen, glänzend erleuchteten Räume. Sally an Flint's Arme, die Mutter vom Lieutenant Johnson geführt, und Mary in Begleitung des Vaters, bildete eine zusammenhängende Gruppe unter der Menge der übrigen Gäste, und nahmen auch, während die Letzteren sich zwanglos vertheilten, ihre augenblickliche Sitze bei einander. Es schien, als liege in diesem Zusammenbleiben der Familienglieder eine bestimmte Bedeutung, als bildeten Eltern und Schwester nur eine Einfassung für die schöne Sally und ihrem Begleiter; während aber das Gesicht des Letzteren in einer voll ausgeprägten Befriedigung strahlte, ging es wie ein leichter Verdruß durch die Züge der Ersteren, und kaum hatte sie ihren Sitz eingenommen, als sie auch mit gekräuselten Lippen begann: „Ob es nicht fast ist, als lebte man, statt in New-York, in irgend einem Hinterwaldsneste; seit fast zwei Tagen nur ein und dasselbe Gespräch, wo man hinhört — es werden ja doch alle Tage junge Leute ruinirt!"

Der alte Banquier zog eine halb nachdenkliche, halb lächelnde Miene. „Aber nicht überall, Kind, sind die Verhältnisse so seltsam, als bei diesem Henry, gewesenen Litton!" sagte er, „und für uns hat die Sache dadurch, daß Richard ein reicher Mann wird, noch ein besonderes Interesse. Ich darf es gestehen, daß ich mich für diesen immer lebhaft interessirte."

Flint lachte in seiner derben Manier auf. „Halloh, Mr. Smith, es scheint ein wunderbares gutes Ding um ein gehöriges Stück Geld zu sein. Ich weiß die Zeit noch recht gut, wo Richard Litton in Ihrem Hause eben nicht auf Rosen ging!"

Der Alte zog das Gesicht in Falten der Verwunderung. „Ich verstehe Sie wahrlich nicht, Kapitän — es ist doch nur zu bekannt, wie der junge Mann von Mary hier aufgenommen wurde!"

„O, von Miß Mary —!" lachte Flint von Neuem auf; seine weiteren Worte aber wurden von Sally's Fächer, der plötzlich auf seinen Mund fiel, abgeschnitten.

„Und somit, Herr Bär," klang die Stimme der jungen Dame, „wird geschwiegen, und die Ladies nicht in Verlegenheit gesetzt!"

„Richard's Anspruch ist also völlig gesichert?" fiel die Frau vom Hause angelegentlich ein, und ihr Begleiter Johnson beeilte sich, Auskunft zu geben.

„Ich weiß wenigstens," sagte er, „daß alle Schritte dafür gethan sind; die alte Frau und der Bediente, welche man für die Beweise bedarf, sind, wie ich höre, bereits gerichtlich vernommen, die Hauptperson, dieser Henry aber, scheint ganz von der Erde verschwunden zu sein. Er hat Freunde genug, die ihm gern in seiner augenblicklichen Verlegenheit beigesprungen wären, wenn er sich hätte finden lassen —"

Flint ließ wieder sein früheres Lachen hören. „Freunde — bah! Ein Almosen hätte ihm Jeder gern gegeben, wenn er die Merkwürdigkeit dafür hätte zu Gesicht bekommen können; doch die Merkwürdigkeit ist klug genug, sich bei Seite zu halten!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Wildschützen-Haus.

(Fortsetzung.)

Das Glück Sepp's sollte indessen durch Nachrichten, welche drei Tage nachher von den Alpen einliefen, nicht wenig getrübt werden.

Folgendes hatte sich zugetragen.

Am Tage nach den erzählten Vorgängen erschien der Schützen-Hans wieder auf der Ebener-Hütte und gab Zeichen der höchsten Bestürzug von sich.

„Aus is, aus is", rief er ein über das Anderemal, „der Sepp hat sich g'schoss'n!"

Dann erzählte er der Sennerin, wie er mit Sepp „jagern" gegangen sei, diesem sich durch einen Zufall das Gewehr entladen und ihn schwer verwundet habe.

„Nimm Weihbrunnen und Essig, daß mera ani kemma!" drängte Hans.

Während die Sennerin in das andere Stübchen der Hütte ging, nahm der Wildschütz das Gewehr Sepp's, welches an der alten Stelle hing, herab und hängte es sich um die Schulter. Der Sennerin fiel das nicht auf; sie hatte gar nicht bemerkt, daß Hans ohne Gewehr angekommen war, und jetzt hinderte sie der Schreck am Sehen und Hören.

Endlich hatte sie das Weihwasser in einen kleinen Hafen, den Essig in eine Schüssel gefaßt und folgte Hans. Bald mußten sie über einen Zaun steigen, der die obere Ebener-Alpe von dem Wald trennte. Am untern Ende des Zauns angelangt, blieb Hans wie überrascht stehen und sagte zur Almerin:

„Du hast ja keine Hadern — lauf zurück!"

Er meinte irgend ein Stück Zeug oder Leinwand, womit sie dem Sepp die Essigumschläge machen sollte.

Die Dirne stellte Weihbrunn und Essig auf den Boden und eilte der Hütte zu, so schnell sie konnte. Als sie mit den „Hadern" zur Stelle zurückkam, waren der Wildschütz und die Geschirre verschwunden. Sie suchte und schrie: umsonst — sie mußte einsehen, daß sie von jenem zum Besten gehalten worden war. Als sie über die Gründe seines Benehmens nachdachte, fiel ihr Auge in der Hütte auf die Stelle, an welcher sonst Sepp's Gewehr gehangen war — jetzt begriff sie, daß es sich um einen Diebstahl handelte, in welchem sie die Rolle der Ueberlisteten gespielt hatte. Am meisten ärgerte sie, daß er selbst das Geschirr mitgenommen hatte; er brauchte es eben zum Kochen.

War schon diese Posse nicht geeignet, dem verrätherischen Freunde Vergnügen zu machen, so war es noch weniger eine Meldung, welche von seiner Geliebten auf der Seethaler-Alm kam.

Zu dieser war Hans am Abend nach dem erzählten gelungenen Streich, durch den er sich wieder in den Besitz einer Büchse gesetzt hatte, in's „Gasseln" gekommen. Es war klarer Mondschein. Er klopfte an ihren Laden und sang:

Han's (d. h. Nicht wahr?) meine Menscher kennt's mit nit,
Oder is dös en Fensta nit?

ein „Gasselspruch", durch welchen sich gewöhnlich Sepp Einlaß verschaffte.

Sie öffnete das Fenster und erkannte den Wildschützen.

„Du bist es, der lurt (singt)?" sagte die Dirne.

„Ich bin's. Aber jetzt sei so gut und sag' mir, wie viel Uhr als es sein thut."

In der Hütte war es finster — die Herdflamme längst erloschen. Die Sennerin nahm ihr die von Sepp geliehene Uhr, ging damit an's Fenster und hielt sie in den Mondschein, um die Stunde abzulesen. Während sie ihre Augen in dem flimmernden Licht anstrengte, die Ziffern zu unterscheiden, griff eine gewaltthätige Hand in die ihrige; es war Hans, welcher ihr die Uhr sammt Kette entriß und lachend sagte:

„So jetzt sagst dei'm Sepp, er kriegt sein Büchs'n und seine Uhr, wenn er mir mein Stutzen wieder gibt!"

Und damit schritt er, ohne sich weiter um das Geschrei der Dirne zu kümmern, weiter in die Nacht hinaus.

Hansens Stutzen war hübsch, aber so viel als der Stutzen des Sepp und seine silberne Uhr und Kette zusammen war er doch nicht werth, der Beschädigte also in Wirklichkeit der Knecht und nicht der Wildschütz.

Tag und Nacht sann nun Sepp nach, wie er sich für die erlittene Niederlage rächen und den Hans verderben könne. Da fiel ihm bei, daß sein vom Schützen entwendeter Stutzen am Kolben einen Fehler hatte, der mit dem Gebrauche sich wahrscheinlich so vergrößern würde, daß der Hans das Gewehr zum Büchsenmacher geben mußte. Darauf baute er seinen Plan: er reiste nach dem fünf Meilen entfernten Städtchen, ging dort zu allen Büchsenmachern, beschrieb ihnen sein Gewehr, und forderte sie auf, den Ueberbringer desselben anzuhalten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Julius Mosen's Leiden.] Es dürfte den Lesern nicht uninteressant sein, etwas Näheres über die furchtbaren Leiden zu vernehmen, welche der am 10. Oktober d. Js. in Oldenburg verstorbene Dichter Julius Mosen zu erdulden gehabt. Wie Scarron, Voltaire und Heinrich Heine ist er reichlich 20 Jahre hindurch gestorben, denn so lange ist es her, daß eine fortschreitende Lähmung ihn an das Siechenbett fesselte. In welchem Grade sich sein Zustand verschlimmerte, mögen nachstehende Mittheilungen ahnen lassen. Vor 10 Jahren etwa meldete das Familien-Journal von dem Poeten: „Er, der sonst so gern durch Feld und Flur, namentlich aber durch die Wälder schweifte, um sich dort seine herrlichsten Lieder in die Seele rauschen und wehen zu lassen, er hat seit lange das Gehen und Stehen, fast den Gebrauch seiner sämmtlichen Glieder verlernt. Aber

damit ist es noch keineswegs genug. Seine Stimme, die einst mit Begeisterung seine eigenen und die Dramen anderer Dichter vorlas, ist dem Kranken beinahe völlig und so sehr erloschen, daß die ihn treu pflegende Gattin ihr Ohr ganz dicht an seine Lippen legen muß, um den leisen Hauch seiner Worte zu erlauschen." Im Jahre 1863 schrieb ein Freund von ihm: „Ich war wohl eine Stunde im Krankenzimmer des unglücklichen Mosen. Die Schrecklichkeit des Eindruckes, den ich empfangen, bin ich außer Stande, zu schildern. Denke man sich ein mit Haut überzogenes, schlotterndes menschliches Gerippe, das uns mit zwei tiefen, dunklen Augen anstarrt, sonst aber regungslos und mit weitgeöffnetem, röchelndem Munde vor uns liegt. Keiner Bewegung fähig, wird er, wie ein Kind, nein, schlimmer, wie ein lebloser Gegenstand, wie eine Sache gehoben und getragen." Im Anfange dieses Jahres lautet eine Nachricht so: „Mosen's Lage ist grauenerregend. Von Stimme besitzt er keine Spur mehr, sein Unterkiefer ist ganz kraftlos, man möchte sagen: aus dem Charnier; wenn sein Kopf in die Höhe gerichtet wird, fällt jener klaffend zurück und zeigt einen offenen Rachen mit großen Zähnen. Nahrung wird ihm künstlich und nothdürftig eingeflößt. Seine Seele wohnt eigentlich nur noch in seinen schönen, ausdrucksvollen Augen; der übrige Körper ist eine leere Ruine."

[Panzerhemd und Zündnadelgewehr.] In der Turiner „Gazzetta del Popolo" tritt der Generalmajor Griffini auf, und weist nach, daß mit der Einführung des leichten und wohlfeilen Gewebepanzers des Obersten Muratori die Vortheile des Zündnadelgewehrs nicht allein ausgeglichen werden, sondern der gepanzerte Mann noch entschieden im Vortheil ist. Um dieses nachzuweisen, theilt er die am vergangenen 21. d. M. neuerdings vor den Augen vieler höheren Offiziere gemachten Experimente mit, durch welche konstatirt wird: 1) daß das auf eine Scheibe gespannte Gewebe von einem gewöhnlichen Ordonnanzgewehr auf 30 und 40 Meter Entfernung nicht durchbohrt wird; 2) daß eine auf 6 Schritte abgefeuerte Kugel eines Gendarmerie-Ordonanzrevolvers den Panzer ebenfalls nicht durchbohrte, sondern sich platt quetschte, und sich dabei die Zeichnung des Gewebes eindrückte. Das Gewebe auf einen Block befestigt, sprang die Kugel mehr oder weniger heftig ab, je nach der größeren oder geringeren Dichtigkeit des Holzes. Den Panzer auf einen elastischen Körper geschnallt, erstarb die Kugel gleichfalls, ohne ihn zu durchbohren, und fiel plattgequetscht und mit dem Eindruck des Gewebes zu Füßen des Panzers nieder; 3) durch einen mit aller Kraft gegen den Panzer mit einem Ordonnanz-Gewehr geführten Bajonnettstoß wurde derselbe gleichfalls nicht im Mindesten verletzt. Daraus geht hervor: daß, wenn das Zündnadelgewehr des A z. B. 1200 Schritte weit trägt, während das gewöhnliche Gewehr des B bloß 1000 Schritte reicht, dieser letztere aber mit dem Muratori'schen Panzer versehen ist, welcher die Schüsse bis auf 100 Schritte völlig unschädlich macht, dieser 1100 Schritte weit den Vortheil über das Zündnadelgewehr hat. Die Zeit, welche A zum Durchlaufen dieser 1100 Schritte braucht, um zu B zu gelangen, ist zu ausschließlichem Vortheil des B., da alle vor 100 Schritte Distanz abgefeuerten Schüsse des A unschädliche und also vergeudete sind. Der Oberst Muratori wäre bereit, hunderttausend Panzer um ganz geringen Preis abzugeben. Diese Panzer wären wohl vortrefflich, wenn nicht das Kleingewehrfeuer heutzutag auf größere Distanzen als Pulververgeudung ohne erheblichen Erfolg thunlichst vermieden würde, und dann Kopf, Arme, Unterleib und Beine nicht auch verwundbar wären. Die ziemlich engen Schranken der Erfindung machen es erklärlich, daß bis jetzt das englische Kriegsministerium dieselbe keiner eingehenderen Beachtung würdigte.

[Der Straßenverkehr in London.] Wie großartig die Dimensionen des Londoner Straßenverkehrs sind, ist aus einem mächtigen Bauwerke zu ersehen, das gegenwärtig in dem Thale zwischen Holborn und der City ersteht. Es ist ein Viadukt, der diese Thalstrecke (Holborn valley) überbrückt und die Bestimmung hat, die hier sehr starke Kommunikations-Strömung von und nach der City zu erleichtern und vor den nur allzu häufigen Stauungen zu bewahren. Daß die Kostenanschläge für das Unternehmen 1,500,000 Pfd. St. betragen, von denen man nur 600,000 bis 700,000 Pfd. St. durch neue Bauplätze und Gewölbemiethe herauszuschlagen hofft, ist ein hinlänglicher Beweis, daß man den Nutzen der Anlage für schwerer wiegend als die Ausgaben erachtet hat. Londonbridge sieht ebenfalls oft Stauungen, und um hier abzuhelfen, ist bei der Drainirungs-Kommission ein Projekt zur Genehmigung vorgelegt und angenommen worden, nach dem in der Nachbarschaft für den Personenverkehr ein neuer Tunnel unter der Themse angelegt werden soll.

Dreisylbige Charade.

Die Ersten ritten einst das Musenroß,
Das aber nicht am Letzten war erkrankt,
Und schlummern jetzt im kühlen Erdenschooß,
So wie das Ganze, das mit bunten Farben prangt.

Auflösung der Homonyme in Nro. 251:
Karte.

Redakteur Gustav Reffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 259 Mittwoch, 30. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

Eine kurze Pause entstand, dann klang Mary's Stimme halb schüchtern: „Aber ist denn sein Unglück eine Schande, daß er sich schämen muß, sich zu zeigen — ?"

Die Mutter beeilte sich, die Sprechende unter mißbilligendem Kopfschütteln zu unterbrechen: „Mary, Kind, Du weißt, wie wenig Urtheil Du in solchen Dingen hast!"

„Hat doch bei ihrem Richard das Gegentheil gezeigt!" lachte Flint; „den Ton dürfen Sie gegen Miß Mary jetzt nicht mehr brauchen, Mistreß Smith!"

Johnson war während der letzten Worte plötzlich von seinem Stuhle aufgefahren, und blickte nach dem Eingang zu den Gesellschaftszimmern. „Sehen Sie doch," rief er halblaut und hastig, „der Wolf in der Fabel!"

Die Blicke Aller in der Gruppe wandten sich nach der angedeuteten Richtung, und es war ein eigenthümliches Schauspiel, was sich dort bot.

Henry war langsam und hochaufgerichtet eingetreten, hatte einen Moment das musternde Auge über die Gesellschaft laufen lassen, und schritt jetzt langsam auf die Familie des Hausherrn zu, ohne indessen zu unterlassen, kurze, von einem verächtlichen Lächeln begleitete Blicke, auf die den Zwischenraum einnehmen Gäste zu werfen, welche theils in voller Betroffenheit auf ihn starrten, theils sich von ihm abwandten, und in einzelne zischelnde Gruppen zusammentraten, theils scheu aus seinem Wege wichen, und gespannt der bevorstehenden Begegnung harrten. Der Banquier war mit einem kurzen, hastigen: „Henry Litton? Wie ist das möglich? Ich hoffe nicht, daß er aus irgend einem Grunde eingeladen worden ist?" aufgefahren.

„Ich war mit ihm schon fertig," erwiderte Sally, den Kopf hoch werfend, während dennoch ihr Gesicht erbleichte, „als er unser Zimmer beinahe zu einem Raufplatz umgewandelt!"

„Auf uns kann er sich sicherlich nicht berufen!" setzte die Frau vom Hause in augenscheinlicher Erregung hinzu. „O, Lieutenant Johnson," wandte sie sich an den Genannten, „wenn Sie sehen wollten, was ihn herführt — Sie würden gewiß am besten jedem Eclat vorbeugen können!"

Der Angeredete erhob sich bereitwillig; der Banquier aber nickte dem aufmerksam beobachteten Flint zu: „Ich denke, uns seiner schnell genug entledigen zu können!"

Johnson war dem Eingetretenen rasch entgegengegangen, ihm die Hand bietend, und als Henry diese leicht berührt, die Finger desselben festhaltend. „Unerwartet, Sie hier zu sehen, wirklich unerwartet, Mr. Litton," sagte er, den Begrüßten wie unter freundschaftlichem Drängen nach dem nächsten leeren Raume führend; „schlimmer Boden hier für Sie jetzt — ich halte es für Freundespflicht, Ihnen das zu sagen. Flint hat völlig Ihre Stelle eingenommen, und ist nicht mehr herauszubeißen — Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Uebrigens ein famoses Mädchen Miß Sally, weiß sich wunderbar in Flint's Manieren zu schicken. Wissen Sie, denselben Tag, als Sie mit dem Kapitän losgehen wollten, komme ich am Abend in eines unserer Bowery-Volkstheater, die Flint's Leidenschaft sind — da sitzt sie mit ihm im Tabaksdampfe in einer der räucherigen Logen und lacht über alle schlechten Witze, als habe sie niemals bessere gehört — ich sage Ihnen, Flint würde sich heute um sie in Stücke reißen lassen. — Gehen wir vielleicht zusammen?" fuhr der Sprecher mit einem gezwungenen Gähnen fort, „ich bin eben auf dem Sprunge — es ist langweiliger hier, als ich vermuthet!"

Ueber die Züge des Ankömmlings, welcher bis jetzt, ohne eine Miene zu verziehen, die Rede angehört, glitt ein eigenthümliches Lächeln. „Ich denke, zuvörderst den Ladies mein Kompliment zu machen," sagte er, „ich kann ja doch als alter Bekannter des Hauses nicht so gehen! — Aber sehen Sie dort," fuhr er auffahrend fort, „es scheint sich etwas Besonderes vorzubereiten!"

Während des so eben stattgehabten Gesprächs war der alte Banquier, an einer Hand seine Tochter Sally, an der andern den Kapitän Flint führend, mit hochgehobenem Kopfe unter die Gäste getreten, und begann jetzt mit lauttönender Stimme: „Meine werthen Freunde, ich hatte zwar eine bedeutendere Gelegenheit abwarten wollen, um Ihnen ein Familien-Ereigniß zu verkünden, ich bin aber heute zu froh gestimmt, um es nicht schon

jetzt zu thun. Ich präsentire Ihnen meine Tochter Sally und Kapitän Flint als Verlobte."

Eine Bewegung unter den Gästen entstand, um sich dem proklamirten Brautpaare zu nähern, und auch Johnson wollte in unverkennbarer Ueberraschung seinen Gesellschafter verlassen; dieser aber hielt ihn mit kräftigem Händedruck fest. „Dabei habe ich auch mein Wort anzubringen," sagte er, „nehmen Sie mich nur mit sich, Lieutenant!"

Johnson wandte sich wie im leichten Schrecken zurück. „In's Himmelsnamen, was wollen Sie denn? Sie werden doch nicht — ?"

„Der Höflichkeit genügen? Nie anders, Sir!" war die halb sarkastische Antwort, mit welcher Henry an dem Frager vorüberschritt, und durch die von ihm zurückweichenden Gäste sich den Verlobten näherte.

Aber jede seiner Bewegungen schien beobachtet worden zu sein, denn auf halbem Wege trat ihm der Banquier mit zurückgelegtem Kopfe, und einem steifen: „Was wünschen Sie, Sir?" entgegen.

„Erlauben Sie mir, Mr. Smith, auch meinen Glückschwunsch —" sagte der Herantretende leicht.

„Erlauben Sie mir erst die Frage, Sir," unterbrach ihn der Hausherr scharf, „wer Ihnen die Einladung zu unserem heutigen Zirkel zugestellt hat?"

Eine plötzliche Todtenstille trat rings umher ein, und mit einem Lächeln, das fast eine Art Befriedigung ausdrückte, hob Henry die Stirn. „Vielleicht darf ich vorher fragen, Mr. Smith, seit wann mir von Ihnen der freie Eintritt in Ihr Haus genommen worden ist? Oder habe ich etwas verbrochen, das mich unwürdig dieser Gesellschaft machte? Habe ich Sie oder Eins der Ihren beleidigt? Oder bin ich nicht mit meinen äußeren Eigenschaften, meinem Charakter und Verstande noch genau derselbe, der ich am gestrigen Morgen war? Sehen Sie doch nur, wie wunderlich, Mr. Smith! Ich trete hier herein, ein langjähriger Gast des Hauses — und hier ist Keiner, der mich einer Unehre zeihen könnte, der mir einen Haß nachzutragen hätte; wohl Mancher davon aber hat um einen vertraulichen Händedruck, um einen Gruß von mir gebuhlt, und ist mir zu Danke verpflichtet — und doch scheint plötzlich an jedem meiner Schritte die Pest zu hängen, als dürfe Niemand seinen Athem mit dem meinen vermischen — und das nur, weil ich seit gestern etwas Geld verloren!"

Die Sprache des Redenden war mit jedem Satze rascher und erregter geworden, und als er jetzt von Neuem nach einem schnellen, tiefen Athemzuge begann, warf er einen glühenden Blick, den ein bitter verächtlicher Zug um den Mund begleitete, über die Menge. „Um des Dollars willen haben Sie Ihr Herz in Freundschaft erglühen lassen; den Dollar führen Sie in Ihr Haus ein — der Mann daran ist Nebensache — setzen ihn zwischen Ihre Töchter, öffnen ihm Ihr Allerheiligstes, verkaufen ihm das Glück Ihrer Kinder, und um des Dollars willen küßt das Mädchen heute, was sie gestern anekelte. Was aber nicht sein Gepräge trägt, was sich nicht danach abmessen, rechnen und zählen läßt, das kennen sie nicht, das mögen sie nicht, und wäre es das Beste im Menschen, das Höchste im Leben, das treten sie gleichgültig unter ihre Füße. Und das nennt sich die gute Gesellschaft, die Gesellschaft par excellence! O, Mr. Smith, ich war nur hierher gekommen, um diese Gesellschaft — zu der ich leider Gottes von Jugend auf verurtheilt war, sonst wäre ich ein glücklicher Mensch geworden — noch einmal in dem Glanze, den sie jetzt gegen mich entfalten würde, zu bewundern — da ist sie! außen Schimmer, innen Wurmfraß und Moder — —"

Der Banquier hatte mit einer Art vornehmen Mitleids den Anfang der Rede angehört, dann hatte es in seinem Gesichte gezuckt, wie um den Sprechenden zu unterbrechen, das Pathos und die Macht der Worte hatten aber sichtlich seinen Entschluß nicht zur Ausführung kommen lassen; jetzt indessen unterbrach er den Sprechenden mit einem lauten: „Halt, Sir, und gehen Sie, damit ich nicht zu andern Mitteln greifen muß!" und Henry schien auch mit seinen letzten Worten alle Kraft in sich erschöpft zu haben.

„O, ich gehe — ich gehe!" sagte er, wie in plötzlicher Ermattung, „ich sehne mich nach Menschen, die menschliches Herzblut haben, oder aus dem ganzen Pfuhle dieser Welt hinaus!" Er machte eine Wendung nach der Thür, hielt sich dann aber plötzlich, als wollten ihm die Sinne vergehen, an einem der umherstehenden Fauteuils fest.

„Ist keiner von den Domestiken hier?" rief Smith, einen raschen Blick durch den Raum werfend; schon aber waren einzelne der männlichen Gäste dienstfertig nach dem Ausgange geeilt, und dort erschien jetzt Fred, mit einem Gesichte voll tiefer Sorge auf seinen bisherigen Herrn zueilend.

„Muth, Muth, Mr. Litton!" rief er ihm halblaut zu, ihn kräftig mit der Hand unter dem Arme stützend; „ich ahnte es ja, daß es hier nicht anders kommen konnte — möge nur der Herrgott die Arznei zum Heile und nicht zum Gift werden lassen."

Henry schien aber schon bei den Worten des Banquiers mit einer gewaltsamen Anstrengung seine Kräfte zurückgerufen zu haben, schob den Arm des Bedienten von sich, und hob den Kopf, dann mit einem bittern Zug von Hohn sich gegen die Gesellschaft verbeugend. „Verzeihung Ladies," sagte er, und nur ein Anflug von Heiserkeit zeigte den Druck in seinem Innern an, „wenn ich in Ihrem Amüsement eine kurze Störung veranlaßte; aber das Leben hat oft eine so rauhe, rücksichtslose Hand, daß es sich nicht einmal um die nöthige Zartheit gegen das schöne Geschlecht kümmert — ich werde Ihnen nicht wieder lästig fallen!" Und hochaufgerichtet, von Fred gefolgt, schritt er durch die zurückweichenden Gäste nach dem Ausgange.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wildschützen-Hans.

(Schluß.)

Hans war zwar aus dem Abenteuer ohne Schlappe hervorgegangen, aber die Geschichte hatte ihm doch allerlei zum Denken gegeben. Er besann sich darüber, ob es am Ende nicht doch gescheidter wäre, in irgend einen ordentlichen Bauerndienst zu gehen, als sich wie ein wildes Thier in den Bergen herumhetzen zu lassen. Die Nächte fingen schon an, kalt zu werden, und bei der elenden Nahrung, mit welcher er sich behelfen mußte, wurde ihm der Aufenthalt unter freiem Himmel allmählich unleidlich. Er dachte an einen Vetter, welcher einige Stunden entfernt einen Hof besaß, der ihn gewiß aufnehmen und so gegen die Verfolgungen, denen er als Wildschütz und Deserteur ausgesetzt war, bergen konnte.

Gedacht, gethan. Mit dem Wildstehlen nahm es der Vetter so wenig genau wie andere Bauern der Umgegend, und Hans hütete sich wohl, von seinem anderen Makel, der Fahnenflüchtigkeit, zu sprechen. So arbeitete er in dem versteckten Gebirgshofe, schnitt Grummet, drosch, half im Stall mit. Es wäre vielleicht Alles auf diese Weise lange gut gegangen, wenn es ihn nicht an Sonn-, ja sogar an sogenannten abgeschafften Feiertagen wieder in die Berge hinausgezogen hätte. An solchen Tagen war er wieder der Alte, nur daß er das erbeutete Fleisch nicht mehr zu verkaufen brauchte, da er zu Hause seinen reichlichen Unterhalt hatte.

Mit der Zeit aber traten wirklich die von Sepp vorhergesehenen Schäden am Gewehre ein. Da Hans es selbst nicht wagte, sich im Städtchen sehen zu lassen, so gab er dasselbe seinem Mitknechte, der es zum Ausbessern bringen sollte. Aber der Büchsenmacher, dem der Knecht das Gewehr übergab, hatte die mitgetheilte Warnung noch wohl in Erinnerung. Man holte den Gemeindediener und der Knecht wurde in die Haft abgeführt.

Dieser aber war aus anderem Holze geschnitzt, als Sepp. Er verweigerte jede Auskunft über das Gewehr und behauptete nur, es sei nicht sein Eigenthum. Zufällig wurde er jedoch, als er eben wieder zum Aktuar in's Verhör geführt werden sollte, von anderen Bauern aus der Gegend, welche bei Gericht zu thun hatten, erkannt. Sie nannten den Hof, auf welchem er bedienstet war.

Sogleich wurden zwei Finanzwachen hinausgeschickt, um bei dem Knechte, der vorläufig als des Wilddiebstahls verdächtig in Haft blieb, Haussuchung zu halten. Hans stand eben vor dem Hause und stellte die Wägen zur Feldarbeit zusammen, als er die Soldaten kommen sah. Wie damals im Branntwein-Häusl, überschaute er auch hier mit dem scheuen Aug' des Gehetzten die ganze Sachlage. Er ließ die Wagen stehen und lief querfeldein davon.

Das Mißverständniß klärte sich bald auf, als die Finanzwachen den Bauern befragten. Man fand in Hansens Nachlaß dreißig Kugeln, Sepps silberne Uhr, große Stücke geräuchertes Wildpret-Fleisch und ein Petschaft, mit welchem er in den Zeiten seines Zusammenlebens mit Sepp diesem und anderen Wildschützen manchmal mit Siegellack Zeichen an bestimmte Bäume gedruckt hatte — Zeichen, welche ihre Zusammenkünfte und verschiedenes sonstige Geschäftliche anzudeuten hatten.

Hans war auf und davon. Nach zwei Tagen stand er in Graz vor seinem Obersten und meldete sich als Deserteur.

„Es ist Zeit, Schlingel — morgen hätte ich Dir nicht mehr helfen können", sagte dieser. Hans machte erstaunte Augen. Allmählich erfuhr er, daß aus Veranlassung eines freudigen Familienereignisses im Kaiserhaus unter Anderem allen Deserteuren des Heeres, die sich bis zu einem bestimmten Tage meldeten, die Strafe nachgesehen worden sei. Er war am Tage vor Ablauf des Termins gekommen.

Nachdem der ehemalige Wildschütz anderthalb Jahre lang zu Mantua in Garnison gestanden, wurde er für immer beurlaubt. Sepp, welcher mittlerweile der Gegenstand der Verachtung und des Hohns aller Bursche gewesen, war von seinem Herrn davongejagt worden, weil man nach und nach seine Schliche durchschaute. Hans aber wurde auf Anrathen des fürstlichen Försters, da inzwischen über seine früheren Abenteuer Gras gewachsen war, Jagdaufseher in den Besitzungen des Hüttenwerkbesitzers, wo er noch heute wacker dem Waldwerk obliegt.

Meine Kirche.

Ich hab' ein Kirchlein mir gebaut
An einem heimlich stillen Orte,
Da ist's so feierlich und traut,
Da fließen meiner Andacht Worte,
Von keines Menschen Ohr gehört —
Da kann ich beten ungestört.

Wenn's in mir froh und feierlich,
Wenn Stürme durch die Seele jagen,
Dann ruft zur kleinen Kirche mich
Ein Glöcklein stets mit lautem Schlagen,
Das schlägt oft hell und schlägt oft bang,
Der Seele treuer Wiederklang.

Das Kirchlein, das ich mir gebaut,
Es steht im tiefsten Herzensgrunde,

Du Gott im Himmel hast's geschaut
In des Gebetes heil'ger Stunde: —
Wenn ich den letzten Kirchgang thu,
Herr schließe du die Thüre zu!

Mannigfaltigkeiten.

In dem Dorfe Aus (Belgien) wurde dieser Tage ein Pärchen getraut, wovon der Bräutigam 85 Jahre und sein Mädchen 84 Jahre alt waren.

[Wohlthätigkeit in großem Styl.] Die Redaktion des „Aftonblad" in Stockholm hat von dem weltberühmten Schweden John Ericsson in New-York einen Brief mit Einlage eines auf 1200 Pfund Sterling lautenden Wechsels als Unterstützung für die Nothleidenden in Norrland erhalten. Kapitän Ericsson äußert in seinem Schreiben den Wunsch, man möge den Betrag des Wechsels, welcher in schwedischer Münze der Summe von 20,000 Rdl. gleichkommt, zur Anschaffung von tausend Tonnen Korn als Aussaat für den ärmsten Theil der Bevölkerung in den norrländischen Aemtern anwenden, und, sollte der Betrag nicht ausreichen, so möge die Redaktion des genannten Blattes das Fehlende in einem Sicht-Wechsel auf Ericsson entnehmen. Man hat jetzt mit dem Austheilen von Korn und anderen Lebensmitteln begonnen. Weiber, welche vom Lande in die Stadt hineinkamen, wurden beim bloßen Anblicke der Speisen ohnmächtig.

Aus Chicago, 7. Oktober, schreibt man dem „Schwäb. Merkur": Ein interessanter Reiseausflug findet morgen von hier nach den Felsengebirgen statt, obgleich die Tour wohl nicht ganz so weit ausgedehnt wird wegen mangelnder Eisenbahnstrecken sowohl, wie der Indianer halber. Die Gesellschaft besteht aus 150 Zeitungsherausgebern und Redakteuren, meistens von Illinois, denen die Fahrt sammt den prächtigsten Schlafwagen nichts kostet. Ein eigener Hotelwagen begleitet den Extrazug, und Massen Genever und Brandy werden trotz aller Enthaltsamkeitsvereine an Bord vertilgt werden. Eine eigene Zeitung soll täglich während der Reise in den Wagen gesetzt und gedruckt werden, Photographien aller interessanten Punkte genommen, kurz möglichst viel Lärm gemacht werden, wie es der ersten Macht im Lande, der Presse, zukommt. Der Ausflug wird 14 Tage bis 3 Wochen dauern. Denver City hat bereits eine Einladung an die Gesellschaft ergehen lassen, ebenso die von Kansas City auslaufende Pacific-Eisenbahn. Der Zug fährt von hier über Nord-Illinois, durch ganz Jowa bis Penaka am Missouri, von da so weit westwärts als die Pacific-Bahn fertig ist. Dann sollen Büffel- und sonstige Jagden unternommen, mäßige Abenteuer mit Indianern riskirt werden u. s. w.

Das 50jährige Jubiläum der Burschenschaft in Breslau ist dieser Tage gefeiert worden. Es konnte nicht fehlen, daß dabei tapfer gezecht wurde. Einer der alten Burschen, welcher es für seine Pflicht hielt, sämmtliche „Kneipen" zu besuchen, war, wie die „Schles. Ztg." meldet, auf einer Station bereits bis zum zwanzigsten Seidel gelangt, als ein Anderer an ihn herantrat mit der Frage: „Sind Sie vielleicht ein Verwandter von Krupp, dem Gußstahlmann?" — „Wie kommen Sie zu der Vermuthung?" — „Je nun, was Krupp in Essen leistet, das leisten Sie — im Trinken." Worauf dem „Bruder Kalauer" ein allgemeines Schmollis gebracht wurde.

In Kalifornien ist eine Pflanze entdeckt worden, dort soap-root genannt, deren Fasern bei geschickter Bearbeitung von Menschenhaaren kaum zu unterscheiden sind. Die Pariser Haarkünstler erwarten mit Spannung die erste in Havre bereits avisirte Sendung aus dem Lande, welchem das Glück beschieden war, die Welt massenhaft mit Gold, mit Waizen und nun auch mit Haar zu versehen; Haare, welche vor den natürlichen noch den Vorzug haben, daß es künftig keinen Anstoß mehr erregen wird, wenn eines in die Suppe fallen sollte.

Aus München, 28. Oktober, wird berichtet: Eine ungewöhnliche Naturerscheinung versammelte gestern Nachmittags ein zahlreiches Publikum auf der Bogenhauser Brücke. Es kam nämlich eine auffallende Menge von Ottern, 15—20 an der Zahl, die Isar herabgeschwommen, welche Wanderung dieser sonst so scheuen und nächtlichen Raubthiere wahrscheinlich darin ihren Grund haben mag, daß ihre Lage durch die angeschwollenen Gewässer beunruhigt sind, und ihre Nahrung beeinträchtigt ist.

Auf der Messe des Staates New-York erschien nach amerikanischen Blättern als interessantes Stück ein ungeheurer, in Kanada von einem Farmer angefertigter Käse, der 7000 Pfd. wog und 1500 Doll. werth war.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 260 Donnerstag, 31. Oktober 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

VII.

Um dieselbe Zeit saß im Vorzimmer zu dem großen Parlor in Henry's Hause die alte Margarethe, den Kopf gesenkt und die Hände auf ihrem Schooße gefaltet; neben ihr aber, mit einem Blicke voller Zuversicht der Jugend zu ihr aufblickend, ruhte auf ihren Knien Louise Meister. „O Muth, Muth, Mutter Margarethe!" rief die Letztere, „ich habe ein Gefühl in mir, als müßte sich Alles zum Besten wenden. Er hat ja erst das Schwere, Gewaltige, was ihn getroffen, mit sich selbst durcharbeiten müssen; aber ich weiß es, denn ich kenne ja sein Herz — er wird sich Alles Dessen entsinnen, was ihm geblieben — er wird kommen, und ich werde die Mutter ihm entgegenführen, werde ihm sagen, daß sie auch mir soviel als Mutter wurde, daß ich unter dem Drängen meines Vaters erlegen wäre, wenn ich nicht an Ihre Brust hätte flüchten können. O, ich weiß ja, daß er mich liebt; ich werde ihm sagen, daß ich für ihn arbeiten, daß ich mit ihm darben will, und er wird die Mutter, die mich ihm erhalten, ebenso lieben, als ich es nur thue."

Die Frau schüttelte, ohne aufzublicken, trübe den Kopf. „Du siehst die Dinge in dem Glücke Deiner Liebe und dem Vertrauen Deiner Jugend, Kind," erwiderte sie. „Ich habe gewußt, wie es kommen mußte, habe gewußt, daß meine sündhafte Hand niemals Heil spenden konnte und habe dennoch in meines Herzens Drange gewagt, mich gegen Gottes Strafe aufzulehnen. — Nun, ich will büßen," fuhr sie langsam den Kopf hebend fort; „aber er soll glücklich sein, und Du — Du mit ihm. Mag's mit mir gehen, wie Er, der in mein Herz sieht, es beschlossen. Noch einmal will ich mich an seinem, meines Sohnes Anblick weiden, will über mich ergehen lassen ohne Zucken, was nur der Unmuth seines Herzens über mich ergießen mag — er hat ja Recht! und erst wenn seine Mutter längst aus seinem Blick geschwunden, wenn ihr der Gram bereits das Herz gebrochen, dann soll er ahnen, daß von Allem auf der Erde es einzig nur die Mutterliebe ist, die an sich selbst zuletzt erst denkt. — Merke Dir Eins zu Deiner künftigen Ruhe, Kind!" setzte sie mit einem tiefen Seufzer, sich nach dem Mädchen wendend, hinzu. „Die Natur sorgt ewig nur für's Kommende, d'rum schafft sie Mutterherzen, die sich für die Kinder opfern; doch nie ein Kindesherz, das durch sich selbst die Mutter je erkannt —"

Der Ton der Hausthürglocke unterbrach die Sprechende, und sie schrack empor. „Das wird Fred sein, der uns Nachricht bringt!" sagte sie aufhorchend, „das schwarze Dienstmädchen wartet, bis Alle im Hause sind."

Eine kurze Pause folgte; endlich öffnete sich langsam die Thüre des Zimmers, ein Kopf steckte sich vorsichtig herein, dann aber trat mit einem: „Richtig, da hab' ich sie!" der Handschuhmacher Meister ein, und stellte sich breitbeinig den beiden Frauen gegenüber. „Ah, hier muß man also die Miß Tochter finden," begann er im ausgeprägten Hohne, „während der Nacht im Hause ihres feinen Liebhabers — recht schön das! Tag und Nacht ist sie schon weg, und sieht mich nach an, als habe sie kein Wässerchen getrübt! Vorwärts, marsch jetzt, das Uebrige wird sich zu Hause ergeben."

Margarethe hatte sich, während Louise sich rasch erhoben, und wie Schutz suchend, hinter den Stuhl ihrer alten Freundin zurückgewichen war, mit einer Art von Hoheit aufgerichtet, und sagte jetzt in bestimmtem Tone: „Sie wissen wahrscheinlich, Herr Meister, daß Sie in einem fremden Hause sind, und deßhalb ersuche ich Sie um ein passenderes Auftreten hier!"

Der Eingetretene schien einen Augenblick ungewiß über sein weiteres Verfahren, erwiderte dann aber, wie seine Haltung zusammenraffend: „Schon recht, Ma'am, mit Ihnen hätte ich wohl auch ein Wort zu reden, denn ohne eine völlige Verschwörung wäre meine Tochter nicht davongelaufen — das aber ein anderes Mal! Vorwärts, Louise!"

„Nicht auf diese Weise, Vater, und auch nicht jetzt!" gab das Mädchen in völliger Fassung zurück. „Versprich mir, ein Vater zu sein, der sein Kind nicht zum Unglück zwingen will, und ich werde morgen kommen. Aber denke daran, daß, wenn Du Dein Wort nicht halten wolltest, ich zum Zweitenmale nicht wiederkehren würde!"

„Was Teufel!" fuhr der Handschuhmacher auf, „das sind also schon die schönen Früchte, die hier ge-

zogen worden sind? Nun, umsonst soll es nicht geschehen sein! Und Du dummes Ding läßt Dich auch zum Ungehorsam beschwatzen, jetzt, wo Dir der feine Herr nicht einmal mehr das trockene Brod zu bieten hat?"

„Eben weil er arm und unglücklich geworden, bin ich hier, Vater!" erwiderte Louise ruhig, „meinst Du denn, das Haus des reichen Herrn hätte mich auch nur eine Minute lang unter seinem Dache gesehen?"

„Lauter romantischer Schwatz —!" rief Meister, aber das Oeffnen der Thüre ließ ihn seine Worte unterbrechen, und einen Schritt zur Seite weichen. Fred trat ein, und warf einen verwunderten Blick auf den neuen Gast. „Aha, Verstärkung!" sagte dieser, sich ironisch verbeugend. „Du weigerst Dich also mit mir zu gehen?" kehrte er sich dann nach dem Mädchen. „Gut! es wird ja wohl noch Wege geben, um einen rebellischen Kopf zur Ordnung zu bringen! — Wir werden sehen — werden sehen!" schloß er, sich zögernd nach der Thür wendend, in der nächsten Sekunde aber dahinter verschwindend.

Fred hatte ihm nur sichtlich zerstreut nachgesehen, und rieb sich jetzt die Stirn. „Ich glaube, Frau Margarethe," sagte er, „wir haben trotz allen guten Willens einen dummen Streich begangen, und mir wird es Angst um das Ende. Er sieht gar so merkwürdig klar in seine Lage. Mein bischen Erspartes hätte noch für manchen Monat ausgereicht, ohne daß er hätte etwas von dem Woher zu erfahren brauchen, und bis dahin wäre auf irgend einer Weise wohl weiter Rath geschafft worden; aber er scheint mit seiner Zukunft schon völlig fertig zu sein, hat seinen sogenannten Vetter Richard, der ihm seine Hülfe für die nächste Zeit antrug, kurz abgewiesen und mir verboten, mich um seine Angelegenheiten zu bekümmern. Es ist etwas in seiner ganzen Weise, das mir nicht gefällt — gerade wie damals, als er es beim Duell nur darauf anzulegen schien, sich todtschießen zu lassen!"

„Sie haben ihn doch nicht sich selbst überlassen?" fragte Margarethe in ängstlicher Hast. Fred aber schüttelte, wie fast beleidigt von dem Gedanken, den Kopf. „Er ist so eben mit mir nach Hause gekommen — und nach seinem Schlafzimmer gegangen," erwiderte er, „fast gebrochen von einem Auftritte, den er mit den reichen Leuten seiner früheren Bekanntschaft gehabt, und dabei doch mit einer Ruhe in seinem Wesen, die mir am allerwenigsten gefällt —"

„Sie haben ihm Alles, was mich betrifft, erzählt, Friedrich?" fiel ihm Margarethe ins Wort.

„Heute am Tage schon!" war die Erwiderung. „Er hörte auch still zu, und sagte beim Ende nur mit einem halben Seufzer: Arme Frau!"

„Arme Frau! Ja wohl!" wiederholte die Fragende kopfnickend; dann richtete sie, wie zu einem Entschlusse gelangt, sich langsam in ihrem Stuhle auf. „Nun denn, so will ich das alte Kreuz von Neuem auf mich nehmen, will mit ungestillter Sehnsucht wieder von dannen ziehen, aber dem Himmel danken, daß er mir wenigstens vergönnt, das wieder gut zu machen, was ich ihm geschadet. Kommen Sie, Friedrich, alter Freund, und komm auch Du, Kind, die mir so viel wie die eigene Tochter geworden ist; setzt Euch einige Minuten zu mir, und laßt Euch etwas sagen, von dem Ihr bisher noch nichts wußtet!" Sie ließ den Kopf, wie in stiller Sammlung, sinken, während der Bediente, aufmerksam das Gesicht hebend, nach dem nächsten Stuhle griff, und Louise sich wieder, die Arme auf den Schooß der Frau legend, den Blick zu dieser gehoben, auf ihre Knie niederließ.

(Fortsetzung folgt.)

Adele.

I.

Es war ein Haus des Unfriedens und der inneren Zerrüttung, das Haus des Kaufmanns Carlshof, der seine Firma „Gottfried Carlshof & Söhne" zeichnete. Wohl selten waren aber auch in einer Familie so verschiedenartige und sich gegenseitig abstoßende Charaktere zusammengewürfelt worden, wie wir im Laufe der Erzählung näher schildern werden.

Nach einem mehrtägigen rauhen Sturme aus Nordost, hatte sich ein außerordentlich freundlicher Frühlingsabend auf Hamburg herabgesenkt und stille, milde Lenzenslüfte weheten aus Süden. Deßhalb hatte sich auch ein Theil der Familie des Kaufmanns Carlshof in dem Garten am Hause versammelt, um dort in einem eleganten Pavillon den Thee einzunehmen.

Das Innere dieses Pavillons bestand aus einem achteckigen Salon, der mehr luxuriös, als geschmackvoll ausgeschmückt war. Das Meublement war von Jacarandaholz und die Polster der Sophas und Stühle mit grünem, golddurchwirkten Seidenbrocat überzogen. Der Theetisch vor dem mittelsten Sopha war mit kostbarem Damast gedeckt, mit einer peinlichen Sorgfalt servirt und mit Silbergeschirr fast überladen. Hinter dem Theetische, etwas zurückgelehnt, aber unablässig eine vornehme Haltung beobachtend, saß eine bejahrte Dame ganz allein, die wohl beinahe siebenzig Jahre zählen mochte, deren glänzende, außerordentlich sorgfältige Toilette aber die neueste Mode zur Schau stellte. Nur die schwere goldene Erbsenkette, die sie dreimal um den Hals geschlungen trug, und von welcher ein ziemlich großes, mit Brillanten besetztes Medaillon auf die Brust herabhing, war ein alterthümliches Prunkstück, welches mit den modernen Ohrgehängen, Brochen und Armbändern durchaus nicht harmonirte. Die alte Dame war das Haupt der Familie, die Mutter des Haus-

herrn, Frau Kommerzienräthin Carlshof, und stammte aus einer alten Patrizierfamilie Hamburgs ab, die den Namen Hochtrab führte.

Zu ihrer Rechten, mit der schweren silbernen Theeurne beschäftigt, unter welcher ein Spiritusfeuer brannte, stand die Gattin ihres Sohnes, Lucie, eine schmächtige, bleiche Frau, die ein scheues Wesen und große Niedergeschlagenheit verrieth.

Zu ihrer Linken, in einem leichten Lehnstuhl hingegossen, aber eine möglichst malerische Stellung einnehmend, saß die Tochter des Hauses, Clarissa, ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren. Sie war schön, aber von jener kalten Schönheit, wie man sie wohl auch an einem Wachsbilde bewundert, ohne jedoch dabei von einem wärmeren Gefühle erregt zu werden. Ihre Toilette war fein und gewählt und überbot die weit einfachere Kleidung ihrer Mutter bei Weitem. Sie warf zuweilen einen spöttischen Blick auf die goldene Halskette ihrer gestrengen Großmutter, und ließ ihn von dort aus verstohlen nach dem gegenüberliegenden Fenster schweifen, wo der Informator des Hauses, der Kandidat der Theologie Asmodeus, lehnte. Er war ein noch ziemlich junger Mann von außerordentlich gefälligem Aeußeren, der sich mit vieler Sicherheit und Gewandtheit in vornehmer Gesellschaft zu benehmen wußte.

In seiner Nähe, wie erschöpft in einem Lehnstuhle hingestreckt, saß sein Zögling, der jüngste Sohn des Hauses, Theodor, ein zwölfjähriger, bleicher, kränklicher Knabe, das Ebenbild seiner Mutter.

Es wurde kein Wort gewechselt unter den Anwesenden und nur das Brausen und Zischen des Dampfes in der Theeurne unterbrach die tiefe Stille, die im Salon herrschte.

„Wird Otto auch nicht beim Thee erscheinen?“ ließ sich endlich die Frau Kommerzienräthin, das Schweigen unterbrechend, vernehmen, indem sie einen sehr finstern, fragenden Blick auf die Gattin ihres Sohnes richtete.

„Ich weiß es nicht“, entgegnete dieselbe beklommen. „Otto hat das Haus schon am Morgen verlassen und ich kann nicht sagen, warum er die Mittagstafel versäumte.“

Clarissa murmelte ganz leise etwas von „Herumtreiben“, und die Kommerzienräthin fällte mit einer herben Grimasse das strenge Urtheil: „Schlechte Erziehung!“ wodurch sie der so schon bekümmerten Mutter eine Thräne in die Augen trieb.

Da wurde es plötzlich laut draußen im Garten, man hörte rasche Schritte und mehrere laute Stimmen durcheinander.

(Fortsetzung folgt.)

Vertraue auf Gott.

Sei ruhig, meine Seele! sieh',
Der Herr wacht über dich;
Wer auf ihn traut, verläßt er nie,
Und schützt ihn väterlich.

Er kennt dich besser, als du meinst,
Und weiß, was dir gebricht,
Er sieht die Thräne, die du weinst,
D'rum Seele zage nicht.

Er weiß, daß du im Elend bist,
Er sieht dem Jammer zu;
Er sieht, was gut und nützlich ist,
Und liebt dich mehr, als du.

Er kann dir helfen, wenn er will,
Sein Arm hat Macht und Kraft,
Ihm ist kein Ding zu groß und viel,
Er tödtet und er schafft.

Er will dir helfen, er ist gut,
Ist Vater, du sein Kind;
Ist besser, und ist länger gut,
Als alle Väter sind.

D'rum, Seele, halte dich an ihn,
Er ist dein Schild, dein Hort;
Ich helfe dir, so wahr ich bin,
Sagt er, und hält auch Wort.

Kunst und Literatur.

Eine Gesammtausgabe der Werke Rückerts wird bei J. D. Sauerländer in Frankfurt in 12 Bänden oder 45 Lieferungen (a 8 Sgr.) erscheinen, und die erste Lieferung in klein Oktav liegt bereits vor. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung, so daß das Werk bis Jubilate 1869 fertig sein wird. Es werden drei Abtheilungen: 1) Lyrische Gedichte, in 8 Bänden, 2) Dramen, 2 Bände, 3) Epische Gedichte, ebenfalls 2 Bände. Drei Porträte des Dichters aus verschiedenen Lebensaltern werden beigegeben.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Jena, 20. Oktober, kommt der „Allgemeinen Zeitung“ von den Herren Professor Dr. Hallier und Dozent A. Zürn folgende Mittheilung zu: „In der Lymphe von Schafpocken, welche in der bekannten Weise in Glashaarröhrchen aufgehoben war, fanden die

Obengenannten pflanzliche Organismen, und zwar eine große Anzahl lebhaft sich bewegender, sehr kleiner Schwärmer und äußerst zarte Gliederfäden, in deren Gliedern je ein dunkler Kern, den Schwärmern ähnlich, enthalten war. In der Kuhpockenlymphe aus dem Hamburger Impf-Institut fanden sich in nicht minder großer Menge ähnliche, aber bewegungslose Kernzellen. Die anatomische Untersuchung von noch nicht völlig ausgebildeten Pocken eines Schafes ergab, daß das ganze Gewebe von kleinen Kernzellen (schwärmenden Mikrokosmuszellen) erfüllt war. Die verschiedenen Elemente der Oberhaut zeigten in großer Menge diese Kerne und äußerst feine Pilzfäden. Eine Reihe von Kulturversuchen, welche mit Sorgfalt eingeleitet sind, wird hoffentlich Aufschluß darüber geben, ob diese Pflanzengebilde zum Krankheitsprozesse irgend eine Beziehung haben oder nicht, und die Obengenannten glauben, bei der großen Wichtigkeit der Frage nach der Natur des Blatterngiftes, sich die Priorität für die Auffindung der bisher gewonnenen Thatsachen sichern zu müssen."

In Nürnberg haben seit fast zwei Menschenaltern drei Männer, Dr. Jakob Sturm und seine beiden Söhne Dr. Friedrich und Dr. Wilh. Sturm, mit rastlosem Eifer und großer Opferfreudigkeit ein naturhistorisches Museum geschaffen, welches seit langer Zeit anerkannten wissenschaftlichen Werken als Grundlage diente und vermöge des Verkehrs, den seine Gründer mit fast allen bedeutenden Naturforschern und Sammlern in allen Erdtheilen unterhielten, zu einer solchen Reichhaltigkeit erwachsen ist, daß es als ein naturwissenschaftliches Institut ersten Ranges bezeichnet wird. Die Gründer desselben sind nun sämmtlich gestorben, und die Relikten derselben, zwei Wittwen derselben mit fünf Kindern, deren einzige Erbschaft in der Sammlung besteht, die ihnen keine Rente gewährt, haben solche der Staatsregierung zum Kauf für die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates angeboten, wobei der Schätzungswerth derselben auf 30,000 fl. angegeben wurde. Von dem Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates wird der fraglichen Sammlung auf Grund eines Gutachtens des Konservators der zoologisch-zootomischen Sammlung ein sehr großer wissenschaftlicher Werth zuerkannt, und ihre Einverleibung in die Staatssammlungen als höchst wünschenswerth bezeichnet, der Werth derselben aber auf 16,000 fl. angegeben. Wegen der Ungunst der dermaligen Zeitverhältnisse für solche Erwerbungen wurde den Dr. Sturm'schen Relikten eröffnet, daß auf die Erwerbung nicht eingegangen werden könne. Die beiden Wittwen von Dr. Friedr. und Dr. Joh. Wilh. Sturm haben nun in neuerlicher Vorstellung um Uebernahme ihrer Sammlung gegen Gewährung einer Leibrente von jährlich 1000 fl. gebeten, und wurde der Betrag von jährlich 1000 fl. in die voranschlägige Uebersicht der Staatsausgaben für die IX. Finanzperiode aufgenommen.

Aus Wien, 26. Oktober, schreibt man der „Südd. Pr.": Die ägyptische Regierung leidet einen empfindlichen Mangel — nicht etwa an Geld, denn das versteht sich von selber — sondern an Lokomotivführern. Aegypten besitzt dermalen schon 600 englische Meilen Eisenbahnen, es hat auf denselben 200 Lokomotive, aber es bedarf noch der kundigen Lenker dieser schnaubenden Ungethüme, und die Aufgabe sich solche zu verschaffen, scheint ziemlich schwierig zu sein. In diesem Augenblicke befindet sich der Generalinspektor der ägyptischen Eisenbahnen, General Pez — ein Deutscher — in Wien, um 100 Lokomotivführer zu engagiren, und wenn sich hier das Kontingent nicht vollzählich aufstellen läßt, so wird wahrscheinlich die Wanderung des Herrn Generalinspektors weiter nach Deutschland fortgesetzt werden.

Die Wittwe des verstorbenen Präsidenten Lincoln erregt mit dem Verkaufe ihrer Juwelen und Garderobe argen Skandal. Die Dame, die mit der Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Gatten nicht zum Besten gewirthschaftet zu haben scheint, verlangt ein Jahrgeld, das sie in den Stand setzen würde, mit einer Kammerfrau zu reisen. Uebrigens soll sie beabsichtigen, in Form eines Buches unter dem Titel „Four years in the Whitehouse" (vier Jahre in dem weißen Hause, Amtswohnung des Präsidenten) sehr persönliche Mittheilungen zu veröffentlichen. Man hat vorgeschlagen, die Farbigen sollten eine Summe von 200,000 Dollars für die Wittwe des Mannes aufbringen, der sie emanzipirt hat.

Der „New-York-Tribune" wird ein ausführlicher Bericht von dem amerikanischen Gesandten van Valkenburg über die Lage der Christen in Japan mitgetheilt. Darnach gibt es in Japan 20,000 römisch-katholische Christen, welche von Eingebornen abstammen, die vor ungefähr 200 Jahren zum Christenthume bekehrt wurden. Sie wohnen sehr zerstreut, und nur hier und da findet man größere Gruppen. Der Gesandte hat das Innere des Landes in verschiedenen Richtungen bereist, Karten und Pläne mitgetheilt und die Herausgabe derselben zugleich mit dem Druck der Reisebeschreibung vorbereitet. Dieselbe wird zahlreiche Details über die verschiedenen Verfolgungen liefern, deren japanesische Christen seit Langem ausgesetzt gewesen sind.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 261 Samstag, 2. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Wenige Augenblicke später wurde die Glasthür rasch geöffnet und ein junger Mann wankte herein, hochgewachsen, kräftig gebaut, mit dunkelbraunem Lockenkopfe, aber mit erblaßtem Gesichte, dessen angenehme offene Züge jetzt Schmerz und Abspannung verriethen. Seine Kleidung befand sich gänzlich in Unordnung; er trug den linken Arm in einer schwarzen Binde und Chemiset und Weste waren voller Blutflecken.

Sein Erscheinen erpreßte allen Anwesenden einen Ausruf des Staunens und Schreckens; doch er rief mit seiner wohlklingenden Stimme dazwischen: „Nur ruhig, ruhig! Es hat nichts zu bedeuten! Es freut mich, daß ich Euch Alle beisammen treffe, so kann ich Euch doch insgesammt mein kleines Abenteuer mittheilen. Aber es ist kaum der Rede werth. Ein spanischer Matrose hat mich in den linken Arm gestochen, draußen in St. Pauli im Joachimsthale, weil ich ihm in seiner Muttersprache bemerklich machte, es gäbe in Spanien so viele arme Edelleute, wie Zwiebeln auf dem Felde. Onkel war zufällig draußen in der Nähe und hat mich schon verbunden."

Die Kommerzienräthin erglühte vor innerer Empörung und rief, einer Ohnmacht nahe: „Matrose! — St. Pauli! — Joachimsthal; — O, wie entartet!"

Otto aber, der älteste Sohn und Kompagnon des Hauses, hatte indessen seine Mutter beruhigt und schritt jetzt zum Sopha, wo er sich ungenirt niederließ, mit den Worten: „Mit Erlaubniß, Großmütterchen, der Blutverlust hat mich erschöpft, ich will es mir etwas bequem machen an Ihrer Seite."

Einen größeren Schrecken aber hätte die Kommerzienräthin nicht empfinden können, wenn sich plötzlich ein Zulu-Kaffer an ihrer Seite niedergelassen hätte und mit einer heftig abwehrenden Bewegung rief sie: „Fort, fort! Umkleiden!"

Otto entgegnete aber lachend: „Ach, ich hatte gar nicht bemerkt, daß Großmütterchen heute mit der entsetzlichen Respekts-Halskette bewaffnet ist, sonst hätte ich mich nicht so leichtsinnig in Ihre Nähe gewagt, Gestatten Sie mir aber jetzt nur in aller Eile eine Tasse Thee zu trinken, denn die Zunge klebt mir am Gaumen; dann werde ich mich sogleich umkleiden."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, so trat sein Vater mit finsterer Miene in den Salon, dem sein Bruder, der Doktor Carlshof, ein sehr angesehener Arzt, folgte.

II.

Carlshof, der Vater, warf seinem Sohne Otto einen zürnenden Blick zu und gab ihm dann, ohne ein Wort zu reden, einen gebieterischen Wink, sich vom Sopha zu entfernen, wo die Kommerzienräthin noch immer in die Ecke gedrückt, und vor Zorn und Verdruß an allen Gliedern zitternd, saß.

Der Doktor Carlshof, ein nicht allzugroßer, wohlbeleibter, aber sehr beweglicher Mann, suchte nach seiner gewohnten Weise diese neue Mißhelligkeit in der Familie seines Bruders durch seinen derben Humor zu zerstreuen, indem er seinem Neffen zurief: „Da hat Er sich wahrhaftig häuslich niedergelassen, als ob gar nichts dergleichen vorgefallen wäre, und ich glaube gar, er will den Leichtsinn so weit treiben, jetzt eine Tasse starken Thee zu trinken. Wetterjunge! Weiß Er wohin Er jetzt gehört? Marsch hinauf, in's Bett. Ich werde gleich einen ordentlichen Verband um seinen Arm legen und ihm eine Diät verordnen und Arznei verschreiben und dreimal Wehe Ihm! wenn Er nicht allen meinen Verordnungen pünktlich Folge leistet."

Otto, der dem strengen Winke seines Vaters ohne Widerstreben gefolgt war und sich vom Sopha erhoben hatte, suchte jedoch gegen das Kommando seines Oheims allerlei Einwendungen zu machen, der sich aber dadurch gar nicht beirren ließ, sondern ihn, bei seinem gesunden Arm ergreifend, aus dem Salon hinauszog.

Nachdem sich Beide entfernt hatten, trat wieder eine Todtenstille unter den Anwesenden ein, und auf ihren Gesichtern malte sich bange Erwartung und eine höchst unbehagliche Stimmung, die sich am deutlichsten bei der Frau des Hauses aussprach.

Nach einer minutenlangen Pause, in welcher kein Wort gewechselt wurde, vermochte sie endlich ihrem Mutterherzen nicht zu gebieten und sprach schen und leise zu ihrem Gatten: „Aber bist Du auch überzeugt, daß Otto's Wunde wirklich nicht gefährlich ist?"

„Wie kann ich das wissen?“ entgegnete Carlshof unmuthig, der sich auf seinem gewohnten Platze, zur Linken seiner Mutter, aber in respektvoller Entfernung, niedergelassen hatte. „Mein Bruder wird uns sein Urtheil darüber mittheilen, wenn er den Verband angelegt hat.“

Aber die besorgte Mutter wünschte, daß sich ihr Gatte weiter aussprechen möge, denn sie wußte, daß er bald wieder in eine versöhnliche Stimmung versetzt wurde, wenn sein erster Zornesausbruch verraucht war. Sie suchte deßhalb auch nach den mildesten Ausdrücken und erwiderte: „Ich kann mich gar nicht genug darüber wundern, wie nur der Otto immer in solche Händel verwickelt wird?“

„Ich habe längst aufgehört, mich über irgend etwas zu verwundern, was Otto thut und treibt!“, warf Clarissa vorlaut dazwischen mit einer hochmüthigen Geberde: „Ich wünschte nur —“

Doch hier wurde sie von ihrem Vater unterbrochen, der ihr in strengem Tone zurief: „Ich wünschte nur, daß von dem Vorfalle jetzt nicht weiter gesprochen werde.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose vom Grabe.

(Zur Beherzigung für alle Kirchhofplünderer.)

Wer kennt das Band von Geisterhand gewoben?
Das magisch unser Sein gefesselt hält!
Wer schaut die Schwindelbrücke, die nach Oben
Der Seele Ahnung führt aus dieser Welt?
Wer findet das Geheimniß leiser Ahnung,
Die oft die Brust des Menschen still beschleicht?
Wer weiß die Ursach', wenn oft Todesmahnung
Beim frohen Fest die kalte Hand uns reicht?
Wer zieht das Netz aus dunklen Sympathien,
Das sich um beide Welten magisch schlingt?
Wer kennt den Cyklus jener Melodien,
Aus dem der Seele Gruß zur Seele klingt?
Kein Mensch kennt sie, doch ahnet sie das Grauen,
Das uns bei Geistermährchen süß umflicht.
Wir ahnen sie, wenn wir zum Himmel schauen
Um Mitternacht, wenn Mond und Sterne spricht
Wir ahnen sie an dunkler Stätte,
Wenn im Gemäuer Todtenwürmchen zirpt.
Wir ahnen sie am düstern Sterbebette,
Wenn uns im Arm ein Liebes stirbt.
Und solch' ein wundersam Ergebniß, dessen Ende
Sich ganz verliert ins unbegriff'ne Reich
Und wahr ist und doch nie Erklärung fände,
Wenn Ihr es mir erlaubt, erzähl' ich Euch:

Zu Augsburg war's am Tage Allerseelen,
Ein Fremder kam zu bleiben über Nacht;
Die Sonn' begann aus Nebel sich zu schälen,
Es war ein Nachmittag in Herbstes Pracht.
Er geht hinaus die Stadt sich zu beschauen,
Da strömt das ganze Volk zum Thor hinaus
Und Jung und Alt, und Kinder, Männer, Frauen,
Jedweder kommt mit einem Blumenstrauß.
Er folgt dem Zug, er mischt sich ins Gedränge
Und zieht mit allen Andern ruhig fort.
Zum Friedhof wallt die frommgestimmte Menge,
Nur beten hört man sie und sonst kein Wort.
Es ist ein schönes Fest, ein Fest voll Sehnen,
Das Gräberfest am Allerseelentag;
Da gibt's kein Antlitz, daß nicht naß von Thränen
Auf einem theuren Grab schon betend lag;
Wo gibt's ein Herz, das nicht mit leisem Pochen
Schon nieder sank an einem Leichenstein?
Wo ist ein Mund, der nicht schon leis gesprochen
Ein still Gebet am Leichenhügel klein?
Wo ist ein Aug', das nicht schon längst begossen
Das Kreuz, das einem theuren Todten gilt?
Wo ist die Hand, die nicht mit Blumensprossen
Schon eine Grabesurne hat umhüllt?
Wie viele Herzen gibt's, die einsam brechen?
Wie viele Thränen gibt's, die Niemand schaut?
Wie Viele, die des Jahrs nur einmal sprechen
Mit ihren Todten einen Herzenslaut.
Wie viele Schmerzen gibt's, wie viel Beschwerden,
Wie vielen Jammer, der am Herzen nagt,
Den Niemand hört, als nur in tiefer Erde
Ein Todter, dem man's in die Erde klagt?
Wie viel verborg'ne, blut'ge Herzensstunden,
Wie viel verhehlte, bitt're Seelenqual
Erschließen ihre tiefzerschlitzten Wunden
Im Leben nur an einem Grabesmal!
Wie Viele sind, die ungeliebet gehen
Mit einer Brust voll Liebe durch die Welt,
Die eine Todte nur zum Wiedersehen
Am Allerseelentag hinausbestellt!
Wie viele Mütter stillen hier mit Zähren
Auf dürrem Sand ihr früh verblichen Kind!
Wie viele Waisen kommen und begehren
Vom Grab ein Herz, das mütterlich gesinnt!
Und alle diese Schmerzen, Thränen, Klagen
Schmückt sich der Mensch mit bunten Blumen aus,
Und Blumenkränze, Rosensträuße tragen
Die Lebenden den Todten stets hinaus.
Geschmückt wird jedes Grab, an jedem Steine
Glänzt ein Gewind von Blumen, Band und Laub,
Und von der Grabeslampe düst'rem Scheine
Erhellt sich rings der Todtenhügel Staub.
Und Jeder eilt, ein theures Grab zu zieren,
Und überall wind't sich um Kreuz und Stein
Ein Kranz, ein Namenszug aus Blumenschnüren,
Ein Herz aus Grabmoos und Vergißnichtmein.
Der fremde Mann allein, er geht herauf, hernieder
Von Grab zu Grab und Wehmuth füllt sein Herz;
Da hört er plötzlich Klang der Todtenlieder,
Er wendet sich und spähet allerwärts:
Und sieh, am Saum der Kirchhofsmauer
Gräbt man ein frisches Grab im Wiesengrund,
Gebracht wird dann ein Sarg, voll tiefer Trauer
Ist Alles, was da steht, in Kirchhofsrund;
Ein Mädchen ist's, im Frühling ihrer Jahre
Gemäht aus ihres Lenzesblumenbeet;
Ein Brautkranz ruhet auf der Todtenbahre,
Der Bräutigam gebeugt und schluchzend steht.
Ein heißes Weinen und ein bitt'res Klagen
Zerreißt ringsum die stille Abendluft
Und alle weinten, die die Bahre tragen;
Ein still Gebet folgt nach ihr in die Gruft,
Und als geschlossen war die Grube
Schmückt schluchzend der Geliebte dann das Grab
Mit Rosen und mit Blumen wie die Stube
Der Lebenden mit seiner Liebe gab!
Und nach und nach verlieret sich die Menge
Und stiller wird's, der Kirchhof wird schon leer;

Dem fremden Manne wird das Herz so enge,
Ein bang Gefühl ergreift die Brust ihm schwer.
Er hat da unten wohl auch was verborgen?
Wohl seines Daseins höchstes Gut?
Der Tod, er kommt gar gern am frühen Morgen,
Die Knospe bricht er gern in Jugendgluth.
Die grünen Scheitel liebt er, nicht die grauen,
Die rothen Wangen, nicht die altersbleich,
Bei Lebenssatten läßt er sich nicht schauen,
Bei Lebensfrohen da erscheint er gleich;
Das Jammerhaupt auf hohle Brust gesunken,
Das trägt er nicht ins letzte Schlummerbett;
Das Haupt, umstrahlt von gold'nen Glücksfunken,
Das führt er gern ins grüne Kabinet.
Das Herz nicht bricht er sich, das nicht gebunden
An diese Erd' durch süßer Liebe Band;
Doch, wo ein Herz zum Zweiten sich gefunden,
Da reißt sie auseinander seine Hand;
Und wo ein Leben stehet ungeborgen,
Läßt einsam er's, der Utermuschel gleich;
Da wo ein Leben für ein zweit's muß sorgen,
Das führet er in sein umdunkelt Reich.
Und was der Mensch der Liebe gibt im Leben,
Das gibt der Mensch der Liebe auch im Tod:
Ein Blumenblatt, ein Aug', wo Thränen beben
Und ein Gebet im stillen Abendroth!
Dieß denkend, bücket sich der Fremde nieder
Und pflückt vom frisch geschmückten Grab der Braut
Sich eine Rose ab und geht dann wieder
Zum Kirchhof n'aus, weil schon der Abend graut;
Und als er durch des Kirchhof's Thür will schreiten,
Da fällt ihm plötzlich eine Tafel auf,
Die an der Pforte stehet rechts zur Seiten;
Und, deutlich groß zu lesen ist darauf:
„Ihr Wand'rer ehrt das Eigenthum der Todten!
Der Gräber Schmuck sei Euch ein Heiligthum!“
Er liest mit Schreck, was Frömmigkeit geboten, —
Verletzt hat er der Todten Eigenthum!
Zwar falsche Scham läßt ihn zurück nicht kehren,
Die Rose hinzulegen auf das Grab,
Doch kann er eines Wehgefühls sich nicht erwehren,
Das ihm der Tafel Inschrift peinlich gab.
Und sinnend kehrt er heim; in seinen Händen
Die Grabesros', beschaut sie unverwandt,
Will bald zurück, an ihren Platz sie senden,
Bald nennt es Aberglaube sein Verstand;
Doch ist's ein Etwas, das mit schwerem Bangen
Die Brust ihm füllt, als er allein;
Er setzt die Grabesrose schmerzbefangen
Vor Schlafengeh'n in eine Vase ein.
Er schließt die Thür und ist zu Bett gegangen,
Die Rose vor sich auf dem Lesetisch;
Sein Blick bleibt magisch an der Rose hangen,
Die aufgeblüht ist in dem Wasser frisch;
Und also sinnend, trachtend, voll Gedanken
Thut er die Lichter aus und schlummert ein.
Zerflossen ist die Welt, ein loses Schwanken
Von Bildern schwirrt um ihn in buntem Schein.
Er hört beim Namen leise sich gerufen,
Er richtet sich im Bette sitzend auf;
Da naht's mit leisen Tritten auf den Stufen
Stets nah und näher geisterhaft herauf;
Die Thür geht auf und in das off'ne Zimmer
Tritt eine Jungfrau, blaß im weißen Kleid,
Vor ihr her geht ein ungewisser Schimmer;
Ein frischer Brautkranz ist ihr ganz Geschmeid',
Und immer näher jetzt sieht er sie schweben
Dem Tisch, auf dem die Rose steht
Entsetzen faßt ihn an, ein tief Erbeben
Durch alle seine Lebenspulse geht.
Und immer näher schwebet sie und deutet
Mit einem Finger auf die Rose hin,
Indeß die and're Hand sie ausgebreitet,
Mit der sie winket ihr zu folgen ihm.
„Du hast mein Eigenthum mir heut' genommen,
Mein Todteneigenthum aus Liebeshand;
Drum sollst Du Frevler mit mir kommen
Und setz' die Rose mir an Grabesrand!“
Und willenlos folgt er dem Blick, dem stieren,
Die Rose in der Hand folgt er ihr nach;
Die Schlösser öffnen sich, des Hauses Thüren,
Und auf die Straße kommen sie gemach.
Die Todte stets voran, mit weißem Finger
Ihn nach sich winkend durch die öde Stadt,
So folgt er ihr hinaus vor Thor und Zwinger
Zum Kirchhof hin, der sich geöffnet hat.
Sie schwebt hinein, er auch, die Pfortenflügel
Sie schlagen dröhnend hinter ihnen zu;
Sie winkt ihn hin zum frischen Grabeshügel,
Das Grab es öffnet willig sich im Nu.
Hier ruft sie dumpf und zeiget auf die Stelle,
An der die Rose fehlt, die er geraubt,
Und steigt in's Grab und an der Grabesschwelle,
Da wend't noch einmal sie das blasse Haupt,
Und wie er mit der Ros' sich bückt hinunter,
Und wieder gibt der Todten Eigenthum,
Da faßt sie ihn und zieht ihn mit hinunter
Und zieht ihn fort in's stille Gräberthum.
Da faßt ihn an ein Grausen und Entsetzen,
Der Brust entwindet sich ein Schreckensschrei
Und er erwacht — und Schweißestropfen netzen
Sein Angesicht, auf seiner Brust liegt Blei.
Er springt empor, — schon dämmern Morgenstunden,
Sein erster Blick, er sucht die Ros' vom Grab':
Die Ros' vom Grabe aber war verschwunden
Und keine Spur mehr Kunde von ihr gab.
Wie so das kam? Wer hat denn je gefunden
Noch die Parole zu der Wundermacht,
Die oft von Welt zu Welt die leisen Kunden
In ahnungsvollen Schauerstunden macht?
Denn jeder Mensch in seinem eig'nen Herzen
Trägt einen Kirchhof still mit sich herum,
Da drinnen brennen düst're Trauerkerzen
Und theure Todte liegen bleich und stumm.
Und eingesenket in die Herzenskammer
Steht Sarg an Sarg, ein theures Schattenreich;
Und wir besuchen oft in unserm Jammer
Die Gräber in dem eignen Herzbereich.
Und mitternächtlich, wenn entflieht der Schlummer,
Der Mensch beim eigenen Gedanken wacht,
Besucht den Herzenskirchhof voller Kummer
Und feiert so die Allerseelennacht,
Und windet Kränze aus verfloss'nen Stunden
Und pflücket Rosen der Erinnerung
Und Blumen, der Vergangenheit entwunden,
Sie werden auf den Gräbern frisch und jung.
Und er begießt mit Todtenopferthränen
Die Leichenhügel in der eig'nen Brust,
Und spricht sie an mit heißem Liebessehnen,
Ihr Angedenken ist ihm tief bewußt.
Drum soll der Mensch nur stets mit Liebe sprechen
Von allen Todten, so von Freund wie Feind,
Soll nicht den Stab dem Angedenken brechen,
Er bricht das Herz von dem, der sie beweint.
Dem Abgeschied'nen sei nur Lieb' geboten,
Erinn'rung sei uns stets ein Heiligthum;
D'rum Menschen ehrt das Eigenthum der Todten —
Erinn'rung ist der Todten Eigenthum! —

Mannigfaltigkeiten.

[Ein reicher Armer.] In Petersburg ist jüngst ein reicher Armer im Hause der Gräfin Orloff-Denissoff gestorben. Es war dieß ein ehemaliger Hofmann der Gräfin, Namens G. Komaroff, der 25 Jahre bei ihr als Koch gedient hatte, dann freigelassen worden war und eine Pension und Wohnung erhalten hatte. Komaroff war stets geizig gewesen, in zerlumptem Anzuge einhergegangen und hatte sich die nothwendigste Speise entzogen. Als er im September krank wurde und die Gräfin ihn fragen ließ, ob er ihr keinen Auftrag zu geben habe, ließ er ihr sagen, daß er außer seinen Lumpen nichts besitze. Nach seinem Tode fand man bei ihm ein Vermögen von 67,500 Rubeln, welches, da er ohne Testament gestorben, an seinen Bruder, einen Bauern, fällt, während seine beiden außer der Ehe erzeugten Töchter arm bleiben.

[Druckfehler.] Welche Sinnentstellung oft ein einziger Buchstabe hervorbringen kann, davon mag folgende Zusammenstellung von Druckfehlern (oder richtiger Satzfehlern) Zeugniß geben. In der Anzeige von dem Tode eines Virtuosen las man: „Er dudelte drei Jahre.“ (Duldete.) — Im „Leipziger Tagblatt“ stand: „Ein Gutsherr beabsichtigt, seine sämmtlichen Güter zu versaufen.“ (Verkaufen.) — „Der Mann verhielt sich ganz massiv dabei.“ (Passiv.) — Es erschien in einem öffentlichen Journale der Dank eines Ehemannes, dessen Frau von einem geschickten Arzt in einer gefährlichen Krankheit glücklich kurirt wurde. Diese Danksagung enthielt einen äußerst drolligen Druckfehler, welcher alle schönen Phrasen ins Lächerliche zog. Es hieß nämlich am Schluß: „Der geschätzte Doktor hat die Krankheit meiner geliebten Frau mit der ihm eigenen Geschicklichkeit einer baldigen Beerdigung (statt Beendigung) zugeführt.“ Ein sehr komischer Druckfehler ist der in dem Göthe'schen Gedichte, wo statt: —

„Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus —“

gedruckt stand: —

„Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus.“

Einen ebenso originellen Druckfehler enthält das unlängst erschienene „Dichterbuch aus Oesterreich“, in welchem A. Pichler in einem Epigramm, das die Vorzüge des Südens und Nordens gegeneinander hält, sagt: „Syrischer Salben Geduft spendet der nordische Speik.“ Der Setzer wußte ohne Zweifel nicht, daß der Speik eine herrlich duftende, reizende Alpenblume ist; der Korrektor wußte es ebenso wenig und der Herausgeber noch weniger. So kam es, daß man jetzt den oben zitirten Vers im Dichterbuch in folgender Gestalt liest und anstaunt:

„Syrischer Salben Geduft spendet der nordische Speck.“

Für den Dichter gewiß ein höchst fataler Druckfehler!

[Nur praktisch.] Bursche: „Sie, Herr Expeditor, die Marke pappt net.“ — Schalterist: „Ei was, Kerl, hast wieder so lang d'ran herumgeleckt, bis aller Gummi weg war, gelt?“ — Bursche: „Könnten 'S mir net ein bißl Gummi geben, daß sie wieder pappt?“ — Schalterist: „Gummi hab' ich schon da im Gläsl. Streck die Zung r'aus, Mannsbild! (Er bestrich ihm die Zunge mit einem Pinsel.) So, jetzt leckst an die Marke, dann pappt sie g'wiß!“

In der Kohlengrube Shirland in Derbyshire wollte in der vorigen Woche einer der Arbeiter einen Geist gesehen haben, und die übrigen Grubenleute standen so sehr im Bann des Aberglaubens, daß ihrer zweihundert sich weigerten, einzufahren. Bis jetzt ist das Gespenst Herr der Gruppe geblieben.

In Hohenschwangau und Umgegend wurde am 26. v. Mts. eine Erinnerungsfeier an den vor 25 Jahren (am 26. Oktober 1842) auf der Burg Hohenschwangau erfolgten Einzug Max II. und der Königin Marie durch Illumination, Bergfeuer, Feuerwerk ꝛc. begangen.

Räthsel.

Kennst du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennst du der Liebe trauliches Symbol?
Das feste Band, das sich um Freunde windet,
Des Fürsten Heil, des Vaterlandes Wohl?
An Stärke muß ihm Stahl und Eisen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen stillen Feind,
Streichst du des hohen Wortes erstes Zeichen,
Hast du die finst're Macht, die ich gemeint.
So lang die Welt steht, liegen diese Beiden
Im Kampf um höchstes Leid und höchste Lust,
Halt fest am Ganzen, laß sie immer streiten
In deiner stillen und zufried'nen Brust.

Auflösung der Charade in Nr. 252:
Tischwein.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 262 Montag, 4. November 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt mich Alle hier für arm gehalten," begann Margarethe nach einem tiefen Athemzuge, „und es war mein schönster Traum, daß er einstmals, wenn die Erkenntniß ihm gekommen, der armen Mutter an das Herz sich legen würde. — Es hat nicht sein sollen!" fuhr sie mit einem Seufzer fort, „und nun vermag ich nur statt des warmen Mutterherzens ihm kaltes Metall zu bieten. Ich habe genug davon, um ihm wohl Alles zu ersetzen, was er jetzt verloren, und was ich habe, gehört von diesem Augenblicke ihm. Nur seinetwegen hat es ja für mich einst selber Werth gehabt. Ich habe bereits das Nöthige geordnet," fuhr sie mit einem neuen Seufzer fort, ein zusammengefaltetes Papier aus ihrem Busen ziehend, „was nöthig ist, um ihn in den unbestrittenen Besitz dessen, was seine Mutter ihm zurückzahlt, zu bringen; und wenn ich nicht mehr hier bin, Fred, dann übergeben Sie ihm dieß!" Sie schien mit Mühe ihre Haltung zu bewahren, als sie dem Bedienten das Papier reichte, und dieser, welcher mit immer größer werdenden Augen ihren Worten gefolgt, schien kaum zu wissen, ob er das Gebotene in Empfang nehmen solle; Louise aber war in voller Ueberraschung aufgesprungen.

„Ach, Mutter Margarethe, das kommt ja Alles so plötzlich, daß mir der Kopf schwirrt; was wollen Sie denn thun; Sie dürfen doch um des Himmels willen nicht von uns?" Auch Fred setzte jetzt zum Sprechen an; die Frau aber winkte mit einer bestimmten Bewegung Beiden Ruhe.

„Sei glücklich, Kind," sagte sie zu dem Mädchen gewandt, „und frage dann nicht weiter. Was ich bedarf, ist wenig, und die Arbeit, die mich so lange treu erhalten, und mir allein den Schmerz hat tragen helfen, wird es auch weiter thun. Damit Ihr aber Alles wißt, will ich mit wenig Worten Euch das Nöthige sagen." Sie senkte leise, wie sich sammelnd, den Kopf, und begann dann, ohne ihre Stellung zu ändern: „Sie, Friedrich, kannten mich, als ich, ein armes Weib, verzweifelnd meinem mir geraubten Kinde nachrief. Als ich damals allein gelassen und gezwungen war, für einen neuen Unterhalt zu sorgen, da ward ich Wirthschafterin auf einem Gute, wo vor mir Keine länger als einige Monate ausgehalten. Es war ein grober, launiger Herr da, ein alter Junggeselle, dem Keines etwas zu Danke thun konnte. Was kümmerte das aber mich? Ich hatte nur Ohren für die peinigenden Stimmen in mir, that meine Arbeit ruhig weg und fühlte wohl kaum viel von dem, was um mich her vorging. Manches Jahr verstrich, da ward der Herr krank. Es war kein Uebel, das den Menschen rasch tödtet; es zehrte langsam, aber an seinem innersten Lebensmarke, und von Monat zu Monat ward das Loos Aller, die von seiner Laune abhingen, unerträglicher. Ich allein, die still ihren Weg ging, mochte Sturm oder Sonnenschein in der Herrenstube sein, hatte ruhig in meiner Lage ausgehalten, und bald war ich es auch allein, die er noch neben sich dulden wollte. Endlich legte er sich auf's Lager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte; aber Jahr auf Jahr verging noch, in denen ich oft Wochen lang kaum von seiner Seite weichen durfte, in denen mein ganzes Dasein nur für ihn und seinen Willen geschaffen schien, in denen die Pflege eines langsam hinsterbenden Körpers, worin sich dennoch der Geist frisch und klar erhielt, meine schwere Aufgabe war, ehe er von seiner Qual erlöst wurde. Und mochte es nun Dankbarkeit gegen mich, oder Haß gegen seine Verwandten sein, die oft nur kamen, um sich über die Zähigkeit seines Lebens zu ärgern — als er todt war, fand sich, daß er mich zur Erbin von Allem, was er hinterlassen, eingesetzt. Vielleicht hätte ich dem Sturme, welcher sich von Seiten der übergangenen Verwandten jetzt gegen mich erhob, nicht widerstanden, wenn nicht der Gedanke an mein verlorenes Kind gewesen wäre — ihm mußte ich erhalten, was mir rechtlich gehörte." Plötzlich schrack die Sprecherin, sich unterbrechend, auf, und horchte. „Das ist sein Schritt, er kommt hierher," sagte sie hastig, sich von ihrem Stuhle erhebend; „nun ja, noch einmal muß ich ihn ja sehn; doch bleibe neben mir, Louise, Dich liebt er ja, daß nicht sein erster Blick im Unmuth auf mich falle!" Und wie in peinlicher Angst faßte sie den Arm des Mädchens, dieses mit sich nach der entferntesten Ecke ziehend. Fred schüttelte kurz mit dem Kopfe, trat aber, als die Thür sich öffnete, seinem bisherigen Herrn in gewohnter, erwartender Haltung entgegen.

Henry war, den Blick zu Boden gesenkt, eingetreten und blieb zwei Sekunden lang, wie in Gedanken versunken, stehen; dann sagte er: „Ich wünsche, Fred, daß Sie morgen, nachdem ich das Haus verlassen habe, die gesammte Ausstattung der Wohnung dem Gerichte überliefern, sie gehört mir nicht mehr. Daß nicht auch hier längst Alles mit Beschlag belegt ist, scheine ich nur einer mitleidigen Rücksicht meiner Gegner zu verdanken, die ich am allerwenigsten annehmen mag."

„Recht gut, Sir," nickte Fred mit einem Ausdruck von eigenthümlicher Laune, „aber ich muß bei alledem mir einen kleinen Einspruch erlauben. Die Hausmiethe ist noch für Monate bezahlt, und eine andere Wohnung würde Geld kosten; auf den bloßen Dielen hier werden Sie aber ebenso wenig schlafen können, als ich. Und wenn Sie auch auf uns Beide keine Rücksicht nehmen wollten, so sind doch hier noch Leute, die so gut wie zur Familie gehören!"

Henry hatte bei den letzten Worten in sichtlicher Verwunderung rasch den Kopf aufgerichtet, erbleichte aber, als sein Blick die Gruppe der beiden Frauen entdeckte. „Louise!" stammelte er, „Gott und Herr, auch das noch!" aber das Mädchen war schon, ihrer Empfindung nachgebend, auf ihn zugestürzt, und hatte seine beiden Hände zwischen die ihrigen genommen.

„Henry, Henry, hier bin ich!" rief sie, in das schmerzvoll verzogene Gesicht des jungen Mannes aufblickend, „und will ich nie wieder von Dir gehen. Jetzt steht keiner Anderen Gespenst mehr zwischen uns, und liebst Du mich nur noch, wie Du mir einst gesagt, so soll auch keine Macht der Welt uns wieder trennen. Ich will Dein Trost sein, wenn Dir finstere Stunden kommen, will mich und meine Liebe gegen Alles stellen, was Dir zu nahe treten wollte —"

„Um Gottes willen, halt ein, Mädchen," rief der junge Mann mit zitternder Stimme, der er hörbar umsonst Haltung zu geben versuchte; „Du sprichst Unmöglichkeiten aus, und brichst mir das Herz, wo es seine ganze Stärke braucht. Was willst Du hier bei ihm, der Dich beleidigt und der Dir nicht die kleinste Genugthuung mehr bieten kann? der jetzt so arm ist, wie des Menschen Sohn, und nicht den Stein hat, um sein Haupt darauf zu legen? der nicht gelernt, um nur das trockene Brod sich zu verdienen? Willst Du das Paradies, das ich in Dir verloren, mir nochmals vor die Augen führen — willst Du mich ärger strafen, als ich schon gestraft bin?" Bei seinen letzten Worten aber hatte Louise ihre beiden Arme um seinen Hals geschlungen.

„O, nicht bitter sein, Henry," rief sie flehend, „vertraue doch nur und es wird Alles gut werden!" Er indessen schien sich von ihr losreißen zu wollen und doch nicht zu können.

„Du kennst ja das Leben nicht, Du harmloses Kind," erwiderte er in ausbrechender Seelenpein, „sei es genug des letzten Glückes und der letzten Qual — laß mich, Louise, Du, mein Ideal und mein Leben — laß mich, damit ich nicht zum Feigling an mir selbst werde — es ist ja Alles umsonst!" Ehe er aber sich noch von ihr losgewunden, hatte sie selbst ihre Arme von seinem Halse gelöst und wandte sich halb weinend nach der Frau hinter ihr zurück.

„O, Mutter Margarethe, er hört mich nicht, so sprechen Sie doch jetzt das rechte Wort zu ihm!"

(Schluß folgt.)

Adele.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Ausspruche schien er aber nicht allein seine Tochter, sondern auch seine Mutter sehr empfindlich verletzt zu haben, denn die Frau Kommerzienräthin streckte ihren Hals und schüttelte so heftig mit dem Haupte, daß die goldene Kette zusammenklirrte, wobei sie ausrief: „Ich hoffe, der Herr Sohn werden doch wenigstens seiner Mutter erlauben, ihre Meinung über den Vorfall auszusprechen. Ich aber meine, daß die Aufführung Ottos, allem Anstande Hohn sprechend, unsere Familie entehrend, unverantwortlich und ganz abscheulich ist. Wie aber die Frau Schwiegertochter noch von Verwunderung sprechen kann, da sie doch selbst durch ihre allzu nachsichtige Erziehung den Grund zu dieser Ausartung gelegt hat, ist mir unbegreiflich. Es wird ein Ende mit Schrecken nehmen und mir ahnet Entsetzliches!"

Als ob irgend eine grausige Sibylla eine beängstigende Weissagung ausgesprochen hätte, durchzuckte ein unheimlicher Schauer alle Anwesenden und Niemand wagte eine Antwort.

Dieses bange Schweigen aber dauerte ununterbrochen fort, bis der Doktor wieder eintrat, und mit der harmlosesten Miene ausrief: „Keine Gefahr! Keine Fleischwunde — kaum einen halben Zoll tief — wird von selbst heilen. Habe ihm drei Tage Stubenarrest diktirt, und damit basta!"

Um aber das Gespräch von dem traurigen Vorfall abzulenken, ließ er sich in der Nähe seines Bruders nieder und richtete die Frage an ihn: „Hast Du kürzlich Nachrichten von Deinem Albert gehabt? Ist er wieder hergestellt?"

Albert war der zweite Sohn Carlshofs, gleichfalls Compagnon des Hauses und versah den Posten des Geschäftsreisenden. Er hatte jedoch auf seiner letzten Reise einen schweren Unfall erlebt. In Rheinpreußen hatte er sich in einer ziemlich wüsten Gegend verirrt, der Abend überfiel ihn, und auf dem ungebahnten Wege stürzte sein Cabriolet um, wodurch er sehr gefährliche Verletzungen erlitt. In einer nahegelegen Ziegelbren-

nerei erhielt er gastliche Aufnahme, und da er nach dem Ausspruche des aus dem nächsten Städtchen herbeigerufenen Arztes nicht weiter reisen durfte, so wurde ihm in dem Hause des Ziegelbrenners auch die freundlichste Verpflegung während seiner Krankheit zu Theil.

„Alberts letzter Brief datirt aus der Schweiz", entgegnete Carlshof auf die Frage seines Bruders. „Er schreibt, daß er vollkommen wieder hergestellt sei und sich zur Rückreise rüste, so daß wir ihn jetzt jeden Tag erwarten können."

„Seine Ankunft soll mich erfreuen", glaubte die Kommerzienräthin bemerken zu müssen, „denn obgleich unsere Ansichten in vielen Fällen durchaus nicht übereinstimmen, so ist er doch jedenfalls ein junger Mann, der überall den Anstand zu beobachten weiß."

Sie ahnte jedoch nicht, wie bald sie sich auch in ihm getäuscht finden sollte; denn sie hatte kaum ausgesprochen, so trat ein alter Diener ein und meldete: „Der junge Herr Carlshof ist so eben von seiner Reise zurückgekehrt und wird die Herrschaften hier im Pavillon begrüßen."

„Hoffentlich, nachdem er sich umgekleidet hat", gab die Kommerzienräthin mit wichtiger Miene zu verstehen.

Aber Albert trat gleich darauf in seinem vollen Reise-Kostüm in den Salon und umarmte seine Mutter herzlich, die sich rasch erhoben hatte und ihm entgegengeeilt war.

Aber er war nicht allein gekommen, denn er hatte ein weibliches Wesen ganz in Shawls und Schleier gehüllt, an der Hand mit sich eingeführt.

„Und wen bringst Du uns da?" rief seine Mutter schüchtern auf die Fremde deutend.

Albert hatte indessen seiner Begleiterin den schwarzen Schleier zurückgeschlagen, und ein allerliebstes, jugendlich frisches, freundliches Gesichtchen blickte scheu unter der Umhüllung hervor.

„Ich habe mir ein liebes Weibchen mit heimgebracht", rief Albert, sie näher zur Gesellschaft führend. „Ich bitte für sie um freundliche Aufnahme in unseren Familienkreis. Sie ist die Tochter des Ziegeleibesitzers Winterfeld — meine Lebensretterin!"

Und wieder ertönte ein Ausruf des Staunens und Schreckens, dessen Ausdruck sich bei der Kommerzienräthin bis zum starren Entsetzen steigerte, durch die ganze Gesellschaft. Nur der Doktor nickte seinem Neffen und dessen niedlichem Weibchen wohlgefällig zu.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

Unter zahlreicher Betheiligung des Publikums fand am 29. und 30. Oktober ds. Js. vor dem Schwurgerichte zu **Straubing** die Verhandlung statt gegen den des Verbrechens des Mordes und Raubes angeklagten Taglöhner Josef Staringer von Bruckbergerau, Landgerichts Moosburg, und gegen dessen Ehefrau wegen des Verbrechens der Theilnahme an diesen verbrecherischen Unternehmungen. Die Anklage gründete sich auf folgende Thatsachen: Am 15. Januar ds. Js. begab sich der israelitische Handelsmann Max Weiß von seinem Wohnorte München Geschäfte halber nach Moosburg. Dortselbst suchte ihn des Nachmittags der frühere Gütler Josef Staringer auf, der bei Weiß schon seit zehn Jahren als Schmuser Dienste leistete, und machte ihm kund, daß er ihm für die Grillschwaige bei Niederaibach, 4 Stunden von Landshut isarabwärts gelegen, welche Weiß wegen ihrer Entlegenheit schon längst gerne veräußert hätte, einen Käufer wisse. Weiß möge nur des andern Tages nach Edelkofen kommen, dortselbst wolle er ihn mit dem Kaufsliebhaber erwarten, und dann wollten sie sich nach Niederaibach zur Besichtigung der Schwaige begeben. Weiß hatte Anfangs wegen anderweitiger Geschäfte keine große Lust. Staringer redete ihm aber dringender zu, und als sich Weiß endlich dazu herbeiließ, des andern Tages zu kommen, so machte er ihn noch besonders darauf aufmerksam, ja viel Geld mitzunehmen, denn es ließe sich vielleicht ein vortheilhafter Tausch oder dieses oder jenes abschließen. Nachdem Weiß zugesagt hatte, begab sich Staringer zurück in seine Wohnung nach Edelkofen und sagte ganz vergnügt zu seinem Weibe: „Er kommt schon, ich habe schon soviel gemacht, daß er kommt!" Andern Tages, den 16. Januar, es war ein neblich trüber, erst gegen Mittag aufgehellter Wintertag, es lag viel Schnee — kam Morgens gegen 8 Uhr Weiß mit einem einspännigen Chaischen nach Edelkofen, hielt vor der Wohnung des Staringer, und ohne daß Weiß, der kutschirte, ausgestiegen war, nahmen alsbald Staringer und eine dritte Person, der angebliche Kaufsliebhaber, im Wägelchen Platz. Mit diesem Augenblicke war das furchtbare Schicksal des Weiß besiegelt, der, wie man später erfuhr, in Brieftaschen, in einem Reisesacke und in dem versperrten Chaisenkasten außer seinen Geschäftsbüchern an Staatspapieren, Pfandbriefen, Ostbahnaktien, Wechseln, Gold- und Silbergeld eine Summe von nahezu 30,000 fl. bei sich hatte, außerdem aber auch noch goldene Ringe, eine goldene Uhr, eine silberne Tabaksdose und eine doppelläufige Pistole mit sich führte. Sie fuhren über Bruckberg auf der Straße, die nach der Münchnerau führt, aber Weiß kam nicht nach der Grillschwaige. Wohl aber fuhr an jenem Tage Nachts 11 Uhr ein einspänniges Fuhrwerk in Straubing zum Ludwigsthore hinein, worin ein Mann saß, während ein zweiter neben dem todtmüden abgehetzten Pferde einherging. Sie fragten nach einem Wirthshause und wurden zum Steinerbräu gewiesen, wo sie einstellten. Die Person, die im Wagen gesessen war, entfernte sich alsbald, aber auch der zweite, nachdem sie sich für den Bräuer von Geishausen ausgegeben hatte, ging fort, ohne beim Steiner-

bräu etwas zu genießen, oder daselbst zu übernachten. Das Fuhrwerk blieb am 17. in Straubing stehen.

(Schluß folgt.)

Der Allerseelentag.

Ein Bild aus dem Jahre 1866.

1.

Am Bette sitzt die Mutter,
Die Tochter liegt darin.
„Willst du nicht aufsteh'n, Gretchen?
Ist denn verwirrt dein Sinn?" —

„Ich kann nicht aufsteh'n, Mutter!
Ich bin am Herzen krank;
Ich denk' an den todten Heinrich,
Der erschossen niedersank."

„Steh' auf, wir gehen zur Kirche
Am Allerseelentag;
Beim Opfer der heiligen Messe
Das Herz dir heilen mag."

2.

Sie beten in der Kirche
Für alle Gestorb'nen heut',
Es singen: Requiescant
In pace! so fromm die Leut!

Die Mutter kniet in der Kirche,
Die Tochter ihr zur Seit',
Das Auge niederschlagend
In tiefem Gram und Leid.

Es steht eine Todtenbahre
Im Tempel, von Kerzen umstellt;
Daneben betet der Priester,
Zum betenden Volke gesellt.

Er sprengt mit geweihtem Wasser
Den schwarzen Sarg und singt
Andächtig das De profundis,
Voll Wehmuth durch's Herz es dringt.

Es denken geschiedener Lieben
Beim Beten so fromm die Leut';
Für alle armen Seelen
Wird ja gebetet heut'.

Es betet so manche Mutter
Für ihren erschossenen Sohn,
Dem in dem Bruderkriege
Das junge Leben entfloh'n.

Es betet so manches Mädchen
Für den todten Bruder heut',
Der nicht die Todeswaffen
Der Pickelhauben gescheut.

Und Gretchen betet so innig
Zum ewigen Vater jetzt,
Von ihren heißen Thränen
Der Betstuhl wird benetzt.

„O ewiger Herrscher der Welten,
Dir sei mein Leid geklagt;
Erbarme Dich meiner, o Vater!
Der Kummer mein Herz zernagt.

Ich hatte einen Geliebten,
Ach, Heinrich, ich war ihm so gut;
Er stand auch in dem Kampfe
In heißer Heldengluth.

Als rufend zum Todeskampfe,
Die Trommel gewirbelt so laut,
Im dichtesten Kugelregen
Da hat man ihn geschaut.

Und eine preußische Kugel,
Die traf ihn in die Brust;
Als Leiche sank zu Boden,
Er, meine einz'ge Lust.

Barmherziger Vater im Himmel,
Ach! ende mein tiefes Leid.
Vereine mich mit Heinrich,
Zu sterben bin ich bereit." —

3.

Die Mutter und ihr Gretchen,
Die schlafen im Kämmerlein.
Da sieht die Mutter im Traume,
Wie Heinrich tritt herein.

Mit seiner Hand er zeiget
Auf die blutige Todeswund',
Und reichet dem weinenden Gretchen
Die Hand zum Liebesbund.

Da ward beim Morgengrauen
Die Mutter wieder wach;
Da hört sie zum Tode rufen
Das Käuzlein auf dem Dach.

Und als nach ihrem Gretchen
Die liebende Mutter sah;
Da lag es als eine Leiche
Mit lächelnder Miene da.

Die Mutter faltet die Hände
Und spricht ein fromm Gebet,
Worin sie für die Seelen
Von zwei Gestorbenen fleht.

Julius Kuttor.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 263 Dienstag, 5. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

III.

Es war, wie man zu sagen pflegt, als ob ein Engel durch das Zimmer geflogen wäre, während der großen Pause, die auf Albert's Vorstellung seiner jungen Gattin, in der Gesellschaft eintrat. Die Letztere war mit engelgleicher Anmuth, bis zu der von ihr zurückgewichenen Mutter ihres Alberts hingeschwebt, und hatte ihr treuherzig die Hand geboten, die auch scheu und zögernd angenommen wurde.

Die Uebrigen aber verharrten noch einige Augenblicke in ihrem starren Entsetzen und hielten sich dann, mit mehr oder weniger finsterm Ausdrucke, wie unfreundliche Dämonen von der lieblichen Erscheinung zurückgezogen.

Endlich unterbrach der Kaufmann Carlshof zuerst das bange Schweigen, indem er zu ihm sprach: „Ein seltsamer Spaß, den Du Dir da mit uns erlaubst! Denn Du willst uns doch wohl nicht Glauben machen, daß Du Deine kindliche Pflicht so weit vergessen, ohne Wissen und Willen Deiner Eltern eine Wahl zu treffen und Dich zu verheirathen?“

„Dann muß ich Ihnen wohl den Glauben in die Hand geben;“ erwiderte Albert finster, aber entschlossen und zog ein Papier hervor, welches er seinem Vater darreichte; „dieß ist mein Trauschein, in bester Form ausgestellt. Ich will es nicht in Abrede stellen, daß ich meine kindliche Pflicht wirklich verletzt habe; aber es geschah in der festen Ueberzeugung, daß meine Eltern doch niemals ihre Einwilligung zu der Verbindung, zu welcher ich nun einmal unwiderruflich entschlossen war, gegeben haben würden; obgleich mein ganzes künftiges Lebensglück darauf beruhete. Deßhalb will ich nun meine Eltern aufrichtig um Verzeihung bitten und werde mich ihrem Zorne beugen, wenn sie mich durch denselben strafen wollen. Zugleich aber muß ich Sie auch ersuchen, Ihren Groll nicht bis auf mein armes, unschuldiges Weibchen zu erstrecken, welches meinem Herzen so theuer ist, daß ich eine Beleidigung desselben nicht erdulden würde.“

Er hatte diese Worte mit tiefem Gefühl, aber auch mit schwerem Ernste gesprochen, und dabei seine Gattin zärtlich an sich gezogen, als ob er ihr dadurch hätte betheuern wollen, daß sie sich auf seinen Schutz sicher verlassen könne.

„Wir werden morgen Früh darüber sprechen;“ entgegnete Carlshof, in dem er seinem Sohne mit einem Blicke, welcher den strengsten Unwillen verkündete, den Trauschein zurückgab. Er hatte damit, wie vorhin, als sein Sohn Otto den Salon verlassen hatte, angedeutet, daß die ganze Angelegenheit vorläufig nicht mehr besprochen werden sollte, und obgleich die Frau Kommerzienräthin wieder mit ihrer goldenen Kette klirrte, und mit allen Zeichen der höchsten Indignation ausrief: „Aber mir, Herr Sohn, wirst Du doch hoffentlich gestatten, mich über diesen entsetzlichen Affront zu äußern?“ so legte er doch auch ihr Stillschweigen auf, was er seit Jahren sich nicht erlaubt hatte.

Der gemüthliche Doktor war der Einzige, der zu dem jungen Ehepaare trat, ihnen in der freundlichsten Weise beide Hände bot, und sie sogar recht herzlich beglückwünschte.

Auch die Mutter schien indessen einen muthigen Entschluß gefaßt zu haben; sie lud durch eine stumme Bewegung Beide ein, sich am Theetische niederzulassen und sprach, obgleich mit trauriger Miene, doch einige gütige Worte zu ihrer Schwiegertochter, wodurch diese sich schnell zu ihr hingezogen fühlte.

Im Ganzen aber blieb die Unterhaltung einsylbig und gespannt, auch traten mehrere lange Pausen ein, deren Letztere jedoch von einem gellenden Schreckensschrei unterbrochen wurde. Er drang von einer von dem Theetische entfernten Nische des Salons her, wohin die Hausherrin die Theeurne gestellt hatte, ohne die darunter noch brennende Spiritusflamme gelöscht zu haben. Der Knabe Theodor, der, abgeschieden von der Gesellschaft, dort allein saß, und da er keinen Theil an der kärglichen Unterhaltung der Uebrigen nahm, Langeweile empfand, war von seinem Stuhle aufgestanden, hatte sich bei der Theeurne niedergekauert und kleine Stückchen Papier in das Spiritusgefäß geworfen, um sie mit kindischem Vergnügen von der Flamme verzehren zu sehen. Da sich die Gedanken aller Anwesenden mit den wichtigen Familienereignissen eifrig beschäftigten, so hatte Niemand auf ihn geachtet, und als

durch sein gefährliches Spiel die feine, weitbauschigte Blouse des Knaben Feuer gefangen hätte, schrie er laut auf.

Alle saßen wir erstarrt vor Schrecken, als der Schrei ertönte, nur Alberts junge Frau hatte kaum einen Blick auf den Knaben geworfen, als sie auch in zwei Sprüngen schon bei ihm war, während die Uebrigen noch wie gelähmt saßen, ihr großes Umschlagtuch abriß, es um den brennenden Theodor wand und ihn dann fest an sich drückte. So blieb sie stehen, bis Albert und der Doktor ihr zuerst beisprangen. „Das war brav, mein Kind," rief der Letztere, ihr die Wangen streichelnd. „Hätte es selbst nicht besser machen können, wenn ich alter Esel nur die Geistesgegenwart dazu gehabt hätte."

„O, meine Adele!" rief Albert, sie in seine Arme schließend; „was bist Du doch für ein muthiges Herzensweibchen!"

Der Doktor hatte indessen den zitternden Knaben vorsichtig aus dem Tuche herausgewickelt und untersucht, dann rief er nach dem Theetische hinüber: „Der halbe Schooß der Blouse ist verbrannt, aber die Flamme erdrückt, ehe sie noch durch die wollenen Unterkleider dringen konnte. Bruder Gottfried, danke dem Engel, den Dir Dein Albert ins Haus geführt; denn er hat Deinen Theodor das Leben gerettet, während wir noch wie die Oelgötzen saßen, ohne eine Hand zu rühren. Einige Augenblicke später und der Junge brannte lichterloh und war verloren."

Da kam Carlshof herbei und dankte der kleinen muthigen Frau, aber kalt und zurückhaltend.

Weit wärmer aber dankte ihr die Mutter, die zitternd herbeiwankte und den geretteten Knaben in ihre Arme schloß.

Auch der Informator war herbeigekommen und wollte eben eine Strafpredigt beginnen, als der Doktor ihm das Wort abschnitt mit der barschen Anrede: „Lassen Sie ihn jetzt! Sie dürfen ihn nicht noch mehr aufregen, den armen Jungen!"

„Hm! Was für ein Wunder!" raunte die Kommerzienräthin, die ruhig sitzen geblieben war, ihrer Enkelin zu: „Eine Ziegelbrennerstochter muß doch mit Feuer umzugehen verstehen!"

Und Clarissa antwortete sarkastisch und flüsternd. „Ja sie muß wirklich das Feuer nicht fürchten, sonst hätte sie nicht gewagt, in unser Haus zu kommen, wo es so oft brennt."

Man begab sich hierauf in das Wohnhaus zurück und so endete dieser verhängnißvolle Thee in Carlshofs Pavillon.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

(Schluß.)

Am 18. Januar brachte ein Bursche einen mit einer Zehnguldennote beschwerten Brief mit dem Beifügen, daß ihm denselben ein Mann im Bahnhofe zu Landshut zur Besorgung an den Hausknecht beim Steinerbräu gegeben habe.

In dem Briefe stand, daß der Hausknecht das Fuhrwerk zum Duschlbräu in Landshut bringen, aus der Zehnguldennote aber sich bezahlt machen solle. Unterschrieben: Max Weiß. Es wurde nochmals erwiesen, daß Joseph Staringer und ein bekannter Dieb Alois Ulrich das Gefährte nach Straubing gebracht, und daß Joseph Staringer den besagten Brief dem Burschen zur Besorgung nach Straubing übergeben hatte.

Mittlerweile war an jenem 18. Januar auch der Bruder des Max Weiß nach Landshut gekommen, um denselben der Verabredung gemäß daselbst zu treffen. Er wartet und wartet, aber vergebens; da sagt Jemand im Beisein des ebenfalls anwesenden Staringer: Wenn ihm nur kein Unglück passirt ist! Darüber lacht Staringer, läßt aber alsbald sein Bier stehen und entfernt sich. Er trifft dann später auf dem Bahnhof mit dem Bruder des Weiß zusammen, aber gegen die sonstige Gewohnheit scheint er ihn eher zu meiden, als ihn zu suchen. Am nächsten Tage kommt Staringer nach Gindelkofen zu den Selmer'schen Ehegatten und läßt bei diesen verlauten, daß er — der doch früher kein Geld besaß — nicht abgeneigt wäre, die Hacksölde zu kaufen oder zu ersteigern, und zwei Tage später findet er sich abermals dort ein, und ohne daß noch irgend Jemand eine Ahnung von dem Schicksale des Max Weiß hatte, sagt Staringer zu den Selmer'schen Eheleuten: „Der Jude ist todt, der kommt nicht mehr, aber sagen dürft ihr nichts! Ja nicht! Dem werden sie einheizen, mir werden sie warm machen, weil die Sache einen Faden hat. Das Fuhrwerk des Weiß ist bei in Straubing und ist gestern nach Landshut gekommen."

Bei dieser Erzählung, so wie überhaupt an diesem Tage schien er unverkennbar sehr aufgeregt, voll Unruhe. Hierauf ladet er den Selmer ein, mit ihm zu trinken, zahlt ihm das Bier, ja er gibt ihm Geld, um mit ihm zu spielen, „damit der lange Tag vergehe." Beim Spiele aber ist er auffallend zerstreut, wirft den Blick alle Augenblicke aufwärts, scheint Seufzer zu unterdrücken, ist voll Gedanken, antwortet auf gestellte Fragen nicht — er, der sonst ein ausgemacht schlauer Kerl war. Unterdessen stellte sich heraus, daß die Unterschrift in jenem Briefe an den Hausknecht beim Steinerbräu nicht von Max Weiß herrühren kann, das Chaischen aber zeigte zahlreiche Blutspuren im Innern,

das Unterfutter des Spritzleders war herausgerissen, der Chaischenstitzkasten war aufgesprengt und seines Inhaltes entleert.

Die allgemeinen Verdachtsgründe, welche schon jetzt gegen Joseph Staringer bekannt waren, veranlaßten die Gendarmerie, auf denselben ein wachsames Auge zu haben. So begab sich denn am 21. Januar ein Gendarm zur Wohnung des Staringer. Er bemerkte Abends 7 Uhr Licht in derselben, lehnte sich an den Fensterladen und hörte nun, wie Staringer zu seinem Weibe sagte: „Das wird jetzt eine schöne Geschichte werden; fürchten thun wir uns aber nicht. Du gibst nichts an, ich gestehe auch nichts — dann fehlt nichts. Wenn ich gefragt werde, wo er ist, so sage ich, ich bin bloß nach Deggendorf gefahren, und weil der Jude ein schlechter Zahler ist, so bin ich davon!" Das war dem Lauschenden genug, um sofort Einlaß zu begehren, und den Staringer wegen seiner Wissenschaft über die Person des Max Weiß zur Rede zu stellen. Hierauf erwidert er: er sei mit Weiß an jenem 16. Januar auf der Straße nach Landshut bis zur Wangelmühle hin gefahren, dann sei er ausgestiegen. „Den Juden weiß ich nicht, hin ist er, aber ich habe ihn nicht umgebracht! Am Mittwoch war ich Mittags schon wieder zu Hause." Auf diese Rede hin nahm der Gendarm weiters keinen Anstand mehr, sofort zur Verhaftung des Staringer zu schreiten.

Am 24. Januar fand das erste Verhör statt, und hier war es auffallend, daß Staringer, der doch schon am 21. zu den Seimer'schen Ehegatten ganz bestimmt gesagt hatte, der Jude ist todt, der kommt nimmer, der auch zu dem verhaftenden Gendarm die gleiche Rede fallen ließ vor dem Untersuchungsrichter über das, was dem Weiß widerfahren, nicht das Mindeste wissen wollte.

Alsbald kamen zu dem Untersuchungsrichter Leute, welche erzählten, daß sie am 17. Januar seitwärts jener Straße vor der Münchnerau im Felde eine Schaar Krähen eifrig im Schnee herumhacken sahen. Sie gingen näher und bemerkten eine große Blutlache, über welche der Schnee künstlich zusammengehäuft war. Es fanden sich auch in einem Umkreise von 6 Fuß viele Fußtritte vor. Als von der Untersuchungskommission dieser Ort näher untersucht wurde, fand sich daselbst ein doppelläufiges Terzerol, das Max Weiß im Besitze gehabt hatte. Es fand sich ein weiterer Zeuge, welcher an jenem Tage, während er im Freien arbeitete, an seinem Häuschen ein einspänniges Fuhrwerk vorüberfahren sah, in welchem heftig disputirt wurde. Als er nach einigen Augenblicken diesem Fuhrwerke nachsah, gewahrte er auf circa 200 Schritte, daß es beiläufig an der Stelle, wo sich nachmals die Blutlache im Felde befand, stille stand, und daß ihrer zwei oder drei aus dem Felde auf den Wagen zugingen und rasch weiter fuhren. Demselben einspännigen Wagen begegnete hierauf im Klosterholze ein Metzger. Der Wagen fuhr abseits des Weges über einen sonst nur als Holzweg benützten steilen Hügel, über den schlecht zu fahren war. Die beiden Menschen auf dem Wagen schienen darüber, auf diesem Wege plötzlich und unvermuthet einem Menschen zu begegnen, auffallend betroffen und erschrocken zu sein. Dieses erklärt sich zur Genüge, wenn ins Auge gefaßt wird, daß damals unter dem Spritzleder des Wagens sich die Leiche des Weiß befand. Die Spuren dieses Wagens verfolgte man bald darauf und gelangte am 27. Januar im Klosterholze an ein Dickicht, in welchem die Leiche des Max Weiß verborgen war. Die Taschen waren leer und umgestülpt, nur ein Cigarrenetuis mit 3 Zehnernoten und ein Ring am kleinen Finger war zurückgelassen worden. Am Halse aber rechts und links hatte die Leiche zwei tödtliche Stiche und außerdem eine das Rückenmark vollständig durchschneidende Wunde. Nach Auffindung der Leiche konnte es dem Staringer nicht erspart werden, dahin zur Rekognition geführt zu werden. Hierauf war er nicht im Mindesten vorbereitet, und da war es, daß, als ihm der transportirende Gendarm sagte: Da außen liegt ein Bröckel, das wird Dir gar nicht gefallen, — dem Staringer, wie vom Donner gerührt, die ganze Kraft gebrochen war. Etwa 1000 Schritte weit konnte er nicht mehr ordentlich vortreten, machte kurze Schritte und obwohl sie kaum 12 Minuten auf dem Wege waren, trat ihm der Schweiß in großen Tropfen hervor. Nur allmählig ermannte er sich, und auf dem Rückweg ging er so schnell, daß ihm der Gendarm zurufen mußte, langsamer zu gehen. Bei der Leiche aber sagte er nichts als: Ich habe ihn nicht hergethan! Die Gendarmerie gab sich hierauf Mühe, durch die Ehefrau des Staringer weitere Anhaltspunkte zu gewinnen, und diese äußerte am 7. Februar: Sie würde Alles sagen, aber ihr Mann habe es ihr verboten und ihr gedroht, daß es ihr gerade so ergehen werde, wie dem Juden, wenn sie etwas eingestehe. Obwohl übrigens die Furcht vor ihrem Manne ihr den Mund lange verschlossen hatte, so erschien sie doch am 15. Februar vor dem Untersuchungsrichter mit den Worten: Ich bin dem Mann sein Weib, der den Juden Weiß umgebracht hat, ich sage wie es ist. Es kommt die Zeit zum Beichten, und beichte ich es nicht, so bin ich verloren, ich kann meinem Manne nicht heraushelfen. Sodann erklärte sie, daß ihr Mann auf der Unglücksfahrt zuerst den Juden angepackt hätte, der andere Genosse, Alois Ulrich, habe nichts gethan, sondern das Pferd gehalten. Weiß habe aus dem Wagen springen wollen, sei aber mit dem Gürtel seines Pelzmantels an dem Wägelchen hängen geblieben, und dann, als er sich losgemacht hatte, wäre Weiß beinahe noch entkommen, nun habe auf den Zuruf des Staringer aber auch Alois Ulrich beigeholfen, sie hätten ihn dann Beide in den Hals gestochen.

Bei einer am 15. Februar in der Wohnung des Staringer vorgenommenen Haussuchung wurden auf dem Hausboden zwischen den Dachziegeln versteckt, Bank-

noten und Obligationen im Betrage von 2200 fl. gefunden, ferner die Zylinderuhr, das Portemonnaie des Weiß, ein auf diesen als Gläubiger lautender Wechsel, Privatausschreibungen des Weiß, Coupons im Betrage von 145 fl. 15 kr. und am 16. Februar brachte die Frau des Staringer noch weiters eine Baarschaft von 291 fl., welche Staringer am 18. und 19. Januar von ungewechselten Coupons von Landshut mitgebracht und welche die Frau des Staringer der Untersuchungskommission abgeläugnet hatte. Nach einer solchen Fülle des gegen Joseph Staringer vorliegenden Beweismateriales schien nur noch Eines zu erübrigen. Staringer hatte bis jetzt jede Wissenschaft von der Todesursache des Weiß in Abrede gestellt, denn er war darauf stehen geblieben, daß er bei der Wangelmühle den Weiß verlassen habe und daß bis dahin nichts vorgefallen sei. Mit großem Geschick und Scharfsinn ließ nun der Untersuchungsrichter den Staringer zur Wangelmühle führen und sich ganz genau von ihm den Ort zeigen, wo er das Fuhrwerk verlassen haben wolle. Staringer bezeichnete die Stelle, wie war er aber betroffen, als ihn der Untersuchungsrichter eine Viertelstunde weiter des Weges zurück gegen Bruckberg zu führte und ihm die Stelle zeigte, wo die große Blutlache entdeckt worden war, wo zweifellos der Ort der That war und wo, wenn Staringer erst eine Viertelstunde weiter vorwärts bei der Wangelmühle ausgestiegen sein wollte, er nothwendig mindestens Zeuge der That gewesen sein mußte. Da fand er lange keine Antwort, und schwer gebeugt und tief aufathmend, langsam und zögernd entrang sich nun den Lippen des hartgesottenen Sünders ein Geständniß wenigstens dahin, daß er Zeuge gewesen sei, wie Weiß an der bezeichneten Stelle angepackt und plötzlich, ehe er sich's versah, todt dagelegen sei. Von dem Hülferufen, dem Angstgeschrei des tödlich Angefallenen habe er nichts gehört.

Daß es nun so nicht zugegangen haben kann, wie Staringer glauben machen will, ist ganz gewiß. Denn nichts scheint wahrscheinlicher, als daß Staringer auf den abwesenden Alois Ulrich die alleinige Schuld schieben soll, während er nach seiner Persönlichkeit, nach den verfänglichen Aeußerungen, nach seinem Benehmen, nach den Geständnissen zu seiner Ehefrau als die Seele des ganzen Unternehmens und ein Hauptbetheiligter bei der Ausführung zu betrachten ist. In der öffentlichen Verhandlung war er zu einer Erzählung der Umstände der That nicht zu vermögen. Er wurde im Sinne der Anklage zur Strafe des Todes verurtheilt, sein Eheweib aber erhielt wegen des Vergehens der Begünstigung zum Verbrechen des Mordes und wegen des Vergehens der Hehlerei eine 4jährige Gefängnißstrafe zugemessen.

Du fragst, warum ich weine?

Wer ist, ihn auszusprechen
Den tiefen, tiefen Schmerz,
Wenn man im Tod sieht brechen
Das treue Mutterherz; —

Wenn nach dem letzten Seufzer
Das Mutteraug' sich schließt,
Das uns mit gleicher Liebe
Im Glück und Leid begrüßt; —

Wenn unter'm Todeskampfe
Die Mutterhand erbebt,
Die Hand, die ohn' Ermüden
Für uns geschafft, gewebt;

Die Hand, die uns getragen,
Die Hand, die uns gepflegt,
Die uns in Krankheitstagen
Den Pfühl zurecht gelegt,

Die in der Gluth des Fiebers
Den matten Leib erfrischt,
Die Hand, die manche Thräne
Vom Auge uns gewischt! —

Du fragst, warum ich weine?
O, wirst mich nun versteh'n:
Ich hab im Todtenschreine
Das Mutterherz geseh'n! —

Carl Twelckmeyer.

Mannigfaltigkeiten.

Die vierte Gemahlin Sultans Selim III. starb, wie man der „Allg. Ztg." berichtet, am 21. Oktober im Alter von 130 Jahren, nachdem sie alle Wechselfälle des Reichs unter 5 Regenten bis zur glücklichen Heimkehr Sultan Abd-ul-Aziz's aus Frengistan mit erlebt.

Vor einigen Tagen hat sich der Vorstand des Münchener Aktienvolkstheaters, Graf Ludwig Arko-Steppberg, mit einer Dame aus dem Chore, Fräulein Oßwald, in der Schweiz vermählt. Die nunmehrige Gräfin ist 15, der Graf 65 Jahre alt.

Auflösung des Palindroms in Nro. 253:
Gras — Sarg.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 264 Mittwoch, 6. November 1867.

Eine deutsche Mutter.

(Schluß.)

Henry, der bereits eine unsichere Bewegung nach der Thür gemacht, hielt bei den Worten plötzlich inne. „Meine Mutter," murmelte er, langsam den Kopf hebend, „das war es ja, was ich zum letzten Abschied mir bestimmt!" Er drückte einen Moment die Hand gegen die Stirn, trat dann zwei rasche Schritte gegen die Frau, hob dann langsam die Hand nach ihr und sagte mit voller Innigkeit im Tone: „Mutter!"

Margarethe trat, sichtlich vor innerer Bewegung stumm, beide Hände vorgestreckt, langsam auf ihn zu.

„Mutter, arme Mutter!" wiederholte der junge Mann, die wenigen Schritte bis zu ihr zurücklegend.

Da brach die Angeredete, wie von allen Kräften verlassen, mit einem weinenden, schreienden: „Henry, mein geliebter Sohn!" in die Knie und umschloß mit beiden Armen die seinigen. Er aber hatte, noch ehe sie ihre Bewegung völlig ausgeführt, sich zu ihr hinabgebogen und sie zu sich heraufgezogen.

„Nicht so, Mutter, komm an Deines Sohnes Brust, und laß den Schmerz aus unserer Beider Herzen zusammenfließen —"

„O, Dank Dir, gnäd'ger Gott," unterbrach ihn die Frau, in der ganzen Erregung ihres Innern das Gesicht nach oben kehrend, „Du hast vergeben, hast mein Gebet erhört, er hat die arme Mutter an sein Herz genommen! — Nichts mehr von Schmerz, mein Henry," fuhr sie mit überströmenden Augen, sich zurückbiegend, und voll in sein Gesicht blickend, fort, „tausendfältig Glück soll uns umschlingen und die Erinnerung an vergangene Leiden die Gegenwart uns nur noch um so schöner machen."

„O, Mutter, sprich in dieser Stunde, die nur zum Abschied uns zusammenführt, von keinem Glück!" erwiderte er abwehrend. „Wär' ich geworden, was ich hätte werden sollen, ein Bauer oder Handwerksmann, ich würde jetzt Dich auf den Ehrenplatz in meiner Wohnung setzen, ich würde für Dich schaffen, was Hände und Arme nur vermöchten. So aber hat die Lüge mich erhoben, hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin, ein eitles Ding, zu nichts mehr nütze; und als die ächte Wahrheit Deines Herzens die Lüge stürzte, ist auch mit dieser jede Hoffnung, jedes Glück, das mir im Leben wohl noch hätte blühen können, zerbrochen und vernichtet."

Es war ein wunderlicher Anblick, welchen Fred während der ganzen Scene geboten. Bald hatte er den Kopf bewegt, als sei alles das Geredete doch lauter dummes Zeug, und hatte dazu das in der Hand gehaltene Papier leise geschwungen; bald war es gewesen, als übermanne ihn die Rührung; bei den letzten Worten Henry's aber machte er eine energische Körperbewegung und ein halblautes: „Das geht so nicht länger!" schien ihm für den gefaßten Entschluß den nöthigen Muth zur Ausführung zu geben.

„Ich muß mir noch einmal einen Widerspruch erlauben, Sir!" begann er trocken aber launig, kaum daß Henry seine Rede geendet, „indem die Sachen wahrscheinlich anders stehen, als Sie es wissen."

„Was ist es, was wollen Sie?" wandte sich der junge Mann, von seinem Tone augenscheinlich unangenehm berührt, nach ihm.

„Nun ja," fuhr Fred, das in der Hand habende Papier öffnend, in seinem früheren Tone fort, „hier ist zum Beispiel ein ganz anständiges Vermögen für den bisherigen Mister Litton, oder welchen Namen er späterhin annehmen sollte, in der Staatsbank deponirt — und oben am Hudson-Flusse liegt eine wunderschöne Besitzung, die diesem Mr. Litton schon längst in die Augen gestochen, und worauf er ganz hübsch arbeiten lernen könnte, wenn doch einmal so viel an der Arbeit gelegen ist —"

„Halt' an!" sagte Henry kurz und bestimmt, ohne das Papier zu berühren. „Ich habe keinen Anspruch an irgend Jemand, Niemand hat eine Verpflichtung gegen mich. Ich nehme von Niemand etwas geschenkt, so groß oder klein es sein mag — ich kann den Dank, den ich einzelnen treuen Herzen schulde, nicht einmal mehr zahlen, so will ich mich anderen Menschen um so weniger zu Dank verpflichten — sagen Sie das Denen, Fred, welche Sie mit der Bestellung beauftragt —"

„Soll er es auch Deiner Mutter sagen, Henry?" unterbrach ihn Margarethe, mit großen, glänzenden Augen den Kopf hebend, „die nur dem Sohne das zurückerstattet, was sie ihm selbst genommen?" die Dir zugleich eine Mitgift für sie schaffen wollte —" und

ihr Arm umschlang das zurückgewichene Mädchen, „die Deinem Glücke doch so unentbehrlich scheint?“

Henry blickte mit starren, verwirrten Augen der Sprechenden einige Sekunden lang ins Gesicht. „Von Dir, Mutter?“ erwiderte er endlich unsicher, „mein Gott, wie ist mir denn?“

„Sagt' ich denn nicht, daß Alles noch gut werden würde?“ rief Louise jauchzend, sich an seinen ihr willenlos sich hingebenden Arm hängend.

„Heb' Deine Stirne, Du, mein theurer, mir zurückgegebener Sohn, und sieh' der Zukunft heiter ins Antlitz,“ fuhr Margarethe mit einem wie im Triumphe leuchtenden Gesichte fort. „Hast Du erkannt, daß Arbeit nur den rechten Werth fürs Leben gibt, so suchen wir uns ein Fleckchen, wie es Friedrich vorgeschlagen, und kehren dieser Stadt den Rücken. Und wird Dir dann das neue Leben auch anfänglich schwer, so hast Du doch Alles, was Dich liebt, was Du liebst, dem Arbeit eine treue Freundin ist, neben Dir, und Liebe lernt ja leicht!“

„Mein Gott, mein Gott!“ rief der junge Mann, wie verstört beide Hände gegen die Stirn drückend, „sollte es denn noch eine Zukunft für mich geben, eine schöne, lichte Zukunft? Das ist ein Sprung vom schwarzen Tode zum hellen, frohen Leben! Ich verstehe es ja noch nicht — aber wenn es Wirklichkeit ist,“ fuhr er plötzlich in der ganzen Erregung, die über ihn gekommen, aufsehend und nach Margarethens wie Louisens Hand greifend, fort, „dann weg aus diesem New-York, hin, wo man ein wirklicher Mensch werden und sich als Menschen achten lernen kann!“

„Das ist die Hausglocke, und es kommt Jemand hierher,“ wurde jetzt Fred's Stimme in kräftiger Unterbrechung laut; „ich werde nachsehen, wer es ist, und es wäre vielleicht gut, das Uebrige bis auf Weiteres zu versparen! — Wunderbar,“ schloß er, sich nach der Thür wendend, „wer uns, die armen Leute, jetzt noch so spät besuchen mag!“

Henry hatte bei der Meldung mit Macht seiner Aufregung Schranken geboten und wartete, die Hände der beiden Frauen fest in den seinigen, des Kommenden. Nach wenigen Sekunden auch schon öffnete sich die Thür wieder und Richard Litton, von Fred gefolgt, erschien.

„Gottlob, Henry, daß ich Dich finde,“ rief der Erstere, „ich habe im Augenblicke erst von dem stattgehabten Auftritte bei Smith's gehört, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, Dich in Deinem Unglück so allein zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, wieder von Dir zurückgewiesen zu werden!“

Henry war beim Herankommen des Eintretenden diesem einen Schritt entgegengegangen, und hatte die ihm entgegengestreckte Hand gefaßt.

„Unglück, Richard?“ erwiderte er, und in seinem Gesichte tauchte es jetzt erst wie ein klares Erkennen dessen, was geschehen war, auf, „sehe ich denn so unglücklich aus? Du bist der Einzige von Allen aus der großen Welt, der mir vielleicht ein Stückchen Herz bewahrt hat, weil Du selbst den Druck der Verhältnisse hast kennen lernen müssen — nun sollst Du auch Mitwisser meines Schicksals sein. Das ist hier meine Mutter, die für mich zur Magd geworden war, jetzt aber mich vom sicheren Verderben gerettet hat, der aber meine Zukunft auch in treuer Liebe und Dankbarkeit geweiht sein soll. — Und nun schau sie hier an, die schon vor dem, was ich vielleicht über sie sagen könnte, erröthend zurücktritt, die mir zuerst die ganze Hohlheit Eueres Lebens im Spiegel ihrer klaren, reinen Seele gezeigt hat, und die, sobald der Morgen kommt, mein süßes Weib sein soll. — Und dann sieh' diesen Freund vom ächten Korne, der erst im Unglücke mich erkennen ließ, daß unterm Rocke des Bedienten ein treueres Herz oft schlägt, als es in Euerer hochgestellten Welt zu finden ist. Ich danke Dir, Richard, für Dein Kommen; aber wir brauchen Nichts von Euch, nicht Euer Geld und nicht das kühle Mitleid, das dem in Euerem Kreise Gefallenen wohl folgen mag. Wir sind im vollen Glücke, in einem Glücke, das Keins von Euch wohl jemals kennen lernen wird. — So, Richard! Die Gesellschaft wird begierig auf Dich warten; jetzt geh' und sag' ihr, wie Du mich befunden!“

* * *

Am Ufer des Hudson-Flusses steht heute noch am Bergesabhange ein malerisch gelegenes, im italienischen Style erbautes Wohnhaus mit der wohlkultivirten Farm dahinter, und die fashionable Welt von New-York, wenn sie auf Vergnügungsfahrten mit dem Dampfer vorüberkommt, erzählt sich von dem eigenthümlichen Schicksal des Besitzers, welcher mit einem Zuge ein Vermögen verloren, und mit dem zweiten ein Anderes wiedergewonnen, um von einem Dandy ein solider Farmer zu werden.

Oben aber lebt außer den uns bekannten Personen auch noch der Handschuhmacher Meister, der sein Haus und Geschäft verkauft und das Geld in die Wirthschaft seines Schwiegersohnes gegeben. Er behauptet noch heute, seine Louise sei ein gescheuteres Mädchen gewesen, als er es je selbst gewußt.

Das Jahr 1866 und die Lebensversicherung.

Wie das Jahr 1866 in so viele Verhältnisse theils neu gestaltend, theils schwer drückend oder wohl gar lösend eingriff, so war es auch ein Prüfstein für die Lebensversicherungs-Anstalten. Ihnen traten ja zwei mächtige Feinde gegenüber, die sie sehr zu schädigen, namentlich die Reihen der Versicherten stark zu lichten drohten: der Krieg und die Cholera. Aber die An-

stalten haben diese Prüfung wohl bestanden. Während der Versicherungsbestand am Anfange des Jahres sich bei den bestehenden 32 deutschen Lebensversicherungs-Anstalten zusammen auf 281,276 Personen mit einer Gesammtversicherungssumme von 279.122,656 Thlrn. bezifferte, erhob derselbe sich durch einen Zugang von 55,981 Personen und 50,743,036 Thlrn., nach Abzug des Abgangs, bis zum Jahresschluß auf 305,433 Personen, welche mit 300 559,654 Thlrn. versichert waren. Für verstorbene Versicherte wurden — mehr als in allen früheren Jahren — 6,031,301 Thlrn. ausgezahlt.

Daß die durch die Kriegsverhältnisse herbeigeführte Unsicherheit im Geschäftsverkehr und die für einige Zeit auf eine ungemeine Höhe gesteigerte Geldnoth auf das Lebensversicherungs-Geschäft ihre Einwirkung nicht verfehlt haben, darf um so weniger befremden, als die Lebensversicherung vorzugsweise ein Produkt des Friedens ist und nur da zum mächtigen Baume gedeiht, wo sein mildes Scepter herrscht. Schritt der Zugang an neuen Versicherungen bei Beginn des Jahres erfreulich und vielversprechend vorwärts, so verringerte sich doch die Versicherungslust nach wenigen Monaten in demselben Grade wie die Kriegsbesorgniß stieg. Der wirkliche Ausbruch des Kriegs brachte sie auf ein Minimum herab.

Glücklicherweise nahm der rasch entbrannte Krieg einen eben so raschen Verlauf, so daß nur während weniger Wochen das Lebensversicherungs-Geschäft durch denselben darniederlag, und sich bald wieder hob. Die Kriegsereignisse brachten aber auch manche schon bestehende Versicherung ohne den Tod ihres Trägers wieder zur Lösung.

Dieser Abgang bei Lebzeiten nahm so zu, daß er sich im Durchschnitt bis auf 7 Prozent des gesammten Versicherungsbestandes, bei einzelnen Anstalten aber sogar auf 16 und 17½ Prozent erhob. Am niedrigsten war derselbe bei der Gothaer Bank, denn er betrug bei dieser Anstalt nicht merklich mehr als in friedlichen Zeiten, nämlich nur etwa ein Prozent. Zur Sicherstellung der laufenden Risikos dient ein Garantiefond, der sich bei allen in Betracht kommenden 32 Anstalten, abgesehen von den Aktienkapitalien, auf etwa 41 Millionen Thaler beläuft, wovon auf die Gothaer Bank, die größte deutsche Anstalt dieser Art, etwa 14 Millionen treffen. Die Verwaltungskosten schwankten zwischen 4,49 Prozent und 24,37 Prozent der Jahreseinnahme, welche letztere sich überhaupt auf etwa 12 Millionen Thaler belief.

Abgesehen von den obigen indirekten Nachtheilen, hat der Krieg den Lebensversicherungsanstalten nur wenig direkte Verluste verursacht. Viele Anstalten erklärten sich zwar bereit, gegen Extraprämie auch die Gefahr des aktiven Kriegsdienstes versicherter Militärpersonen, welche nach den allgemeinen Bedingungen von der Versicherungsgarantie ausgeschlossen ist, zu übernehmen; da aber auch nach der Natur der Sache die Extraprämie nicht gering sein kann (sie betrug für den letzten Krieg 5 und 10 Prozent der Versicherungssumme), so haben nur wenig versicherte Militärpersonen von diesem Zugeständniß Gebrauch gemacht. Die meisten ließen ihre Versicherungen für die Dauer des Kriegsdienstes suspendiren. Dadurch entgingen zwar den Versicherungskassen die Extraprämien, sie blieben aber auch von den Zahlungen für die Todesfälle versicherter Militärs während oder in Folge des Kriegsdienstes befreit.

Viel bedeutender waren die durch die Cholera verursachten Verluste. Soweit sich dieß aus den Rechenschaftsberichten der 23 Anstalten, welche darüber genauere Auskunft ertheilt haben, ermitteln ließ, waren von denselben im Ganzen 934,915 Thlr. für die durch Cholera verursachten Todesfälle zu vergüten — ein Verlust, welcher um so schwerer ins Gewicht fällt, als zu dessen Deckung nicht, wie bei den für den Krieg in Kraft erhaltenen Versicherungen von Militärpersonen Extraprämien zu Gebot standen.

Diesem Umstande war es daher auch zuzuschreiben, daß die Sterblichkeitserwartung, welche in den letzten Jahren bei den meisten Anstalten von der Wirklichkeit nicht erreicht worden war, dießmal bei der Mehrzahl der Institute, und zwar zum Theil sehr bedeutend, überschritten wurde. Gleichwohl hat die Lebensversicherung, der ungünstigsten Verhältnisse ungeachtet, auch im verflossenen Jahre, wie obige Zahlen ergeben, wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen, der Zeugniß dafür ablegt, daß das deutsche Volk den hohen Nutzen derselben immer mehr würdigen lernt.

Gott in der Natur.

O, daß der Mensch sie recht verstände
Die stumme Sprache der Natur,
Wie Nebel vor der Sonne schwände
Aus seiner Brust des Zweifels Spur! —
Der Aar, der sich im Aether wiegt,
Das Würmlein, das im Staube kriecht,
Der Sonnenball, das Moos am Stein,
Sie müssen Gottes Zeugen sein.
Es ruft im Sturm und Sonnenschein
Das Aehrenfeld, der Buchenhain,
Der Halm, der hin zur Erde sinkt,
Der Baum ruft, der aus Wolken trinkt,
Die Flur, ob Blüthenschmuck sie füllt,
Ob sie in Schnee und Eis sich hüllt,
Der Sturmwind, der das Meer durchwühlt,
Das Lüftchen, das mich Blumen spielt,
Es ruft der Horen Wechseltanz,
Es ruft der Tag im Sonnenglanz,
Im Sternenkranze ruft die Nacht:
Es ist ein Gott, der uns gemacht!

Horch! wie rings Lobgesänge steigen
Empor zu ihm, dem Herrn der Welt!
Ihn preist, da seine Menschen schweigen,
Ihn preist und lobet Wald und Feld.
Die Lerche dort in blauer Höh',
Das Heimchen hier im grünen Klee,
Im Felsenthal der Wasserfall,
In Busch und Hain die Nachtigall —
Was lebt und webt und loben kann,
Es stimmt dem Herrn ein Loblied an.
Ihn preist des Zephyrs sanftes Weh'n,
Der Windsbraut heulendes Getön,
Der Donner, der im Wetter grollt,
Der Strom, der über Felsen rollt,
Das Bächlein und das weite Meer —
Sie jauchzen auf zu Gottes Ehr'.
O, Mensch, stimm' in das Lob mit ein,
Daß nicht die Steine für Dich schrei'n!
Auf! auf! bring' ihm Anbetung dar,
Ihm, der da ist, sein wird und war! —

Carl Twelckmeyer.

Mannigfaltigkeiten.

[**Die französische Kriegsmacht der Gegenwart.**] Seit drei Jahrhunderten war Frankreich der bedeutendste Kriegsstaat Europa's. Diese Thatsache reicht hin, das Interesse für die bewaffnete Macht der „großen Nation" zu begründen; die Erfahrungen des 19. Jahrhunderts haben das Ihrige beigetragen, dasselbe wiederum neu zu befestigen. Auf den ersten Blick sind allerdings die französischen Kriegsanstalten furchtbar genug! Ein Heer, welches aus fünfmalhunderttausend Mann besteht, nämlich aus 17,000 Offizieren und 483,000 Soldaten mit 1014 Feldgeschützen, eine Flotte von 477 Fahrzeugen jeder Größe, die 6800 Kanonen führt und eine Flottenmannschaft von 85,000 Mann in Anspruch nimmt, bilden starke Hebel zur Vertheidigung des Franzosen-Reiches, und sie werden sicherlich in keinem Lande der Welt unterschätzt. Sie sind freilich auch so ziemlich das Aeußerste, was man leisten könnte; denn jene 500,000 Mann schließen schon alle Festungsbesatzungen, Reserven und Depot-Truppen in sich. Frankreich besitzt 23 Festungen ersten Ranges, von denen allein Paris, Straßburg und Metz an voller Kriegsgarnison zusammen 90,000 Mann brauchen. Sollten also die übrigen 20 Hauptfestungen, unter denen Lille und Givet außerdem noch mit verschanzten Lagern umgeben sind, selbst nur mit 40,000 Mann abgefunden sein, so würde wenigstens das stehende Heer die 96 Festungen zweiter Klasse und die 29 Plätze dritten Ranges kaum mehr besetzen können, und erwägt man ferner, daß dieses Uebermaß noch 47 Plätze vierten Ranges verstärken, so wird man sogar die mobilisirte Nationalgarde heranziehen müssen, um die nöthigsten Besatzungs-Erfordernisse zu decken. Die weitaus meisten der kleineren festen Plätze sind nach veralteten Maximen angelegt, haben dem gezogenen Hinterladungsgeschütz gegenüber nur geringe Widerstandskraft und absorbiren durch ihr bloßes Vorhandensein ein gewaltiges Kapital an Mannschaft und Unterhaltungskosten.

Pariser schildern die allerneuesten Damenhüte also: Sie verschwinden in einen Doppelschleier, der wie die Zügel eines Pferdes nach beiden Seiten rückwärts gelegt wird und sich auf dem Rücken vereinigt. Schon sieht man unsere Damen mit zwei goldenen Schiffchen an den Ohren und einem Dreimaster als Broche auf der Brust. Die Juweliere bieten an ihren Schaufenstern goldene Violinen und Violincelle als Ohrgehänge; die Modistinnen stellen Gürtel aus, an denen ein fußlanges Ruderboot, ein großes Jagdhorn, ein ungeheurer Anker, ein Sattel und ein Chassepot-Gewehr als Sinnbilder der Weiblichkeit angebracht sind. Bald werden die Frauen, wie einst die Ritter die Farben ihrer Damen, die Sättel, die Reitpeitschen, die Sporen rc. ihrer Anbeter auf der Brust tragen, NB. wenn überhaupt die Mode an dieser Stelle noch so viel Bekleidung gestattet, um eine Broche dort anzubringen, was jetzt schon seine Schwierigkeiten hat.

Die Frequenz der **technischen Lehranstalten** in Bayern war im vergangenen Studienjahre 1866/67 folgende: I. Polytechnische Schulen: München 115 Eleven und 48 Hospitanten, Nürnberg 55 Eleven und 23 Hospitanten. II. Realgymnasien: Augsburg 22 Schüler, München 70, Nürnberg 35, Regensburg 25, Speyer 42, Würzburg 39. III. Gewerbschulen: Amberg 83, Ansbach 49, Aschaffenburg 34, Augsburg 125, Bamberg 104 Schüler in der Gewerbeabtheilung und 119 Schüler in der Handelsabtheilung, Bayreuth 60, Erlangen 64, Freising 42, Fürth 43, Hof 43, Ingolstadt 43, Kaiserslautern 89, Kaufbeuern 36, Kempten 52, Landau 88, Landshut 47, Lindau 34, Memmingen 46, München 239, Neuburg a. d. D. 36, Nördlingen 49, Nürnberg 139, Passau 36, Regensburg 68, Speyer 27, Straubing 48, Schweinfurt 43, Würzburg 51, Zweibrücken 75. Handelsabtheilungen zumeist mit dritten Kursen sind noch verbunden mit den Gewerbschulen in Amberg mit 13 Schülern, in Augsburg 108, in Bayreuth 20, in Freising 42, in Fürth 90, in Hof 35, in Kaiserslautern 40, in Kempten 45, in Lindau 22, in Nördlingen 8, in Passau 50, in Regensburg 40, in Speyer 37, in Würzburg 17.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 265 | Donnerstag, 7. November | 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Kaufmann Carlshof besaß ein sehr großes, drei Etagen hohes Haus, in einer der Hauptstraßen Hamburgs, welches er ganz allein mit seiner Familie bewohnte. Ein geräumiger, von Speichern umgebener Hofraum schloß sich daran, an welchem der zwar nicht große, aber sorgfältig gepflegte Garten gränzte.

Albert hatte seine junge Gattin aus dem Pavillon direkt in seine bisherige Garçon-Wohnung geführt, die im zweiten Stockwerke lag und nur aus drei Zimmern bestand.

Hier hatte sich seine Adele kaum auf dem Sopha niedergelassen, als sich ein freierer Athemzug von ihrer Brust löste, und indem sie ihre Reise-Umhüllung von sich warf, rief sie so recht aus tiefstem Herzensgrunde aus: „Gott sei gedankt! Hier ist mir recht wohl! Hier wehet es mich ganz so friedlich und freundlich an, wie ich mir Deine Heimath gewünscht habe."

Dann sprang sie wieder auf, flog hierhin und dorthin, und beschaute die Bilder an den Wänden, den Schreibtisch mit dem Bücher-Repositorium, die Statuen von Göthe und Schiller auf dem Sekretär und Alles, was ihr sonst noch besonders ins Auge fiel, mit einem ungekünstelten Interesse.

„Ja, lieber Albert," sprach sie dabei, „je mehr ich mir dieß Alles recht fest ins Gedächtniß präge, desto eher werde ich mich hier heimisch fühlen."

Adele tanzte mehr, als sie ging, und ihre niedlichen Füßchen berührten dabei kaum den Boden. Ihr Wuchs war von mittlerer Größe, fein, schlank und doch nicht ohne Rundung. Ihre Augen waren von schöner, brauner Farbe und strahlten stets ein so wohlthuendes Licht aus, als ob es von der lautersten Herzensflamme entzündet worden wäre. Eine dunkle, seidenreiche Lockenfülle fiel von ihrem Scheitel herab und gab ihr ein kindliches Aussehen, so wie auch der ganze Ausdruck ihres lieblichen Gesichtes ein stilles sanftes Kindergemüth verrieth, welches aber so nothwendig, wie die Pflanze des freundlichen Sonnenstrahls, der reinsten Seelenheiterkeit bedurfte.

Albert stand in der Mitte des Zimmers, mit verschränkten Armen, wehmüthig lächelnd und ganz in ihren Anblick versunken.

Endlich, als sie wieder an ihm vorüberschwebte mit ihren leichten Elfenschritten, fing er sie in seinen Armen auf, und zog sie zu sich auf das Sopha nieder. Dort küßte er sie auf die hohe reine Stirn und sprach in dem feierlichen Tone der innigsten Rührung zu ihr: „Der Himmel selbst hat Deinen Eintritt in mein väterliches Haus gesegnet; denn er gab Dir die Engelskraft, meinen armen Bruder aus großer Gefahr zu erretten. Darum laß Dich nicht niederschlagen durch den kalten Empfang der Meinigen. Er wird Dich nicht überrascht haben; denn ich habe Dir ja Alles vorausgesagt, wie es kommen würde, und Dir es nicht verhehlt, daß leider ein böser Geist in unserm Hause herrscht. Vielleicht gelingt es Dir, ihn zu bannen durch die Zaubermacht Deiner Seelenreinheit, vielleicht gelingt es Deiner engelgleichen Herzensgüte, feurige Kohlen zu sammeln auf den Häuptern Derjenigen, die Dich jetzt mit kalten, ja gehässigen Blicken betrachten. Bis dahin übe Deine schönsten Tugenden, Geduld und Sanftmuth, und laß Dir genügen an unserer Liebe."

Sie hatte ihr Köpfchen an seine Brust gelehnt, und schauete mit ihren klaren Augen recht innig zufrieden zu ihm empor, worauf sie ihm entgegnete: „Mehr habe ich nie verlangt, als Dich und unsere Liebe. Wenn ich mir diese beiden höchsten Erdengüter nur erhalten kann, wird meine Geduld nimmer wanken, und wäre ich auch von den erbittertsten Feinden umgeben. Das verspreche ich Dir mit Hand und Mund. Und was können sie mir denn anhaben? Sie können mir doch nichts vorwerfen als meine Armuth und meine niedere Stellung im Leben, aus welcher Du mich zu Dir emporgezogen hast. In allem Uebrigen will ich mich bemühen, ihre Achtung zu erringen. Und wollen sie mich auch dann noch nicht für ebenbürtig halten und in ihrer Nähe dulden, so ziehe ich mich hier in die Einsamkeit zurück; Du hast es ja selbst gesehen, wie ich mich in meiner einsamen Heimath so wohl befand. Deßhalb habe ich mich auch schon vertraut gemacht mit den leblosen Gegenständen hier in Deinem Zimmer, die Dir lieb und werth sind. Sie werden es auch mir sein, und wenn Dich dann Deine Reisen wieder von mir trennen, dann will ich mich mit ihnen unterhalten, und

sie sollen mir eine eigene kleine Welt bilden, mit der ich wohl zufrieden sein will. Dann — und das darf ich ja nicht vergessen — dann habe ich ja auch meinen guten Vater, wenn auch nicht im Hause, doch hier in der Stadt, der mir Schutz und Trost gewähren wird, was mir auch geschehen möge in Deiner Abwesenheit. Ach, der arme, liebe Vater! Wie traurig wird er diesen Abend in seinem Gasthause sitzen, so ganz allein."

Sie hatte dieß Alles in ihrer kindlichen Weise herausgeplaudert, und der reine Silberton ihrer Stimme drang tief zu Albert's Herzen.

So hatte ihre Unterhaltung wohl schon eine Stunde gedauert, und im ganzen Hause schien sich Niemand um sie zu bekümmern, bis endlich die Thür leise und zögernd geöffnet wurde und Albert's Mutter hereintrat. Erst nachdem sie die Thür wieder sorgfältig hinter sich geschlossen hatte, ging sie mit ausgebreiteten Armen auf Adele zu, und der ganze Ausdruck ihres Gesichts verrieth jetzt unverkennbar das tiefste Gefühl, als sie einen herzlichen Kuß auf die rosigen Lippen der jungen Frau drückte und ausrief: „Jetzt erst kann ich Dich von ganzer Seele willkommen heißen, Du liebes, liebes Kind, das schon bei seinem ersten Schritte in unser Haus meinem Mutterherzen einen Dienst erwiesen, den ich Dir niemals werde vergelten können. Aber lieb haben will ich Dich dafür so viel ich kann, und alles Ungemach von Dir abwenden, das hier in diesem Hause auf Dich lauert, so viel ich schwache Frau im Stillen nur vermag."

Adele erwiderte das freundliche Entgegenkommen ihrer Schwiegermutter in der herzlichsten Weise, und bald waren Beide in ein recht trauliches Gespräch verwickelt worden, an welchem auch Albert den lebhaftesten Antheil nahm.

Er erzählte der Mutter offen alle kleinen Details des Unfalles, der ihn auf seiner Reise betroffen, wie er von aller Welt verlassen und hülflos auf öder Haide gelegen, wie endlich nach fruchtlosen Versuchen sich vom Boden zu erheben seine Sinne geschwunden, und wie er sicher während der Zeit seinen Tod gefunden haben würde, wenn nicht Adele im Vorübergehen ihn aufgefunden und nach dem nahegelegenen Ziegelhofe ihres Vaters hätte bringen lassen, wo man sogleich einen Arzt herbeirufen ließ und ihm in der menschenfreundlichsten Weise allen Beistand leistete, so viel man nur vermochte. Er schilderte dann wie Adele mit unermüdlichem Eifer sich seiner angenommen, und wie sie ihn mit einer beispiellosen Geduld und Aufopferung verpflegt habe, wie einen Bruder; so daß er wohl sagen dürfe, er habe ihr seine Wiederherstellung, ja, sein Leben zu danken. Sie wollte mehrmals seine begeisterten Lobpreisungen unterbrechen, aber mit einem dankbaren Lächeln bat er sie zu schweigen, und fuhr fort, seiner Mutter zu berichten, wie sich seine Dankbarkeit nach und nach in die reinste, heißeste Liebe umgewandelt, und wie er, nachdem er sich überzeugt, daß sie seine Gefühle theile, sich feierlich gelobt habe, sie und keine Andere solle und müsse sein Weib werden. Da er jedoch wohl gewußt, daß ihm von Seiten seiner Familie alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt werden würden, so habe er es vorgezogen, seinen Entschluß in keinem seiner Brief zu erwähnen, und ihn ohne Wissen der Seinigen eigenmächtig zu Ausführung zu bringen. Dieß sei denn auch geschehen, nachdem der ehrliche Winterfeld, Adelens Vater, eingewilligt. Er habe seine Ziegelbrennerei verpachtet, und habe mit seiner Tochter, Albert nach der Schweiz begleitet, wo dieser noch einige Geschäfte für sein Haus abzuthun gehabt habe, und dort in einem Dorfe, nahe bei Zürich, habe ihre förmliche Trauung stattgefunden. Der Vater Adelens aber, welcher seine Tochter so innig liebe, daß er sich nicht von ihr zu trennen vermöge, sei ihnen bis hierher gefolgt, und werde sich in Hamburg niederlassen, und von der Pachtsumme, die er erhalte, ganz für sich allein leben.

Die gute Mutter zögerte nun zwar freilich keinen Augenblick, dem jungen Ehepaare nachträglich ihre mütterliche Einwilligung und ihren Segen zu ertheilen, aber sie konnte ihnen doch auch die Befürchtung nicht verhehlen, daß ihr Gatte ihnen den eigenmächtigen Schritt nicht so leicht verzeihen würde, und daß der unselige Unfriede, der im Hause herrsche, auch für sie manche trübe Stunde herauf beschwören würde.

Albert aber meinte: wenn ihm die Luft zu schwül werde im Vaterhause, so könne er sich ja nur einen eigenen Herd gründen.

Die Mutter hatte indessen schon mehrmals Zeichen der Unruhe blicken lassen und mehrmals ängstlich nach der Thür geschaut, als ob sie befürchtete, hier überrascht zu werden, und nachdem sie ihnen noch mitgetheilt, daß sie noch zwei Fremdenzimmer für sie habe herrichten lassen, entfernte sie sich nach einem herzlichen Gutenachtwunsche.

Auch Albert trennte sich jetzt auf kurze Zeit von seiner Adele, um seinen Bruder Otto, der in derselben Etage wohnte, und dessen Verwundung ihm die Mutter mitgetheilt hatte, zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

An die Nacht.

Stille Nacht! dein tiefer Schatten
Deckt die weite Erde zu;
Allen Müden, Kranken, Matten
Spendest Stärkung du und Ruh'.

Von des Tages Lärm und Schwalle,
Von der Arbeit Druck und Last
Finden sie nun Alle, Alle
Die ersehnte kurze Rast.

Nur in meines Busens Klopfen
Regt sich mächtig noch der Schmerz.
Deines Friedens einen Tropfen
Gieß, o Nacht, auch in mein Herz!

Hülle, hülle meine Wunden,
Meiner Seele Weh' und Leid,
Hüll' es — ob auch nur auf Stunden —
In den Schlei'r Vergessenheit!

Ach! ich bin des Kampfes müde:
Sehne mich nach kurzer Ruh'!
Komm' und schließ, o süßer Friede,
Mir das heiße Auge zu!

Carl Twelckmeyer.

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen starb, wie Wiener Blätter erzählen, in einem Alter von 87 Jahren der Private Ludwig Franz Gosier. Derselbe wurde als der Sohn eines Dieners des unglücklichen Königs Ludwig XVI. in Paris geboren. Kaum 10 Jahre alt, brach die Revolution aus, sein Vater starb auf dem Schaffot und seine Mutter flüchtete mit ihm nach Deutschland. Glücklicherweise hatte sie einiges Vermögen gerettet, daß sie ihren Sohn studiren lassen konnte. Dieser trat bald die Stelle eines Sekretärs an und veröffentlichte eine in französischer Sprache geschriebene „Geschichte der französischen Revolution", die jedoch schon lange vergessen ist. Sein Vermögen erlaubte ihm jedoch als Private zu leben. Er kaufte sich in Döbling ein Haus und hat dieß seit dem Jahre 1831 nicht wieder verlassen; nur zwei Freunde hatten Eintritt, und diese erzählen seine Sonderbarkeiten. Das Haus hatte fünf Gemächer, das größte benutzte er zu Versuchen einer Verbesserung der Guillotine, es war ganz mit Balken, Stricken und Guillotinmessern gefüllt; so oft er das Mordinstrument nach seiner Idee umgeändert hatte, mußten ihm seine Freunde eine Anzahl Katzen und Hunde verschaffen, denen er dann mit der Maschine die Köpfe abschlug. Er zeigte hierbei eine solche Lust zum Morden, daß er einst einem der beiden Freunde, der eben zu einer solchen Exekution gekommen, ebenfalls den Kopf abschlagen wollte, und nur dem Umstand, daß er stärker war als Gosier, hatte er es zu danken, daß er mit dem Leben davongekommen ist. Er wälzte sich in dem Blute der Thiere, beschmierte sich damit das Gesicht, so daß er mehr einem Kannibalen, als einem zivilisirten Menschen ähnlich sah. Er lag stets im Bette, nur zwei Stunden täglich, von 3—5 Uhr, verließ er dasselbe, um die eben erzählten Experimente zu machen. Schlug es 5 Uhr, so legte er sich wieder zu Bette, worin er schrieb, las und aß. Am 25. Oktober war er wieder in seinem Experimentirsaal, als er sich plötzlich unwohl fühlte; er läutete der im Parterre wohnenden Haushälterin, als diese kam, fand sie ihren Herrn als Leiche unter dem schwebenden Messer des Schaffots liegen. Ein Schlaganfall hatte ihn getödtet.

Die „Volks-Zeitung" berichtet: „In der Nacht vom Montag zum Dienstag starb nach entsetzlichen Leiden in Schöneberg im Maison de santé der General Murawiew aus Kowno, ein Sohn des ihm vor zwei Jahren im Tode vorangegangenen blutgierigen Murawiew aus Wilna. Er zeichnete sich, würdig seines Vaters, während der letzten polnischen Erhebung, wie jener in Wilna, so er in Kowno durch unersättliches Morden aus."

[Gounod's neueste Oper „Romeo und Julie"], welche in Deutschland zum Erstenmale in Dresden und zwar am 30. Oktober zur Aufführung kam, wobei bemerkt wird, daß der Erfolg ein nichts weniger als durchschlagender gewesen ist, ging am 4. November auch in Nürnberg über die Bühne. Aus dieser Stadt wird nun über diese Aufführung Folgendes berichtet: „Was das Gerücht sagte von der Vortrefflichkeit der Ausstattung in Kostüm und Dekorationen, von der minutiösen Sorgfalt der von Direktor Reck selbst geleiteten Einübung, ging in Erfüllung. Das Werk ging glänzend in Scene. Den musikalischen Theil anlangend, so hat die Kritik das Urtheil bereits darüber gefällt. Wir glauben kein günstigeres darüber sprechen zu können, als wenn wir sagen, der Komponist hat sich des Textes würdig gezeigt. Dieser ist so getreu, als es der Charakter einer Oper nur gestattet, nach Shakespeare! Daß der Tondichter sich an einen solchen Stoff, wie früher an einen Goethe'schen, wagte, ohne daran zu scheitern, dieß allein schon spricht für seine Befähigung. Daß er ihn bedeutungsvoll illustrirte, daran ist kein Zweifel. Nur wollen manche Skeptiker seinen „Faust" vorziehen. Die Oper „Romeo" ist so gewichtig, so ernst hat der Komponist seine Aufgabe genommen, so sehr spricht sich Eine Idee bei aller Vielgestaltigkeit des Einzelnen aus, daß das Werk jedenfalls zu den bedeutendsten gezählt werden muß. Um Einzelnes von den Aeußerlichkeiten zu erwähnen, so kostet die Oper im Ankauf 2500 Frks., im Ganzen 8000 fl.; die Kostüme sind auf's Kostbarste nach den Pariser Mustern, die acht neuen prachtvollen Dekorationen in Mühldorfer's Atelier gefertigt. Viele auswärtige Kunstgenossen waren zum Besuch anwesend. Von den Mitwirkenden verdient vor Allen Lob Frl. Barn, welche in die herrlich ausgestattete Rolle der Julie vollständig eingedrungen war. Die Aufnahme des Werks war eine sehr günstige, u. A. wurde Direktor Reck zweimal gerufen.

Ueber Fanny Janauscheck's Debut in New-York schreibt die „New-Yorker Handelszeitung": „Das große Ereigniß, welchem die deutschen Kunstfreunde New-Yorks mit Spannung entgegensahen, Fanny Janauscheck's Debut, fand in der Academy of Music statt. Trotzdem das jüdische Versöhnungsfest, mit welchem die erste Vorstellung zusammenfiel, den Andrang wesentlich geschmälert haben mußte, war das Theater, bekanntlich das geräumigste und eleganteste der Stadt, ziemlich gut besetzt. Wir können nur konstatiren, daß die Künstlerin alle Erwartungen übertraf, und daß der europäische Ruf, der der Tragödin voranging, vollständig gerechtfertigt ist. Eine imposante Bühnenerscheinung, mit einem wohltönenden vollen Organ begabt, das bis in alle Räume der Academy dringt, nimmt die große Künstlerin von vornherein für sich ein und reißt das Publikum mit sich fort. Ihre Medea ist bis in das kleinste Detail eine vollendete klassische Leistung. Die von Fräulein Janauscheck aus Europa mitgebrachten Künstler füllen ihren Platz aus; namentlich errang sich Herr Scherenberg als Jason wohlverdienten Applaus. Das zweite Auftreten der Fräulein Janauscheck findet als „Deborah" statt.

Einer Korrespondenz der „A. Ztg." aus Athen entnehmen wir über neu in Angriff genommene Ausgrabungsprojekte Folgendes: Schon vor mehreren Jahren hatte sich hier unter dem Namen der „Alterthumsfreunde" eine Gesellschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe machte, Geldmittel aufzutreiben, um mit denselben archäologische Ausgrabungen zu unternehmen. Die Geldmittel sollten nach dem Beispiel des Kölner Dombauvereins durch eine Lotterie herbeigeschafft werden. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es endlich, zur Ziehung der Loose zu kommen, und nach Abzug der nothwendigen Ausgaben blieb der Gesellschaft ein Rest von 140,000 Drachmen, die nun zu Ausgrabungen verwendet werden. Zuerst nun soll der Apollo-Tempel zu Delphi in Angriff genommen werden, für den 100,000 Drachmen bestimmt wurden. Zu diesem Zweck hat sich eine Kommission dorthin begeben, bestehend aus Archäologen, Ingenieuren u. s. w., um festzustellen, wie viele Häuser des Dorfes Kastri angekauft, und deren Bewohner anderswohin verpflanzt werden müssen, um Grund und Boden des Tempels frei zu erhalten. Es hat sich herausgestellt, daß nur 70 elende Bauernhütten angekauft werden müssen, um die Ausgrabung sogleich beginnen zu können. Weitere 15,000 Drachmen sind zu den Ausgrabungen der sogenannten Stoa des Eumeneion (?), einer Marmorgallerie zwischen dem Odeon des Herodes Atticus und dem ausgegrabenen Bachus-Theater gelegen, bestimmt. Diese Gallerie besteht aus 28 Arkaden von derselben Form und Konstruktion wie das Odeon des Herodes Atticus, aus pentelischem Marmor erbaut, seit vielen Jahrhunderten aber bis über die Hälfte seiner Höhe in Schutt begraben.

Bei Lloyds in London ist eine Mittheilung angeschlagen, wonach der Dampfer „Deutschland", von Bremen am 28. Oktober abgegangen, bei seiner Ankunft den üblichen Besuch der Zollbeamten erhielt und nach Contrebande abgesucht wurde, wobei nach Wegräumung der Planken zwischen dem Dampfkessel und der Seite des Schiffes unter dem Dampfkessel 40 Gallonen Spirituosen in 6 Fässern und Demijohns entdeckt wurden. Da diese Güter-Verpackung wie Inhalt durch die Nachbarschaft des Kessels ganz heiß geworden waren, auch drei bereits explodirte und ausgelaufene Fäßchen hinlänglich bewiesen, wie groß die Gefahr war, in der durch diese Defraudation das Schiff wie die Bemannung gerathen, so sah sich das Zollamt veranlaßt, im Interesse der Assekurateure bei Lloyds Mittheilung zu machen, die jetzt von dem Sekretär Dickens veröffentlicht wird. Besitzer der Spirituosen war einer der Heizer, gegen den das Zollamt die nöthigen Schritte bereits veranlaßt hat.

Unter mancherlei nützlichen Feldapparaten, welche die englische Regierung dem abyssinischen Expeditionskorps noch zuschicken wird, ist einer, der zuerst im amerikanischen Bürgerkriege zur Anwendung gelangte. Sein Zweck ist, rasch Trinkwasser zu bekommen, ohne die mühselige Operation des Brunnengrabens. Er besteht in einem starken Eisenrohr von 1 bis 2 Zoll Durchmesser, welches in eine harte Stahlspitze ausläuft und zwei Fuß über dieser mit Löchern versehen ist. Das Rohr wird in den Boden eingestoßen, bis es eine Wasserschicht erreicht, und dann, wie bei gewöhnlichen Pumpen, ein Pumpenstiefel eingeführt. So sollen die Amerikaner oft binnen einer Stunde vortreffliches Trinkwasser zu Tage gefördert haben.

Andreas Hofer's Büchse befindet sich im Nationalmuseum zu Innsbruck. Diese Büchse ging von Hofer auf Kaiser Franz über. Kaiser Franz machte sie einem Fürsten von Hildburghausen zum Geschenke, und von diesem kam sie durch Erbschaft an den regierenden Herzog von Koburg, welcher die Büchse Hofer's stets als einen der kostbarsten Schätze seiner berühmten Sammlung betrachtete. Diese Reliquie ist in Folge eines Entschlusses des Herzogs im Nationalmuseum in Innsbruck aufbewahrt und zu sehen.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 266 Freitag, 8. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Wohl selten war eine junge Frau unter ungünstigeren Umständen in das Haus ihrer Schwiegereltern eingeführt worden, und wohl selten traten ihr dort feindseligere Elemente entgegen, als dieß bei der armen Adele der Fall war. Aber Seelenreinheit und Herzensgüte, die ihr in hohem Grade eigen waren, bildeten die unwiderstehlichen Waffen, mit welchen sie gewappnet war gegen alle Angriffe, Kränkungen und Verfolgungen, welche sie hier bedrohen konnten. Dazu kam noch ein heiterer Sinn, ein natürlicher Muth, und ein hoher Grad von Bescheidenheit in allen ihren Lebensansprüchen. Deßhalb fühlte sie sich auch durchaus nicht niedergeschlagen und verletzt durch die schroffe Zurückhaltung, welche einige Mitglieder der Familie ihres Gatten gegen sie beobachtet hatten, und als sie sich jetzt allein befand, faltete sie unwillkürlich die Hände und flüsterte in ihrem stillzufriedenen Sinne leise vor sich hin: „Ich danke Dir, mein guter Gott, daß Du mir doch wenigstens ein Herz hier zugewendet hast. Ich will die Mutter Albert's lieben, wie eine gute Tochter, will sie aufzurichten, und zu trösten suchen, und mit ihr leiden, wenn der böse Geist, der hier im Hause herrscht, sie niederbeugt."

Sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die Thür wieder vorsichtig geöffnet wurde und ganz leise eine kleine, ganz in einem langen Schlafrock von weißem Flanell gehüllte, Gestalt hereintrat, die sich ihr näherte.

Sie wäre beinahe erschrocken, aber bald erkannte sie das bleiche Antlitz Theodors, der beide Hände ihr entgegenstreckend, ihr entgegenkam, und mit gedämpfter Stimme zu ihr sprach: „Mutter hatte mich schon zu Bett gebracht, und der Onkel Doktor hatte mir befohlen, ruhig liegen zu bleiben; aber ich konnte nicht einschlafen, denn ich dachte immer daran, wie ich hätte verbrennen müssen, wenn Sie mir nicht so schnell zu Hülfe gekommen wären, und da quälte es mich so sehr, daß ich Ihnen noch nicht einmal dafür gedankt hatte. Nun bin ich heimlich aufgestanden und hierhergekommen, und danke Ihnen herzlich — und will Sie recht lieb dafür haben."

Helle Thränen rannen dem Knaben bei den letzten Worten über die Wangen herab, und Adele entgegnete ihm gerührt, indem sie ihn näher an sich zog: „Ja, Du sollst mich lieb haben, mein Theodor, aber Du mußt mich auch nicht mehr „Sie" nennen. Ich bin ja jetzt Deines Bruders Frau und also Deine Schwester geworden, und nun will ich auch immer recht gut gegen Dich sein."

„Aber Schwester Clarissa ist gar nicht gut gegen mich;" plauderte der Knabe jetzt schon vertraulicher weiter; „und Großmutter-Kommerzienräthin auch nicht. Albert ist so oft nicht zu Hause, Otto kümmert sich gar nicht um mich, und der Vater ist immer so streng und finster, daß ich mich vor ihm fürchte. Den Informator aber mag ich gar nicht leiden, denn er quält mich immer. Nur Mütterchen allein ist gut gegen mich, und wenn Du mir nun auch eine gute Schwester sein willst — ach, wie will ich mich freuen!"

Adele sprach noch einige freundliche Worte zu ihm, und bat ihm, daß er sie in seinen Freistunden recht oft aufsuchen sollte, worauf er zu ihr sprach: „Ja, ja, ich will oft zu Dir kommen. Ich denke, nun werde ich wohl einschlafen können. Sage aber Niemandem als Mutter und Albert etwas davon, daß ich hier gewesen bin; denn die Andern schelten mich sonst aus." Und schneller und freudiger, als er gekommen war, huschte er wieder zur Thür hinaus.

Adele aber rief froh bewegt vor sich hin: „Also schon ein zweites Herz gewonnen;" fügte aber wehmüthig hinzu: „Warum sich die reichen Leute ihr Leben verbittern, durch Unfrieden und Verleugnung der natürlichsten Gefühle, die Gott in unser Herz gelegt?"

V.

Am nächsten Morgen, bald nachdem die ersten Sonnenstrahlen im Osten aufgeblitzt waren, um die Thürme Hamburgs zu vergolden, erhob sich Adele, ohne ihren Gatten zu wecken, von ihrem Lager, und schlüpfte in das angränzende Toilettzimmer. Dort badete sie ihr Antlitz in frischem Wasser, ordnete ihre Locken, warf einen leichten Morgenüberrock über, und tanzte dann in leisen Sprüngen die Treppe hinab, über den Hof, in den Garten.

Früh aufstehen, und das Einathmen der reinen, frischen Morgenluft, so oft es die Witterung erlaubte, war ihr, da sie ihr ganzes junges Leben auf dem Lande zugebracht, zum Bedürfnisse geworden. Im ganzen Hause herrschte noch die tiefste Stille und alle Bewohner desselben schienen noch im Schlaf versunken, so, daß sie hoffen durfte, ein Stündchen ganz allein im Garten spazieren zu können.

Albert hatte ihr mitgetheilt, daß die Blumenzucht und die Pflege ihres Gartens überhaupt die einzige Lieblingsneigung ihrer Mutter bilde, und ihr fast die einzige Erholung gewähre, die sie sich vergönnte; und auch hierdurch fühlte sich Adele, welche gleichfalls die Blumen fast leidenschaftlich liebte, sympathisch zu der guten, leidenden Frau hingezogen, die sie auch hinfort Mutter nennen sollte. Sie freuete sich, ihr nun beistehen und ihr manche beschwerlichere Arbeit, welche die Blumenpflege mit sich brachte, abnehmen zu können, und nachdem sie einen Rundblick über den ganzen Garten geworfen, flog sie wie ein junger, munterer Vogel, der eben seinem Neste entschlüpfte, bald hierhin, bald dorthin, nickte mit ihrem Lockenköpfchen den kleinen, aber geschmackvollen Anlagen ihren Beifall zu, betrachtete die ihr bekannten Pflanzen mit eigner Kennermiene, während sie denjenigen, die ihr fremd erschienen, ein lebhaftes Interesse, ja, Bewunderung zollte.

Sie glaubte sich ganz unbelauscht dabei, und doch waren zwei dunkle, glühende Augen unablässig auf sie gerichtet.

Der Herr des Hauses, Gottfried Carlshof, litt häufig an schlaflosen Nächten. Wenn sich dann der Himmel lichtete, vermochte er selbst in seinen Zimmern nicht mehr auszudauern, und von einer qualvollen Unruhe getrieben, begab er sich dann in aller Stille in den Garten hinab, so lange nicht Schnee und Winterfrost ihr Leichentuch über denselben gebreitet hatten. Dieser friedliche Raum, den seine duldende Gattin in der milderen Jahreszeit zu einem kleinen Paradiese umzuschaffen wußte, brachte fast immer einen wohlthuenden, beruhigenden Eindruck in ihm hervor. Ja, es schien, als ob der Anblick der Blumen, die seine Gattin hier gepflanzt, der kleinen Anlagen, die sie oft mühsam, mit eigener Hand zu Stande gebracht, ein Gefühl der Reue und eine wärmere Empfindung für die arme Dulderin, die er oft streng und rauh behandelte, in ihm erregte. Er verschonte sich dann selbst nicht mit bittern Vorwürfen, und beschloß, ihr freundlicher zu begegnen. Aber seine guten Vorsätze wurden leider nur zu bald vergessen, denn so bald er den Garten verlassen, verfiel er gewöhnlich wieder in seine finstere, strenge Laune, und zog sich von den Seinigen mit düsterer Verschlossenheit zurück.

Die Ereignisse des vergangenen Abends hatten ihn in eine fast fieberhafte Aufregung versetzt, und so hatten sich während der Nacht seine Augen auch nur auf kurze Zeit geschlossen. Wohl eine halbe Stunde früher als Adele war er in den Garten herabgekommen, weßhalb diese auch alle Thüren geöffnet gefunden hatte. Die schwere Beklommenheit seiner Brust, die ihn herabgetrieben, hatte sich bereits durch die freieren Athemzüge, die ihm hier vergönnt waren, zu lösen begonnen, und er fühlte sich wohler, bis er sich durch ein Geräusch an der Gitterpforte gestört sah. Er stand gerade hinter einem Gebüsch, welches ihn ganz verdeckte, und warf einen finstern Blick nach dem Eingange. Keinen Augenblick daran zweifelnd, daß die zierliche Gestalt, die dort so leicht und anmuthig herumschwebte, Albert's Gattin sei, der er aber nicht hier begegnen wollte, flüchtete er sich unbemerkt in den nahen Pavillon.

Er hatte das junge Weibchen, welches ihm sein Sohn am vergangenen Abend vorgestellt, noch so wenig eines väterlichen Blickes gewürdigt, und unter der Reiseumhüllung die Züge ihres Gesichtes nur höchst unbestimmt und flüchtig überschaut, so daß er sie sicher nicht wieder erkannt haben würde, wäre sie ihm an einem fremden Orte begegnet.

Jetzt aber, da es unbemerkt geschehen konnte, wollte er doch wenigstens ihr Antlitz schauen, trat an ein Fenster des Pavillons, hinter der zugezogenen Gardine, und hielt diese nur eben so weit auseinander, daß er durch die kleine Oeffnung, die dadurch entstand, hinaus in den Garten schauen konnte. Aber sie blieb lange fern und von ihm abgewendet, bis sie endlich näher kam, und gerade seinem Standpunkte gegenüber, vor einem Beete mit prachtvollen Tulpen stehen blieb.

Aber kaum hatte er den ersten festen Blick auf ihr liebliches Antlitz geworfen, als er erschrocken zusammenfuhr und ein heftiges Zittern durch alle seine Glieder flog. Doch er wendete sein Auge nicht ab, er konnte es nicht abwenden, denn es war wie durch einen Zauber gefesselt, an das reizende, unschuldige, kindliche Gesicht, und doch — je länger er darauf hinstarrte, desto qualvoller wühlte ein unnennbarer Schmerz in seiner Brust.

Erst als sie sich wieder abwendete, und zu einem anderen Beete hinflog, wo sie durch ein Buschwerk seinen Blicken entzogen wurde, schien der Zauber gelöst und tief und schwer aufseufzend trat er zurück, sank auf das Sopha nieder, und stöhnte, die Hände ringend: „O, mein Gott! Diese täuschende Aehnlichkeit wird mich zur Verzweiflung — zum Wahnsinn führen!"

Harmlos und heiter setzte indessen Adele ihre Blumenschau fort, und ahnete nicht, daß ihr Anblick einen so furchtbar schmerzlichen Eindruck auf den Vater ihres Gatten ausgeübt hatte. Ungemein schnell war ihr ein Stündchen vergangen, und dann flog sie wieder hinauf, um ihren Albert zu wecken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der durch seine geistvolle Interpretation der klassischen Klavierliteratur ausgezeichnete Tonkünstler und Komponist, Hr. Musikdirektor Dr. Eduard Franck, ist nach langer Abwesenheit wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Herr Franck wurde, nachdem er mehrere Jahre als Lehrer des Klavierspiels am Konservatorium in Köln fungirt, als Professor an der Hochschule und als Direktor der Konzerte, des gemischten Chors, des Studentengesangvereins und einer neu zu gründenden Musikschule nach Bern berufen. Nach 8jähriger Thätigkeit an diesen, durch seine bedeutenden Fähigkeiten zu hoher Blüthe gelangten Anstalten, kehrt er, der Erziehung seiner Kinder wegen, in sein Vaterland zurück. Herrn Professor Stern in Berlin ist es gelungen, diese ausgezeichnete Lehrkraft für sein Institut zu gewinnen, und hat Herr Direktor Franck die Leitung einer oberen Klavierklasse übernommen.

[Anerkennung der Rheinweine.] Ueber das große Bankett, welches in Paris im Hotel Louvre von den Ausstellungskommissionen aller Völker eingenommen wurde, enthält die Wiener „N. Fr. Pr." ein interessantes Feuilleton. Das Diner dürfte, schon seines internationalen Charakters wegen, das glänzendste gewesen sein, welches die Welt seit langer Zeit gesehen hat. Alle Küchen der Welt waren vertreten und die Wiener „N. fr. Pr." gesteht selbst ein, daß die österreichische Küche am weitesten in der Kultur zurückgeblieben ist. Der Champagner (**Veuve Cliquot**) mußte die Segel vor dem Rheinweine (Johannisberger) streichen. Der Berichterstatter sagt: Verhält sich doch Schloß Johannisberger vom Jahre 1862 zum Champagner gerade wie Wolfgang Goethe zu Paul de Kock. Es ist einmal Zeit, daß man das wahre Verdienst von dem zudringlich prickelnden Charlatan unterscheiden lerne.

In dem Centralschachte des Hoosac-Tunnels bei Troy im Staate New-York hat sich am 19. Oktober ein furchtbares Unglück von ungewöhnlicher Art ereignet. Nahe bei der Mündung des Schachtes stand eine Anzahl offener Naphtatonnen, deren Inhalt zur Bereitung des für die Erleuchtung der unterirdischen Gänge bestimmten Gases dienen sollte. Erst Tags vorher war dieses Gas eingeführt worden; und man glaubte alle Vorsichtsmaßregeln angewandt zu haben. Am zweiten Abend kam eine brennende Kerze, obwohl noch 20 Fuß von den Tonnen entfernt, in den Bereich der denselben entsteigenden Gase; und in einem Momente schlug über allen Tonnen eine ungeheure Flamme auf, welche sich den benachbarten Baustätten und dem Holzwerke in dem Schachte mittheilte. Siebenzehn Arbeiter waren drunten beschäftigt; vier entkamen der Gefahr, die übrigen dreizehn fielen ihr zum Opfer. Zwischen ihnen und der Oberwelt wogte ein weites und undurchdringliches Feuermeer. Wäre noch eine Hoffnung gewesen, sie vor dem Erstickungstode zu retten, so hätten sie in den Wassermassen, die beim Stillstehen der verbrannten Pumpmaschinen auf sie einstürzten, bald ertrinken müssen. Folgenden Tages erbot sich ein Matrose — sein Name, Marschall, verdient genannt zu werden — in den Schacht hinabzusteigen, um mit eigener Lebensgefahr zu erforschen, ob sich doch vielleicht noch ein Leben retten ließe. Ehe er dieß Wagniß unternahm, machte er sein Testament. Er fuhr hinab bis in die Tiefe von 600 Fuß, wo er sich überzeugen konnte, daß das Wasser eine Höhe von 20 Fuß und mehr über dem Boden stand und nicht die geringste Möglichkeit der Rettung eines der Verunglückten da war. Er gab daher das Signal zum Aufwinden. Als er oben ankam, war er in Folge der erstickenden Atmosphäre besinnungslos geworden und gab kaum ein Lebenszeichen. Erst nach der Anwendung kräftiger Belebungsmittel gewann er sein Bewußtsein wieder. Von den dreizehn Umgekommenen waren glücklicherweise nur drei verheirathet; doch hinterläßt einer derselben sieben unerwachsene Kinder.

Aus Neubau in Oberfranken ging an den König folgende Adresse ab: „Allerdurchlauchtigster ɾc. Neubau im königl. Landgerichte Weidenberg, kreise Oberfranken den 29. Sept. 1867. Die allerunterthänigst treugehorsamsten Gemeindeglieder erkühnen sich fußfälligst, Euer Königlichen Majestät unser allerunterthänigste Bitte zu unterbreiten. Ereignisse und Bestrebungen erwecken in uns steigende Besorgniß, und veranlassen uns, vertrauensvollst zur Euer Königl. Majestät unser Zuflucht zu nehmen. Wir wollen keinen anderen Oberherrn, als unsern rechtmäßige Könige, wollen nicht Gut und Blut für fremde Zwecke hingeben. Wir wollen für das Konigliche Haus Wittelsbach unser Leben aufopfern, Bayerns Fahne wollen wir hoch halten immerdar, wollen für Bayern leben und sterben. Wir wollen keine neue Lasten und Steuern, wir haben an den stehenden genug, das ist unser ganz einzige gesetzte Meinung. Wir sämmtliche Gemeindeglieder schließen uns an, an das Oberpfälzische Königs-Adresse mit gleichen Gesinnungen hegt. Deßhalb stellen wir allerunterthänigste Bitte: Euer Königl. Majestät wollen allergnädigst den gegenwärtigen Landtag aufzulösen und eine Neuwahl anzuordnen geruhen. In tiefster Demuth und Erniedrigung Euer Königliche Majestät allerunterthänigst treugehorsamste Gemeindeglieder."

In einem zu Lyon erscheinenden Witzblatte „La Marionette" beschwert sich „**un Germanophobe**" über

die Invasion der Deutschen in Frankreich, besonders nach Lyon. Unter der humoristischen Form des Schreibens blickt aber ein guter Theil ganz ernstlich gemeiner Eifersucht hervor. Germanophobus schreibt: Es gibt Bankhäuser (in Lyon) welche unter 20 Commis 18 Deutsche beschäftigen. Es sind ihrer zehntausend, zwanzigtausend vielleicht in Lyon, Badenser, Hessen, Württemberger, Sachsen aller Art, welche, nachdem sie den ganzen Tag Papier bekritzelt haben, auf unsern Plätzen, auf unseren Promenaden, in unseren Straßen, Kaffeehäusern, Theatern wimmeln und eine unerhörte Sprache reden, die nichts Menschliches hat und welche übrigens schon einer ihrer Kaiser, Karl V., eine Pferdesprache genannt hat. Diese Kauderwälschen haben ihre Zirkel, Vereine, Gesellschaften, sie unterstützen sich mit Eifer, ein Bruder ruft den andern, ein Vetter den andern — in kurzer Zeit wird ein französischer Buchhalter eine Seltenheit sein. Wird eine gute Stelle offen — schnell ein Deutscher her.... Vielleicht sind diese Leute so mäßig wie die Kameele und begnügen sich mit geringem Gehalt? Durchaus nicht. Man würde einem Franzosen 1200 Fr. bezahlen, wenn man einem Deutschen 3000 Fr. gibt und sich noch schön bedanken, daß er es dafür thut. Der Franzose vegetirt, krepirt vor Hunger, wird Hausknecht oder Chausseewärter, und der Fremde schaut aus seinem steifen Halskragen und durch seine Brille mit Verachtung auf uns herab ... und wenn er sein Schäfchen geschoren und unsere Pfennige gespart hat, dann kehrt er zurück in seinen Nebel und zu seinem Gretchen und erhält fünfzehn Kinder von ihr, welche er uns später alle zuschickt, damit sie den unseren die Plätze und den Verdienst wegnehmen" u. s. w.

Die Gletscher behalten nichts von dem, was sie verschlingen, und sie stoßen, wenn auch oft erst nach langer Zeit, alle fremden Körper wieder aus, die sie durch die Schnee- und Eisbewegungen in sich aufgenommen haben. Nach dem „Journal de la Savoye" hat man darüber eine neue Erfahrung gemacht. Auf einem dem Col du Mont benachbarten Gletscher wurden die Skelette von drei menschlichen Körpern so eben aufgefunden, auf einem Eisfelde nebeneinander gebettet. Nach untrüglichen Anzeichen gehören dieselben drei französischen Soldaten an, deren Regiment im Jahre 1794 (!) zu Saint-Foy in Garnison lag, und dessen Andenken sich lebhaft im Lande erhalten hat. Eine Abtheilung von dieser Besatzung war am 5. Mai des genannten Jahres auf Rekognoszirung gegen die Gränze gegangen. Vier Leute derselben nun hatten sich damals auf dem erwähnten Gletscher verirrt. Der Leichnam eines unter ihnen, Kapitäns Bernard, wurde kurze Zeit darauf am Abhange eines Hügels gefunden. Die andern drei konnten trotz der eifrigsten Nachsuchungen nicht entdeckt werden. Bei den nun aufgefundenen Skeletten fand man Montirungsstücke, welche die Identität mit den damals Vermißten unwiderleglich darthun. Die Knochen hatten zwar keinen festen Zusammenhang mehr, doch haben sie die gegenseitige Lage zu einander vollständig bewahrt und waren auch sonst sehr wohl erhalten.

Montana, wo Garibaldi seine Niederlage erlitt, liegt in kurzer Entfernung ostwärts von Monte Rotondo, ist ein rings von Hügeln umgebenes kleines elendes Städtchen oder Castell, 14 Miglien nördlich von Rom, und noch 8 Miglien von Tivoli entlegen. Ob das alte Nomentum (Civitas Nomontana) genau an dieser Stelle lag, ist nicht bestimmt: jedenfalls konnte es nur wenig entfernt sein. Die alte Via Nomentana zog in der Nähe vorbei. (Westphal: „Die römische Kampagna." S. 24)

In der neuen Pinakothek zu München wurde das vom Professor Dr. v. Pettenkofer erfundene Regenerationsverfahren zur Restaurirung von Gemälden bei ungefähr 100 Bildern, welche durch Sprünge und Risse beschädigt waren, in Anwendung gebracht; die Gemälde wurden in ihrer ganzen früheren Schönheit wieder hergestellt.

Die Schärpen und Portépées, welche die Offiziere der norddeutschen Bundeskontingente in den Farben des Bundes vertragsmäßig anzulegen haben, sind durch den Bundesfeldherrn festgestellt worden. Die Schärpen und Portépées unterscheiden sich von den preußischen nur dadurch, daß in der Mitte der schwarz-weißen Bänder ein schmaler rother Streifen angebracht worden ist.

Logogryph.

Glänzend strahl' ich durch die Welt,
Bring' aus fernen Zeiten Kunde,
Preise, Weiser, dich und Held!
Doch nicht stets mit wahrem Munde.
Aber brichst du mir den Fuß,
Schenk' ich still dir und bescheiden
Deines Selbstes Vollgenuß,
Ja, der sel'gen Götterfreuden
Nimmst du mir ein and'res Glied,
Das der Gallier komisch flieht,
Bin ich dir zum Trank verwandelt,
Aecht vom Britten nur erhandelt.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 267 Samstag, 9. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Das junge Ehepaar nahm sein Frühstück ganz allein ein, denn eine allgemeine Morgen-Zusammenkunft der Familie war in dem Hause nicht üblich.

Dann begab sich Albert zu seinem Vater, der einen Theil der ersten Etage bewohnte.

Als der junge Mann die Treppe hinabstieg, vermochte er sich doch einer lebhaften Unruhe nicht zu erwehren; denn die Verschlossenheit, die sein Vater am vergangenen Abend gegen ihn beobachtet hatte, war unberechenbar, und gestattete ihm auch nicht im Geringsten vorauszusehen, wie die Unterredung enden würde. Noch höher aber stieg seine Beklommenheit, als er in das Zimmer seines Vaters trat, und ihn, der sonst selbst bei den wichtigsten Ereignissen eine kalte Ruhe zu behaupten wußte, in einer Aufregung fand, wie er sie noch niemals an ihn bemerkt hatte.

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, die glühenden Blicke starr auf den Boden geheftet, und die hörbaren raschen Athemzüge verriethen, daß ein heftiger Sturm in seinem Innern tobte. Anfangs schien er den Eintritt seines Sohnes gar nicht bemerkt zu haben, als dieser ihn aber mit einem Morgengruße anredete, fuhr er erschrocken zusammen, und empfing ihn mit der seltsamen, gewaltsam hervorgepreßten Frage: „Wen hast Du mir da ins Haus gebracht?"

Albert befand sich in Verlegenheit, was er darauf antworten sollte, und war eben im Begriffe mit Uebergehung ihrer Herkunft und Vermögensverhältnisse, Adelens inneren Werth zu schildern, und mit einer Aufzählung aller ihrer Tugenden zu beginnen, als ihm sein Vater durch eine heftige Geberde zu schweigen gebot, und ihn mit den Worten unterbrach: „Aber wie bist Du dazu gekommen, Dich gerade mit diesem Mädchen zu verbinden?"

Albert theilte ihm jetzt ganz dasselbe mit, was er am vergangenen Abende seiner Mutter bereits berichtet hatte, über sein erstes Zusammentreffen mit Adele, über die Rettung, die er ihr verdankte, und wie sich dann seine Dankbarkeit in die glühendste Liebe verwandelt, welche er geglaubt habe nur durch eine eigenmächtige Handlungsweise zu einem ersehnten Ziele führen zu können, weil er seiner Retterin freiwillig sein heiliges Wort verpfändet, daß sie um jeden Preis seine Gattin werden sollte.

Es schien aber, als ob der ältere Carlshof der Erzählung seines Sohnes nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hätte, und nur bei den letzten Worten desselben ließ er sein Haupt auf die Brust herabsinken, und sprach in einem beinahe kleinlauten Tone: „Du hattest ihr Dein Wort verpfändet? Dann freilich mußtest Du es halten, um jeden Preis."

Albert fühlte sich ermuthigt durch diese Bemerkung, die er bereits glaubte als ein Zugeständniß betrachten zu dürfen, und fuhr nun fort, alle die edlen Eigenschaften und die reiche moralische Begabung seines jungen Weibchens, mit dem Feuer der Liebe zu schildern, und beeilte sich dann hinzuzufügen: „Auch erfreut sie sich, obgleich auf dem Lande, und fast in einer Einöde geboren und erzogen, doch eines nicht gewöhnlichen Bildungsgrades, den sie ihrer Mutter verdankt, welche eine geistige Ausbildung besaß, welche sie befähigte, als Erzieherin der Kinder eines Rittergutsbesitzers in jener Gegend zu fungiren, ehe sie sich mit dem wackeren Winterfeld, dem Ziegeleibesitzer, in der Nähe des Edelhofs, verheirathete."

Sobald er der Mutter seiner Gattin erwähnte, verrieth sein Vater die lebhafteste Aufmerksamkeit, aber er ließ seine Augen wieder scheu zu Boden sinken, als er mit bebender Stimme die leise Frage hervorbrachte: „Und lebt ihre Mutter noch?"

„Sie ist todt, seit einigen Jahren;" versetzte Albert.

Ein tiefer Seufzer entrang sich Carlshof's Brust, und weiter fragte er, in gedämpftem Tone: „Und aus welcher Familie stammte die Verstorbene?"

„Aus einer sehr achtungswerthen, aber keineswegs reichen und vornehmen Familie;" erhielt er zur Antwort. „Ihr Vater war Schulrektor gewesen in einem süddeutschen Badeorte, und ihr Familienname ist Riedborn."

Kaum hatte aber Albert diesen Namen ausgesprochen, als sein Vater einen dumpfen Schreckensschrei nicht mehr zu unterdrücken vermochte, worauf er mit einer heftig abwehrenden Geberde ausrief: „Genug, genug! Ich will nichts mehr hören! Du kannst gehen! Den

Geschäftsbericht über Deine Reise magst Du mir heute Abend abstatten."

Albert war hochverwundert über diese neue Aufregung, die so plötzlich über seinen Vater gekommen war, und deren Ursache er sich durchaus nicht zu erklären wußte. Aber da er doch jedenfalls eine Entscheidung herbeizuführen wünschte, so ermuthigte er sich zu der Frage: „Und darf ich hoffen, mein Vater, daß Sie meine Verbindung anerkennen werden?"

Auch nicht die leiseste Spur des Zornes war in Carlshofs Antlitz mehr zu bemerken, ja, die schroffen, kalten Züge desselben hatten einen milderen, wärmeren Ausdruck angenommen, während er tiefbewegt erwiderte: „Ja, ich will Deine Verbindung anerkennen; obgleich Du unkindlich gegen mich gehandelt, und keine Ahnung davon hattest, welchen Feuerbrand Du damit in mein Herz geworfen hast. Sage aber Deiner Frau, sie soll meine Nähe meiden so viel als möglich, bis ich mich in das Unvermeidliche gefunden haben werde. Und noch Eins! Sie ist doch gestern bei der Rettung Theodors nicht von den Flammen verletzt worden?"

„Sie selbst ist unverletzt geblieben," entgegnete Albert, „aber ihr Umschlagtuch, welches sie um Theodor wand, um die Flammen zu ersticken, hat einige Brandflecken erlitten, und auch dieß wäre nicht zu bedauern, wenn das Tuch nicht ein Erbstück ihrer Mutter wäre."

„Ein Erbstück ihrer Mutter? Das wird ihr schmerzlich sein! Ich will das Tuch sehen! Bringe es mir gleich," versetzte Carlshof hastig.

Ganz erstaunt über dieß Verlangen, welches er jedoch keinem Mißtrauen gegen seine Behauptung, daß das Tuch verbrannt sei, zuschreiben mochte, entfernte sich Albert willig, um es zu holen.

Carlshof aber schlug beide Hände vor sein Gesicht, als er sich allein befand, und stöhnte schmerzlich: „Ja, ja, es gibt eine rächende Nemesis!"

Als sein Sohn wieder eintrat, sprach er kein Wort zu ihm, nahm ihm das Tuch, ohne einen Blick darauf zu werfen, aus der Hand, legte es auf das Sopha und gab dann Albert einen stummen Wink, sich zu entfernen.

Als dieser nun die Treppe wieder hinaufstieg, um seiner Adele Bericht abzustatten über die Unterredung, die er mit seinem Vater gehabt hatte, mußte er sich bekennen, daß ihm dieser niemals räthselhafter erschienen war, als an diesem Morgen.

VI.

Mehrere Minuten vergingen, ehe der Kaufmann Carlshof wieder Fassung errungen hatte. Dann warf er einen scheuen Blick auf das Tuch, welches ihm sein Sohn hatte bringen müssen, nahm es vom Sopha auf, und ohne auch nur daran zu denken, die Brandflecken, die es empfangen hatte, eines Blickes zu würdigen, drückte er es an seine Lippen, und ließ ein paar heiße Thränen darauf fallen. Dann ging er, es fest an seine Brust drückend, zu seinem Sekretär, und zog dort ein kleines in ein Medaillon gefaßtes Miniaturbild hervor, auf welches er einen glühenden Blick warf, wobei er mit gedämpfter Stimme ausrief: „Die Aehnlichkeit ist unverkennbar — sprechend. Die Tochter ist das täuschende Ebenbild der Mutter. Doch, warum taucht die Tochter, nachdem alle meine Nachforschungen nach der Mutter vergeblich waren, jetzt hier so plötzlich vor mir auf, um meine Gewissensqualen und den Unfrieden meines Hauses nur noch zu vermehren?"

Er wurde jedoch in seinem Selbstgespräche gestört; denn es wurden Schritte auf dem Korridore laut, welche sich seinem Zimmer näherten. Rasch verschloß er das Tuch und das Porträt in seinen Sekretär, und suchte seine gewöhnliche, verschlossene und finstere Miene wieder anzunehmen

Es war sein ältester Sohn Otto, der bald darauf zu ihm eintrat. Er trug seinen linken Arm noch in der Binde, und sprach in seinem gewohnten harmlosen Tone: „Guten Morgen, mein Vater, Sie haben mich zu sprechen verlangt."

„Allerdings", entgegnete sein Vater; „denn ich will zum Letztenmale die ernste Frage an Dich richten: wann wirst Du Dein wildes, gemeines Treiben endlich aufgeben, und ein Benehmen beobachten lernen, wie es Deiner Stellung und den Rücksichten, die Du Deiner Familie schuldig bist, angemessen ist?"

Otto schien keineswegs geneigt, sich durch die strenge Miene, die sein Vater wieder angenommen, einschüchtern zu lassen, und sich zu entschuldigen, sondern vielmehr nur darauf bedacht, sich zu vertheidigen. Er fuhr deßhalb auch in einem zwar ehrerbietigen, aber doch sehr determinirten Tone fort: „Mein Benehmen mag zuweilen etwas wild und ausgelassen sein, aber gemein ist es nicht, mein Vater. Ich finde nun einmal keinen Gefallen an dem steifen, herzlosen Wesen, welches größtentheils in unserer höheren Gesellschaft herrscht; ich fühle mich gerade abgestoßen von den reichen Familiensöhnen unseres Standes, die nichts lieben, als ihr eigenes Ich, die nichts anbeten, als den Gott Mammon, die den Zweck ihres Daseins zu erfüllen glauben, wenn sie fortwährend der Genußsucht fröhnen. Mit dem lächerlichsten Hochmuthe blicken sie auf die übrigen Stände herab, verläugnen die edelsten, natürlichsten Gefühle, verspotten die Moral, begehen Lieblosigkeiten und Ungerechtigkeiten mit kaltem Blute, und treten die heiligsten Menschenpflichten mit Füßen. Es mögen sich Ausnahmen finden, ich will es gerne zugeben, aber im Allgemeinen hat unsere moderne Erziehung, der gräßliche Egoismus, der unter den höheren Ständen herrscht, die jungen Gemüther so verhärtet und verdorben, daß sie mehr einer Generation von gefühllosen Wilden, als von zivilisirten Menschen gleichen."

(Fortsetzung folgt.)

Trost.

Wenn dich Menschen kränken
Durch Verrath und Trug,
Dann sollst du gedenken,
Was dein Herr ertrug.

Kommen trübe Tage,
Sieh' allein auf ihn,
Freundlich ohne Klage,
Geh' durch Dornen hin.

Wird dir's immer trüber,
Nagt dich inn'rer Schmerz,
Hab' ihn immer lieber,
Drück' ihn fest ans Herz.

Machen deine Sünden,
Dir das Leben schwer,
Suche ihn zu finden,
O, er liebt dich sehr.

Quält dich heimlich Sehnen,
Tief verschwieg'nes Weh',
Sprich zu Gott mit Thränen:
„Herr, dein Will' gescheh'!

Mannigfaltigkeiten.

Am 5. vorigen Monats starb in New-York Herr Jakob Mann, ein Handwerker, im Alter von 66 Jahren. Er war gebürtig aus Kirchheim (Rheinpfalz) und hinterläßt dem deutschen Hospital 10,000 Dollars.

Aus Wien wird gemeldet: Die 92jährige Inwohnerin von Grinzing, Theresia N., entfernte sich vor zwei Tagen mit der deutlich ausgesprochenen Absicht, aus Lebensüberdruß sich selbst das Leben zu nehmen. Die Greisin hegt nämlich seit einiger Zeit den fixen Wahn, von Gott vergessen worden zu sein. Alle Bemühungen zu ihrer Wiederauffindung waren bis jetzt erfolglos.

[Originelle Brutalität.] Man liest im „Droit": Ein gewisser Schuster H., wohnhaft Rue Riquel in Villette, war ein Mensch von heftigem und brutalem Charakter. Der Trunksucht ergeben, maltraitirte er seine unglückliche Frau auf die grausamste Weise, wenn sie sich weigerte, ihm ihr sauer verdientes Geld zu geben, um einem heillosen Hang zu fröhnen. Montags aber fand eine heftigere Scene dieser Art als jemals zwischen den Gatten statt. H. warf seine Frau auf den Boden, setzte ihr ein Knie auf die Brust und versuchte sie zu erwürgen. „Du weigerst Dich, mir Geld zum Trinken zu geben — schrie er — Du bist Ursache, daß ich zu Grunde gehe, aber Du sollst wenigstens Zeuge meines Todes sein, und ich will, daß Dich meine letzten Grimassen zittern machen." Von der Drohung zur Ausführung schreitend, band er ihr die Füße und die Hände derart, daß sie sich nicht bewegen konnte und, um ihre Hülferufe zu verhindern, schlang er eine Serviette um ihren Kopf, die er in ihren Mund stopfte. Zu gleicher Zeit legte er ein Tranchirmesser zurecht und drohte ihr den Tod bei dem geringsten Versuch, sich ihrer Fesseln zu entledigen. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln begann er die nöthigen Vorbereitungen, um sich an einem starken Nagel aufzuhängen, den er in den Plafond schlug. Während dieser Verrichtung nahm er Rum und man vermuthet, daß er wohl an 15 „petits verres" hinuntergestürzt. Endlich hing er sich auf, und er hatte seinen Calcul so richtig getroffen, daß er sich nach beendigter Operation in seiner schrecklichen Agonie gegenüber seiner unglücklichen Frau befand, die bei diesem schrecklichen Schauspiele glücklicher Weise ohnmächtig wurde. Als sie wieder zu sich kam, gelang es ihr nach und nach sich des Tuches zu entledigen, das ihren Mund bedeckte, um durch ihr Geschrei endlich Hülfe herbeizurufen. Die Nachbarn erschienen, brachen die Thüre ein und befreiten sie.

[Was das kostet!] Das Kleid, welches bei der Vermählungsfeier des griechischen Königspaares in Petersburg die Braut trug, bestand aus Silberstoff und war mit gestickten Silberbouquets übersäet. Den Rock besetzte vorn eine Reihe von Diamantknöpfen, die sich an den breiten, mit Diamanten besetzten Gürtel anschlossen. Ebenso war die Taille nach einem griechischen Muster mit Diamanten verziert. Endlich ergänzten auch Halsband, Armbänder, das Diadem auf der Stirn und die Krone auf dem Chignon im reichsten Diamantenschmuck. Die Großfürstin Alexandra Josefowna, welche ihrer Tochter folgte und bis zur Täuschung einer Schwester der Verlobten glich, trug ebenfalls ein Kleid von Silberstoff; längs der Seite liefen Streifen von Ponceau-Sammt und Goldstoff, die eine zahllose Menge von Saphiren, Rubinen und Smaragden einfaßten, welche letzteren ihrerseits von Diamanten umgeben waren. Die mit Hermelin besetzte Taille war gleichfalls mit prachtvollen Edelsteinen geschmückt. Inmitten glänzender Toiletten bemerkte man auch eine Brauersfrau in ihrem Festanzuge, welche der Zeremonie mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit folgte: es war die Amme der Großfürstin Olga Konstantinowna. Ein sonderbarer Kontrast freilich die Frau aus dem Volke unter solchem Diamantenschimmer, aber doch war es gerade diese einfache Frau aus den Volkskreisen,

ohne deren gesunde Nährung das kaiserliche Kind sich vielleicht all' der blitzenden Diamanten heute nicht freuen könnte.

[Transport von Schwerverwundeten auf Eisenbahnen.] Vom 1. November d. J. ab wird auf den Eisenbahnstrecken der Provinz Hannover mit Einführung der Wagen vierter Klasse vorgegangen werden. Die neuen zur vierten Fahrklasse bestimmten Wagen bieten auch in militärischer Beziehung ein besonderes Interesse, indem sie zugleich zum Transport der Schwerverwundeten für den Kriegsfall eingerichtet sind. Für den Transport der Schwerverwundeten werden in jedem Wagen zwölf Hängematten befestigt, so daß die Transportirten bequem ausgestreckt gegen alle Erschütterungen besser als bei irgend einer anderen Transportart geschützt sind. In der Mitte jedes Wagens bleibt ein Raum zur Passage für die Aerzte und Krankenwärter frei, welcher durch eine zweckmäßige Verbindung der Wagen den Verkehr zwischen allen Waggons gestattet. Eine Reihe solcher Wagen bildet ein transportables Lazareth mit allen Bequemlichkeiten, die nach den Vorschriften der bewährten Militärärzte und auf Grund der im letzten Kriege gemachten Erfahrungen als ausführbar und empfehlenswerth erkannt worden sind. Von der königlichen Verwaltung der hannoverschen Eisenbahnen sind 70 Wagen dieser Konstruktion zum Betrieb bestimmt, mit denen also, 12 Kranke auf den Wagen, 840 Schwerverwundete in einem Transport vom Kriegsschauplatz weg in die entferntesten Gegenden geführt werden können.

[Ein Herzog als Zuave.] Der reichste Erbe des französischen Adels, der Herzog von Chevreuse, Enkel des Herzogs von Luynes und Bräutigam des Fräuleins v. Larochefoucault-Doudanville hat sich zu den päpstlichen Zuaven begeben, deren Korps er schon früher als Offizier angehörte; er tritt jetzt als gemeiner Soldat ein.

In dem „Lyzeum des Kronprinzen" (Lycée du Prince-Impérial) in Paris nehmen in diesem Semester 232 Zöglinge an dem Unterricht in der deutschen Sprache Theil. Bei der letzten großen Prüfung haben von diesen Zöglingen 66 das Zeugniß „sehr gut" erhalten und 85 das Zeugniß „gut"; 22 dieser jungen Leute sind bereits im Stande, sich über alle Gegenstände in deutscher Sprache geläufig auszudrücken. Hiernach zu urtheilen, scheint das Deutsche auf französischen Gymnasien jetzt mit größerem Eifer gelernt zu werden, als das Französische in deutschen.

[Eine Legende der Neger.] Jedes Volk hat seine Legenden, selbst den Negern am Senegal fehlt es nicht daran. Eine derselben erzählt die Schöpfung des Menschengeschlechts in folgender Art: Nach ihrer Angabe nahm Gott, als er die ersten Menschen erschaffen wollte, Thon, knetete denselben, bildete daraus die Form eines Menschen, die er in einen Ofen stellte, um sie dort zu brennen, und ihr dann, wenn der Körper fertig hergestellt sei, eine Seele zu geben. Die irdene Statue, welche den Wirkungen des Feuers zu kurze Zeit ausgesetzt gewesen war, kam blaß aus dem Ofen. Gott hatte den Weißen erschaffen, den Europäer, das unvollendete Geschöpf, welches der göttliche Künstler als seiner ganz unwürdig aufgab. Den zweiten Versuch des menschlichen Wesens ließ er länger im Ofen und zog ihn dann heraus; seine Farbe war dunkler, aber sie war noch nicht die Vollkommenheit; Gott hatte nur den Mauren erschaffen. Gott nahm nun sein Werk zum Drittenmale auf und dann ging aus dem Brennofen der Neger, d. h. die Vollkommenheit hervor. Gott ließ dann die drei erschaffenen Wesen — den Weißen, den Mauren und den Neger — einschlafen und während ihres Schlafs stellte er eine Börse und ein Pferd neben sie. Der Erste, welcher erwachte, war der Weiße; er sah das Pferd und die Börse und nahm das Geld. Der Maure öffnete als der Zweite die Augen; er bemächtigte sich des Pferdes, sprang auf den Rücken desselben und eroberte die Wüste. Was den Neger anbetrifft, welcher schöner als seine Brüder, aber auch fauler war, so erwachte derselbe zuletzt und hatte nichts. Deßhalb ist der arme Teufel zur Arbeit während der Ewigkeit verurtheilt, weil der erste Vater seiner Race die Dummheit begangen hat, eine Stunde zu lange zu schlafen.

Räthsel.

Drücken dich des Lebens Leiden,
Wie die erste Sylbe spricht;
So versäume mit der Zweiten,
Gegen dein Geschick zu streiten
In den trübsten Stunden nicht.

Will das Ganze dich beschleichen,
So entfliehe seinem Arm.
Laß vom Sturme dich nicht beugen,
Stehe fest wie Gottes Eichen —
Endlich schwindet Noth und Harm.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 254: Main.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 268 Montag, 11. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

„Schweig!“ fiel ihm sein Vater heftig ins Wort; „ich kenne Deine Uebertreibungen! Lerne Dich in den herrschenden Zeitgeist finden, denn Du wirst ihn doch nicht ändern mit Deinem Geschwätz.“

„Ich werde den Zeitgeist freilich nicht ändern;“ entgegnete Otto ruhig; „aber ich werde mich auch durch nichts in der Welt bewegen lassen, mich durch den Zeitgeist ändern zu lassen, den ich nun einmal für unmoralisch und verderblich erkannt habe.“

„Dann wirst Du mein Haus verlassen müssen,“ erhielt er zur Antwort; denn ich will nicht länger mehr unter der Aufregung leiden, die Deine ärgerliche Aufführung fast täglich über unsere Familie bringt und ihrem Rufe schadet.“

„Was nennst Du meine „ärgerliche Aufführung?“ fuhr Otto in seinem ruhigen Tone fort. „Ich wähle meinen Umgang unter den jungen Leuten der Mittelklassen; ja ich verkehre mit jungen Handwerkern, die sich einer Bildung befleißigen, wie es ihre Verhältnisse gestatten, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sich unter ihnen ganz achtungswerthe junge Männer befinden, die das Herz auf dem rechten Flecke tragen und mit unverdorbenen Gefühlen einen strengen Rechtlichkeitssinn verbinden. Ich besuche mit ihnen öffentliche Orte, wo sich das Volk vergnügt; aber Sie werden mich nie in den privilegirten Lasterhöhlen finden. Daß ich gestern von dem spanischen Matrosen verwundet wurde, thut mir leid, aber ich hatte keine Ahnung davon, daß sich sein Nationalstolz so beleidigt fühlen würde, als ich ihm die unbedachten Worte sagte. Uebrigens begreife ich nicht, wie dadurch der Ruf unserer Familie auch nur im Geringsten gefährdet werden kann.“

„Und eben, weil Du das nicht begreifst;“ versetzte sein Vater, „muß ich Dich für unverbesserlich betrachten, und habe die Nothwendigkeit erkannt, daß wir uns trennen müssen.“

„Wenn Sie es für eine Nothwendigkeit erachten,“ erwiderte Otto, „so will ich mich auch darin fügen, und bitte nur, mir etwas Näheres darüber anzudeuten, was Sie über meine Verbannung aus Ihrem Hause beschlossen haben.“

„Es ist hier von keiner eigentlichen Verbannung die Rede,“ fiel ihm sein Vater ins Wort, „sondern nur von einer Entfernung aus unserer Nähe. Du weißt, daß ich längst den Plan hegte, ein Kommandit-Geschäft in England für uns zu errichten, und ich habe den jungen Harry Wells zum Chef desselben bestimmt, da er ein geborner Engländer ist, in unserem Hause mehrere Jahre arbeitete, und unser ganzes Geschäft kennen lernte, so wie er auch mit den Verhältnissen des englischen, wie des überseeischen Handels vollkommen vertraut ist. Ich würde Dich ihm mit gewissen Vollmachten zur Seite stellen, und Du könntest gemeinschaftlich mit ihm für die Hebung unseres Hauses wirken, das, wie Du selbst weißt, in der letzten Zeit einige empfindliche Verluste gehabt hat, welche wieder eingebracht werden müssen.“

In finsteres Sinnen verloren, hatte Otto seine Blicke zu Boden geschlagen, und als er sie wieder erhob, sprach er: „Es thut mir leid, daß ich nicht darauf eingehen kann, mein Vater, denn gerade dieser Harry Wells ist mir eine sehr verhaßte Persönlichkeit, mit der ich nicht zusammengespannt sein will. Er mag ein kluger Spekulant sein, ein tüchtiger Kaufmann und fleißiger Arbeiter, aber ich halte ihn völlig grundsatzlos und zu jeder unmoralischen Handlung fähig, so fein und gewandt er sich auch in der Gesellschaft zu benehmen weiß. Deßhalb möchte ich Ihnen auch rathen, diesen Wells nicht auf einen so wichtigen Posten zu stellen, wo er leicht Ihr Vertrauen in einer Weise mißbrauchen kann, welche Sie in große Verlegenheit setzen könnte.“

„Ich bedarf Deines Rathes nicht!“ fuhr Carlshof jetzt zornig auf. „Ich habe den jungen Mann geprüft, und ihn treu und redlich gefunden, weiß auch, daß Du ihn nur deßhalb hassest, weil er Dich durch seinen Geschäftseifer und sein feines Benehmen weit übertraf. Aber was soll nun aus Dir werden, wenn Du Dich meinem Willen nicht fügen willst; denn ich kann Dich nicht länger hier dulden, wenn ich den Frieden unseres Hauses nicht ganz vernichtet sehen will.“

„Der Frieden unseres Hauses brauchte durch mich wahrlich nicht gestört zu werden,“ versetzte Otto in bitterem Tone: „wenn es nur offene, warme Herzen hier

gäbe, die mich verständen, und mit mir harmoniren möchten. Doch genug davon. Wenn ich weichen soll, will ich mich auch darin fügen; und ich ersuche Sie deßhalb, mein Vater, daß Sie mich in den Stand setzen, ein eigenes Geschäft zu etabliren, wäre es auch nur in einer Provinzstadt, denn ich fühle es, daß ich mit meinen Ansichten und Grundsätzen unter den höheren Kaufmannsstand nicht tauge. Ich würde mich dann, wie Albert es bereits gethan hat, nach der Neigung meines Herzens verheirathen, ohne auf Stand und Vermögen Rücksicht zu nehmen, und glücklich sein nach meiner Weise."

„Daraus wird nichts," entgegnete Carlshoff fest und entschieden. „Was würde die Welt sagen, wollte ich es dulden, daß sich einer meiner Söhne, der bereits mein Kompagnon gewesen, zum Landkrämer erniedrigte? Auch würde ich eine Verheirathung ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen nimmer zugeben. Es ist wahrlich schon genug, daß Albert, von dem ich es am wenigstens erwartet hätte, durch seine heimliche, eigenmächtige Verbindung unsere Familie prostituirt hat. Geh' jetzt, und überlege reiflich Alles, was ich Dir sagte. Du wirst nach England gehen."

„Ich werde nicht nach England gehen," erwiderte Otto mit einer Festigkeit, die seinen Vater in Erstaunen setzte, und entfernte sich, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen.

Am Abende desselben Tages saßen Adele und ihr Gatte in dem früheren Wohnzimmer des Letzteren, in traulichem Gespräche beisammen. Sie hatten überlegt und beschlossen, wie sie sich hier, mitten unter den stürmischen Wogen des Unfriedens, welche gar oft das Haus erschütterten, eine eigene kleine Welt bilden wollten, in welche nur die Mutter und der arme Theodor Zutritt erhalten sollten. Obgleich Albert die seltsame Bewegung, die sein Vater während ihrer Unterredung kundgegeben hatte, in keiner Weise zu deuten wußte, war er doch zufrieden damit, daß derselbe sich doch wenigstens zu einer Anerkennung seiner Ehe herbeigelassen hatte. Er war auf einen weit schwereren Sturm vorbereitet gewesen, und glaubte nun die Mißbilligung der übrigen Familienmitglieder, besonders der hochmüthigen Großmutter und der stolzen Schwester mit Gleichgültigkeit aufnehmen zu können.

Adele und Albert hatten auf ihrem Zimmer gespeist, auch die Großmutter und Clarissa, die sich Beide hatten unpäßlich melden lassen, und Otto, der wirklich unpäßlich war, so daß Carlshoff an der sonst allgemeinen Familientafel mit seiner Gattin, dem Informator und Theodor ganz allein Theil genommen hatte.

Es hatte sich auch den ganzen Tag über Niemand als die Mutter um die Neuvermählten bekümmert, und diese hatten ihr ungestörtes Beisammensein auch vollkommen genügend gefunden, denn sie lebten ja in den Honigwochen ihrer glücklichen Ehe. Nur am Vormittage hatten Beide zusammen das Haus verlassen, um Adelens Vater im Gasthause zu besuchen, und ihm eine Privatwohnung in ihrer Nähe zu besorgen. Sie fanden den guten Winterfeld zwar etwas niedergeschlagen, aber sobald er seine Tochter nur erblickte, nahm sein ehrliches Antlitz schon wieder einen freudigen Ausdruck an. Er fühlte sich zufrieden, sein geliebtes Kind wenigstens in seiner Nähe zu wissen, und die zärtliche Fürsorge, die ihm Adele versprach, rührte ihn tief. Alle Anordnungen, welche Beide trafen, um seine häuslichen Einrichtungen wenigstens so behaglich als möglich zu machen, fanden seinen Beifall, und er erklärte wiederholt, daß er auch nicht den geringsten Wunsch hege, in das reiche Kaufmannshaus eingeführt zu werden, und daß man daher dort seine Anwesenheit lieber gänzlich verschweigen möchte.

So war den beiden Liebenden der Tag heiterer vergangen, als sie erwartet hatten, und als sie nun in der Abenddämmerung beisammen saßen, wurde ihre trauliche Unterhaltung durch Theodor unterbrochen, der ein Paquet in der Hand trug, welches er Adelen mit den Worten überreichte: „Dieß schickt Dir der Vater, und ich soll Dir sagen: daß er Dein verbranntes Tuch behalten und aufbewahren würde, zum Andenken an die schreckliche Gefahr, aus der Du mich gerettet hast."

Das junge Ehepaar war überrascht; aber sie wurden es noch mehr, als sie das Paquet öffneten, und einen kostbaren Shawl darin fanden, der den Werth des verbrannten Tuches wohl hundertmal ersetzte.

Aber so freudig auch Adelens Auge leuchtete, als sie den ersten Blick auf das prachtvolle Gewebe warf, so wurde sie nach und nach stiller, und eine tiefe Wehmuth breitete sich wie ein Schleier über ihr Antlitz. Dann schlang sie ihre Arme um Alberts Hals, und während eine Thräne aus ihrem Auge fiel, flüsterte sie ihm ins Ohr, daß es der Knabe nicht hören sollte: „Der Shawl ist reizend, aber mein altes, schlichtes Tuch war mir doch lieber, weil es die liebe, selige Mutter so oft getragen hatte, und Du weißt, wie ich Alles heilig halte, was ich von ihr ererbte."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwalbe.

Die kleine, nette Schwalbe, in ihrem blanken, eng anliegenden Kleide hat uns vor Kurzem verlassen. In der zweiten Hälfte des April zieht sie mit Jubelgezwitscher wieder bei uns ein. Sie kommt wie vom Himmel gefallen; wir sehen keinen langgestreckten Zug, wie bei Kranichen und Wildgänsen, keinen hellen Haufen, wie bei Staaren und dergleichen, sondern plötzlich begegnet unseren Blicken ein schwimmender, schwebender, zuckender Flügelschlag; ein Ruf, halb Gezwitscher, halb Gesang erklingt, und wir wissen, wir haben nach einer halb-

jährigen Trennung die erste Schwalbe wieder gesehen. Und nach dieser ersten sind bald Hunderte, Tausende da, die alle so unbemerkt gekommen, und mit ihnen die schöne Jahreszeit.

Die bei uns am meisten heimischen Gattungen sind die Hausschwalbe (**hirundo urbina**) und die Rauchschwalbe (**hirundo rustica**); die erstere mit weißer Brust und Kehle und ebenso gefärbtem Bauch und Deckfedern des Schwanzes, die letztere mit kastanienbrauner Stirne und röthlichweißer Kehle und Brust.

Sogleich nach ihrer Ankunft in der trauten Heimath wird unter lustigem Gezwitscher das alte Nest in Augenschein genommen, gesäubert und ausgebessert und seitens der jungen, neu vereinten Paare zu dem Baue eines solchen geschritten. Man sieht sie nun vom frühesten Morgen bis zur Abenddämmerung in unausgesetzter Thätigkeit, bis das kleine, aus Koth gebaute Nest vollendet und das warme Bett für Weib und Kinder bestellt ist. Dabei geberden sie sich gegen uns Menschen so zutraulich wie Hausthiere; nicht nur, daß sie ihr Nest an die Fenstervorsprünge, unter den niedrigen Dächern der Landhäuser, in Scheuern und Stallungen ankleben, sie betragen sich auch während der Brutzeit auf das Vertrauensvollste und dulden die Annäherung der Menschen ohne besondere Zeichen von Unruhe oder Angst. Die Schwalbe ist überhaupt ein durch und durch heiterer, liebenswürdiger Vogel; Gesang und Gezwitscher begleiten ihren Flug, ihre Arbeit, ihre Ruhe; Bewegung und Flügelschlag sind ihr im normalen Zustande Lebensbedingung.

Ihr schneller, in tausend Windungen und Verschlingungen geübter Flug sichert ihr eine Ausnehmestellung unter anderen Vögeln. Man sieht sie nie mit diesen im Streite; sie kommt und geht, sie hat ihr Leben, ihr Haus, alles Uebrige um sie her kümmert sie nichts. Mit dem glatten, flüchtigen, pfeilartigen Fluge kommt sie an tausenderlei Gefahren vorüber, denen andere Vögel unterliegen. Das Vertrauen, mit dem sie sich, ihr Nest und ihre Kinder in den Schutz und Schirm der menschlichen Wohnungen begibt, hat die Herzen der Menschen gewonnen, und kein Vogel ist so wie die Schwalbe mit Liebe und Sitte des Volkes, mit dessen Sagen und Aberglauben verwachsen. „Wer eine Schwalbe muthwillig tödtet oder ein Nest derselben ausnimmt, wird zehn Jahre kein Glück haben"; — „in einem Hause, an dessen Firste Schwalben nisten, wird Ruhe und Glück wohnen, so lange das Nest geduldet wird"; — „das Mädchen, das im Frühlinge zuerst nicht eine einzelne, sondern ein Schwalbenpärchen fliegen sieht, wird noch in demselben Jahre Braut oder zum Altare geführt"; — „der Kranke, über dessen Fenster ein Schwalbenpaar nistet, wird wieder gesund"; — so und ähnlich lauten unzählige Sätze, die der Volksglaube zur Schonung und zum Schutze der lieben Hausgenossen aufgestellt. Ebenso sind alle Sagen, die sich mit der Schwalbe verketten, von frommer, weicher Liebe angehaucht. So nennen die Araber die Schwalbe den Vogel des Paradieses, weil in dem Augenblicke, wo die ersten Menschen den Ort ihrer Geburt, ihres Glückes und ihrer Sünde, das Paradies, verlassen mußten und der Erzengel Gabriel sie aus den Pforten desselben jagte, die Schwalbe an dem Flammenschwerte des zürnenden Engels vorüberflog, um dem Menschen in seine neue Heimath, in Glück und Unglück zu folgen. Eine weitere, bei uns heimische Sage erzählt: Als unser Erlöser am Kreuze hing, flehte er in der Todesstunde um Kühlung und Wasser; seine Peiniger reichten ihm Wermuth — unzählige Vögel flogen um sein Haupt und hörten ihn nicht; der Rabe umkreiste krächzend das hochaufgerichtete Kreuz. Da nahte sich der kleine, langbeschwingte Vogel, die Schwalbe, küßte die zuckenden Lippen des Sterbenden, träufelte einige Tropfen Wasser darauf, die sie im Schnabel weit hergeholt, und umflog dann schnell und sanft das bleiche Haupt, um ihm Kühlung zuzufächeln, bis sich das Auge schloß und die ewigen Worte: „Es ist vollbracht!" sich von den sterbenden Lippen lösten.

Wie schon oben erwähnt, ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des munteren Vogels sein unaufhörliches Gezwitscher. Es kann von Laien nicht als eigentlicher Gesang anerkannt werden, wenn auch die Wissenschaft die Schwalbe vermöge des Baues und der Beschaffenheit ihrer Kehle unter die Sänger einreiht; nichtsdestoweniger ist eben dieses Gezwitscher um seines eigenthümlichen Tonfalles und seines Urhebers willen längst in Wort und Poesie übergegangen und besitzt fast jedes Ländchen Deutschlands sein eigenthümliches Schwalbenlied. Dieses freundliche, bald leise, bald laute Gezwitscher der Schwalbe begleitet Flug, Brutgeschäft, Ruhe und die abendlichen, geselligen Zusammenkünfte des heiteren, liebenswürdigen Vogels, welche wohl Jeder von uns auf dem Dache der Dorfkirche, der Scheuer, auf dem Bretterzaune oder hoch oben auf dem Giebel unserer städt. Behausungen, kurz überall, wo Menschen sich zusammenfinden und wohnen, beobachtet hat.

Im Mai legt die Schwalbe ihre ersten Eier, vier bis sechs an der Zahl, welche sie gewöhnlich, bei günstigem Wetter, im Zeitraume von 14 Tagen ausbrütet. Eine zweite Brut fällt in die ersten Tage des August, und umfaßt regelmäßig eine geringere Anzahl Eier als die Erste. Nach dem Flüggewerden dieser zweiten Brut, welches gewöhnlich Mitte August eintritt, sind die Mühen des Sommers überstanden, und wird alle Zeit und alle Sorgfalt der Erziehung der Kinder gewidmet. Es werden gemeinschaftliche Flugübungen unternommen, Futter geholt, und Abends, verstärkt durch die erkleckliche Zahl der Jungen, auf Firsten und Giebeln geruht und gesungen, bis der kühlere Strom der Lüfte, die kürzeren Tage, der mattere Sonnenschein und der Mangel an Nahrung, den lieben, trauten Vogel in die Fremde, in wärmere Länder fliehen heißt.

An irgend einem heitern Abend, vor Untergang der

Sonne, sehen wir sie dann in langen Reihen auf dem Rande unserer Dächer sitzen; sie fliegen nur kurz auf, wie im Spiele, und gesellen sich schnell wieder zusammen; sie trillern und zwitschern leise und nehmen stille, meist ohne daß die Menschen es ahnen, ihren Abschied von der Heimath. Am Morgen nach solch einem Abende finden wir das Nest leer, den Giebel verödet, die Lüfte stiller, und wir wissen, daß, ungesehen wie sie gekommen, die Schwalbe fortgezogen sei. Reisende sahen sie in hellen Haufen, hoch oben in den Lüften über den Ozean ziehen; an den Küsten fallen sie oft ermattet räuberischen Händen und mörderischen Schlingen und Büchsen zum Opfer, aber ihr Gehen hat bei uns Niemand gesehen — es wird höchstens geahnt.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Südaustralien wird der Tod eines deutschen Mannes berichtet, der es verdient, daß sein Name, wie er dort so bald nicht vergessen werden wird, auch im Gedächtnisse der Heimath bewahrt bleibe. Schreiber Dieses mag mit um so besserem Grunde so sprechen, da er ein Universitätsfreund des Verstorbenen gewesen ist und die Ursache genau kennt, die ihn aus der Heimath getrieben hat. Dr. med. Friedrich Bayer aus Erlangen, eben so tüchtig in seinem Berufe, wie durch seinen freien und männlichen Charakter geachtet, hat es, als Arzt bei einem Duelle mit tödtlichem Ausgange zugegen, verschmäht, durch Namhaftmachung der Theilnehmer sich selbst vor Nachtheilen zu sichern; er nahm edelmüthig allein die übeln Folgen, den Verlust der Anstellungs-Berechtigung, auf sich und ging deßhalb 1847 nach Australien. In dem rasch emporblühenden Adelaide hatte sich Dr. Bayer bald eine geachtete Stellung als Arzt und auch durch seine Energie und sonstigen tüchtigen Eigenschaften als Bürger einen solchen Einfluß erworben, daß er zur Hebung der sozialen Stellung der Deutschen in der Kolonie wesentlich beigetragen hat und als eigentlicher Bahnbrecher für das dortige Deutschthum zu betrachten ist. Was wir in dieser Beziehung zuweilen im Laufe der Jahre über unsern Freund erfuhren, wird jetzt, gelegentlich seines am 15. August d. Js. plötzlich erfolgten Todes, von australischen Blättern in vollstem Maße bestätigt. Sein Hinscheiden rief in der ganzen Kolonie, bei Engländern wie bei Deutschen, die innigste Theilnahme hervor, und dieß zeigte sich bei seinem Leichenbegängnisse, wie Adelaide ein gleiches noch nie gehabt. Man will seinem Andenken zu Ehren eine wohlthätige Stiftung gründen. Wenn Deutschland durch Auswanderung nur zu viele seiner besten Kräfte verliert und diese nur zu oft ihrer Nationalität völlig verloren gehen, muß es um so erfreulicher sein, dazwischen von solchen zu erfahren, die über der See dem deutschen Namen, deutscher Sitte und Wissenschaft volle Achtung, Anerkennung und Bedeutung zu verschaffen wissen, wie es Dr. Fr. Bayer gethan. Er ist zu früh dahingegangen, da er kaum die vierziger Jahre überschritten hatte.

Das amerikanische Ladyplisel oder ländlich sittlich! In New-York und Brooklyn findet man in vielen ruhigen, aber feinen Nebenstraßen Putzwaarengeschäfte in Parlors von Privathäusern, die von den Damen der „besseren Kreise" stark frequentirt werden. Allein eine Menge dieser Geschäfte sind nichts Anderes, als Trinklokale für solche Damen, die insgeheim dem König Alkohol huldigen. Getränke der stärksten Art werden dort von zarten Damen, die wie aus Aether und Mondscheinduft gewoben aussehen, in Quantitäten genossen, welche manche unserer Mitbürger in Staunen versetzen würden. Aber damit Alles die rechte Art habe, werden die flüssigen Stoffe mit Namen belegt, die dem weiblichen Verständniß näher liegen, als die unter der trinkenden Männerwelt gebräuchlichen. Eine Brooklyner Zeitung gibt folgendes Vocabularium zum Besten angehender Besucherinnen jener Plätze stiller jugendlicher Freuden: Moirée antique: alter Kornbranntwein. — Weißer Atlas: Genevre. — Gingham: Bourbon-Whiskey. — Alpacca: St. Croix Rum. — Mousseline de laine: Jamaika-Rum. — Tarletan: Schottischer Whiskey. — Poplin: Irischer Whiskey. — Barege: Sherry. — Merino: Ale. — Schottischer Plaid: half and half. — Gemischte Getränke werden durch Ausdrücke, die sich auf den Schnitt und Ausputz beziehen, bezeichnet. So bedeutet Gingham mit Volants: Bourbon mit Citrone und Zucker; getüpfelte Seide: Mint Julep; Poplin bezwickelt: heißen Whiskey ꝛc.

Charade.

Wer in der Ersten die Letzten hält,
Macht nicht viel Aufseh'n in der Welt;
Doch wer mit dem Ganzen umgeh'n kann,
Lockt schließlich auch ein Publikum an.

Auflösung des Räthsels in Nr. 256:

Palermo.

Richtig gelöst von M. E....., Lehrer in Oettingen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 269 Dienstag, 12. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

VII.

Clarissa, die einzige Tochter des Hauses, war, wie wir bereits bemerkt haben, eine stolze Schönheit, von eleganter, hoher Gestalt. Ihr Haar war von nußbrauner Farbe, und ihre klare, weiße, von den feinsten blauen Adern durchzogene Stirn, wölbte sich leicht bis zu den Locken hinauf. Die ganze Form ihres Gesichts war griechisch, und ihre dunkelbraunen Augen wurden von einem seltsamen Feuer belebt, welches zuweilen in unheimlicher Weise aufloderte und einen Widerstreit der Gefühle verrieth, in welchem leider nur zu oft das böse Prinzip den Sieg über das gute davon trug. Ihr Mienenspiel hatte sie so vollkommen in ihrer Gewalt, daß sie damit ihre Gedanken und Empfindungen trefflich zu maskiren wußte. Nur ein spöttischer Zug um den feingeschnittenen Mund war stereotyp geworden, denn es gab fast nichts in der Welt, worüber sie sich nicht versucht gefühlt hätte, zu spotten. Uebrigens lag in ihrem ganzen Wesen viel Erkünsteltes und ihre Grazie war die einer geübten Schauspielerin.

Sie war besonders in ihren vorgerückten Kinderjahren ein Abgott ihrer Großmutter gewesen, und der mächtige Einfluß, den diese sich auf ihre Erziehung anmaßte, hatte sie freilich zu einer Modedame herangebildet, sie aber auch aller natürlichen und edeln Herzensempfindungen beraubt. Nachdem sie aber in die Gesellschaft eingetreten war, begann sich die Lust in Clarissa zu regen, sich von der strengen Bevormundung und Dressur der Großmutter zu emanzipiren, und überhaupt Niemand im Hause als über ihr stehend anzuerkennen, und nur ihrem eigenen Willen zu folgen. Dieß gelang ihr auch wirklich. Ihre Eltern und Brüder waren längst gegen sie erkaltet, und fühlten sich gar nicht geneigt, eine Autorität über sie auszuüben; die Kommerzienräthin wußte sie aber bald durch ihre geistige Ueberlegenheit von jedem weiteren Versuche abzuschrecken, sie auch noch ferner wie ein Kind am Gängelbande zu leiten. Es war dadurch zwar das bisherige sehr intime Verhältniß zwischen Beiden gestört worden, doch herrschte noch immer in vielen Fällen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihnen und ein stillschweigendes Schutz- und Trutzbündniß gegen alle übrigen Mitglieder der Familie.

Man hätte den Informator Asmodeus als den Dritten in diesem Bunde bezeichnen können; denn er brachte beiden Damen unausgesetzt seine Huldigungen dar, suchte sich ihnen auf alle Weise angenehm zu machen, und verschmähete sogar nicht, ihnen als Hausspion die besten Dienste zu leisten. Dabei nährte er auch eine glühende Leidenschaft für Clarissa, welche diese auch wenigstens scheinbar erwiderte: obgleich ein aufmerksamer und harmloser Beobachter wohl bemerkt hätte, daß er ihr eigentlich nur als Spielzeug galt, an dem sie ihren Witz schärfen, und ihren Hohn üben konnte.

Es war am dritten Tage nach der Rückkehr Albert's in das väterliche Haus, als Clarissa in einer späten Morgenstunde noch in ihrem Garderobezimmer saß, um ihre Toilette zu beendigen.

Sie schien sich in sehr übler Laune zu befinden, und das Stubenmädchen, welches nur zu ihrer und ihrer Mutter Aufwartung gehalten wurde, hatte mit bewundernswerther Geduld schon mehrere Zornesausbrüche über sich ergehen lassen. Sie trat jetzt leichter aufathmend zurück, als endlich das wichtige Werk der Toilette, welches fast nie ohne stürmische Scenen zu Stande kam, nun wirklich gelungen schien. Sie war ans Fenster getreten und schaute auf die Straße hinab, als sie plötzlich ausrief: „Ach, der wunderschöne Shawl!“

Clarissa drehte sich vor dem Spiegel nach allen Seiten, um noch irgend einen Makel aufzufinden, über den sie ihre Unzufriedenheit hätte äußern können. Da sie aber nichts fand, wendete sie sich rasch nach dem Mädchen um, mit den Worten: „Ein schöner Shawl, Auguste? Kennst Du die Dame, die ihn trägt?“

„Ei, warum sollte ich sie nicht kennen?“ erhielt sie zur Antwort; „es ist ja die junge Frau Ihres Herrn Bruders.“

Mit einem einzigen Sprunge war Clarissa am Fenster, und schaute auf die Straße hinab. Noch waren Albert und Adele nahe genug, daß ihr scharfer Blick Beide zu erkennen vermochte, und auch der neue Shawl, den Letztere trug, fiel ihr deutlich in die Augen. Sie äußerte jedoch keine Sylbe, nur ihre Augenbraunen zogen sich finster zusammen, und ihre Lippen öffneten sich halb, daß die kleinen, perlweißen, fest aufeinander

gebissenen Zähne sichtbar wurden. Dann wendete sie sich mit einem höhnisch hervorgestoßenen „Hm!“ vom Fenster ab und rauschte mit ihrem schweren, seidenen Kleide zum Zimmer hinaus.

Sie begab sich in einen besondern Theil des großen Hauses, der gewissermaßen einen Flügel bildete, und dessen erste Etage durch einen eigenen Eingang abgeschlossen war. Diese Wohnung hatte sich die Frau Kommerzienräthin nach dem Tode ihres Gatten, gleichsam als Wittwensitz reservirt, und hier residirte die stolze Dame unumschränkt und ungestört; denn sie hatte die strengsten Maßregeln getroffen, hier, so oft es ihr beliebte, von ihrer Familie unbelästigt zu bleiben. Selbst ihr Sohn, der Chef des Hauses, mußte sich bei ihr anmelden lassen, wie jeder Fremde, wenn er mit ihr zu sprechen wünschte, und es war ihm schon öfter geschehen, daß er unter irgend einem Vorwande abgewiesen worden war.

Als Clarissa bis an die äußerste Vorthür dieser abgeschlossenen Etage gelangt war, zog sie die Klingel, und bald darauf wurde die Thür durch eine alte, aber außerordentlich sauber und sorgfältig gekleidete Person geöffnet. Es war dies Jungfer Kunigunde, Kammerzofe, und länger als zwanzig Jahre in Diensten der Kommerzienräthin.

„Kann ich Großmama sprechen?“ fragte Clarissa flüchtig, in unmuthigem Tone.

Desto zeremoniöser erhielt sie aber zur Antwort: „Die Kommerzienräthin haben das werthe Fräulein schon erwartet.“

Ohne ein Wort zu erwidern, begab sich das Fräulein nach dem Wohnzimmer ihrer Großmutter, wo sie jedoch nicht ohne anzuklopfen eintrat.

Nachdem die gewöhnlichen Begrüßungen gewechselt waren, nahm sie Platz neben der Großmutter, die sie gleichfalls schon in vollständiger Toilette fand, und die sogleich die Worte an sie richtete: „Es freut mich, daß Du gerade heute so ausgezeichnete Sorgfalt auf Deine Toilette verwendet hast; denn Dein Vater hat mir vor einer Stunde mittheilen lassen, er wünsche sehr uns heute bei der Tafel zu sehen. Wahrscheinlich hat er Fremde eingeladen, und ich will hoffen, daß sie einen Rang einnehmen, der sie für unsere Gesellschaft befähigt.“

„Diese Hoffnung hege ich nicht, und ich erwarte auch nur eine einzige Fremde an unserer Tafel zu finden,“ entgegnete Clarissa anscheinend gleichgültig.

„Eine einzige Fremde? Wer könnte das sein?“

„Wer anders, als das Gänschen, welches Albert aus der Ziegelbrennerei mit heimgebracht, um ihm hier ein weiches Nest zu bauen?“

„Das ist unmöglich, Kind! Der Vater wird es nicht wagen, eine Person an seine Tafel einzuladen, die mir noch nicht förmlich vorgestellt ist, und die ich überhaupt noch nicht anerkannt habe.“

„Aber Papa scheint sie doch bereits anerkannt zu haben.“

„Ich sage Dir, das ist unmöglich, und Du mußt Dich in einem Irrthume befinden, mein Kind. Dein Vater weiß, was er seiner kindlichen Pflicht und der Ehre unseres Hauses schuldig ist, und wird sich nicht erlaubt haben, eine Anerkennung auszusprechen, welche ich nie billigen werde.“

„Er muß es sich doch aber bereits erlaubt haben,“ fuhr Clarissa in einem bestimmteren Tone fort, und empfand eine heimliche, boshafte Freude daran, ihrer Großmutter den Beweis zu liefern, daß man ihre Meinung übergangen, und ihre Autorität verletzt habe.

„Woraus willst Du das schließen?“ fuhr die alte Dame heftig auf.

„Aus einer einfachen Bemerkung, die ich gemacht habe, und die mir ein fast unumstößliches Zeugniß liefert. Sie werden mir beistimmen, Frau Großmama, wenn Sie mir ferner zuhören wollen. Gestern ersuchte mich der Papa, nach einem unserer ersten Modeläden zu fahren, und einen Shawl dort für ihn zu kaufen, wie er meinem Geschmacke entspräche, ohne besonders auf den Preis Rücksicht zu nehmen. Ich fand nur einen einzigen, der mir gefiel, kaufte ihn für fünfhundert Mark, und händigte ihn dem Papa ein, der ihn unbesehen empfing und weglegte. Da ich nun, wie Sie wissen, in einigen Tagen meinen Geburtstag feiern werde, so glaubte ich natürlich, Papa hätte den Shawl zu einem Angebinde für mich bestimmt, und da er wirklich meinen Wünschen entsprach, so freute ich mich bereits im Voraus darüber. Vor wenigen Minuten aber mußte ich zu meinem größten Erstaunen bemerken, daß ich mich in meiner Hoffnung getäuscht; denn als ich einen Blick auf die Straße warf, erblickte ich an Alberts Arme das Gänschen vom Ziegelhofe, mit demselben Shawl bekleidet, den ich für Papa besorgt hatte. Was sagen Sie zu dieser Thatsache?“

„Daß sie unerhört ist, und daß mein Herr Sohn nahe daran ist, wahnsinnig zu werden,“ fiel ihr die Kommerzienräthin in einem heftigen Zornesausbruche ins Wort. Es dauerte auch geraume Zeit, ehe sie so viel Fassung gewann, sich in ihre eingebildete, würdevolle Haltung wieder zurechtzuschrauben, welche sie heute ihrem Sohne gegenüber mehr als jemals nothwendig zu bedürfen glaubte.

Um sich nicht auf's Neue aufzuregen, lenkte sie auch bald die Unterhaltung auf andere Gegenstände, und ließ sich dann von ihrer Enkelin in den Garten begleiten, wo Beide, abwechselnd mit Lektüre und Plaudereien beschäftigt, zubrachten, bis die Glocke ertönte, welche zur gemeinschaftlichen Tafel rief.

Als sie sich aber, dießmal ohne Zögern, in dem eleganten Speisesalon einfanden, sahen sie sich getäuscht, denn Albert und Adele waren nicht gegenwärtig, und nach der Anzahl der aufgelegten Couverts zu schließen, wurden sie auch nicht erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Exkursion nach dem fernen Westen Amerika's *).

Festung Kearney, 15. Okt., 690 Meilen westlich von Chicago, Illinois.

Am 7. Oktober verließ eine Gesellschaft, welche aus 150 Redakteuren und Zeitungsherausgebern bestand, Chicago, Illinois, um den fernen Westen zu besuchen. Die Chicago und Nordwestern-Eisenbahn, so wie die Union Pacific-Bahn stellte der Gesellschaft einen Zug, aus 8 Wagen bestehend, unentgeldlich zur Verfügung. Vier Schlafwagen, in welchem je 56 Mann bequeme Betten haben, dienten als Aufenthaltsort während des Tags und Nachts, während ein Wagen als Küche, einer als Speisesaal, einer als Wirthschaft und einer als Gepäckwagen benützt wurde. Eine Lokomotive ging dem Zug stets in der Entfernung von einer Meile voraus, um etwaige Angriffe von Seiten der Indianer oder dergleichen rechtzeitig zu entdecken und Unglücksfälle zu verhüten. In North Platte, 290 Meilen von Omaha, sahen wir die ersten Indianer, welche dem Stamme der Sioux angehörten, jedoch freundlich gesinnt waren. Unser Photograph nahm ein Bild von einer Gruppe Krieger, welches nach unserer Zurückkunft vervielfältigt und vertheilt wird. Außer einer Antilopenjagd, welche am Freitag Morgen stattfand, trug sich nichts Besonderes zu, und erst Abends hatten wir Gelegenheit, die Geheimnisse des Westens etwas näher kennen zu lernen. Gegen 5 Uhr Abends kamen wir in Julesburg an, welches 377 Meilen westlich von Omaha liegt, und wo wir in unseren Wagen übernachteten. Eine kleine Partie, worunter auch ich, fuhren in einem Regierungswagen nach der Festung Sedgewich, welcher vier Meilen von der Station an der Südseite des North Platte Flusses liegt. Es befinden sich 1200 Mann Truppen hier, worunter sich etwa 300 Deutsche befinden. Nachdem wir die Parade mitangesehen hatten, fuhren wir nach Julesburg zurück und kamen gerade zur rechten Zeit an, um einen Streit, in welchem 4 Mann erschossen wurden, mitanzusehen. Das Städchen hat etwa 130 Bretterhäuser, in welchen sich über 2000 Personen von der gemeinsten und elendesten Klasse, männlich und weiblich, aufhalten und meistens nur vom Spielen, Rauben, Stehlen und Morden leben. Seit vier Monaten wurden hier 70 Personen beerdigt, welche eines unnatürlichen Todes starben und kein einziger Mörder ist bis jetzt verurtheilt oder bestraft worden. Es befinden sich etwa 8—10 Tanzsalons hier, in welchen jede Nacht bis 12 und 2 Uhr getanzt, gespielt und gestohlen wird. Selten vergeht eine Nacht, daß nicht wenigstens 1 Mann getödtet oder verwundet wird. Sobald die Union Pacific Eisenbahn bis nach Cheyenne, 144 Meilen von Julesburg, fertig ist, zieht sich dieses Pack dorthin und bleibt dort, bis die Bahn eine andere Hauptstation erreicht. Am Samstag Mittag den 12. Oktober, als wir am Ende der Bahn waren, betrug die Länge derselben 486 Meilen westlich von Omaha, Nebraska. Abends fuhren wir nach Julesburg zurück und blieben daselbst bis Sonntag Abends 7 Uhr. Am Montag Morgen kamen wir hier, an der Station Kearney, an, und machten, etwa 75 Mann stark, eine Jagd auf Büffel. Nach einer Fahrt von 7 Meilen erreichten wir die Bundesfestung Kearney, in welcher 100 Mann stationirt sind. Hier organisirten wir uns, und der Kommandant der Festung, Major Dallas, übernahm die Leitung der Jagdpartie. Nach einem Marsch von 4 Meilen gelangten wir an die Jagdgründe der Büffel und legten uns in Plänklerlinien. Zehn berittene Mann machten sich daran, die Büffel in unsere Nähe zu treiben, welches etwa eine halbe Stunde dauerte. Von 8 Stück fielen 3 auf die erste Salve, während von den anderen 5 noch 2 von den Außenposten erlegt wurden. Von der zweiten Heerde fielen 7 Stück, so daß wir innerhalb 2 Stunden 12 Büffel erlegt hatten. Die Thiere waren meistens von 15—20 Kugeln durchbohrt. Heute fahren wir von hier nach Columbia ab, wo sich 200 Indianer aufhalten sollen. Samstag, den 19. d. werden wir wieder in Chicago eintreffen, um von da aus die Reise nach der Heimath in die verschiedenen Staaten anzutreten.

*) Wir haben bereits diese Exkursion in Nro. 259 d. Bl. unter den Mannigfaltigkeiten erwähnt.

Mannigfaltigkeiten.

[F.-M.-L. Graf Haugwitz], ein Veteran der österreichische Armee, ist im 90. Lebensjahre am 5. November in Wien gestorben. Der Verewigte, der 1793 als Fähnrich in die Armee getreten, war schon General-Major, als er in den Tagen der Leipziger Schlacht zweimal besonders wirksam in den Kampf eingriff, bei Markkleeberg, wo er am 16. Oktober mit der Division Bianchi die vom langen Kampfe erschöpften Truppen des preußischen Generals v. Kleist ablöste, und sodann bei Lößnig am 18., wo er das heiße Infanteriegefecht an den bei diesem Dorfe gelegenen Teichen leitete. Bei Leipzig errang er sich auch den Maria-Theresien-Orden.

In Holmfirth, England, ist ein junger Mann eines unerwarteten Todes gestorben. Vor etwa zwei Wochen amusirte derselbe sich damit, einen Penny in die Luft zu werfen und mit dem Munde aufzufangen. Hierbei gerieth das Geldstück in seine Kehle und trotz oder mit ärztlicher Hülfe, es herauszuziehen, wurde es schließlich hinabgezwängt. Seitdem hatte er das anscheinend unwichtige Ereigniß fast vergessen, als er vor-

gestern plötzlich über heftige Magenschmerzen klagte. Der Arzt konnte ihm nicht helfen, und am folgenden Morgen starb der Unglückliche unter großen Schmerzen. Ob das Kupferstück den Tod auf mechanische oder auf chemische Weise (durch Grünspanbildung) herbeiführte, ist noch nicht festgestellt; das Letztere ist wohl das Wahrscheinlichere.

Charles W. Felt von Salem in Massachusetts hat eine Maschine zum Ausschließen der Typen verfertigt. Es wurden bereits mehrere Setzmaschinen erfunden, aber alle hatten den großen Fehler, daß man mit der Hand die Zeilen ausschließen mußte, was viel Zeit kostet. Nachdem jede Zeile gesetzt ist, bleibt immer am Ende des letzten Wortes ein Raum übrig, welcher damit ausgefüllt werden muß, daß man Spatien zwischen die verschiedenen Worte steckt, welche die Zeile bilden. Nach vielen Bemühungen ist es Felt endlich gelungen, diese Schwierigkeiten zu überwinden, an welchen bis jetzt die Einführung der Setzmaschinen gescheitert war, und nun darf man hoffen, daß die Setzmaschinen rasch und vielfältig eingeführt werden. Felt's Maschine wurde jüngst mehreren Sachverständigen gezeigt, die sagen, daß sie ein entschieder Erfolg sei.

In einem ländlichen hannover'schen Wahlbezirke war der zum Wahlvorsteher ernannte Gutsadministrator erschienen und requirirte einige seiner Leute, um den Wahlvorstand zu bilden. Nachdem der wohllöbliche Wahlvorstand einige Zeit in Geduld der Dinge, die da kommen sollten, gewartet hatte, erschien ein Wähler der zweiten Klasse, wählte sich selbst und wurde darauf vom Vorsteher ernsthaft befragt, ob er die Wahl annehmen wolle. Er überlegte sich den Casus und lehnte unter den üblichen Dankesausdrücken für das ihm erwiesene Vertrauen ab. Hierauf wurde der Wahlakt geschlossen.

Aus Straubing wird berichtet: Das hiesige Schwurgericht verurtheilte dieser Tage den Bauerssohn Schmidt wegen Mord- und Raubversuchs zu 20 Jahren Zuchthaus. Der Verurtheilte, nachdem er seinerseits Alles gethan hatte, um sein Opfer zu tödten, eilte nach vollbrachter That nach Altötting und opferte dort (aktenmäßig!!) das Mordwerkzeug, sein im Griffe stehendes Messer, der Muttergottes von Altötting, indem er es hinter eine Votivtafel steckte!!

Gounod's neueste Oper, die im nächsten Jahre in Paris zur Aufführung kommen soll, ist eine Bearbeitung von — Dante's „Göttlicher Komödie“. Sie führt den Titel „Françoise de Rimini“. (Franceska da Rimini, die bekanntlich im fünften Gesange der „Hölle“ ihre Liebesgeschichte erzählt.) Im ersten Akt wird die Hölle, im dritten der Himmel dargestellt.

[Konservatorium der Musik.] In Mannheim wird, ähnlich wie dieß in anderen größeren Städten bereits der Fall, ein Konservatorium der Musik errichtet. An der Spitze des neuen Institutes steht Direktor M. Pohl.

In einer der bevorstehenden Nächte, entweder vom 12. auf 13. oder 13. auf 14. November, wird sich voraussichtlich das glänzende Schauspiel eines Schwarms von Sternschnuppen wiederholen, das voriges Jahr beobachtet worden ist. An Schönheit wird es dem vorjährigen jedenfalls nachstehen, da wir in diesen Nächten beinahe vollen Mond haben. Die Sternschnuppen werden größtentheils von einem Punkte im Sternbilde des Löwen ausgehen, der gegen 11 Uhr Nachts aufgeht. Dorthin, also gegen Osten, wäre, wenn der Himmel günstig ist, die Aufmerksamkeit zu richten.

Bei der Verpackung im Ausstellungspalast kommen manche wunderliche Dinge zum Vorschein. So entdeckte man in der italienischen Abtheilung, daß ein Riesenkäs während der Exposition von Ratten gänzlich ausgehöhlt worden war und die Oesterreicher fanden in einer Kiste einen sehr werthvollen, der kaiserlichen Schatzkammer angehörigen Becher aus Bergkrystall, welchen man im März bei der Auspackung schon verloren geglaubt hatte.

In unserer neulichen Zusammenstellung der Frequenzzahlen der technischen Lehranstalten Bayerns ist auch die Gewerbschule zu Wunsiedel übergangen worden, welche im verflossenen Studienjahre 54 Schüler zählte.

[Curiosa.] Erstes Bild: Eine Anzahl Nürnberger Bäcker verklagen eine Anzahl anderer, weil diese jetzt schon Fastenbretzen backen und verkaufen! Zweites Bild: Heutzutage fragt die k. Regierung von Mittelfranken auf Veranlassung der k. Regierung der Oberpfalz beim Nürnberger Magistrat an, ob die Feinbäcker Nürnbergs zur Herstellung sämmtlicher feinen Backwaaren — deren manche zu backen die Konditoren allein das Recht haben wollen — befugt seien! Drittes Bild: Ein Nürnberger Schuster — Vater — verklagt einen andern Schuster — seinen Sohn — weil dieser Schuhe flickt, ohne eines Ligenz zu haben!

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 270 Mittwoch, 13. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Carlshof führte mit ernster, kalter Miene seine Mutter zu dem Ehrenplatze, den sie stets einnahm, und ließ sich dann zu ihrer Rechten nieder, während Clarissa zu ihrer Linken Platz nahm. Die Hausfrau saß neben ihrem Gatten und neben dieser Theodor. Der Informator fand wie gewöhnlich sein Couvert am Ende der Tafel, und hatte also Gelegenheit, bei jedem Bissen den Abstand zu ermessen, der ihn von der reichen Familie trennte.

Die ersten Gänge des Diners gingen unter einem fast peinlichen Schweigen vorüber, und später wurde eine einsylbige Unterhaltung geführt, die aber bald wieder stockte. Erst beim Dessert erhob Carlshof nach kurzem Räuspern seine Stimme und sprach, indem er seine Blicke dabei besonders auf seine Mutter und seine Tochter richtete: „Ich habe Albert in sehr ernster Weise meine Mißbilligung über seinen eigenmächtigen Schritt zu erkennen gegeben; aber da derselbe doch einmal geschehen, und sich nichts mehr daran ändern läßt, so habe ich um des häuslichen Friedens willen, der leider nur zu oft unter uns gestört wird, mich veranlaßt gefunden, Alberts Verbindung anzuerkennen, und wünsche, daß seine junge Gattin von allen den Meinigen als Familienmitglied betrachtet wird."

Ein tiefes, banges Schweigen folgte dieser Rede, und nur die Hausfrau warf ihrem Gatten einen dankbaren, fast zärtlichen Blick zu.

Clarissa ließ den höhnischen Zug um ihren feinen Mund spielen, die Kommerzienräthin aber saß wie erstarrt, bis sie endlich ihr Haupt zurückwerfend, durch das verhängnißvolle Gerassel der Erbsenkette verkündete, daß sie jetzt auch reden werde. Und sie sprach, indem sich ihr ganzes Wesen in Hochmuth spreizte: „Ich muß feierlich protestiren gegen diese Anerkennung, durch welche der Herr Sohn die Ehre unseres Hauses dem Hohne der Welt preisgegeben hat. Uebrigens muß die Mißbilligung des Herrn Sohns wohl nicht ernstlich gemeint gewesen sein, da der Herr Sohn dieser — Person ein ziemlich kostbares Geschenk gemacht hat, welches eine väterliche Zuneigung verräth. War der Shawl nicht schön, Clarissa?"

„Er war schön," versetzte diese mit ihrem ironischen Lächeln; aber er ist es nicht mehr, denn er scheint sich seiner Trägerin zu schämen. Hätte ich seine Bestimmung gekannt, so würde ich dafür gesorgt haben, daß die Hauptfarbe durch ein „brennendes Ziegelroth" vertreten gewesen wäre. Ich hätte das passender gefunden."

„Und ich hätte es passender gefunden, wenn Du selbst fähig wärst, in Schamröthe zu erglühen über den frivolen Spott, den Du auf die Lebensretterin Deines Bruders häufst!" rief ihr Vater zornig sich von seinem Stuhle erhebend.

Die Tafel war aufgehoben, und es wurde kein Wort mehr gewechselt.

Die Kommerzienräthin und ihre Enkelin rauschten zusammen aus dem Salon hinaus, und begaben sich in die Wohnung der Ersteren, wo eine förmliche Kriegserklärung gegen die arme Adele beschlossen wurde, die keine Ahnung davon hatte, daß sich zwei erbitterte Feindinnen gegen sie verschworen.

VIII.

Mehrere Tage später wurde in Carlshofs Hause Clarissa's Geburtstag gefeiert, und eine solche Feier, auch wenn sie einem andern Familienmitgliede galt, pflegte gewöhnlich einen wenigstens vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand zwischen allen Hausgenossen hervorzurufen.

Es hatte sich auch in den letzten Tagen nichts ereignet, was zu neuem Zwiespalt Veranlassung hätte geben können.

Die Kommerzienräthin und ihre Enkelin hielten sich ganz zurückgezogen in der Wohnung der Ersteren, und wurden für die Ihrigen kaum sichtbar. Otto war wieder in das Geschäft getreten, und auch Albert hatte seine geschäftliche Thätigkeit wieder aufgenommen und widmete sich derselben mit großem Eifer, um seinen Vater zu überzeugen, daß die Liebe ihn keineswegs von seinen Berufspflichten abgezogen habe. Dieser hatte auch noch mit keiner Sylbe die Rede wieder auf seine Verheirathung gelenkt, schien ihm im Stillen verziehen zu haben, und wenn er sich auch wie gewöhnlich kalt und verschlossen gegen ihn zeigte, so brach doch zuweilen ein Strahl des wärmeren Wohlwollens aus sei-

nen Augen hervor, wenn er seine rastlose Thätigkeit bemerkte.

Adele waltete in den ihr angewiesenen Wohnungsräumen still und geschäftig. Sie hielt überall die größte Sauberkeit und Ordnung aufrecht, brachte hier und da wohl auch kleine Verbesserungen an, die immer als geschmackvolle Zierden erschienen, und wodurch sie ihren Gatten zu überraschen pflegte, für dessen Behaglichkeit sie mit dem liebvollsten Eifer unermüdlich sorgte. So verging ihr die Zeit unter nützlicher Beschäftigung, die ihr zur andern Natur geworden war; auch brachte sie täglich einige Stunden bei ihrem Vater zu, dessen kleinen Haushalt sie gleichfalls in bester Ordnung hielt, und für alle seine Bequemlichkeiten kindlich sorgte. Endlich wußte sie aber auch in ihrer Einsamkeit noch etwas Zeit zu erübrigen, um sie dem armen Theodor und ihrer Schwiegermutter zu widmen, die sich Beide lebhaft zu ihr hingezogen fühlten und gewöhnlich in der Abenddämmerung zu ihr kamen, und bei ihr blieben, bis Albert seine Geschäfte beendigt hatte, wo er dann von ihr stets heiter und mit offenen Armen empfangen wurde.

Ihre frühen Morgenbesuche im Garten setzte sie noch immer fort, und Albert's Mutter bemerkte mit Vergnügen, wie eifrig sie sich der Pflege des Gartens annahm, und wie unter ihrer Hand Alles so vortrefflich gedieh, und manche Verbesserung entstand, an die sie nicht gedacht hatte. Jede Begegnung mit ihrem Schwiegervater aber suchte sie nach seinem Wunsche zu vermeiden, und sie war auch nur ein einziges Mal mit ihm im Garten zusammengetroffen, wo sie ihm ihren Dank für sein Präsent ausgesprochen hatte. Zu ihrem größten Erstaunen hatte er ein paar freundliche Worte zu ihr gesprochen, ihr sogar die Hand gedrückt, sich dann aber eiligst entfernt, und sie hatte ihn im Garten nicht wieder gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Rechtsgewohnheiten.

Bei unsern alten Vorfahren wurden viele Rechtsverhältnisse durch den Hammer ausgemittelt, den ein Mann so weit warf, als es ihm seine Kräfte und die Umstände, unter welchen er jenen werfen durfte, zu thun gestatteten.

So hatte z. B. Einer die Erlaubniß, sich von einer an sein Gehöfte stoßenden Dorfmark, die der ganzen Gemeinde gehörte, ein Stück aneignen zu dürfen, so weit er einen Hammer werfen konnte.

Der Müller bekam das Recht, stromauf- und unterwärts zu fischen, so weit er, auf dem Schutzfleck stehend, das Beil, womit er die Mühle gezimmert hatte, zu werfen vermochte.

Der Herr von Mainz hatte das Recht, über den Rhein zu gebieten, so weit er in den Fluß hineinreiten und dann noch seinen Hammer werfen konnte.

Der Hammer war zu solcher Ehre gekommen, weil er in uralter Zeit das gewöhnliche Geräth und die vorzüglichste Waffe des Deutschen war, die er selbst seinem Gotte Thor beilegte. Aus dem letztern Grunde war er ein heiliges Geräth, durch dessen Wurf das Recht auf Grund und Boden, auf Flüsse und andere örtliche Dinge bestätigt und bestimmt werden konnte.

Noch ist dieser Begriff vom Hammer auch in unsern Zeiten nicht ganz erloschen.

Der Richter schickt im Dorfe den Hammer umher, die Gemeinde zusammenzuberufen; Grundstücke werden durch Zuschlagen des Hammers in neuen Besitz gegeben. Welche schwere Arbeit dadurch einem Proklamator erwächst, wollen wir nicht einmal berühren.

Indessen wurden mit der Zeit, als dieser Begriff vom Hammer mit Einführung der christlichen Religion schon schwächer geworden war, dem Hammer auch andere Dinge substituirt, und so wie der Müller sein Beil, seine Bille, anwendete, den Punkt zu ermitteln, bis zu welchem er fischen dürfe, so nahm der Ritter späterhin sein Recht mittels eines hinausgeworfenen Speeres in Acht oder er warf statt des früheren Streithammers seine wuchtige Streitaxt.

Die Gerichtsbarkeit des Bischofs von Mainz z. B. ging den Rhein hinauf, so weit als einer mit dem Speere werfen konnte, nachdem er in das Wasser geritten war.

Ein andermal vertrat ein Pfeil die Stelle des Hammers. So baten die Bürger von Stolberg, den Galgen vor ihrer Stadt so weit hinausverlegen zu dürfen, als der Pfeil reichen würde, den sie aus ihrer großen Armbrust schießen möchten.

Der Landmann warf mit seinem Stabe.

Es konnte ein Hirt den Wald beweiden, so weit er vom Saume desselben ab seinen Hirtenstab hineinzuwerfen im Stande war.

Wer im Lüneburgischen neue Bienenstöcke anlegen wollte, mußte von der alten Stätte aus, wo seine Stöcke standen, den Honiglöffel zwischen den linken Arm hindurch rücklings werfen, und von dem so erlangten Orte konnte er dann noch einen zweiten Wurf auf gleiche Weise thun. Dann hatte er noch einen dritten Wurf, und dieser entschied nun die ihm zu Theil werdende Stätte.

Wessen Gut an die Felder stieß, daß die Hühner hineingingen, hatte das Recht, auf den Zaun zu steigen, hier barfuß zu stehen und zwischen den Beinen hindurch einen Stab ins Feld zu werfen; so weit er kam, so weit hatten die Hühner das Recht, zu scharren, wie sie wollten. Weiterhin konnten sie gepfändet werden.

Merkwürdig ist es, daß auch in Indiens und Persiens Sagen sich derlei Züge nachweisen lassen.

So verlangte Vischnu, als Zwerg, eine Strecke Landes, so weit er von einem Berge herab mit einem Pfeile treffen werde. Die Gränze Persiens wurde, erzählt die Sage, durch den Pfeilschuß bestimmt, den der beste Vogelschütze that.

Blumen
auf das Grab von Meda Harrer (10½ Jahre alt), Tochter des Studienlehrers Herrn Ludwig Harrer dahier.

Hingestreckt im Todtenkleide,
Myrthen in dem gold'nen Haar,
Liegt sie, die das Glück, die Freude
Ihrer guten Eltern war.

In dem schönsten Glanz der Jugend
Rief der Herr sie zu sich ein,
Ihre Unschuld, ihre Tugend
War von jedem Flecken rein.

Zu dem klaren, schönen Morgen
Zog das heißgeliebte Kind,
In das Land, wo keine Sorgen,
Und Gefahren ferne sind!

O, wie schön in jenen Zonen,
Und wie herrlich muß es sein,
Dort, wo sel'ge Geister wohnen
Mit Jehova im Verein!

Eitel ist der Erde Streben,
Voller Trug und voller List,
D'rum nahm Gott das junge Leben,
Der die ew'ge Liebe ist.

Dort, in jenen sel'gen Fernen,
Sehnt sie sich nicht mehr zurück,
Ueber jenen gold'nen Sternen
Fleht sie um der Eltern Glück!

Daß sie ewig glücklich werde,
Hob sie Gott zu sich empor,
Aus dem Labyrinth der Erde
In der sel'gen Geister Chor!

Darum, theure Eltern, weinet
Nicht so sehr um Euer Kind,
Gott hat es mit sich vereinet,
Ohne Mackel, ohne Sünd'.

Einstens wird Euch sich're Kunde,
Wenn der Todesengel naht,
Ja, in jener bittern Stunde
Zeigt sie liebend Euch den Pfad.

Sie erleichtert Euch das Scheiden,
Wird am Sterbebette steh'n,
Und als Seraph Euch geleiten
Dort nach jenen lichten Höh'n!

O, welch' seliges Entzücken,
Welcher Trost in Euerm Schmerz,
Einst sie wieder zu erblicken,
Die voranging himmelwärts!

Welch' erhab'ner Trost im Glauben
An ein einst'ges Wiederseh'n,
Ihn kann uns die Welt nicht rauben,
Unser Geist wird fortbesteh'n! —

F. E.

Mannigfaltigkeiten.

In **Tarnowitz** (Oberschlesien) wurde am 31. Oktober ein Perser, Daniel Thomas, aus Urmia im nordlichen Persien am See Tebris gebürtig, seines Zeichens Kunstweber und katholischer Konfession, wegen Vagabundirens und Bettelns zu zehn Tagen Gefängniß verurtheilt, hat indessen appellirt. Die „Schles. Ztg." berichtet darüber: Da der Angeklagte, von angenehmer orientalischer Gesichtsbildung, mit dunkelbraunem Teint, nur der arabisch-persischen Sprache mächtig ist und kein Wort einer anderen versteht, so wurde ihm der Südfruchthändler F. Fuchs, welcher bei einem mehrjährigen Aufenthalte im Orient etwas Arabisch gelernt hat, als Dolmetscher zugeordnet und als solcher auch vereidet. Daniel Thomas führt einen auf diesen Namen lautenden persischen Paß bei sich, welcher verschiedene Visa hat, nur kein preußisches, ist bei einer in Urmia ausgebrochenen Christen-Verfolgung mit seinem vierzehnjährigen Sohne Benjamin in der Absicht geflüchtet, denselben nach Rom in das Kollegium zu bringen. Auf der Reise wird er in Ungarn angefallen, seiner ganzen Baarschaft beraubt und kommt, nachdem ihm, ausweise vorgezeigter Bescheinigungen, wegen seiner Hülflosigkeit in mehreren ungarischen Orten die Einsammlung milder Gaben gestattet war, nach Wien, wo er von der Polizei unter Vermittlung der Geistlichkeit Reisegeld und freie Fahrt nach Triest erhält. Hier wird sein Sohn auf einem Dampfschiffe nach Rom aufgenommen, ihm selbst aber wegen Geldmangels die Weiterreise nicht gestattet. Unglücklich hierüber, kehrt er zu Fuß nach Wien zurück, schlägt sich bis Krakau fechtend durch und betritt am 15. Oktober c. das Gebiet des preußischen Staates mit einer baaren Summe von 8 Thalern in der Tasche, in der Absicht, durch Preußen 2c. nach Paris zu gelangen und durch den dortigen persischen oder türkischen Konsul die Mittel und Wege zu einer Reise nach Rom zu erhalten. Dort will er noch einige

Zeit bei seinem Sohne bleiben und dann zu seiner Frau, Namens Sanam, und seinen beiden Kindern Joseph und Maria, welche er in Urmia hat lassen müssen, zurückkehren. Ingleichen erhielt er von dem dortigen Erzpriester K. eine warme, schriftliche Empfehlung an alle mildthätigen Herzen und begab sich damit zu mehreren katholischen Geistlichen des Beuthener Kreises, welche ihn bei sich aufnahmen und für ihn sammeln ließen. Die milden Beiträge waren, ähnlich wie bei Sammlungen für Waisenhäuser ꝛc., in ein Buch eingetragen, welches Angeklagter bei sich führte. So kommt denn unser Perser, nachdem er halb Asien und halb Europa glücklich durchwandert hat, auch nach Tarnowitz, und hier ereilt ihn sein Schicksal. Daniel Thomas erscheint am 25. Oktober c. bei dem dortigen katholischen Pfarrer S., macht eine stumme Verbeugung und überreicht sein Empfehlungsschreiben, erhält ein Geldgeschenk und wird dann nach dem Polizei-Bureau geleitet, um ihn anzumelden und die Erlaubniß zur Einsammlung milder Gaben zu erwirken. Die Polizei aber hält ihn fest, nimmt ihm sein Geld in Höhe von 60 Thalern ab und erhebt die Anklage wegen Vagabundirens und Bettelns. Seine vorläufige Freilassung erfolgte jedoch, nachdem Herr Pfarrer S. in humaner Weise eine Kaution von 50 Thalern deponirt und dessen Sistirung vor Gericht auf sich genommen hatte.

In Berlin erregte dieser Tage die Nachricht gewaltiges Aufsehen, daß ein Komptoirbote des Bankhauses Gebrüder Göttinger einer Summe von gegen 4000 Thalern beraubt worden sei. Den Mann fand man bewußtlos, wie vom Schlage getroffen, in dem Flure eines Hauses, die Tasche, worin das Geld sich befunden, leer im Kastanienwäldchen bei der Universität. Es wurden die eifrigsten polizeilichen Nachforschungen, jedoch vergeblich, angestellt, bis ein Zufall die Entdeckung des Verbrechers herbeiführte, der kein anderer als der Komptoirbote selbst war. Einer der Handlungschefs fand nämlich im Keller des Geschäftes eine frisch gegrabene Stelle und unter derselben das ganze geraubte Geld. Sofort wurde der Polizei Anzeige gemacht, welche den im Krankenhause noch liegenden Komptoirboten sogleich unter strenge Aufsicht stellen ließ. Der Mann hatte sich durch narkotische Mittel betäubt, sich aber als Nachwehen eine Krankheit zugezogen, an welcher er noch leidet. Nach Herstellung des Verbrechers wird die gerichtliche Untersuchung beginnen.

In Mainz hat man am 6. ds. einer zwar nicht ganz neuen, aber in der Form eigenthümlichen Industrie polizeilich Einhalt gethan. Ein dortiger Schneidermeister (Franzose) beschnitt große Massen preußischer Friedrichsd'ors und brachte sie dann durch mehrere Helfershelfer wieder in Umlauf. An zehn Friedrichsd'ors fiel ein Gewinn von etwa 5 Franken ab und man berechnet den Umsatz, der bereits erzielt worden ist, auf 3000 Friedrichsd'ors. Die Entdeckung sollte durch die Wiesbadener Spielbank herbeigeführt werden. Man hatte nämlich bemerkt, daß bestimmte Personen dort öfter Rollen von Friedrichsd'or in Zweiguldenstücken wechseln ließen und sich, nachdem sie irgend einen kleinen Einsatz riskirt hatten, still davonschlichen. Einer derselben wurde am Samstag dort verhaftet, und man brachte ihn zur Angabe der Bezugsquelle, die dann auch sofort in Mainz unter Verschluß gelegt wurde.

Die „Moskauer Zeitung“ meldet auf Grund des Berichtes der powenezer Kreislandversammlung, daß in dem Kreise Powenez (Gouv. Olonez) ein eben so fürchterlicher Nothstand herrsche, wie in Finnland. In den entfernteren Wolosten des Kreises ist fast jedes Jahr Mißwachs, und die Bauern nähren sich während der größeren Hälfte des Jahres mit einem Gebäck aus Fichtenrinde. Der Genuß dieser Speise ist aber schädlich für die Gesundheit und verursacht ein Anschwellen des Körpers, besonders der Füße. Nach den Anweisungen der freien ökonomischen Gesellschaft kann das isländische Moos, welches fast überall im Kreise Powenez wächst und eine gesunde und, richtig zubereitet, sogar schmackhafte Nahrung gibt, mit gutem Erfolge statt des Brodes gebraucht werden. Besser als das isländische Moos scheint noch das Erbsenstroh als Getreidesurrogat verwendet werden zu können. Wenigstens schreibt die „N. St. P. Ztg.“, daß ein finnländischer Gutsbesitzer den Versuch damit gemacht habe und den Erfolg desselben als sehr günstig schildere. Er ließ 750 Pud trockenes Erbsenstroh mahlen und mit 225 Pud Mehl vermischen. Die 975 Pud Mehl, welche er auf diese Weise erhalten, enthielten eben so viel Nahrungsstoff wie 923 Pud reines Roggenmehl. Da das Erbsenstroh gewöhnlich weggeworfen wird, ist diese Entdeckung entschieden von Wichtigkeit.

Räthsel.

Am Fenster hält's, im Weine wird's zu Gift;
Doch wird ein schwarzer Freund zum Beistand dir gegeben,
So hüte dich! das Kind der Hölle trifft dir Leib und Leben.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 271 Donnerstag, 14. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Am Morgen der Geburtstagsfeier, als Adele mit Albert beim ersten Frühstücke zusammen saß, sprach dieser zu ihr: „Meine liebe Adele, wir werden heute nicht umhin können, zu meiner Schwester zu gehen, um ihr unsere Glückwünsche zu ihrem Wiegenfeste abzustatten. Wir wollen sie, die Nichtbeachtung, die sie uns bezeigt, nicht entgelten lassen, und ich hoffe, daß unsere Aufmerksamkeit sie vielleicht schneller zur Erkenntniß ihres Unrechts führt, als wollten wir ihr Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich habe deßhalb auch ein kleines Angebinde für sie gekauft, wie ich es jedes Jahr gethan, und will ihr dadurch beweisen, daß sich mein Herz gegen sie unverändert gehalten."

„Ich bin gern bereit dazu," erwiderte Adele; „denn ich hege nicht den geringsten Groll gegen Deine Schwester, und habe schon darüber nachgedacht, ob ich ihr nicht auch etwas zu ihrem Feste bieten könnte; aber ich wollte erst Deine Meinung darüber vernehmen. Für den letzten Geburtstag meiner lieben Mutter hatte ich ein paar feine Tüll-Aermel, nach einem reizenden Muster zu sticken begonnen, aber Mütterchen starb leider, ehe dieser Geburtstag erschien. Da ließ ich die Arbeit liegen, nahm sie erst später wieder auf, und führte sie auf das Sorgfältigste aus. Ich konnte mich aber nie entschließen, die feinen Aermel, welchen ich so viele Zeit und Mühe zugewendet, selbst zu tragen, denn ich glaubte immer, sie wären zu gut für mich. So bewahrte ich sie denn auf, wie ein kleines Heiligthum; denn es war ja die letzte Arbeit, mit der ich meine gute Mutter zu überraschen gedachte. Fändest Du es aber passend, so will ich mich gern davon trennen, und sie Deiner Schwester zum Angebinde bieten."

Albert zog sie gerührt an sich und rief: „Du bist doch das beste Herzensweibchen, welches ich auf der weiten Welt hätte finden können. Laß mich Dein kleines Meisterwerk sehen, und ich will es Dir offen sagen, ob es sich zu einem Geschenk für meine Schwester eignet; denn in Allem, was ihren Putz betrifft, sind ihre Ansprüche schwer zu befriedigen."

Adele holte ihre Arbeit herbei, und legte sie bescheiden ihrem Gatten vor, der kaum einen prüfenden Blick darauf gerichtet hatte, als er auch schon ausrief: „O, wie schön! Ganz vortrefflich! Du hast da in der That ein Kunstwerk geliefert, meine süße Adele, welches würdig wäre, von einer Prinzessin getragen zu werden. Aber das ist ja ein Opfer, welches Du Clarissa bringen willst."

„Ach, wie gern will ich es thun," erwiderte sie; „wenn ich nur nicht fürchten muß, daß sie es geringschätzend von sich weist; denn das würde mich tief kränken. Nicht der vielen Mühe und Arbeit wegen, die ich davon gehabt — beinahe drei Jahre lang habe ich in meinen Freistunden damit zugebracht — sondern nur, weil es doch eigentlich nur für mein Mütterchen bestimmt war."

„Sei unbesorgt," fiel ihr Albert ins Wort, „Deine Arbeit ist so ausgezeichnet schön, daß sie gar keine Geringschätzung zuläßt, und daß nur die raffinirteste Bosheit etwas daran zu tadeln finden könnte. Jetzt laß uns gehen."

Clarissa bewohnte einige Zimmer in der ersten Etage, in der Nähe ihrer Eltern, und dorthin begaben sich Beide.

Das Geburtstagskind befand sich in seinem eleganten Boudoir, und war eben damit beschäftigt, die verschiedenartigen, zum Theil kostbaren Angebinde, die sie bereits von ihren Eltern und der Großmama empfangen, und die auf einem runden Tische zur Schau gestellt waren, zu mustern. Es schien auch heute wirklich eine freudige Bewegung in Clarissa's ganzem Wesen vorzuherrschen, und der Stolz, der sonst auf ihrer Stirn thronte, erschien heute durch den Ausdruck der Heiterkeit, der aus ihren Augen strahlte, gemildert. Auch war es nur eben ein Wölkchen des Unmuths, welches rasch über ihr Antlitz zog, ohne eine Spur zu hinterlassen, als Albert mit seiner jungen Gattin zu ihr eintrat.

Sie nahm die Hand, die ihr Bruder ihr bot, mit freundlichem Lächeln, und empfing seine Glückwünsche wie sein Geschenk, welches in einer von zwei kunstvollziselirten goldenen Blättern gehaltenen Lorgnette bestand, mit einer lebhaften Dankesäußerung, richtete aber auf Adele erst einen weniger freundlichen Blick, als auch diese näher zu ihr trat, und ihr mit herzlichen, glückwünschenden Worten ihr Angebinde überreichte. Sicht-

bar überrascht, zögerte Clarissa einige Augenblicke, ob sie es annehmen sollte; dann aber nahm sie es mit den beinahe kalten Worten: „Ich danke Ihnen!“ und schlug das Papier auseinander.

Albert, der sie scharf beobachtete, bemerkte deutlich, daß ihr erster Blick mit unwillkürlicher Bewunderung auf der eben so geschmackvollen, als kunstreichen Arbeit weilte, aber es entging ihm auch nicht, daß sie diesen ersten Eindruck zurückdrängte, als sie endlich mit vornehmer Zurückhaltung entgegnete: „Hm! Recht fein und artig! Es scheint französische Arbeit!“

„Du irrst Dich, liebe Schwester,“ fiel Albert ein, „Meine Adele hat die Aermel selbst verfertigt.“

„Selbst verfertigt?“ rief Clarissa mit einem leichten Erstaunen, und fügte dann mit einem Lächeln hinzu, wobei wieder der ironische Zug um ihren Mund spielte: „Nun, sie sollen noch heute getragen werden.“

Es folgte hierauf nur noch eine kurze Unterhaltung, die jedoch größtentheils nur von den beiden Geschwistern geführt wurde, und da Gratulationsbesuche von Freundinnen aus der Stadt gemeldet wurden, entfernte sich Albert und Adele bald wieder.

Der Erstere erklärte sich zufrieden mit der Aufnahme, welche sie und ihre Geschenke gefunden hatte, und um seine Gattin zu beruhigen, welche sich in ihrer Wohnung still neben ihm niedergelassen hatte, sprach er zu ihr: „Du mußt Geduld mit meiner Schwester haben. Sie ist nun einmal von der Großmutter gänzlich verzogen und zur Modedame gebildet worden, und glaubt nun auch der herrschenden Modelhorheit huldigen, und jedes natürliche Gefühl des Herzens unterdrücken zu müssen. Uebrigens darfst Du Dir schon etwas darauf einbilden, wenn sie Deine schönen Aermel an ihrem heutigen Festtage trägt.“

„Ach, mir will es scheinen, lieber Albert, daß ich mir ihr Herz doch nie gewinnen werde,“ bemerkte Adele, und legte seufzend ihr Köpfchen an seine Brust.

„Du wirst es Dir gewinnen,“ tröstete Albert, „wenn sie überhaupt noch ein Herz besitzt. Jetzt laß uns Deinen Vater besuchen, ich habe gerade noch ein Stündchen Zeit, welches ich Deinem guten Alten widmen will.“

Da sprang Adele wie elektrisirt vom Stuhle auf, und war in wenigen Minuten zum Ausgehen bereit.

Der Ziegeleibesitzer Winterfeld bewohnte zwei hübsche Zimmer in einem anständigen Bürgerhause, welches einem wohlhabenden wackern Handwerker gehörte, wo er auch einen guten Mittagstisch, und alle seine übrigen Bedürfnisse erhielt. Er befand sich auch ganz wohl in seiner neuen Lage, wenn ihm nur seine tägliche Beschäftigung nicht gemangelt hätte. Denn so fleißig er auch seine Zeit durch Spaziergänge in der Stadt und deren Umgebung auszufüllen suchte, konnte er sich doch der Langenweile kaum noch erwehren.

Seine glücklichsten Stunden des Tages waren die, wenn seine Adele zu ihm kam; denn sie verstand es trefflich, jede trübe Wolke, die sich vielleicht auf seiner Stirn gesammelt hatte, zu zerstreuen, und gab ihm ihre kindliche Zärtlichkeit so offen und innig zu erkennen, daß er dadurch noch Stunden lang, wenn sie ihn auch schon verlassen hatte, in die froheste Laune versetzt wurde.

So empfing er sie auch heute mit leuchtenden Blicken, um so mehr erfreut, da auch Albert mitkam. Auch Adele zeigte keine Spur von Betrübniß mehr und schien hier ganz nur ihrem Vater anzugehören; denn sie schmeichelte und liebkos'te ihn mehr als ihren Gatten. Dabei aber hielt sie wie gewöhnlich eine strenge Revision seines kleinen Haushalts, duldete kein Stäubchen auf den Möbeln, sah nach, ob sein Bett gut gemacht, sein Weißzeug in Ordnung sei, und sorgte, daß ihm auch nicht die geringste Kleinigkeit fehle, die sie für sein Wohlbefinden erforderlich hielt.

So waren ihr auch dießmal wohl wieder zwei Stunden vergangen, als Albert zum Aufbruch mahnte. Aber sie schmeichelte ihm noch ein Viertelstündchen ab, in welchem sie ihrem Vater erzählte, wie glücklich sie mit ihrem Albert lebte, und wie heute in ihrem Hause ein Geburtsfest gefeiert werde, das mit einer Abendgesellschaft im Garten schließen solle, wozu ihr Schwiegervater sie habe förmlich einladen lassen. Erst nachdem sie dieß Alles herausgeplaudert hatte, folgte sie Albert in der heitersten Stimmung.

So betrat sie auch Carlshof's Haus wieder, und stieg am Arme ihres Gatten fröhlich plaudernd die Treppe hinauf. Auf der Hälfte derselben aber sprang ihr Auguste, Clarissa's Mädchen, entgegen, die hinabeilte nach der Küche, und kaum war sie an ihr vorübergestreift, als Adele zusammenzuckte, und einen leisen schmerzlichen Ausruf ausstieß.

„Um Gotteswillen! was ist Dir?“ rief Albert besorgt.

„Es wird bald vorübergehen.“ entgegnete sie. „Hast Du nicht bemerkt, daß das Mädchen die Aermel trägt, die ich Deiner Schwester geschenkt?“

„Du mußt Dich geirrt haben, Kind,“ versetzte Albert. „Das ist nicht möglich! Eine solche Bosheit traue ich Clarissa nicht zu.“

In demselben Augenblicke aber kehrte Auguste zurück, und er überzeugte sich jetzt, daß seine Gattin recht gesehen. „Wie kommen Sie zu diesen Aermeln?“ fragte er heftig.

„Mein Gott!“ entgegnete das Mädchen erschrocken, „mein Fräulein hat sie mir geschenkt. Sie sagte, daß sie versprochen hätte, sie sollten noch heute getragen werden, da sie sie aber selbst nicht tragen möchte, so sollte ich sie anziehen.“

„Das ist abscheulich!“ rief Albert zähneknirschend, und zog einen Louisd'or hervor, den er dem Mädchen mit den Worten reichte: „Ziehen Sie gleich die Aermel aus und geben Sie sie mir. Da! Kaufen Sie sich andere dafür.“

Das Mädchen that ganz bestürzt, wie ihr geheißen worden war, und jetzt erst bemerkte Albert, daß sein

Vater, welcher sich über das Treppengeländer gebeugt hatte, und Zeuge der ganzen Scene gewesen war, herabkam. Er legte seine Hand auf Adelens Haupt, die still vor sich hinweinte, und sprach sanft und theilnehmend zu ihr: „Armes Kind! Weinen Sie nicht; es wird besser werden.“ Dann wendete er sich zu Auguste und sprach zu ihr streng und finster: „Geh' und melde Deinem Fräulein, daß ich die heutige Abendgesellschaft würde absagen lassen, weil sich Albert's Gattin unpäßlich befinde.“

Ohne ein Wort hinzuzufügen, begab er sich hinab nach seinem Comptoir, und das junge Ehepaar stieg ganz verwundert, und befriedigt durch die Genugthuung, die es durch den Vater erhalten, die Treppe hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Auerhahn.

(Eine Humoreske.)

Der Oberförster des Grafen S. ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und schien nicht gut gelaunt zu sein, als der Förster L. bei ihm eintrat und auf seinen Morgengruß keine Antwort erhielt. L. stand mit seinem Vorgesetzten auf einem guten Fuße, so daß er ungenirt nach der Ursache dieses Verstimmtseins fragen konnte. So erfuhr er denn bald, daß ein Brief von dem Oberforstmeister angekommen sei, welcher die Ankunft eines vornehmen Herrn melde, der noch nie einen Auerhahn geschossen habe; Seine hochgräfliche Gnaden erwarteten ganz bestimmt, der Herr Oberförster werde dafür sorgen, daß der hohe Gast „wenigstens Einen Auerhahn erlege.“

„Erlege?“ rief der Oberförster, und warf den verhängnißvoll lakonischen Brief dem Förster zum Lesen hin. „Der Herr Oberforstmeister meint wahrscheinlich, ein Auerhahn und ein Spatz seien dasselbe. Und „wenigstens“ — natürlich, der gnädige Herr Graf hätte ja gleich ein Dutzend auf Einen Schuß befehlen können. Nun, frage ich, wie soll ich dafür sorgen? Ein Mensch, der vielleicht noch nie einen Vogel getroffen hat, soll einen Auerhahn schießen! Ich kann doch nicht für ihn schießen!“

Beide Männer gingen eine Weile schweigend auf und ab; plötzlich rief der Förster L.: „Herr Oberförster! ich habe einen guten Einfall! Ich mache ganz gewiß, daß der fremde Herr einen Auerhahn schießt.“

Der Oberförster wurde, nachdem er den Plan seines Untergebenen vernommen hatte, ganz vergnügt.

Die nöthigen Verabredungen wurden getroffen und L. ging sofort zu einem zuweilen als Wilddieb verdächtigen Holzhauer. Beide konferirten ziemlich lange mit einander und als sie sich vor der Thüre trennten, sagte L.: „Also es bleibt dabei, Ihr sitzt um die bestimmte Zeit auf der großen Fichte und, sobald er geschossen hat, laßt Ihr den Hahn fallen!“

„Aber, wenn er nun zufällig mich treffen sollte...“

„Esel! glaubt Ihr denn, daß wir ihm eine scharfgeladene Büchse in die Hand geben werden? Dafür laßt mich sorgen.“

Am andern Morgen zog eine Anzahl Schützen zum Walde hin. Dem Oberförster war keineswegs wohl bei dem Spasse und er hielt sich in gemessener Entfernung von dem fremden Herrn, der durchaus keinem Jäger gleichsah und überdieß sehr kurzsichtig und harthörig war.

Als man in der Nähe der großen Fichte ankam, ließ der Wilddieb ein „kluck, kluck, kluck! Schschischi!“ ertönen, so gut nachgemacht, daß mancher Jäger sich hätte täuschen lassen.

„Hören Sie, mein Herr?“ flüsterte L. dem Fremden zu, „er balzt!“

„Was?“ „Wie?“ schrie der Fremde.

L. empfahl Schweigen, denn es kluckte jetzt ganz nahe. Endlich errieth der Fremde, worauf der Forstmeister ihn habe aufmerksam machen wollen.

„Da, da!“ ließ sich dieser vernehmen und wies auf die Fichte.

Der Herr richtete sein Glas auf den Baum, aber er sah nichts als eine schwarze Masse.

„Wo denn?“ fragte er.

L. reichte ihm das Gewehr, trat hinter ihn, richtete ihm den Lauf und sagte:

„So, schießen Sie nur darauf los!“

Dießmal hörte der Fremde; er drückte ab, und — paff! krack, krack, knackte es in den Zweigen, und bums! fiel ein Körper auf den Boden nieder.

„Ah!“ rief der Fremde und eilte auf die Stelle zu, wo der Vogel liegen mußte.

„Das war ein Meisterschuß!“ sagte L., der dem Schützen gern etwas Schmeichelhaftes sagen wollte.

Gleichzeitig folgten er und die Uebrigen dem Fremden, welcher mit dem Glase sehr erstaunt betrachtete, was er geschossen hatte.

„Was ist das?“ fragte der fremde Herr endlich.

L. antwortete dießmal nichts, er war ganz betäubt. Jetzt trat der Kammerdiener des Fremden heran, befühlte den angeblichen Auerhahn, hob ihn endlich in die Höhe und — o heiliger Hubertus! — es war wohl ein Auerhahn, aber er stak in einem fest zugebundenen Sacke, wie ihn der Wilddieb auf seinem Rücken hergetragen hatte. Der Gimpel hatte, da er zu spät auf den Platz gekommen war und die Jäger sich schon näherten, in seiner Verwirrung vergessen, den Vogel aus dem Sacke herauszunehmen. (Pflz. Ztg.)

Auf das Grab der kleinen Meda Harrer.

„Das ist das Loos des Schönen auf Erden.“
Schiller.

Von den ätherreinen Höhen
Sich ein zarter Schimmer gießt,
Unerreicht und ungesehen
„Edelweiß“ das Blümchen sprießt,
Und ein wunderbarer Duft
Balsamt jener Höhen Luft.

Würd' es zu versetzen wagen
Eines kühnen Steigers Hand —
Bald verwelkend müßt' es klagen:
Hier sei nicht sein Heimathland;
Sterbend sendet seinen Duft
Es nach jener Höhen Luft.

Du auch warst zu gut hienieden,
Zu ätherisch für dies Seyn,
Kehrtest zu des Himmels Frieden
Und zu seinen Engeln heim!
Bis auch uns der Vater ruft,
Trauern wir an deiner Gruft.

Kunst und Literatur.

Das zuletzt ausgegebene Heft — für November — von **Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften**, giot die Fortsetzung der belustigenden Erzählung „Die zwei Krüglein“ von Otto Müller, so wie eine zwar etwas düstere, aber sehr spannend und künstlerisch abgerundete Novelle von E. Bacano, „Das Testament des Doktor Irnerius.“ Als neuer Mitarbeiter ist in diesem Hefte der berühmte G. F. Daumer vertreten und zwar mit einer höchst interessanten Arbeit über „Die Künstlerfamilie Bach.“ Die Schilderung, welche Karl Vogt in dem von ihm bekannten leichten Feuilleton-Styl über „Einen Ausflug in das Thal von Sixt“ gibt, liest sich ganz vortrefflich und ist außerdem mit hübschen Illustrationen versehen. Eine Fortsetzung der reich illustrirten „Erinnerungen an Nubien“ von R. Hartmann, ferner wichtige Beiträge zur Kulturgeschichte von S. Kapper und F. v. Retberg, Mittheilungen von Mädler und Weininger, so wie andere kleinere Artikel schließen sich ergänzend an.

Mannigfaltigkeiten.

[Maritime Ausstellung in Havre.] Im nächsten Jahre wird in Havre eine maritime internationale Ausstellung stattfinden, welche vom 1. Juni bis 31. Oktober dauern wird. Diese in ihrer Art ganz neue Ausstellung kann nicht verfehlen, ein besonderes Interesse zu erregen, wozu sowohl das maritime Aquarium, welches dieselbe enthalten wird, die Festlichkeiten, die mit ihr verbunden sein werden, als auch die Zusammensetzung der Jury, welche nämlich von den Ausstellern selbst gewählt wird, beitragen werden, und ist ein günstiger Erfolg wohl nicht in Zweifel zu setzen.

Vor dem Gerichtshofe der Queens Bench in London erschien ein erlauchter Kläger, wenn auch nicht persönlich, so doch vertreten durch seinen Advokaten. Es war der bekannte Fazyl Pascha, Bruder des Vizekönigs von Aegypten, der zur Zeit im Gefolge des Sultans in London eintraf und von einem seiner Manichäer wegen Schulden arretirt und genöthigt wurde, Bürgschaft zu erlegen. Um letztere loszumachen, ließ der Pascha jetzt durch seinen Rechtsanwalt die Klage der Ungültigkeit gegen den damaligen Haftbefehl anhängig machen, indem er, auf speziellen Befehl des Sultans und in dessen Gefolge herübergekommen, auf die Immunität von der Schuldhaft Anspruch machen könne. Da der drängende Gläubiger den Haftbefehl unter der Erklärung erlangt hatte, der Schuldner halte sich zeitweise in England auf, ohne seine offizielle Stellung anzugeben, so wurde dem Antrage des Klägers Folge gegeben und der Haftbefehl zurückgenommen.

Nach einer Notiz der „Kreuzztg.“ hatte sich ein im Jahr 1847 in Abyssinien eingewanderter Müller aus Anhalt, Namens Zander, im Jahr 1856 bei Kaiser Theodor zum Kriegsminister aufgeschwungen; seit der Zeit fehlen aber Nachrichten von diesem Manne.

Der Kirchenvorstand der Ulricikirche in Braunschweig macht bekannt, daß er sich geeinigt habe, wegen der in den Kirchen herrschenden Kälte während des Gottesdienstes den Hut auf dem Kopfe zu behalten; er fordert die Gemeinde auf, das Gleiche zu thun.

Auflösung der Charade in Nr. 258:
Schillerspäth.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 272 Freitag, 15. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

IX.

Der letzte der Gratulanten, welche an jenem Tage in Clarissa's Boudoir erschienen, um der Gefeierten ihre Glückwünsche und Angebinde darzubringen, war der Informator Asmodeus. Er hatte sich der sorgfältigsten Toilette befleißigt und er erschien wirklich als ein recht hübscher, wohlgebildeter Mann, dessen Gesichtszüge auch einen angenehmen Eindruck erweckt haben würden, wären sie nicht allzuhäufig in die dunkeln Schattenlinien der Frömmelei gezwängt gewesen.

Doch war dieß gerade heute nicht der Fall. Sein sonst etwas bleiches Gesicht erschien heute von einer fliegenden Röthe angehaucht, die eine lebhafte innere Aufregung verrieth, und aus seinen Augen strahlte ein lebhaftes Feuer. Aber auch Clarissa empfing ihn auch mit einem so holdseligen Blicke, daß er sich in eine erhobene und ermuthigte Stimmung versetzt fühlte, die er auch sogleich benutzte, um ihr unter einer zierlichen Anrede, einen Strauß der schönsten Treibhausblumen zu überreichen, aus welchem ein zusammengefaltetes Papier hervorschimmerte.

Sie nahm die Blumen mit einer zwar graziösen, aber übertriebenen Verbeugung, dankend entgegen, und zog dann mit zwei Fingerspitzen das zusammengelegte Papier daraus hervor, indem sie schelmisch bemerkte: „Ei, Sie haben mich wohl gar besungen; denn es schien mir gleich, als ob mir auch der Duft der Poesie aus diesen Blumen entgegenwehete."

„Sie belieben doch immer zu scherzen, verehrtes Fräulein;" entgegnete er, noch höher erröthend; ich kann Ihnen die offene Versicherung geben, daß die einfachen Verse, die ich Ihnen zu bieten wagte, durch ein ernstes und wahres Gefühl diktirt wurden."

„Dann will ich sie sogleich lesen;" rief sie heiter gelaunt; „denn es muß höchst interessant sein, doch auch einmal Ihre wahren Gefühle kennen zu lernen." Und rasch öffnete sie das Papier und begann mit leuchtenden Blicken zu lesen, aus welchen aber zuweilen ein Strahl der Ironie hervorblitzte.

Der Informator stand in peinlicher Erwartung, fortwährend sein Auge auf ihr schönes Antlitz geheftet, als ob er sich nicht satt daran sehen könne, aber bald mußte er zu seinem Schrecken bemerken, daß sein Gedicht eine ganz andere Wirkung hervorrief, als er damit beabsichtigt hatte. Denn der stereotype, ironisch lächelnde Zug um Clarissa's reizenden Mund ging gar bald in ein krampfhaftes Zucken über, dem endlich unaufhaltsam ein lautes, wenn auch melodiöses, doch keineswegs schmeichelhaftes Gelächter folgte. Es schien sie so gewaltig zu erschüttern, daß sie sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte, und athemlos in einen Sessel niedersank.

Asmodeus stand wie vernichtet, und er war fast so bleich, wie das weiße Tuch, mit dem er sich den Angstschweiß von der Stirne trocknete.

„Nein, einen so köstlichen Humor hätte ich Ihnen wahrlich nicht zugetraut;" rief Clarissa, nach einer Pause, in welcher sie Athem geschöpft hatte. „Das ist ja eine förmliche Liebeserklärung, und wie trefflich haben Sie den blumenreichen, überschwänglich schwärmerischen Styl eines unter Liebesqualen verhimmelnden Sekundaners getroffen. Wahrhaftig, das ist der köstlichste Scherz, den ich seit langer Zeit erlebt habe."

Sie schien dabei die Verwandlung gar nicht zu bemerken, die mit dem Informator vorgegangen war, der auf das Tiefste verletzt, jetzt an allen Gliedern zu zittern begann, und endlich mit bebender Stimme ausrief: „O, ich blinder Thor! Ich hätte es ja voraussehen können, daß die offene, redliche Empfindung meines Herzens in so grausamer Weise verhöhnt werden würde!"

„Aber, mein Himmel!" entgegnete Clarissa kalt, erst jetzt einen aufmerksamen Blick auf ihn werfend; „Sie haben doch diese wunderliche Erklärung nicht im Ernst gemeint?"

„O, daß ich es nicht gethan hätte!" fuhr Asmodeus fort. „Doch, ich sagte Ihnen, noch ehe Sie das Blatt öffneten, daß es ein ernstes, wahres Gefühl gewesen sei, welches mir diese Verse diktirte."

„Dann also haben wir uns Beide getäuscht!" versetzte Clarissa mit schneidender Kälte, die sie während ihrer weiteren Unterredung beibehielt. „Ich begreife aber nicht, wie Sie überhaupt dazu veranlaßt werden konnten, eine solche Erklärung an mich zu richten?"

„Ich würde es allerdings nicht gewagt haben, wenn ich nicht zuweilen geglaubt hätte, in Ihrem ganzen Benehmen gegen mich, eine Zuneigung zu entdecken, der ich freilich, wie ich mich jetzt leider überzeugen muß, eine zu hohe Schätzung beigelegt habe."

„Das haben Sie in der That, und es ist doch lediglich Ihre Schuld, Herr Kandidat. Um Sie aber in Zukunft von solchem Aberglauben zu heilen, will ich Ihnen offen eingestehen, daß ich Sie zwar als einen angenehmen Hausgenossen mit Artigkeit behandelt habe, daß ich Sie aber als Hausherrn weder angenehm, noch annehmbar finden würde."

„Ei freilich!" entgegnete der Informator, seinen ganzen Stolz zusammenraffend, in immer steigender Aufregung. „Weil ich arm bin! Weil ich Ihnen bei meiner bescheidenen Stellung auch nur eine bescheidene Häuslichkeit hätte bieten können. Ich weiß wohl, daß Sie vom Glücke bevorzugt wurden, die Tochter eines reichen Handelshauses zu sein; aber es sind doch Fälle vorgekommen, daß noch höher gestellte, junge Damen, einem armen Manne ihr Herz geschenkt, und sich mit ihm verbunden haben. Um nur ein Beispiel anzuführen: die älteste Tochter einer hochgräflichen Familie in Holstein wurde vor einigen Jahren mit Bewilligung ihrer Eltern, mit dem Informator des Hauses vermählt, und lebt jetzt glücklich mit ihm.

„Ich kenne die Geschichte. Aber Sie vergessen hinzuzufügen, daß der Informator ein Frömmler war, und daß die Comtesse sich seiner religiösen Richtung mit großem Eifer zuneigte. Mir scheint aber, Sie hätten doch längst bemerkt haben müssen, daß ich nicht die geringste Neigung zur Frömmelei besitze. Der hohe Adel mag sich vielleicht eher dazu hinneigen, im Kaufmannsstande aber findet das Frömmlerthum selten einen ergiebigen Boden. Uebrigens sehe ich nicht ein, warum wir noch unnütze Worte verlieren. Hier, nehmen Sie Ihr Gedicht zurück. Als Scherz betrachtet, habe ich darüber gelacht; als Ernst gedeutet, muß ich es aber ernst zurückweisen. — Adressiren Sie es an eine Comtesse, vielleicht findet es eine günstigere Aufnahme, und Sie können ja dann versuchen, wie lange sich in der Wirksamkeit das Sprichwort: „Eine Hütte und ein Herz" bewährt."

Schon schwebte dem Informator eine heftige Antwort auf den beißenden Spott auf der Zunge, aber er unterdrückte sie, nahm das Gedicht, welches sie auf den Tisch geworfen hatte, auf, und es in der Hand zerknitternd, verließ er das Zimmer mit einer stummen Verbeugung.

Jetzt aber, als sie allein war, zeigte es sich erst, daß Clarissa's Laune durch diesen Zwischenfall bedeutend gestört worden war. Kein Zug von Heiterkeit strahlte mehr aus ihrem Auge, und nach der Thür gerichtet, sprach sie leise vor sich hin: „Was sich doch so ein Mensch wohl einbildet! Wie ein eisiger Schauder läuft es durch alle meine Glieder, wenn ich daran denke, daß ich mein Leben als Frau eines so untergeordneten Mannes beschließen müßte."

Dann verfiel sie in ein finsteres Sinnen, und ihre Erinnerungen sagten ihr, daß sie allerdings wohl zuweilen gegen den Informator ein Benehmen gezeigt hatte, welches er wohl freilich für seine Wünsche günstig finden konnte. Daß er eine glühende Leidenschaft für sie hegte, hatte sie längst bemerkt, aber es gewährte ihr Unterhaltung, dieselbe spielend zu nähren, ihr Wachsen zu beobachten, und schon längst hatte sie sich auf den Moment gefreut, wo sie ihn in höchster Extase, mit einer glühenden Erklärung auf den Lippen zu ihren Füßen sehen würde, um ihn dann mit dem eiskalten Sturzbade ihres Stolzes und Hohnes überschütten zu können. Bei den mancherlei Unannehmlichkeiten, und der oft drückenden Langenweile, welche ihr das unfreundliche Haus darbot, gewährte es ihr Vergnügen, gerade den Informator, der eine hohe Einbildung von seiner Person und seinem Geiste zur Schau trug, durch ihre Koketterie zu täuschen und zu quälen, und ihn endlich durch eine stolze Verwerfung sei er Liebe zu demüthigen. Jetzt aber, nachdem dieß wirklich geschehen war, fühlte sie sich doch nicht befriedigt, und sie bereuete es fast, daß sie alle die Fäden, in welche sie ihn verstrickt und woran sie ihn gelenkt, mit einem Schlage zerrissen hatte. Sein Umgang war ihr gewissermaßen zum Bedürfnisse geworden, denn er besaß, neben seinen wissenschaftlichen Kenntnissen, auch die Gabe über allerlei Unterhaltungsgegenstände, welche die höheren Klassen interessiren, in pikanter Weise zu plaudern.

Da Clarissa jedoch fast immerwährend mit den übrigen Familienmitgliedern in Zwiespalt lebte, so blieb ihr jetzt Niemand übrig, als ihre Großmama, die ihr aber mit ihrem gespreizten Wesen durchaus keine Unterhaltung gewähren konnte, und der sie sich nur aus Spekulation anschloß, da sie noch ein bedeutendes eigenes Vermögen besaß, dessen größten Theil sie zu erben hoffte.

Ein Blick auf die vor ihr ausgebreiteten reichen Geschenke aber zerstreute doch ihren Unmuth bald wieder, und indem sie beschloß, sich ihren Festtag durch den unangenehmen Vorfall nicht verderben zu lassen, tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß es ihr nicht schwer werden würde, den Informator trotz ihrer herben Zurückweisung doch wieder in ihre Fesseln zu locken.

Aber ihre kaum wiedergewonnene Laune sollte nochmals, und in einer Weise gestört werden, welche dieselbe wenigstens für diesen ganzen Tag gänzlich vernichtete. Denn als ihre Auguste wieder zu ihr eintrat, und ihr im Auftrage ihres Vaters mittheilte, daß dieser die ihrem Feste zu Ehren veranstaltete Abendgesellschaft habe abbestellen lassen, weil sich die Frau ihres Bruders, die sie noch gar nicht als Familienmitglied anerkannt hatte, unpäßlich fühle, gerieth sie in den heftigsten Zorn, und eilte zu ihrer Großmama, um ihr den ungeheuren Affront, der ihr geschehen war, zu be-

richten und sich mit ihr über geeignete Rachepläne zu berathen.

Aber sie war es nicht allein, die Rache brütete. Auch der Informator war mit racheglühendem Herzen von ihr geeilt, und sie hatte sich arg getäuscht, wenn sie glaubte, ihn gedemüthigt zu haben. In seinen Augen stand jetzt die stolze, reiche Kaufmannstochter tief unter ihm, und der empfindliche Spott, mit dem sie ihn gegeißelt, hatte augenblicklich seine brennende Liebe in eben so glühenden Haß und Verachtung umgewandelt.

Auch nicht der entfernteste Gedanke, sie sich wieder zu versöhnen, tauchte in ihm auf, wohl aber hundert Rachegedanken, die er jedoch in der ersten Aufwallung noch nicht zu einem festen Plane zu verweben vermochte.

Da wurde ihm ein Brief gebracht, welcher mit der Stadtpost an ihn eingelaufen war.

Er öffnete ihn gleichgültig, aber kaum hatte er die wenigen Zeilen, die er enthielt, gelesen, als wieder eine brennende Röthe über sein bleiches Antlitz flammte.

Der Brief war unterzeichnet: „Baron Alexander von Hoskul", und enthielt in den freundlichsten Worten eine Einladung an den Informator, gegen Abend in eins der ersten Hotels zu kommen und dort mit einem alten Freunde und Universitätsgenossen ein fröhliches Abendessen einzunehmen.

„Baron von Hoskul! Der schöne Alexander! Der kurländische Don Juan!" rief der Informator vor sich hin, plötzlich in die freudigste Aufregung versetzt. „Der erscheint mir als ein deus ex machina und soll mir eine süße Rache bereiten. Jetzt, stolzes Fräulein, nimm Dich in Acht! denn ich denke noch einen glänzenden Triumph über Dich zu feiern, wenn ich Dich in den Staub getreten sehe!"

(Fortsetzung folgt.)

Bestimmung des Weibes*).

Aus dem Paradiese dieser Erden
Das schuld'ge Weib der Engel einst vertrieb,
Da ließ sie Gottes Zorn voll Jammer werden,
Der Sünde Fluch ihr traurig Erbtheil blieb.
Es flohen von den duftdurchwehten Auen
Der holde Friede, die Gerechtigkeit;
Begraben ward das heiligste: „Vertrauen",
Als Brudermord den Erdball frech entweiht.

Von allen Gütern, die der Mensch verloren,
Blieb dauernd ihm nur Eines treu zurück,
Die Ahnung, daß zu Höh'rem er geboren,
Die tiefe Sehnsucht nach verlor'nem Glück.

*) Aus „Herz und Leben." Gedichte von Helene. Berlin, 1867.

Sie ist es, die empor uns zu den Sternen
Und wieder zu des Kreuzes Füßen zieht,
Sie treibt den Menschen durch der Länder Fernen,
Bis er dem Heiland in das Auge sieht.

Bis sich in Ihm, nach qualvoll irrem Streben,
Der Wahrheit Licht dem Suchenden enthüllt,
Bis ihm im Gottessohn das ew'ge Leben
Und ew'ger Friede frisch entgegenquillt!
Dann senkt der Himmel wieder sich zur Erde
Und Liebe tilgt den Fluch, den Haß gesä't,
Wenn aus des heil'gen Geistes Machtwort: „Werde",
Bereuter Schuld ein Eden dir ersteht!

Zu diesem Ziel die Menschheit zu verklären,
Zu Ihm zu führen, den er selbst gesandt,
Läßt er die Engel walten und gewähren,
Wo nur ein ernstes Streben sie erkannt.
Und um die eig'ne Schuld erhöht zu sühnen,
Verlieh der Herr dem Weibe gleiche Macht:
Sie soll im Glauben fleh'n, in Liebe dienen,
Bis die Erlösung Allen ward gebracht.

Mannigfaltigkeiten.

[Orientalische Justiz.] Ein ägyptischer Bauer hatte vor etwa fünfzehn Jahren sechzig Reiyals (1½ Thaler) Abgaben zu bezahlen; er besaß jedoch nichts als eine Kuh, die ihm und die Seinigen mit Nahrung versah. Der Steuerbeamte forderte die anderen Bauern des Dorfes auf, die Kuh zu kaufen und als Alle sich weigerten, ließ er das Thier schlachten und in sechzig Theile an eine gleiche Anzahl der wohlhabensten Bauern vertheilen, welche das Stück mit einem Reiyal bezahlen mußten. Der arme Bauer läuft zu dem Defterdar Mohamed Bei und klagte ihm seine Noth, worauf dieser den Steuerbeamten, den Schlächter und die Käufer des Fleisches zu sich bescheiden läßt. Den Schlächter fragte er, warum er die Kuh geschlachtet habe und als dieser sich damit entschuldigt, daß er nur gethan, was seine Obrigkeit ihm befohlen, befiehlt ihm der Defterdar, den Steuereinnehmer zu schlachten. Dieser Befehl wird mit denselben Gebräuchen vollzogen, wie sie bei dem Schlachten eines Ochsen üblich sind, er schneidet dem Manne den Kopf ab. Hierauf läßt der Defterdar den Körper in sechzig Stücke theilen, von denen jeder Käufer des Kuhfleisches eines zu dem Preise von zwei Reiyals nehmen mußte; diese hundertundzwanzig Geldstücke bekam der arme Bauer zur Entschädigung, während der Schlächter als Lohn den Kopf des Steuerbeamten erhielt.

[Census der Stadt Rom.] Die römische Regierung hat so eben die Ergebnisse der im Juni dieses Jahres vorgenommenen Zählung der Bevölkerung dieser Stadt veröffentlicht. Die Einwohnerzahl belief sich auf 215,573 Köpfe. Darunter sind 30 Kardinäle, 35 Bischöfe, 1469 Priester und 828 Seminaristen. Die verschiedenen Klöster hatten 5047 Inwohner, nämlich 2832 Mönche und 2215 Nonnen. Die Bevölkerung hat sich sonach, dem obigen Census zufolge, seit dem Juni 1866 um 4872 Köpfe vermehrt.

Die „Elisabeth-Westbahn" hat jetzt eine dankenswerthe Einrichtung getroffen, welche die Nachahmung der übrigen österreichischen Bahnen verdient. Zur Erleichterung der arbeitenden Klassen bewilligt sie nämlich den Taglöhnern, Dienstboten, Hausirern und Handwerksburschen die Benutzung der 3. Klasse auf den gemischten Zügen gegen Lösung von halben Fahrkarten, d. h. um den halben Preis. An norddeutschen Bahnen ist derselbe Zweck zum Theil durch das Bestehen der 4. Wagenklasse erreicht. Diese soll, wie man vernimmt, demnächst auch an der Main-Weserbahn wieder eingeführt werden.

Preis-Ausschreiben zur Begründung einer deutschen National-Handschrift.

Mein Wirken auf dem Felde der Schreibkünste ist bekannt. Ich erinnere zunächst an meine Beurtheilungen von Handschriften, welche einst in der Illustrirten Zeitung allgemeine Aufmerksamkeit erregten, dann aber beziehe ich mich auf meine jetzige amtliche Stellung, mit welcher ich in 24 deutschen Staaten als gerichtlich vereideter Schriftverständiger von den Regierungen betraut bin. Dieses hervorragende angeborne Interesse für das Schriftwesen drängt mich denn auch, mit einem Verbesserungs-Plane vor das Publikum zu treten.

In früheren Jahren als Theolog, und jetzt als verpflichteter Schrift-Sachverständiger habe ich theils in den Schulen, theils in den Gerichtslokalen aller deutschen Staaten die Ueberzeugung gewonnen, daß in unserer deutschen Schrift, die ihrer geschmeidigen Biegsamkeit wegen mehr als jede andere Schrift einer wahrhaft künstlerischen Ausbildung fähig ist, keine Harmonie herrscht, daß der einheitliche deutsche Styl vermißt wird, und daß wohl auch althergebrachte schwerfällige Formen die Handschrift erschweren. Die Ursache liegt zum Theil in den verschiedenen Duktus der einzelnen Staaten, zum Theil in den fortgeerbten weitläufigen schweren Formen, zum Theil in einer gesuchten Vermischung der deutschen und englischen Schrift.

Beseelt von dem Gedanken, diesem Uebel abzuhelfen, glaube ich ein verdienstliches Werk zu unternehmen, wenn ich für die Einführung einer

deutschen National-Handschrift

als Anwalt auftrete. Mein Streben hat den Zweck: für Schule und Haus eine deutsche Kurrentschrift zu schaffen, welche nach Form und Geist durch höchste Vollendung sich auszeichnet.

Diese schöne Idee kann aber nur durch das Zusammenwirken aller Derjenigen, welche sich für das Schriftwesen interessiren, verwirklicht werden. Ich erlasse deßhalb hiermit an alle Deutsche, die zur Bearbeitung der Aufgabe sich berufen glauben, ein

Preis-Ausschreiben

mit folgenden Bestimmungen:

1. Auf das schönste in deutscher Kurrentschrift ausgeführte Alphabet setze ich einen Preis von
   einhundert Thalern.
2. Die Preisschrift muß einfach, proportionirt, edelgeformt, fließend, frei von Zierrathen und leicht zu schreiben sein.
3. Die Konkurrenz-Schriften sind bis zum 1. Januar 1868 an den Unterzeichneten einzusenden.
4. Diejenigen Alphabete, welche auf Schönheit Anspruch machen können, werden auf lithographischem Wege vervielfältigt und einem Vereine von fünfzig Sachverständigen aus allen deutschen Staaten, welche das Preisrichteramt übernommen und theils Schulmänner, theils bekannte Kalligraphen sind, zur Abgabe eines Gutachtens über die vorzüglichste der Konkurrenz-Schriften vorgelegt.
5. Diejenige Konkurrenz-Schrift, zu deren Gunsten sich die meisten Stimmen der Sachverständigen vereinigen, wird als Preisschrift anerkannt. Der Ehrenpreis von einhundert Thalern wird sofort nach Eingang der Aussprüche der Sachverständigen ausgezahlt und der Name des gekrönten Autors in den größeren Zeitungen bekannt gemacht.
6. Die Preisschrift geht in den Besitz des Unterzeichneten zu dessen alleiniger Benutzung über.

Ich lade nun alle Deutsche, welche in der Lage sind, die gute Sache entweder durch Einsendung von Konkurrenz-Schriften oder durch Vorschläge zu fördern, zur Betheiligung an diesem National-Unternehmen höflichst ein.

Neu-Schönfeld bei Leipzig,
10. November 1867.

Adolph Henze,
Direktor des Zentral-Bureaus für gerichtliche Schrift-Vergleichungen.

Redakteur Gustav Meifert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung"

Nro. 273 Samstag, 16. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

X.

In einem der ersten Hotels waren an demselben Tage zwei Fremde abgestiegen, die eine noble Haltung zu beobachten wußten, aber weder bedeutendes Gepäck noch Dienerschaft bei sich führten.

Der Aeltere war ein langer, hagerer Mann, der wohl bereits fünfzig Jahre zählen mochte. Sein scharfgeschnittenes Gesicht war gelb und verrieth den Ausländer. Eine künstliche, schwarze Perücke bedeckte das bereits ergraute, natürliche Haar, um die Glatze zu verbergen, die sich auf dem Scheitel bereits sehr stark ausgeprägt hatte. Seine Miene war ernst, vornehm und verschlossen, und aus seinen dunkeln Augen strahlte ein wahrhaft dämonisches Feuer, welches er jedoch nach Umständen zu mildern verstand. Selbst seine Reisekleidung war außerordentlich sauber und sorgfältig gewählt.

Sein jüngerer Gefährte mochte wohl über dreißig Jahre alt sein, war von hoher, schlanker, imponirender Gestalt, und alle seine Bewegungen verriethen einen eleganten Schliff. Sein Gesicht war schön gewesen, aber jetzt der Jugendfrische beraubt, verblichen und mit Falten durchzogen, welche ungestüme Leidenschaften gewöhnlich zu hinterlassen pflegen. Sein natürlich gelocktes, dunkelbraunes Haar entbehrte zwar auch schon der ursprünglichen Fülle, doch konnte es noch immer als eine Zierde seines Adoniskopfes gelten, und auch sein Gesicht hatte trotz der tiefen Züge noch viel Einnehmendes. Der volle Zauber aber war dem Feuerblicke seines graublauen Auges geblieben, welcher eine ungewöhnliche magnetische Kraft zu besitzen schien, denn er vermochte damit fast alle Personen, die mit ihm in Berührung kamen, an sich zu fesseln. Besonders aber war es das weibliche Geschlecht, dem er durch seine gefährlichen Blicke eine wohlwollende Empfindung, ja, selbst heiße Liebe für sich einzuflößen wußte, wie er es durch fast zahllose Eroberungen bewährt hatte. Sein fein geschnittener Mund wurde durch einen wohlgepflegten Lippenbart beschattet, während ein einfacher Henri quatre sein Kinn zierte. Auch seine Kleidung war elegant, aber er trug sie nachlässiger als sein Gefährte.

In das Fremdenbuch hatte sich der Aeltere von Beiden „Marquis de Roselli aus Genua" und der Jüngere „Baron von Hoskul aus Kurland" eingezeichnet.

Der Letztere war derselbe Universitätsfreund, welcher dem Informator Asmodeus die freundliche Einladung zum Abendessen hatte zukommen lassen.

Nachdem die beiden Fremden sich angekleidet hatten, nahmen sich Platz im Zimmer des Barons am Fenster und richteten ihre Blicke bald auf das herrliche Alsterbassin, bald auf die Spaziergänger und Geschäftsleute, welche die Promenade erfüllten, bis endlich Hoskul das Schweigen unterbrach und ausrief: „Eine glückliche Erinnerung, daß mir gerade dieser Asmodeus einfiel, der mir im vergangenen Jahre nach Berlin schrieb, er habe schon seit längerer Zeit eine Informatorstelle in dem Hause des reichen Kaufmanns Carlshof in Hamburg angenommen. Ich habe so eine Ahnung, als ob wir in diesem Carlshof'sch'n Hause unsern Waizen säen und eine gute Ernte halten würden."

„Möge Ihre Ahnung in Erfüllung gehen," entgegnete der Marquis. „Es wird hohe Zeit, daß wir wieder auf einen grünen Zweig kommen, denn Sie wissen selbst, wie sehr wir abgebrannt sind. Alles schlug uns fehl in London, das Unglück schien sich uns förmlich zum Spielball ausersehen zu haben, und selbst Ihre Liebesabenteuer wollten Ihnen bei den kalten, stolzen Engländerinnen nicht so recht glücken."

„Ja, wir haben den englischen Nationalstolz kennen gelernt," versetzte Hoskul. „Der Engländer ist so verliebt in sich selbst, daß er jeden Fremden wie einen Halbmenschen betrachtet, dem er, wenn er ihm nicht ganz aus dem Wege geht, doch mit Mißtrauen und Geringschätzung begegnet. Hier in Deutschland aber, wo man gewohnt ist, alles Fremde zu bewundern und auf Treue und Glauben hinzunehmen; wo man gewohnt ist, fremde Ideen, Moden, Erfindungen, selbst fremde Narrheiten und Laster nachzuahmen, hier findet auch der Fremde selbst weit leichter Eingang und Vertrauen, wenn er sich nur dem gehörigen Nimbus zu umgeben weiß, und ich denke, wir werden uns hier wenigstens eine Zeit lang ganz wohl befinden."

Der Abend war bereits vorgerückt, als sie dem Kellner Ordre gaben, ein Souper auf des Barons Zimmer zu serviren.

Dieser Befehl war kaum ausgeführt, als auch der Kandidat Asmodeus erschien, und von dem Baron halb vertraulich, halb herablassend bewillkommt wurde, worauf dieser ihn auch dem Marquis als seinen Universitätsgenossen vorstellte.

Nachdem die gegenseitigen Fragen und Antworten, welche gewöhnlich nach einer langen Trennung zwischen zwei Bekannten stattzufinden pflegen, beseitigt waren, wurde Platz an der wohlbesetzten Tafel genommen, und der Baron wußte in so zuvorkommender Weise den Wirth zu spielen, daß sich der Informator bald wieder in das alte Studentenverhältniß zu ihm versetzt fühlte, wenn er auch dem burschikosen Wesen desselben keinen Ausdruck gab.

Der Baron sprach viel von seinen Reisen, schilderte das Leben in London, wo er sich zuletzt länger aufgehalten hatte, in humoristisch-sarkastischer Weise; dann ließ er Champagner in Eis bringen, und erst als er den Informator durch den „perlenschäumenden Nektar" in eine lebhafte, gehobene Stimmung versetzt hatte, begann er ihn auszuforschen, und zwar, wie es schien, ganz absichtslos, in seinem gewandten und leichten Konversationstone.

Er befragte ihn zuerst mit einer gewissen Theilnahme: ob er sich zufrieden fühle in seiner gegenwärtigen Stellung, und wußte ihn hierauf zu einer ausführlichen Schilderung der Verhältnisse des Kaufmannshauses, in dem er lebte, zu bewegen, die ihm auch der Informator mit ziemlicher Offenheit gab. Besonders verweilte der Letztere mit besonderer Wärme und Lebhaftigkeit bei der Tochter des Hauses, deren Schönheit er nicht allein mit den lockendsten Farben malte, sondern der er auch noch geistige Vorzüge aufdichtete, die sie wenigstens in so hohem Grade nicht besaß, als er betheuerte. Allein er schien es darauf abgesehen zu haben, den Baron für das reizende Bild, welches er von Clarissa entwarf, zu entflammen, was ihm bei dem leicht entzündlichen Herzen desselben eben nicht schwer wurde.

„Ganz vortrefflich!" rief Hoskul endlich. „Ich werde mich schon morgen einführen in Ihr Haus, und sehe schon im Voraus, daß sich dort das Nützliche mit dem Angenehmen wird verbinden lassen. Denn Sie müssen jetzt erfahren, daß ich eigentlich so halb und halb Geschäftsmann geworden bin. Die bürgerliche Geldmacht, Handel und Industrie sind uns in den letzten Jahren so mächtig über den Kopf gewachsen, daß der Adel, wenn er zugleich große Güter unter eigener Verwaltung besitzt, wie mein vortrefflicher Oheim, den großen Kaufmann gar nicht mehr entbehren kann, wenn er nicht durch Zwischenhändler den Ertrag seiner Landproduktionen bedeutend geschmälert sehen will. Sie sehen deßhalb auch jetzt in mir gewissermaßen nur einen Kommis voyageur meines Oheims, der mich nach Hamburg gesendet hat, mit dem Auftrage, zwischen ihm und einem hiesigen soliden und angesehenen Handelshause eine direkte Geschäftsverbindung zum Absatze seiner Landprodukte, die größtentheils in Getreide, Flachs, Hanf, Leinsamen und Bauholz bestehen, einzuleiten. Ich weiß nun zwar nicht, ob das Haus Carlshof gerade in diesen Artikeln Geschäfte macht; aber mir ist in London gesagt worden, daß in Hamburg selbst der große Kaufmann in der Wahl seiner Handelsartikel durchaus nicht difficil ist, wenn sich nur Geld daran verdienen läßt. Was meinen Sie dazu? Es wurden mir in London wohl ein Dutzend hiesige Häuser in Vorschlag gebracht, und ich habe an mehrere derselben sehr dringende Empfehlungsbriefe erhalten; aber ich würde jetzt das Carlshof'sche Haus jedenfalls vorziehen; da Ihr glänzendes Gemälde von der reizenden Fee, welche darin waltet, einen unwiderstehlichen Einfluß auf mich ausübt."

„Ich habe mich zwar nie um die eigentlichen Handelsgeschäfte der Firma Carlshof und Söhne bekümmert," entgegnete der Informator, „aber, wie ich zufällig erfahren, wird außer Kolonialwaaren wohl auch Getreidehandel betrieben, wenngleich man diesen Artikel bis jetzt nur aus den Nachbarländern bezog."

„Nun jedenfalls kommt es auf einen Versuch an," bemerkte der Baron in der heitersten Stimmung; „und Sie sehen mich schon jetzt vollkommen entschlossen, mich sterblich in Ihre reizende Fee zu verlieben und in der Kunst der gegenseitigen Bezauberung einen Wettkampf mit ihr einzugehen, dessen Folgen sich freilich noch gar nicht berechnen lassen, der mich aber vielleicht gar in den Hafen der Ehe führen könnte, wenn sich mein armes Herz noch einer dauernden Leidenschaft fähig finden sollte. Ich schlage vor, dem schönen Kaufmannskinde ein Lebehoch auszubringen. Wie heißt sie?"

„Clarissa," erwiderte der Informator.

„Ah!" fuhr der Baron fort, der indessen die Gläser wieder mit Champagner gefüllt hatte; „also, Clarissa — „die Glänzende!" Schon der Name ist so bedeutungsvoll und vielverheißend, daß mein Herz ein sanfter Liebesglanz erfüllt, wenn ich ihn nur nenne. Leeren wir denn also unsere Gläser auf Clarissa's Wohl und auf das Gelingen eines glänzenden Sieges über die Glänzende!"

Als sie ihre Gläser geleert hatten, bemerkte der Informator lächelnd: daß sich Clarissa's Wohl mit einem glänzenden Siege über sie, von Seiten des Barons, schwerlich zusammenreimen lasse; worauf dieser aber entgegnete: „Ei, es ist ja auch keine Mode mehr, gereimte Toaste auszubringen, und gerade das Ungereimte ist jetzt an der Tagesordnung."

Bis gegen Mitternacht saßen sie beisammen; dann empfahl sich Asmodeus, zufrieden damit, die Grundfäden zu seinem Racheplane gelegt zu haben.

Als sich aber der Baron mit seinem Gefährten, dem Marquis, wieder allein befand, der sich während der Abendtafel sehr schweigsam verhalten hatte, sprach er zu diesem: „Sie sehen, mein Plänchen beginnt sich zu

gestalten. Ich bedarf jetzt nur einer Vollmacht zu Geschäftsabschlüssen, von meinem Oheim unterzeichnet, mit notarieller Beglaubigung, und eines offenen Kreditbriefes von meinem Oheim, bis auf 10,000 Rubel Silber lautend. Es ist ein Spielwerk für Sie, mir diese beiden Papiere bis morgen Mittag anzufertigen."

Der Marquis nickte mit dem Kopfe und sein unheimlicher Blick funkelte wie in hämischer Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken am Grabe

des Herrn

Adolph Ritter von Thiereck,

k. b. Oberlieutenant im k. 4. Infanterie-Regiment vacant Gumppenberg,

gestorben am 5. November 1867, in Folge seiner am 26. Juli 1866 im Tirailleurgefechte zwischen Hettingen und Roßbrunn erhaltenen Wunde.

Von der Welt zum ewigen Frieden
Ist ein edler Mann geschieden:
Zu der Heimath zog er hin,
Wo die ew'gen Freuden blüh'n.
Welche Marter, welche Leiden
Litt' er standhaft bis zum Scheiden.
Für der theu'ren Seinen Herz
Welch' ein Kummer, welch' ein Schmerz! —
Viel und schwer hat er gelitten,
Bis der Kampf war ausgestritten,
Ach, wie manche Schmerzensnacht
Hat der Arme durchgewacht!
Welche Peinen, welche Sorgen,
Quälten ihn bis früh' am Morgen;
Doch Charakters-Festigkeit
Hat bewährt er jede Zeit.
Ja, mit Muth hat er getragen,
Ohne Seufzer, ohne Klagen,
Seine Leiden bis zum Tod,
Und vertraut auf seinen Gott!
Einmal nur rang er die Hände,
Daß Gott seine Qualen ende,
„Mutter," sprach er, „bitt' den Herrn,
Ach, ich möcht' zu ihm so gern."
Doch der Kelch, der ihm bescheeret,
War zum Grund noch nicht geleeret,
Bis der Herr ihn würdig fand,
Und ihn rief ins bess're Land.
Erst nach schweren Prüfungsstunden
Hat Erlösung er gefunden,
Seines Duldens schönster Lohn
Ward ihm dort an Gottes Thron.
Dort in jenen sel'gen Auen
Darf in reinstem Glanz er schauen
Gott in aller Herrlichkeit,
Die er Sel'gen hat bereit.
Schlumm're sanft, auf Wiedersehen
Dort in jenen Himmels-Höhen,
Dort wird alles licht und klar,
Was uns hier verborgen war! —

Mannigfaltigkeiten.

[Entwässerung.] Die „N. Fr. Presse" schreibt: Der Neusiedlersee in Ungarn soll nun definitiv aus der Reihe der Gewässer gestrichen werden, und über's Jahr wird, wenn das Glück günstig ist, bereits das Getreide da seine goldenen Wellen schlagen, wo früher die Salzfluth glänzte. Nach den Erfahrungen über die Fruchtbarkeit des dem Meere abgewonnenen Landes, welche in Holland gemacht wurden, darf man wohl erwarten, daß die Arbeit dort den glänzendsten Lohn finden werde, und Ungarn eine neue (bei 7 Meilen lange und mehr als 1 Meile breite) recht beträchtliche Kornkammer gewonnen habe, die außerdem des Vorzugs der Nachbarschaft großer Verkehrsstraßen genießt. Die nächstgelegenen Herrschaften sehen ihr Areal plötzlich so bedeutend vermehrt, daß die Idee aufgetaucht ist, zum Behufe des Urbarmachens der ganzen Fläche mit irgend einer industriellen Gesellschaft in Beziehung zu treten.

[Schlafsport.] Fünf junge Männer aus den „noblern Ständen" Berlins gingen eine Wette ein, 7 Tage lang nicht zu schlafen, unter der Bedingung, daß sie alle nur möglichen Reizmittel anwenden dürften, den Schlaf zu verbannen. Sie begannen am 29. Oktober. Während der Nacht wurde getanzt und starker Kaffee eingenommen. Am Tage wurde geritten, geschossen, gefochten und alle halbe Stunde Kaffee genommen. So war die Tages- und Nachtordnung. Von den Fünfen gewann einer die Wette; er hatte jedoch um 25 Pfund an Gewicht verloren. Zwei sind eingeschlafen nach 130stündigem Wachen; einer liegt an einer Brustentzündung; der Fünfte schlief im Thiergarten auf dem Pferde ein, stürzte und brach einen Arm.

[Diebstahl.] Auf der Lemberg-Czernowitzer Bahn wurde dieser Tage ein Raubattentat auf eine Dame verübt, welche 20,000 fl. in Staatspapieren bei sich trug. Der Gauner, der von letzterem Umstande Kenntniß hatte, war in dasselbe Koupé gestiegen, in welchem sich die Dame befand und benützte während der Fahrt einen günstigen Moment, um der

Dame mit einem raschen Griffe die Papiere zu entreißen, worauf er das Paket sogleich durch das Fenster warf, um sodann durch die rasch geöffnete Thür hinauszuspringen. Merkwürdigerweise blieben die Papiere jedoch auf dem Trittbrett liegen, und während sich der Dieb bückte, um sie aufzuheben, kam der auf diesen Vorgang aufmerksam gewordene Revident des Zuges hinzu. Der Gauner fand es nun räthlich, ohne die Papiere zu Boden zu springen, wurde jedoch von einem Bahnwächter angehalten und der Polizei übergeben.

[Intelligenter Hund.] Letzthin hörte man von einem norddeutschen Jäger behaupten, er besitze einen Hund, der in neuester Zeit ihn nur dann noch zur Jagd begleite, wenn er, der Herr, ein Dreyse'sches Zündnadelgewehr führe; Angesichts einer Perkussionsbüchse z. B. kehre Karo, sich seines Herrn schämend, mit verachtungsvoll eingezogener Ruthe sofort wieder zurück.

Bei Gelegenheit der Generalversammlung einer großen Aktiengesellschaft war einer der Hauptaktionäre, ein Mann von großer finanzieller Bedeutung, obgleich oder vielleicht grade weil er nicht durch besondere Intelligenz glänzte, mit der Berichterstattung über einen sehr wichtigen Gegenstand betraut worden. Er erhob sich mit vieler Feierlichkeit, entrollte langsam ein Manuskript das ihm Jemand entworfen hatte, und las mit großem Nachdrucke: „Wenn die Reihe an Sie kommt, nehmen Sie das Wort und sagen: Meine Herren!" Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß die Fassung der Zuhörer diesen Anfang nicht überdauerte.

In Berlin ist einer der dort spielenden japanes. Künstler am Typhus gestorben. Seine Beerdigung erfolgte erst nach langen Verhandlungen, — da sowohl der katholische Probst, als der Vorstand der Sophienkirche die „7 Fuß" Erde verweigerten — im Dorotheenstädtischen Kirchhofe. Der Haarzopf des Verstorbenen wurde — in einem weißen Atlasbeutel und in einem eleganten Kästchen verpackt — in die Heimath gesandt, um dort nach japanischem Gebrauch begraben zu werden.

Der große Straßenzug in Berlin der von dem Königsplatze, unmittelbar vor dem Brandenburger bis zu dem ehemaligen Halle'schen Thore hinläuft, hat, nach der Anordnung des Königs, den Namen „Königgrätzstraße" erhalten.

Bei einer neulich in Heidelberg stattgefundenen Grundsteinlegung eines neuen Schulhauses begleitete der Gemeinderath Thiele die üblichen drei Hammerschläge mit den Worten: „Eins, zwei, drei — die Schule werde frei von Muckern und Pedanten, von steifen Obskuranten. Die Schule ist des Volkes hier; ein Hoch der Schule für und für! Die Schule werde frei: Eins, zwei, drei!"

In der Nähe von Weiltingen bei Dinkelsbühl wurde am 5. d. Mts. von einem dortigen Jagdpächter ein sehr schönes Exemplar eines Steinadlers, der sich schon längerer Zeit in dieser Gegend aufhielt und mehrere Male gesehen wurde, geschossen. Seine Flugbreite betrug volle 9 Fuß.

In Deutschland bestehen zur Zeit 244 stenographische Vereine mit 8339 Mitgliedern, die Zahl der Stenographiekundigen dürfte sich auf 30,000 beziffern.

Folgendes originelle Inserat findet sich in der „Magdeburger Zeitung": 1 Silbergroschen Belohnung. Ein fette Sau ist mir vor 14 Tagen entlaufen; besondere Kennzeichen: mehrere Narben an der Nase und Schnauze. Der ehrliche Finder erhält obige Belohnung. Karl Bohndorff, Fischermeister." — Warnung. „Hiermit warne ich einen Jeden, meiner bildschönen Frau Mina, geb. Schenck, auf meinen Namen etwas zu borgen, indem ich für keine Zahlung aufkomme. Karl Bohndorff, Fischermeister."

Ludwig Börne war sogar auf seinem Sterbebette noch witzig. Als am Morgen seines Todestages sein Arzt zu ihm sagte: „Sie husten mit mehr Schwierigkeit," erwiderte Börne mit matter Stimme: „Das wundert mich, ich habe mich doch die ganze Nacht geübt."

Siehe das glückliche Kind!

Sieh das glückliche Kind! Des reicheren Spielwerks nicht achtend,
Schmückt sich's mit lockigem Holze, dem Abfall des glättenden Hobels.
Mensch, so bewahr' dein Gemüth! Von Flitter und Tand wende ab dich,
Schmück' dich mit schönerem Schmuck, mit der kindlichen Einfalt des Herzens.
Greif' nicht mit gieriger Hand nach den irdischen Gütern und Gaben,
Nimm, was die Vorsehung beut, und danke dem Schöpfer für Alles.

Clara Jäger.

Redakteur Gustav Weffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

›

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 274 Montag, 18. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XI.

Die Frau Kommerzienräthin Carlshof gerieth in eine gränzenlose Wuth, als Clarissa ihr mitgetheilt hatte, daß ihr Vater die Abendgesellschaft abgesagt, weil sich Adele unpäßlich fühle. Sie wollte Anfangs gar nicht daran glauben, und Auguste mußte herbeigerufen werden, um den Auftrag, den sie von dem älteren Carlshof empfangen hatte, nochmals zu wiederholen. Da sie sich aber auch nach den näheren Umständen erkundigten, unter welchen das Mädchen mit ihm zusammengetroffen war, so erfuhren sie denn jetzt endlich auch den ganzen Hergang; daß Auguste die gestickten Aermel, welche die junge Frau, als sie an ihr vorübergegangen, sogleich erkannt, hatte an Albert zurückgeben müssen, und als Entschädigung einen Louisd'or von ihm dafür erhalten; daß auch der Herr des Hauses den Vorfall vom Treppengeländer herab mit angesehen und angehört, worauf er so sanft und gütig, wie sie ihn noch nie gesehen, tröstende Worte zu der weinenden Frau Schwiegertochter gesprochen, und endlich Auguste in sehr strengem Tone zugerufen habe, ihrer Herrin zu sagen: daß er die Abendgesellschaft abbestellen lassen werde u. s. w.

Dieß Alles schien den Zorn der Kommerzienräthin aber nur noch zu erhöhen. Sie brach in eine förmliche Tobsucht aus, als das Mädchen sich wieder entfernt hatte, und dazwischen rief sie: „Abscheulich! Unerhört! Dieser entsetzliche Affront trifft mich — mich seine Mutter, am meisten! O, es war vielleicht gar auf mich ganz allein abgesehen, weil der Herr Sohn gehört hatte, daß ich mich auf den heutigen Abend freute! Wegen eines solchen Geschöpfes, welches doch eigentlich nichts weiter ist als eine Bauerndirne, wird mir — seiner Mutter — eine Freude gestört! Von Dir will ich gar nicht reden," fuhr sie fort, zu Clarissa gewendet, und den Strom ihres Zornes auch über diese ergießend, „denn Du hast ein großes Unrecht begangen, Deine Würde verletzt, Dich selbst erniedrigt, daß Du von einer solchen Person überhaupt ein Angebinde angenommen, das Du mit Verachtung hättest zurückweisen sollen —"

„Aber, Großmama," fiel ihr Clarissa ins Wort, „ich sollte doch meinen, ich hätte ihrem Angebinde keine größere Verachtung erweisen können, als daß ich es meinem Dienstmädchen schenkte. Um dieß thun zu können, mußte ich es doch aber erst annehmen."

Ohne viel darauf zu achten, tobte aber die Großmama weiter: „Aber er soll es büßen, der Herr Sohn, schrecklich büßen! Ich sage mich los von ihm! Ich verlasse sein Haus, in dem ich nicht länger mehr mit Ehren wohnen kann, wenn eine Ziegelbrennerstochter hier Schutz und Anerkennung findet als Mitglied der Familie. Ich will auch die Stadt verlassen, und die ganze Elite der Gesellschaft soll erfahren, warum? und soll Wehe schreien über den Rabensohn, der seine Mutter aus ihrem Wittwensitze treibt. Ich will mich in Berlin niederlassen, und wenn noch ein Tropfen nobles Blut in Deinen Adern rollt, Clarissa, wirst Du mich begleiten."

Der Gedanke, mit der Großmutter allein in Berlin zu leben, hatte für Clarissa viel Verlockendes; doch gab es allerdings auch dabei einige Schattenseiten zu bedenken, denn sie mußte sich alsdann der Bevormundung und den unerträglichen Launen der Großmutter weit mehr fügen, als sie es jetzt im väterlichen Hause zu thun gewohnt war. Allein sie hatte auch die schwachen Seiten derselben studirt, und verstand es trefflich, sich scheinbar zu fügen, in der That aber doch nur, ihrem eigenen Willen zu folgen. Deßhalb glaubte sie auch, sich doch die Herrschaft erringen zu können, und erklärte sich nach kurzem Bedenken bereit, die Großmutter nach Berlin begleiten zu wollen, in der Voraussetzung, daß ihr der Vater jährlich eine ansehnliche Summe aussetzen würde, damit sie der Großmama nicht zur Last falle, und doch eine gewisse Selbstständigkeit behaupten könne.

Die Kommerzienräthin war gewohnt, in heftiger Aufregung die wunderlichsten Beschlüsse zu fassen, an welchen sie dann auch bei ruhigerem Blute, um Konsequenz zu zeigen, hartnäckig festhielt, obgleich sie doch fast nie zur Ausführung kamen. Ihre gegenwärtige Empörung aber war so groß, daß sie ohne Weiteres an die Ausführung zu gehen gedachte, weßhalb sie auch Clarissa aufforderte, den Informator herbeizurufen, um diesen, wie sie es häufig that, in ihr Vertrauen zu ziehen, und seinen Rath zu hören.

Zu ihrem Erstaunen aber versetzte ihre Enkelin: „Ich bitte Sie, Großmama, lassen Sie dießmal den Informator gänzlich aus dem Spiele. Ich habe mich heute mit ihm entzweit, und ich möchte ihn daher gern wenigstens vorläufig vermeiden."

„Entzweit hast Du Dich mit ihm?" rief die Großmutter ganz erstaunt. „Hast Du nicht bedacht, daß er der einzige Mann in diesem Hause ist, den wir als unsern treuen Anhänger betrachten dürfen, der stets bereit war, Partei für uns zu nehmen und uns zu dienen, wo er nur konnte?"

„Das mag sein!" versetzte Clarissa. „Aber er war auch unverschämt genug, den höchsten Preis dafür zu fordern. Denken Sie sich nur, Großmama: anstatt mir heute in aller Bescheidenheit, und mit der geziemenden Unterthänigkeit seine Gratulation abzustatten, wagt es dieser Mensch, mir in einem Gedichte eine förmliche Liebeserklärung zu machen. Ich konnte sie natürlich nur als Scherz aufnehmen, worüber er sich aber sehr beleidigt fand, und nachdem ich ihm offen erklärt hatte: er dürfe auch nicht die geringste Hoffnung hegen, daß ich jemals die Seinige werden würde, schieden wir in Zwiespalt von einander."

Da schlug die Frau Kommerzienräthin, die einmal aus dem Gleichgewicht ihrer steifen Haltung gefallen war, im eigentlichsten Sinne des Wortes ihre Hände über dem Kopfe zusammen, und rief: „Ist es möglich? Also auch dieser Mensch, den ich für die Demuth selbst hielt, ist so arg vom Hochmuthsteufel besessen, daß er die Augen bis zu Dir zu erheben wagt? Ist das der Dank für unsere Herablassung, mit der wir ihn behandelt haben? Aber es gibt keinen Respekt mehr in der bürgerlichen Welt, und wir müssen uns mit dem hohen Adel verbinden. Ich sage Dir, Clarissa, Du darfst Herz und Hand nur an einen Edelmann verschenken, der wenigstens den Baronstitel besitzen muß, und da sich hier wohl schwerlich eine Gelegenheit zu einer solchen Parthie darbieten dürfte, mußt Du mit mir nach Berlin gehen; das bleibt fest beschlossen."

Das Verlangen, Frau Baronin zu werden, war in Clarissa's Herzen schon längst aufgetaucht, und da sie die Erreichung eines solchen Ziels auch keineswegs für eine Unmöglichkeit hielt, so nahm sie den Ausspruch der Großmutter vollkommen beistimmend auf, und die zornige Aufregung Beider begann sich nach und nach zu zerstreuen, je mehr sie sich in ein Labyrinth von hochfliegenden Plänen und glänzenden Hoffnungen vertieften.

Im ganzen Hause herrschte indessen eine unheimliche Stille. Der Vater und seine beiden Söhne waren an ihre täglichen Geschäfte gegangen, die Mutter waltete nach gewohnter Weise in ihrem Hauswesen; Adele hatte sich, während sie ihr so grausam verschmähtes Angebinde wieder geglättet und aufbewahrt, ausgeweint, und ihre Ruhe wieder gefunden, obgleich es ihr noch nicht gelungen war, sich auch wieder in ihre gewohnte, harmlos heitere Laune zu versetzen. Der Informator endlich gab Theodor auf seinem Zimmer Unterricht, und zwar mit einer Gleichgültigkeit und Zerstreutheit, welche deutlich verriethen, daß seine Gedanken von den Lehrgegenständen weit entfernt waren. So war denn auch das festliche Treiben, mit dem man den Tag begonnen hatte, im Hause gänzlich verstummt, und man hätte eher annehmen können, es sei ein schwerer Unglücksfall eingetreten, als eine fröhliche Geburtstagsfeier. Auch fand kein gemeinschaftliches Mittagsmahl statt, wie es Anfangs beabsichtigt gewesen, sondern die verschiedenen Familienmitglieder speisten in drei Parteien zerspalten, auf ihren Zimmern.

Erst in der Abenddämmerung ließ die Frau Kommerzienräthin ihren Herrn Sohn zu sich entbieten, nachdem sie noch manche geheime Unterredung mit Clarissa, die nicht von ihr gewichen, im Laufe des Tages gehabt hatte.

Der ältere Carlshof fand seine Mutter jetzt allein, und hatte sich bereits auf einen neuen Sturm vorbereitet, als er zu ihr ins Zimmer trat. Aber hierin hatte er sich getäuscht. Sie hatte die große Toilette, mit der sie sich für das Fest geschmückt, abgelegt und befand sich im Hauskleide, auf dem Sopha sitzend, und ihn mit ihrer vornehmsten, eiskalten Miene erwartend.

„Es muß klar werden, zwischen uns, Herr;" begann sie, indem sie ihr Haupt zurückwarf. „Ich kann es nicht länger mehr mit ansehen, daß die Ehre unseres Hauses in so unverantwortlicher Weise in den Staub getreten wird, von Ihren beiden Söhnen, welche die hohe Pflicht, den Glanz unseres Namens aufrecht zu erhalten, gar nicht zu kennen scheinen. Daß sie aber in dieser plebejischen Nichtachtung ihrer Stellung in der feinen Gesellschaft auch von Ihnen noch unterstützt werden, dafür finde ich gar keinen Ausdruck, und ich sehe mich genöthigt, alle Schuld auf Ihr Haupt zu wälzen."

Carlshof wußte, daß sich seine Mutter in der allerungnädigsten Laune befand, wenn sie ihn mit „Sie" anredete; aber es war ihm jetzt nur darum zu thun, ihre eigentliche Willensmeinung zu erfahren, deßhalb schien er auch den fremden Ton, den sie annahm, gar nicht zu beachten, und entgegnete ruhig und ehrerbietig: „Ich erlaube mir die Frau Mutter zu ersuchen, sich deutlicher zu erklären."

„Das will ich!" versetzte sie nachdrücklich: „Was haben Sie gethan, um der allem Anstande, allen feinen Sitten Hohn sprechenden Lebensweise Ihres Sohnes Otto ein Ziel zu setzen? Warum haben Sie ihn noch nicht nach England gesendet, wie es doch Ihre Absicht war? Wie konnten Sie sich so weit erniedrigen, eine Verbindung Ihres Sohnes Albert mit einer Ziegelbrennerstochter anzuerkennen? Wie konnten Sie nur den Gedanken fassen, sie in unserer Familie einführen zu wollen, und wegen der Empfindlichkeit dieser Person das Geburtsfest Ihrer leiblichen Tochter zu stören?"

„Darauf will ich Ihnen nur einfach antworten;“ entgegnete er, „daß ich Otto, der bereits sein Mündigkeitsalter erreicht hat und Compagnon meines Geschäftes ist, nicht wie einen Knaben behandeln kann. Ich habe es an Vorstellungen und Ermahnungen nicht fehlen lassen, ihm auch bereits angezeigt, daß er nach London gehen soll, wogegen er sich aber entschieden weigert. Was Albert betrifft, so sah ich mich veranlaßt, den Schritt, den er gethan hat, aus einem milderen Gesichtspunkte zu betrachten. Das junge Mädchen wurde seine Lebensretterin, und bei den Vorzügen, die sie überhaupt besitzt, war es eben nicht zu verwundern, daß sich seine Dankbarkeit in Liebe umwandelte. Daß er sich jedoch mit ihr verheirathete, ohne Wissen und Willen seiner Eltern, habe ich ernstlich gerügt und mißbillige es noch jetzt. Allein, was läßt sich daran ändern? Er fühlt sich überaus glücklich in seiner Ehe, und ich kann ihn nicht verstoßen, nicht einmal aus meiner Nähe verbannen, da er mir unentbehrlich im Geschäfte ist. Deßhalb habe ich die Verbindung anerkannt, und da ich sie einmal anerkannt hatte, fühlte ich mich auch verpflichtet, meine Schwiegertochter gegen die boshafte Beleidigung Clarissa's zu schützen und ihr eine Genugthuung zu geben, indem ich der Beleidigerin meinen Unwillen fühlen ließ. Wenn Sie nun noch berücksichtigen wollen, daß es unter unseren großen Geschäftsmännern mehrere gibt, die auch Ziegeleibesitzer sind, ein solcher also durchaus nicht unter die niederen Klassen gezählt werden kann; wenn besonders, wie es hier der Fall ist, mit seinem Geschäfte auch ein bedeutender Grundbesitz verbunden ist, so werden Sie wohl einsehen, daß hier von einer vollständigen Mißheirath, durch welche unsere Familie entehrt würde, keine Rede sein kann.“

Aber er hätte eben so gut zu dem Bilde seines verstorbenen Vaters, welches über dem Sopha hing, sprechen können, als zu seiner lebenden Mutter; denn diese hatte während seiner Rede wie ein Steinbild gesessen, und auch nicht die geringste Bewegung gemacht. Erst nach einer Pause begann sie: „Nein, Herr Sohn, das kann ich nicht einsehen. Jetzt hören Sie, was ich verlange! Otto geht nach England, sobald als möglich und Albert's Ehe lassen Sie trennen. Es wird dieß nicht schwer werden, da sie gegen den Willen der Familie geschlossen ist. Erfüllen Sie diese beiden Forderungen nicht in kürzester Zeit, so sehe ich mich genöthigt, diesem Hause den Rücken zu wenden und es seinem Schicksale zu überlassen. Jedenfalls aber bereiten Sie sich vor, mir das Kapital auszukehren, welches ich in Ihrem Geschäfte stehen habe; denn ich will Ihnen Söhnen, die mich so schwer beleidigt haben, keinen Vortheil gewähren durch mein Geld. Ich gönne Ihnen drei Tage Bedenkzeit, dann erwarte ich Ihre Entscheidung. Gehen Sie.“

Carlshof wollte nochmals versuchen, sie versöhnlicher zu stimmen; doch sie unterbrach ihn mit den Worten: „Ich will nichts mehr hören!“ und deutete mit so entschiedener Geberde nach der Thür, daß er sich tiefbekümmert und mit gesenktem Haupte zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866.

Bericht des k. k. Generalstabs-Bureau's.

Bei der Umfänglichkeit dieser Veröffentlichung müssen wir darauf verzichten, längere Auszüge aus dem interessanten Inhalte derselben zu geben, und können uns nur darauf beschränken, einige noch ziemlich dunkel gebliebene Punkte der vorjährigen Feldzugsgeschichte an der Hand und zum Theil mit den eigenen Worten des Berichtes an's Licht zu ziehen. „Vielen und namentlich Jenen, die berufen waren, den höchsten Einfluß auf die Führung des kaiserlichen Heeres zu nehmen, schien es, daß Oesterreich viel zu spät rüste“ — diese Bemerkung in dem offiziellen Berichte bildet so zu sagen den rothen Faden in der ganzen Geschichte des unglücklichen Feldzuges. „Während Oesterreich“ — heißt es an anderer Stelle — „im Ganzen 600,000 Mann aufbieten konnte, stellte Preußen 660,000 und Italien 360,000 Mann; unsere Gegner waren uns mithin um 420,000 Mann überlegen. Es wäre offenbar Sache der äußeren Politik gewesen, den Staat vor Lagen zu bewahren, in denen derselbe sich kaum mit Erfolg zu behaupten vermochte; denn die Hülfe, die wir von mehreren deutschen Staaten zu erwarten hatten, war nach allen Erfahrungen über derartige Allianzen eine sehr zweifelhafte und unsichere.“ Ein Doppelkrieg wie der, in den die Urheber der Gasteiner Konvention Oesterreich verwickelt, war mit Glück „kaum zu führen“; nun er aber einmal unvermeidlich war, mußten wenigstens alle Anstrengungen gemacht werden, um ihn auf dem entscheidenden nördlichen Kriegsschauplatze so energisch wie möglich zu führen. Aber indem man den Süden so vernachlässigte, daß Erzherzog Albrecht dort „einer beinahe dreifachen Uebermacht“ gegenüberstand und der Südarmee vielleicht kein anderes Loos bevorstand, „als ruhmvoll kämpfend unterzugehen“, war die Nordarmee „gleichfalls dem preußischen Heere nicht gewachsen und ohne Reserve-Armee, so daß mit Einem unglücklichen Schlage das Schicksal des Krieges entschieden sein konnte.“ Demungeachtet waren bei der Bestimmung des Zeitpunktes für die Mobilisirung mehr diplomatisch-finanzielle als militärische Gründe maßgebend. Baron Henikstein, der Chef des Generalstabes, drang wiederholt auf Beschleunigung; allein aus Rücksicht auf die Erhaltung des Friedens und dann auf die 100,000 Mann, welche die deutschen Regierungen zu Gunsten Oesterreichs in die Wagschale werfen woll-

ten unter der Bedingung, daß es nicht der angreifende Theil wäre, blieb der Feldmarschall-Lieutenant in der Minorität. Noch am 20. April äußerte Graf Mensdorff auf eine ihm vom Kaiser zur Begutachtung übergebene Denkschrift, welche die Nothwendigkeit, die Rüstungen zu beschleunigen, hervorhob: es sei vom soldatischen Standpunkte aus ganz richtig, daß die eingeschlagene Richtung etwas Gewagtes habe — „aber alles, was bisher geschehen, sei darauf berechnet gewesen, Preußen die Handhabe zur Aggression aus der Hand zu winden —, gelänge dieß, so würde Oesterreich sich damit finanziell und politisch besser stellen." Dagegen kommt das zweite, für den Feldzug entscheidende Moment recht eigentlich auf Henikstein's Rechnung. Schon am 14. März erklärte der Generalstabs-Chef — entgegen allen strategischen Entwürfen, die den Aufmarsch in Böhmen wollten — Olmütz für den günstigsten Sammelpunkt. Er ging dabei von dem verhängnißvollen Gedanken aus, daß die preußische Armee ihre Mobilisirung in überlegener Zahl viel früher beendet haben werde, als die österreichische dieß bei dem ihren Rüstungen zu Grunde liegenden diplomatischen Gedanken erreichen könne, und daß dann ihr Aufmarsch in Böhmen nicht mehr zu bewerkstelligen sein werde. An eine Vertheidigung Sachsens also hat man gar nie gedacht.

(Fortsetzung folgt.)

Bekenntniß.*)

Vor Dir, o Gott, liegt meine Seele
In jeglichem Gebrechen klar,
Du weißt allein, wie oft ich fehle
Und wo ich schwer im Irrthum war.
Du schriebst mir Deinen heil'gen Willen
Zwar fest in das Gewissen ein,
Doch kann ich ihn nicht voll erfüllen,
Magst Du in Christo gnädig sein.

Anbetend schau' ich auf die Wege,
Die mich Dein Geist geführt, zurück,
Aus Deiner weisen Vaterpflege
Erblühte einzig stets mein Glück;
Es kann ja, Herr, mir nichts gelingen,
Was ich nicht treu in Dir gethan,
O hilf den ersten Lauf vollbringen,
Nimm Dich auch ferner meiner an! —

Laß auch das Leben meiner Lieben
Vertrauend Dir befohlen sein,
Daß wir im Kampf uns redlich üben,
Laß unser ernstes Streben sein!
Lehr' dankbar uns und rein empfinden,
Was Schönes uns die Erde gibt,
Laß uns das Böse überwinden,
Weil Du in Christo uns geliebt.

*) Aus „Herz und Leben." Gedichte von Helene. Berlin, 1867.

Mannigfaltigkeiten.

In Hamburg ist am 14. Nov. der Buchhändler Julius Campe (Firma Hoffmann und Campe) und in Prag am 15. ds. der österreichische Feldzeugmeister Graf Khevenhüller-Metsch gestorben.

Der bekannte Reisenden Gerhard Rohlfs wird sich im Auftrage und auf Kosten des Königs von Preußen nach Massowah begeben, um sich der englischen Expedition nach Abyssinien als wissenschaftlicher Beobachter anzuschließen.

[Der Untergang Tortolas.] Ein Kabel-Telegramm meldet, daß die fünf Quadratmeilen große, wohlangebaute Insel Tortola, die 10- bis 12,000 Einwohner hatte, versunken sei und die ganze Bevölkerung bei der furchtbaren Katastrophe ihren Untergang gefunden habe. Tortola, eine der sogenannten Jungfern-Inseln, nordöstlich von Portorico und nördlich von St. Thomas gelegen, war, wie alle Eilande der kleinen Antillenkette, häufigen Erdbeben unterworfen; eine derartige Erderschütterung, gewaltiger als alle bisher bekannten, dürfte sich als die Ursache des schrecklichen Ereignisses herausstellen. Die Geschichte der Umgestaltungen der Erdoberfläche weiß von mehreren kleineren Inseln, welche in den letzten Jahrhunderten in Folge vulkanischer Hebungen und Senkungen aufgetaucht und unter das Meeresniveau gesunken sind; sie erzählt aber davon nichts, daß ein mehrere Meilen großes Land plötzlich, ohne daß seine Insassen Zeit zur Flucht und Rettung fanden, in sich zusammengebrochen sei.

Räthsel.

Es ist in der Kirche, aber nicht auf der Kanzel; es ist wohl im Pfarrer, doch nicht in der Gemeinde; die Auster besitzt es, doch nicht ihre Schaale; es ist im Strange, doch nicht in der Glocke. Was ist das?

Auflösung des Räthsels in Nr. 261:
Treue — Reue.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 275 Dienstag, 19. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XII.

In einer bescheidenen Straße, in der Gegend des Dammthores, nicht weit vom Stadttheater entfernt, wohnte in einer sogenannten Sahlwohnung eine Wittwe mit ihrer Tochter, die sich Beide, wenn auch nur dürftig, doch anständig und redlich ernährten.

Die Mutter, eine noch rüstige Frau von vierzig Jahren, hatte nach dem Tode ihres Mannes, eines geschickten Maschinenarbeiters, der aber nur wenig hinterlassen konnte, durch Verfertigung künstlicher Blumen, die sie gründlich erlernt hatte, sich bemüht, ihren Unterhalt zu suchen. Ihre Arbeiten wurden nicht allein in Privathäusern, sondern auch von Putzmacherinnen und in Modeläden gesucht; denn sie waren so fein und geschmackvoll, so naturgetreu und lebensfrisch hergestellt, daß sie für französisches Fabrikat gelten konnten. Da sie nun auch eine Hauptlieferantin in diesem Artikel bei den Theaterdamen war, und sie von diesen häufig Freibillets erhielt, so hatte sich auch eine besondere Zuneigung für das Theater in ihr entwickelt, und sie war eben nicht schwer zu überreden gewesen, ihre einzige Tochter Roswitha, schon als zehnjähriges Kind dem Balletkorps anzuvertrauen, obgleich der Vater, welcher damals noch lebte, keineswegs ganz damit einverstanden war.

Die kleine Roswitha war keine hervorragende Schönheit, aber sie war außerordentlich zierlich gebaut, und ihr rundes, angenehmes Gesichtchen hatte einen so heitern schelmischen Ausdruck, daß sie unter den Elfen und Genien im Ballet stets eine auffallende, recht liebliche Erscheinung bildete. Indessen waren Jahre vergangen, und sie war herangewachsen, und man hatte sie mit einer festen Gage unter die Figurantinnen versetzt. Obgleich sie aber ein nicht gewöhnliches Talent für ihre Kunst zeigte, waren ihr Andere, welche weniger leisteten, stets vorgezogen worden, wenn es ein kleines Solo zu tanzen gab, und sie hatte ihrer Mutter anvertraut, daß der damals fungirende Balletmeister ihr feindlich gesinnt sei, weil sie seine Nachstellungen in einer so energischen Weise zurückgewiesen, daß er es nie wieder gewagt habe, sie mit seiner Zärtlichkeit zu verfolgen. Es schien, als ob sie überhaupt ihrer Vaterstadt hätte beweisen wollen, daß auch eine Balletttänzerin, selbst in untergeordneter Stellung, tugendhaft bleiben könne, wenn sie nur den festen Willen dazu habe; denn ungeachtet sie von jungen und alten Herren aus dem Publikum, mit Liebesbetheurungen überhäuft wurde, hielt sie sich doch von Allen zurück, und ihr Ruf war tadellos geblieben, und durch die Reinheit ihres Herzens war auch ihre wahrhaft kindliche Heiterkeit erhalten worden.

Nur seit einigen Tagen schien sie von einem Trübsinn befallen worden zu sein, wie sie ihn noch nie gezeigt hatte. Ein tiefer, schwerer Kummer schien sich in ihr Herz eingenistet zu haben, und alle Fragen ihrer besorgten Mutter um die Ursache desselben waren vergeblich geblieben.

Sie hatte ihr nur wiederholt geantwortet: „Du sollst es erfahren, liebes Mütterchen, wenn Er wiederkommt. Dann will ich es ihm in Deiner Gegenwart sagen, was mich bedrückt. Aber vielleicht kommt er auch gar nicht wieder, und dann" — Ein Thränenstrom hatte ihre Rede unterbrochen.

Schon seit länger als einem halben Jahre hatte eine innige, aufrichtige Liebe ihre ganze Seele erfüllt. Zu Anfang des vergangenen Herbstes hatte sie eines Sonntags, an dem sie unbeschäftigt auf der Bühne war, mit ihrer Mutter einen anständigen Wirthschaftsgarten in der Umgegend besucht. Ein Regenschauer hatte sie aber bald in den Tanzsalon getrieben, und dort hatte sich ein junger Mann zu ihnen gesellt, der sich in seinem Aeußeren von den jungen Bürgersöhnen und Handwerkern, die sich dort belustigten, nicht unterschied und eine gewisse Bildung verrieth. Denn obgleich er in seiner Unterhaltung nur Einfachheit und Offenheit beobachtete, zeigte er doch dabei ein feines Gefühl, und wußte über Gegenstände zu sprechen, die nicht gerade im Bereiche des Handwerkers liegen. Er forderte Roswitha zum Tanze auf, und da ihre Mutter es erlaubte, so tanzte sie mehrmals mit ihm. Auch fuhr er mit Beiden in demselben Omnibus wieder nach der Stadt zurück. Er hatte sich Wilhelm Stahl genannt, und sich für einen Maschinenbauer ausgegeben, der in einer bekannten Fabrik beschäftigt sei. Später hatte er sie wiedergesehen, wenn sie Abends aus dem Theater nach

Hause ging, von wo sie regelmäßig von ihrer Mutter abgeholt wurde. Da er stets eine anständige und achtungsvolle Haltung beobachtete, so hatte die Wittwe ihm endlich die Erlaubniß ertheilt, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, und so hatte sich unter den Augen und mit Bewilligung der Mutter ein förmliches Liebesverhältniß gebildet, nachdem er Roswitha sein Herz eröffnet, wobei er ihr die redlichsten Absichten und den Wunsch einer gesetzlichen Verbindung mit ihr, sobald es seine Verhältnisse erlauben würden, mit ihr vor den Altar zu treten, zu erkennen gegeben.

Roswitha liebte ihn seines offenen, biedern Charakters wegen, und hatte nie daran gezweifelt, daß er wirklich nur einem untergeordneten Stande angehöre. Auch genügte es ihr vollkommen, da sie keine hochfliegenden Pläne auf eine höhere Parthie hegte, die Frau eines Maschinenbauers zu werden, wie ihr Vater gewesen war. Erst vor wenigen Tagen aber hatte sie zufällig eine Entdeckung gemacht, die das Vertrauen, welches sie zu dem Manne ihrer Wahl hegte, tief erschütterte, und die Befürchtung in ihr erweckte, sie würde sich in ihrer aufrichtigen Liebe betrogen sehen.

So saß sie eines Nachmittags in dem zwar engen, aber sauber gehaltenen Zimmer neben ihrer Mutter am Tische mit ihrer Blumenarbeit beschäftigt; denn die Tochter leistete der Letzteren redlich Beistand in ihren freien Stunden, so viel sie nur vermochte. Aber manche Thräne stahl sich dabei aus ihrem Auge, die sie verstohlen trocknete, bis endlich eilige Schritte auf der Treppe laut wurden, die ihr wohlbekannt erschienen. Da flog eine glühende Röthe über ihr gebleichtes Antlitz; aber sie erhob sich nicht von ihrem Stuhle und steckte ihr Haupt tiefer auf ihre Arbeit nieder.

„Das ist er endlich!“ rief die Mutter. „Nun bin ich doch begierig zu erfahren, warum er sich seit vier Tagen hier nicht blicken ließ?“

Gleich darauf trat der Erwartete herein. Er war ein noch junger, hochgewachsener Mann, der kaum achtundzwanzig Jahre zählen mochte, mit braunem Lockenkopfe und einem offenen, redlichen Gesichte. In seiner Hand trug er einen Strauß der schönsten Treibhausblumen, von einem weißen Papierbogen umwunden, und es war dieß das einzige Geschenk, welches er dem geliebten Mädchen bis jetzt zuweilen zu bieten gewagt hatte; und auch die Mutter hatte nichts dagegen einzuwenden gefunden, da ihr die schönen Blumen schon oft als Muster zu Nachbildungen nach der Natur gedient hatten.

Nach der ersten Begrüßung wendete sich der junge Mann zu Roswitha, und indem er ihr den Strauß bot, begann er: „Verzeihe mir, liebe Roswitha, daß ich mich in den letzten Tagen fern von Dir hielt. Es ist mir schwer geworden; aber ich hatte eine Arbeit zu vollenden, die mich bis zum späten Abende beschäftigte.“

Roswitha aber hatte die Blumenspende mit einer abwehrenden Bewegung zurückgewiesen, und entgegnete mit bebender Stimme: „Und doch fanden Sie Zeit, vor einigen Tagen, in einer glänzenden Equipage, mit Ihrer Frau Mutter, zum Dammthore hinaus spazieren zu fahren, Herr Otto Carlshof.“

Sie hatte den Namen in einem vorwurfsvollen Tone hervorgehoben, und ihre Mutter war ganz erstaunt zurückgewichen, während Otto — denn er war es wirklich — sichtbar erschrocken, sich abwendete, und in seiner Bestürzung keine Worte der Erwiderung fand.

„Sie werden einsehen, mein Herr,“ fuhr Roswitha, die indessen aufgestanden war, in einem abgemessenen, fremden Tone fort; „daß ich dem reichen Kaufmannssohne keine ferneren Besuche mehr gestatten kann, die ich dem vermeintlichen Maschinenbauer gewährte, indem ich ihn als meinen Bräutigam betrachtete. Von einem solchen Verhältnisse zwischen uns kann aber natürlich jetzt keine Rede mehr sein. Die gerechten Vorwürfe, die ich Ihnen über Ihre grausame Täuschung machen könnte, will ich Ihnen erlassen. Vielleicht bereuen Sie es selbst noch, einst ein armes Mädchen auf so unedle Weise hintergangen zu haben.“

Otto jedoch, der indessen Fassung gewonnen hatte, erwiderte jetzt mit offenem Ausdrucke eines wahren Gefühls: „Nun, so will ich denn auch die fatale Maske abwerfen für immer und ewig! Sie hat mich oft genug bedrückt, Dir gegenüber, mein herziges Mädchen, mit Deinem redlichen Vertrauen. Ich habe unrecht gehandelt, das gestehe ich offen ein. Aber nach Allem, was ich von Dir und Deiner Sittenreinheit gehört hatte, sah ich wohl ein, daß ich mich unter meinem wahren Namen Dir niemals würde nähern können, und ich liebte Dich doch so heiß und innig seit unserem ersten Zusammentreffen, daß ich Dein Herz zu gewinnen suchen mußte. Den Kaufmannssohn Otto Carlshof hättest Du zurückgewiesen, der arme Wilhelm Stahl aber stand Dir näher, und nur deßhalb nahm ich die Maske des schlichten Maschinenbauers an, da ich überhaupt den Arbeiterstand liebe und achte. Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich keine böse Absicht damit verband. Ich täuschte Dich nur durch mein Aeußeres, meinen Charakter, meine Gefühle zeigte ich Dir unverhüllt. Ich wollte ganz im Stillen alle Hindernisse beseitigen, die leider jetzt unserm Glücke noch entgegen stehen; ich wollte uns erst den Weg ebnen, zu einer gesetzlichen Verbindung vor aller Welt, und sobald mir dieß gelungen, hätte ich Dir Alles entdeckt. Warum hätte ich Dir früher Deine Seelenheiterkeit vernichten, und Dir bange Besorgnisse aller Art bereiten sollen, durch Enthüllung meines Standes und Namens? War es nicht Zeit genug, Dich davon zu unterrichten, wenn uns Beide keine Scheidewand mehr trennte?“

„Das mag Alles wahr sein;“ fiel ihm Roswitha, die ein lautes Schluchzen kaum noch zurück zu drängen vermochte, in's Wort; „aber Sie werden einsehen, daß wir uns jetzt trennen müssen, und daß Sie den Frieden meines Herzens für ewige Zeiten gestört haben;

denn Ihre stolze Familie wird es nimmer zugeben, daß Sie ein armes Mädchen aus dem Arbeiterstande, ein Mädchen aus dem Balletkorps des Stadttheaters zum Altare führen und vor der Welt Ihre Gattin nennen."

„Aber, geliebtes Kind, wer sagt Dir, daß wir uns trennen müssen?" rief Otto heftig und in entschiedenem Tone. „Was kümmert mich der Stolz meiner Familie, wenn es sich um mein ganzes Lebensglück handelt? In meinem väterlichen Hause schlägt kein einziges Herz für mich, und doch ist es mir ein so nothwendiges Bedürfniß, geliebt zu werden, wie die Luft zum Athmen. Meine Eltern und Geschwister sind mir fremd geworden, weil ich Welt und Menschen aus einem anderen, humaneren Gesichtspunkte betrachte, als sie. Aber eben deßhalb wird es mir auch nicht schwer werden, mich von ihnen los zu sagen und meinen eigenen Weg zu wandeln. Ich will, Du sollst mein liebes Weibchen werden, und es gibt nichts auf der Welt, was diesen festen Willen zu beugen vermöchte, drum werde ich ihn auch durchzusetzen wissen."

Jetzt erst blickte ihm Roswitha tief in sein offenes, ehrliches Auge und sie las Wahrheit darin. Aber dennoch wurde sie noch von den bangsten Besorgnissen gequält, und entgegnete: „Ich kann noch nichts darauf erwidern, ich muß erst mit der Mutter und mit mir selbst zu Rathe gehen. Dein Wille mag gut und ernst sein; aber ich will Dich nicht darin bestärken. Es würde ein zu schwerer Vorwurf für mich sein, Dich mit Deiner ganzen Familie zu entzweien, und wenn Du jemals bereutest, mir so schwere Opfer gebracht zu haben, das würde mich bis zum Tode betrüben."

Auch die Mutter, die indessen ihr Erstaunen über die unverhoffte Enthüllung überwunden hatte, nahm jetzt Theil am Gespräche und stimmte den Bedenken ihrer Tochter vollkommen bei.

Otto aber wollte nichts von Bedenklichkeiten wissen und erklärte in immer steigender Aufregung, daß seine unerschütterliche Willenskraft allen Stürmen und Klippen Trotz bieten werde, und indem er seinen Arm um Roswitha schlang, sprach er zu ihr: „Erhebe Dein Köpfchen und vertraue mir. Du wirst mein liebes Weibchen, das schwöre ich Dir bei Allem, was mir heilig ist; und kann ich Dich nicht in meiner Eltern Haus einführen, so will ich Dir einen bescheidenen Herd bauen, mit meiner eigenen Hand, mit meiner Arbeitskraft. Bist Du damit zufrieden?"

Roswitha gab ihm keine Antwort, aber ein Sonnenstrahl der Hoffnung drang aus ihren Augen und sie lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866.

Bericht des k. k. Generalstabs-Bureau's.

(Fortsetzung.)

Die Nordarmee sollte sich um Olmütz versammeln; das erste Armeekorps und eine Kavallerie-Division, die in Böhmen standen, sollten sich, nach Aufnahme der sächsischen Armee, ebenfalls auf die Hauptarmee repliiren; die bayerische Armee sollte sich gegen Hof und Erfurt vorschieben, um sich dann an der mittleren Elbe mit der Nordarmee zu vereinen; das achte Bundeskorps hatte, mit Mainz als Stützpunkt, die Linie Frankfurt-Mainz zu decken. Vom 2. März bis 12. April wurden nur einzelne Vorbereitungen zur Mobilisirung getroffen; bis zum 25. April wurde die Südarmee ganz, bei der Nordarmee die Artillerie mobilisirt; bis zum 7. Mai wurde die Nordarmee vollständig mobil gemacht; bis Ende Juni dauerten die Truppen-Nachschübe in beiden Richtungen. Der streitbare Stand der Südarmee in Venetien, Tyrol, Istrien und Dalmatien betrug nicht ganz 140,000 Mann mit 4500 Pferden und 248 Geschützen, wovon, nach Abzug der Festungsbesatzungen und der Truppen im Hinterlande, 64,000 Mann mit 3600 Pferden und 176 Geschützen auf die Operationsarmee kamen. Die Nordarmee hatte nach dem Mobilisirungs-Entwurfe 232,000 Mann mit 24,600 Pferden und 912 Geschützen streitbaren Stand, wovon 200,000 Mann mit 23,200 Pferden und 744 Geschützen die Operationsarmee bildeten. Der Anfangs April von dem Chef der Operationskanzlei, Generalmajor v. Krismanic, verfaßte „Operationsplan der Nordarmee", „ist so ziemlich der Leitfaden für die Operationsweise der Nordarmee geblieben." Der Verfasser, obschon er gleiche Streitkräfte auf beiden Seiten annahm, acceptirte nichtsdestoweniger die schon vor seiner Berufung beschlossene definitive Haltung als eine „wenn auch bedauerliche, so doch feststehende Thatsache", mit der Voraussetzung, daß, nachdem einmal die österreichische Armee durch diese diplomatisch-finanziellen Erwägungen „in eine unstreitig höchst ungünstige Lage, die als das Resultat eines freiwilligen Entschlusses ohne jede Diskussion hingenommen werden müsse, gebracht sei", man hat darauf gefaßt sein müssen, „die preußische Armee schlagfertig an unseren Gränzen zu sehen, während die österreichische ihren strategischen Aufmarsch vielleicht noch nicht vollzogen, ja möglicherweise ihre Kriegsorganisation noch gar nicht vollständig beendet habe", und so beschäftigte der Operationsplan sich denn ausschließlich mit den Fragen, die mit der striktesten Defensive im eigenen Lande zusammenhingen. Krismanic traf mit Henikstein in der Wahl von Olmütz für den Aufmarsch zusammen, „denn die Defensive — und diese ist ja die Voraussetzung — muß sich an eine Festung lehnen". In der Arbeit des

Generalstabes sind alle Daten so gruppirt, um es als den unseligsten Fehler der Armeeleitung in die Augen springen zu lassen, daß sie, selbst den Thatsachen gegenüber, in der Verblendung beharrte, sie müsse sich auf die Defensive beschränken, weil die feindliche Armee viel früher schlagfertig sein werde! Der „Plan" behandelt sogar die Möglichkeit mit größter Ausführlichkeit, was zu geschehen habe, wenn die Preußen in vollem Marsche auf Olmütz wären, ehe noch die Nordarmee sich dort gesammelt habe. „Dann — heißt es wörtlich in dem Schriftstücke — dann bliebe dieser nur noch die Konzentrirung hinter der March, oder zwischen Ungarisch-Hradisch und Holics, oder näher an der Marchmündung bei Preßburg, oder endlich hinter der Donau bei Wien möglich, wobei die Heranziehung des ersten Armeekorps aus Böhmen mit großen Schwierigkeiten verknüpft wäre." Der zweite Grundfehler des „Planes" war: derselbe faßte die Möglichkeit, daß die ersten Hauptoperationen in Böhmen stattfanden, nur nebenher und ausnahmsweise in's Auge, während diese Eventualität „nothwendig mit mehr Sorge" hätte behandelt werden müssen. Nicht ohne gelindes Erstaunen kann man heute Stellen lesen, wie die folgende: „Ist der den Preußen gegönnte Vorsprung ein sehr bedeutender, so ist es immerhin möglich, daß sie den Umweg über Böhmen nehmen, jedoch nur zu dem Zwecke, um die Hülfsquellen dieses reichen Landes durch ein Armeekorps ausbeuten zu lassen und mit dem Gros sich gegen Olmütz zu wenden... die feindliche Armee würde sich alsdann auf dem rechten Elbeufer ausbreiten, gegen Prag detachiren und ohne Zögern zur Belagerung der Festungen Josephstadt und Königgrätz schreiten!" Die eventuelle Preisgebung Böhmen's war mithin gleichfalls beschlossene Sache, denn „von einem ausgiebigen Widerstande des dort stationirten ersten Armeekorps kann um so weniger die Rede sein, als dieser mit dem allgemeinen Kriegsplane im Widerspruche stünde; dasselbe hätte nur zu trachten, wie es den Rückzug mit dem möglichst geringen Verluste antritt".

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eruptionen.] Am 29. August hat eine der merkwürdigsten Eruptionen in Island stattgefunden; gegen 5 Uhr Abends bemerkten die Einwohner von Reikjavik, der Hauptstadt des Landes, auf den Bergen in der Richtung des Hekla eine bläuliche Flamme; sie schien durch einen ungeheuren Brand erzeugt zu sein und beleuchtete das Meer in unermeßlicher Ausdehnung. Gleichzeitig war die trockene und heiße Luft von sehr starkem Schwefelgeruch erfüllt, und man hörte den unterirdischen Donner gleichwie starke Artilleriesalven. Dieser sonderbare Ausbruch zeigte sich am nächsten Morgen zu Zweitenmale, doch mit minderer Gewalt. Die Erde war ruhig. Das einzig materielle Resultat dieses malerischen Phänomens war ein Regen von feinem Schwefelstaub, welcher alle benachbarten Gefilde bedeckte.

[Vorsicht.] Ein Kaufmann in Königsberg schickte in voriger Woche etwa vierhundert Portemonnaies auf Bestellung nach Oesterreich. Dieselben sind von der Gränze aus mit Protest zurückgekommen, nicht etwa, weil man in dem geldarmen Oesterreich nicht wisse, was mit den Portemonnaies anzufangen, sondern weil „durch diese Lederwaaren die Rinderpest eingeschleppt werden könnte." Buchstäblich wahr.

Es ist unlängst von der Anwendung des Methyl-Bichlorids statt des Chloroforms bei Operationen die Rede gewesen. Der Entdecker dieses Mittels, Dr. Richardson, will nun gefunden haben, daß die Lungenoberfläche die Kraft besitze, Gase und Dämpfe zu kondensiren, und daß sie erst dann ins Blut aufgenommen werden. Wenn sich dieß bestätigt, so wäre damit eine Erklärung mancher interessanten physiologischen Räthsel geliefert. Wie bekannt, hat Professor Graham am Platin und an Collodialsubstanzen dieselben kondensirenden Eigenschaften entdeckt, die Dr. Richardson jetzt an der Lungenoberfläche beobachtet haben will.

Ein armes, sehr heirathslustiges Fräulein trug sich einem reichen, aber geizigen Wittwer zur Gattin an, und rühmte in dem deßhalb entworfenen Schreiben ihre edle Abkunft. Sie erhielt darauf zur Antwort: „Mit Bedauern muß ich Ihnen anzeigen, daß ich durchaus nicht auf das Abkommen, desto mehr aber auf das Einkommen sehe."

Räthsel.

1, 2, 3, 4, 5, 6 eine sehr große Stadt Europa's;
1, 2, 3 weg und es entsteht der Name eines russischen Stromes.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 266:
Ruhm, Ruh, Rum.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 276 Mittwoch, 20. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XIII.

In großer Eile fuhr der Arzt Carlshof in seinem Doktorwagen durch die Straßen und hielt vor dem Hause seines Bruders. Er war durch einen Comptoirdiener eiligst hierher berufen worden, weil der Prinzipal plötzlich von einem Schlaganfalle heimgesucht worden sei.

Als der Doktor hinaufgeeilt war, und in das Zimmer trat, fand er seinen Bruder auf dem Sopha liegend, und seine Gattin über ihn gebeugt, angstvoll und rathlos. Sie theilte ihm sogleich leise mit, daß Carlshof von der Großmutter zu einer Unterredung in ihre Wohnung berufen worden sei, daß er nach kurzer Zeit schon von dort zurückgekehrt, aber sehr niedergeschlagen geschienen habe. Kaum in sein Zimmer getreten, sei er plötzlich, wahrscheinlich von einem Schwindel erfaßt, zu Boden gestürzt, und so habe sie ihn kurz darauf besinnungslos gefunden, als sie eingetreten sei, um ihn über etwas zu befragen. Sie habe Hülfe herbeigerufen, ihn auf das Sopha bringen lassen; doch sei bis jetzt noch kein Laut über seine Lippen gedrungen, und obgleich er die Augen wieder geöffnet, so habe er doch noch kein Zeichen seines Bewußtseins von sich gegeben.

Der Arzt untersuchte den Pulsschlag des Kranken, und wendete dann eilig einige Mittel an, die er schon öfter in solchen Fällen als dienlich erprobt hatte. Zu seiner Freude äußerten sie auch jetzt eine günstige Wirkung; denn die Brust seines Bruders hob sich, wie von schwerem Drucke befreit, und freie, hörbare Athemzüge verriethen, daß die Respirationswerkzeuge ihre volle Thätigkeit wieder begonnen hatten. Auch strahlte aus seinen Augen, welche vorhin wie verglast erschienen, wieder ein lebendigeres Feuer, und nachdem sich seine Lippen krampfhaft bewegt hatten, sprach er mühsam zu seiner Gattin: „Aengstige Dich nicht, liebe Lucie; es hat nichts zu bedeuten. Geh' jetzt, und lass' mich mit meinem Bruder allein."

Innig erfreut, ihn nur wieder sprechen zu hören, folgte sie gehorsam seinem Willen und trat ins Nebenzimmer.

„Laß mich einige Minuten ruhen, daß ich mich erhole;" flüsterte der Kaufmann seinem Bruder zu, als sie allein waren, und schloß die Augen.

Der Arzt ließ sich dicht am Sopha auf einen Stuhl nieder, und heftete seinen Blick beobachtend auf den Patienten, bis dieser nach zehn Minuten seine Augen wieder öffnete, und mit kräftigerer Stimme sprach: „Ich fühle mich jetzt wohler. Laß uns nun zusammen reden, Bruder. Was hältst Du von diesem Anfalle?"

„Ich hoffe, er wird dießmal vorübergehen, ohne bedeutende Folgen;" entgegnete der Doktor zuversichtlich. „Aber hüte Dich vor einer Wiederkehr. Ich habe Dir schon früher gesagt, daß Deine ganze Konstitution für Schlagflüsse empfänglich ist, die leicht tödtlich wirken können. Du hast Aerger, eine heftige Gemüthsbewegung gehabt?"

„Ja."

„Kein Wunder! Wie ich höre, hattest Du eine Unterredung mit der Mutter?"

„Allerdings. Sie hat mir Forderungen gestellt, die mich heftig aufregten; aber schon seit mehreren Tagen war eine Gemüthsbewegung vorausgegangen, deren Grund ich Dir aber nicht nennen kann."

„Du solltest keine Geheimnisse haben vor Deinem Arzte, noch weniger vor Deinem Bruder."

„Und doch muß ich. Was soll Dir die Enthüllung eines Geheimnisses, bei dem Du mir weder rathen noch helfen kannst."

„So laß uns davon schweigen. Welche Forderungen hat Dir die Frau Mutter gestellt?"

„Sie verlangt, ich soll Otto nach England senden, was auch mein Wunsch ist, wogegen er sich aber ernstlich auflehnt. Ferner fordert sie, ich soll Albert's Ehe trennen und seine Frau aus meinem Hause verweisen. Endlich will sie das Kapital, welches sie in meinem Geschäfte stehen hat, herausgeben, was mich gerade jetzt genirt, da ich meine Commandite in London bereits so gut als errichtet habe, und bedeutender Geldmittel dazu bedarf. Erfülle ich ihre Forderungen nicht, so droht sie, sich von der Familie loszusagen, und mein Haus zu verlassen. Du kennst sie aber zu genau, um

zu wissen, daß sie solche Drohungen mit der größten Hartnäckigkeit auszuführen weiß."

Der Arzt war in ein finsteres Nachdenken versunken und entgegnete nach einer Pause:

„Das sieht ihr ähnlich! Du hast doch noch keinen Entschluß gefaßt?"

„Mir bleibt keine Wahl. Ich muß ihre beiden ersten Forderungen erfüllen, damit sie die dritte fallen läßt, und mich nicht zu einer Rückzahlung ihres Kapitals zwingt."

„Um Gotteswillen! Handle nicht vorschnell!" fiel ihm sein Bruder lebhaft ins Wort. „Es kann Dein Ernst nicht sein, den armen Albert durch eine Trennung seiner Ehe unglücklich zu machen, um eines Geschäftsvortheils willen."

„Es thut mir leid," erwiderte Carlshof, trübe vor sich hinblickend. „Du weißt, daß ich es unserm Vater auf seinem Sterbebette in die Hand gelobt habe, die Mutter nie von mir zu lassen, und ihr ein gehorsamer Sohn zu sein bis zu ihrem Tode. Auch handelt es sich hier nicht um einen Geschäftsvortheil, sondern die ganze Existenz des Geschäfts steht auf dem Spiele, wenn ich die Summe auszahlen muß, und ich denke, um den Fall des Hauses zu verhüten, darf ich wohl ein Opfer von meinem Albert fordern."

„Aber ein solches Opfer! Zwei liebende Herzen auseinander zu reißen, um die eigensinnige Laune, das blinde Vorurtheil eines Weibes zu befriedigen, und wäre dieß Weib auch die eigene Mutter — das ist schrecklich."

„Mache mir das Herz nicht schwerer, Bruder, als es schon ist. Ich bedarf jetzt nicht allein Deines ärztlichen, sondern auch Deines moralischen Beistandes. Willst Du ihn mir verweigern?"

„Meinen moralischen Beistand? Was verlangst Du?"

„Ich bitte Dich, meine Söhne vorzubereiten auf das, was ich von ihnen verlangen werde. Du sollst sie günstig stimmen für meine Forderung."

Nach kurzem Bedenken entgegnete der Arzt schmerzlich bewegt: „Du verlangst zu viel, lieber Bruder — das kann ich nicht, wenigstens nicht, so weit es Albert betrifft. Ich will mich nicht zum Mitschuldigen machen; denn ich fürchte die schlimmsten Folgen. Alles, was ich thun kann, ist: daß ich meiner ärztlichen Pflicht genüge, und Deine Söhne ernstlich ermahne, Dich ruhig anzuhören, und Dich in Deinem jetzigen Zustande nicht durch Widerspruch zum Zorne zu reizen. Doch möchte ich auch Dir ernstlich rathen, die Unterredung bis morgen zu verschieben —"

„Nein, nein!" unterbrach ihn der Kaufmann fast heftig. „Heute, jetzt gleich muß es geschehen; ich werde nicht eher ruhig, als bis ich diese Last von meinem Herzen gewälzt habe."

Der Doktor wagte keine Einwendung mehr. Er verließ das Zimmer und begab sich zu seinen beiden Neffen, die er im Zimmer Otto's fand, in großer Bestürzung über den Krankheitsanfall ihres Vaters, nach dessen Befinden sie sich theilnehmend erkundigten.

Der Oheim suchte sie zu beruhigen, und fuhr dann fort: „Mein Bruder will Euch Beide sprechen, in wichtigen Angelegenheiten, er will von Euch ein schweres Opfer fordern. Bedenkt seinen Zustand, und reizt ihn nicht durch Widerspruch. Die geringste zornige Aufwallung würde wahrscheinlich einen zweiten Anfall herbeiführen, der ihm tödlich werden könnte. Geh' Du zuerst, Otto, dann will ich Albert zu ihm schicken."

Otto ging eilig zu seinem Vater.

„Um Gotteswillen, Oheim, was will mein Vater von mir?" rief Albert, als er sich mit dem Doktor allein befand, wie von einer trüben Ahnung beängstigt.

„Frage mich nicht;" entgegnete dieser. „Du wirst es in wenigen Minuten erfahren; Du wirst, wie ein guter Sohn, Deine ganze Fassung zu behaupten suchen. Zeige Dich nachgiebig, wenn Du auch nicht im Stande bist, einen bestimmten Entschluß auszusprechen, was ich Dir auch nicht einmal rathen möchte. Ist Dein Vater erst wieder ganz hergestellt, dann will ich Dir beistehen, so viel ich nur vermag, um ihn und Deine Großmutter zu einer Sinnesänderung zu bewegen."

„Sagen Sie mir nur das Eine: betrifft es meine Verbindung mit Adele?" fragte Albert mit bebender Stimme.

Sein Oheim drückte ihm die Hand und wendete sich dann schweigend von ihm ab.

Albert hatte ihn verstanden. Er sank wie vernichtet in einen Sessel und schlug die Hände vor sein Antlitz.

Kein Wort wurde mehr zwischen Beiden gewechselt, und kaum waren zehn Minuten vergangen, so kehrte Otto zurück, und rief in einem beinahe freudigen Tone: „Ich gehe nach London. Ich hab's dem Vater zugesagt."

Albert erhob sich und schwankte aus dem Zimmer, wie ein Unglücklicher, der eben sein Todesurtheil vernehmen soll.

Sein Vater reichte ihm die Hand, und bat ihn ruhig anzuhören, und sich seiner vollen Theilnahme versichert zu halten. Dann theilte er ihm die Forderungen der Kommerzienräthin mit und schilderte ihm seine ganze Lage, die ihn nöthige, darauf einzugehen.

Obgleich durch seinen Oheim darauf vorbereitet, fühlte er sich doch furchtbar erschüttert, als er jetzt aus seines Vaters Munde den unerwarteten, niederschmetternden Ausspruch vernahm, daß er sich von seiner Adele wieder trennen müsse. Er würde sich zu jeder andern Zeit einem solchen Verlangen mit der größten Entrüstung widersetzt haben, aber im Hinblicke auf den kranken Vater und in Erinnerung an die ernsten Ermahnungen des Doktors, drängte er seine innere Empörung zurück, fühlte sich aber auch gänzlich unfähig zu irgend einer Aeußerung, welche nur im Entferntesten eine Zustimmung hätte verrathen können.

Sein Vater schien auch sein Schweigen zu achten, und fuhr in einem Tone, der eine aufrichtige Theilnahme verrieth, fort: „Ich verlange von Dir jetzt keine bestimmte Entscheidung, Du sollst Dich nur an den Gedanken des Unvermeidlichen gewöhnen, und Deine Frau auf eine Trennung vorbereiten. Glaube mir, daß es mich tief schmerzt, Dein Glück stören zu müssen, aber Du selbst kennst den Stand unseres Geschäftes. Wir haben in der letzten Zeit bedeutende Verluste erlitten, auch habe ich den Harry Wels für das Kommanditgeschäft in London zu großen Waareneinkäufen autorisirt, wozu wir natürlich auch große Deckungssummen in Bereitschaft halten müssen, und Du siehst ein, daß der Ruin unseres Hauses kaum vermeidlich sein würde, wenn wir jetzt gerade auch noch das Kapital der Großmutter zurückzahlen müßten."

„Alles wahr — wahr!" stöhnte Albert jetzt im tiefsten Schmerz; „aber ich würde sehr — sehr unglücklich sein!" Dann fuhr er nach einer Pause fort: „Lassen Sie mir Zeit, Vater, den Gedanken erst zu fassen, der mich so tief darniederbeugt. Sie wissen, wie sehr mir das Wohl unseres Hauses am Herzen liegt, wie ich die Ehre unserer Firma als ein Heiligthum betrachte; aber auch das Wort, das ich meiner Adele verpfändete am Altare, ihr stets ein treuer Gatte zu sein, ist mir über Alles heilig, und ich werde einen schweren Kampf kämpfen müssen, um einen Entschluß zu fassen. Lassen Sie mich jetzt gehen, denn es ist Nacht in meiner Seele und um mich her, und ich muß erst einen Lichtstrahl abwarten, der mir den Weg zeigt, den ich gehen muß."

Sein Vater hielt ihn nicht zurück und noch tiefer gebeugt, als er gekommen war, wankte er in seine Wohnung zurück.

Der Doktor trat zuerst wieder zu seinem Bruder ins Zimmer, und auf seinen fragenden Blick entgegnete dieser beruhigter: „Ich denke, auch dieser Sturm wird vorübergehen. Otto hat sich bereitwillig gezeigt, nach London zu gehen, und auch Albert wird sich hoffentlich fügen, und ich werde es zeitlebens anerkennen, daß er unserm Hause das schwerste Opfer bringt."

„Er bringt das schwere Opfer nicht unserm Hause;" versetzte der Arzt, der seine Empörung kaum zurückzuhalten vermochte, „er bringt es dem unsinnigen Vorurtheile unserer Mutter. Aber ich werde zuvor noch ein ernstes Wort mit ihr reden, ehe es zum Aeußersten kommt."

„Es wird vergeblich sein;" erwiderte der Kaufmann.

Auch die besorgte Gattin des Letzteren kehrte jetzt zurück, und gleich darauf ließen sich die Kommerzienräthin und Clarissa durch ihre Dienstmädchen nach dem Befinden des Kranken erkundigen.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866.

Bericht des k.k. Generalstabs-Bureau's.

(Fortsetzung.)

So fest stand es bei Krismanic, der Hauptangriff sei von Schlesien aus zu erwarten, daß er in Bezug auf die gegentheilige Annahme sagt: „Man hört wohl auch die Ansicht aussprechen, daß die Preußen den ihnen gelassenen Zeitvorsprung, wenn er bedeutend ist, zur Okkupirung Sachsen's benützen werden, um dann durch Besetzung Prag's den Anschluß Süddeutschland's zur Unmöglichkeit zu machen. Gestützt auf die durch Festungen beherrschte Vertheidigungslinie der Elbe, welche noch durch Umwandlung des so günstig gelegenen Dresden in einen Manövrirpunkt verstärkt werden könnte, so wie im Besitze eines Theiles von Böhmen, würde Preußen durch solche Erfolge gleich im Beginne des Feldzuges — abgesehen von den materiellen Vortheilen — das moralische Selbstgefühl der eigenen Armee auf's Höchste steigern und gleichzeitig einen lähmenden Einfluß auf seine Gegner üben. Es soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß auch dieser Fall zu den möglichen gehört. Wer die Initiative besitzt, der gibt eben das Gesetz, darüber läßt sich nun einmal nicht rechten." Alle Voraussetzungen von dem Vorsprunge der preußischen Armee erwiesen sich als unzutreffend. Am 10. Juni war die Nordarmee beinahe vollzählig bei Olmütz eingetroffen und hätte eben so gut in Böhmen stehen können, zum Angriffe bereit auf die noch immer in Versammlungsmärschen begriffene preußische Armee, deren Gros sich über 36 Meilen, von Düben, nahe der Mittel-Elbe, bis Waldenburg im Riesengebirge, ausdehnte. In dem schwierigen Gebirgsterrain konnten ihre einzelnen Theile sich kaum unterstützen; sie war weder planmäßig aufmarschirt, noch vollständig beisammen, während die österreichische Nordarmee eben so gut, wie in Olmütz, auch hart an der schlesischen Gränze stehen konnte. „Das preußische Heer war also nicht früher als das kaiserliche für die Eröffnung der Operationen bereit, wie man dieß leider leichthin bei Abfassung des Operationsplanes als so sicher angenommen, daß man auf diese Voraussetzung hin die Nordarmee nur in einem verschanzten Lager viele Meilen von der Gränze versammeln zu können geglaubt hatte." Der preußische Kronprinz in Schlesien fühlte die Gefahr für sich so dringend, daß er am 10. Juni, um der Wucht des überlegenen österreichischen Angriffes zu entgehen, seine Armee noch 11 Meilen weiter links hinter die Neisse verlegte, um sich auf die gleichnamige Festung zu stützen. Preußen hatte damals auf einer Frontlänge von 47 Meilen nur 271,000 Mann, worunter 29,000 Reiter, und 792 Geschütze (Elbe-Armee 49,000 Mann, erste Armee 97,000 Mann, zweite Armee 125,000 Mann), da das Reserve-Armeekorps

für die Elbe-Armee in der Stärke von 25,000 Mann, worunter 3600 Reiter, und 54 Geschütze, noch zu Berlin in der Formation begriffen war, während die Nordarmee zur gleichen Zeit 187,000 Mann mit 17,200 Reitern und 632 Geschützen um Olmütz, so wie das Korps des Generals Clam-Gallas in Böhmen in der Stärke von 34,000 Mann mit 4900 Reitern und 96 Geschützen zählte — ihre Totale also 221,000 Mann mit 728 Geschützen und 22,000 Reitern betrug. Hiezu kamen noch 30,000 Sachsen mit 58 Geschützen, was zusammen 251,000 Mann mit 786 Geschützen in konzentrirter Position ausmachte, da das erste Korps aus Böhmen binnen 5 Tagen herangezogen werden konnte. Die Lage kennzeichnet sich am besten dadurch, daß, während die Rücksichtnahme auf die deutschen Verbündeten die ganze politische Aktion Oesterreich's beherrschte, der „Operationsplan", der unerschütterlich an der Defensive mit dem Entscheidungsschlag bei Olmütz festhielt und bis zum Zusammenstoße mit dem Feinde in allen wesentlichen Punkten zur Ausführung kam, nirgends einer anzustrebenden militärischen Mitwirkung der Alliirten Oesterreichs's Erwähnung that. Leider hatte Krismanic in diesem Punkte nur zu sehr Recht!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Garibaldi — deutschen Blutes!] Dieselbe unschuldige Annexion, welche an dem berühmten Staatsmanne Camillo v. Cavour versucht worden ist, hat sich jetzt auch Garibaldi's bemächtigt; er ist deutschen Blutes — das sich im Auslande ja häufiger zu hohen Ehren zu bringen weiß. Der „Elberf. Ztg." schreibt man: In dem Kirchenbuche der Gemeinde Rüggeberg in der Grafschaft Mark befindet sich folgende Notiz: Dr. Joseph Baptist Maria Garibaldi Katharina Amalie v. Neuhof, verehelicht am 16. August 1736. Als nämlich im Jahre 1736 unser berühmter Landsmann Theodor von Neuhof als Theodor I. den Königsthron von Corsika bestieg, schickte er seinen Vertrauten, den geistvollen Dr. J. B. M. Garibaldi, zu seiner das Gut Peddenöh unweit Rüggeberg bewohnenden alten Mutter. Hier war es, wo der Ahn des jetzt so berühmten Generals sich mit der Schwester seines Souveräns verlobte und diese mit dessen Bewilligung noch in demselben Jahre nach Ajaccio heimführte. Nach der Wiedereroberung Corsikas durch die Genuesen im Jahre 1741 flüchtete Theodor I. in's Exil nach England, während Dr. Garibaldi mit seiner Familie nach Nizza zog und hier als praktischer Arzt ein hohes Alter erreichte. Sein Enkel ist der gefeierte Held.

In Hildburghausen hat am 4. ds. der Schulrath Professor Dr. Reinhard, ein äußerst verdienter und allseits geachteter Schulmann und klassischer Philologe, auch als Schriftsteller auf diesen Gebieten seines Wirkens von namhaftem Ruf, sein goldenes Dienstjubiläum gefeiert.

[Das „Petit Journal"], eine jener Pariser Zeitungen, welche sich mit allem Denkbaren beschäftigt, nur nicht mit Politik und deßhalb auch vom Zeitungsstempel befreit ist, welcher beiläufig die Nummer 6 Centimes beträgt, hat die enorme Auflage von 275,000 Exemplaren erreicht, was eine tägliche Einnahme von nahe 14,000 Frcs. ergibt!

Der Fleischverbrauch der Stadt London beträgt täglich 11,000 Zentner. Der „hauptstädtische Viehmarkt" umfaßt eine Grundfläche von 109 Morgen, (circa 76 Juchart) und gestattet die Aufstellung von 7000 Stück Großvieh und von 80,000 Schafen, wozu noch Viehställe für 3000 Ochsen und 8000 Schafe kommen. Die Beschickung des Londoner Viehmarkts betrug 1865: Großvieh 313,264 Stück, 33,711 Kälber, 1,514,926 Schafe und 32,179 Schweine. Allein durch den Viehhändler Alef zu Köln werden aus Württemberg und Bayern wöchentlich 100—150 Mastochsen geschickt. Der Viehhändler Hirschler in Wien läßt jeden Samstag von Februar bis Juni 140—150 Ochsen mit einem Separatviehzug abgehen.

Charade.

Auf allen deinen Schritten und Wegen,
Bald vorne, bald hinten, bald seitwärts gestellt,
Geleiten, ohne die Lust zu erregen,
Die beiden Ersten dich durch die Welt.
Bevor der Meister ein Bauwerk beginnet,
Da fertigt er erst die Dritte an,
Auf daß er die bessere Ansicht gewinnet,
Und etwaige Fehler vermeiden kann.
Des Ganzen Verdienst ist Aehnlichkeit,
Und Künstler sind es zu machen bereit.

Auflösung des Räthsels in Nr. 267: Schwermuth.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 277 Donnerstag, 21. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XIV.

Gleich nach der Unterredung, die Albert mit seinem Vater gehabt, war er in den Garten hinabgeeilt; denn er hoffte dort allein zu sein, und um Alles in der Welt hätte er jetzt seiner Adele nicht unter die Augen treten mögen, wo noch die furchtbare Last des ersten Eindrucks, den seines Vaters Forderung in ihm hervorgerufen, sein Herz beschwerte.

In einer abgelegenen Laube warf er sich auf eine Bank nieder, und nachdem er in ein lautes Schluchzen ausgebrochen, und sich ausgeweint hatte, suchte er seine Gedanken zu ordnen. Es gelang ihm auch endlich durch seine feste Willenskraft; aber es wurde nicht klar in seinem Innern, und wie ein drohender, nächtlicher Schatten stand die Trennung von seiner Gattin fortwährend vor seiner Seele. Kein Lichtstrahl kam ihm, der diesen Schatten verscheucht, ja, nur zum Erbleichen gezwungen hätte. Er mußte sich bekennen, daß sein Vater die prekäre Lage des Geschäfts wahr geschildert. Wenn die Großmutter auf ihrer Forderung beharrte — und dieß war bei ihrer eisernen Hartnäckigkeit vorauszusehen — so war allerdings der Sturz, oder die Aufrechthaltung des väterlichen Hauses von Alberts Entschlusse abhängig.

Er konnte freilich seinen persönlichen Antheil an dem Vermögen und Geschäfte aufgeben, die Trennung von Adelen verweigern, und für Beide durch eigenen Fleiß und Kraft eine neue Existenz gründen, die ihnen genügt haben würde; aber was sollte seine Familie beginnen, wenn sie von der Großmutter mit ihrem Vermögen verlassen, dem offenbaren Ruin preisgegeben war? Würde dann sein Vater nicht durch seine Widersetzlichkeit auf's Aeußerste gereizt werden, und durch einen neuen Schlaganfall seinen Tod finden? Konnte er sein Gewissen mit dem Vorwurfe belasten, den Ruin seiner Familie, und den Tod seines Vaters verschuldet zu haben? Mußte ihm nicht durch diesen Vorwurf allein das Glück seiner Liebe für immer verbittert werden? Aber konnte er dieser Liebe entsagen, die so innig verwachsen war mit allen seinen Empfindungen, die sein ganzes Dasein beseligt hatten? Durfte er seiner Adele, diesem Engel an Herzensreinheit und Tugend, der er sein Leben dankte, die er herausgerissen aus ihrer einfachen Häuslichkeit, aus ihrem stillen Seelenfrieden, um sie in die vornehme Welt einzuführen — durfte er sie jetzt wieder von sich stoßen, und durch den bittern Trennungsschmerz ihr Herz brechen, ihre ganze Zukunft trüben und vernichten? — „Nein!" rief es wie mit tausend Stimmen in seiner Brust, und doch flüsterte ihm sein Gewissen wieder mit eisiger Kälte zu: „Du mußt! denn auch die Kindespflicht ist heilig!"

So saß er noch nach einer halben Stunde, und der fürchterliche Kampf in seinem Innern hatte bereits den Dämon der Verzweiflung in seiner Brust erweckt.

Da drang plötzlich sein Name zu seinen Ohren, von einer Stimme gerufen, die ihn tief erschütterte und doch zugleich mit ihrem lieblichen Silberklange wohlthuend zu seinem Herzen drang.

Gleich darauf stand Adele vor ihm, mit angstvoller theilnehmender Miene, und ihre Hände sanft auf seine Schultern legend, sprach sie zu ihm, im Tone leisen, wehmüthigen Vorwurfs: „Du böser Albert? Wie kannst Du mich so allein lassen, da Du doch wußtest, daß ich mit der aufrichtigsten Theilnahme Nachricht über den Zustand Deines Vaters ersehnte? Du warst bei ihm, hast ihn gesehen, gesprochen — wie geht es ihm — was sagt der Doktor? Als Du nicht kamst, entschloß ich mich selbst zu Deinem Vater zu gehen. Ich wollte mich erbieten, die Nacht bei ihm zu wachen, ihn zu pflegen — ach, ich hätte es so gern gethan. Aber auf dem Korridor kam mir Deine Mutter entgegen, weinend und schluchzend, hielt mich mit Hast und Angst zurück, und verbot mir zu dem Kranken zu gehen. Dann aber schloß sie mich wieder liebreich in ihre Arme, rief: armes unglückliches Kind! und eilte rasch davon. Da wurde mir so beklommen und unheimlich im Hause, ich hörte von einem Comptoirdiener, daß Du in den Garten gegangen wärst und — so flog ich hierher. Nun sage mir, mein lieber, lieber Albert, was das Alles zu bedeuten hat?"

Aber ihr Gatte fühlte sich noch viel zu sehr erregt und unentschlossen, und hätte ihr um Alles in der Welt keinen Aufschluß geben mögen. Ein brennender Schmerz durchzuckte ihn, als sie ihre Hand in die seinige legte, die liebe Hand, mit der sie ihm ewige, treue Liebe ge-

lobt, mit der sie ihn so sanft und aufopfernd gepflegt, als er dem Tode nahe war; mit der sie ihm sich selbst gegeben, und ihm das höchste Glück seines Lebens bereitet hatte. Und diese liebe Hand sollte er gewaltsam zurückstoßen? Er hätte es in diesem Augenblicke nicht vermocht und wenn auch sein Gewissen mit einer Donnerstimme zu ihm gesprochen hätte.

Nach einer Pause, in welcher er nach Fassung gerungen hatte, zog er sie neben sich auf die Bank nieder und sprach mit tiefer Wehmuth: „Du fragst mich, was dieß Alles bedeutet? Doch forsche jetzt nicht weiter darnach, denn ich könnte Dir es doch nicht sagen. Der Zustand meines Vaters scheint nicht gefährlich, und mein Oheim gab mir die Versicherung, daß sein Krankheitsanfall ohne schlimme Folgen vorübergehen werde. Ich fühlte mich sehr erschüttert, aber wir dürfen uns jetzt beruhigen und wieder an uns selbst denken. So laß uns denn auch von allem Unheil, was hier im Hause vorgeht, schweigen und von andern Dingen reden. Du hast diesen Morgen Deinen Vater besucht, wie geht es Deinem guten Papa?"

„Ach, Du weißt ja," entgegnete sie, „wenn ich bei ihm bin, ist er immer heiter und zufrieden, aber ich habe wohl bemerkt, daß die Langeweile ihn bedrückt und quält, wenn er den übrigen ganzen Tag allein sein muß. Heute aber fand ich ihn in einer seltsamen Unruhe und Aufregung. Er hatte einen Brief erhalten von seinem Pächter auf der Ziegelei, wollte mir aber den eigentlichen Inhalt durchaus nicht mittheilen."

„Aeußerte er sich unzufrieden über seinen Pächter?"

„O, nein! So viel ich weiß, ist der Mann redlich und zuverlässig und wird unsern kleinen Besitz in bester Ordnung halten."

„So muß dort doch etwas vorgefallen sein, was Deinen guten Vater in Unruhe versetzt hat."

„Ich weiß es nicht. Er wollte mir nichts weiter sagen, als daß sich dort vielleicht sehr bald ein wichtiges Ereigniß zutragen würde; doch hoffe er, daß sich die Folgen für ihn nicht nachtheilig gestalten würden."

„Dann darfst Du ruhig sein. Wahrscheinlich hat ihm der Pächter den Antrag gestellt, die Ziegelei zu kaufen."

„Das glaube ich nicht; denn die Kaufsumme würde so gering sein, daß der gute Vater von den Zinsen nicht leben könnte, auch hat er mir früher gesagt, daß er sich zu keinem Verkaufe entschließen würde, weil man nie wissen könne, wie die Zukunft sich gestalte, und weil er sich überhaupt bei der Verpachtung besser stände."

„Dein Vater ist ein kluger und vorsichtiger Mann. Niemand kann wissen, wie die Zukunft sich gestaltet. Verhältnisse führen Menschen zusammen — Verhältnisse trennen sie. Auch hat der Tod schon manches Liebesband zerrissen, das kaum geknüpft war —"

„Um Gotteswillen! Was sprichst Du da?" unterbrach ihn Adele erbebend, und schmiegte sich inniger an ihn an. „Du sagtest das in einem so schneidenden Tone, der wie Verzweiflung klang. Sollten Deine Worte Bedeutung haben? verhehle mir nichts."

„Es war eben nur eine trübe Idee, die sich mir aufdrängte," entgegnete Albert, finster vor sich hinschauend, mit bebender Stimme. „Da wir doch aber einmal davon sprechen, so sage mir, geliebte Adele, was würdest Du beginnen, wenn durch unabweisbare Verhältnisse unser Bund getrennt, oder ich Dir durch den Tod entrissen würde?"

„O, sprich doch nicht so frevelhaft!" bat Adele, auf's Neue zusammenschauernd. „Das ist eine entsetzliche Frage, aber ich will sie Dir beantworten. Was ich beginnen würde, wenn uns irgend ein Schicksal trennte? Nichts! Ich würde mir das Leben nehmen, wenn es nicht Sünde wäre. Da aber Gott allein Herr ist über unser Dasein, so würde ich so lange leben, als ein Mensch mit gebrochenem Herzen leben kann und wenn es auch Jahre lang dauerte, so würde es doch nur ein langsames Hinsterben sein; denn ohne Dich, mein Albert, gibt es mich kein Leben mehr auf Erden."

Sie hatte die letzten Worte mit gebrochener Stimme gesprochen, und barg ihr Antlitz jetzt an seinem Busen, um die heißen Thränen zu verbergen, die ihren Augen entströmten.

Albert fühlte sich tief erschüttert. Er drückte sie noch zärtlicher an sich, und erwiderte in der schmerzlichsten Bewegung: „Du hast Recht! Wenn zwei Herzen auseinander gerissen werden, die sich wahrhaft lieben, kann in ihnen nur noch ein einziger Wunsch gedeihen, der Wunsch — zu sterben! Auch ich, wenn ich ohne Dich allein stehen müßte in der Welt, würde nichts mehr wünschen, als den Tod. —"

„Aber nun laß uns schweigen davon, lieber Albert," bat sie mit wehmüthigem Lächeln. „Warum sollen wir uns betrüben durch so traurige Gespräche? Freilich sollen wir im Glücke daran denken, daß auch schlimme Zeiten kommen können; aber wir sind ja noch nie übermüthig gewesen in unserem Glücke. Und warum denn gerade von Trennung reden, da ja gar kein Grund dazu vorhanden ist. Befinden wir uns nicht gesund und wohl, daß wir dem Tode noch lange werden trotzen können? Und wenn es der Tod nicht thut, wer sollte uns sonst wohl trennen? Keine Menschenmacht kann uns zwingen, das heilige Gelübde, welches uns verband, zu brechen, wenn wir es selbst nicht wollen. Und das werden wir nie wollen! Nicht wahr, mein Albert, es ist nicht denkbar, daß wir es jemals wollen könnten, wie sich die Verhältnisse auch gestalten möchten?"

Albert litt unaussprechlich; denn ihr felsenfestes Vertrauen auf die Unauflösbarkeit ihres Bundes schnitt tief in seine Seele ein. Er fühlte kaum noch die Kraft in sich, ihr das Unheil, welches über ihrem Haupte schwebte, zu verschweigen, und wünschte deßhalb dringend, das Gespräch davon abzulenken. Deßhalb ent-

gegnete er auch nach einer Pause, ihr beistimmend: „Recht so, laß uns davon schweigen!" Und indem er sich zwang, seine Miene zu erheitern, fuhr er fort: „Und nun sage mir, mein liebes, herziges Kind, wie fühlst Du Dich in meinem väterlichen Hause? Sehnst Du Dich auch nicht wieder zurück in Deine stille Einsamkeit, wo Dir jeder neue Morgen neuen Frieden brachte?"

„Nun, ich will es nicht leugnen," versetzte sie, „daß ich wohl manchmal gewünscht habe, den stillen Frieden meiner einsamen Heimath hierher versetzen zu können, in Dein väterliches Haus. Aber ich baue auf die Zukunft und will im Stillen dafür wirken, so viel ich kann. Ich glaube, Deine Eltern sind mir beide nicht feindselig gesinnt — von Deiner guten Mutter weiß ich es gewiß — und wenn ich mich ihnen nur erst mehr nähern darf, werden sie mich sicher auch lieben lernen. Sie haben unsere Ehe anerkannt, und dafür schulde ich ihnen die innigste Dankbarkeit, die ich ihnen durch die That beweisen will, mit allen meinen Kräften. Von allen Deinen Familiengliedern stehen mir eigentlich nur Deine Großmutter und Deine Schwester feindlich gegenüber. Aber ich hege keinen Groll gegen sie, und werde ihnen jede Beleidigung durch Gutes vergelten, so viel ich ihnen nur zu bieten vermag. Ich denke, gegen solche Waffen müssen ihre Angriffe endlich doch erlahmen. Also laß uns der Zukunft vertrauen! Ich glaube fest, sie wird uns noch viele heitere und glückliche Tage in diesem Hause spenden. Bist Du doch mein — mein auf ewig!"

Sie warf sich im überwallenden Gefühle ihrer treuen, heißen Liebe an seine Brust und er — fühlte sich wie vernichtet in ihrer Umarmung. Er vermochte die schreckliche Folter nicht länger mehr zu erdulden, erhob sich rasch und sprach, wie im Fieberfrost erbebend: „Es wird kalt hier; laß uns gehen. Der Schrecken über des Vaters plötzliche Erkrankung hat mich so angegriffen, daß ich Kopfweh fühle."

Mit der zärtlichsten Besorgniß führte ihn Adele in das Haus zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichs Kämpfe im Jahre 1866.

Bericht des k. k. Generalstabs-Bureau's.

(Schluß.)

Den Bedenklichkeiten der Mittelstaaten zu Liebe hatte Oesterreich sich zu einem Feldzugsplane verleiten lassen, der seinerseits wieder die traurige Folge hatte, daß die Nordarmee die ihr noch bis Mitte Juni gebotene Gelegenheit verpaßte, eine der preußischen Armeen isolirt zu schlagen, und unmittelbar darauf, fast gleichzeitig erfuhr man im Hauptquartier zu Olmütz, daß man nach einem Schattenbilde ohne Inhalt gegriffen; daß man alle diese Opfer einer Hilfsmacht gebracht, die lediglich auf dem Papier existirte; Sachsen zwar hatte sich schon am 8. Juni, auf Anfrage des nach Dresden gesendeten k. k. Obersten Beck von der Generaladjutantur, ganz bestimmt und ohne Vorbehalt zum Kriege bereit erklärt, sobald ein Bundesbeschluß vorliegen oder Preußen die Landesgränze überschreiten würde. Herr v. d. Pfordten aber äußerte am selben Tage: Bayern würde diejenige der beiden Großmächte bekämpfen, die zuerst zu den Waffen griffe. Baden's Haltung wurde erst eine entschiedene, nachdem der Großherzog Anfangs Juni einen Besuch bei dem König Johann auf Schloß Pillnitz abgestattet; Prinz Alexander von Hessen aber durfte die auch von Baden und Würtemberg angestrebte Stellung als Kommandant des achten Armeekorps erst antreten, nachdem er des österreichischen Fahneneides entbunden war. In einer am 1. Juni unter dem Vorsitze v. d. Tann's zu München abgehaltenen Konferenz von Militärbevollmächtigten erklärten Bayern, Württemberg, Baden, Darmstadt und Nassau sich bereit, bis Mitte des Monats reichlich 100,000 Mann mit mehr als 300 Geschützen zu mobilisiren und diese Armee in kurzer Frist bedeutend zu verstärken. Rechnete man hiezu noch 20,000 Hannoveraner und die 6000 Mann der kurhessischen Brigade, so wie die aus Mainz und Rastatt gezogenen österreichischen Garnisonen, so waren es gut 120,000 Mann, die wohl im Stande hätten sein sollen, gegen die Pläne der 50,000 Mann starken preußischen Westarmee ein Gewicht in die Wagschale zu werfen. Aber sobald v. d. Tann (9. Juni) in Wien und dann 5 Tage später in Olmütz eintraf, um eine Verständigung über gemeinsame Operationen zwischen der österreichischen Nord- und der süddeutschen Armee herbeizuführen, überzeugte man sich im österreichischen Hauptquartiere auch, daß — mit Ausnahme Sachsen's — alle Hoffnungen auf Sand gebaut waren. Die militärischen Punktationen zwischen Oesterreich und Bayern, die am 14. Juni zu Olmütz von den Chefs der beiderseitigen Generalstäbe, Baron Henikstein und v. d. Tann, unterzeichnet wurden, sind bekannt. Neu aber sind die Verhandlungen, die sich an das Zustandekommen dieses Dokuments und namentlich an den §. 3 desselben knüpften, wonach Prinz Karl als Oberbefehlshaber des siebenten (bayerischen) und des achten Armeekorps zwar den Direktiven des österreichischen Oberkommando's untergeordnet bleiben, aber stets darauf Rücksicht genommen werden sollte, daß der eigentliche Zweck der süddeutschen Kontingente in der Deckung ihrer verschiedenen Landesgebiete bestehe. Generaladjutant Graf Crenneville überbrachte den Entwurf aus Wien nach Olmütz. Bei den Verhandlungen daselbst war jedoch nur eine unbedeutende, formelle Abänderung zu erreichen, und Feldmarschallieutenant Henikstein schrieb nach Wien an den Minister des Auswärtigen: es sei

nun auf eine ersprießliche militärische Kooperation noch weniger zu rechnen, weil die verschiedenen Regierungen die direkte, aber zweckwidrige Deckung der eigenen Gränzen immer für dringend nöthig halten würden. „Allerdings, fügte er hinzu, hilft auch keine verbesserte Punktation, wenn die Regierungen überhaupt nicht den ernsten Willen haben, mit allen Kräften zur Erreichung des Hauptzweckes mitzuarbeiten." Auf dem Papiere freilich brachte Henikstein am selben Tage noch eine andere Konvention mit v. d. Tann zu Stande, der zufolge die Nordarmee Ende Juni oder Anfangs Juli im nordöstlichen Böhmen, zwischen der Iser und oberen Elbe, Front gegen das Riesengebirge, konzentrirt sein sollte, und alle „unter dem Prinzen Karl stehenden Streitkräfte möglichst bald in möglichster Stärke mit der k. k. Nordarmee in mehrgedachter Stellung in unmittelbaren Anschluß zu treten hätten." Da dieß „von höchster Wichtigkeit" sei, solle sich „die bayerische Armee möglichst bald an passenden Orten längs der Eisenbahn in der Richtung Bayreuth-Schwandorf zusammenziehen, um im geeigneten Zeitpunkte mit dem noch beizuziehenden achten Bundes-Armeekorps und den sonstigen Kontingenten den Marsch zur Vereinigung mit der k. k. Nordarmee anzutreten." Allein am 18. Juni wußte man bereits in Wien und ward Feldzeugmeister Benedek verständigt, daß die bayerische Regierung nicht gesonnen war, ihre Truppen nach Böhmen abrücken und mit der Nordarmee vereint agiren zu lassen. Feldmarschall Graf Huyn, der Tags darauf, am 19., in das bayerische Hauptquartier abreiste, versuchte zwar den Marsch der bayerischen Armee nach Böhmen oder wenigstens in nördlicher Richtung, so daß dadurch die Nordarmee indirekt unterstützt worden wäre, zu befürworten — aber alle diese Bestrebungen scheiterten an politischen Einflüssen.

Mannigfaltigkeiten.

[Altgewerbliches.] In Wiesbaden war der Sitz der ältesten deutschen Seifensieder. Das Raffinement der Römer, an welches vielfach unsere modernen Moden erinnern, wußte sich, wo ihre Waffen gesiegt, auch sogar den damals noch ärmlichen Gewerbfleiß der Eingebornen dienstbar zu machen. Beizende Seifen und Pomaden, welche die alten Deutschen in Hessen und Wiesbaden zubereiteten, um ihre hochblonden Haare roth zu färben, sammt letzteren selbst, wurden den Schönen Roms zur Benutzung übersendet. Auch eine Seife zum Schwarzfärben der Haare bezog Rom aus Wiesbaden, wo sich die ältesten deutschen Seifensieder befanden. Erst mit der Ansiedelung der Handwerker in den Städten verschwand die frühere Verachtung derselben und die Arbeit gelangte zu der ihr gebührenden Ehre. Nur einzelne Gattungen von Gewerbtreibenden blieben „anrüchig", entweder weil deren Gewerbe ferner auf dem Lande getrieben wurde, oder weil mit ihrem Betriebe besonders viel Gelegenheit zu Verunreinungen verbunden war. Nur Müller, Bader, Gerber, Leineweber, für welche die engen Mauern der Städte keinen Raum hatten, wurden, selbst von den städtischen Handwerkern, fortwährend als unehrbar angesehen. Dagegen klebte damals den Handlungen des Nachrichters, des Henkers kein Makel an. In den Zeiten des grauen Heidenthums vollzog nämlich der Priester allein die Hinrichtungen, und diesem Brauche folgend, hatte in den schwäbischen Städten der jüngste Schöffe, in den fränkischen dagegen kurioser Weise, der jüngste Ehemann das Nachrichteramt zu versehen. Nach dem Sachsenspiegel lag dasselbe den Frohnboten an freien Leuten ob und in den westphälischen Vehmgerichten vollzog der geringste Schöffe das Urtheil noch, als die Einführung des römischen Rechts längst die Hinrichtungen dem für unehrlich erklärten Nachrichter übertragen hatte. Die Beschäftigung des Letztern wurde erst vom spätern Mittelalter an für entehrend gehalten, und erst da findet man sie überhaupt als vom Staat angestellte Leute.

Charade.

Am Maste der Wimpel,
Das Fähnlein am Thurm,
Des Eichbaums Wipfel,
Umsauset vom Sturm,
Das Riesengebirg in der bläulichen Ferne,
Die Wolken, der Mond und die blinkenden Sterne —
Das Alles erscheint, wie mein Erstes besagt.
Vernimm', wie die Freude mein Zweites verjagt,
Und wie's an der Schwelle des Jammers verweilet!
Was gibt's denn, wohin man so jubelt und eilet?
Geschmückte Gewänder,
Und rosige Bänder,
Ein buntes Gemische,
Beladene Tische,
Beim Scheine der Kerzen
Zwei pochende Herzen,
Es drohet dem Kranze,
Mein jubelndes Ganze.

Auflösung der Charade in Nr. 268:
Orgel.

Redakteur Gustav Meiser t. — Druck und Verlag der F. Mailand'schen Druckerei.



Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 278 Freitag, 22. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XV.

In Zeit von wenigen Tagen war eine große Veränderung in Carlshofs Hause vorgegangen. Der Baron Alexander von Hoskul hatte dem Chef desselben, der sich jetzt wieder ziemlich wohl fühlte, seinen Besuch abgestattet, und ihm, nachdem er ihm einige Dokumente vorgelegt, die ihn als Bevollmächtigten seines reichen Oheims in Kurland auswiesen, eine direkte Handelsverbindung in Bezug auf die Naturprodukte, welche die Rittergüter seines Anverwandten in großen Massen lieferten, vorgeschlagen.

Carlshof war schon durch die gewinnende Art und Weise, in welcher sich der Baron bei ihm einzuführen, und ohne den geringsten adeligen Hochmuth zu zeigen, den bürgerlichen Geschäftston so richtig zu treffen wußte, schnell für ihn eingenommen worden, und da er in der Verbindung einen nicht unerheblichen Vortheil zu erblicken glaubte, so war er nach kurzer Ueberlegung darauf eingegangen. Mit seiner gewohnten Vorsicht, mit welcher er jede neue Unternehmung begann, schlug er freilich Anfangs vor, sich an den Besitzer der kurländischen Rittergüter selbst wenden zu wollen; allein er stand auch wieder davon ab, als Hoskul erklärte, daß dieß zu nichts führen könne, da sich sein Oheim auf Reisen durch das südliche Frankreich und Italien befände und erst zur Zeit der Ernte nach Kurland zurückkehren werde, weßhalb er ihn auch mit förmlicher Vollmacht zu jedem Abschlusse versehen habe. Die freundliche Einladung des Kaufmanns, sein Haus recht häufig zu besuchen, während seines Aufenthaltes in Hamburg, wo er doch fremd sei, nahm der junge Baron mit höflicher Dankesäußerung an, und führte auch seinen Freund, den Marquis de Roselli dort ein.

Da nun auch der Informator dem Kaufmann mittheilte, daß er den jungen Baron kenne, indem er die Universität zu Berlin mit ihm besucht, wo er als Neffe und anerkannter Universalerbe seines reichen Oheims in den ersten Adelsfamilien verkehrt habe, so glaubte Carlshof auch nicht den geringsten Gedanken eines Mißtrauens gegen den jungen Mann in sich aufkommen lassen zu dürfen, und begegnete ihm und seinem Freunde mit der größten Zuvorkommenheit.

Ein brillantes Diner war zu Ehren der beiden Fremden gegeben worden, dem sich auch trotz aller Spannung, die Frau Kommerzienräthin und Clarissa, angeblich um die Würde des Hauses zu repräsentiren, in der That aber nur aus Neugierde, angeschlossen hatten.

Baron von Hoskul hatte auch nicht verfehlt, seinen ganzen Zauber auf seine schöne Tischnachbarin, die Tochter des Hauses, einwirken zu lassen, und es war ihm ungemein schnell gelungen, ihr sonst so kaltes Herz in Flammen zu setzen; während der Marquis sich mit gleichem Glücke bemüht hatte, das Wohlwollen der Kommerzienräthin zu gewinnen, und einen wahrhaft verwirrenden Eindruck in ihr hervorzurufen.

Großmutter und Enkelin waren so entzückt von den beiden Fremden, daß sie, um jede Annäherung derselben begünstigen zu können, einen förmlichen Waffenstillstand mit dem Chef des Hauses schlossen, und auch die übrigen Familienmitglieder wenigstens in Ruhe ließen, und ihnen wenig oder gar keine Beachtung schenkten.

Albert benutzte diese Ruhepause, um wieder Fassung zu gewinnen, und als er bemerkte, daß sein Vater ihm freundlich begegnete, und ihn mit keiner Sylbe daran erinnerte, seinen Entschluß auszusprechen auf die an ihn gestellte Forderung, seine Trennung mit Adele betreffend, begann er selbst wieder Hoffnung zu schöpfen, daß vielleicht die drohende Wetterwolke, ohne einen vernichtenden Blitz auf ihn hernieder zu schleudern, über seinem Haupte vorüber gehen werde. Noch hatte er seiner Gattin das Ansinnen seines Vaters, welches ihn so schwer bedrückte, mit keinem Worte verrathen, und Adelens harmloses Gemüth hatte bald seine Heiterkeit wiedergefunden, mit welcher sie auch den Geliebten seiner trüben Stimmung wieder zu entreißen suchte. Doch hielten sich Beide von den übrigen Familien zurückgezogen, und nahmen keinen Antheil an den Festlichkeiten, welche zu Ehren der beiden Fremden veranstaltet wurden, so daß Albert den Baron nur auf dem Comptoir, wohin er zweimal während der Geschäftsstunden gekommen war, um seinen Vater zu sprechen, flüchtig kennen gelernt hatte.

Der ältere Carlshof fühlte sich, nachdem der Schlag-

anfall so rasch und glücklich vorüber gegangen war, wie neu belebt; er erfreute sich des Friedens, der jetzt im Hause herrschte, und ließ seine Mutter, um sie bei ihrer guten Laune zu erhalten, ganz uneingeschränkt walten, bei allen Anordnungen, die sie, um den Glanz und die Ehre des Hauses zu bewahren, in Betreff der Bewirthung und Unterhaltung der beiden fremden, hochgeborenen Gäste treffen zu müssen glaubte. Da sie auch jetzt für nichts Anderes Sinn zu haben schien, als die Repräsentation des Hauses nach ihrer Weise würdig durchzuführen, und von ihrer Seite der Rückzahlung des Kapitals und der Trennung der Ehe Alberts auch nicht die geringste Erwähnung mehr geschah, so glaubte er selbst auch davon schweigen, und Alles in dem bisherigen Zustande belassen zu dürfen. Auch sein Bruder rieth ihm dazu, um keine fernere Aufregung hervorzurufen, und äußerte zugleich die Hoffnung, daß die Mutter wahrscheinlich jene herzlosen Forderungen nur in der ersten Aufwallung ihres Zornes gestellt, und schon wieder bereut habe. Carlshof ließ sich gern überreden, dieser Hoffnung beizustimmen; ja, er schmeichelte sich selbst noch mit einer anderen Hoffnung, die er seinem Bruder nicht vertraute, die ihm aber im rosigsten Lichte erschien, und die, wenn sie sich erfüllte, ihm auch in geschäftlicher Hinsicht glänzende Aussichten zu eröffnen versprach.

Es war ihm nicht entgangen, daß der Baron Hoskul seiner Tochter Clarissa eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendete, die ihm mit ernsten Absichten verbunden zu sein schien. Es war ja nicht der erste Fall, daß sich ein Edelmann aus alter angesehener Familie mit einer hamburgischen Kaufmannstochter vermählt hatte, und Clarissa schien sich ihm mit ihrem ganzen hocharistokratischen Wesen wohl dazu zu eignen, sich mit Glück auch in der hohen Sphäre des Adels bewegen zu können. Er würde deßhalb auch in eine Verbindung zwischen ihr und dem Baron freudig eingewilligt haben, wenn dieser die Zustimmung seines Oheims erhielt, und der reiche Schwiegersohn dann durch die Lieferung der Naturprodukte seiner zu erbenden Rittergüter in steter Geschäftsverbindung mit der Firma „Gottfried Carlshof und Söhne" blieb.

Otto blickte indessen mit Gleichgültigkeit auf die beiden Fremden, die im väterlichen Hause ein- und ausgingen; denn er fühlte sich, in Folge seiner humanen und liberalen Grundsätze, weit mehr zum Volke als zum hohen Adel hingezogen. So unangenehm ihm auch die Stellung war, die sein Vater ihm in England zugewiesen hatte, so war doch in dieser Hinsicht eine rasche Sinnesänderung in ihm vorgegangen. Er hatte seinem Vater ohne Widerspruch sein Wort gegeben, sich seinem Willen fügen zu wollen, aber er nährte einen geheimen Plan dabei, den er zugleich damit in Ausführung zu bringen gedachte. Er liebte Roswitha aufrichtig und wahr, und hegte die redlichsten Absichten, sich für das ganze Leben mit ihr zu verbinden. Jetzt, da sie seinen wahren Stand und Namen entdeckt hatte, mußte er ihr zeigen, daß es auch wirklich sein Ernst sei, sie zu seiner Gattin zu machen. Aber er sah auch ein, daß dieß in offener Weise in seiner Vaterstadt wohl schwerlich zu erreichen sein würde, da er auch nicht die geringste Hoffnung nähren durfte, die Einwilligung seiner Familie zu erlangen. Indessen hatte ihm sein Bruder Albert mit seiner im Auslande heimlich geschlossenen Ehe ein Beispiel gegeben, dem er nachzufolgen beschloß. Wenn er sich mit seiner Roswitha in England gesetzlich verband, was konnte dann seine Familie gegen die geschehene Thatsache noch einwenden? Hatten doch seine Eltern auch Alberts Ehe nachträglich anerkannt, und wenn sie nur irgend gerecht sein wollten, mußten sie ihm in gleichem Falle auch die gleiche Nachsicht schenken. Es kam jetzt also nur darauf an, Roswitha und ihre Mutter zu überreden, ihm nach London zu folgen, was ihm aber noch nicht hatte gelingen wollen, da Beiden der Gedanke an eine Heirath gegen den Willen seiner Eltern widerwärtig und beängstigend für ihre Zukunft erschien. Indessen hatte er noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, sie doch noch zu bewegen, seinem Wunsche Folge zu leisten, und er hatte deßhalb seine Vorbereitungen zur Abreise noch immer zu verzögern gesucht, obgleich ihn sein Vater mehrmals ermahnt hatte, dieselben zu beeilen, da ihm Harry Wells vor einigen Tagen angezeigt, daß er die Commandite in London bereits eröffnet, und bedeutende Waareneinkäufe abgeschlossen, wozu ihm die Firma Carlshof in Hamburg vorläufig einen Kredit von 50,000 Mark eröffnet hatte.

Aber der helle Sonnenschein, der sich in dem sonst so friedenslosen Hause eingefunden hatte, sollte wenigstens theilweise bald wieder verschwinden. Es war eine Hiobspost aus Danzig eingetroffen, nach welcher dort ein bedeutendes Handelshaus, mit welchem Carlshof in enger Verbindung gestanden, sich in Gefahr befand zu falliren. Der Verlust, den er dadurch erleiden konnte, war nicht unbedeutend, und mußte ihn gerade jetzt um so empfindlicher treffen, da ihn bereits andere, ähnliche Unglücksfälle betroffen hatten. Um daher noch zu retten, was zu retten war, beschloß er, seinen Sohn Albert sogleich mit genügender Vollmacht, das Interesse des Hauses wahrzunehmen, nach Danzig zu senden, und obgleich dieser die unabweisbare Nothwendigkeit der Reise anerkannte, so fühlte er sich doch sehr schmerzlich berührt durch den Gedanken, sich gerade jetzt, wo das Damoklesschwert der Scheidung noch über ihrem Haupte schwebte, von seiner Adele trennen zu müssen.

Dadurch sah er sich auch jetzt gezwungen, sein Schweigen zu brechen, und seinem Vater offen einzugestehen, daß er sich noch nicht habe überwinden können, einen festen Entschluß in Bezug auf seine Forderung zu fassen, und der ältere Carlshof suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm sein Wort gab, die ganze Angelegenheit ruhen zu

lassen, so lange sie nicht von seiner Mutter selbst wieder gewaltsam angeregt werde.

Dies vermochte aber Albert nur wenig zu trösten, denn er wußte, daß es der gestrengen Kommerzienräthin jede Stunde einfallen konnte, mit ihrer gewohnten Hartnäckigkeit auf ihrer Forderung zu bestehen und die Macht ihres Einflusses so weit zu treiben, daß die arme Adele vielleicht in seiner Abwesenheit aus dem Hause vertrieben wurde.

Er befand sich deßhalb auch in der trübesten Stimmung, als er ihr berichtete, daß er in Geschäften ungesäumt abreisen müsse, doch sie nahm seine Mittheilung ziemlich gefaßt auf, und suchte ihm die Betrübniß, die sie darüber empfand, zu verbergen.

„Sorge nicht um mich, mein Albert", sprach sie zu ihm, nachdem er sich in den schmerzlichsten Klagen erschöpft hatte. „Ich werde hier im Hause so still und verborgen leben, wie ein armes Mäuschen, und Niemand durch meine Gegenwart stören. Ich werde den Besuchen bei meinem Vater mehr Zeit widmen als bisher, und Deine gute Mutter wird fleißiger zu mir kommen, da ja die Frau Kommerzienräthin doch jetzt das Regiment allein im Hause führt."

Albert aber bat sie noch dringend, ihm das Versprechen zu leisten, vor seiner ganzen Familie die Anwesenheit ihres Vaters in der Stadt geheim zu halten, und nicht nach der Ursache, die ihn dazu bewege, zu forschen. Sie gelobte ihm auch dieß heilig, obgleich in schmerzlicher Bewegung; denn es that ihr unaussprechlich weh, daß sie ihren guten, redlichen Vater verleugnen sollte.

Noch an demselben Abend reiste Albert mit dem Nachtzuge ab, und als Adele, die ihn bis zum Bahnhofe begleitet hatte, das Haus wieder betrat, wo sie nun schutzlos und verlassen leben sollte, da seufzte sie so recht aus schwerem Herzen heraus: „Steh' mir bei, lieber Gott; denn mir ahnet, es wird eine trübe Zeit über mich kommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein abenteuerliches Leben fand kürzlich in Wien sein Ende. Es starb der 61jährige Privater Eduard Marné. Derselbe, der Sohn einer sehr reichen französischen Emigrantenfamilie, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung und trat sofort nach Vollendung seiner Studien in russische Staatsdienste. Eines Tages aber wurde er aus seiner Wohnung abgeholt und ohne Urtheil, ja selbst ohne Verhör, schon am nächsten Morgen in einen Wagen gesetzt und nach Sibirien gebracht. Sein Bestimmungsort war Tobolsk, wo er durch 11 Jahre Staatsgefangener blieb. Seine freie Zeit benützte er zur Ausarbeitung eines noch jetzt geschätzten Werkes über Sibirien, welches er im Manuskript in Begleitung eines Gnadengesuches an Kaiser Nikolaus nach Petersburg sandte. Bald darauf erhielt er seine Befreiung mit dem Beisatze, „nie mehr das russische Land zu betreten". Im Jahre 1840 verließ er Tobolsk und ging nach der Türkei, wo er aber kaum zwei Jahre blieb, da ihm durch den Tod seines Onkel ein Vermögen von nahe einer Million Franken zufiel. Er übersiedelte mit dem Gelde nach Paris, wo er bald durch seine maßlose Verschwendungssucht auffiel; er trieb solche Extravaganzen, aß er beinahe ein Jahr im Irrenhause festgehalten wurde. Wieder entlassen, trieb er sein früheres Wesen, und binnen Kurzem war er mit seinem Gelde zu Ende. Nun machte er einen Selbstmordversuch, die Kugel blieb im Rücken stecken, wurde ihm ausgeschnitten, und er kam mit dem Leben davon. Von jetzt an zählte er zu den dunkeln Existenzen, er wurde Spielhalter, Fechtmeister, Sekretär; endlich der Regierung verdächtig, ward er, nachdem er das Heimathsrecht verloren, außer Landes gebracht. Zuerst ging er nach England, wo er eine Zeit Polizeimann war, später nach Amerika, und, wie er erzählte, nach Kalifornien. Einer der von Fortuna Begünstigten war auch Marné. Mit einem großen Vermögen kam er nach Hamburg und übersiedelte von dort nach Wien. Hier vertrieb er sich die Zeit mit kostspieligen und nutzlosen chemischen Versuchen, dabei schwand sein Geld, und wenn ihn nicht ein Freund noch bei Zeiten dahin gebracht hätte, durch einen Theil seines Geldes sich eine Leibrente zu sichern, so würde er seine letzten Tage in bitterster Armuth verbracht haben. Vor zwei Jahren stellten sich bei ihm so heftige Geistesstörungen ein, daß man es gerathen fand, ihn in eine Privat-Irrenanstalt zu schaffen, welche er auch bis zu seinem Tode nicht wieder verließ.

[Sternschnuppen.] Daß unsere Astronomen falsch gerechnet haben, als sie die diesjährige Rückkehr des großartigen Sternschnuppen-Phänomens auf die Mitternachts- und frühen Morgenstunden des 14. ds. Mts. ansetzten, ist Jedem klar geworden, der den Sternhimmel die Nacht hindurch beobachtete. In den gewöhnlichen November-Perioden früherer Jahre erschienen bei günstigen atmosphärischen Umständen die Sternschnuppen in größerer Zahl und mit intensiverem Glanze, als Diesesmal, welches Minus freilich dem überstrahlenden Vollmonde und der nicht wolkenfreien Atmosphäre zur Last zu legen ist. Auch waren in zweien der übrigen Quadranten des Himmels fast ebenso viele (oder wenige) und glänzende Meteore zu sehen, wie in den Quadranten des Löwen, des Ausstrahlspunktes für den großen Sternschnuppenregen. Die beiden größten Meteore sah man nicht im Löwen, sondern

eines kurz vor Mitternacht zwischen Schwan und Leier, das andere 5¼ Uhr im Krebs; die übrigen waren geringen Grades. Kurz, das große Phänomen ist bis Sonnenaufgang nicht zu sehen gewesen und die deutschen Astronomen, welche es auf die Mitte der Nacht bestimmten, hatten Unrecht. Hatten die englischen Astronomen, wie Herschel und Hind Recht? Sie erwarteten das Maximum kurz vor Sonnenaufgang (für Greenwich, was uns Kontinentalen also jede Aussicht, es zu erblicken, rauben mußte). Leider läßt es sich nicht verifiziren, denn lange, ehe diese Zeit eintrat, hatte der Himmel (wenigstens in London und Umgegend), der in den ersten Morgenstunden ziemlich klar gewesen, sich mit einem Wolkenschleier überzogen. Als das Maximum des Phänomens eintreten sollte, fielen Demjenigen, der nach Sternschnuppen ausschaute, statt der Meteor-Lichtstrahlen Regentropfen in's Gesicht.

[Neues Schießpulver.] Einige mit dem vom Ingenieur A. Nobel in Stockholm erfundenen neuen Schießpulver angestellten Versuche haben, nach Mittheilung des „Aftonbladet" ganz erstaunenswerthe Resultate geliefert. Es heißt darin u. A.: „Mit einer geringen Quantität dieses Pulvers, in losem Zustande auf einen Granitblock von größter Dimension gelegt, und in der dazu eigens erforderlichen Weise angezündet, wird der Stein in mehrere Stücke auseinander gespaltet, wogegen gewöhnliches Pulver, wenn man es in derselben Weise und selbst in vielfach verdoppelter Quantität benützt, nicht die mindeste Wirkung hervorbringt. Granaten, welche mit diesem Pulver gefüllt und aus einer kleinen Kanone gegen einen Felsen geschossen werden, explodiren beim Anprallen und zerstückeln eine Fläche des Felsens, welche bedeutend größer, als die Dimension der Granate ist ꝛc. ꝛc. Minen, welche unter dem Wasser angebracht und angezündet wurden, haben ebenfalls große Zerstörungen angerichtet. Trotz Entwicklung dieser unglaublichen Kraft kann das neue Pulver ohne Gefahr mit einem brennenden Schwefelholz angezündet werden, ohne zu explodiren. Es ist deßhalb durchaus nicht mit Gefahr verbunden, dieses Pulver zu lagern oder zu transportiren; denn nur in der von dem Erfinder angegebenen Weise kann das Pulver zum Explodiren gebracht werden.

[Ein heißer See.] Im Quellengebiet des Yellow Stoneflusses in Dakota ist ein 40 Acker bedeckender heißer Salzwassersee entdeckt worden, der beständig auf Siedehitze steht. Fleisch, das man hineinwirft, ist binnen 40 Minuten gar gesotten.

Die Aufhebung der Kettenstrafe wurde in Wien am 19. November in festlicher Weise den Sträflingen proklamirt. Die Zeremonie begann mit einem Tedeum, das in der sehr würdig ausgestatteten Hauskapelle der Strafanstalt abgehalten wurde. Das Schiff sowohl, als die Seitenräume waren dicht gefüllt von Sträflingen in der grauen Uniform und mit den Schellen und Ketten, die heute zum Letztenmale an ihnen klirren sollten. Die Orgel wurde von einem Sträfling gespielt. Nach Beendigung des Gottesdienstes begaben sich die Sträflinge unter dem Gerassel der Fesseln in das Unterrichtszimmer des Hauses, wo der erste Präsident des Landesgerichtes, Ritter v. Boschan, das sanktionirte Gesetz verlas und hierauf eine Anrede an die seltsame Versammlung richtete. Während der Ansprache brachen die weiblichen Sträflinge, welchen der vordere Raum angewiesen war, in Schluchzen aus. Die männlichen zeigten je nach ihrer Gemüthsart Ernst, bloße Neugierde oder Gleichgiltigkeit. Nachdem die Honorationen sich entfernt hatten, hielt noch der Seelsorger eine Ansprache, worauf mit der Loshämmerung der Ketten begonnen wurde.

Charade.

An deines Lebens gold'nem Morgen,
Als du dir selbst noch unbewußt,
Da drückten unter harten Sorgen
Die ersten Zwei dich an die Brust.
Und deiner Lippen erstes Lallen
War ihres süßen Namens Klang;
Der nie im Herzen wird verhallen,
Und dich entflammt zum reinsten Dank.

Und freundlich deine Bahn zu schmücken,
Erschien das zweite Sylbenpaar;
Es sprach ein seliges Entzücken
Aus seinen Augen rein und klar,
O glücklich! wo die holden Beiden
Im Herzen walten fromm und rein,
Da muß ein Paradies der Freuden,
Der Himmel selbst auf Erden sein.

Das Ganze ist der Seelengröße,
Und Selbstverläugnung hohes Bild;
Es achtet nicht Gefahr und Blöße,
Wenn es dem zarten Liebling gilt.
Ja, selbst das eig'ne theure Leben,
Ist's aufzuopfern gern bereit;
Die Lösung, kannst du sie mir geben?
Sinn' ihr nur nach; sie liegt nicht weit.

A. Köhler.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 279 Samstag, 23. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XVI.

Die arme Adele hatte sich nicht getäuscht, es sollten wirklich recht trübe Tage über sie kommen. Die Abreise ihres Alberts war so schnell gekommen, daß sie sich gar nicht mit dem Gedanken hatte vertraut machen können, ohne ihn zwischen der ihr größtentheils feindlich gesinnten Familie zu leben. Nun war bereits eine ganze Woche seit seiner Entfernung vergangen, und sie hatte sich noch nicht an ihr Alleinsein gewöhnen können, denn ihr Albert fehlte ihr überall und alle ihre Gedanken weilten unablässig bei ihm in weiter Ferne.

Seine Mutter, die sie geglaubt hatte jetzt recht oft bei sich zu sehen, da sie den größten Theil des Tages einsam in ihren Zimmern zubrachte, hielt sich noch mehr als sonst zurückgezogen von ihr, und wenn sie kam, so trat ihre gewöhnliche Scheu nur noch lebhafter hervor, und es schien ihr etwas auf dem Herzen zu lasten, was sie der armen Verlassenen jedoch verhehlte. Wohl war ihr fühlendes Mutterherz auch schwer bedrückt, denn ihr Gatte hatte ihr mitgetheilt, daß die Großmutter Alberts Scheidung verlange, und es war ihr schmerzlich, der guten Adele, die sie so innig liebgewonnen, mit diesem verhängnißvollen Geheimnisse in der Brust, unter die Augen zu treten, denn sie glaubte ihr die grausame Forderung verschweigen zu müssen, und hatte keinen Trost für sie. Aber auch selbst Theodor, der sonst so gern bei ihr verweilte, wurde jetzt von ihr zurückgehalten, und sie hatte noch nicht entdecken können, durch welchen Einfluß dieß geschah.

Der ältere Carlshof begegnete ihr nur selten im Hause, und ging dann ihren freundlichen Gruß ernst und einsylbig erwidernd, an ihr vorüber, ohne sie weiter anzureden.

Otto brachte jede freie Stunde bei Roswitha zu, und war überhaupt mit seinen eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, als daß er nur daran gedacht, die trübe Einsamkeit seiner Schwägerin durch einen freundlichen Besuch zu erhellen. Mit der Kommerzienräthin und Clarissa traf sie aber gar nicht zusammen; denn diese hielten sich den ganzen Tag über nur in der abgeschiedenen Wohnung der Ersteren, oder in den Besuchzimmern des Hauses auf, wenn der Baron und der Marquis gegenwärtig waren, was sehr häufig stattfand.

So war Adele nur auf den Umgang mit ihrem Vater beschränkt, den sie aber jetzt auch stets von einer seltsamen Unruhe gequält fand, deren Grund er ihr hartnäckig verschwieg, obgleich er ihr wiederholt die Versicherung gab, daß durchaus keine Besorgniß irgend einer drohenden Gefahr vorliege. Aber seine Zerstreutheit machte ihn doch unfähiger als sonst, sie liebreich zu trösten, und auf ihre Gespräche, die fast alle nur ihren Albert zum Gegenstande hatten, einzugehen. Trotzdem gewährte ihr doch jeder Besuch bei ihrem Vater eine Erholung. Sie fühlte sich ruhiger und sicherer unter seinem Schutze, als in dem stolzen Kaufmannshause und athmete in seiner Nähe freier. Aber auch selbst diese einzige Erholung sollte ihr geschmälert werden, denn ihre täglichen Ausgänge am frühen Morgen, und ihr stundenlanges Außenbleiben waren doch im Hause nicht unbemerkt geblieben, und Alberts Mutter hatte sie darüber sanft zur Rede gestellt.

Adele hatte ihr, da sie ihr die Wahrheit nicht mittheilen durfte, zur Antwort gegeben, daß sie auf der Promenade täglich spazieren gehe, da sie zu sehr an die freie Luft gewöhnt sei, als daß sie dieselbe ohne Nachtheil für ihre Gesundheit entbehren könne. Albert habe es ihr erlaubt, und er sei selbst mit ihr des Morgens nach der Promenade gegangen.

Die Mutter aber gab ihr zu erkennen, daß sie dieß jetzt in seiner Abwesenheit einstellen müsse, da es gegen die Gesetze des Anstandes sei für eine Dame von Stande, ganz allein spazieren zu gehen, und sich vielleicht dadurch Nachstellungen und übler Nachrede auszusetzen.

Adele schwieg, obgleich sie nicht einsah, wie man sich übler Nachrede aussetzen könne, wenn man doch nichts Uebles thue; allein sie wollte der gütigen Frau nicht widersprechen, und so erklärte sie denn willig, ihre Morgenspaziergänge wenigstens einschränken zu wollen, ohne zu verrathen, welch' schweres Opfer sie damit brachte.

Bei reiflicher Ueberlegung aber fand sie es doch allzuhart, daß sie nun auch dem Verkehr mit ihrem Vater entsagen sollte, und beschloß deßhalb auf Mittel

und Wege zu denken, die ihn doch täglich mit ihm zusammenführen sollten.

Sie hatte die frühen Besuche im Garten des Hauses aufgegeben, seitdem sie bemerkt hatte, daß der ältere Carlshof, welcher sich gerade um diese Zeit auch dort befand, dadurch gestört wurde, und ihr auswich, wodurch sie an seine Mahnung erinnert worden war, jede Annäherung an ihm zu meiden. In den spätern Morgenstunden und des Nachmittags hatten die Kommerzienräthin und Clarissa den Garten in Beschlag genommen, aber da sie, wie fast alle vornehmen Damen, sehr empfindlich gegen die Abendluft waren, so verließen sie ihn gewöhnlich zwischen sieben und acht Uhr, um sich auf ihre Zimmer zurückzuziehen, und von dieser Zeit an kam Niemand mehr in den Garten.

Darauf bauete nun Adele ihren Plan, nach Einbruch der Dämmerung mit ihrem Vater dort insgeheim zusammen zu treffen, was leicht auszuführen war, da sich in der äußersten Planke eine kleine Pforte befand, die nach einer andern Straße führte, und mit keinem Schlosse, sondern nur mit zwei starken Riegeln von Innen versehen war, die sich leicht zurückschieben ließen. Eine Verständigung mit ihrem Vater war bald herbeigeführt, und so waren Beide bereits schon seit mehreren Abenden im Garten zusammengetroffen und hatten im traulichen Gespräche bis um eilf Uhr dort verweilt, worauf sich Adele wieder in aller Stille in ihre Wohnung zurückzog.

Eines Nachmittags kam Clarissa, wie gewöhnlich am Nachmittage, zu ihrer Großmutter, wenn diese nach dem Diner ihre Siesta beendigt hatte. Sie war sehr aufgeregt, die interessante Blässe ihrer Wangen war verschwunden, und hatte einer Röthe Platz gemacht, während aus ihren Augen eine flammende Gluth strahlte, welche ein heftiger Sinnenreiz ihr entzündet zu haben schien.

Der stürmische Drang, ihrer Aufregung Luft zu machen, verrieth sich schon in den Worten, die sie gleich beim Eintreten in das Zimmer ausrief: „Ach, Großmama, der Baron ist gar zu reizend!"

Die Kommerzienräthin aber befand sich in einer ähnlichen Unruhe, die sie sogar ihrer Nachmittagsruhe beraubt hatte, und wenn auch ihre Augen gerade keine Gluth stürmischer Leidenschaft mehr zu ermöglichen vermochten, so gelang ihnen doch ein verliebtes Funkeln, während sie ihrer Enkelin erwiderte: „Ich sollte meinen, der Marquis wäre auch noch ganz aimable!"

Clarissa, welche ihr zu jeder andern Zeit, schon um eine andere Meinung zu behaupten, widersprochen haben würde, stimmte ihr heute mit der größten Bereitwilligkeit bei, und nachdem sie die hocharistokratische Galanterie des Marquis belobt hatte, begann sie, mit einem Anfluge von Begeisterung, die ihr sonst nicht eigen war, ein Bild des Barons mit so glänzenden Farben zu entwerfen, welches ihre Verblendung deutlich genug verrieth. Die Großmama hatte ihr, mit Selbstgefälligkeit im Sopha zurückgelehnt und mit ihrer wohlwollendsten Miene, geduldig zugehört, und entgegnete endlich: „Nun, nun, ich merke schon, daß Dein Herzchen endlich getroffen ist, und ich kann Dir nur Glück wünschen, daß der zündende Pfeil von einem Manne abgesendet wurde, dessen Stellung in der vornehmen Welt, dessen äußern und innern Vorzüge, so wie seinen Reichthum nicht zu vergessen, nur den hohen Anforderungen vollkommen entsprechend erscheinen, die Du bei einer Wahl Deines Herzens stellen darfst. Deine Schönheit und die Würde, welche stets auf Deinem väterlichen Hause ruhte, berechtigen Dich wohl, Dich aus dem Kreise des höheren Bürgerthums zu erheben, und in die Sphäre des hohen Adels überzutreten. Ich halte mich überzeugt, daß sich der Baron Dir nur in den edelsten Absichten genähert hat; denn er ist ja ein Freund des Marquis, dem der ritterliche Edelmuth auf seiner hohen Stirn geprägt steht."

„Noch keinen Augenblick habe ich daran gezweifelt," versetzte Clarissa eifrig; „daß der Baron die edelsten Absichten hegt, und ich erwarte täglich seine förmliche Werbung um meine Hand; denn daß er um mein Herz wirbt, hat er schon deutlich genug einverstanden; ja, ich will es Ihnen nur bekennen, daß er mir so eben, ehe er das Haus verließ, im Ueberwallen seines Gefühles eine so glühende Liebeserklärung gemacht hat, daß ich noch ganz verwirrt davon bin."

„Ja, es ist eine schöne Sache um das Ueberwallen des Gefühls;" fiel die Kommerzienräthin ein, und versuchte eine schwärmerische Augenverdrehung, die ihr aber mißglückte. „Ich halte mich fest überzeugt," fuhr sie dann mit vielsagender Miene fort, „daß der gute Marquis auch noch einer Ueberwallung fähig ist. Wenn ich alle seine Worte erwäge, die er mit einer wahrhaft südlichen Gluth an mich gerichtet, so darf ich wohl daraus schließen, — doch still — still — die Zeit wird's lehren!"

Clarissa hatte gar nicht auf ihre Worte geachtet, die sie mehr wie ein Selbstgespräch vor sich hin gesprochen hatte; denn sie war viel zu sehr mit ihren eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt. Auch verließ sie die Großmutter bald darauf, um eine andere Toilette anzulegen, denn die beiden Fremden waren von der Kommerzienräthin zum Thee eingeladen worden, welcher im Gartenpavillon eingenommen werden sollte, und wobei man alle übrigen Familienmitglieder entbehren zu können glaubte.

Der Baron und der Marquis stellten sich auch pünktlich ein und wurden, wie immer, sehr zuvorkommend von den beiden Damen empfangen.

Hoskul schien sich selbst an Liebenswürdigkeit übertreffen zu wollen und zeigte sich unerschöpflich in seiner pikanten Unterhaltung, in welche er nicht ungeschickt von Zeit zu Zeit ein Flammenwort zu mischen wußte, welches seine glühende Leidenschaft verrathen sollte. Der Marquis aber schien sein steifes, ernstes Wesen gänzlich abgelegt

zu haben, er girrte wie ein alter Tauber, schilderte der Kommerzienräthin die prachtvolle Einrichtung seines Palastes in Genua, die reizende Lage seiner beiden Stammschlösser auf der Insel Sizilien, zu welchen großer Grundbesitz gehöre, und seufzte dazwischen so beklommen und schleuderte ihr feurige Blitze aus seinen kohlschwarzen Augen zu, wodurch sie sich veranlaßt fühlte, die strenge Würde, die sonst in den Falten ihres Antlitzes thronte, fallen zu lassen und aus fernster Jugenderinnerung eine mädchenhafte Verschämtheit heraufzubeschwören, die ihr äußerst komisch stand.

Unter dem Vorwande, die milde Abendluft zu genießen, begaben sich endlich der Baron und Clarissa in den Garten, promenirten dort und nahmen endlich in einer Laube Platz. Die Kommerzienräthin und der Marquis waren allein im Salon geblieben.

Erst eine Stunde später fanden sich die beiden Paare wieder zusammen und kaum hatten sich die fremden Herren entfernt, so rief Clarissa, mit glühenden Wangen: „Unser Bund ist geschlossen! Ich werde Baronin. Alexander bestürmte mich mit Bitten, die Seinige zu werden, und ich vermochte nicht zu widerstehen und gab ihm mein Jawort.“

Die Großmutter aber warf ihr Haupt stolz empor und entgegnete: „Nun, mein Kind, ich gratulire Dir. Doch Du wirst nicht allein dem hohen Adel angehören; auch ich werde Marquisin werden. Der edle Roselli bat mich flehend um meine Hand und ich konnte sie ihm nicht verweigern.“ Und eine so würdevolle Haltung annehmend, die Alles übertraf, was sie bisher in diesem mimischen Ausdrucke geleistet, ergriff sie den Arm ihrer ganz erstaunten Enkelin, und ging an ihrer Seite, mit den gespreizten Schritten einer Theaterkönigin in's Haus zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Julius Campe,] der Nestor der Hamburger Buchhändler und Chef der berühmten Firma Hoffmann und Campe, ist, wie schon gemeldet, am 14. ds. im Alter von 75 Jahren gestorben. Der Verstorbene war 1792 geboren und ein Neffe Joach. Heinr. Campe's, des bekannten pädagogischen Schriftstellers. In dem Geschäfte des letzteren, der renommirten Schulbuchhandlung in Braunschweig, begann unser Julius Campe seine geschäftliche Laufbahn, nahm Theil an den Freiheitskämpfen und trat nachher in die Hoffmann'sche Buchhandlung ein, die die Firma Hoffmann und Campe seit Anfang der 20er Jahre annahm. 1822 begann die selbstständige buchhändlerische Thätigkeit Julius Campe's, der die Schriften des jungen Deutschland verlegte, der einen Gutzkow, Wienbarg u. a. m. in die deutsche Literatur einführte, der Börne's und Heinrich Heine's Werke dem deutschen Volke zugänglich machte. Von dieser Zeit an wurde Campe unablässig von der Polizei und der Zensur verfolgt, ließ sich aber durch nichts irre machen, selbst dann nicht, als der durchlauchtigste deutsche Bund nicht blos alle schon geschriebenen Bücher, sondern auch die noch zu schreibenden des jungen Deutschland verbot; später sollte Campe in Betreff der „Geschichte der deutschen Höfe“ von Vehse sogar der Zwang des Zeugnisses auferlegt werden, dem er sich nicht beugte; man pfändete ihm damals eine Kommode ab. Er blieb unerschütterlich. Im Jahre 1848 gehörte er der konstituirenden Versammlung Hamburgs an, 1859 war er Mitglied der Bürgerschaft und stimmte stets mit der äußersten Linken. Seit einigen Jahren hatte er sich in Folge eines Schlaganfalles vom Geschäft zurückgezogen, das er wohlgeordnet seinem Sohne hinterläßt.

Der englische Schriftsteller Charles Dickens (Boz) ist am 8. ds. nach Liverpool abgereist, um sich dort nach Amerika einzuschiffen, wo er öffentliche Vorträge halten will. Viele seiner Freunde gaben ihm das Geleite auf den Bahnhof. Die Bahnverwaltung hat ihm einen ihrer Staatswagen zur Verfügung gestellt. Daß die Vorträge den Amerikanern gefallen werden, zweifeln wir nicht; denn Dickens ist ein Schauspieler von seltener Begabung und liest Abschnitte seiner Romane mit großer Virtuosität vor, wobei er die Stimmen der handelnden Personen, die dünnen der Kinder bis zum gröbsten Bierbaß seiner Kneipenfiguren sehr geschickt nachmacht.

[Gemeinnützige Winke für Hausfrauen.] Ueberlege Dir jeden Morgen, was Du den Tag über zu thun hast, und überdenke jeden Abend, was Du wirklich gethan hast. — Lebe jeden Tag, als ob Du morgen sterben müßtest. — Halte eine regelmäßige Buchführung über Deine Ausgaben und Einnahmen, wie klein diese auch seien; es wird Dir die Achtung Deines Gatten sichern. — Kauf, wo möglich Nichts, was Du nicht baar bezahlen kannst. — Laß Dir, auch wenn Du Deine Einkäufe baar bezahlst, eine quittirte Rechnung darüber geben und verwahre diese wohl. — Bezahle nie die Rechnung eines Kaufmanns oder Handwerkers, bevor Du sie durchgesehen und selbst addirt hast. Bezahle jede Rechnung so bald als möglich, unlasse nie die Verbindlichkeiten des alten Jahres in das neue hinüber wachsen. — Wer seine Schulden bezahlt, vermehrt seine Einkünfte. — Hast Du Kapitalschulden, so sorge dafür, daß die Zinsen pünktlich auf den Termin entrichtet werden. — Wenn Du Jemanden eine kleine Summe geliehen hast, so trage Sorge, ihn daran zu erinnern, bevor er es vergißt. — Borge nie an

Andere, wenn Du Dein Geld nicht füglich entbehren kannst. — Borge niemals Solchen, welche das Geld nur zu eitlen und selbstsüchtigen Zwecken verwenden. — Kaufe niemals, was Du nicht dringend nothwendig brauchst. Trage jede kleine Summe, die Du erübrigen kannst, auf eine Sparkasse; viele Tropfen geben einen Bach. — Betrete nie ein Auktionslokal, denn hier wirst Du nur in Versuchung kommen, Dinge zu kaufen, welche Du nicht bedarfst. — Versichere Dein Haus, Deinen Hausrath und Dein Leben, dann wirst Du um so ruhiger schlafen. — Eine Lebensversicherung, in jungen Jahren eingegangen, ist die leichteste Ersparniß. — Verschiebe nichts auf morgen, was heute noch bequem geschehen kann, — Trachte in Deiner häuslichen Einrichtung mehr nach Bequemlichkeit und Einfachheit, als nach Pracht. — Kostbare Möbeln sind eine Verschwendung von nützlichem Kapital und kosten Dich eine höhere Miethe, viele Sorge zur Unterhaltung und große Mühe für Reinigung und Instandhaltung. — Welteifere nie mit Anderen im Luxus und Entfaltung eitlen Prunks, sondern eher in Sparsamkeit und Häuslichkeit. — Kleide Dich einfach, bescheiden und zweckmäßig und am meisten dann, wenn Du in Gesellschaft von Solchen gehst, deren Glücksumstände nicht so günstig sind, wie die Deinigen.

Aus dem offiziellen Berichte des „Moniteur" über den Tag von Mentana geht Folgendes hervor: Die drei Kompagnien des 1. Regiments hatten wie auf dem Schießplatze eine bestimmte Anzahl von Patronen, die sie in einem „feu à volonté" verschießen mußten. Statt auf Scheibenbretter schoß man auf die in dichten Schaaren fliehenden Menschen. Es fehlte nur noch eine Chassepot-Kommission, um die Treffer zu notiren und Denen, die am schnellsten und besten geschossen, Preise zuzuerkennen. Beachtenswerth ist auch eine andere Stelle des Berichtes, aus der sich ergibt, daß das Bataillon des 1. Regiments zwei der famosen kleinen Infanterie-Kanonen (Kugelspritzen) in Anwendung gebracht hat. Der „Moniteur" sagt es zwar nicht gerade heraus, allein man kann die betreffende Stelle nicht anders verstehen. Zwei andere Geschütze, heißt es, waren diesem Bataillon zur Verfügung gestellt, mit denen es ein „wohlgenährtes" Feuer eröffnete. Zwei gewöhnliche Geschütze unterhalten kein wohlgenährtes Feuer, werden auch von Artilleristen und nicht von Infanteristen bedient. Endlich werden die Verheerungen wohlgefällig hervorgehoben, welche diese Geschütze angerichtet, so wie die Feuersbrunst, die sie verursacht haben.

Salzburg hat kürzlich sein Schiller-Denkmal, das erste auf österreichischem Boden, bekommen, indem der Baurath Karl Schwarz das zehn Fuß hohe Modell von der Hand Meixners, welches am hundertjährigen Geburtstage des Dichters das Fest zu Wien schmückte, in Erz hat ausführen und am heurigen Schillertag in seiner schon mit manchen Kunstwerken — namentlich mit Bronze-Statuen der sechs Nibelungen-Helden Fernkorns und mit der Kiß'schen Amazone — gezierten Villa bei Salzburg hat aufstellen lassen.

Aus dem Jahresberichte der am 14. November l. Js. zu London abgehaltenen Generalversammlung der englischen Lebensversicherungsgesellschaft „The Gresham" entnehmen wir Folgendes: Es wurden im Verlaufe des Jahres 3890 Anträge mit einer Gesammtversicherungssumme von 34,622,925 Fr. eingebracht, davon 3483 Anträge mit einer Versicherungssumme von 28,808,450 Fr. angenommen. Für neue Prämien wurden 991,422 Fr. 40 Ct. vereinnahmt. Die Einnahme der Gesellschaft erhöhte sich auf 7,442,485 Francs 50 Ct. und zwar 6,581,547 Fr. 80 Ct. aus den jährlichen Prämien und 860,937 Fr. 70 Ct. aus den Zinsen der Gesellschaftskapitalien. Für Sterbefälle und verfallene Policen wurde während des Jahres die Summe von 2,366,905 Fr. 60 Ct. verausgabt; der Reservefond um 3½ Millionen erhöht, so daß derselbe gegenwärtig über 25½ Millionen beträgt. Unter die mit Gewinnantheil Versicherten kommen für die letzten zwei Jahre 1,500,000 Fr. zur Vertheilung.

Ein Blick auf die Unglücksstatistiken der zahlreichen Kohlengruben Englands zeigt uns, daß 1866 bei einer Arbeiterzahl von 320,663 1484 Mann eines gewaltsamen Todes starben, genau 500 mehr als im Jahr vorher, und gerade auf 67,877 Tonnen geförderter Steinkohle 1 Menschenleben. 651 davon tödtete das schlagende Wetter. In den letzten zehn Jahren verunglückten im Ganzen 9916, davon 20 Proz. durch Explosion.

Logogryph.

Streiche vom Namen einer europäischen Residenzstadt den ersten und letzten Buchstaben, dann bleibt ein Kanton der Schweiz.

Auflösung des Räthsels in Nr. 270:

Blei. Pulver.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 280 Montag, 25. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XVII.

Wären die beiden verliebten Damen in Carlshofs Hause, die sich an Jahren so fern, an thörichtem Hochmuth aber so nahe standen, nicht gar so tief in ihrer Verblendung befangen gewesen, und hätten sie nur für wenige Minuten ihre schlummernde Vernunft erweckt und um Rath gefragt, so hätte schon die dringende Eile, mit welcher die beiden fremden Freier ihre Werbungen angebracht hatten, ein gerechtes Mißtrauen gegen sie in ihnen erregen müssen. Aber unablässig umgaukelt von einem endlosen Schwarm der glänzendsten Hoffnungsbilder, und ganz erfüllt von der Einbildung eines eigenen, hohen Werthes, kam es ihnen gar nicht in den Sinn, auch nur einen Augenblick an dem mächtigen Eindrucke, den sie auf ihre Bewerber hervorgerufen, und an den redlichen Gesinnungen derselben zu zweifeln. Beide waren viel zu sehr von sich selbst eingenommen, als daß es ihnen hätte auffallend erscheinen sollen, wenn es ihnen in so kurzer Zeit hatte gelingen können, die Herzen zweier Männer zu erproben, die, wie sie sicher glaubten, an Stand und Reichthum hoch über ihnen standen.

Als sie sich daher am nächsten Morgen wieder zusammenfanden, legte die Großmutter gerade eine Zeitung aus der Hand, in der sie gelesen hatte, und sprach zu der eintretenden Enkelin: „Wie ist doch die Welt so neidisch geworden! Da lese ich eben in diesem Blatte, daß sich in einer Vorstadt eine Wittwe, die schon über Siebenzig alt ist, mit einem jungen Manne, der noch in den Zwanziger-Jahren steht, verheirathet hat, und es sind spöttische Bemerkungen über diese Verbindung beigefügt, die ich höchst unpassend finde. Ich wenigstens würde mir es sehr ernstlich verbitten, wenn man über meine zukünftige Verbindung in ähnlicher Weise witzeln wollte, was doch nur aus Neid und Mißgunst geschehen könnte. Freilich finden bei mir auch ganz andere Verhältnisse statt, die schon an sich die spöttischen Zungen zügeln werden. Ich will mich ja mit keinem jungen Springinsfeld vermählen, sondern mit einem Manne von gesetztem Alter, der durch Erfahrungen gereift, durch Stand, Rang und die edelsten Gesinnungen ausgezeichnet, wohl berechtigt ist, auf alle kleinlichen Vorurtheile mit stolzer Verachtung herabzublicken, und eine freie Wahl seines Herzens zu treffen. Unsere Verlobung wird ein kolossales Aufsehen in den hiesigen höhern Kreisen erregen, und ich werde mir es mit innerer Befriedigung gefallen lassen, vielfach beneidet zu werden. Aber ich habe auch meinem Roselli vollkommen beigestimmt, als er den Wunsch äußerte, unsere Verbindung vor aller Welt, selbst vor unserer Familie, wenigstens noch vier Wochen lang zu verheimlichen, damit mich ja kein Vorwurf treffen sollte, als hätte ich mich mit meinem Jaworte allzusehr übereilt. Ach, er ist so zartfühlend, der gute Roselli, und die feinste Noblesse spricht sich aus in seinem ganzen edeln Wesen. Du mußt mir deßhalb auch ein feierliches Versprechen ablegen, das strengste Stillschweigen zu beobachten über die vertrauliche Mittheilung, die mir gestern in der Freude meines Herzens gegen Dich entschlüpfte."

Clarissa leistete bereitwillig das geforderte Versprechen, und entgegnete dann: „Auch mein Bündniß mit dem Baron wird noch einige Zeit verborgen bleiben müssen; denn auch er denkt so edel, daß er bei meinen Eltern nicht eher um mich anhalten will, als bis er dem Vater zugleich die schriftliche Einwilligung seines Oheims vorzulegen im Stande ist, der sich jetzt auf Reisen in dem südlichen Frankreich befindet. Doch hat er mir die Versicherung gegeben, daß sein Oheim mit der zärtlichsten Liebe an ihm hängt, und er mit leichter Mühe dessen Zustimmung erhalten wird, da Jener keine Adelsvorurtheile hegt und seinem Neffen längst schon eine freie Wahl zugesichert hat."

„Es ist mir zu gleicher Zeit höchst erfreulich," fuhr die Kommerzienräthin fort, „daß der Marquis eine besondere Zuneigung für merkantile und industrielle Beschäftigungen hegt, die man sonst selten in seinem Stande findet, und ich glaube, daß dieß die Sympathien nur noch vermehren wird, die uns aneinader knüpfen. Ich muß seiner Behauptung vollkommen beistimmen, wenn er meinte, der Adel würde durch das große Kapital der bürgerlichen Spekulation erdrückt und ausgesogen werden, wenn er sich nicht entschließen könne, sich mit seiner Geldmacht an Handel und Industrie zu betheiligen.

Freilich, Alles im großartigen Style, wie es dem bevorzugtesten Stande der höheren Gesellschaft auch nur geziemt. So sprach mir z. B. der Marquis von großen Eisenbahn-Unternehmungen und Fabrikanlagen in seinem schönen Vaterlande Italien, wodurch er nicht allein den Ruhm eines Beförderers des allgemeinen Wohls erringen will, sondern sein großes Vermögen auch wenigstens zu verdoppeln gedenkt. Welche reizenden Aussichten eröffnen sich mir! Ein Palais in Genua, zwei prachtvolle Stammschlösser, von väterlicher und mütterlicher Seite des Marquis, auf der Insel Sizilien, und dort werde ich herrschen im Glanze des Reichthums, an der Seite eines Eisenbahnkönigs und Fabrikfürsten." Sie schloß ganz beseligt die Augen, als ob sie das strahlende Bild, welches ihr vorschwebte, in ihrem Innern hätte festhalten wollen.

In Clarissa aber regte sich schon ein heimlicher Neid und sie bemerkte kleinlaut: „Der landwirthschaftliche Betrieb und die merkantilen Beschäftigungen sind es gerade am wenigsten, die meine Sympathien für den Baron erweckt haben, und wenn er erst durch Besitznahme seines Erbes ganz selbstständig geworden ist, werde ich ihn schon zu bewegen wissen, Beiden zu entsagen, seine Güter verwalten zu lassen, und mit mir in einer großen Residenz zu leben; denn ein ländlicher Aufenthalt in dem kalten Kurland würde mir für längere Zeit unausstehlich werden. Glücklicherweise scheint er selbst nur wenig Gefallen am Landleben zu finden, und hat es mir schon eingestanden, daß er sich weit lieber in großen Städten aufhält."

So plauderten die junge und die alte Braut noch eine Zeit lang fort, und ihre Phantasie zeigte sich unerschöpflich in der Entwerfung der reizendsten Zukunftsbilder.

Um dieselbe Zeit aber befand sich der Marquis im allgemeinen Fremdenzimmer des Hotels, in welchem er wohnte. Er hatte sich an ein Fenster gesetzt, und schauete hinaus auf die Promenade, ohne jedoch dem Durcheinandertreiben der Spaziergänger und Geschäftsleute eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen; denn er war eben mit spekulativen Gedanken ganz beschäftigt.

Sogar der Klang einer Drehorgel, welche dicht vor dem Hotel eine italienische Arie ableierte, störte ihn nicht in seinen Grübeleien, und sein sinnender Blick blieb mehr aufwärts auf die grünen Wipfel der jungen Linden gerichtet, als auf die Menschen, die sich hin- und herbewegten.

Der Orgeldreher aber, gewohnt seine Blicke an den Fenstern umherschweifen zu lassen, weil ihm von dort aus manche Gabe zugeworfen wurde, hatte ihn sogleich bemerkt und ihn scharf ins Auge gefaßt.

Er war ein starker, kräftiger Mann, der wohl etwas Nützlicheres hätte treiben können, als mit seinem Orgelkasten auf den Straßen herumzuziehen, und das ganze Gepräge seines Gesichts verrieth den Italiener. Aber es war zugleich ein Gesicht, welches den Physiognomen allerlei Bedenken erregen konnte; denn die Züge der Bosheit, wilder Verwegenheit und tückischer Rachsucht waren deutlich darin ausgeprägt. Dichtes, kohlschwarzes, krauses Haar drängte sich unter seinem breitkrämpigen Hute hervor, und ein gleichfalls schwarzer Bart deckte Kinn und Wangen, und vermehrte noch den finstern, wilden Ausdruck seines Banditengesichts.

Er drehte ruhig seine Orgel, bis die Arie zu Ende war, und begann dann eine Polka, wobei er aber eine Stellung einnahm hinter einer Droschke, die gerade vor dem Hotel hielt, wodurch er den Blicken der aus den Fenstern Schauenden mehr entzogen wurde. Doch hatte er sich so geschickt postirt, daß er den Marquis, der sich jetzt aus dem offenen Fenster gelehnt hatte, aber mehr auf das Trottoir, als in die Allee blickte, fortwährend im Auge behielt.

Nachdem er auch seine Polka beendigt hatte, nahm er seine Orgel an dem breiten Tragriemen wieder auf den Rücken, hing den Klappstuhl, auf dem sie gestanden hatte, über seinen Arm und stieg die breiten, steinernen Stufen hinauf, die zum Portal des Hotels führten. Dort standen einige fremde Herren, bei welchen er mit abgezogenem Hute sammelte; dann wendete er sich zu einem Kellner, der eben Miene machte, ihn fortzuweisen, und sprach höflich zu ihm:

„Ich bitte, sagen Sie mir: wie nennt sich doch der Herr, der eben aus dem dritten Fenster des Erdgeschosses herausschaut."

Der Kellner warf einen Blick nach der bezeichneten Richtung und erwiderte: „Das ist der Marquis de Roselli aus Genua, der hier wohnt. Aber was kümmert Sie das? Er wird Sie nicht zum Frühstück einladen, wenn Sie auch sein Landsmann sind; denn er ist ein stolzer Herr. Jetzt aber machen Sie, daß Sie fortkommen. Sie haben gesammelt und können zufrieden sein; in das Fremdenzimmer lasse ich Sie nicht eintreten."

(Fortsetzung folgt.)

Das Prinz Karl-Album.

München, 22. November.

Die Adresse, welche „die Offiziere und Beamten der bayerischen Armee" ihrem bisherigen Feldmarschall, dem Prinzen Karl von Bayern k. Hoheit, verehrt haben, ist auf einen großen Bogen starken Papiers geschrieben, und zwar so, als wäre sie in eine weiße Marmortafel eingegraben. Neben derselben sitzen die Gestalten von Mars und Bellona, und halten einen Lorbeerkranz über der Tafel, deren Hintergrund trophäenartig geordnete Fahnen und Waffen bilden, und unter welcher Festons von Früchten am Boden liegen. Vor der Tafel steht, von zwei Genien gehalten, ein bekrönter Schild, auf

welchem, außer den bayerischen Wecken, die Wappen der vier großen Orden, denen der Fürst angehört, nebst einigen kleinern angebracht sind. Das Ganze ist in Deckfarben ausgeführt in entsprechender Farbenwahl, der Schild mit den Genien in Bronze. Ein breiter Rahmen von Ebenholz mit Laub und Früchten von Mohnen umschließt dieses schöne Bild, nach Erfindung und Ausführung das Werk des Hrn. Franz Seitz. Dieß ist der Kern! Aber bei dieser Frucht am Baume der Kunst ist die Schale kostbarer, als was sie bergen soll. Der Behälter erscheint wie der Deckel einer großen Kasette von etwa 5 Fuß im Quadrat. Auch für diesen haben wir in Betreff der Komposition, Zeichnung und Leitung der Ausführung in Franz Seitz den Meister zu ehren; wobei nicht zu übersehen, daß ihm für den Inhalt des Werks ein Programm in die Hand gegeben war. Die Mitte des von mehreren stufenartig erhöhten Abtheilungen gebildeten Deckels nimmt ein im Renaissancestyl gehaltenes goldenes Monument ein mit der Inschrift: „Die Armee ihrem verehrten Feldmarschall.“ Am Fuße desselben liegt der von einem Lorbeerkranz umwundene Feldherrnstab; Fruchtfestons zu beiden Seiten und drei Orden, unter denen auch der vom Feldzug des vorigen Jahrs. Die vier Ecken des Monuments werden von vier karyatidenartigen Harpyien von oxydirtem Silber gehalten, wie sie der Renaissance eigen sind. Neben und unter denselben sind — ebenfalls von oxydirtem Silber — Trophäen angeordnet, von Rüstungen, Schilden, Schwertern, Lanzen und mannigfaltigen Waffen, im Stil des Mittelalters und der Renaissance, wie sie nicht geistvoller gedacht, geschmackvoller komponirt, bewundernswürdiger ausgeführt werden können. Diese Trophäen nehmen zugleich die Mitte ein zwischen vier Schlachtenbildern, die bedeutende Blätter in dem militärischen Leben des Gefeierten bilden; die Einnahme von Frankfurt a. M., 31. Oktober 1813; die Schlacht bei Arcis sur Aube, 20. März 1814; das Gefecht bei Cella, 4. Juli 1866; das Gefecht bei Helmstadt, 26. Juli 1866. Andere Erinnerungen an die militärische Laufbahn und Thätigkeit des Prinzen sind mit Worten in Medaillons eingetragen, die in einem durchbrochenen Fries von Elfenbein von Kindergestalten gehalten werden: 1799, 26. Februar, Inhaber des 2. Infanterieregiments; 1813, 26. März, Inhaber des National-Chevaulegersregiments; 1813, 15. Juni, Generalmajor und Brigadier der Infanterie; 1813, 26. Oktober, Kapitulation von Würzburg; 1813, 29. Oktober, Einnahme der Stadt Frankfurt; 1813, 9. November, Generallieutenant, Divisionär; 1814, 1. Februar, Schlacht bei Brienne; 1814, 2. Februar, Treffen bei Ronay und Hôpital; 1814, 12. Februar, Gefecht bei Nogent; 1814, 24. Februar, Treffen bei Montier E'Ney; 1814, 26. Februar, Sturm auf Bar sur Aube; 1814, 27. Februar, Schlacht bei Bar sur Aube; 1822 General der Kavallerie; 1841, 17. Januar, Feldmarschall; 1847, 18. November, Inhaber des Maria-Theresia-Ordens; 1866, 10. Juli, Gefecht bei Kissingen; 1866, 25. Juli, Gefecht bei Uettingen; 1866, 26. Juli, Gefecht bei Roßbrunn. Die vier untersten Ecken werden von vier von Mars und Bellona gehaltenen Schilden eingenommen, deren jeder einem der vier großen Orden des Prinzen angehört: dem Hubertus-, Goldenen Vließ-, Maximilian-Joseph- und Maria-Theresia-Orden. Die Schlachtenbilder (allerdings nicht ganz harmonisch mit dem Styl des Ganzen) sind mit größter Sorgfalt und Feinheit ausgeführt von Franz Adam, der sie auch komponirt hat; die Karyatiden und Schildhalter sind von Wagmüller modellirt; die Trophäen in Silber ausgeführt von Max Joseph Seitz; das Elfenbeinfries ist die Arbeit des Herrn Hirt; die Gold- und Emailarbeiten, wie die Zusammensetzung des Werks rühren von Hrn. Haulinger, alle Bronze-Arbeiten von Hrn. Rockenstein her. Das Ganze gereicht der Münchener Kunst und den hier genannten Vertretern derselben bei der Lösung der gestellten Aufgabe zum wohlverdienten Ruhm, und findet bei der kunstliebenden Bevölkerung Münchens ungetheilte Bewunderung.

Der Mensch zur Zeit des Rennthieres in Mittel-Europa.

Aus den geologischen Untersuchungen der Neuzeit folgt mit Gewißheit, daß die ersten Bewohner Mittel-Europa's, die Urahnen unserer jetzt so hoch zivilisirten Nationen, einen sehr tiefen Standpunkt der Kultur inne hatten. Ihre Wohnungen waren Höhlen oder Hütten in Seen, ihre Waffen waren aus Stein gehauene Messer und Pfeilspitzen. Ihre geistige Entwicklung muß auf gleich niedriger Stufe gestanden haben, denn die aufgefundenen Schädel der Ureinwohner zeigen eine von dem Kopfbaue der kaukasischen Raçe abweichende Form, die jedenfalls durch die eigenthümliche Entwicklung der Gehirnhöhle auf nur geringe geistige Fähigkeiten hinweist.

Je nach den Werkzeugen, die man an den alten Wohnstätten fand, unterscheidet man in aufsteigender Reihe die Stein-, die Bronce- und die Eisenzeit. Ebenso hat man auch zwischen den Bewohnern der Hütten in den Seen der Pfahlbauten und den Höhlenbewohnern zu unterscheiden. Während die Pfahlbauten schon seit langer Zeit in den nordischen Ländern und in der Schweiz sorgsam untersucht wurden, so verdanken wir erst den jüngsten Forschungen von Martin, Cristy, Dupont, Mortillet ergebnißreiche Aufschlüsse über die Höhlenbewohner Frankreichs und Belgiens. Von besonderem Interesse sind jene Untersuchungen, welche die Periode der Steinzeit betreffen, wo selbst in dem südlichen Europa noch das Rennthier lebte. Als

Nachgrabungen weisen mit Bestimmtheit darauf hin, daß, während jetzt das Rennthier nur im Norden Europa's vorkommt, dasselbe in einer bestimmten Periode der Steinzeit auch in den Ländern Mitteleuropa's lebte. Diese Wanderung des Rennthieres von Süden nach Norden weist auf ein kälteres Klima des damaligen Europa's hin. Hiemit stimmen auch die aufgefundenen Knochen überein, welche den gleichzeitig lebenden und von dem höhlenbewohnender Menschen getödteten und verzehrten Thieren angehören. Man fand außer den Knochen des Rennthieres noch die Reste von Hirsch, Ziegen, Pferd, Auerochs, Wildschwein, Bär, Fuchs, Hase, Wasserratte, Gemse, Steinbock, Dachs, Hamster, Biber und ähnliche mehr. Alle diese Thiere wurden von dem Höhlenbewohner zur Zeit des Rennthieres verzehrt, doch zeigt die Masse der aufgefundenen Knochen an, daß nebst dem Pferde der Fuchs und die Wasserratte ihm die hauptsächlichste Nahrung geliefert haben. Die Männer ergaben sich der Jagd, und im Gegensatze zu den Pfahlbauten findet man in den bisher untersuchten Höhlen keine Geräthe zum Fischfange und nur höchst selten Reste von Fischen.

Der Mensch zur Rennthierzeit war, nach den aufgefundenen Skeletten zu urtheilen, nur mittlerer Größe; doch die tiefen Muskel-Eindrücke an den Knochen der Glieder zeigen seine Gelenkigkeit und die abhärtende Uebung der Jagd an. Sein Kopfbau, ähnlich dem der Lappen, scheint auf eine Völkergruppe des Ural-Altai hinzudeuten. Er lebte in Höhlen und wählte sich mit Bedacht nur solche zu seinen Wohnstätten aus, welche geräumig hell und licht waren. Er scheint außer diesen Höhlen keine anderen Wohnsitze gehabt zu haben und unterscheidet sich dadurch von den Bewohnern der Pfalbauten und von jenen Landbewohnern, die einer späteren Periode der Steinzeit angehören. Letztere haben in den Höhlen nur wenig Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen; sie benützten vielmehr die Höhlen nur als Begräbnißstätten und bauten sich außerhalb derselben auf natürlichen Plateaus ihre Hütten, oder sie benützten die von der Natur aus leicht zu vertheidigenden Hohlwege als ihre festen Wohnplätze.

Die zur Jagd dienlichen Waffen bereitete sich der Mensch damals theils aus zerschlagenen Kieselsteinen, theils aus Knochen des Rennthieres. Die Kieselgeschiebe wurden zu Schneidewerkzeugen geschlagen, welche meist in der Form von langen, schmalen Klingen, messerähnlich, gefunden wurden. Bedenkt man die Schwierigkeit, aus den Kieselknollen, namentlich wenn sie ausgetrocknet sind, einigermaßen gerade Spaltungsstücke herzustellen, so muß man über die Geduld erstaunen, mit welcher der damalige Mensch sich der Verfertigung seiner Werkzeuge unterzog. Die gefundenen Ueberreste an den Plätzen, wo die Steinmesser geschlagen wurden, zeigen, daß vielleicht unter hunderten mißlungenen Versuchen erst Einer ein passendes Steinmesser lieferte. Diese Werkzeuge aus Kiesel wurden allmälig vervollkommnet, um auch zum Abstreifen der Thierfelle und zum Durchlöchern harter Stabstangen dienen zu können; doch die Form der Steinmesser blieb im Ganzen ziemlich unverändert. Es findet sich höchst selten ein anderes geformtes steinernes Werkzeug. Mit diesem Steinmesser bearbeitete man dann die Knochen des Rennthieres und fertigte aus letzteren die scharfen Spitzen der Wurfspieße. Ungeachtet der groben Arbeit und der Einfachheit der Mittel, welche angewendet wurden, muß man doch über die Geschicklichkeit erstaunen, mit welcher man es verstand, diese Spitzen an den Schaft der Wurfspieße zu befestigen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf dem Friedhof zu Winkel im Rheingau, an der östlichen Mauer, auf dem abgeschiedenen Platze der Selbstmörder, steht ein alter verwitterter Leichenstein ohne Namen. Darunter ruht die unglückliche Dichterin Karoline v. Günderode, welche am 26. Juli 1806 im Ufergebüsche des Rheins, fast an der Stelle, wo draußen im Strom ehemals die Lützelaue, die Malstätte des alten Rheingaues, lag, sich mit dem Messer zu Tode getroffen hatte. Ihre Grabschrift, der indischen Spruchsammlung Bhartriharis' (nach der Herder'schen Uebersetzung in dessen „Gedanken eines Brahmanen") entlehnt, lautet:

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater der Lufthauch,
Und du, Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank! Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und jetzt geh' ich zur andern Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Den Bemühungen einiger Literaturfreunde, ist es gelungen, die erforderlichen Mittel zu einer bescheidenen Restauration der vergessenen Grabstätte zusammenzubringen.

Ein natürlicher Blitzableiter sind die Buchen. Diese bei uns noch wenig bekannte Thatsache hat sich, nach der Beobachtung wilder Völker, so sehr bewährt, daß die Indianer bei ausbrechendem Gewitter sich unter das Laubdach einer Buche flüchten. In der That weiß man auch bei uns von keinem Beispiel, daß der Blitz eine Buche getroffen hätte.

Redakteur Gustav Reffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 281 Dienstag, 26. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Der Italiener aber rührte sich nicht von der Stelle, er zwang sich, eine demüthige Miene anzunehmen und entgegnete: „Das verlange ich auch nicht. Aber ich freue mich doch, daß ich den Herrn Marquis gleich wieder erkannt habe. Wie oft habe ich ihn in Genua gesehen. Mein Bruder stand als Jokai bei ihm, bis er Militärdienste thun mußte. Ach, wenn ich den guten Herrn doch sprechen könnte —"

„Das geht nicht," fiel ihm jedoch der Kellner ins Wort. „Gehen Sie, gehen Sie! Ich würde mir schlechten Dank verdienen, wollte ich einen Orgeldreher bei dem Herrn Marquis melden."

Er hatte aber kaum ausgesprochen, so öffnete sich die Thür des Fremdenzimmers und der Marquis trat heraus auf die Hausflur. Er wollte sich nach der Treppe wenden, und ging mit gesenkten Blicken an dem Orgeldreher vorüber, ohne ihn zu beachten, als dieser ihn anredete: „Ach, Herr Marquis, wie freue ich mich, Sie hier zu finden."

Der Angeredete erschrack sichtbar, als er die Stimme hörte, und einen scharfen Blick auf den Mann warf, der ganz nahe an ihn herangetreten war. Aber schon im nächsten Momente hatte er seine Fassung wieder gewonnen, und fragte, sich an den Kellner wendend, mit finsterer, vornehmer Miene: „Was will dieser Mensch? Ich kenne ihn nicht."

Ehe jedoch der Kellner hierauf etwas zu erwidern vermochte, hatte der Orgeldreher dem Marquis einige leise, und den Umstehenden unverständliche Worte zugeflüstert, worauf der Letztere sogleich eine freundlichere Miene erzwang, und zu dem Italiener in herablassendem Tone sprach: „Ach! Du bist's, mein wackerer Dominico! Ich hätte Dich wahrlich nicht wieder erkannt mit Deiner Drehorgel. Es scheint Dir nicht gut zu gehen — nun, komme mit hinauf, und ich werde Dein Anliegen hören."

Er hatte diese Worte so laut gesprochen, daß sie nicht allein von dem Kellner, sondern auch von Anderen, die sonst noch auf dem Hausflur standen, gehört werden konnten; dann wendete er sich nach der Treppe und stieg dieselbe in seiner gewohnten steifen Weise hinauf, während der Orgeldreher seine Orgel rasch in einen Winkel niedersetzte, und ihm dann, noch immer mit dem Hute in der Hand, wie es schien, mit der größten Ehrerbietung folgte.

Der Marquis blickte nicht nach ihm zurück, schritt, in seiner stolzen Haltung verharrend, dem Korridor hinab, öffnete die Thür seines Zimmers, ließ den ihm Nachfolgenden eintreten, hielt sich aber immer einige Schritte weit von ihm entfernt, und sank endlich, wie überwältigt von der furchtbaren Aufregung, die er bis jetzt gewaltsam unterdrückt hatte, todtenbleich und schwer aufseufzend auf das Sopha nieder.

Der Orgeldreher aber blieb mit untergeschlagenen Armen vor ihm stehen, und indem er einen rachgierigen Blick auf ihn richtete, rief er ihm mit hämischer Freude zu: „Jetzt hab' ich Dich! Und bei allen Teufeln! Du sollst mir nicht wieder entschlüpfen!" —

XVIII.

Es waren wohl mehrere Minuten vergangen, ehe der Marquis seine Fassung vollkommen wieder gewann. Dann aber nahm er auch seine stolze Haltung wieder an, sprach aber in einem gemäßigten, herablassenden Tone: „Wie bist Du hierhergekommen, Dominico, und was willst Du von mir?"

Der Orgeldreher aber, der indessen die Thür abgeschlossen hatte, schien durchaus nicht geneigt, sich imponiren zu lassen, oder irgend eine Ueberlegenheit anzuerkennen. Aber er dämpfte doch seine Stimme, als er zu ihm im verächtlichen Tone sprach: „Was ich will? Dich an unsere Kameradschaft erinnern, Du Ritter von der Feder! Elender Schreiber! Meinst Du, weil Du Privatsekretär bei einem Grafen warst, und ihm sein vornehmes Wesen abgeguckt hast, könntest Du auch vor mir den Marquis spielen, und mich über die Achsel ansehen, wie einen Lump? Denkst Du nicht mehr daran, daß wir auf der Galeere in Genua auf derselben Ruderbank zusammen saßen, und daß ich, als meine Strafzeit abgelaufen war, Mittel und Wege fand, auch Dich zu befreien, und mit Dir aus Italien nach Frankreich flüchtete? Hast Du vergessen, wie wir uns in Paris für politische Flüchtlinge ausgaben, uns aber heimlich zu den Rittern der Nacht gesellten, und unter dem Schutze unseres Gottes Merkur manches

saure Stückchen Arbeit verrichteten, das uns aber immer reiche Früchte trug? Hast Du auch vergessen, daß Du mir zuletzt meinen schwer erworbenen Nothpfennig von zweitausend Franken, wie ein nichtswürdiger Halunke, der seinen eigenen Kameraden beraubt, gestohlen hast, und damit zum Teufel gingst? Seit jener Zeit habe ich nach Dir gesucht in Frankreich, England und Deutschland; denn ich habe Dir Rache geschworen, und ich will verdammt sein, wenn ich sie nicht ausführe, sobald Du Dich weigerst, mir ein reiches Sühnopfer zu bringen."

Roselli hatte ihn ruhig ausreden lassen, und die schweren Anklagen, die er mit anhören mußte, hatten ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß sein vornehmes Wesen ganz ohne Erfolg bleiben würde. Deßhalb stimmte er auch einen weit natürlicheren und vertraulicheren Ton an, als er ihm entgegnete: „Nun, sei kein Narr, Dominico, und lerne Scherz verstehen. Es ist mir nicht eingefallen, unter vier Augen, Dir gegenüber, den Marquis fortspielen zu wollen, aber Du wirst doch einsehen, daß ich, da ich ihn einmal vor der Welt spiele, Dir nicht unten auf der Hausdiele um den Hals fallen, und Dich als alten Kameraden willkommen heißen konnte. Komm, setze Dich her zu mir auf das Sopha, und laß uns plaudern zusammen, wie ein paar gute Freunde!"

„Der Henker hole Deine Freundschaft!" rief Dominico erbittert dagegen, und schien sich auch durch den milderen, vertraulichen Ton noch nicht besänftigen lassen zu wollen. Er nahm auch nicht auf dem Sopha neben ihm Platz, sondern rückte sich einen Stuhl an den Tisch, und fuhr, einen drohenden Blick auf ihn richtend, fort: „Du hast wie ein abgefeimter Schurke an mir gehandelt, und wenn Leute unseres Schlages erst anfangen, sich Treue und Glauben zu brechen und einander zu bestehlen, dann möchte man ja gleich zur Hölle fahren. Ehe wir ein Wort zusammen reden, sollst Du mir erst die zweitausend Franken zurückzahlen, die Du mir in Paris gestohlen hast, als Du heimlich von mir gingst."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mensch zur Zeit des Rennthieres in Mittel-Europa.

(Fortsetzung.)

Mit solchen einfachen Waffen verstand damals der Mensch sich durch die Jagd seine Nahrung zu verschaffen. Die Knochenüberreste, welche sich in den Höhlen, nahe seiner Feuerstätten, finden, geben uns an, was in der damaligen Zeit verzehrt wurde. Welche der in den Höhlen gefundenen Knochen Speise-Ueberreste sind, zeigt der Erhaltungszustand. Die Skelette sind in solchen Fällen unvollkommen, die Markknochen zersplittert und viele tragen die Spuren des Feuers an sich. Die Hauptnahrung machte damals das Pferd aus; doch finden sich in den Höhlen nur die Schädel und die Beinknochen vor, so daß man glauben muß, daß das auf der Jagd getödtete Thier an Ort und Stelle zerlegt und nur die markhaltenden Knochen in die Höhle geschleppt wurden. Es ist diese Thatsache um so auffallender, als auch noch jetzt das Gehirn und Mark eine Lieblingsspeise der Grönländer und Eskimo ausmacht. Sollte man nicht glauben, daß mit dem Rennthier auch der Mensch und seine Sitten nach dem rauhen Norden gewandert sind, wenn man sieht, daß die noch heutzutage benützten Skelettheile eben diejenigen sind, welche im grauen Alterthum zur Nahrung dienten? Während für diese Völkerstämme in jener Periode der Steinzeit, wo in Mittel-Europa das Rennthier einheimisch war, das Pferd den größten Theil der Nahrung lieferte und wahrscheinlich im wilden Zustande gejagt wurde, so findet man hingegen in einer etwas späteren Zeit, dem sogenannten Zeitalter der Bronze, das Pferd bereits in der Schweiz als Hausthier lebend.

Außer den Knochen des Rennthiers und Pferdes finden sich noch Ueberreste von Auerochsen, Wildschwein, Bären, namentlich aber in großer Anzahl die Knochen des Fuchses, welcher jedenfalls auch zur Nahrung gedient haben mußte. Auffallend sind die zahlreichen um die Feuerstellen gefundenen Reste der Wasserratten. Es läßt sich die große Anzahl der Knochen, welche mitten in der Asche der Herde gefunden wurden, nur dadurch erklären, daß sie ebenfalls von dem Menschen der Steinzeit gegessen wurden. Sie finden sich übrigens in allen Höhlen dieser Periode und können nicht spätere Bewohner dieser Höhlen sein; denn die größeren Knochen der Säugethiere, z. B. die des Pferdes und des Rennthieres, zeigen keine Spuren von den Zähnen dieser Nagethiere. In den Höhlen, welche die Ueberreste des Rennthiers beherbergen, finden sich ferner noch die Knochen des Hasen. Von diesem Thiere findet sich weder in den Wohnsitzen der Menschen von der späteren Periode der Steinzeit, noch in dem sogenannten Kjoekkenmoedding (Küchen-Abfällen) der Pfahlbauten eine Spur. Es scheint somit die Menschen-Race, welche durch die beiden letzterwähnten Perioden charakterisirt wird, einige Aehnlichkeit zu besitzen mit dem Stamme der Lappländer, welche einen abergläubischen Widerwillen gegen die Hasen haben.

Alle diese Knochen und Ueberreste der Nahrungsmittel finden sich in den Höhlen nahe um die Feuerstellen verstreut. Der damalige Mensch trug keine Sorgfalt, sie aus seiner Wohnung zu entfernen. Diese Sorglosigkeit und Nichtachtung gegen die Fäulniß der zahlreichen Speiseüberreste läßt sich nur vergleichen mit der Nachlässigkeit der Eskimo, welche ebenfalls in der Mitte zahlreicher thierischer Ueberreste leben, ohne sich von deren

Miasmen belästigt zu fühlen. In welchem Zustande die animalische Nahrung, ob roh oder gebraten, verzehrt wurde, darüber liegen keine aufklärende Funde vor. Feuer hatten und benutzten aber diese Höhlenbewohner. In allen Höhlen, selbst in den am wenigsten bewohnten, zeigen sich Spuren von Feuerheerden, welche mit Sandsteinplatten und Kieseln umfaßt waren. Feuer scheinen sich diese Völkerstämme nicht durch Reiben zweier trocknen Hölzer, sondern durch eine dem Feuerschlagen ähnliche Methode verschafft zu haben. Wohl hatten sie keinen Stahl, doch finden sich zahlreiche Eisenkiese in den Höhlen, welche, da sie mit einem Quarzgeschiebe geschlagen, Funken geben, hindeuten, daß sich mittelst ihrer die Alten Feuer zu verschaffen verstanden haben. Ein solches Verfahren bei unzivilisirten Völkern zu vermuthen, ist nicht unbegründet, denn auch Weddel erwähnt desselben in seiner Reise nach dem Südpol 1822—1824.

(Schluß folgt.)

Trost.

Klage nicht, wenn Dir ein Loos beschieden,
Wie es Deinen Wünschen nicht gefällt;
Suche nicht der Seele stillen Frieden
Im Gewühl der prahlerischen Welt.
Glaube nicht, nur Der sei Mensch im Leben,
Der mit ird'schen Ehren reich geziert —
Denn Du weißt ja, was ihm Menschen geben,
Ach, wie bald, wie bald er es verliert.

Klage nicht, wenn auf der großen Leiter
And're weit und glänzend vor dir geh'n,
Steigst Du auch nur immer langsam weiter,
Bleibst Du doch nicht müssig unten steh'n,
Suche nicht die Höhe zu erreichen
Mit zu raschem und verfehltem Schritt —
Sondern blick' auf Die, die unten schleichen,
Reiche Deine Hand und nimm sie mit.

Höher kannst Du nimmer steigen,
Als Dich die Bestimmung führt und trägt;
Mehr kann all' Dein Ringen nicht erreichen,
Als die Stunde, die ihm endlich schlägt.
Darum fühle groß Dich in dem Kleinen,
Und Du wirst der Großen Einer sein!
Strebst Du nach dem Wahren nur und Reinen —
Nennst Du Alles, was der Mensch braucht Dein.

Ernst Jurk.

Mannigfaltigkeiten.

[Garibaldi **nicht** deutschen Bluts.] Wenn die Notiz über die deutsche Abstammung Garibaldi's in neuester Zeit der „Elberfelder Ztg." entnommen ist, so ist die „Elberfelder Ztg." binnen acht Jahren zweimal mit derselben Ente gefoppt worden. Als vor acht Jahren der „Elberfelder Ztg." sogar der angebliche Auszug aus dem Kirchenbuche von Rüggeberg eingesandt war, wurde die Sache sehr ernsthaft genommen; nur der Pastor zu Rüggeberg, der die betreffende Stelle im Kirchenbuche gar nicht finden konnte, blieb ein Skeptiker und schließlich ergab sich, daß die Heirathsurkunde vom 16. Aug. 1736 in den Archiven der Gesellschaft „Ult" lag.

[Eine neue Würde.] Die „Gothaische Ztg." vom 21. Nov. enthält folgende amtliche Bekanntmachung: „Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß der Apotheker Hr. Dr. Friedrich August Bromeyer zu Gräfentonna zum Trichinensucher für den Bezirk der unterzeichneten Behörde bestellt und verpflichtet worden ist. Gotha, den 20. Nov. 1867. Herzogl. Sächs. Landrathsamt."

[Reklamen.] Vor dem Beginn der Gastspielsaison ist es durchaus praktisch, den Namen des betreffenden Gastes, und sei derselbe noch so berühmt, durch ein schaudererregendes Unglück in dem Gedächtniß des verehrlichen Publikums aufzufrischen. Bereits ist Dawison dem Wahnsinn verfallen, Ottilie Genee an plötzlich eingetretener Altersschwäche gestorben. Bleibt nun auch die Bestätigung abzuwarten, so genügt doch schon der erste Schreckschuß, den betreffenden Namen zum Tagesgespräch zu machen, welches vom größten Nutzen für die Billetbestellung zum nächstens stattfindenden Gastrollenzyklus sein muß. Wir lassen einige praktische Muster folgen: Theodor Wachtel stürzte gestern aus der dritten Etage seiner Wohnung auf die Straße, wobei ihm die Stimmgabel, die er in der Hand hielt, tief in die Brust drang. Er liegt hoffnungslos darnieder. Seine Gattin hatte ihm nachgerufen: Theodor, verliere mir das hohe C nicht. — Anna Schramm wurde diesen Morgen auf dem Grützmacher im hülflosen Zustand ausgesetzt gefunden; auf die Rabenmutter wird gefahndet — Friedrich Haase ist vorgestern auf der Jagd von einem zerstreuten Jagdhund irrthümlich gehetzt und schrecklich zugerichtet worden. Er wird nur noch diesen Winter gastiren können, um alsdann an den Folgen des bedauerlichen Jagdabenteuers hinzusiechen. — Die drei Zwerge wurden vor mehreren Tagen, als sie von New-York aus eine Fahrt in den Urwald machten, von einem Wilden für Schauspieler gehalten, geschlachtet und

als halbe Portion aufgenascht. — Ein Beifallssturm, welchen Hedwig Raabe gestern Abends erregte, schleuderte den Souffleurkasten so unglücklich auf die genannte Künstlerin, daß dieselbe schwer verletzt wurde und man an ihrem Wiederauftreten zweifelt. — Emil Devrient fiel gestern in einer seiner jugendlichen Rollen derart auf, daß er nur mit Mühe sein 65. Jahr erreichen konnte.

Vor dem Bezirksgerichte München l. d. J. hat dieser Tage in einer Berufungssache wegen Ehrenkränkung ein eigenthümliches Intermezzo stattgefunden. Die als Klägerin aufgetretene Steinschleifersfrau B. E. fing im Sitzungssaale über einen von der Gegenpartei mitgebrachten Zeugen derart zu schimpfen an, wie es wohl seit dem Bestehen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit unseres Gerichtsverfahrens noch nie vorgekommen sein dürfte. Trotz wiederholter Abmahnung von Seite des Vorsitzenden und trotz der Zurechtweisung von Seite ihres Mannes konnte dieselbe nicht zum Schweigen gebracht werden, so daß sich der Gerichtshof veranlaßt fand, das ungestüme Weib wegen ungeeigneten Benehmens beim Amte und Beschimpfung eines Zeugen zu 8 Tagen Arrest zu verurtheilen, welche Strafe B. E. sofort antreten sollte. Als sie die Gendarmerie abführen wollte, fing sie erst noch mehr und zwar aus vollem Halse zu schimpfen und zu lärmen an, leistete energisch Widerstand, legte sich auf den Boden und gebärdete sich wie eine Wahnsinnige; erst nach einer halben Stunde konnte sie beruhigt und mittelst einer Droschke zur Polizei gebracht werden.

In Brüssel wurde vor Kurzem von dem Appellhof folgender seltsame Fall verhandelt: Ein angesehener Einwohner von Charleroi, der mehrere Jahre in unfruchtbarer Ehe lebte, drohte deßhalb seiner Frau mit Scheidung. In ihrer Angst wandte sich Letztere an eine bejahrte Hebamme, welche auch bald ein in interessanten Umständen befindliches armes Mädchen ermittelte, und mit demselben einen Kindesverkauf für — 25 Franken und ein neues Kleid abschloß. Dabei mußte sich die Verkäuferin noch verpflichten, ihrem Kind, „welches vornehme und reiche Eltern bekomme“, niemals nachzuforschen. Dem abgeschlossenen Handel folgte eine Schwangerschafts-Komödie der verheiratheten Frau und deren scheinbare Entbindung von einem Knäblein zur größten Vaterfreude des getäuschten Gatten. Um aber nicht auf einmal zwei Sünden gegen das Gesetz zu begehen, hatte die allzu ehrliche Hebamme auch die Niederkunft der wirklichen Mutter im Bureau angezeigt. Da erschien unvermuthet beim Mädchen ein Polizeikommissär und verlangte das neugeborne Kind zu sehen. Alsbald Geständniß, Einschreiten des Gerichts, Ank[lage] und Urtheil, welches letztere auf Freilassung für [die] wirkliche Mutter, auf 4 Wochen Arrest für die fin[girte] und 1 Jahr Gefängniß für die Hebamme lautet.

Der nördliche Thurm an dem Kölner Dom [ist] gegenwärtig bis zu der Höhe von 172 Fuß aufgefü[hrt]. Bis Mai des kommenden Jahres soll derselbe die H[öhe] des Hauptgesimses erreichen. Es werden dann [die] neuen Gerüste angelegt, welche die beiden Thürme, [den] südlichen und den nördlichen, umfassen. Diese Geri[iste] sollen nicht mehr auf dem Boden ihre Stützpunkte [ha]ben, sondern auf dem Mauerwerk befestigt werden, [und] dieses System soll dann befolgt werden bis zur Fuß[er]sten Spitze. Bleiben die jährlichen 200,000 Tha[ler] durch die Beiwirkung der Dombaulotterie verfügbar, [so] ist die Vollendung des ganzen Baues binnen 8 Jah[ren] außer Zweifel. Die Bildwerke für das Langschiff s[ind] nunmehr sämmtlich durch die Freigebigkeit reicher P[ri]vaten gesichert; ebenso wurden die Glasgemälde f[ür] das ganze Querschiff bereits in Auftrag gegeben; [sie] werden in München angefertigt. Gegenwärtig sind [bei] dem Bau etwa 500 Arbeiter fortwährend beschäftig[t].

Ein junger Mann fing im Theater mit seine[m] Nachbar Händel an und forderte ihn endlich. Als [er] ihm am andern Tage gegenüber stand und ihn fragt[e], warum er keine Waffen habe, zog sein Gegner ei[n] Schächtelchen hervor und sagte: „Ich bin ein Apoth[e]ker; von diesen beiden Pillen enthält die eine Gif[t], die andere nicht; wählen Sie eine, ich werde die an[de]re verschlucken.“ Der junge Mann lachte und macht[e] Frieden.

[Aus der Schule.] Lehrer: „Wie heißen di[e] größten Flüsse Ungarns?“ Schüler: „Die Donau.“ Lehrer: „Nun, und dann?“ Schüler: „Dann, dann die Achse.“ Lehrer: „Die Achse? — Was meinst Du damit?“ Schüler: „J nun, mein Vater sagt mir, was nicht auf der Donau von Wien nach Pest kommt, das geht auf der Achse.“

Auflösung des Räthsels in Nr. 274:
Der Buchstabe R.

Richtig gelöst von J. M. St. von —bach.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der J. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 282 Mittwoch, 27. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Roselli nahm eine beleidigte Miene an, entgegnete aber doch mit Sanftmuth: „Ei pfui! Bediene Dich doch solcher Ausdrücke nicht. Ich habe schon vorhin mit großem Mißvergnügen bemerkt, daß Du einen falschen Verdacht auf mich geworfen hast, den ich mir geradezu verbitten muß. Es ist mir nie in den Sinn gekommen, Dir Deinen Nothpfennig zu entwenden, und Du hast also auch nicht das geringste Recht, einen Ersatz von mir zu fordern."

„Das will ich Dir zeigen!" fuhr Dominico zornig, aber noch immer mit gedämpfter Stimme, auf. „Du allein wußtest das Versteck, wo ich meinen Schatz in unserer gemeinschaftlichen Wohnung verborgen hielt; auch erfuhr ich von einem Weinwirthe unserer Bekanntschaft, daß Du einige meiner Goldstücke, die ich mir gezeichnet hatte, bei ihm in Silber umgewechselt hast. Leugne also nicht, denn es würde Dir doch zu nichts helfen. Auch hattest Du ja gar keine Ursache, Dich heimlich von mir zu entfernen, wenn Du nicht mein Geld mitgenommen hättest."

„Ich sehe schon, ich muß mich ganz mit Dir verständigen, alter Freund," versetzte Roselli, ihm vertraulich etwas näher rückend. „Du wirst einsehen, daß ich Talente besitze, die mich zu einer höheren Carriere befähigen, als zum Taschendiebe und Einbrecher. Du magst vielleicht Geschmack daran finden, und auch reichlichen Lohn dabei ernten, aber ich bin nun einmal der Ansicht, daß man in unserer Zeit sich nicht geradezu mit offenbarem Diebstahl, sondern mit der höheren Industrie beschäftigen muß, die von vielen Tausenden sogenannter Ehrenmänner, die zum Theil sogar in Aemtern und Würden stehen, betrieben wird. Dabei muß man auch freilich eine Rolle in der höheren Gesellschaft zu spielen verstehen, und sich wohl in Acht nehmen, sich mit kleinlichen Geschäften zu befassen, die nun einmal in den Augen der Welt für ehrlos gelten. Das war auch der eigentliche Grund, der mich bewegen konnte, mich in Paris heimlich von Dir zu trennen, denn ich fühlte einen förmlichen Widerwillen gegen die Beschäftigungen der Ritter der Nacht, und glaubte, Du würdest mir allerhand Hindernisse in den Weg legen, hätte ich Dir mein Vorhaben, mich von Dir trennen zu wollen, offen eingestanden. Deßhalb ging ich heimlich, doch mit dem festen Vorsatze, Dir Deine treue Freundschaft reichlich zu vergelten, wenn ich es erst selbst zu Etwas gebracht haben würde."

„Nun, da habe ich Dich ja wohl gerade zur rechten Zeit hier aufgefunden," erwiderte Dominico, „denn Du lebst hier als Marquis, in einem der ersten Hotels und scheinst Dich also in ganz guten Umständen zu befinden."

„Ja, das ist aber leider auch nur Schein, denn ich habe zwar in Petersburg z. B. ganz gute Geschäfte gemacht, aber in London auch wieder empfindliche Verluste erlitten, so daß ich eigentlich jetzt wieder auf dem Trocknen sitze, und Hamburg schon wieder verlassen haben würde, wenn ich nicht die Aussicht hätte, hier ein glänzendes Geschäft zu machen."

„Kann ich Dir dabei helfen? Versteht sich gegen einen angemessenen Antheil an der Beute!"

„Nein, mein lieber Dominico; es ist ein Geschäft in der höheren Gesellschaft, wo man durchaus unter der Maske eines vornehmen Mannes auftreten muß, wenn man reussiren will. Auch habe ich bereits einen Beistand gefunden, in einem sehr verwendbaren jungen Manne, der aber dem wirklichen Adel angehört, und sich Baron von Hoskul nennt. Er ist bereitwillig zu jeder industriellen Spekulation, würde aber um Alles in der Welt seine Hand nicht herleihen zu einem gemeinen Diebstahl. Es ist dieß ein Ehrgefühl, was sich bei Edelleuten nun einmal nicht ganz ausrotten läßt. Er würde sich ohne Bedenken tausend Thaler auf einen gefälschten Wechsel aneignen, wollte ich ihm aber Gelegenheit bieten, tausend Thaler in baarer Münze aus einem fremden Geldschranke heimlich wegzunehmen, so würde er es nicht thun, und sich mit Abscheu von mir abwenden. Du wirst also wohl begreifen, daß ihm unser früheres Verhältniß verborgen bleiben muß, und daß er uns niemals beisammen erblicken darf, weil auch er mich für einen wirklichen Marquis hält, der sich durch Unglücksfälle gezwungen gesehen hat, zum Banner der Industrieritter zu schwören."

Der Orgeldreher war nachdenklich geworden, und nach einer Pause rief er, als ob er zu einem Entschlusse gelangt wäre: „Laß uns jetzt zum Zwecke

kommen; ich will Dich in Deinen Geschäften nicht stören, aber ich verlange vor Allem die Rückzahlung der zweitausend Franken, und da Du mich nicht zum Theilnehmer Deiner Spekulation machen willst, so fordere ich von Dir, daß Du mir beistehst, bei einem kleinen Geschäft, welches ich auf eigene Hand unternehmen will, und zu dem Du mir nur den Weg öffnen sollst. Ich habe Dich bereits zweimal in ein hiesiges reiches Kaufmannshaus gehen sehen, wo Du sehr bekannt zu sein scheinst, denn der Herr des Hauses drückte Dir die Hand so vertraulich, wie einem Geschäftsfreunde, und zwei Damen, eine junge und eine alte, empfingen Dich sehr freundlich auf der Hausdiele und führten Dich in den Garten. Ich glaubte Dich schon damals erkannt zu haben, doch war ich meiner Sache nicht ganz gewiß, weßhalb ich Dir weiter nachforschte, bis ich Dich heute endlich hier fand."

„Aber was verlangst Du eigentlich von mir?" fragte Roselli mit besorgter Miene. „Du wirst mir doch nicht zumuthen wollen —"

„Ich will Dir zumuthen —" fiel ihm Dominico mit finsterer Entschiedenheit ins Wort — „daß Du mir beistehen sollst und mußt, bei einem Einbruche in jenem Kaufmannshause. Du kennst die Lokalitäten dort genau, bist gewiß schon im Comptoir gewesen, und wirst wissen, wo der Geldschrank steht. Ich habe aus Paris ein vortreffliches Schränkzeug mitgebracht, dem kein Schloß widersteht, und das will ich hier einmal wieder in Bewegung setzen. Ich verlange von Dir die genauesten Nachweisungen, und wenn Du auch nicht selbst mit Hand anlegen willst, so kann ich Dich als Wachtposten brauchen."

„Aber bedenke doch, wie gefährlich es ist, gerade jetzt, wo so viele Einbrüche hier geschehen —"

„Desto besser; so wird mein Einbruch mit auf die Rechnung des großen Einbrechers kommen, den die Polizei bis jetzt noch nicht zu fassen vermochte. Versuche keine Einwendungen, denn meine Forderung steht fest."

„Aber ich fürchte nur, Du wirst Dich täuschen, denn die hiesigen Kaufleute haben selten bedeutende Geldsummen in ihrem Hause liegen. Ihr Geschäftskapital steht in der Bank und wird dort abgeschrieben, wenn sie Zahlungen zu leisten haben —"

„Weiß ich Alles; aber ich weiß auch, daß sich in ihren Geldschränken fast immer kleinere Baarsummen befinden, zu täglichen Ausgaben, und ich bin zufrieden, wenn ich auch nur tausend Mark erwische. Also keine Einrede weiter, ich will es so!"

„Ich will Dir alle Nachweisungen geben, die ich nur erhalten kann; aber warum verlangst Du eine persönliche Betheiligung von mir, die mich furchtbar compromittiren, und alle meine Pläne vernichten könnte, wenn wir das Unglück hätten, überrascht zu werden."

„Narr! Die Ueberraschung sollst Du ja eben verhindern, wenn ich Dich auf Wache stelle. Ganz allein kann ich es nicht ausführen, das wirst Du einsehen, und ich habe hier in dem fremden Orte keinen Kameraden weiter als Dich, dem ich vertrauen könnte. Auch will ich es nur eingestehen, daß ich Dich zugleich damit demüthigen will für Deinen Hochmuth, mit dem Du Dich losgesagt hast von den Rittern der Nacht! Als ob Dich Deine höhere Industrie nicht eben so gut ins Zuchthaus bringen könnte, als ein Einbruch."

Da sprang endlich Roselli vom Sopha auf und rief in höchster Unruhe: „Nein, nein, ich kann mich nicht dazu entschließen. Du wirst abstehen von Deiner Forderung, und ich verspreche Dir nicht allein die Rückzahlung der zweitausend Franken, sondern auch vollgültigen Ersatz für Alles, was Dir Dein Einbruch einbringen könnte, sobald nur mein großer Plan gelingt."

„Ja — wenn er gelingt!" fiel ihm der Orgeldreher hämisch ins Wort. „Aber ich schwöre Dir es bei allen Teufeln, daß er nicht gelingen soll, wenn Du Dich noch eine Minute länger weigerst, Dich mir ganz zur Verfügung zu stellen und pünktlich zu thun, was ich Dir befehle. Wie würde die hiesige Polizeibehörde sich freuen, wenn ich ihr anzeigen wollte, daß Du ein entlaufener Galeerensträfling aus Genua bist, den der Graf Valerino den Gerichten übergab, weil er in seinem Dienste als Privatsekretär Dokumente gefälscht und seine Unterschrift täuschend ähnlich nachgeahmt und bedeutende Summen damit erschwindelt hatte. Noch habe ich den Steckbrief aufbewahrt, der hinter Dir herflog, als Du entwischst warst, und er kann mir noch gute Dienste leisten. Jetzt sprich: Willst Du, oder willst Du nicht?"

„Ich will!" stammelte Roselli wie vernichtet, und sank in einen Sessel nieder.

„Noch heute wirst Du Deine Nachforschungen beginnen, und wenn Du mich hier nicht sehen willst, so wirst Du mir morgen Abend schon Bericht abstatten, in der Herberge, in der ich wohne;" erwiderte der Orgeldreher in gebieterischem Tone, gab ihm noch eine genaue Bezeichnung seiner Wohnung, und entfernte sich dann mit drohender Miene.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mensch zur Zeit des Renntthieres in Mittel-Europa.

(Schluß.)

Schließlich dürfte noch zu erwähnen sein, daß in den Höhlen auch Stücke von zerschlagenen Töpfen aufgefunden wurden. Diese Scherben zeigen, daß die Töpferei zu jener Steinzeit noch in primitivem Zustande

war. Angewendet wurde eine schwarze Tonmasse untermischt mit zahlreichen Körnern anderer zerschlagener Steine. Sie wurden aus freier Hand modellirt, und die Scherben zeigen noch meist die Spuren und Eindrücke der arbeitenden Finger. Selten tragen die Topfscherben Spuren von Verzierungen, außer einfachen Streifen, die rund um das Gefäß laufen, und welche Eindrücke wahrscheinlich mit langen Grashalmen, die man rings um den Topf legte, gemacht wurden. Merkwürdigerweise sind die an den Topfscherben bemerkbaren Nageleindrücke sehr klein, so daß man entweder annehmen muß, nur die jüngsten Individuen des Volksstammes hätten sich solchen häuslichen Beschäftigungen unterzogen, oder man muß annehmen, daß der ganze Volksstamm selbst kleiner, als die Mittelgröße des jetzigen Europäers war.

Alle diese bisher besprochenen Funde leiten nur zur Kenntniß der Methode, durch welche die Ureinwohner für ihre leiblichen Bedürfnisse zu sorgen verstanden. Viel weniger Funde und Thatsachen aber stehen zu Gebote, wenn man über die geistige Entwickelung dieser Volksstämme ein Urtheil fällen will. Erhöhtes Interesse flößen uns nur die Funde ein, welche uns die Bestattung der Leichen in der damaligen Zeit erklären. Meist ward eine kleine Seitenkammer oder eine Vertiefung der Wohnhöhle benützt, um in derselben die Kadaver der Verstorbenen aufzusammeln. Neben diesen Todtenhöhlen fanden sich bei den jetzigen Nachgrabungen meist mehrere größere Steinplatten; es scheint, daß man dieselben einst benützte, um die Leichenkammern gegen die Wohnhöhle abzusperren. Bei den menschlichen Skeletten fand man Scherben einer Urne, gut gelungene Steinmesser, dann gleichsam als Uranfänge des Schmucks durchlöcherte und aufreihbare Gehäuse eccener Schnecken. Bemerkenswerth ist es, daß die größte Anzahl der in solchen Leichenkammern aufgefundenen menschlichen Knochen entweder Frauen oder jung Gestorbenen angehört. Knochen erwachsener Mannspersonen sind darunter nur sehr selten zu finden. Dieses Ueberwiegen der bestatteten Leichen vom weiblichen Geschlechte mag ähnliche Ursachen gehabt haben in der damaligen Steinzeit, wie sie noch jetzt bei den kriegerischen Stämmen der unzivilisirten Nationen wirken. Der Mann war nicht nur den zahlreichen Gefahren von Streitigkeiten und kriegerischer Befehdung ausgesetzt, sondern auch den Mißerfolgen der Jagd unterworfen, für welche ihm seine Steinwaffen gegen manche Raubthiere nur geringe Sicherheit des glücklichen Erfolges gewährten. Die Skelette zahlreicher Männer werden daher in den Schatten der Wälder bleichen, und nur die Gebeine der Frauen und jüngeren Personen sind durch den Schutz der Höhle und bedeckt mit später erfolgten Erdablagerungen bis auf unsere Zeiten erhalten geblieben. Daß solche Höhlen in der Steinzeit längere Zeit und von ziemlich zahlreichen Familien bewohnt worden sind, dafür liefern ebenfalls diese Leichenkammern den Beweis. Es finden sich ja in mancher solchen Höhle 10 bis 15 Skelette.

Einen sicheren Beweis liefern die aufgefundenen Leichenhöhlen aber dafür, daß auch den rohen Volksstämmen der damaligen Zeit eine Achtung vor den Todten eigen war. Die Anzahl von Gegenständen, welche sie dem Todten mitgaben, seine Gefäße, seine Waffen, sein Schmuck, scheinen hinzudeuten, daß auch sie schon, ähnlich den Indianern, Rücksicht nahmen auf die Jagdgründe eines besseren Jenseits.

Der Orkan auf den Antillen am 29. Oktober d. Js.

Durch die Ankunft des lange erwarteten und fast aufgegebenen Postdampfers „Douro“, der auf seiner Fahrt von St. Thomas nach Plymouth mit ungünstigen Winden zu kämpfen hatte, treffen endlich die näheren Aufschlüsse über die entsetzliche Katastrophe ein, welche am 29. Oktober die kleinen Antillen heimsuchte. Erst kurz vor dem Ausbruche des Sturmes zeigten sich Vorboten: ja, der britische Vizekonsul Lamb schreibt, es seien deren gar keine eingetreten, und bei ruhiger Atmosphäre habe das Barometer bis zum letzten Augenblicke stetig auf 30° gestanden. Doch erzählt ein Seeoffizier, daß am Morgen des 29. Oktober bei frischem Nordwinde der Horizont ein drohendes Ansehen gewann, so daß um 9 Uhr der Kapitän des „Conway“, welcher neben dem Postdampfer „Rhone“ vor der Salzinsel lag, etwa fünf deutsche Meilen von St. Thomas entfernt, mit dem Kapitän der „Rhone“ berathschlagte, was zu thun sei. Das Glas fiel rasch, und man beschloß, die Schiffe in Sicherheit zu bringen. Um 11 Uhr brach ein furchtbarer Orkan von Nordnordwest los, während das Barometer auf 27° 95′ gefallen war. Um 12¼ Uhr legte sich die Wuth des Sturmes, und die „Rhone“ suchte die hohe See zu gewinnen. Es trat fast eine Windstille ein, doch wurde es dunkler und dunkler, und um 12¾ Uhr Mittags war es fast Nacht. Bald darauf brach ein zweiter Okan los, dieses Mal aus Südsüdost, und wüthete bis gegen 2¾ Uhr. In St. Thomas selbst traten diese Erscheinungen je ¾ Stunden später ein, als an der Salzinsel; durch die Straßen tobte der Regen, vermischt mit dem herübergepeitschten Meerwasser, und man will einen oder mehrere Erdstöße verspürt haben, was freilich auf einer leicht erklärlichen Täuschung beruhen kann. Von diesem zweiten Orkane wurde die „Rhone“ auf ein Riff geschleudert und gleich darauf fand in dem Maschinenraume eine Explosion statt, durch welche das starke Schiff mitten entzwei barst und so schnell sank, daß es fast alle auf ihm befindlichen Menschen mit ins Verderben riß. Von der Mannschaft, 125 Köpfen, retteten sich nur zweiundzwanzig, von den Passagieren, deren glücklicherweise erst 23 an Bord

waren, nur einer, ein Italiener, auf zerbrochenen Masten und auf Trümmern ans Ufer. Fast gleichzeitig wurde auch der Dampfer „Conway“ an den Felsen geworfen, entging der schlimmsten Gefahr, jedoch mit Verlust der Masten und Rauchfänge. Der kleinere Dampfer „Wye“ dagegen schellte an Buck-Island; von 70 Menschen an Bord retteten nur 18 ihr Leben. Ein spanisches Kriegsschiff, der „Vasco Nunez de Bilbo“ verlor seine Masten im Hafen von St. Thomas, und 15 Matrosen riß der Sturm ins Meer hinab; doch war es noch im Stande, in dem Hafen herumzufahren und viele Menschen von anderen schlimmer beschädigten Schiffen der Lebensgefahr zu entreißen. Als der Orkan ausgetobt hatte, boten die Küsten von St. Thomas und den benachbarten Eilanden einen grauenvollen Anblick der Verwüstung. Etwa 80 Schiffe lagen zertrümmert oder stark verletzt am Strande oder waren ganz zu Grunde gegangen. Als deutsche Fahrzeuge werden bezeichnet: die Brigg „Bertha“, die Bremen'sche Brigg „Johanne“ und die preußische Brigg „Treffer“ untergegangen; die Briggs „Helios“ und „Eduard“ gestrandet. Ueber 300 Leichname waren an St. Thomas aufgefischt oder gefunden worden, und den Gesammtverlust an Menschenleben schätzt man auf's Doppelte. Ein Theil der Leichen wurde verbrannt, da man die ganze Zahl derselben nicht schnell genug beerdigen konnte. Auf der Insel und in der Stadt hatte der Sturm einzelne Häuser ganz niedergerissen und sehr viele theilweise zerstört oder des Daches beraubt. Die Werfte sind geradezu fortgeblasen; während des Orkans wurden Stockwerke von Gebäuden weithin geschleudert, Fenster wirbelten durch die Luft; ja, in einer Seitenstraße fand man in Einem Trümmerhaufen mehrere Karrenräder, einen Anker, Marmorplatten, ein Klavier und Schiffsplanken, Alles wie Schnee zusammengeweht. Auf der Insel Tortola hat die Gewalt des Orkans fast Alles umgerissen, und es drohte eine Hungersnoth; doch war schon ein Schiff mit Lebensmitteln unterwegs. Es sollen dort „nicht über 100“ Menschen umgekommen sein; wahrscheinlich aber steht die vor wenigen Tagen mitgetheilte telegraphische Nachricht, daß nur Eine Familie das Leben eingebüßt habe, der Wahrheit näher; es sei denn, daß unter jenen Hundert nicht Einwohner der Insel, sondern Matrosen oder Passagiere der dort oder in der Nähe vom Sturme erfaßten Schiffe einbegriffen wären. Der jetzt zurückgekehrte „Douro“ war am 29. Okt., auf der Fahrt von Southampton nach Westindien, noch 250 Seemeilen von St. Thomas entfernt; auf ihm wurde keine atmosphärische Störung wahrgenommen, doch war der Horizont sehr dunkel, und erfahrenen Seeleuten fiel der starke Wogenschwall an jenem Tage und eine unerwartete Strömung nach Süden, so wie eine düstere, fast schwarze Färbung des Meeres an Stelle des tiefen atlantischen Blaus auf.

Auf Julius Mosen's Grab.

O, schneidend ist's in deutsches Mark gedrungen
Und klagend hallt's im Walde deutscher Eichen:
Ein Dichter Deutschlands wandert zu den Leichen
Und eines Sängers Harfe ist verklungen.

Ein treuer Kämpfer hat den Sieg errungen,
Und gab der Welt ein unauslöschlich Zeichen.
Kein Leiden war dem seinen zu vergleichen,
Doch hat er nie ein Klagelied gesungen.

O, Deutschland, stimm' zur Trauer deine Töne,
Denn er verdient den Schmerz, den namenlosen;
Du weinst um einen Deiner besten Söhne!

Unsterblichkeit dem Dulbernamen: Mosen!
Das sei die Inschrift, die sein Denkmal kröne,
Das Deutschland ihm errichtet, seinem Großen.

Ernst Jurk.

Mannigfaltigkeiten.

Die französische Regierung hat die Verkehrs-Frequenz an verschiedenen Punkten von Paris erheben lassen. Daraus ergab sich, daß den Boulevard Montmartre während der fünf belebtesten Stunden des Tages 12,000 Menschen, die Place de la Concorde stündlich 2000 und den Pont Neuf 1800 Wagen passiren.

Ein berühmter Arzt, welcher darauf hielt, daß ihm jeder Besuch mit fünf Thalern honorirt werde, erhielt in einer verheiratheten Dame eine neue Patientin. Als er sie bei seinem ersten Besuche verließ, begleitete ihn der Gatte derselben und drückte ihm vier Thaler in die Hand. Der Doktor befühlte das Geld, während er nach der Thüre ging und merkte, daß er nur vier Thaler hatte. Beim Umnehmen des Mantels ließ er wie unversehens das Geld auf den Boden fallen. Er bückte sich, hob drei Stücke auf und der Hausherr holte ihm das vierte unter einem Stuhle hervor. „Wo mag das fünfte hingerollt sein?“ sagte der Doktor, indem er that, als suchte er. „Es wird wohl dorthin gefallen sein — ich habe Eile, Sie werden es schon wieder finden.“ Der Ehemann bejahte, gab mit bittersüßer Miene den fünften Thaler und man trennte sich unter artigen Grüßen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 275:
London — Don.

Richtig gelöst von J. M. St. von —bach.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 283 Donnerstag, 28. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XIX.

Adele verlebte recht traurige Tage in ihrer Einsamkeit. Sie hatte erst einen einzigen Brief von ihrem Albert erhalten, in welchem er ihr meldete, daß er die Geschäfte, die den Zweck seiner Reise gebildet, so verwickelt gefunden, daß es ihm unmöglich sei, die Zeit seiner Rückkehr zu bestimmen. Auch vermißte sie in seinem Schreiben seinen gewohnten, offenen und herzlichen Ton, und glaubte darin nicht allein eine gewisse Zurückhaltung zu bemerken, sondern auch dunkle Andeutungen und Besorgnisse einer nahen, verhängnißvollen Zukunft. Sie war zwar bei dem Eintritte in das Haus seiner Eltern darauf gefaßt gewesen, keine herzliche, ja, wohl nicht einmal eine freundlich-höfliche Aufnahme zu finden, und hatte sich die Kränkungen, die ihr in den ersten Tagen zu Theil wurden, zu verschmerzen bemüht; denn Albert hatte sie in der liebreichsten Weise zu trösten und mit Hoffnungen auf eine freundlichere Zukunft zu erfüllen gesucht. Jetzt aber, seit seiner Entfernung, fühlte sie sich ganz verlassen, und der düstere Ton, der aus seinem Brief zu ihr drang, verscheuchte auch die letzte Spur des harmlosen, heiteren Sinns, der sonst ihr ganzes Wesen beseelte.

Am dritten Abende nach der Unterredung, welche Roselli mit dem Orgeldreher gehabt hatte, befand sie sich um 10 Uhr noch mit ihrem Vater, den sie, wie gewöhnlich, heimlich eingelassen, im Garten des Hauses. Es war einer jener stillen und warmen Sommerabende, deren wir uns hier im Norden so selten zu erfreuen haben. Am Himmel zeigten sich die funkelnden Sternheere auf blauem Grunde, und der beinahe volle Mond sendete, ruhig seine Bahn wandelnd, seine magischen Lichtstrahlen auf den stillen Garten herab.

Vater und Tochter hatten wie immer ihr trauliches Plätzchen eingenommen in der abgelegenen, von grünem Blätterschmuck dicht umrankten Laube, und Adele hatte ihr schwer beklommenes Herz am väterlichen Busen ausgeschüttet. Der gute Winterfeld war recht tief betrübt über die gerechten Klagen seiner Tochter, für welche er weder Abhülfe noch Trost zu finden wußte; denn er mußte sich eingestehen, daß auch er sich wohl Manches anders gedacht hatte, als es gekommen war; weil sein gutmüthiger Charakter die kalte Herzlosigkeit der Reichen, die, wenn auch nicht immer, doch auch nicht selten vorherrscht, bei der Verbindung seiner Tochter nicht in Rechnung gebracht hatte.

So saßen Beide in traulichem, aber recht betrübtem Gespräch beisammen, und Jedes fühlte ein heimliches Grauen vor der Rückkehr in ihre Wohnungen, wo die Einsamkeit ihnen noch schwärzere Bilder der Zukunft vorgaukelte, als während des Beisammenseins vor ihren Augen schwebten. Deßhalb war ihnen auch die Zeit dahingeschwunden, ohne daß sie es beachtet hatten, und noch war ihnen kein Gedanke gekommen, daß sie sich wohl trennen müßten.

Es war aber bereits Mitternacht vorüber, und die Lichter in Carlshofs Hause waren schon seit geraumer Zeit erloschen.

„Halb 1 Uhr schon!“ rief Winterfeld endlich, beinahe erschrocken, als er beim hellen Mondschein auf seine Uhr blickte, und jetzt erst sahen sie ein, daß es die höchste Zeit sei, sich zu trennen. Nach herzlichem Abschiede ließ Adele ihren Vater aus der kleinen Pforte, und schlug dann den dunkelsten Weg ein, der aus dem Garten führte; auch schwebte sie ganz leise und flüchtig dahin, denn sie wollte von keinem Hausbewohner, wenn irgend Jemand noch wach sein sollte, gehört sein.

Im weiten Hofraume, wo sie im Schatten einer Mauer dahineilte, war Alles still, als sie aber ihre Blicke auf die Hausthür richtete, die in der Hinterfronte des Gebäudes über einige steinerne Stufen hinab in den Hof führte, schien es ihr, als ob eben zwei dunkle Gestalten dort hineingeschlüpft wären.

Erschrocken stand sie still und lauschte, aber sie sah nichts mehr, vernahm auch nicht das leiseste Geräusch im Hause, nur ein schwacher Lichtschein schien das halbrunde Fenster über der Hausthür zu erhellen. Außer der Familie des Kaufmannes schliefen noch zwei Diener, ein Hausknecht und ein Laufbursche im Hause, und zwar im Souterrain, wo sich außer den Küchenräumlichkeiten noch mehrere Schlafzimmer für die Dienstboten befanden. Die dunkeln Gestalten, welche sie hatte in das Haus schlüpfen sehen, konnten zwei von diesen Leuten gewesen sein, und sie begann sich bereits zu beruhigen, denn sie war durchaus nicht furchtsam. Gewöhn-

lich pflegte sie die Hausthür, wenn sie Abends in den Garten ging, offen zu lassen, da sie später vom Hausknechte, ehe dieser zu Bett ging, verschlossen wurde, und da ihr Albert selbst einen Schlüssel dazu verschafft hatte, so konnte sie leicht wieder öffnen, wenn sie in ihre Wohnung zurückkehrte. Deßhalb lag ihr auch der Gedanke nahe, daß der Hausknecht selbst, der ja den Schlüssel mit sich nahm, mit einem Andern so spät noch beim Kutscher gewesen sei, der im Hofe in einem Stübchen gleich neben dem Stalle schlief.

Ohne weiter darüber zu grübeln, ging sie jetzt muthiger weiter auf die Hausthür zu, aber noch immer mit leisen Schritten, und bemerkte, daß der Lichtschein an dem halbrunden Fenster verschwunden war. Sie stieg die Stufen hinauf, fand aber zu ihrem größten Erstaunen die Hausthür nur angelehnt. Da stand sie wieder still und es schien ihr seltsam, daß der Hausknecht, wenn er es wirklich gewesen war, sollte vergessen haben, die Thür zu schließen. Sollten sich Fremde, vielleicht gar Diebe eingeschlichen haben?

Sie erschrack auf's Neue, aber schon nach wenigen Augenblicken suchte sie ihre Fassung wieder zu gewinnen, denn sie fühlte, daß sie ihren ganzen Muth zusammenraffen mußte, wenn diese Befürchtung sich bestätigte.

Ganz leise und behutsam öffnete sie den Thürflügel etwas weiter, so, daß sie die ganze Hausdiele überschauen konnte, so viel es die Dunkelheit gestattete.

Aber so sehr sie auch ihre Augen anstrengte, sie bemerkte keine menschliche Gestalt und Alles war still.

Da wagte sie es hineinzutreten, aber kaum hatte sie die Schwelle überschritten, so glaubte sie schleichende Schritte zu vernehmen, welche die Treppe des Vorderhauses herabkamen.

Sie horchte schärfer hin und fand, daß sie sich nicht getäuscht hette.

Jetzt sah sie wohl ein, daß sie keinen Schritt weiter vorwärts wagen durfte, wenn sie nicht den Männern, wer diese nun auch sein mochten, gerade entgegenlaufen wollte. Aber wo sollte sie bleiben? Wenn sie sich aus der Thür wieder in den Hof zurückzog, konnte sie bemerkt werden und auf der weiten, leeren Hausdiele gab es kein einziges Versteck.

Dicht zu ihrer Linken aber führte eine ziemlich breite, zu beiden Seiten mit Geländer versehene Treppe in das Souterrain hinab. Es blieb ihr nichts übrig, als sich dorthin zurückzuziehen und geräuschlos glitt sie die Stufen hinab. Aber ihre Hoffnung, sich in die Küche flüchten zu können, war vergeblich, denn die Thür, die in das Souterrain führte, war, wie gewöhnlich des Nachts, verschlossen.

Sie kauerte sich jetzt am Fuße der Kellertreppe, wo tiefes Dunkel herrschte, nieder, und lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Da bemerkte sie auch plötzlich wieder oben den Lichtschein, der aus einer Blendlaterne kommen mußte, und die leisen Schritte wurden jetzt wieder auf der Hausdiele hörbar.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erfindung der Buchdruckerkunst bei den Chinesen.

In seiner interessanten Schrift über den Kompaß läßt Claproth die Bemerkung einfließen, daß die Buchdruckerkunst, aus China kommend, in Europa ungefähr 150 Jahre eher hätte bekannt sein können, als sie wirk. erfunden wurde, wenn anders die Europäer die persischen Geschichtschreiber zu lesen und zu studiren verstanden hätten; denn der Fortschritt der Anwendung des Druckes durch die Chinesen findet sich hinlänglich klar auseinandergesetzt in dem Djemaa-ol-Towarikh von Rachid-ed-Dine, welcher um das Jahr 1310 n. Chr. schrieb. Wir aber fügen noch hinzu, daß, wenn Europa mit China im Verkehr gestanden wäre, die Buchdruckerkunst 860 Jahre früher würde bekannt geworden sein, als sie von Lorenz Coster aus Harlem erfunden und von Gutenberg aus Mainz in Anwendung gebracht wurde. Durch diesen Fortschritt wäre es, so unvollkommen er auch in seiner Entstehung sein mochte, möglich gewesen, zu den wenigen Bruchstücken, die wir besitzen, alle Meisterwerke des griechischen und römischen Alterthums hinzuzufügen oder doch wenigstens zum großen Theile uns vor einem nunmehr unersetzlichen Verluste zu bewahren. Die Anwendung des Holzschnittes, um Texte und Zeichnungen wiederzugeben, ist in China unendlich älter, als man bisher geglaubt hat. Nach dem Gebrauche der stereotypischen Holzplatten wurde, im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, das Drucken auf Steinplatten, in welche man alte Texte gravirte, erfunden, um so die Verbesserungen zu erhalten, welche sonst täglich durch die Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Abschreiber verändert wurden und verloren gingen. Man scheint jedoch in dieser frühen Epoche noch nicht daran gedacht zu haben, diese gravirten Platten dazu zu verwenden, um die wichtigsten Denkmale der chinesischen Literatur wiederzugeben und zu vervielfältigen. Erst gegen das Ende der Dynastie der Thang (904), sagt Stanislas Julien, fing man an, derartige Texte umgekehrt in Stein einzugraben, um sie weiß mit schwarzem Grund zu drucken. In weniger als einem Jahrhunderte erlangte dieser Zweig der Industrie, der die Welt neu gestalten sollte, seine Vollendung. Ein Mann aus dem Volke, ein Schmied Namens Pi-ching, erfand eine neue Art zu drucken, nämlich mit den sog. ho-pan Platten, die aus beweglichen Typen zusammengesetzt sind. Nachstehendes war sein Fortschritt: Er formte aus einem Teig von feiner, klebriger Erde gleichmäßige

Platten, dünn wie die chinesischen tsien (Münzen) und gravirte in diese die gebräuchlichsten Buchstaben. Für jeden Buchstaben machte er eine Art Pettschaft und ließ dann diese Petschafte im Feuer erhärten. Er legte auf einen Tisch eine Eisenplatte, und überstrich sie mit einem leicht schmelzbaren Kitt, dessen Bestandtheile Harz, Wachs und Kalk waren. So oft er nun drucken wollte, nahm er einen inwendig und nach senkrechten Richtungen getheilten Rahmen (bekanntlich wird das Chinesische von oben nach unten geschrieben), fügte ihn an die Eisenplatte und reihte darin die Typen zusammen, indem er sie enge aneinanderpreßte. Jeder mit so zusammengesetzten Typen gefüllte Rahmen bildete eine Platte. Er nahm diese Platte, näherte sie dem Feuer, um den Kitt ein wenig zu schmelzen und legte mit starkem Druck eine hölzerne Platte auf diese Zusammensetzung. Durch diese Operation senkten sich die Typen in den Kitt und wurden gleichmäßig und glatt. Wenn es sich nun darum gehandelt hätte, nur 2 oder 3 Exemplare ein und desselben Werkes zu drucken, so wäre diese Methode allerdings weder bequem, noch vortheilhaft gewesen. Aber da man 10, 100, ja 1000 Exemplare haben wollte, so vollzog sich der Druck mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Gewöhnlich bediente man sich zweier eiserner Platten und zweier Rahmen oder Formen. Während man mit einer dieser zwei Platten druckte, wurde die andere zusammengestellt. War der Druck mit der ersten vollendet, so ersetzte sie sofort die schon bereitliegende zweite. Man ließ also die beiden Platten im Gebrauche abwechseln, und jedes Textblatt war im Augenblicke fertig. Die Chinesen drucken nur zwei Seiten auf einmal auf eine Seite des Papiers, welches sie vor dem Brochüren in zwei zusammenfalten. Der weiße Theil, welcher sich zwischen beiden Seiten befindet, trägt gewöhnlich den Titel des Werkes, die Nummer und den Abschnitt des Buches und weiter unten die Zahl der Doppelseite. Im Jahre 1776 legte der Kaiser Khien-long zu der Buchdruckerei mit beweglichen Typen im Palaste Wou-ing-tien den Grund, und ließ dort 10,400 der wichtigsten Werke der chinesischen Literatur herausgeben. Der deskriptive und mit Erklärungen versehene Katalog dieser Bücher befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, und vorliegende Einzelheiten sind daraus von dem erwähnten gelehrten Sinologen Julien geschöpft worden.

Ein deutsches Mährchen.

(Von Heinrich Heine.)

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das will mir nicht aus dem Sinn.

Einst sah, nach Waffenblitzen,
Zu Wien ich Hand in Hand
Viel deutsche Männer sitzen
Im Rath um's Vaterland.

Wie waren sie geschäftig
Und guten Willens gleich;
Wie schmiedeten sie so kräftig
Zusammen das deutsche Reich!

Laut klangen die deutschen Lieder
Von Vaterland und Rhein,
Die Alpen hallten es wieder:
Das Land muß größer sein! . . .

Jetzt sah, nach Waffenblitzen
Und Wunden noch blutig-frisch,
Ich wieder Männer sitzen
Zu London, am grünen Tisch.

Doch waren sie deutsch-geschäftig
Und guten Willens gleich?
Und schweißten sie stark und kräftig
Zusammen das deutsche Reich? . . .

Die Luxemburg liegt am Boden,
Und traurig flüstert der Rhein:
Ein Stück ward feil geboten,
Mein Reich soll kleiner sein!

Die Harfensträng' zerspringen,
Die Arndt einst aufgespannt,
Man hört nicht jubeln und singen
Im deutschen Vaterland.

* * *

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das will mir nicht aus dem Sinn:

Es war einmal eine Krähe,
Die warf, genährt so feist,
Die Knochen herum in die Nähe
Vom Opfer, das sie verspeist. —

Mannigfaltigkeiten.

[Zur Abessinischen Expedition.] Die Pionirabtheilung unter Anführung des Obersten Merewether landete ohne Widerstand zu finden, nur ein Elephant schien, sich den fremden Eindringlingen widersetzen zu wollen, und büßte dafür mit seinem Leben; er wurde, kaum 40 Ellen von der Küste entfernt,

vom Obersten Merywether erlegt. Die Pioniere schlugen ungefähr eine englische Meile von der Küste auf einer öden wasserlosen Hochebene ein Lager zum Empfang der Truppen auf. Von dem Lager aus erstreckt sich, so weit das Auge reicht, eine sandige Fläche mit Gesträuch und Röhricht, aber ohne Bäume. Das Lager muß von den Schiffen mit Wasser versehen werden; aber 16 Meilen (ungefähr 3 deutsche Meilen) weiter im Innern befand sich ein kleiner Fluß voll frischen Wassers. Dieser bildete die zweite Haltstelle, nach welcher die einzelnen Truppenabtheilungen, sobald sie ankommen, dirigirt werden sollen. Beim Abgang der Post (auch eine Post ist bereits eingerichtet) war man damit beschäftigt, einen gang- und fahrbaren Weg dahin zu machen. Die dritte Station, Tekunda, 40 Meilen weiter, hat Ueberfluß an Wasser von den Quellen des Flusses Hodas; weiter im Innern soll Wasser in Fülle vorhanden sein. Mangel an soliden Nahrungsmitteln wird um so weniger befürchtet, als sich die ausgedehnte Zufuhr des Kommissariats noch durch den Wildreichthum des Landes ergänzen läßt. In unmittelbarer Nähe des Lagers fanden sich Hasen, Rebhühner und Dammhirsche im Ueberfluß und gewährten den Offizieren angenehmes Jagdvergnügen. Löwen hausten im Gebüsch, und in den Flüssen wurden riesige Flußpferde bemerkt, welche „gute Suppen" liefern sollen. Alles das klingt sehr hoffnungsvoll. Die erste Brigade folgte dem Pionierkorps bald nach. Die Transportschiffe, welche sie an Bord hatten, langten am 16. Oktober bei Aden an, und am 23. ds. begann die Ausschiffung in Zula. Obgleich diese wegen der flachen Küste, der sich die Boote nur mit Schwierigkeiten nähern können, keine ganz leichte Sache ist, so waren doch schon in drei Tagen 1000 Pferde und Maulthiere mit ihrem ganzen Futter gelandet, das 3. leichte Kavallerieregiment mit Transport, Trains und Troß, drei Sappeurkompagnien mit Lagerequipage Artillerie, Munition, Proviant, und beim Abgange der Post wurde berechnet, daß nur noch weitere drei Tage erforderlich sein würden, um die ganze Brigade bequem an das Land zu bringen. Diese, welche die Vorhut der Invasions-Armee bildet, wird dann in drei Abtheilungen und durch drei verschiedene, genau erforschte Pässe in das eigentliche Abessinien eindringen. „Das Klima ist erträglich," schreibt Kapitän Field, „heiß am Morgen, aber kühl des Abends; und ich bin überzeugt, daß wir keinen der Schrecken, die der Phantasie der Zeitungsschreiber vorschweben, zu bestehen haben werden." Das gebe Gott; obgleich es so nahe der Küste, und so kurz nach der Landung, noch etwas zu früh ist, um eine solche Ueberzeugung zu begründen.

Das Heft IX. (Novemberheft) der „Geographischen Mittheilungen" von Petermann enthält eine Studie über Abessinien von dem schweizerischen Reisenden Werner Munzinger mit eingehender Charakteristik von Land und Leuten; in den religiösen Schilderungen und Reflexionen ist Manches, worüber man mit dem Verfasser rechten könnte; aber das Ganze ist, weil aus eigener Anschauung geschöpft, interessant und belehrend. Ein fernerer Aufsatz beschreibt die Reise Th. v. Heuglin's zu dem Kaiser Theodorus und nach der Festung Magdala, wo jetzt die europäischen Gefangenen sitzen, denen der englische Kriegszug Befreiung bringen soll. Weiter werden die neuesten Aufnahmen und Karten von Abessinien besprochen, und endlich sind drei Karten (Uebersichtskarte, Spezialkarte von Nordabessinien und eine ganz spezielle Karte der nördlichen Zugänge zu Abessinien) beigegeben, welche, mit gewohnter Sorgfalt konstruirt und ausgeführt, den gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntniß des Landes vollständig repräsentiren. In der geographischen Gesellschaft zu London wurden diese Petermann'schen Karten als die besten und reichhaltigsten unter allen bisher erschienenen erklärt, und gleichzeitig gingen auf Bestellung der englischen Behörde mehrere hundert Exemplare von Gotha direkt in das englische Feldlager bei Zullah ab. Petermann nimmt an, daß die Armee auf dem eigentlichen, direkt südlich von Massaua verlaufenden, kultivirten Hochlande ihren Weg nehmen wird, in der allgemeinen Richtung der portugiesischen Gesandtschaft im Jahre 1520, des Feldzuges von Ras Welled Selassi 1809, der Routen von Pierre, Rüppell und Krapf (1842).

[Nähmaschinen in Amerika.] Im laufenden Jahre 1866/67 wurden in den Vereinigten Staaten verkauft: Zweifaden-Maschinen (Steppstich) 151,135, Einfaden-Maschinen 18,970. Von den ersteren hatten die Firma The Singer Manufacturin Company 43,053, Wheeler und Wilson 38,055, Grover und Baker 32,999 verfertigt.

Das von Robert Prutz und Karl Frenzel seit 1848 bei F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebene „Deutsche Museum" hört mit 1. Januar 1868 als selbstständige Zeitschrift zu erscheinen auf, und wird von da ab mit der in Wien bei Arnold Hilberg erscheinenden bekannten „Internationalen Revue" verschmolzen.

Auflösung der Charade in Nr. 276:

Schattenriß.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitz'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 284 Freitag, 29. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Wenn man von Oben herableuchtete, mußte man Adele unfehlbar erblicken, und dann — eine Menge schrecklicher Gedanken tauchten in ihr auf, denn sie hatte durch ihr Mädchen von den häufigen Einbrüchen gehört, die in der letzten Zeit in Kaufmannshäusern geschehen waren, und zweifelte keinen Augenblick, daß jetzt auch hier Diebe eingedrungen wären.

Aber, wie sollte sie sich ihren Blicken entziehen, wenn sie näher kamen?

Da faßte zufällig ihre heruntertappende Hand einen wollenen Gegenstand, und sie überzeugte sich bald durch das Gefühl, daß es ein Fußteppich sei, den einer der Diener hier über das Geländer gehängt hatte, wahrscheinlich, um ihn am nächsten Morgen auszustäuben.

Rasch entschlossen schlüpfte sie hinter den herabhängenden Teppich, zog ihn so weit herab, daß er auch ihre Füße verdeckte, und drückte sich mit dem Rücken so fest als möglich an das Geländer, um durch keine Aufbauschung des Teppichs ihre Gegenwart zu verrathen.

In dieser unbequemen Stellung verharrte sie regungslos und lauschte mit klopfendem Herzen auf das geringste Geräusch, welches sich Oben vernehmen ließ.

Die schleichenden Schritte kamen immer näher und näher, und hörten endlich oben an der Treppe gänzlich auf, auch schien jetzt der Schein über die Stufen herab.

Adele wagte kaum noch zu athmen und strengte alle ihre Kräfte an, um sich in einen vollkommenen Zustand der Erstarrung zu versetzen, denn durch die leiseste Bewegung konnte sie verrathen werden.

Die beiden Männer mußten sich oben über das Treppengeländer hinabgeneigt haben, und begannen jetzt leise flüsternd folgendes Gespräch:

„Du hast Dich nun überzeugt, daß oben auf dem Korridor Alles still ist. Das ganze Haus liegt im Schlafe, und es wird Zeit, daß Du an die Arbeit gehst."

„Was weißt Du davon? Ich gehe nicht eher an die Arbeit, als bis ich weiß, daß das Terrain vollkommen sicher ist. Oben freilich, in der ersten Etage scheint ja Alles zu schlafen. Aber wie sieht es hier unten aus? Wohin mag die Thür führen, da am Ende der Treppe?"

„Das kann ich Dir ganz genau sagen. Sie führt in das Souterrain, wo sich rechts die Küche befindet und die Mädchenkammern; links aber sind einige kleine Zimmer, wo die Bedienten, der Hausknecht und ein Bursche schlafen."

„Dacht ich's doch! Die Thür gefällt mir nicht, denn da unten steckt die Dienerschaft, die wir mehr zu fürchten haben, als die Herrschaft oben. Wenn Einer noch zufällig wachte, Geräusch hörte, heraufschliche und Lärm machte —"

„Ich habe Dich noch nie so bedenklich gesehen, es wird Keiner herauskommen —"

„Ich wollte es ihm auch nicht rathen, denn ehe er noch den Mund aufgethan hätte, würde ich ihm zeigen, daß mein Messer scharf und spitzig ist, und daß ich meinen alten Stoß noch zu führen weiß, der immer mitten ins Herz trifft."

„Um Alles in der Welt, laß Dein Messer stecken! Nur keinen Mord!"

„Narr! Meinst Du wohl, ich würde mich in meiner Arbeit stören, oder mich wohl gar fassen lassen, wenn ich es durch einen Mord verhindern könnte? Ich sage Dir: daß ich Jedem mein Messer bis an das Heft in die Brust stoße, der mir hier entgegentritt, sei es Mann oder Weib, Herr oder Diener. Verdammt will ich sein, wenn ich es nicht thue!"

„Aber es ist ja Niemand hier und unten rührt sich nichts. Mach' ein Ende und geh' an die Arbeit!"

„Nicht eher, als bis ich uns von allen Seiten sicher gestellt habe. Ich könnte Dir ganz wunderliche Geschichten von Paris erzählen, wo uns die wichtigsten Expeditionen zuweilen mißlangen, weil wir eine Kleinigkeit übersehen hatten. Mir gefällt nun einmal die Thür da unten nicht, und um ganz sicher zu gehen, will ich sie zubohren von Außen, dann kann uns doch wenigstens Niemand überraschen."

Nachdem er das blitzende Messer wieder in seiner Brusttasche verbarg, zog er aus einem ledernen Beutel einen Bohrer hervor.

Das leise Geflüster war bis zu Adele hinabgedrungen, und so hatte sie fast das ganze Gespräch mit angehört. Obgleich sie noch immer Muth und Festigkei

zu bewahren suchte, war sie doch, seitdem sie die mörderischen Reden, die auch ihr Leben bedroheten, vernommen hatte, von einer wahren Todesangst ergriffen worden, und sie fürchtete jeden Augenblick, daß ihr die Sinne schwinden würden.

Indessen flüsterte der Mann, der den Bohrer hervorgesucht hatte, seinem Genossen zu: „Leuchte hinab, aber bleib' hier stehen und lausche nach Oben." Dann stieg er leise die Souterraintreppe hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Empfang bei König Theodor von Abessinien.

In den Jahren 1862—1863 machte Henry Dufton eine Reise in das jetzt so vieler Augen auf sich ziehende Abessinien, und legte dann seine Eindrücke und Erlebnisse nieder in seiner „Narrative of a Journey through Abyssinia," dem wir (nach dem Athenäum) die folgende Skizze entnehmen. Hr. Dufton verließ im Monat November 1862 Matammah, an den Gränzen Abessiniens, in Gesellschaft Hrn. Lejean's, des neuernannten französischen Konsuls in diesem Lande, der sich an den Hof des Kaisers, oder Königs, Theodor begab, und der von seinem Besuch bei diesem Monarchen eine geistreiche Schilderung in der Revue des Deux Mondes (November und Dezember 1864) unter dem Titel: „Theodor II. und das neue Reich Abessinien," hatte erscheinen lassen. Nachdem Hr. Dufton eine Zeitlang in der Missions-Station in Genda verweilt, begab er sich am Neujahrstag 1863 nach Debra Tabor, der Hauptstadt König Theodors, wo er diesem Monarchen, bei der Ankunft desselben aus seinem Lager in Wofferghef, etliche Tagreisen südlich gelegen, ungefähr eine Woche später vorgestellt wurde. Der König blieb nur drei oder vier Tage in Debra Tabor, und kehrte dann in Begleitung Herrn Lejean's ins Lager zurück. Hr. Dufton wurde bei des Königs europäischen Arbeitern in Gaffat zurückgelassen, das eine Vorstadt der Hauptstadt ist, und „als eine Art abessinischen Woolwicher Zeughauses" geschildert wird. Hier wohnte er etwa drei Monate lang, während der König auf einem Kriegszug in Godscham gegen den Rebellenhäuptling Tadla Gualu sich befand. Nach der Rückkehr des Monarchen nach Wofferghef bat er schriftlich um Erlaubniß, das Land verlassen zu dürfen. Dieß wurde ihm gestattet, und so reiste er denn Mitte Aprils von Gaffat nach Massaua ab, und nahm seinen Weg über Bellesa, Tembyen und Tigré.

Der interessanteste Gegenstand in Hrn. Dufton's Werk aber ist der Monarch selbst, und deßhalb wollen wir unsern Lesern die Schilderung der ersten Zusammenkunft geben, die Hr. Dufton mit dem „König der Könige Aethiopiens" hatte: „Ich legte meinen Hut und meine Schuhe ab, ließ Letztere an der Thürschwelle, und trat keck in das Innere der Hütte ein; allein wie groß war mein Erstaunen, als ich, statt irgendwo die äußeren Paraphernalien orientalischen Königthums zu finden, den König Theodor, den berühmten Krieger, und unumschränkten Herrn eines großen Reiches, in einfachem Baumwollhemd und Pumphosen, und zwar nicht überreinlichen, vor mir sitzen sah, nicht etwa auf einem Thron, sondern auf einem niedrigen Divan, der sich ungefähr einen Fuß über den Boden erhob. Anfangs meinte ich: es könne der vor mir Sitzende nicht der König selbst sein, weßhalb die tiefe Verbeugung, mit der ich eintrat, eine ziemlich unsichere Richtung hatte. Seine mir durch Zeichen gegebene Aufforderung, mich zu setzen, beruhigte mich indeß; ich legte daher nach morgenländischer Weise meine Füße übereinander, und kauerte mich nieder unter die andern. Wir wurden nun, was die Getränke betrifft, reichlich mit Arracky und Tedsche (Honigwein) versehen, und erhielten dazu als einfaches Frühstück Teff-Brod und gedämpftes Fleisch, um die solideren Anforderungen des Hungers zu befriedigen. Mittlerweile plauderte der König, der während der ganzen Zeit Arracky nippte, sehr aufgeräumt in amharischer Sprache mit den Missionären, verhandelte mit ihnen eifrigst theologische Fragen, oder erörterte ihre neuesten Erfolge in der Mörser-Verfertigung. Sein Aussehen war das eines Mannes von etwa 45 Jahren; er ist mittlerer Statur, und besitzt einen gut gebauten, aber nicht überkräftigen Körper, der mehr auf eine zähe und biegsame, als auf eine starke physische Entwicklung hindeutet. Seine Gesichtsfarbe ist dunkel, und nähert sich dem Schwarzen, allein er hat Nichts von einem Neger an sich. Seine Gesichtszüge sind ganz die eines Europäers. Sein Kopf ist gut gebaut, und sein Haar in große Flechten geordnet, die sich von der Stirn aus rückwärts ziehen. Die Stirn ist hoch und ziemlich hervorragend. Seine Augen sind schwarz, voller Feuer, lebhaft und durchbohrend. Seine Nase hat etwas von der römischen an sich, indem sie leicht gebogen und spitzig ist. Sein Mund ist vollkommen, und das Lächeln, welches während der Unterhaltung beständig darauf spielte, war ungemein angenehm, ich möchte sagen bezaubernd. Er hat einen sehr kleinen Schnurbart. Sein Benehmen war eigenthümlich freundlich, anmuthig, ja außerordentlich fein, und sein Gesichtsausdruck, selbst wenn seine Züge ruhig waren, deutet im Allgemeinen Verstand und Wohlwollen an. Im Ganzen genommen würde der Physiognomiker keine Spur wilder Leidenschaft finden außer in dem leuchtenden Glanz seiner Augen. Ich richtete besondere Aufmerksamkeit auf die scharfen Blicke, die zuweilen aus denselben hervorschossen, und überdachte, wessen er wohl fähig sein könne, allein ich konnte nichts Verrätherisches darin entdecken, obgleich sie mir den Eindruck machten, als könne er, wenn man ihn reize, grausam handeln."

Eine unverhoffte Erbschaft.

Dieser Tage erhielt eine junge Waise, welche in der Nähe Leipzigs bei Verwandten eingezogen lebt und die von Mutter Natur mit eben so viel Liebreiz, als häuslichen Tugenden begabt ist, die Nachricht, daß ein vormals hannöver'scher Beamter, ein alter Sonderling und Junggeselle, ohne nähere Verwandte in H. verstorben sei und sie zur Universalerbin eingesetzt habe. Wir haben zufällig den näheren Zusammenhang dieses selteneren Glücksfalles gehört und glauben, daß derselbe auch in weiteren Kreisen von Interesse sein wird. Vor 5 Jahren etwa kam Hr. T., eben der in Rede stehende hannöver'sche Beamte, der durch seine gediegenen Kenntnisse und seine Publikationen in gelehrten juristischen Fachschriften sich einen Namen gemacht, auf einer Urlaubsreise in Leipzig an. Es hatte ihn schon lange gedrängt, einige seiner alten Komilitonen, die er hier wohnen wußte, und den Schauplatz seiner Siege, die er als flotter Bursche vor mehr als einem Vierteljahrhundert in der ars amandi errungen, wiederzusehen, so daß dem alten Herrn das Herz ganz aufgegangen war. Unter Anderm wird er auch eines Tages zu einem alten Bekannten zu Tisch geladen, eben jenem Verwandten des oben bezeichneten jungen Mädchens, welches damals, obgleich schon eine stattliche Persönlichkeit, so eben erst die Schule verlassen hatte. Als man bereits am Familientische sich niedergelassen, erscheint das junge Mädchen, um auch an demselben Platz zu nehmen. Kaum hat der Hannoveraner das junge Mädchen erblickt, so wirft er zum größten Erstaunen Aller seinen Stuhl und beinahe den Tisch um und drückt mit dem Ausruf: „Meine Marie!“ das sich sträubende, halb vor Schreck betäubte und hoch erröthende junge Mädchen in seine Arme. Letzteres hieß auch Marie nach ihrer verstorbenen Mutter. Es kam zu Erklärungen. Unser T. hatte beim Anblick des jungen Mädchens, das seiner Mutter wie aus den Augen geschnitten sein soll, sein Alter vergessen, vergessen, daß 25 Jahre dazwischen lagen, seit er die Mutter gekannt, geliebt, angebetet hatte. Ihm war das junge Mädchen wie eine Erscheinung aus früheren Tagen plötzlich vor die Seele getreten und hatte die innersten Saiten seines Gemüths angeschlagen. Der junge Student war damals zurück in seine Heimath, dann auf Reisen gegangen und hatte darüber die luftigen Schwüre vergessen, die er nur zu oft vergeudet. „Seine“ Marie hatte eine Zeit lang auf den Ungetreuen gewartet und war dann mit einem andern „vernünftigern und nicht so leichtsinnigen“ Mann in den Hafen der Ehe gesteuert. Die Frucht dieser Ehe war unsere Marie, deren beide Eltern bereits in dem kühlen Bette ruhen und die dann bei ihren weitläufigen Verwandten freundliche Aufnahme fand. Der alte Liebhaber der Mutter besuchte in Gemeinschaft der Tochter und ihrer Verwandten das Grab der Erstern, wo er tief gerührt verweilte. Welche Erinnerungen mochten ihm dabei durch den Kopf gegangen sein. Er konnte sich nicht satt sehen an dem jungen Mädchen, nicht aufhören, die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der Mutter in so begeisterten Ausdrücken zu rühmen, daß häufig dieß feurige Lob ein tiefes Roth auf die Wangen der ihrer Mutter so ähnlichen Tochter rief. T. verweilte bis zum Ablauf seines kurzen Urlaubs täglich mehrere Stunden im Hause seines alten Freundes; später sandte er von H. aus zum Geburts- und Weihnachtsfeste „seiner Marie“ immer werthvolle Geschenke. In diesem Sommer hatte er seinen Besuch zu Leipzig wiederholen wollen, da er, dem neuen Regime abhold, seinen Abschied genommen und nun sein eigener Herr geworden war. Da kam mit der Trauerpost von seinem Tode, der den noch rüstigen Mann plötzlich hinweggerafft hatte, zugleich die Nachricht, daß er „seiner Marie“ ein Kapital von über 12,000 Thaler vermacht hatte.

Kunst und Literatur.

„Centralblatt für den gesammten Preßverkehr Deutschlands“ betitelt sich ein Organ, von dem uns die Probenummer vorliegt. Herausgeber ist Joh. Bloch, ehemaliges Mitglied des k. preußischen statistischen Seminars, Verleger Rudolf Mosse in Berlin, Gr. Friedrichsstraße 60. Das Blatt stellt sich die Aufgabe, einen Central-Markt für den gesammten Preßverkehr zu schaffen, auf dem sich das gesammte Angebot und die Nachfrage nach Manuskripten aller Art (wissenschaftlicher und populärer Arbeiten), von Zeichnungen und Illustrationen für Unterhaltungsjournale, Fach-Werke und -Zeitschriften, von Stellungen im Gebiete des Preßverkehrs (Redakteure, Mitarbeiter, Korrespondenten, Uebersetzer ꝛc., so wie die gesammten technischen Kräfte — kurz, was in den Preßverkehr und in den der verwandten vervielfältigenden Künste einschlägt —), vereinigt finden. Das Blatt erscheint vorläufig monatlich 2mal zum vierteljährlichen Abonnementspreis von ¼ Thlr. Pr. Crt., der Insertionspreis beträgt pro Zeile 1¼ Sgr. Die Expedition übernimmt Vermittlungen jeder in dieses Fach einschlagenden Art unter Garantie der strengsten Gewissenhaftigkeit. — Alle Postämter des In- und Auslandes, so wie jede Buchhandlung nehmen Bestellungen auf das Centralblatt an.

Mannigfaltigkeiten.

Der berühmte Düsseldorfer Maler, Professor Karl Sohn, ist am 25. November zu Köln, im Hause

seines Freundes Ferdinand Hiller, plötzlich am Schlagfluß gestorben.

Grua †. Der vortreffliche Heldenvater am Berliner Hoftheater, der mit der Crelinger zusammen schon 1862 sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert, früher als Romeo und Faust Vorzügliches geleistet und noch am 5. November als Gloster im Lear den größten Beifall einerntete, ist am 13. November nach kurzem Kranksein zu den Todten eingegangen.

Nach einer Notiz des „Pesther Lloyd" war schon König Koloman bemüht, die Juden mit den Christen in Ungarn gleichzustellen. Um diesen Zweck zu erreichen, nahm er in sein erstes Gesetzdekret vom Jahre 1100 die folgenden sonderbaren drei Bestimmungen auf: Cap. 48: Kein Ismaelite (unter dieser Benennung sind in den alten ungarischen Gesetzen die Juden zu verstehen) soll sich unterstehen, seine Tochter mit einem Manne seiner Nation zu verheirathen, sondern er soll sie an Männer unserer Nation verheirathen. — Cap. 49: Wenn ein Ismaelite einen Gast bei sich hat oder ein Gastmahl gibt, so sollen sowohl er als auch seine Gäste bloß Schweinefleisch essen. — Cap. 75: Diejenigen Juden, die Güter kaufen dürfen, sollen sie besitzen können, doch sollen sie nicht wagen, anderswo als an Bischofssitzen zu wohnen.

[Zur Haftbarkeit der Telegraphengesellschaften.] Vor den Londoner Gerichten wurde die Rechtsfrage jüngst entschieden, inwieweit Telegraphengesellschaften für den aus unrichtig beförderten Telegrammen erwachsenden Schaden haftbar sind. Kläger war der durch einen derartigen Fehler geschädigte Empfänger einer Depesche. Der Gerichtshof stellte zunächst den Grundsatz auf, daß nur der Absender der betreffenden Depesche eine Art Recht zur Klage und Schadloshaltung besitze, da indessen die Gesellschaft in ihrem Reglement sich nicht zur Beförderung verbinde, ohne zu gleicher Zeit auf die Möglichkeit von Irrthümern hinzudeuten, und daher ausdrücklich rathe, in wichtigen Fällen die Telegramme in Duplikat zu senden, so sei die Sache überhaupt nicht zu halten.

[Ein raffinirter Bösewicht.] Man schreibt aus New-York, 26. Okt.: John M'Cabe wurde gestern eines Verbrechens beschuldigt, für welches, wenn es erwiesen wird, selbst die Todesstrafe zu gelinde ist. M'Cabe lebte seit längerer Zeit mit seiner Frau in Unfrieden, da er sich dem Trunke ergeben hatte. Am Donnerstag Abend gegen 9 Uhr kam M'Cabe nach Hause und fiel gleich über seine Frau her, welche er zur Thüre hinauswarf. Er ging dann an ein [Bett], in welchem seine zwei Kinder, ein Mädchen von 9 [und] ein Knabe von 4 Jahren, schliefen, nahm Zündhölz[chen] aus der Tasche und zündete das Bett an. Die Flamm[en] schlagen sofort lichterloh in die Höhe. Der Angstsch[rei] der Mutter, die durch ein Fenster Alles angesehen hat[te], brachte die Nachbarn zur Stelle, die Thüre wurde e[rbro]chen, und man sah M'Cabe ruhig vor dem Bet[te] stehen und beobachten, wie die Flammen den no[ch] immer schlafenden Kindern näher und näher kamen. Der Schurke wollte nicht zugeben, daß die Nachbarn die Kinder vom Bett nehmen sollten und erst ein tüchtiger Schlag mit einem Stuhlbein brachte ihn zur Vernunft.

[Eisenspinner.] Der schwedische Naturforscher Sjögren hat vor Kurzem die Entdeckung gemacht, daß fast mikroskopische Insekten, welche im Innern gewisser Wälder, namentlich in der Provinz Smaland, leben, eisenhaltige Cocons spinnen, welche, in Massen übereinander liegend, ein Erz, bekannt unter dem Namen Lakeore, bilden und 20—60 Proz. Eisenoxyd, vermischt mit Magnanoxyd, 10 Proz. Chlor- und Phosphorsäure enthalten. Die Lagen dieses Erzes haben zuweilen eine Länge von 200 Fuß und eine Mächtigkeit von 8 bis 20 Zoll.

[Scheckige Frauen.] In Paris war es in letzter Zeit bei einer gewissen Klasse von Damen Sitte, das Haar zu färben; die Brünetten erschienen blond, die Blondinen roth. Diese Mode genügt den Damen nicht mehr; Hans Wachenhusen erzählt aus Paris, daß er dort jüngst eine junge Dame sah, die dreierlei Farben in ihrem Haar zeigte. Auf dem Scheitel war sie blond, an den Schläfen brandroth, und der Chignon trug die reinste braune Kastanienfarbe.

Mit welchem Eifer die Durchstechung des Mont Cenis jetzt betrieben wird, beweist der Umstand, daß während der ersten zehn Monate dieses Jahres 300 Meter mehr vollendet worden sind, als im ganzen Jahre 1866, nämlich 1329 gegen 1025. Im Monat Oktober drang man von der Nordseite um 61, von der Südseite um 72 Meter weiter vor, und am 31. Oktober stand das ganze Werk so, daß von dem ganzen Tunnel, dessen Länge 12,220 Meter, also nahezu $1^3/_4$ deutsche Meilen, beträgt, 7665 Meter durchstochen waren, somit noch 4555 Meter zu durchstechen blieben. Die Ingenieure rechnen darauf, im Jahre 1870 die erste Lokomotive durch den unterirdischen Schlund brausen zu sehen.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 285 Samstag, 30. November 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XX.

Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß die beiden Männer, welche sich in das Haus des Kaufmanns Carlshof zur Nachtzeit eingeschlichen hatten, der italienische Orgeldreher Dominico Masseti und der sogenannte Marquis Roselli waren. Der Letztere hatte sich in ganz ordinäre Kleider gehüllt, die ihm der Orgeldreher verschafft hatte, und dieser hatte sich bei dem räuberischen Unternehmen das Kommando vorbehalten.

Adele vernahm jeden Schritt Dominicos, mit dem er sich ihr näherte, als er die Treppe herabstieg. Ihr Herz schien still zu stehen, unter der furchtbaren Last der Angst, die ihre Brust bedrückte. Als ob sie ihren Tod bereits vor Augen sähe, nahm sie in Gedanken Abschied von ihrem Vater und von Albert, und ein stilles Gebet entrang sich ihrer Seele.

Sie fühlte deutlich, wie er beim Herabsteigen an dem Teppiche, der sie verdeckte, mit dem Ellenbogen vorüberstreifte, und schon glaubte sie sich entdeckt zu sehen, denn er stand einen Augenblick still. Doch im nächsten Momente stieg er die beiden letzten Stufen hinab, und begann nun so geräuschlos als möglich, die Thür so fest zuzubohren, daß sie nicht von Innen geöffnet werden konnte.

Dann stieg er rasch und leise wieder die Treppe hinauf, und entfernte sich mit seinem Genossen oben von derselben, indem Beide in der Richtung nach der vorderen Hausthür hinschlichen, die nach der Straße hinführte.

Es befanden sich in der Seitenwand der Hausdiele zwei Thüren, von welchen die Erstere nach dem Hauptkomptoire, die Zweite aber nach einem kleineren Geschäftslokale führte, in welchem Carlshof mit seinen beiden Söhnen allein zu arbeiten pflegte. Der eiserne Geldschrank befand sich im Hauptkomptoir und war auf den Fußboden festgeschraubt. Er gehörte nicht zu den Kunstwerken der neueren Zeit, war aber mit zwei Vorlegeschlössern und einem künstlich gearbeiteten Hauptschlosse versehen.

Die beiden Einbrecher blieben jetzt vor der ersten Thür stehen, und nachdem Dominico die eiserne Querstange, die vor derselben lag, und durch ein Vorlegeschloß befestigt war, mit Hülfe eines Dietrichs beseitigt, deren er eine große Anzahl in seinem ledernen Beutel mit sich führte, untersuchte er das Thürschloß und flüsterte lächelnd vor sich hin: „Das ist eine Kinderarbeit."

Ehe eine Minute verging, war die Thür geöffnet.

„Jetzt zeige mir, wo der Geldschrank steht," sprach er leise; „und dann gehe wieder hinaus, der Lichtschein Deiner Laterne möchte durch die Fensterläden dringen, und die Nachtwächter aufmerksam machen. Wenn ich nur erst die Geldkiste vor mir habe, nehme ich mein Phosphorfläschchen zur Hand, das leuchtet mir genug."

Beide traten in das Komptoir hinein.

Mit einer wahrhaft heldenmüthigen Ausdauer hatte Adele ihre peinliche Lage erduldet, und als sie die drohende Gefahr so glücklich an sich vorübergegangen sah, wagte sie wieder frei zu athmen, ja, sie fühlte, wie Muth und Entschlossenheit nach und nach wieder in ihre Seele zurückkehrten. Doch hielt sie sich noch immer unter dem Teppich verborgen, und lauschte auf das leise Geräusch, welches die Einbrecher oben beim Oeffnen der Komptoirthür verursachten.

Erst als jenes Geräusch ganz aufgehört hatte, wagte sie es, vorsichtig hervorzukriechen, und einen Blick nach Oben zu werfen. Auf der Hausdiele war es jetzt ganz dunkel, und sie vermuthete, daß den Einbrechern das Oeffnen der Thür gelungen, und sie jetzt in das Komptoir eingetreten wären. Diesen Moment aber glaubte sie sogleich benutzen zu müssen, um über die Hausdiele die Treppe hinauf zu flüchten, welche nach der ersten Etage führte, von deren Korridor aus sie dann ihre Wohnung in der zweiten Etage leicht und unbemerkt erreichen konnte.

Kaum hatte sie diesen Entschluß gefaßt, als sie ihn auch schon in Ausführung zu bringen suchte. Ganz leise schlich sie die Kellertreppe hinauf, aber noch hatte sie die oberste Stufe nicht erreicht, als Roselli wieder aus dem Komptoir heraustrat, um seinen Wachtposten auf der Hausflur einzunehmen. Erschrocken wich sie wieder einige Stufen zurück, aber sie konnte sich doch nicht enthalten, zwischen den gewundenen Säulen des Geländers hindurch einen Blick auf den Mann zu werfen, dessen Gesicht eben hell beleuchtet wurde,

da er das Glas der Laterne gerade gegen dasselbe gerichtet hielt, um die Blende vorzuschieben.

Aber ein neuer Schrecken durchbebte sie, und sie glaubte ihren Augen kaum trauen zu dürfen; denn dieses Gesicht war ihr bekannt. Es war in seiner ganzen Form, in allen seinen Zügen das Antlitz des Marquis Roselli, der als geehrter Gast in Carlshofs Hause ein- und ausging. Der blecherne Schieber, der die Blende der Laterne bildete, mußte sich etwas verbogen haben, denn es dauerte ziemlich lange, ehe er sich in seine Fugen niederdrücken ließ, und so gewann sie beinahe eine Minute Zeit, jenes Antlitz zu durchforschen, und je länger sie ihren Blick darauf wendete, desto mehr befestigte sich in ihr die Ueberzeugung, daß der Marquis und jener Diebsgenosse eine und dieselbe Person sein mußte. Sie hatte den Ersteren mehrmals im Garten gesehen, war ihm auf dem Korridor begegnet, und hatte ihn von ihrer Wohnung aus genau beobachtet, wenn er sich zum Besuche bei der Kommerzienräthin befand, und in deren Zimmer am offenen Fenster gestanden hatte. Jedesmal aber war ihr das scharf markirte Gesicht des Italieners aufgefallen, und da sein Anblick eine widerwärtige, ja unheimliche Empfindung in ihr erregte, so hatten sich jene Züge um so fester ihrem Gedächtnisse eingeprägt, daß sie glaubte, gar nicht irren zu können.

Als es Jenem endlich gelungen war, seine Laterne zu schließen, huschte sie die ganze Treppe hinab, in der Absicht, wieder unter den Teppich zu kriechen. Aber sie mußte denselben wohl etwas zu fest und hastig berührt haben; denn da er zur größeren Hälfte auf der inneren Seite der Treppe überhing, so war wahrscheinlich seine natürliche Schwerkraft angeregt worden, und er rutschte über das glattpolirte Geländer ganz herab und fiel zu ihren Füßen auf die untersten Stufen der Treppe nieder.

Das Geräusch, welches dadurch verursacht wurde, war nicht unerheblich, und Adele erbebte auf's Neue; denn es schien auch dem Wachtposten oben nicht entgangen zu sein. Er ging eilig in das Komptoir und rief seinem Genossen ein leises „Pst!“ zu, der ihm mit einem ebenso leisen Fluche antwortete, denn er war eben in der eifrigsten Arbeit und sah sich ungern darin gestört. Die beiden Vorlegeschlösser hatte er bereits von dem Geldschranke beseitigt, aber das Hauptschloß machte ihm bedeutend mehr Mühe, als er Anfangs geglaubt hatte. Auf den Warnungsruf seines Kameraden erhob er sich jedoch vom Boden, wo er bei seiner Arbeit niedergekniet war.

Er ging rasch auf Roselli zu und fragte ihn hastig und mürrisch: „Was gibt es? Warum störst Du mich, wenn ich im besten Zuge bin?“

„Ich hörte ein Geräusch, ganz deutlich, unten auf der Kellertreppe;“ erhielt er zur Antwort.

„Nun, warum hast Du nicht allein gleich nachgesehen, ehe Du mich störst;“ erwiderte er: „Was wird's gewesen sein? Eine Maus, höchstens eine Ratte. Komm' mit und leuchte!“

(Fortsetzung folgt.)

Erfindung und älteste Geschichte der Geldmünzen.

Die Kunst, das gesprochene Wort zu malen, die Bilderschrift, ist an verschiedenen Orten der Erde und von verschiedenen Völkern erfunden worden, von den Aegyptern, von den Völkern, die sich der Keilschriften bedienten, welche letztere aus Bilderschriften hervorgegangen sind, von den Chinesen, von den mexikanischen Nahuatlaken. Die Ausprägung des Geldes dagegen ist nur ein einzigesmal, wahrscheinlich von kleinasiatischen Griechen, erfunden worden. Die Chinesen haben wohl Blechgeld (Sapeken, Cash) ausgegeben, sie haben sogar vor tausend Jahren schon Werthverschreibungen, die man Papiergeld nennen könnte, in Umlauf gesetzt, aber wahres Geld haben sie nicht geprägt. Auch die alten Mexikaner hatten kein geprägtes Geld, sondern ihre Tauschmittel bestanden theils in Goldstaub, theils in Cacaobohnen, welche letztere die Dienste der Scheidemünze vertraten und noch gegenwärtig in Mittelamerika sie vertreten. Die kleinen Goldscheiben endlich, welche man bei den Tschibtschas oder Muyscas im südamerikanischen Cundinamarca gefunden hat, und von denen angenommen wird, daß sie als Tauschmittel dienten, waren ganz sicherlich keine geprägten Münzen. An das erste Auftreten des gemünzten Geldes knüpft sich also einer der merkwürdigsten Fortschritte der menschlichen Gesittung, der auch die mühsamste geschichtliche Erforschung reichlich belohnen würde. Eine solche Arbeit besitzen wir jetzt in einem klassischen Werke von J. Brandis.

Der Erfindung des Geldes muß nothwendig die Feststellung der Maße und Gewichte vorausgehen, und für die alte Welt ging damit Babylon voraus. Die Babylonier sind die ältesten und größten Metrologen gewesen, und wie Brandis treffend bemerkt: „Jedes Zifferblatt unsrer Uhren ist, uns unbewußt, ein lebendiges Zeugniß dieser babylonischen Weisheit.“ Die Erde bewegt sich bekanntlich in 365 Tagen und einem Bruchtheil um die Sonne, die Sonne rückt daher scheinbar um $^1/_{365}$ im Thierkreis täglich vor- oder rückwärts, wenn man will. Dieß führte zur Eintheilung des Kreises in 360 Grade, denn 360 ist die nächste Abrundung für 365 und die Bruchtheile. Dazu kam die Eintheilung des Jahres in 12 Mondkreisläufe von denen annähernd wiederum ein jeder aus 30 Tagen bestand. Der scheinbare Durchmesser der Sonne beträgt bekanntlich $^1/_2$ Bogengrad, folglich da die Sonne zur Aequinoctialzeit einen Tag- und Nachtbogen von 360 Grad

durchlaufen muß, so legt sie auf diesem Wege das 720fache ihres Durchmessers zurück, oder, wie man sagte, 720 Stadien oder 360 Doppelstadien. So schien die Natur sehr nahe zu legen bei der Zeittheilung die Ziffer 360, oder 60 × 60 zu Grunde zu legen, und daher stammt unsere Theilung des Bogengrades in 60 Bogenminuten, der Bogenminuten in 60 Bogensekunden u. s. f. Es stammt ferner daher die bürgerliche Eintheilung des Tages und der Nacht in je 12 Stunden, so daß der 30tägige Monat wiederum in 360 Tages- und 360 Nachtstunden zerfiel. Die Babylonier haben endlich bei Schreibung ihrer Ziffern schon den Stellenwerth der Zahlen angewendet, eine Erfindung von unermeßlichem Nutzen, welche das Abendland erst aus Indien durch die Araber erhielt.

Sind alle Eintheilungen von Maß und Gewicht nach Zwölfteln und Sechzigsteln von Babylon abzuleiten, so haben die alten Babylonier sowohl den Aegyptern, wie den Juden, Phöniciern und Griechen ihre metrologischen Satzungen aufgenöthigt.

Den Bogengrad am Himmel nannte man z. B. auch Elle, die Sonne maß also eine halbe Elle im Durchmesser oder 12 Zoll, und noch heutigen Tages reden unsere Astronomen die Sprache der babylonischen Metrologen, wenn sie sagen: „die Verfinsterung der Sonne (oder des Mondes) beträgt 9 Zoll“ (das heißt $^{9}/_{12}$ der Scheibe).

Die Hohlmaße sind bei den Mittelmeervölkern von Ost nach West gewandert. Die Maße wandern nämlich mit den Einfuhren. Wein und Oel wurden von Griechenland in griechischen Thongefäßen nach Italien eingeführt und die Thongefäße wurden die Hohlmaße der Italiker. Die Griechen aber hatten, da sie Korn aus Kleinasien, ebenso in den ältesten Zeiten auch Oel, aus Babylon Gewürze und Salben bezogen, asiatische Hohlmaße sich aneignen müssen, geradeso wie das venetianische Apothekergewicht nach Nürnberg gewandert ist.

Da die Eintheilung der vorderasiatischen Hohlmaße auf dem babylonischen Zahlensystem beruht, nämlich auf Zwölfteln oder Sechzigsteln, so ist auch in Bezug auf die räumlichen Maße Babylon als die Mutter der metrologischen Weisheit anzusehen.

Während im Westen Europa's in älterer Zeit das Heerdenvieh, später Nutzmetalle, wie Kupfer und Eisen als Tauschmittel dienten, war man in der Levante längst schon dazu geschritten, das gewogene Silber oder Gold zum Werthmesser zu erheben, denn schon Abraham kaufte um 400 Schekel Silber einen Begräbnißplatz. Der älteste griechische Verkehr bediente sich der Eisenstangen, der römische der Kupferbarren, letztere in viereckige Formen gegossen, 5 Pfund schwer und an beiden Seiten mit Marken versehen. In Aegypten gelangten die edlen Metalle in Ringform auf den Markt.

In Palästina kursirten schon in alter Zeit ganze, halbe und viertel Silberschekel, d. h. Silberbarrenstücke von dem angegebenen Gewicht, von Babylon darf man ähnliches in Bezug auf Gold vermuthen, in Aegypten endlich hat man kleine Goldringe, nicht Schmucksachen, sondern sogenanntes „Ringgeld“ gefunden. So nahe stand man schon lange der Münzprägung ohne den letzten Schritt zu thun.

Auf der Normirung der Gewichte beruhte der erste geregelte Barrenverkehr in Vorderasiens, der einem hohen Alterthume schon eigen war, denn die Kunst, die edeln Metalle rein auszuscheiden, ist mindestens so alt als die ältesten Stücke der Bibel.

Als daher im siebenten, sechsten und fünften Jahrhundert in Lydien am Pactolus massenhaft ein stark mit Silber legirtes Weißgold ausgewaschen wurde, betrachtete man es als ein gesondertes Metall und nannte es Elektron. Die ältesten Münzen Lydiens, ungleich alterthümlicher als die Münzen des Krösos, sind aus Weißgold. Man kennt davon nur zwei Stücke, eins im Münchner Kabinet, das andere in der Ivanow'schen Sammlung.

Daß diese Münzen älter sind als die von Krösos geprägten, beweisen Fundstücke der letztern, die bei Casabá in der Nähe des alten Sardes erbeutet worden sind.

Ursprünglich bestanden drei Währungen im lydischen Reiche neben einander: nämlich Silber-, Elektron- und Goldwährung, indem Weißgold und Gold im Werthe wie 3 : 2 geachtet wurden. Auch Chios, das als Stadtwappen die Sphinx den Münzen aufdrückte, gehört unter die ältesten Prägstätten.

Das meiste Elektrongeld wurde aber in Milet geschlagen, dessen Münzen in so blassem Metall angefertigt wurden, daß es dem Silber fast ähnlicher ist als dem Golde.

Zu den ältesten Städten, die Elektron und Silber, aber kein Gold prägten, gehören Klazomenae, Abydos, Samos, Kyziko. In Phokaea scheint sich die Umwandlung der Gold- und Silberbarren in Geld, d. h. in Metallstücke, für deren Werth der Staat durch Einprägung des Stempels die Bürgschaft übernahm, zuerst vollzogen zu haben.

Wir sehen aus dieser Darstellung, daß die Gemeinden griechischer Handelsstädte zuerst auf den Gedanken kamen, Geld zu prägen. Barrenstücke, deren Gewicht durch beigedrückte Stempel bezeichnet wird, sind noch kein Geld. Sie müssen theils nachgewogen, theils in Bezug auf Feinheit nachgeprüft werden. Erst ein beigedrucktes Stadtwappen bürgt für Feinheit und Gewicht, und der Empfänger kennt gleichzeitig den Ort, wo er es wieder für den vollen Nennwerth anbringen kann. Wir werden nun von Brandis belehrt, daß das älteste Geld in Bezug auf Gewicht und Feinheit, soweit die damalige Technik reichte, redlich seine Aufgabe erfüllte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Leipzig ist am 25. d. der dramatische Dichter Dr. Theodor Apel in Folge eines Schlaganfalles verschieden. Apel war am 10. Mai 1811 zu Leipzig geboren. Seine Gedichte erschienen in zwei Bänden; von seinen dramatischen Produktionen nennen wir „Näh-käthchen", „Der Hausarzt", „Die Tochter des Präsidenten", „Dichters Liebe und Heimath". Ein großes Verdienst hat sich Apel auch durch die Markirung des Schauplatzes der Leipziger Schlacht durch 41 Denksteine erworben. Seit 1836 war er erblindet.

[Historische Merkwürdigkeit.] An der nordwestlichen Gränze des Königreichs Sachsen, in der großen Ebene im Norden, Westen und Süden Leipzigs, wurden acht Schlachten geschlagen, und zwar folgende: Die erste fand bei Meseburg 933 statt, Heinrich der Finkler brachte hier den Ungarn eine Niederlage bei. Die zweite 1080 bei Mölsen, zwischen Weißenfels und Merseburg, Heinrich IV. schlug dort das Heer Rudolphs von Schwaben. Die dritte 1631 bei Breitenfeld, nördlich von Leipzig, in welcher Gustav Adolph das Heer der Liga unter Tilly bis auf wenige Ueberbleibsel vernichtete. Die vierte 1632 bei Lützen, wo bekanntlich der große Schwedenkönig gegen Wallenstein sein Leben verlor. Die fünfte 1642 bei Leipzig, in welcher Torstenson abermals das kaiserliche Heer unter dem Erzherzog Leopold aus dem Felde schlug. Die sechste 1757 bei Roßbach, zwischen Merseburg und Weißenfels, wo Friedrich II. über die Franzosen und die Reichsarmee siegte. Die siebente 1813 bei Großgörschen, südöstlich von Lützen, in welcher Napoleon die Russen und Preußen unter Wittgenstein zurückdrängte. Die achte endlich in demselben Jahre bei Leipzig, die große Völkerschlacht genannt, die das große Reich Napoleons I. zertrümmerte. Sämmtliche Schlachtfelder überblickt man auf der Plattform des Schloßthurms zu Leipzig, und jedem Freunde der Geschichte, jedem Denkenden gibt der Anblick dieser großen Ebene, wo so viele Tausende im Laufe der Zeit vom Engel des Todes hinweggenommen wurden, und wo die politische Lage Deutschlands mehrmals umgestaltet ward, Stoff zu interessanten Betrachtungen.

Die Füllöfen mit Coaksfeuerung gerathen mehr und mehr in Mißkredit; man beginnt sie, kaum aufgestellt, aus Schullokalitäten und andern größern Räumlichkeiten wieder zu entfernen und mit künstlichern und theurern Heizapparaten zu ersetzen. Wir glauben, mit Unrecht, und denken es noch zu erleben, daß wieder zu ihnen zurückgegriffen wird. Wo sie, in einem entsprechenden Lokale aufgestellt, ihren Zweck nicht erfüllen, da liegt die Schuld weit weniger an ihnen, als an einer ungeschickten Behandlung und Stellung. Wir wollen Denen, die ihnen noch Treue halten, nur ein Mittel angeben, wie sie sehr leicht angezündet, und, nachdem sie gefüllt worden, aber zum Schrecken des Dienstpersonals durch einen unglücklichen Zufall wieder ausgegangen sind, schnell wieder in Brand gebracht werden können. Man schütte auf das erste Feuer vor den Coaks nur einige Hände voll Steinkohlen, diese entzünden sich schnell und setzen die Coaks unfehlbar in Brand. Deßgleichen bringt ein kleines Steinkohlenfeuer, auf dem gefüllten, aber ausgelöschten Zylinder angezündet, die ganze Masse wieder in Gluth und man hat nicht nöthig, dieselbe vorher auszuleeren.

Die k. Polizeidirektion München macht darauf aufmerksam, daß die in neuerer Zeit in Gebrauch kommenden Visitenkarten von perlmutterartigem Aussehen mit essigsaurem Bleioxyd, somit mit einem heftig wirkenden Giftstoffe präparirt sind und sich also die größte Vorsicht bei dem Gebrauche und der Aufbewahrung solcher Visitenkarten schon deßhalb empfiehlt, weil insbesondere Kinder dieselben wegen des süßen Geschmacks des Giftstoffes ablecken und dadurch Nachtheile für die Gesundheit und selbst Vergiftungen sich zuziehen könnten.

Logogryph.

Als Kind — wie stark trieb oft mich die Begier
So manche 1, 2, 3, 4, 5, 6 mir
Aus Mutters Vorrath heimlich wegzuholen!
Und welche Süßigkeit mir immer neu,
Lag in der sauersten 2, 1, 1, 6, 3,
Wenn selbst ich aus der Höhe sie gestohlen!
Doch später konnte Nichts mich so beglücken,
Als 3, 4, 2, 1, 5, 6 hinterm Rücken
Des Lehrers zum Genuß mir angeschafft.
Des 2, 1, 4, 3 allgewalt'ge Kraft
Lernt ich da fühlen — ward durch ihn sogar
Ein 5, 2, 3, 3 selbst mit Haut und Haar;
2, 3, 1 schien die Welt mir ohne ihn,
Und was vom alten 3, 4, 1 und dessen
2, 3, 1, 6, 6, 5 ich je gelesen, schien
Mit seiner Weltherrschaft sich nicht zu messen.

Auflösung der Charade in Nr. 277:
Hochzeit.

Redakteur Gustav Weitert. — Druck und Verlag der F. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 286 Montag, 2. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Beide gingen über die Hausdiele nach der Kellertreppe, blieben aber oben stehen, und nachdem Roselli die Blende seiner Laterne wieder aufgeschoben hatte, leuchtete er hinab.

„Da siehst Du, was Du für ein Hasenherz bist," rief Dominico höhnisch, nachdem er hinabgeschaut hatte. „Es ist weiter nichts, als daß der Teppich, der von hier über dem Geländer hing, herabgeschurrt ist. Ich werde ihn nachher mitnehmen; denn er ist noch ziemlich neu und wohl des Aufhebens werth. Paß auf; aber störe mich nicht wieder um solcher Kleinigkeit willen; denn ich werde noch genug zu thun haben mit dem verdammten Schlosse."

Beide verließen ihren Standpunkt an der Treppe und während Dominico wieder in das Komptoir ging, nahm Roselli seinen Wachtposten an der Thür wieder ein.

Und Adele? Sie war zum Zweitenmale einer Entdeckung glücklich entgangen.

Obgleich ihr das Herabfallen des Teppichs einen großen Schrecken verursacht, hatte sie doch ihre Geistesgegenwart nicht verloren. Sie sah voraus, daß man die Ursache des Geräusches zu erforschen suchen würde, und wenn sie am Fuße der Treppe stehen blieb, so mußte man sie unfehlbar erblicken. Deßhalb entschloß sie sich schnell, warf sich auf die untersten Stufen der Treppe nieder, krümmte sich so viel als möglich zusammen, und zog dann den Teppich über sich hin, so daß sie ganz dadurch bedeckt wurde.

In dieser noch weit unbequemeren und peinlicheren Lage, als sie vorhin aufrechtstehend am Geländer eingenommen hatte, blieb sie, ohne sich zu regen und den Athem anhaltend, liegen, bis die Gefahr vorüber war.

Erst als sie bemerkte, daß der herabfallende Lichtschein verschwunden, und oben Alles wieder dunkel war, wagte sie es ihren Kopf aus der Umhüllung hervorzustrecken und zu lauschen. Sie bemerkte zu ihrer großen Beruhigung, daß die beiden Einbrecher nicht mehr sichtbar waren, und wagte es nun wieder, ihre zusammengekrümmten Glieder auszudehnen. Aber sie begann auch ernstlich darüber nachzudenken, sich ganz aus ihrer peinlichen und gefahrvollen Lage zu befreien, die ihr jetzt unerträglich wurde; ja, sie hegte sogar den muthigen Wunsch, irgend etwas zu thun, wodurch sie die Einbrecher verscheuchen könnte, ehe sie noch ihren Raub ausgeführt hatten. Vor Allem aber war der Entschluß in ihr gereift, jedenfalls aus ihrem bisherigen Verstecke zu entfliehen. Aber wohin? Die Treppe, welche zu den Etagen hinaufführten, konnte sie nicht erreichen, ohne an dem Wachtposten vorüber zu gehen; es blieb ihr also kein anderer Ausweg, als durch die angelehnte Hinterthür des Hauses, die ihr freilich weit näher lag, in den Hof zu schlüpfen. Aber auch dabei mußte sie von dem Diebswächter bemerkt werden, wenn sie seine Aufmerksamkeit nicht auf einen andern Punkt hinlenkte.

Sie hatte sich indessen ganz wieder erhoben, und indem sie sich an die Thür lehnend, die Arme über den Kopf erhob, um sie auszudehnen, weil sie von der zusammengekrümmten Lage, in die sie sich hatte fügen müssen, einen Krampf darin spürte, berührte ihre rechte Hand zufällig einen Draht. Wie ein Blitz kam ihr jetzt der Gedanke, daß dieß der Klingeldraht sei, der vom Wohnzimmer Carlshofs aus bis hinab in das Souterrain führte, und von ihm, da er gewöhnlich am frühesten im Hause aufstand, in Bewegung gesetzt wurde, um die Leute, welche unten schliefen, des Morgens zu wecken. Wenn sie nun an diesem Drahte, der über ihrem Haupte durch die Mauer lief, kräftig zog, so mußte die Glocke in den unteren Räumen laut erklingen, während es doch den Anschein hatte, als sei der Klingelzug von Oben bewegt worden. Die Aufmerksamkeit des Diebswächters mußte deßhalb nach der ersten Etage gerichtet werden, und sie konnte den Moment benutzen, in den Hof zu flüchten.

Kaum hatte sie diesen Gedanken gefaßt, als sie ihn auch schon ausführte. Sie zog kräftig und wiederholt an dem Drahte und die Glocke erschallte laut durch das ganze Souterrain, während der Draht bis zur ersten Etage hinauf, in seinen Schwingungen an den Wänden scheuerte. In ihrer Voraussetzung aber sah sie sich getäuscht. Denn der Diebswächter war so heftig erschrocken, daß er nicht daran dachte, seine Aufmerksamkeit nach Oben zu richten, sondern in dem natürlichen Drange zu entfliehen, nach der Hofthür eilte. Zugleich stürzte auch Dominico aus dem Comptoir und rief, so-

bald er seinen Genossen erreicht hatte: „Zum Teufel! Was ist das? Wer hat die Klingel gezogen?"

„Es muß Jemand oben erwacht sein; denn die Klingel geht von der ersten Etage in das Souterrain. Nun wird es gleich Lärm geben. Alles ist verloren! Fort! fort!" erhielt er zur Antwort.

„Das verwünschte Schloß!" rief Dominico, „Ich war eben nahe daran, es zu öffnen. Aber verdammt will ich sein, wenn ich mit leeren Händen gehe. Den Teppich dort unten will ich wenigstens mitnehmen."

Die arme Adele hatte diese Worte gehört, und sie steigerten ihre Todesangst nur noch höher; denn sie hatte sich eben wieder auf die untersten Stufen der Treppe niedergeworfen, und unter den Teppich verkrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Erfindung und älteste Geschichte der Geldmünzen.

(Schluß.)

Der Stempel wurde anfänglich sehr tief geschnitten und daher mußte das hohe Prägbild die Münze der Abreibung stark aussetzen. Erst seit der Zeit Alexanders des Großen und in der römischen Prägung wurde die Oberfläche der Münzen flacher, die Form regelmäßiger, die Ränder schärfer. In der ältesten Zeit wurden auch nicht plattgewalzte Stücke, sondern kugelförmige Klumpen unter den Prägstock gelegt, von dem sie in ungleicher Dicke, bald rund, bald oval, bald größer, bald kleiner hervorgingen, wenn man auch von Anfang an die Absicht hatte, ihnen die Kreisform zu geben.

Wenn auch Sardes die erste nichtgriechische Stadt, Lydien das erste asiatische Reich gewesen sind, wo man Münzen schlug, so ist doch Brandis geneigt, die Erfindung selbst den Griechen zuzuschreiben, denn während um die Mitte des 6ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung alle größeren hellenischen Städte auf der kleinasiatischen West- und Nordwestküste von Herakleia bis Phaselis, auf den Inseln des ägäischen Meeres, in Macedonien und Thracien, in Sizilien und Großgriechenland, vor Allem auf dem griechischen Festlande Geld prägten, steht Lydien unter den asiatischen Reichen bis dahin vereinzelt, und die lydische Reichsprägung hörte auf, als Krösos ein Vasall des Großkönigs wurde. Von den Achämeniden in Persien haben weder Kyros noch Kambyses Münzen geprägt.

In Babylon und Ekbatana blieb man ebenso wie in den phönizischen Handelsstädten beim Barrenverkehr, und auf der afrikanischen Küste ist vor Alexander dem Großen nur in den dorischen Pflanzstädten Kyrene und Barke Geld gemünzt worden, weder Aegypten noch Karthago begriffen die Vortheile der neuen Verkehrserleichterung. Von den Helenen aber sind die Phokäer wahrscheinlich die ersten gewesen, welche den fruchtbaren Gedanken der Geldprägung zuerst erfaßten und ausführten.

In Athen ist Silber zuerst 594 v. Chr. gemünzt worden. Die phokäische Goldprägung muß also älter sein, und Brandis setzt sie an den Beginn des 7ten Jahrhunderts, doch kann der Umlauf des ältesten Geldes über die Gränzen von Griechenland nicht weit hinausgegangen sein, denn bis jetzt haben sich in den Ruinen von Ninive, welches 606 v. Chr. zerstört wurde, keine alten Münzen gefunden.

Als Krösos zur Regierung gelangte, gab es bereits Münzen mit dem Stadtwappen von Sardes, welches auch der lydische König mit einer kleinen Abänderung beibehielt. Krösos fand bereits die Aufgabe vor, das Münzwesen zu reformiren. Er schaffte die Elektronprägung völlig ab und führte eine doppelte Gold- und Silberprägung nach dem babylonischen Werthverhältniß ein.

Da er übrigens bald die Prägung einstellte, so ist seine Münzpolitik ohne Einfluß auf den Entwicklungsgang des Geldwesens geblieben, nur daß sich an seine Münzordnung später der persische Großkönig Dareios anschloß, der erste der Achämeniden, welcher Geld prägte. Dareios war auch der erste Herrscher, welcher das Münzrecht als ein Attribut des Monarchen sich vorbehielt und seit dieser Zeit bildete sich im Orient die staatsrechtliche Auffassung aus, daß man einen Souverän an zwei Dingen zu erkennen vermöge: an dem Rechte, Münzen zu schlagen, zweitens in späterer Zeit an dem Vorrechte, daß sein Name im Kirchengebete genannt werde. Weiter im Osten gilt jetzt noch ein drittes Kennzeichen: der Gebrauch des Sonnenschirmes oder einer Anzahl Sonnenschirme über einander.

Unter Dareios war jedoch nur die Goldprägung dem Großkönig vorbehalten. Die griechischen Freistädte, die sich unterworfen hatten, behielten dagegen mit ihrer munizipalen Selbstständigkeit auch das Recht Silbermünzen zu prägen, und diese Befugniß stand sogar den Satrapen zu, denn Aryandes Satrap von Aegypten wurde von Dareios mit dem Tode bestraft, nicht weil er Silber gemünzt, sondern weil er seine Silbermünzen verdächtigerweise feiner ausgebracht hatte als der Großkönig selbst. Ferner ist Dareios der erste Herrscher gewesen, welcher auf die Münzen an der Stelle der Stadtwappen ein königliches Siegel drückte.

Die Einprägung des Stadtsiegels auf die ältesten Münzen ist demnach als die Unterschrift eines Bürgschaftsvertrages, die Münzen selbst, wie Brandis sehr schön sich ausdrückt, als w a n d e l n d e V e r t r ä g e anzusehen.

Die Vergiftung der Gräfin Chorinsky.

Bekanntlich wurde dieser Tage die von ihrem Gemahl getrennt lebende Gräfin Chorinsky leblos auf dem Boden ihres Wohnzimmers aufgefunden und durch die gerichtliche Obduktion der Leiche konstatirt, daß dieselbe durch Blausäure vergiftet worden war. Die eingeleitete Untersuchung wird mit Eifer fortgesetzt. Da dieses traurige Ereigniß nun einmal zur sogenannten cause célèbre geworden ist, so ist es vielleicht nicht ohne Interesse, etwas Näheres über die in dieselbe verwickelten Persönlichkeiten zu vernehmen. Die unglückliche Gräfin Chorinsky nannte sich vor ihrer Verheirathung mit dem Grafen, Mathilde Ruef und war die Tochter eines Kaufmannes zu Mannheim. Sie hatte sich der Bühne zugewendet und war auch eine Zeit lang am Theater zu Augsburg engagirt. Während ihres Engagements am Theater zu Linz lernte sie, wie man erzählt, ihr nachmaliger Gemahl, welcher dort in Garnison lag, kennen. Graf Chorinsky faßte eine solche Zuneigung zu ihr, daß er ihr seine Hand anbot, und den Widerwillen seines Vaters gegen diese Verbindung endlich durch Bitten und Vorstellungen beseitigte und dessen endliche Bewilligung zur Vermählung mit Fräulein Ruef erhielt. Sie mag damals ob dieser Parthie wohl viel beneidet worden sein, noch weniger aber das ihrer harrende traurige Geschick geahnt haben. Das eheliche Glück trübte sich nur zu bald; nach einigen Jahren schon einigte man sich über die Trennung und diese erfolgte denn auch, ohne daß derselben eine eigentliche formelle Scheidung vorausgegangen wäre. Der Herr Gemahl ließ jedoch seine „angebetete" Mathilde, welche sich München zum Aufenthaltsorte gewählt hatte, ohne alle Subsistenzmittel, und die arme Frau würde jedenfalls in große Verlegenheit gerathen sein, wenn sich ihr Schwiegervater ihrer nicht angenommen und ihr allmonatlich eine Sustentationssumme hätte zukommen lassen, welche zu einem anständigen Lebensunterhalte vollkommen ausreichte. Graf Chorinsky sen., Statthalter von Niederösterreich, ist als ein Mann vom ehrenhaftesten Charakter bekannt. An ihn wurde von München aus die Nachricht von der Ermordung seiner Schwiegertochter telegraphirt und er forderte hierauf seinen Sohn auf, ihm augenblicklich nach München zu folgen. Beide Herren stellten sich unmittelbar nach ihrer Ankunft daselbst dem österreichischen Gesandten vor und Graf Chorinsky sen. setzte sodann auch die k. Polizeidirektion von ihrer Ankunft in Kenntniß mit dem Beifügen, daß sie zu jeder von ihnen zu verlangenden Auskunft bereit seien. Man weiß, welche Wendung die Sache nahm; Graf Chorensky jun. ward nach seiner zweiten Vernehmung in Haft genommen, weil er als derjenige erkannt wurde, welcher der Ebergenyi, welche unter dem Namen einer Baronin v. Bay nach München kam, die Gräfin Chorinsky aufsuchte und nach diesem Besuch die Stadt eiligst wieder verließ, das Geleite nach München gegeben hatte, ohne mit ihr in demselben Hotel gewohnt zu haben. Bei der Durchsuchung des Grafen fand sich ein Medaillon, welches die Photographie dieser Dame enthielt, die man alsbald als identisch mit der angeblichen Baronin von Bay, der muthmaßlichen Mörderin der Gräfin, erkannte. Da Graf Chorinsky auf Befragen einige Auskunft über Person und Aufenthalt jener Dame, deren Photographie er bei sich trug, gegeben hatte, so ward es dadurch möglich, derselben habhaft zu werden, indem alsbald nach Wien telegraphirt wurde, woselbst ihre Verhaftung erfolgte. Wie man gleich anfänglich vermuthete, ist der Name einer Baronin v. Bay von jener Person, die niemals Baronin noch überhaupt verheirathet war, nur angenommen worden, um als Dame von Stand und als eine geschiedene Frau bei der Gräfin Chorinsky leichter Zutritt und Theilnahme zu finden. Graf Chorinsky, als in München verhaftet, wird auch daselbst, und die zu Wien verhaftete muthmaßliche Giftmischerin dagegen, als österreichische Unterthanin, in Oesterreich abgeurtheilt werden. Als das Telegramm von München in Wien eingetroffen war, wurde Oberkommissär Breitenfeld beauftragt, ihre Verhaftung vorzunehmen. Als derselbe die Wohnung der Frau Baronin Ebergenyi betrat, war diese sichtlich betroffen, und vermochte vor Verlegenheit kaum die einfachsten Fragen zu beantworten. Allmälig jedoch suchte sie wieder Fassung zu gewinnen, und da sie hörte, daß ein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen worden, erwiderte sie scheinbar gefaßt, daß sie vollkommen unschuldig sei, und dem Herrn Kommissär mit ruhigem Gewissen folgen könne. Im Laufe des 27. November Vormittags wurde bereits das Landesgericht in Strafsachen von der vollzogenen Verhaftung in Kenntniß gesetzt, worauf der Landesgerichtsrath Herr Max Fischer mit der Untersuchung betraut wurde. Gegen 10 Uhr Vormittags verfügte sich der genannte Rath in Begleitung einer Kommission in die Wohnung der verhafteten Baronin, wo eine genaue Hausdurchsuchung stattfand, und sämmtliche vorgefundenen Briefe, Aufzeichnungen und Schriftstücke mit Beschlag belegt wurden. Die Ergebnisse des ersten Verhörs boten zwar noch keine bestimmten Anhaltspunkte zu einem positiven Verdachte, doch lagen Umstände und Anzeichen bedenklicher Natur vor, welche die Verhaftung rechtfertigen und genügende Anhaltspunkte zu einer Untersuchung boten. Frau Baronin Julie Ebergenyi ist eine schöne Dame von mittlerer Größe. Aus ihren blauen Augen spricht eine gewisse Milde und Sanftmuth, der Ausdruck ihres Gesichtes, ihre Haltung und Benehmen zeigen von Intelligenz. Der deutschen Sprache ist sie wohl vollständig mächtig, der Dialekt aber verräth die Ungarin. Ueber die Verhältnisse, durch welche Frau Baronin E. zu feindlichen Thaten gegen die Gräfin Chorinsky gebracht werden konnte, weiß man noch nichts Näheres.

Von einer Seite wird behauptet, die Verhaftete sei in sehr nahen Beziehungen zu dem Gatten der Gräfin gestanden, und habe sich möglicher Weise der Hoffnung hingegeben, einstens dessen Gattin zu werden. Von anderer Seite wird erzählt, eine Erbschaftsgeschichte, der eine hohe Summe zu Grunde liege, sei möglicherweise die Veranlassung gewesen. Bestimmtes läßt sich vorläufig nicht angeben.

Zu spät!

Stehst du an eines frischen Grabes Rand
Und blickst hernieder auf den engen Sarg,
Darin des Todes mitleidlose Hand
Ein Herz, das liebend dir geschlagen, barg,
Und denkst mit heißen Thränen du zurück,
Was lebend dir der Todte hier gewesen —
O möge nie dein grambumwölkter Blick
Das dumpfe Schreckenswort: „Zu spät" dann lesen.

Zu spät der Dank, den deine Lippe spricht!
Zu spät der Lippe Strahl aus feuchtem Aug'!
Zu spät, wenn schon das Herz im Tode bricht,
Dem Mund entflieht des letzten Seufzers Hauch!
Zu spät! Das Wort dringt schneidend dir ins Mark,
Es weicht der Reue nicht, dem Fleh'n und Klagen,
Und seist du noch so fest und trotzig stark —
Zu spät! — Du kannst's nicht fassen, nicht ertragen.

Doch schrecklich auch, an eig'nen Herzen Grab,
An eig'nen Friedens Todtenbahre stehen,
Was Jugend dir und Lieb' an Blüthen gab,
Verwelkt, verdorrt zu Füßen liegen sehen!
O möge nie dein guter Genius
Verhüllten Haupt's von deiner Seite fliehen,
Indeß des Bösen giftig heißer Kuß
Die Adern dir, die Wangen macht erglühen!

Denn schaust du trostlos auf verlornes Glück,
Das frevelnd du mit eig'ner Hand zerstört,
Schaust weinend du auf's Paradies zurück,
Das du dir selbst verschlossen und verheert,
Dann tönt's: „Zu spät!" dir donnernd in das Ohr
Posaunen gleich am Weltgerichtestage.
Was durch die eig'ne Schuld das Herz verlor,
Ruft: Wehe ihm bis zu dem letzten Schlage.

Mannigfaltigkeiten.

Eine Berlinerin, die schon lange Zeit einen berühmten Schriftsteller mit ihrer Begeisterung für ihn und seine Schriften gelangweilt hatte, bat ihn endlich, er möge sich in ihr Album schreiben. Lächelnd that er es, ihr die Worte einschreibend:
Mich langweilt zwar Dein „mir" und „mich",
Am Allermeisten doch Dein Ich.
Diese Pille half — er war befreit von ihr auf immerdar.

Jemand äußerte, er wisse nicht, was für Unterschied zwischen einem ordentlichen und einem außerordentlichen Professor sei. „Das will ich Dir sogleich erklären," sagte ein um eine Antwort nie verlegener Student. „Der ordentliche Professor weiß nichts Außerordentliches und der außerordentliche nichts Ordentliches."

„Frieren Sie denn?" fragte eine Dame einen am Ofen lehnenden Offizier. „Ach nein", antwortete ein Anderer, „er sucht sich nur an's Feuer zu gewöhnen."

Räthsel.

Ein eig'nes Wörtchen will ich dir hier nennen,
Nach der Gesellschaft wechselts seinen Sinn.
Als ein Chamäleon wird Jeder es erkennen,
Zu seinem Schaden oft, oft zum Gewinn.
Es wird im Voraus deinen Wunsch gewähren,
Geht Jemand diesem kleinen Wörtchen vor;
Zugleich erfüll't's dein rechtliches Begehren,
Und bringt das nach, was früher man verlor.
Es lohnet höher, reichen dir Verdienste,
Wenn es zu einem andern Wörtchen tritt,
Es bringt oft unverhofft dir noch Gewinnste,
Wenn über die gewohnte Regel es noch schritt.
Doch donnert es mit lautem, kurzen Schalle,
Dieß kleine Wörtchen, wo es steht allein,
Es bringet seine Opfer schnell zum Falle,
Zerschmettert blutig, grausam das Gebein.
Mißt du das Wort mit einer Viertel-Elle,
Die eine halbe nach dem Klang sein muß,
Und kommt als Ganzes hier zur Stelle
Als dieses Liedchens und des Büchleins Schluß.

Fr. O.

Auflösung der Charade in Nr. 278:
Mutterliebe.

Redakteur Gustav Weiffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 287 Dienstag, 3. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXI.

Es waren freilich nur wenige Augenblicke, während welcher die Todesangst Adelens auf das Höchste gesteigert wurde, aber auch diese äußerste kurze Spanne Zeit führte einen so überwältigenden Eindruck mit sich, daß die Arme beinahe gänzlich besinnungslos, und wie in Ohnmacht erstarrt, unter dem Teppiche liegen blieb.

Ihr letzter Gedanke, ehe ihr die Sinne schwanden, war die Ueberzeugung gewesen, daß sie jetzt ohne Rettung verloren sei. An eine Flucht war nicht zu denken, denn oben standen ja die beiden Einbrecher, und der Eine derselben würde sicher schon aus Zorn und Rache über die plötzliche Störung seine mörderische Absicht an ihr ausgeführt haben. Durch die hinter ihr befindliche Thür, welche in das Souterrain führte, konnte sie aber, wenn sie auch wirklich die Dienerschaft durch den Klingelzug erweckt hatte, keine rasche Hülfe, wie sie deren bedurfte, erwarten; da ja die Thür von Außen zugebohrt war. Sie befand sich also ganz hülflos in die Hände des Mörders gegeben, sobald dieser den Teppich emporhob und sie entdeckte.

Doch obgleich Dominico Willens war, sich des Teppichs zu bemächtigen, um nicht ganz ohne Raub abzuziehen, und obgleich er auch wohl schwerlich einen Mord gescheut haben würde, hätte er die Störerin seines verbrecherischen Unternehmens entdeckt, so wurde doch diese glücklicher Weise gerettet durch die entsetzliche Angst, welche Röselli ergriffen hatte. Er zitterte förmlich an allen Gliedern, und hielt seinen Genossen, der bereits zwei Stufen der Kellertreppe hinabgestiegen war, mit verzweiflungsvoller Anstrengung an den Kleidern zurück, indem er ihm zurief: „Laß doch den elenden Teppich liegen; jeder Augenblick ist ja kostbarer als alle Teppiche der Welt. Auch wird Dich jeder Nachtwächter verhaften, wenn er Dich des Nachts mit einem Packet auf der Straße findet. Fort, fort! Ich will Dir ja gern Alles ersetzen!"

Diese Worte, welche in höchster Angst hervorgestoßen wurden, schienen auch wirklich einen Eindruck auf Dominico nicht zu verfehlen, denn er ließ sich, obgleich nicht ohne Widerstreben, mit fortziehen durch die Hinterthür des Hauses und als sich Beide erst im Hofe befanden, eilten sie flüchtig nach einer kleinen Pforte, in der Nähe des Stalles, durch welche sie vermittels eines falschen Schlüssels hereingekommen waren, und die nach einer Seitenstraße führte. Von dort aus begaben sie sich nach der nahen Herberge, wo der Orgeldreher wohnte, und nachdem Roselli dort seine Kleider wieder gewechselt hatte, ging er, freier athmend, nach seinem Hotel zurück, um seine Marchesenrolle weiter zu spielen, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, daß er gesehen und erkannt worden war.

Der Draht, welcher die Klingel im Souterrain in Bewegung setzte, endete in dem Schlafzimmer des Hausherrn, wo er mit einem breiten Glockenbande in Verbindung stand, und Carlshof, der wieder seit mehreren Tagen, von Geschäftssorgen gequält, nur einen sehr unruhigen Schlaf genoß, war von dem Klirren des angezogenen Drahtes erwacht. Er hörte ihn deutlich noch draußen auf dem Korridor fibriren, und fand es unbegreiflich, wer ihn in Bewegung gesetzt haben könnte, da doch der Klingelzug sich in seinem verschlossenen Schlafzimmer befand. Er stand deßhalb rasch auf, hüllte sich in seinen Schlafrock, zündete ein Licht an, und verließ das Zimmer, um draußen dem seltsamen Geräusche nachzuforschen.

Indessen war auch Adele, als ob sie durch die Entfernung der Einbrecher von der auf ihr lastenden angstvollen Betäubung befreit worden wäre, wieder ziemlich zur Besinnung gelangt, und sie wagte es, vorsichtig unter dem Teppiche hervorzuschauen.

Die ganze Hausdiele war wieder in Dunkel gehüllt, und so viel sie erkennen konnte, schienen die beiden drohenden Gestalten oben an der Kellertreppe verschwunden zu sein. Uebrigens herrschte oben die tiefste Stille, und auch unten im Souterrain wurde nicht die geringste Bewegung laut.

Der Ton der Klingel hatte zwar einen der Bedienten erweckt; da es aber rings um ihn noch Nacht war, so glaubte er nur geträumt zu haben, und beschloß abzuwarten, ob der Glockenruf sich wiederholen würde; weil dieß aber nicht geschah, so schlief er ruhig wieder ein.

Da wohl eine Minute lang Alles still blieb, so wagte es Adele, auch wieder unter dem Teppiche her-

vorzukriechen, und ganz leise mehrere Stufen hinaufzuschleichen. Sie bemerkte jetzt deutlich, daß die Hinterthür, die sie, wie sie sich gewiß erinnerte, angelehnt hatte, als sie hereinschlüpfte, jetzt halb offen stand, woraus sie schloß, daß die Diebe sich entfernt hatten, denn die Hausdiele, die sie jetzt ganz übersehen konnte, schien leer zu sein.

Deßhalb wagte sie sich weiter hinauf, und war eben im Begriffe, sich nach der Treppe hinzuschleichen, welche nach der ersten Etage führte, als sie oben ein Geräusch vernahm, als ob eine Thür geöffnet würde. Zugleich fiel ein Lichtschein von oben herab, welcher vom Korridor ausgehen mußte.

Dieß verursachte ihr einen neuen Schrecken, denn die Einbrecher konnten sich nach der ersten Etage gewendet haben, um dort ihr Diebshandwerk fortzusetzen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß unten im Souterrain Alles still geblieben war. Doch ermuthigte sie die Hoffnung, jetzt ungehindert durch die Hinterthür in den Hof entschlüpfen zu können; deßhalb trat sie auch rasch hinter die halb geöffnete Thür, und lauschte von dort aus, wer es wohl sein möchte, den sie die Treppe herabkommen hörte.

Ein herzinniges „Gott sei gedankt!“ drang über ihre Lippen, als sie eben jetzt in dem Herabkommenden den älteren Carlshof erkannte. Mit einem unartikulirten Ausrufe flog sie auf ihn zu, und der Spannung, welche zwischen ihnen herrschte, nicht gedenkend, klammerte sie sich fest an ihn an, wie Schutz und Hülfe bei ihm suchend.

Ihr Anblick, ihr verstörtes Wesen, versetzte ihn in das höchste Erstaunen, und da ihm die Ueberraschung unangenehm erschien, so fragte er auch in einem keineswegs freundlichen Tone: „Um Alles in der Welt! Wie kommen Sie hierher, zu dieser späten Stunde?“

Sie bemerkte es nicht, daß er sie so kalt und mit dem fremden „Sie“ anredete und brachte nur mühsam die wenigen Worte hervor: „Ich war im Garten, und als ich —“ aber sie vermochte nicht weiter zu reden; denn die heftigen Athemzüge, die jetzt aus ihrer krampfhaft wogenden Brust drangen, erstickten ihre Stimme.

„Und was hatten Sie noch so spät im Garten zu thun?“ fragte Carlshof wieder, in noch strengerem Tone. „Haben Sie vielleicht am Klingeldraht gezogen?“

„Ich that es“, entgegnete sie nach einer Pause.

„Sie thaten es, und zu welchem Zwecke?“ fuhr er fort und unterbrach sich hierauf sogleich durch den Ausruf: „Um's Himmelswillen! Was ist hier geschehen? Meine Comptoirthür steht offen?“

„Diebe — Räuber waren hier! Sie droheten Jeden zu ermorden, der sich ihnen entgegen stellen würde“, stammelte Adele.

Carlshof erschrack heftig, als er die Worte: „Diebe! Räuber!“ vernahm, und sprach zu ihr in einem mildern Tone: „Kommen Sie mit herein in das Comptoir, und suchen Sie dort Fassung zu gewinnen.“ Da er bemerkte, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte, schlang er seinen Arm um sie und führte sie in das Comptoir, wo er sie in einen Lehnsessel niederließ. Dann leuchtete er mit dem Lichte umher und eilte zuerst nach dem Geldschranke, wo er die beiden Vorlegeschlösser am Boden liegend, zu seiner großen Beruhigung aber das Hauptschloß noch verschlossen und unverletzt fand. Es waren gerade am vergangenen Tage einige nicht unbedeutende Baarsummen eingegangen, die er dort verwahrt hatte. Auch fand er bei den Vorlegeschlössern noch einen falschen Schlüssel und einen kleinen Meisel vom härtesten englischen Stahl, die der Einbrecher in der Eile zurückgelassen hatte.

Nachdem er auch noch die Pulte untersucht und sie sämmtlich unversehrt gefunden, begab er sich wieder zu Adele zurück, die sich indessen ziemlich wieder erholt hatte, und sagte zu ihr: „Sind Sie jetzt im Stande, mir Alles mitzutheilen, was Sie von dem Einbruch wissen?“

Sie fühlte sich auch wirklich jetzt wieder kräftig genug, um ihm eine zusammenhängende Schilderung ihrer angstvollen Erlebnisse geben zu können, und bemühete sich besonders, die Reden, die sie aus dem Munde der beiden Diebe vernommen hatte, so treu als möglich wiederzugeben.

Der Kaufmann hatte ihr mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, und als sie geendet hatte, begann er nach einer Pause, in welcher er, wie in finsteres Sinnen verloren, gestanden hatte: „Das ist Alles sehr seltsam, was Sie mir da erzählen. Sagten Sie nicht, daß der eine der beiden Einbrecher, welcher nur als Diebswächter Theil nahm, eine genaue Bekanntschaft mit der Lokalität des Hauses verrathen habe: daß er die Personen genannt, die im Souterrain schlafen, und den Stand des Geldschranks in meinem Comptoir genau bezeichnet habe?“

„So sagte ich, und ich hörte es ziemlich deutlich; denn obgleich Beide flüsternd sprachen, so neigten sie sich doch über das Geländer herab, und ihre Worte drangen bis zu mir nieder.“

„Dann müßte ja doch aber dieser Mensch in meinem Hause ein- und ausgegangen sein, um eine solche Kenntniß erlangen zu können. Haben Sie sein Gesicht nicht gesehen, und können Sie mir es nicht näher bezeichnen? Vielleicht führt es mich auf eine Spur.“

Adele schwieg verlegen, denn sie war noch unentschlossen, ob sie auch die Entdeckung, die sie gemacht, mittheilen sollte.

„Nun, warum antworten Sie mir nicht?“ fuhr Carlshof fort. „Verbergen Sie mir nichts. Ich will jetzt Alles wissen. Haben Sie das Gesicht des Menschen gesehen?“

Adele hielt sich fest überzeugt, den Marquis er-

kannt zu haben, und glaubte sich deßhalb auch nach kurzer Ueberlegung verpflichtet, dem Vater ihres Gatten ihre Entdeckung mitzutheilen, wenn sie auch noch so unglaublich klang. Sie entgegnete daher auch, aber noch immer zögernd: „Ich habe sein Gesicht allerdings gesehen; aber ich muß auch bekennen, daß mich die frappante Aehnlichkeit mit einer Person, die ich mehrmals in Ihrem Hause gesehen, erschreckte.“

„Nun, so sagen Sie es doch endlich gerade heraus; Wen glauben Sie erkannt zu haben?“ rief Carlshof ungeduldig.

„Ich möchte mit Gewißheit behaupten“, erhielt er zur Antwort, „daß ich in dem Diebswächter den italienischen Marquis erkannt habe, der seit einiger Zeit Ihr Haus besucht.“

Jetzt aber nahm das Gesicht des Kaufmanns einen noch weit finstern Ausdruck an, und er fühlte sich durch die offene Aeußerung, die er mit so großer Ungeduld verlangt hatte, verletzt. Die mitgetheilte Entdeckung erschien ihm so unglaublich, daß er jetzt an der ganzen Erzählung zu zweifeln begann, und indem er einen mißtrauischen Blick auf Adele warf, höhnisch zu ihr sagte: „Die Angst scheint Ihnen wunderliche Phantasiebilder vorgegaukelt zu haben; doch will ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß ich nicht die geringste Beleidigung einer Person dulde, die ich als Gast in mein Haus aufgenommen. Ihre Beleidigung des Marquis ist aber so über allen Ausdruck entehrend, daß ich annehmen muß, Sie wissen nicht, was Sie gesehen und gehört haben, wenn ich nicht noch Schlimmeres denken soll. Jetzt aber verlange ich zu wissen, was Sie so spät noch im Garten zu schaffen hatten?“

Adele fühlte sich so tief gekränkt durch den harten Ton und das Mißtrauen, das in seinen Worten lag, daß sie, wenn sie auch ihrem Gatten das Versprechen zu schweigen, nicht gegeben hätte, doch um keinen Preis der Welt es verrathen haben würde, daß sie mit ihrem Vater im Garten zusammen gekommen war. Sie entgegnete deßhalb auch nur, daß sie im Garten gewesen, um die frische Abendkühle zu genießen, und entfernte sich nach einem ehrerbietigen Gutenachtgruße, ohne noch ein Wort hinzuzufügen.

Carlshof hielt sie nicht zurück, denn er konnte das Mißtrauen, das er einmal gegen sie gefaßt hatte, nicht überwinden, und nachdem er die Schlösser vor die Geldkiste wieder vorgelegt, die künstlich geöffneten Thüren geschlossen und den Bohrer aus der Souterrainthür gebreht hatte, daß keine Spur des Einbruchs mehr zurückblieb, begab er sich wieder in sein Schlafzimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Napoleon und Herzog Karl von Braunschweig.

In einem eben in London veröffentlichten Buche, „betitelt: Leben und Briefwechsel von Th. Slingby Duncombe, herausgegeben von seinem Sohne“ (2 Bände, Verlag von Hurst und Blackett), sind unter Anderm auch Enthüllungen über die Beziehungen Ludwig Napoleons zu dem exilirten Herzog Karl von Braunschweig enthalten.

Duncombe war ein Freund Kossuth's und Garibaldi's, ein Beschützer Mazzini's, stand aber dabei auf vertrautem Fuße mit dem Abgott der Fashionables, Grafen d'Orsay, und begeisterte sich für die Erfolge Ludwig Napoleon's, dessen Plane er sehr genau gekannt, lange zuvor, ehe die Welt eine Ahnung derselben hatte. Auch der vertriebene Herzog Karl von Braunschweig befand sich unter Denjenigen, für welche Duncombe keine Zeit und Mühe sparte, um ihre Interessen zu fördern. Duncombe und der Herzog wurden schnell vertraute Freunde, ja, Ersterer brachte sogar Plane zu Papier, die zur Wiedereinsetzung des Vertriebenen führen sollten. Um jene Zeit befand sich der Prinz Ludwig Napoleon in Ham. Mit diesem war Duncombe schon vor dem Jahre 1831 in Verbindung getreten. Er verfiel auf den Gedanken, den Reichthum des Herzogs Karl für die Befreiung des Prinzen nutzbar zu machen, wofür Ersterem seine Wiedereinsetzung in Braunschweig zugesichert und in der Perspektive die Souveränetät über ein zu schaffendes einiges Deutschland in Aussicht gestellt werden sollte.

„Die Aufrichtung zweier Despotien war mithin das Lieblingsprojekt Duncombe's“, sagt die „Post“, „des Gönners der revolutionär.n Chartistenbewegung im eigenen Lande.“

Duncombe sandte seinen eigenen Privatsekretär, George T. Smith, der eine wichtige Rolle in dem darauffolgenden Drama zu spielen bestimmt war, nach der Festung Ham, und derselbe hatte in Gegenwart des Grafen d'Orsay Unterredungen mit dem gefangenen Prinzen. Smith war Mitunterzeichner des folgenden erstaunlichen „Kontrakts“:

Ham, 1845.

Wir C. F. A. G. Herzog von B.... und wir Prinz Napoleon Louis Bonaparte vereinbaren und beschließen hiermit wie folgt:

Art. 1. Wir versprechen und schwören auf unsere Ehre und auf das heilige Evangelium, einander Beistand zu leisten, einerseits, um den Herzog von B...., in sein Herzogthum B.... wieder einzusetzen und wenn möglich, die „Herstellung eines einigen und einzigen National-Deutschlands“ herbeizuführen, und einem solchen eine den Erfordernissen und Fortschritten des Zeitgeistes entsprechende Verfassung zu verleihen; andererseits

seits P. N. L. Bonaparte in dem Vorhaben beizustehen, Frankreich die Ausübung seiner nationalen Souveränetät wie sie in 1830 anerkannt worden, wieder zu verschaffen, damit das Land in völliger Freiheit sich für die seinen Interessen am besten zusagende Regierungsform entscheiden könne.

Art. 2. Wer von uns Beiden zuerst zur obersten Gewalt gelangt, unter was für einem Titel dieß auch geschehen möge, verpflichtet sich, dem Andern die zur Erreichung seines Zweckes nöthigen Subsidien, in Geld und Waffen bestehend, zukommen zu lassen, ferner auch die Anwerbung einer zweckentsprechenden Anzahl von Volontärs nicht nur zu autorisiren, sondern auch auf jede Weise zu erleichtern.

Art. 3. So lange das Exil auf uns lastet, verpflichten wir uns, einander bei jeder Gelegenheit Beistand zu leisten, wo es sich darum handelt, in den Wiederbesitz gewaltsam entrissener politischer Rechte zu gelangen. Sollte Einem von uns die Rückkehr in sein Vaterland gelingen, so verpflichtet sich der Andere, seines Alliirten Sache mit allen Kräften und Mitteln zu fördern.

Art. 4. Wir machen uns fernerhin dazu verbindlich, eine Abdankung oder einen Verzicht zum Nachtheil unserer politischen Rechte weder vorzunehmen, zu unterzeichnen, noch überhaupt zu versprechen. Im Gegentheile soll Einer dem Andern in allen Lebensverhältnissen Rath ertheilen und Beistand leisten.

Art. 5. Sollten wir in Zukunft und zwar im Vollgenusse unserer Freiheit, irgend welche Modifikation dieses Vertrags für geeignet erachten, und zwar solche, die durch die respektive Stellung Beider oder durch gemeinsame Interessen geboten erscheinen sollten, so verpflichten wir uns, eine solche Aenderung nur gemeinsam vorzunehmen und die Stipulationen dieses Kontrakts einer Revision behufs Beseitigung solcher Mängel zu unterziehen, die etwa aus den beim Abschluß obwaltenden Umständen entspringen könnten.

Unterzeichnet ꝛc. ꝛc. in Gegenwart von G. T. Smith und des Grafen d'Orsay.

Mannigfaltigkeiten.

Am 21. November Abends, während der Vorstellung hatte der Seiltänzer Blondin, welcher jetzt seine Vorstellungen im Schweizergarten in Berlin gibt, das Unglück, von dem Trapez herab auf einen Stuhl zu stürzen und dabei einen Arm zu brechen. Der Schlag war so heftig, daß der Stuhl, auf welchen er gefallen, vollständig zersplittert war.

[Jährliche Quecksilber-Produktion der Erde.] Man schätzt dieselbe auf 61,000 Ztr., wovon auf Spanien 20,000, auf Kalifornien (Neu-Almaden) 28,000, auf andere kalifornische Gruben 7500, auf Peru 3000 und auf Deutschland mit Oesterreich und Frankreich 2500 Ztr. kommen. Man nimmt an, daß Mexiko, Peru, Chile und Bolivia jährlich zur Silbergewinnung 23,000, China und Japan zur Zinnoberfabrikation und Silbergewinnung 10,000, Australien und Kalifornien zur Silber- und Goldgewinnung, Europa und die Vereinigten Staaten für ihre Industrie 12,000 Ztr. Quecksilber bedürfen, so daß jährlich an 51,000 Ztr. verbraucht werden, mithin der Bedarf der alten und neuen Welt hinreichend gedeckt erscheint.

[Entdeckung neuer Pflanzengattungen nach dem Jahre 1900 nicht zu erwarten.] In einer merkwürdigen statistischen Abhandlung, welche Hr. de Candolle im „Internationalen botanischen Kongreß" verlas, spricht der Verfasser die Ueberzeugung aus: daß am Ende dieses Jahrhunderts die Botaniker mit jeder Gattung von Pflanzen auf der Oberfläche des Erdballs werden bekannt geworden sein, und daß sie sich nur noch mit Arten und Abarten werden zu beschäftigen haben. Die Thatsache, auf welche Herr de Candolle diese Ansicht gründet, ist die: daß die Zahl neuer Gattungen sich in gewisser, arithmetischer Ordnung vermindert, die Zahl der Pflanzensucher dagegen verhältnißmäßig vermehrt hat.

Obwohl die Engländer meist einsichtig und bescheiden genug sind, kontinentalen Völkern die Palme der Musik sowohl was Komposition als Ausübung betrifft, zuzuerkennen, so wird die Kunst doch auf dem Festlande schwerlich so glänzende materielle Erfolge aufzuweisen haben, wie auf der britischen Insel. Zeugniß dessen ist neuerdings das unlängst abgehaltene Musikfest in Birmingham, dessen reiner Ertrag dem dortigen allgemeinen Hospital zugewiesen wird. Diese Summe betrug 37,000 Thlr., wobei zu bemerken ist, daß außerdem nahezu 40,000 Thlr. an die mitwirkenden Künstler und das Orchester zu zahlen waren, abgesehen von der Miethe der Räumlichkeiten und anderen unvermeidlichen Ausgaben. Das Fest wird alljährlich abgehalten; dieses mal wohnten demselben 15,000 Zuhörer bei.

Homonyme.

1) ein Feld neu kultivirt,
2) ein Dichtername, doch fingirt.

Redakteur Gustav Reissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 288 Mittwoch, 4. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXII.

Es verging geraume Zeit, ehe Carlshof wieder einzuschlafen vermochte, und er saß noch lange wachend in seinem Lehnstuhle, in finsteres Sinnen verloren über den nächtlichen Einbruch, der ihn, obgleich er mißglückt war, doch sehr beunruhigte, da es ihm außer Zweifel schien, daß irgend Jemand, der die Lokalitäten seines Hauses kannte, die Hand dabei im Spiele gehabt haben mußte. Er hatte die Thür seines Zimmers offen gelassen, und lauschte zuweilen nach Unten, ob sich nicht wieder ein Geräusch erheben würde. Aber es blieb auf der Hausdiele Alles ruhig, und so konnte er ungestört seinen Gedanken nachhängen.

Daß der Marquis, wie Adele ausgesagt hatte, von ihr als der eine Einbrecher erkannt worden sei, glaubte er auch keinen Augenblick als wahr annehmen zu dürfen, und er zürnte ihr wegen dieser Behauptung ernstlich, denn er fühlte sich persönlich dadurch beleidigt, weil er darin zugleich den Vorwurf zu finden meinte: er sei kurzsichtig genug gewesen, einen gemeinen Dieb als Gast in sein Haus aufzunehmen. Ja, die ganze Erzählung Adelens, nachdem er sie seinem Gedächtnisse wieder vorgeführt hatte, erschien ihm jetzt unwahrscheinlich und verdächtig, und nur darauf berechnet, ihren Muth und ihre Geistesgegenwart, die er ihr beide in so hohem Grade nicht zutraute, in das hellste Licht zu stellen. Es schien ihm fast unglaublich, daß es ihr gelungen sein sollte, sich nur unter dem Schutze des Teppichs, die ganze Zeit über, den Blicken der Diebe zu entziehen, und daß sie so viel Willenskraft besessen, ihre Besinnung wach zu erhalten, um sogar Beobachtungen anzustellen. Freilich mußte er sich selbst dagegen einwenden, daß die Diebe, wenn sie von ihnen entdeckt worden wäre, sie wahrscheinlich nicht verschont, sondern sie gewiß in so weit unschädlich gemacht haben würden, daß sie sie hätte weder in ihrem Unternehmen stören, noch verrathen können. Aber wenn sie nun vielleicht gar selbst mit den Dieben in Verbindung gestanden?

Selbst dieser unsinnige Gedanke tauchte in ihm auf, und er erwog ihn nach allen Seiten. Was hatte sie nach Mitternacht noch ganz allein im Garten zu suchen? Konnte sie nicht erfahren haben, daß die Trennung von Albert über ihrem Haupte schwebte? Hatte sie nicht vielleicht eine Rache dadurch ausüben wollen, daß sie die Diebe ins Haus ließ? Aber weßhalb hatte sie dann die Klingel gezogen, um sie in ihrer Arbeit zu stören? Auch dieß konnte die Eingebung eines spekulativen Gedankens sein. Sie konnte die Diebe nur hergelockt haben, um sie, bevor sie ihr Unternehmen ausgeführt, zu erschrecken und zu verscheuchen, und sich dann als die Heldin eines gefahrvollen Abenteuers, und als Retterin der Geschäftskasse hinzustellen, um sich dadurch einen neuen Anspruch auf Dankbarkeit zu erwerben, vor dem das Urtheil der Scheidung zurückgezogen werden mußte. Aber dieser schmähliche Verdacht vermochte sich bei einer reiflicheren Ueberlegung doch nicht in ihm zu befestigen, denn eine solche spekulative Bosheit stimmte durchaus nicht mit ihrem Charakter überein, so weit er diesen bisher kennen gelernt hatte. Auch war er redlich genug zu erwägen, daß sie sich durch die Lebensrettung Alberts und Theodors bereits einen so hohen Anspruch auf seine Dankbarkeit erworben, der durch die Rettung seiner Kasse nicht hätte gesteigert werden können; obgleich sie ihm dadurch jedenfalls wieder einen nicht unbedeutenden Dienst geleistet hatte. Endlich trat aber auch ein anderes Bild vor seine Seele, welches ernst und feierlich Zeugniß ablegte, für die Unschuld Adelens.

Trotzdem aber, daß er sie jetzt freisprach von jeder Mitwissenschaft, oder gar einer Theilnahme an dem Verbrechen, erschien ihm doch in dem ganzen Hergange, und in Adelens Verhalten dabei, so Manches räthselhaft, daß er sich noch immer beunruhigt fühlte.

Am nächsten Morgen begab er sich zu seiner Schwiegertochter, sprach einige freundliche Dankesworte zu ihr, durch welche er die Härte, mit welcher er ihr begegnet war, wieder gut machen wollte, gebot ihr aber hierauf sehr ernst, von dem ganzem Vorfalle gegen Jedermann, ohne Ausnahme zu schweigen, und selbst in ihren Gedanken den Marchese mit der ganzen Begebenheit auch nicht in die geringste Berührung zu bringen; denn er hatte sich fest überzeugt, daß sie sich getäuscht haben müsse.

Sie erwiderte nur wenig darauf, versprach aber zu schweigen.

Auch sie hatte während der vergangenen Nacht nur wenig Ruhe gefunden, denn die heftige Gemüthsbewegung, die sie erlitten, hatte noch lange, nachdem sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, beunruhigend nachgewirkt, und den Schlaf verscheucht, so daß sie erst gegen Morgen ganz erschöpft in Schlummer versunken war.

Auch erwachte sie keineswegs heiter, denn kaum hatte sie die Augen geöffnet, so stand auch schon das Bild aller überstandenen, nächtlichen Schrecken wieder lebhaft vor ihrer Seele. Ach, wie sehnte sie sich nach ihrem Vater und nach ihrem Albert, den beiden Einzigen unter den fremden, kalten Menschen, denen sie mit innigem Vertrauen ihr ganzes Herz enthüllen konnte. Aber ihr Gatte war weit entfernt von ihr, und an ihren Vater durfte sie sich nicht zu wenden wagen, obgleich er ihr so nahe war. Sie mußte den späten Abend abwarten, ehe sie unter dem Schutze der Dunkelheit ein Paar vertraute Worte mit ihm sprechen durfte. Der Morgen schon schien ihr unendlich lang zu werden, und der Zeitraum bis zehn Uhr Abends erschien ihr wie eine Ewigkeit. Sie versuchte sich mit weiblichen Arbeiten zu beschäftigen, aber sie warf Alles wieder von sich; ja, sie versäumte heute zum Erstenmale ihr Zimmer in Ordnung zu bringen. Endlich, ungefähr um elf Uhr Morgens vermochte sie nicht länger mehr in ihrer Wohnung auszudauern. Sie beschloß in den Garten hinabzugehen, und sich mit den Blumen zu beschäftigen.

Als sie unten auf der Hausdiele an der Treppe vorüberging, die zu dem Souterrain führte, wo sie in vergangener Nacht mit der Todesangst gekämpft hatte, konnte sie sich eines unwillkürlichen Schauders nicht erwehren, und sie dachte schon mit heimlicher Furcht an den nächsten Abend, wenn sie in der Dunkelheit von der Zusammenkunft mit ihrem Vater zurückkehrend, diese Stelle wieder passiren mußte. Sie fand die Gartenthür bereits geöffnet, und da sie keinem Mitgliede der Familie zu begegnen wünschte, so schlug sie gleich von der Pforte aus, einen durch hohes Buschwerk geschützten Seitenweg an der Planke ein, der bis zu der abgelegenen Laube am Ende des Gartens führte, und auf dem sie ungesehen dorthin zu gelangen gedachte.

Doch als sie den ganzen Weg beinahe mit ihren leichten, kaum hörbaren Schritten zurückgelegt hatte, bemerkte sie, daß das trauliche Plätzchen, welches sie besonders für ihre Zusammenkünfte mit ihrem Vater ausersehen hatte, schon besetzt war.

Sie hörte deutlich die Stimmen Clarissa's und des Hauslehrers aus der Laube erschallen, und Erstere schien in großer Aufregung zu sprechen, auch wurde der Name des Barons von Hoskul mehrmals genannt.

Adele wollte sich eben leise wieder zurückziehen, da sie kein Interesse daran fand, hier die Lauscherin zu spielen; als sie hörte, daß Clarissa heftig ausrief: „Sie haben kein Recht dazu, sich in meine Angelegenheiten zu mischen und die guten Lehren, die Sie sich anmaßen, mir ertheilen zu wollen, sind eben so viele Unverschämtheiten". Mit diesen Worten erhob sie sich geräuschvoll und verließ eilig die Laube. Ihr ganzes Antlitz war erhitzt und vom Zorne geröthet, und kaum war sie einige Schritte weit gegangen, so riß sie ein feines Spitzentuch aus der Tasche ihres Kleides hervor, um sich Kühlung damit zuzuwehen, und stürmte weiter nach dem Eingange des Gartens. Mit dem Tuche zugleich hatte sie aber auch ein zusammengelegtes bereits erbrochenes Billet herausgerissen, welches, von ihr unbemerkt, auf den Sandweg niedergefallen war.

Adele hatte dieß deutlich bemerkt, denn sie stand nur wenige Schritte von dem Wege entfernt, nur durch einen Busch geschieden, der ihr jedoch eine Durchsicht vergönnte. Sie beschloß stehen zu bleiben, bis auch der Hauslehrer sich entfernt haben würde und es Clarissa wieder zuzustellen.

Diese war auch kaum durch die Eingangspforte verschwunden, als sich Asmodeus rasch von seinem Sitze erhob, aus der Laube hervorstürzte, gerade auf den Ort zu, wo das Billet lag, und sich desselben bemächtigte.

Auch dieß war Adele nicht entgangen und sie erröthete vor Unwillen über die Indiskretion, als sie bemerkte, daß der Hauslehrer das Billet entfaltete und las; ja, sie fühlte sich empört, als sie deutlich vernahm, wie er vor sich hinflüsterte: „Das ist ein kostbarer Fund. Also so weit bist Du schon mit dem Baron gekommen, stolze Koquette! Aber dieses Billet soll mir trefflich dienen, Dich zu demüthigen und mich an Dir zu rächen."

Er wollte sich hierauf entfernen, aber Adele, welche ihre Aufregung kaum zu beherrschen vermochte, bog das Gebüsch auseinander, welches sie von ihm trennte, drängte hindurch und vertrat ihm plötzlich den Weg.

Erschrocken durch ihr unvermuthetes Erscheinen wich er einen Schritt zurück und seine Bestürzung stieg noch höher, als sie in sehr bestimmter Weise zu ihm sprach: „Ich ersuche Sie, mir sogleich das Billet auszuhändigen, welches Sie eben vom Boden aufgenommen."

„Und warum? wenn ich fragen darf"; erwiderte er, seine Verlegenheit unter einer affektirten Befremdung verbergend.

„Weil ich es Fräulein Clarissa zurückerstatten will, die das Billet unbemerkt verlor, als sie ihr Taschentuch hervorzog."

„Aber meinen Sie nicht, daß ich diese Zurückerstattung eben so gut selbst übernehmen könnte."

„Sie könnten es wohl; ich zweifle aber daran, daß Sie es thun werden."

„Aber aus welchem Grunde zweifeln Sie daran?"

„Weil Sie schon so indiskret gewesen sind, das Billet zu lesen —"

„Wie? Sie haben gesehen? —"

„Ich sah, daß Sie es lasen und ich hörte auf die Worte, die Ihnen entschlüpften, als Sie es gelesen hatten."

Die Verlegenheit des Informators steigerte sich mit jedem Augenblicke und er entgegnete nach einer Pause sehr empfindlich: „So haben Sie mich also förmlich belauscht?"

Doch Adele entgegnete kalt und ruhig: „Das ist mir nicht in den Sinn gekommen, aber da ich einmal hinter jenem Gebüsch stand, um Sie vorübergehen zu lassen, so mußte ich natürlich sehen und hören, was wenige Schritte von mir entfernt vorging."

Und warum mischen Sie sich überhaupt in diese Angelegenheit?"

„Weil ich meine Schwägerin vor den üblen Folgen, welche der Verlust ihres Briefes nach sich ziehen könnte, bewahren will."

„Wahrlich! Sehr edel! Und wenn ich Ihnen nun den Brief ausliefere, werden Sie wahrscheinlich bei der Rückgabe dem Fräulein berichten, daß ich ihn gefunden, gelesen, und welche Worte mir im Scherz darauf entschlüpften; denn ich erkläre Ihnen, daß ich Alles, was ich gesprochen, durchaus nicht ernstlich gemeint."

„Fürchten Sie nichts", entgegnete Adele mit einem edlen Stolze, „ich bin keine Angeberin, aber ich verhindere gern Unrecht, wo ich kann. Ich werde sagen, ich hätte den Brief selbst gefunden."

„Dann nehmen Sie ihn hin!" erwiderte der Informator, gab ihr den Brief und verließ sie.

Sie wartete noch einige Minuten, dann ging auch sie in das Haus zurück und begab sich ungesäumt nach den Zimmern Clarissa's. Sie fand dieselbe noch in großer Aufregung und als sie ihr das Billet überreichte, und zu ihr sprach: „Sie haben dieß im Garten verloren" — riß sie ihr den Brief heftig aus der Hand und unterbrach sie mit den Worten, indem sie plötzlich erblaßte: „Sie haben den Inhalt gelesen?"

Adele blickte sie groß und wie verwundert an, und erwiderte dann mit einer so natürlichen Würde, welche die Wahrheit ihrer Worte verbürgte: „Ich lese nie fremde Briefe, wenn mir nicht Derjenige, an den sie gerichtet sind, die Erlaubniß dazu ertheilt."

„Es ist gut!" entgegnete Clarissa, das Haupt stolz emporwerfend, und sich von ihr abwendend, zerpflückte sie das Billet mit stiller Wuth in kleine Stücke.

Adele zog sich schweigend zurück. Die Arme hatte nicht einmal ein kühles Dankeswort dafür erhalten, daß sie die stolze Dame vor der Demüthigung und Rache des Informators bewahrt hatte.

Wenige Minuten später, nachdem sie sich entfernt hatte, öffnete sich leise die Thür wieder und Asmodeus steckte den Kopf herein und flüsterte Clarissa zu: „Adele hatte das Billet, welches Sie im Garten verloren, gelesen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihr."

Ohne eine Antwort abzuwarten, war er wieder verschwunden.

Clarissa war erschrocken und sprach ingrimmig vor sich hin: „O, die Lügnerin! Gegen mich behauptete sie das Gegentheil. Aber ich werde es ihr gedenken! Uebrigens ist es mir gleichgültig, was sie von mir denkt und sie wäre die Letzte, die mich von meinem Entschlusse zurückhalten könnte."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Von dem neu erschienenen Unterhaltungsblatt „Sonntag Nachmittags Daheim" liegt das 1. Heft vor uns und können wir uns über Tendenz und Inhalt desselben nur lobend äußern. Die Erzählung: Margaretha Frauenhuber von Ernst Siewert hat historischen Werth und sehen wir mit Vergnügen der Fortsetzung derselben entgegen; ebenso ist die Erzählung: Polybius von Gustav Horn äußerst lieb, und gibt Stoff zum Lachen. Auch hat Ottilie Wildermuth in ihrer bekannten, gemüthlichen Sprache das Heft mit einem Gedicht:

In das Stammbuch eines Mädchens,
Das lieber ein Mann geworden wäre,

werthvoll bereichert. — Praktische Notizen für das Haus und die Familie, Anekdoten ꝛc. bilden den Schluß, und möchten wir das Blatt, das ein Volksblatt im edelsten Sinn des Wortes zu werden verspricht, Jedermann auf das Wärmste empfehlen, zumal der Preis von 9 kr. jeden Monat gewiß keine großen Opfer fordert.

Mannigfaltigkeiten.

[Enormer Absatz eines Zeitungsblattes.] Der „Manchester Examiner" theilt mit, daß er an dem Hinrichtungs-Tag der drei Fenier 192,645 Exemplare gedruckt habe, und zweifelt, ob je von einem Tageblatt an einem und demselben Tage mehr Exemplare abgesetzt worden seien. Es wurden 35,000 pr. Stunde oder beinahe 600 in der Minute abgezogen und für diese 330 Zentner Papier verbraucht.

Man schreibt dem „Würzb. Anz." aus München: Vor ein paar Tagen beherbergte unsere Stadt eine ärztliche Notabilität von großem Rufe, Herrn Brunetti, Professor der Pathologie an der Universität Padua. Herr Brunetti hat, wie bereits die Zeitungen berichteten, mit seiner Erfindung, für welche er vom Kaiser Napoleon den Orden der Ehrenlegion erhielt und ihm außerdem noch eine Belohnung von 25,000 Franken zuerkannt wurde, großes Aufsehen gemacht.

Diese Erfindung besteht darin, Leichen in demselben Zustande der Frische und Gelenkigkeit, in welchem sie sich unmittelbar nach dem Tode befinden, mit Leichtigkeit und Schnelligkeit und ohne große Kosten auf die längste Dauer zu konserviren. Herr Brunetti ward während seiner hiesigen Anwesenheit ersucht, den hiesigen Männern der Wissenschaft das Nähere über seine Erfindung mitzutheilen und that dies zuerst vor einer Versammlung hiesiger Professoren und dann vor einer solchen, an welcher fast sämmtliche hiesigen Aerzte sich betheiligten. Welche Würdigung seine Erfindung bei den gelehrten Herren fand, welchen er zugleich Präparate vorlegte, mag man daraus entnehmen, daß Professor Frhr. v. Liebig Hrn. Brunetti einen Columbus auf dem Gebiete der Pathologie nannte und Hr. Professor v. Siebold die Erfindung als ein ganz unschätzbares Juwel bezeichnete.

In Paris wurde der öffentliche Verkauf des „Corsaire“ verboten; es ist dies zwar ein literarisches Blatt, bei dem aber die republikanische Gesinnung aus jeder Zeile hervorleuchtet. Es bietet eben seinen Abonnenten eine ganz neue Art von Prämie; für drei Monate gibt es eine Anweisung für 12 Pfund Brod, für 6 Monate eine solche für 25 und für 1 Jahr eine von 50 Pfund. Es wird also leibliche und geistige Nahrung vereint geboten.

[Eine Jagdgeschichte.] Ein glücklicher Jäger kam mit reichlich gefüllter Jagdtasche kürzlich an einen Kreuzweg des Waldes von Fontainebleau, wo er plötzlich einen prächtigen Hirsch erblickte, der sich seitwärts in die Gebüsche verlieren wollte. Er sandte ihm seinen letzten Schuß nach und streckte ihn auch richtig zu Boden. Welcher Triumph! Aber was sollte er mit einem so mächtigen Wildpret anfangen? Tragen oder in die Jagdtasche stecken konnte er es nicht, und keine Seele war zu sehen oder zu hören. Er setzte sich also neben sein Opfer, an dessen Geweih er seine Flinte und die Jagdtasche hing; nach einiger Zeit wurde ihm aber auch dieses langweilig und er entschloß sich, Hülfe aufzusuchen. So erreichte er denn endlich die Wohnung eines Forstwärters, dem er sein Abenteuer erzählte. Haben Sie denn dem Thiere die Kniesehnen entzwei geschnitten? fragte dieser. Nein, aber das ist auch nicht nöthig, denn es ist todt, kommen Sie nur. So kamen sie an den Platz, wo der Hirsch gefallen war, aber da war nichts mehr von ihm zu sehen; das Thier war wieder zur Besinnung gelangt und war sammt der Flinte und der Jagdtasche entflohen. Am andern Morgen fanden Holzhacker die Leiche des Hirsches 2 Stunden weit von dem Platze, wo er geschossen worden; die Flinte lag im Gestrüppe und die Rebhühner aus der Jagdtasche waren auf dem Wege zerstreut.

[Zwei Seelen und ein Gedanke.] Ein Mann zankte sich mit seiner Frau; diese erwiderte ihm jedoch ganz ruhig: „Wie kannst Du Dich denn über mich beklagen? Es ist ja ganz unmöglich, daß zwei Personen in dem, was sie wollen, einiger sein könnten, als wir Beide. Du willst Herr im Hause sein und ich auch!“

Räthsel.

Weich hat es die Natur geboren,
Hart hat die Kunst es nur erdacht.
Weich hat der Frohsinn es erkoren,
Hart waltet d'rin des Lasters Macht.
Weich findest du es auf der Erde,
Hart findest du es auf dem Tisch;
Weich will es Arbeit und Beschwerde,
Hart treibt der Müssigang es frisch.
Weich trittst du es mit deinen Füßen,
Hart nimmst du es in deine Hand.
Weich läßt's Erholung dir genießen,
Hart fordert's Scharfsinn und Verstand.
Weich hat es Blumen, Strauch und Bäume,
Hart aber hat es Blätter nur;
Weich bietet es dir grüne Räume,
Hart Weiß mit Roth und schwarzer Spur.
Weich hofft man auf der Arbeit Segen,
Hart baut man Alles auf das Glück;
Weich wird es Frucht und Früchte hegen,
Hart bringt's oft Hunger dem Geschick.
Weich kann man d'rinnen plaudern gehen,
Hart heißt es: sitz' und schweige still;
Weich ist es da zum Schauen, Sehen,
Hart aber birgt es Zweck und Ziel.
Weich zeigt es wandelnde Gestalten,
Hart aber todte Bilder nur;
Kannst Hart und Weich du es entfalten? —
Bist du dem Räthsel auf der Spur.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 279:
Turin — Uri.

* *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 289 Donnerstag, 5. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXIII.

Der Informator hatte Anfangs mit hämischer Freude bemerkt, daß das Liebesverhältniß zwischen dem Baron von Hoskul und Clarissa sich ungemein schnell, und wie es schien, auch sehr vertraulich ausgebildet hatte. Als er jedoch wahrnahm, daß die Flamme der Leidenschaft in den Herzen Beider immer höher stieg, fühlte er sich von der glühendsten Eifersucht gefoltert, und der boshafte Wunsch wurde immer lebendiger in ihm, daß es nur zu keiner Ehe kommen, sondern Clarissa sich ebenso wie so viele ihrer Vorgängerinnen durch Hoskul betrogen sehen möchte.

Er hatte sich seit seiner letzten Unterredung mit ihr, an ihrem Geburtstage, fast ganz von ihr zurückgezogen, und auch sie war ihm sehr kalt und fremd begegnet, besonders seitdem der Baron und der Marquis Eintritt in ihres Vaters Haus gefunden hatten. Auch selbst der Erstere hatte einen etwas fremden und vornehmen Ton gegen den Informator angenommen, seitdem er bemerkt, daß er seiner Unterstützung nicht bedurfte, indem seine Huldigungen bei Clarissa die günstigste Aufnahme fanden. Auch hatte er ihm kurz und bestimmt erklärt: daß er der Unbeständigkeit in seinen Eroberungen müde geworden, und daß er jetzt ernstlich daran denke, den Wunsch seines Oheims zu erfüllen, und zu einer Ehe zu schreiten, weßhalb er auch mit den redlichsten Absichten auf eine ehrenvolle Verbindung das Verhältniß mit Clarissa, die er wirklich leidenschaftlich liebe, angeknüpft habe. Asmodeus nahm zwar eine scheinheilige, billigende Miene an, gab auch seine Freude darüber zu erkennen, in seinem Herzen aber gährten Neid und Eifersucht.

Von jener Zeit an hatte er sich unter allerlei Vorwänden ihr wieder zu nähern gesucht, und dann gewöhnlich die Rede auf Hoskul gebracht, den er als alten Universitätsfreund genau zu kennen vorgab. Clarissa hatte seinen Plaudereien zugehört, ohne ein besonderes Gewicht darauf zu legen, denn sie hörte überhaupt gern von dem Geliebten sprechen, und die Mittheilung, daß er bereits viele Herzen erobert, verfehlte gänzlich die beabsichtigte Wirkung, sie von ihm zurückzuschrecken. Ja, sie fühlte sich nur um so mehr zu ihm hingezogen, da sie eitel genug war, sich einzubilden, daß es ihren Reizen unfehlbar gelingen müsse, ihn für's ganze Leben an sich zu fesseln. Ihr Jawort hatte sie ihm bereits auf seine feurige Werbung um ihre Hand gegeben, und da er ihr wiederholt versicherte, daß von Seiten seines Oheims kein Hinderniß zu befürchten stehe, so hatte sich ihr Verhältniß zu ihm auch immer vertraulicher gestaltet. Er pflegte ihr jeden Morgen ein Bouquet der auserlesensten Blumen zu senden, in welchem jedesmal ein zärtliches Billet verborgen war, das sie nicht selten beantwortete, und er hatte sich oft schmerzlich darüber beklagt, daß er im Hause ihres Vaters fast nie Gelegenheit fände, sie allein zu sprechen, um ihr unter vier Augen seine heftige Liebe mit dem ganzen Feuer seines Herzens betheuern zu können.

Auch an jenem Morgen hatte sie wieder ein Bouquet erhalten, als der Informator eben an der Thür ihres Zimmers vorüberging. Von Eifersucht gequält, erniedrigte er sich so weit, sie durch das Schlüsselloch zu belauschen, und sah, wie sie ein zierliches Billet aus den Blumen herauszog, wie sie es an ihre Lippen drückte, und dann beim Lesen desselben bis über die Stirn hinauf erröthete. Er sah, wie sie dann sinnend einige Male im Zimmer auf und niederging, und endlich schnell entschlossen sich an ihren Schreibtisch setzte, einige Zeilen niederschrieb, das feine Satinpapier zusammenfaltete, versiegelte und ihr Mädchen eiligst damit nach dem Hotel absendete, in welchem Hoskul wohnte. Hierauf schien sich ihrer aber eine so heftige Unruhe bemächtigt zu haben, daß sie im Zimmer nicht mehr auszudauern vermochte, und sich eiligst in den Garten begab.

Nach einigen Minuten folgte ihr auch der Informator dorthin. Er konnte der Vermuthung nicht widerstehen, daß durch den Briefwechsel ein heimliches Rendezvous zwischen Beiden verabredet worden sei, und seine Eifersucht trieb ihn an, Gewißheit darüber zu erlangen. Er nahm daher Platz an Clarissa's Seite, als er sie in der abgelegenen Laube fand, nahm die Miene eines theilnehmenden Freundes und geistlichen Rathgebers an, und wagte es heute deutlicher als jemals, auf den leichtfertigen Charakter des Barons hin-

zudeuten, und sie zu warnen vor Versuchungen und Verlockungen.

Aber diese Warnungen gingen keineswegs aus reinen Beweggründen hervor. Er wollte nur die Wirkung beobachten, um daraus zu schließen, ob seine Vermuthung richtig gewesen sei. Schon die ungeduldige, heftige Zurückweisung, die er erfuhr, als sie ihn zornig verließ, galt ihm als Bestätigung seines Verdachtes, und als er das verlorene Billet vom Boden aufhob und las, erhielt er die vollkommene Ueberzeugung. Der Baron von Hoskul hatte sie wirklich in diesem Schreiben in den beweglichsten Ausdrücken um eine heimliche Zusammenkunft, Abends nach zehn Uhr, im kleinen Gartenpavillon gebeten. Daß ihre rasche Rückantwort ihre Einwilligung enthalten hatte, glaubte er keinen Augenblick bezweifeln zu dürfen.

Das gefundene Billet hätte er freilich gern behalten, um es in Ausübung seiner Rache, die er ihr zugeschworen, als Waffe gegen sie benutzen zu können; aber er sah wohl ein, daß er die Rückgabe an Adelen schon wegen der unbesonnenen Ausdrücke, die ihm entschlüpft waren, nicht verweigern durfte; doch es bemächtigte sich seiner, auch von diesem Augenblicke an, ein förmlicher Haß gegen die junge Frau, die aus dem reinsten Gerechtigkeitsgefühle ihm störend in den Weg getreten war.

Aber es hatte sich jetzt ein Streit in seinem Innern entsponnen zwischen seiner Eifersucht und seiner Rachelust. Die Erstere spornte ihn an, das Rendezvous zu verhindern, die Letztere aber rieth ihm, es ungestört geschehen zu lassen, da er sich überzeugt halten durfte, daß der Baron v. Hoskul es zu Clarissa's Verderben benutzen würde.

Die Eifersucht erlangte jedoch endlich den Sieg, und er beschloß, ihr eine Warnung zugehen zu lassen, und im Falle diese ohne Erfolg blieb, wo möglich Zeuge ihrer Schmach zu sein, und dann seiner Rache freien Lauf zu lassen.

Um sich aber auch zugleich an der armen Adele zu rächen, theilte er Clarissa zugleich mit seiner Warnung auch die lügenhafte Behauptung mit, daß Jene das Billet gelesen habe.

Doch wie wir bereits bemerkten, wurde Clarissa keineswegs dadurch zu einer Aenderung ihres Entschlusses bewogen, denn die sinnliche Aufregung, in welche sie der Baron bereits zu versetzen gewußt hatte, war bereits so mächtig in ihr geworden, daß die Mahnungen der Vernunft und der Moral ungehört an ihr vorübergingen. Sie zürnte auf den Informator, daß er es wagte, sie nochmals mit seiner Warnung zu belästigen und sie zürnte auf Adelen, daß sie das Billet gelesen, wie Jener versichert hatte; aber ungeachtet sie jetzt befürchten mußte, zwei Mitwisser ihres Rendezvous zu haben, konnte sie sich doch nicht entschließen, demselben zu entsagen. Sie blickte auf Beide mit einer so tiefen Geringschätzung herab, daß ihnen die Meinung, die sie von ihr hegen mochten, völlig gleichgültig war. Auch hatte ihr ja gestern der Baron einen Brief gezeigt, den er angeblich von seinem Oheim aus Südfrankreich erhalten hatte, und in welchem sich derselbe bereitwillig erklärte, seine Einwilligung zu einer Ehe seines Neffen mit der Kaufmannstochter zu geben und versprach bei seiner Rückreise selbst nach Hamburg zu kommen, um die schöne Braut und den Vater derselben, mit dem er in eine lebhafte Geschäftsverbindung zu treten beabsichtigte, persönlich kennen zu lernen. Hierauf hatte Hoskul ihr versprochen, an einem der nächsten Tage bei ihrem Vater feierlich um ihre Hand anhalten zu wollen; und daß dieser seine Einwilligung nicht verweigern würde, durfte sie als gewiß annehmen. So glaubte sie denn auch sich bereits als die anerkannte Braut ihres Alexander vor aller Welt betrachten zu dürfen, und meinte deßhalb auch eine heimliche Zusammenkunft mit ihm unter vier Augen vor ihrem Gewissen wohl entschuldigen zu können.

Der Abend kam heran, und der Himmel zeigte sich mit dunkeln Wolken bedeckt. Die Luft war schwül und im Süden, über der Elbe, schien sich ein Gewitter zusammenzuziehen.

Adele erschien zuerst im Garten, noch vor zehn Uhr. Ihr Vater harrte ihrer schon an der Pforte. Sie ließ ihn ein und Beide nahmen in der abgelegenen Laube Platz, deren Weinranken sie fast gänzlich verhüllten. Adele hatte ihrem Vater ja heute so Vieles zu vertrauen, denn sie hatte sich gleich Anfangs vorgenommen, obgleich sie dem älteren Carlshof Schweigen gegen alle Hausgenossen gelobt, dieses doch nicht auf ihren Vater auszudehnen, sondern ihm ihr ganzes Abenteuer von vergangener Nacht mitzutheilen, da er ja der Einzige war, von dem sie eine aufrichtige Theilnahme erwarten durfte. Und so war sie denn auch bald so eifrig in ihrer Erzählung begriffen und ihr Vater schenkte ihr eine so gespannte Aufmerksamkeit, daß Beide nicht im Geringsten darauf achteten, was sonst im Garten vorging.

Bald nach Adelen war auch der Informator in den Garten geschlichen. Er umkreiste den Pavillon mehrmals in der Dunkelheit und schien einen günstigen Standpunkt zu suchen, von welchem aus er die Liebenden vielleicht durch ein Fenster belauschen konnte. Er fand auch ein Plätzchen, wo er ziemlich verborgen stand und von wo aus er auch zugleich die Glasthür im Auge zu behalten vermochte.

Erst eine Viertelstunde nach zehn Uhr erschien Clarissa ganz in einen Burnus gehüllt. Sie ging mit lebhaften Schritten und in sichtbarer Aufregung den dunkeln Weg an der Planke hinab, bis zu der kleinen Pforte, durch welche Adele ihren Vater eingelassen hatte, worauf sie dieselbe immer vorsichtig wieder zu verriegeln pflegte.

„Es kommt Jemand gerade hierher! Um Gotteswillen, laß uns ganz still sein!“ flüsterte Adele ihrem Vater zu, als sie die sich nähernden Schritte vernahm.

Auch erkannte sie Clarissa, als diese dicht an der Laube vorübereilte, ohne jedoch die darin Befindlichen zu bemerken. Sie hörte auch, wie Jene die Riegel von der kleinen Pforte zurückschob, und sah deutlich, indem sie das Weinlaub zurückbog, daß gleich darauf ein hochgewachsener Mann hereintrat, der sie stürmisch in seine Arme schloß. Es mußte der Baron sein, es war seine Gestalt, auch hatte sie seine Stimme erkannt. Der Inhalt des Billets, welches der Informator hatte zu seiner Rache benutzen wollen, war ihr jetzt klar geworden, und sie erröthete bei dem Gedanken, wie sehr die junge stolze Dame, ihre Ehre, ihren Ruf vergessen konnte. Aber sie fühlte sich zugleich auch von einer qualvollen Angst ergriffen; denn wenn das Liebespaar vielleicht beabsichtigte, in der Weinlaube Platz zu nehmen, so wurden auch ihre heimlichen Zusammenkünfte entdeckt und sie setzte sich zugleich dem schmählichsten Verdachte aus, da sie nicht verrathen durfte, daß ihr Gesellschafter ihr Vater sei.

Jedoch sollte sie wenigstens von dieser Angst bald befreit werden, denn Clarissa ging mit ihrem Begleiter, an seinem Arme hängend und ganz mit ihm beschäftigt, an der Laube vorüber, ohne nur einen Blick hineinzuwerfen, und Beide wendeten sich dann rasch nach dem Pavillon zu.

Der Informator sah von seinem Versteck aus, wie sich Beide näherten und sein von Eifersucht empörtes Herz klopfte fast hörbar. Hätte er dem wilden Drange seines Innern folgen wollen, so wäre er hervorgestürzt und zwischen Beide getreten; aber welches Recht hatte er dazu? Mußte er nicht befürchten, als Sittenprediger verhöhnt und als zudringlicher Lauscher von dem Baron vielleicht gar gemißhandelt zu werden? Deßhalb unterdrückte er auch seine Wuth, verrieth seine Gegenwart auch nicht durch das geringste Geräusch, und sah mit stillem Ingrimm, wie Beide in den Pavillon eintraten; er hörte, wie der Baron die Glasthür hinter sich zumachte.

Asmodeus sah sich dadurch auf seinem Lauscherposten nur noch auf das Gehör beschränkt, aber doch blieb er wie angewurzelt stehen, denn seine Eifersucht schien ihn gefesselt zu haben. Das Gewitter zog indessen näher und näher, und der grollende Donner dröhnte bereits über die Elbe herüber.

(Fortsetzung folgt.)

Vampyre aus der Industriewelt.

Die „Volkszeitung" schreibt aus Berlin: „In einer Reihe von Artikeln enthüllten wir Ende 1865 und Anfang 1866 die Gewissenlosigkeit, in welcher hiesige Tapisseriehandlungen die Arbeitskraft junger Mädchen und Frauen ausbeuten. Es gingen uns damals Entgegnungen achtbarer Firmen zu, auf welche wir nur erwidern konnten, daß die von uns gerügte Handlungsweise zwar nicht bei allen Häusern sei, daß aber das Ausbeutungssystem leider in zahlreichen Fällen geübt werde. Daß wir damals mit unseren Behauptungen recht hatten, beweist ein Fall, der dieser Tage vor der dritten Deputation des hiesigen Kriminalgerichts verhandelt wurde, auf das Schlagendste." Dem Bericht, welchen die „Volkszeitung" nun folgen läßt, entnehmen wir: Auf der Anklagebank erschien am 20. November ein junges hübsches Mädchen, Anna Pauline Eckert, die Tochter eines Fuhrherrn. Dieselbe hatte vom April 1865 bis zum April 1866 für das Geschäft Schulze und Siebenmark, Neue Friedrichsstraße 11, in Wollsachen gearbeitet. Diese Herren Schulze und Siebenmark haben ein gedrucktes Formular, welches die Verpflichtung enthält, daß Diejenigen, welche für ihr Geschäft arbeiten, für ein etwaiges Manko, welches sich bei Ablieferung der Arbeit herausstellt, aufkommen müssen. Die Arbeitsuchenden müssen dies Formular unterschreiben. Auch die Eckert hat dies Formular unterschrieben. Die Wolle, welche sie zur Anfertigung der Arbeit erhielt, wurde ihr auf einer Brückenwaage zugewogen. Am 7. November 1865 stellte sich nach mehreren gelieferten Arbeiten heraus, daß solche ein Gewichtsmanko von ungefähr 12 Pfund hatten, wofür der Eckert natürlich eine entsprechende Summe in Abzug gebracht wurde. Im April 1866 stellte sich bei ihr wieder ein Manko von 8 Pfund heraus, und die Herren Schulze und Siebenmark berechneten ihr dafür 20 Thlr. Schadenersatz. Das Mädchen mußte einen Revers unterzeichnen, nach welchem es sich verpflichtete, die 20 Thlr. in monatlichen Raten von 3 Thalern abzuzahlen. Die ersten 3 Thlr. zahlte sie auch, mehr nicht, sie war sich bewußt, nicht die geringste Unehrlichkeit begangen zu haben. Da die Eckert nicht mehr zahlte, so reichten die genannten Herren eine Denunziation wegen Unterschlagung gegen sie ein, und in Folge dieser Denunziation saß die Eckert auf der Anklagebank. Die Verhandlung brachte äußerst interessante Aufklärungen. Die Angeklagte wies nach, daß die Herren Schulze und Siebenmark stets feuchte Wolle, welche zu dem Zwecke im Keller aufbewahrt werde, oder erst kurz zuvor aus der Färberei gekommen sei, den Arbeitsuchenden zur Verarbeitung geben. Zwar wurde für Eintrocknen bei Kastorwolle per Pfund 1½ Loth und bei Streichwolle 1 Loth abgerechnet, allein die Wolle trockne oft, namentlich im Sommer, 5 und 6 Loth per Pfund ein. Sie wies ferner nach, daß die Herren Schulze und Siebenmark mehr anschrieben, als sie wirklich lieferten. Zur Bestätigung ihrer Angaben hatte sie 13 Entlastungszeugen vorgeschlagen, meist junge Mädchen, welche gleichfalls für das genannte Geschäft gearbeitet haben; sie bestätigten, daß sie die Wolle sehr feucht empfangen hätten, und daß dieselbe bis zu 5 Loth per Pfund eingetrocknet sei,

Ein Fräulein Leuschner hatte dadurch bei Ablieferung ihrer Arbeit ein Manko von 7 Pfund und mußte dieses natürlich bezahlen; ein Fräulein Runau hatte ein Manko von 18 Pfund und mußte dafür 31 Thaler 17 Sgr. bezahlen; sie bezeugte ferner, daß sie mehreremal, als sie mit der von den Herren empfangenen Wolle nach Hause gekommen sei, diese nachgewogen habe, und daß wiederholt an dem angegebenen Gewichte nicht unbedeutend gefehlt habe. Fräulein Brendel hatte ein Manko von 41 Pfund, sie sagte, sie habe sich die Finger fast blutig gearbeitet, um die ihr dafür angerechneten 57 Thaler 10 Sgr. abzuarbeiten. Die Herren Schulze und Siebenmark waren als Zeugen gegenwärtig; außer ihnen auch die beiden Kommis aus ihrem Geschäft, Wiggers und Deuge. Beide mußten einräumen, daß die Wolle häufig feucht gewesen sei, sie mußten gestehen, daß die Wolle mehr einzutrocknen pflege, als den Arbeiterinnen für das Eintrocknen in Abzug gebracht werde. Der Staatsanwalt beantragte trotz der überzeugenden Entlastungsbeweise gegen die Angeklagte einen Monat Gefängniß, allein der Gerichtshof sprach sie nach kurzer Berathung frei, und wohl selten hat eine Freisprechung Alle, welche den Enthüllungen der Verhandlung folgten, mehr befriedigt, als diese.

Wenige Tage darauf fand vor demselben Gericht eine ähnliche Verhandlung gegen die Frau des Briefträgers Ziele statt, welche seit mehreren Jahren für das Geschäft Levin und Komp. arbeitete, indem sie Zephir- und Kastorwolle empfing, um daraus Arbeiten anzufertigen. Ihr war Verschiedenemale ein Gewichtsmanko vorgeworfen und die Verpflichtung auferlegt worden, den Betrag desselben abzuarbeiten, was auch geschah. Dessenungeachtet wurde sie von ihren Arbeitgebern wegen Unterschlagung denunzirt. Die Angeklagte, welche von mehreren Geschäften, für welche sie seit Jahren arbeitete, das Zeugniß ausgestellt erhielt, daß sie eine streng rechtliche Frau sei, gab an, daß sie, abgesehen von dem längst getilgten Manko, nie Wolle zu ganz bestimmten Arbeiten empfangen habe, daß die Wolle gleichfalls oft feucht gewesen sei, und an Gewicht verloren habe. Sie habe Mehreremale Wolle gekauft, um das Gewichtsmanko zu ersetzen. Ein sachkundiger Zeuge versicherte, daß frisch gefärbte Wolle aus dem Grunde stets an Gewicht verliere, weil dieselbe noch eine Menge Färbetheile enthalte, welche durch die Verarbeitung daraus entfernt werden. Die Bücher der Herren Levin und Komp. enthielten darüber, wann und wodurch das Manko entstanden war, keine Angabe und es konnte solchen daher kein Werth beigelegt werden. Auch die Ziese wurde freigesprochen.

Gedanken
am Grabe von Julius Haas, Sohn des k. Herrn Majors Haas dahier.

Ach, was sind der Erde Freuden,
Was ist Reichthum, irdʼsches Glück!
Wenn wir einstens müssen scheiden,
Alles lassen wir zurück!

Thränen birgt die Welt und Jammer,
Alles Glück ist wandelbar!
Dort in stiller Todeskammer
Wem ward dieß nicht offenbar? —

Hingestreckt im Sarkophage,
Auf dem Haupt den Todeskranz,
Liegt er, der am jüngsten Tage
Strahlte noch in Jugendglanz!

Lächelnd liegt er in der Bahre;
Denn sein Herz war engelrein.
D'rum rief in der Blüth' der Jahre
Gott der Herr ihn zu sich ein!

Welchen Sorgen, welchen Leiden,
Hat der Ew'ge ihn entrückt,
Dort in nie getrübten Freuden
Lebt verklärt er, hochbeglückt!

Klaget nicht, daß er geschieden,
Eltern! der geliebte Sohn;
Denn er fand den wahren Frieden
An des ew'gen Gottes Thron!

Dort in jenen Regionen
Wird mit Gott er im Verein,
Selig in dem Himmel wohnen,
Mit den Engeln glücklich sein!

Für die Theuren wird er flehen,
Und beschützen ihren Pfad,
Ja, sein Geist wird sie umwehen,
Bis auch ihre Stunde naht!

Jenes heilige Geflüster,
Hört ihr's nicht aus fernen Höh'n,
Theure Eltern und Geschwister,
Durch der Tannen Wipfel weh'n?

Ja, die Stimme ruft hernieder,
Eures Kindes, welche spricht:
„Einstens sehen wir uns wieder,
Tröstet Euch, ich starb ja nicht." —

Und ihr guten Zwillingsbrüder,
Die in Lieb' Ihr Euch erfreut,
Einst vereint der Herr Euch wieder
Dort in ew'ger Herrlichkeit!

Dort, wo Friedenspalmen wehen,
In dem schönen Heimathland,
Werdet Ihr Euch wiedersehen,
Nie getrennt wird Euer Band!

Schlumm're sanft, im stillen Frieden,
Liebes Kind, in süßer Ruh!
Was Dein Herz bewegt' hienieden,
Deckt der Grabeshügel zu! —

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 290 Freitag, 6. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXIV.

Als der Informator das immer mehr sich nähernde Rollen des Donners vernahm, begann er ungeduldig zu werden. Er fing an, zu überlegen, zu welchem Zwecke er hier noch länger stehen sollte, als verlorner Posten.

So war ihm wohl beinahe schon eine Stunde vergangen, und der Himmel umzog sich immer schwärzer über seinem Haupte. Trotz der wüthenden Eifersucht, die er empfand, fühlte er sich doch endlich gelangweilt, und obgleich er die seltsamsten Entschlüsse faßte, verwarf er sie doch sogleich auch wieder. Er wollte auf das Dach des Pavillons zu steigen suchen, welches in der Mitte eine Glaskuppel enthielt. Aber was hätte ihm dieß bei der im Innern herrschenden Dunkelheit wohl helfen können, und wenn er entdeckt worden wäre, welcher tiefen Demüthigung hätte er sich dann wohl aussetzen müssen? Dann dachte er wieder, einen Stein durch ein Fenster zu werfen und die Liebenden dadurch aus ihrer Sicherheit aufzuschrecken; aber auch diesen Schulknabenstreich verwarf er wieder aus Angst vor Entdeckung. Was hatte er aber nun durch sein Spioniren gewonnen? Nichts, als die Gewißheit, daß die beiden Liebenden sich zu einer geheimen Zusammenkunft in den Pavillon begeben hatten; aber damit hatte er noch keinen Beweis gewonnen, daß sie dieß in sträflicher Absicht gethan hatten, so laut auch der Schein gegen sie sprechen mochte. Und um diesen Beweis war es ihm gerade zu thun; denn ohne ihn konnte er keine vollständige Rache an Clarissa ausüben.

Eine immer sich steigende Unruhe trieb ihn endlich von seinem Lauscherposten hinweg, und als ob er fürchte, man könnte seine Schritte im Pavillon vernehmen, schlich er ganz leise den Gang hinab, der bis an das Ende des Gartens führte. Er hatte aber den Weg kaum bis zur Hälfte zurückgelegt, so hörte er auch vor sich flüsternde Stimmen.

Erstaunt stand er still, und als er sich überzeugt hatte, daß er noch zu weit entfernt sei, um die Worte, die offenbar von einer weiblichen und männlichen Stimme gesprochen wurden, deutlich zu vernehmen, schlich er, alles Geräusch noch weit mehr vermeidend, näher. Als er auf diese Weise ungefähr zehn Schritte weiter gelangt war, hörte er endlich, wie die weibliche Stimme mit innigem Ausdruck sprach: „Du bist ja jetzt das einzige Herz hier, das mein gehört, und dem ich mich ganz vertrauen darf.“

Er glaubte sich nicht getäuscht zu haben, das mußte Adelens Stimme sein, und diese Entdeckung überraschte ihn nicht allein, sondern erfüllte ihn auch mit hämischer Freude. Es würde ihm außerordentlich interessant gewesen sein, den Mann zu sehen, in dessen Brust das einzige Herz schlug, dem sich die junge Gattin Alberts ganz vertrauen konnte, und daß dieser Mann ein Geliebter sein mußte, daran glaubte er nicht zweifeln zu dürfen.

Allein er konnte von seinem Standpunkte aus weiter nichts erforschen, als daß Beide in der Weinlaube sich befinden mußten, und wagte es nicht, weiter vorzuschreiten. Eben war er hinter einen Busch geschlüpft, so vernahm er ein Geräusch, als ob Beide sich von ihren Sitzen erhoben hätten und aus der Laube herausgetreten wären. Zugleich hörte er deutlich, wie Adele sagte: „Gute Nacht! Wir sehen uns hier wieder, morgen um die gewöhnliche Zeit.“ Auch der Laut eines herzlichen Kusses drang bis zu ihm, dann wurden die Riegel der kleinen Pforte zurückgeschoben und diese wieder geschlossen.

Hierauf kam Adele den Weg herauf, und er ließ sie ruhig, jedes Geräusch vermeidend, an sich vorübergehen; denn es war gar nicht seine Absicht, ihr jetzt schon zu erkennen zu geben, daß er sie belauscht, und ihre geheime Zusammenkunft mit einem vermeintlichen Liebhaber entdeckt habe.

Sie ging auch, ohne nur einen Verrath zu ahnen, mit ihren leichten Schritten weiter, kaum aber war sie bis an den Pavillon gelangt, so zuckte ein Blitzstrahl vor ihr nieder, der den ganzen Horizont in ein Flammenmeer verwandelte, und dem unmittelbar ein gewaltiger Donnerschlag folgte. Sie war so erschrocken und wie betäubt, daß sie unwillkürlich ihren Arm um den Stamm eines Akazienbaumes schlang, um nicht zu Boden zu sinken. Zugleich hörte sie ein lautes Aufkreischen im Pavillon, dessen Glasthüren gleich darauf aufgesto-

ßen wurden, und sie sah, wie der Baron und Clarissa, von seinen Armen umschlungen, heraustraten.

Die Letztere befand sich offenbar in großer Aufregung und rief, indem sie sich von den Armen des Barons loswand: „Laß mich nur frische Luft schöpfen, mein Alexander, — hier wird mir besser — der Schrecken ist vorüber — es war ein fürchterlicher Schlag! — Aber wer lehnt dort am Baume? Wer ist das?“

Sie trat ganz nahe zu Adelen hin, die noch immer den Baum umschlungen hielt, und an allen Gliedern zitternd, noch nicht im Stande gewesen war, weiter zu gehen, und sich so schnell den Blicken der Beiden zu entziehen.

Clarissa aber hatte sie kaum erkannt, als sie in den heftigsten Zorn gerieth und ihr zurief: „Habe ich Sie ertappt, elende Lauscherin! Und Sie konnten mir mit Ihrer heuchlerischen Unschuldsmiene vorlügen, Sie hätten mein Billet nicht gelesen? Nehmen Sie dieß für Ihre Spionerie!“

Und ehe die Arme auch nur ein Wort zu erwidern vermochte, hatte sie ihr in ihrem Zorne einen heftigen Schlag ins Gesicht versetzt; und sie würde sie wahrscheinlich noch mehr gemißhandelt haben, wäre der Baron nicht dazwischen gesprungen, und hätte sie mit sich fortgezogen nach der kleinen Pforte, durch die er den Garten verlassen wollte.

Adele war durch den Schlag wie betäubt, und erst nach einer Pause fühlte sie die ganze Schwere der neuen Beleidigung, die ihr zugefügt worden war.

„Auch das noch!“ stöhnte sie, und die hellen Thränen rannen über ihre von Schmerz und Scham brennenden Wangen herab. „O, mein Albert! Ich muß viel in Deinem Vaterhause leiden!“

Dann ging sie gesenkten Hauptes nach ihrer Wohnung zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Kirchweihe in Franken*).

Von Friedrich Lampert.

„Land und Leute“, das wird nun nachgerade so eine stehende Ueberschrift in unseren Unterhaltungsblättern, und nicht mit Unrecht; soll man doch und gerade, wenn Zersplitterung und Trennung droht, sein Vaterland recht genau kennen, und auch in den einzelnen Theilen als Ein großes Ganzes lieben lernen. Da möchte ich auch einmal in den Hausblättern etwas von meinen heimathlichen Gauen, vom fränkischen Haus, seinen Sitten und Gebräuchen, in Freud und Leid, seinem Sonn- und Alltagsleben erzählen; und da greife ich gleich heute so recht ins Volk hinein, und nehme ein Stück „lustiges Leben“ heraus, wie es die Ueberschrift nennt, vielleicht auch darum, weil gerade jetzt bei uns die Zeit der Kirchweihen ist.

Kirchweihe! Da jubelt jedes Herz im Dorfe auf, wenn die näher und näher rückt; da ist keiner so arm, fast keiner so traurig, daß er sich nicht darauf freuen könnte. Es ist was Ruhiges, Bedächtiges in unseren fränkischen Bauern, allein der Gedanke an die Kirchweihe kann sein Blut rascher wallen lassen. Sie ist ihm Volks- und Familienfest, die einzige Zeit im Jahr, wo er so einmal ein paar Tage recht ausruht, ein wenig von seinem steten Schaffen und Arbeiten nachläßt, und sich seines Lebens freut.

Die Kirchweihen fallen meist in die Spätherbstzeit, man kann also da feiern. Die Felder sind abgeerntet, auch die letzten Früchte nach Hause geschafft, man kann dankbar auf die gefüllten Scheuern und Böden, die Früchte eines mühevollen Arbeitsjahres sehen. Ist noch gar eine gute Weinernte gewesen, perlt der „Bremser“ oder „Lederwaſt“ im Glas, dann ist's doppelt schön, kann man noch vergnügter Kirchweihe halten. Wochenlang gehen die Zurüstungen voraus, d. h. die Hausfrauen sparen wochenlang schon Milch und Eier, um ja recht viel zum Backen zu haben, denn Weißbrod, Käskuchen, an manchen Orten die sogenannten „Küchlein“, müssen in Fülle vorhanden sein; kein Mangel darf gemerkt werden; acht Tage lang wenigstens muß auch den Dienstboten das weiße Brod zugänglich im Tischkasten liegen; wehe dem kärglichen Haushalten, das daran es fehlen ließe! Auch die Aermsten sparen auf die Kirchweihe, und das Haus müßte sehr, sehr arm sein, das gar kein „Bäckel“ Kirchweihbrod aufbringen könnte. Und wo es wirklich gar nicht möglich ist, da thut, wenn vielleicht sonst im ganzen Jahre nicht, so doch an der Kirchweihe wenigstens die Mildthätigkeit ihre Hand auf und bringt für die notorisch Armen so viel Brod und Kuchen zusammen, daß auch sie in dem Stück fröhlich Kirchweih halten können.

Wie in eine Rauchwolke gehüllt, erscheint das Dorf am Freitag vor dem Feste: in allen Häusern wird gebacken. Am Tage vorher ist geschlachtet worden, um auch frisches Fleisch zum Brod zu haben. Dann wird gescheuert und geputzt, gefegt und gewaschen, daß auch Tisch und Bank, Diele und Tennen blank und sauber sind. Die Garderobe wird nachgesehen und in Stand gesetzt; Schneider und Näherin haben alle Hände voll zu thun; selbst den kleinsten Kindern werden neue Kleider gemacht, denn sie sollen auf den Armen der älteren Schwester oder der Kindermägde paradiren, und mit ihnen von einem Wirthshaus zum andern ziehen.

Endlich ist alles fertig, der Kirchweihsonntag da. Das ganze Dorf trägt ein festliches Ansehen. Der sonst gar nicht immer so saubere Hof ist aufgeräumt, Wagen und Pflug auf ein paar Tage hübsch beiseite

*) Aus den „Hausblättern“.

gestellt, Hühner und Gänse sind eingesperrt, Gassen und Pflaster reinlich und ordentlich gekehrt. Der Bauer steht in frischen weißen Hemdärmeln, die Hände behaglich in die Taschen der blauen Sonntagshose gesteckt, unter der Hausthüre und schaut vergnüglich das Dorf hinab; aus dem Schlot fast eines jeden Hauses kräuselt sich fast eine leichte Rauchwolke empor; er tritt in das seine zurück, denn ein kräftigerer Geruch, als er sonst gewohnt, sagt ihm, daß der Frühstückskaffee bereitet ist. Da läuten die Kirchenglocken schon zum Drittenmal. Er macht sich mit den Seinen auf zum Kirchengang; es soll keins im Gotteshaus fehlen; die eigentliche Bedeutung des Tages, die Erinnerung an die Weihe seiner Kirche ist ihm heilig; es ist ihm, als ob die Orgel noch einmal so schön „geschlagen" würde, wenn das schöne Kirchweihlied „kommt her ihr Christen voller Freud" angestimmt wird, und bringt der Pfarrer etwas von der alten Zeit in seine Predigt hinein, wie es früher gewesen, wie die Väter ihre Kirche gebaut haben, und dann auch die folgenden Geschlechter nicht aufgehört, das Gotteshaus zu schmücken mit mancherlei Schmuck, dann horcht man gar andächtig auf Wort und Predigt.

Die Kirche ist aus, in langem Zug kehrt die Gemeinde in ihre Häuser zurück, alles in vollem Sonntagsstaat, Frauen und Mädchen jedoch meist schwarz gekleidet, eben weil es Festtag ist.

Aber daheim wird der Festputz bis zum Nachmittagsgottesdienste ausgezogen: man ist vorsichtig und sparsam, man kann auch in Hemdärmeln und der gewöhnlichen Jacke zu Tische sitzen. Der ist heut reich besetzt: eine große Schüssel dampfender Nudelsuppe, Rindfleisch und Braten und vor allem das Leibgericht, das alte deutsche Sauerkraut, von dem, wenn auch noch nicht der ganze Wintervorrath, doch jedenfalls für die Kirchweihe schon ein zureichend Theil eingemacht worden ist. Man bleibt nicht allein bei der Mahlzeit: es klopft an der Thüre, der Bauer sagt herein, aber er steht nicht gerade auf, um den eintretenden Besuch zu begrüßen; er freut sich der Kommenden, aber er ist kein Freund von vielen Formen: der Gast kann selber ablegen und sich an den Tisch setzen, es ist ihm ja alles herzlich vergönnt. In dieser Beziehung sind die Kirchweihen Familienfeste: Eltern und Kinder, Geschwister und Verwandte, die sich das ganze Jahr lang nicht gesehen, an der Kirchweihe besuchen sie sich; sie ist ihnen oft nur das einzige Band des persönlichen Sichbegegnens, die einzige Gelegenheit, bei der man sich sieht, von einander hört.

Wir wissen, daß eine schon ganz fest abgemachte Heirath wieder auseinander gegangen ist, als die Mutter die Braut auf einmal herausbekam, daß die Kirchweihe der neuen Heimath mit der der alten zusammenfiel, also ein Besuch zwischen Mutter und Tochter unmöglich war. Aber doch wird noch wenig gesprochen zwischen Gast und Gastherrn, aber desto besser gegessen und getrunken. Da ertönt außen Kinderjubel: man steht doch auf und öffnet das Fenster: helle Klänge ziehen die Straße herauf: der Musikwagen, der Leiterwagen nämlich, den der Wirth der von ihm bestellten Musik entgegengeschickt hat, hält mit fröhlichen Weisen seinen Einzug.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Bibliograph Brunet.] Am 15. November starb zu Paris der bekannte Bibliograph Brunet. Einer biographischen Skizze des Verstorbenen in der „A. Z." entnehmen wir: Brunet wurde am 2. November 1780 als der Sohn eines kleinen Buchhändlers in Paris geboren und widmete sich schon im Alter von 14 Jahren dem Berufe seines Vaters, für welchen er eine ausgezeichnete Neigung fühlte. Damals war für Jemanden, der recht viele und seltene Bücher sehen und erwerben wollte, eine günstige Zeit. Unter den Stürmen der Revolution, welche überall in Frankreich die Klöster, die Schlösser des Adels zerstörte, wurden deren durch Jahrhunderte gesammelte Bibliotheken gewissermaßen auf die Straße geworfen. Viele seltene Werke wurden damals vernichtet oder zu Spottpreisen verkauft. Unter der Republik und noch während der ganzen Dauer des Kaiserreichs blieb der Preis der Bücher ein sehr niedriger, weil es nur wenige Liebhaber dafür gab. Schon unter dem Direktorium fing der junge Brunet an, eigenen Handel zu treiben; er beschränkte sich jedoch dabei auf die alten Bücher und begründete zuerst in Frankreich die Scheidung zwischen dem antiquarischen und dem modernen Buchhandel. Mit den Jahren war Brunet vollständig in der Bibliographie aufgegangen; er hielt sie als die erste aller Wissenschaften und sich selbst für den ersten aller Bibliographen. Mit dem zwei Jahre vor ihm verstorbenen Guerard, dem Herausgeber der Werke „La France Littéraire" und „La France Contemporaine", lebte er deßwegen in beständiger Fehde, und das Erscheinen des „Thesaurus" von Hofrath Gräße in Dresden, das er fast wie eine persönliche Beleidigung ansah, wurde ein Nagel zu seinem Sarge. Die von ihm hinterlassene Bibliothek besteht nahezu ausschließlich aus Incunabeln, seltenen Ausgaben, Manuskripten mit Miniaturen, Büchern und kostbaren Einbänden, und soll nach der Schätzung von Kennern einen Werth von 300,000 bis 400,000 Francs besitzen.

[Die Frauen in Kalifornien.] Im Jahre 1848 waren schon 100,000 Männer in Kalifornien, als Frauen noch zu den Seltenheiten gehörten. Man denke sich eine solche Anzahl Junggesellen, Wittwer oder Strohwittwer allein in einem Lande ohne Frauen und Kinder! Welchen Eindruck wird es auf dieselben ge-

macht haben, als sie nach zwei Jahren einmal wieder eine Frau zu Gesicht bekommen haben? Die Frauen wurden in den ersten Jahren vergöttert; ging eine solch seltene Erscheinung durch die Straßen San Franzisko's, so hörte das Geschäft auf, Käufer und Verkäufer, der Chef und der Buchhalter liefen an Thür und Fenster und zollten der Göttin ihre Ehrfurcht. Die Geschenke, die derzeit den Damen gemacht wurden, waren weder Armbänder, noch Halsschmuck oder Diamanten, noch geprägte Münzen, dieß Alles hatte man dort in den ersten Jahren nicht; es war nur ein unansehnliches Beutelchen von Leinen oder Leder, gefüllt mit Goldstaub. Mit den Damen kam indeß auch bald der Luxus in das Land, das Beste und Schönste der Pariser Moden, die feinsten Weine und Delikatessen wurden importirt und mit fabelhaften Preisen bezahlt, und so gehört denn in der gegenwärtigen Periode San Franzisko zu den hervorragendsten Städten des Luxus der Welt. Die Damen stehen noch heute auf einer höheren Stufe der Achtung, als in irgend einer anderen Stadt; sie sind dort nicht dem beleidigenden Gaffen und herausfordernden Blicken von Gecken ausgesetzt, wie solches in anderen großen Städten der Fall ist. Das Verhältniß der weiblichen zu der männlichen Bevölkerung Kaliforniens ist jetzt erst eins zu fünf, während in den Oststaaten Amerika's, z. B. in New-York und Massachussets, die weibliche Bevölkerung die männliche übertrifft. Junge Damen, die noch beständig in Kalifornien einwandern, machen rasch ihr Glück. Wenig Bemittelte nehmen entweder eine Stelle in einer Familie an oder eröffnen ein Geschäft als Putzmacherin, Kleidermacherin u. dgl.; es fehlt ihnen nicht an Gelegenheit, in Gesellschaften eingeführt zu werden, und nachdem sie den Charakter des Mannes, der ihnen Aufmerksamkeit zollt, geprüft, verheirathen sie sich bald. Bei der jetzigen Bevölkerung dürften 20,000 junge Mädchen in Kalifornien innerhalb eines Jahres nach Ankunft gute Partien machen. Die fleißige und arbeitsame deutsche Frau wird dort sehr gesucht. Während die Amerikanerinnen den Platz des europäischen Adels einnehmen wollen, begnügt sich die deutsche Frau mit einem ruhigen, soliden Haushalt und ist dem Farmer und Handwerker eine angenehme Hülfe und Gesellschafterin, verzehrt nicht allein das Geld, welches ihr Mann verdient, sondern trägt durch ihre Umsicht im Haushalte dazu bei, es zu vermehren.

[Eine Berechnung.] Neulich gab sich die „N. Z. Z." die Mühe, die Größe der englischen und französischen Staatsschuld in folgender Weise zu versinnlichen: Die englische Staatsschuld im Betrage von 20,000 Millionen Franken würde in Silber 2 Millionen Zentner wiegen. Es bedürfte zum Transporte dieser Masse 10,000 Eisenbahnwagen, jeder mit 200 Zentner Silber belastet. Dieser Wagenzug würde in gerader Linie eine Eisenbahnstraße von Zürich nach Glarus ausfüllen, und es würden wohl mehr als 100 Lokomotiven zur Fortbewegung nöthig sein. Wenn man sich die englische Schuld in Gold denkt, so bekommt man, da eine Million Franken genau 100 Zentner Silber wiegt und diese dem Werthe von 6½ Zentnern Gold gleich stehen, für die englische Schuld 20,000mal 6½ Zentner, gleich 130,000 Zentner Gold. Rechnet man ferner 10 Zentner Gold auf einen Kubikfuß, so bekommt man 13,000 Kubikfuß Gold. Von dieser Masse Gold bekommt man die beste Vorstellung, wenn man sich eine massive viereckige, goldene Säule, unten und oben von 10' und 13' Durchmesser und dazu von 100' Höhe, der eine zugespitzte Pyramide, unten mit gleichem Durchmesser, aber von 200' Höhe angefertigt denkt. Die französische Schuld steht zwar an Masse weit hinter der englischen zurück, und doch machen die 8000 Millionen Franken 800,000 Zentner Silber aus, womit man den Züricher See mit einer Silberplatte von 1⅞ Linie Dicke zudecken könnte. Der Zins dieser Schuld beträgt per Jahr à 5 pCt. 400 Millionen Franken, welche 2600 Zentner Gold wiegen. Es müßte daher eine richtiger Zinsmann, bei baarer Verzinsung mit Goldmünze, alljährlich am Martini mit 26 vierspännigen Fudern Napoleonsd'or, jedes Fuder zu 100 Zentner Gold gerechnet, in den Tuilerien vorfahren. Die ganze schweizerische Landesschuld, in edles Metall verwandelt, würde dagegen kaum ausreichen, das obige Gespann von 104 Pferden mit goldenen Hufeisen solid zu beschlagen.

Ueber die in Liverpool am Morgen des 29. November stattgehabte Explosion des Schiffes „Ariel", als es eben im Begriffe war, Pulver an Bord zu nehmen, wobei 40 Menschen um's Leben gekommen sein sollen, erfährt man noch Folgendes: Das Schiff diente während des amerikanischen Krieges als schneller Blokadebrecher unter dem Namen „Colonel Lamb" und soll nach einigen Angaben eben sich für eine ähnliche Expedition nach Kreta gerüstet haben, während man von anderer Seite behauptet, es sei für die griechische Kriegsmarine angekauft worden. Wir hören ferner noch, daß die Mannschaft aus 73 Mann bestand und noch ein Passagier an Bord war. Der Dampfer wurde buchstäblich in zwei Stücke auseinandergerissen und beide Stücke wurden etwa 100 Schritte fortgeschleudert. Ein Theil kam sofort zum Sinken, während die Personen, die auf dem andern sich befanden, gerettet wurden. (Eine spätere Mittheilung sagt: Das Schiff hatte einen Cargo von Geschützen, Schießpulver und sonstigem Kriegsmaterial und etwa 350 Tonnen Kohlen aus Süd-Wales, die sehr viel Gas enthalten und, wie man glaubt, durch Selbstentzündung Ursache der Explosion gewesen sind.)

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 291 Samstag, 7. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Der Informator war zwar nicht Augenzeuge dieser Scene gewesen, aber er hatte doch genug davon gehört, um sie sich im Geiste vergegenwärtigen zu können, und die ungerechte Mißhandlung, die Adele erfahren mußte, verursachte ihm eine boshafte Freude. Um übrigens selbst jede Begegnung mit Clarissa zu vermeiden, entfernte er sich jetzt eilig aus dem Garten, und erreichte unbemerkt sein Zimmer.

Clarissa aber verließ den Garten zuletzt, nachdem sie nach einem zärtlichen Abschiede den Baron entlassen hatte.

Als sie sich wieder in ihrem Zimmer befand, schien sie den Glanz des Lichtes, welches sie umgab, zu beunruhigen. Aber bald gaukelte ihre noch aufgeregte Phantasie ihr die reizenden Bilder der letztverlebten Stunde vor, und diese drängten die Reue, die schon in ihrem Innern aufzutauchen begann, wieder zurück.

Auch flüsterte sie, als ob sie sich dadurch beruhigen wollte, die Worte vor sich hin: „Morgen wird er mit dem Vater sprechen, und dann ist er doch mein, für ewig!"

Endlich gedachte sie auch wohl Adelens, aber nur flüchtig und mit widerwärtiger Empfindung, und bereuete nicht einen Augenblick die schwere Beleidigung, die sie der Schuldlosen zugefügt hatte.

Am nächsten Morgen, ehe der ältere Carlshof noch in sein Comptoir hinabgegangen war, wurde ihm gemeldet, daß ihn der Baron von Hoskul dringend zu sprechen wünsche. Er saß eben noch im Schlafrocke in seinem Wohnzimmer vor seinem Schreibpulte, den Kopf in die Hand gestützt, und schien sich mit Erinnerungen aus längstvergangener Zeit sehr lebhaft zu beschäftigen. Seine Blicke waren unverwandt, und mit einer Wehmuth, die seinem finstern Gesichte einen mildern Ausdruck verlieh, auf zwei Gegenstände gerichtet, die vor ihm lagen. Es war jenes kleine Medaillon mit dem Porträt, welches eine so frappante Aehnlichkeit mit Adelen hatte, und ein einfacher goldener Ring, auf dessen Oberfläche die Symbole von Glaube, Liebe und Hoffnung, ein Kreuz, ein Herz und ein Anker, eingravirt waren.

Ueberrascht und in seinen trüben Gedanken gestört durch den angemeldeten Besuch, blickte er auf, und da der Baron dem Diener fast auf dem Fuße folgte und eintrat, so sah er sich genöthigt, rasch aufzustehen, und Hoskul zu begrüßen. Er vergönnte sich eben nur so viel Zeit, die beiden Kleinodien, welche ihn in die wehmüthige Stimmung versetzt hatten, mit einem Blatt Papier zu verdecken, und führte dann seinen Gast in das Besuchszimmer, wo ihm dieser, was er längst erwartet hatte, seine Liebe zu Clarissa entdeckte, und um ihre Hand förmlich anhielt. Carlshof, der sich wirklich durch diese Werbung erfreut und geehrt fühlte, erklärte sich auch gern bereit, seine Einwilligung zu geben, im Falle er auch die Zustimmung seines Oheims erlangt haben würde. Hoskul, der darauf vorbereitet war, zeigte ihm nun den angeblich von seinem Oheim aus Südfrankreich erhaltenen Brief, den er auch bereits Clarissa mitgetheilt hatte, und nachdem ihn Carlshof, ohne das geringste Mißtrauen gegen die Aechtheit desselben, durchgelesen hatte, reichte er dem Baron die Hand mit den Worten: „Dann begrüße ich Sie mit Freuden als meinen Schwiegersohn, und sehe gleichfalls mit dem freudigsten Verlangen der in Aussicht gestellten Ankunft Ihres Herrn Oheims entgegen. Doch wünschte ich ihm dadurch einen besonderen Beweis meiner Hochachtung zu geben, daß wir bis zu seinem Eintreffen die Feier und öffentliche Proklamation der Verlobung verschieben, obgleich wir im Kreise meiner Familie die Verbindung als abgeschlossen betrachten können."

Der Baron fand nichts dagegen einzuwenden, da der Vorschlag auch seinen Wünschen zu entsprechen schien, und nachdem er wohl noch eine Viertelstunde lang das Gespräch fortgesetzt hatte, machte er jetzt von der ihm ertheilten Erlaubniß zum Erstenmale Gebrauch, seine Braut auf ihrem Zimmer zu besuchen, um ihr die Einwilligung ihres Vaters zu verkünden. Sie hatte ihn erwartet, und deßhalb auch bereits eine Toilette angelegt, in welcher sie seinen Besuch empfangen durfte.

Wohl zehn Minuten vorher aber hatte sich der Informator bei ihr anmelden lassen, unter dem Vorgeben, daß er ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Eigentlich nur aus Neugierde hatte sie ihn empfangen. Er trat in einer fast feierlichen Weise zu ihr

ein, und in seinem Antlitze spiegelte sich eine fromme Entrüstung, welcher er Worte verlieh, indem er zu ihr sprach:

„Die Ehre des Hauses, in dem ich gewürdigt wurde, die achtungswerthe Stellung eines Erziehers Ihres Bruders zu übernehmen, ist mir zu heilig, um Ihnen eine Entdeckung verschweigen zu dürfen, zu welcher mich am vergangenen Abende der Zufall führte. Die Gewitterschwüle hatte mir in meinem Zimmer Kopfweh verursacht, und ich ging deßhalb nach zehn Uhr noch in den Garten hinab, um mich von der frischen Luft anwehen zu lassen, die ich leider aber auch dort sehr drückend fand, weßhalb ich mich auch nicht lange aufhielt. Doch lange genug, um am Ende des Gartens in der Weinlaube, die Gattin ihres Bruders zu entdecken, in sehr vertrautem Gespräche mit einem Manne, dessen Gesicht ich in der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte. Beim zärtlichen Abschiede aber hörte ich sie sagen: daß sie hoffe, ihn heute zur bestimmten Stunde dort wiederzusehen. Wollen Sie sich nun selbst von der Wahrheit meiner Mittheilung überzeugen, so werden Sie leicht heute Abend die geeigneten Maßregeln zu treffen wissen."

Clarissa war hocherstaunt, und wollte Anfangs dem Berichte keinen Glauben schenken, als er ihr aber alle Details mitgetheilt hatte, entgegnete sie: „Ich bitte Sie gegen Jedermann davon zu schweigen. Vorläufig werde ich mich mit meiner Großmama darüber berathen, und ich gebe Ihnen mein Wort, die Heuchlerin soll entlarvt werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

I.

Der Mord.

F.A.W. Von allen Provinzen der mexikanischen Konföderation hat Sonora, in Folge der beständigen Kämpfe mit den verschiedenen angränzenden Indianer-Stämmen, am längsten seine Eigenthümlichkeiten beibehalten. Die Sitten der Eingebornen dieser Provinz zeichnen sich durch einen gewissen indianischen Anstrich von denjenigen der übrigen mexikanischen Stämme ganz besonders aus. —

Das Klima ist gemäßigt, gesund und der Boden fruchtbar. Hermosillo, durch die Expediton des Grafen Raousset de Boulbon berühmt geworden, — den Schreiber dieser Zeilen in San Francisco, Kalifornien, persönlich kennen lernte, — ist eine der hauptsächlichsten Städte dieser Provinz.

Nachstehende Erzählung fällt noch in die Zeitperiode vor der Trennung Mexikos vom Mutterlande. Dieselbe beginnt eines Nachmittags zwischen drei und vier Uhr, also zu einer Tageszeit, zu welcher die Einwohner dieser Regionen sich zu einer Siesta in ihre Wohnungen zurückzuziehen pflegen. Heute jedoch wurde diese Ruhe in der Straße del Rosario durch das mörderische Lärmen eines Haufens Leperos, Gambusinos und Rateros, oder mit andern Worten von Bummlern und Vagabunden gestört.

Die Bemühungen einiger spanischer Soldaten, Ruhe zu stiften, waren vergeblich. Der Tumult, statt zu verstummen, wuchs immer mehr und mehr; denn eine Horde Hiaquis-Indianer hatte sich der lärmenden Menge angeschlossen und tobte und gestikulirte mit derselben um die Wette.

Bald öffneten sich die Jalousien der Häuser und die Fenster spickten sich mit männlichen und weiblichen Köpfen, deren Blicke alle nach dem einen Ende der Straße gerichtet waren. Aus einem bald in Flammen aufgehenden Hotel schlugen schwarze Rauchwolken hervor, welche in dicken Säulen sich himmelan schlängelten. Plötzlich stobte die Menge nach beiden Seiten der Straße auseinander, die Mitte derselben freilassend, durch welche ein kaum 16jähriger Knabe auf einem halbgesattelten Pferde in verzweifeltem Galopp dahersprengte.

„Haltet ihn auf!" schrien Einige, „werft den Lasso!" wieder Andere.

Im angestrengtesten Laufe des Pferdes setzte der verwegene Jüngling seine Flucht fort, in welcher er indeß immer mehr und mehr durch die nach der Brandstätte hin ihm entgegeneilende Menge gehemmt wurde.

„Zum Teufel mit dem Tollkühnen!" schrie ein Vaquero*), den der Flüchtling beim Durchsprengen der Volksmenge beinahe überritten hätte, „wart' ein bischen, Bursche!"

Bei diesen Worten nahm er seinen Lasso von der Schulter herab und legte ihn zum Wurfe zurecht, während er dem Reiter nacheilte. Der Pöbel, seine Absicht wahrnehmend, klatschte ihm mit Enthusiasmus Beifall zu.

„Fehle ihn nur nicht! Cornejo!" schrie ein Haufen von Vaqueros händeklatschend seinem Kollegen zu.

Cornejo, denn so hieß der Vaquero mit dem Lasso, — kam dem Jüngling, dem in der Flucht immer mehr Hindernisse entgegentraten, immer näher. Die ihm drohende Gefahr erkennend, wendete sich der Jüngling in dem Sattel, und rief in einem flehenden Tone, wie zu einem Bekannten, dem Vaquero zu:

„Cornejo! Laß mich entfliehen."

„Nein! nein!" schrie die Menge; „fange ihn auf! Wirf doch den Lasso!"

„Ergebt Euch!" rief der Vaquero; „oder ich fange Euch mit meinem Lasso, wie ein Kalb!"

---

*) Vaquero, Kuhhirt oder Hirt im Allgemeinen.

„Ich ergebe mich nicht!" erwiderte der Knabe. — Die Menge folgte heulend und fluchend den Beiden.

„Laß mich gehen, ich bitte Dich!" flehte der Knabe wiederholt; „oder ich schwöre es bei allen Heiligen, ich erschlage Dich!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Kirchweihe in Franken.

(Schluß.)

Aber noch dürfen diese nicht den Hauptton anschlagen, denn noch einmal rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst. Der ist fast noch besuchter, als der am Morgen, denn die Gäste werden mit hineingenommen und auch die Frauen holen nach, was doch die eine oder die andere in der Frühe wegen der Mittags-Vorbereitungen versäumt hat.

Aber nun ist's Nachmittag geworden, die Armen des Dorfes eilen dem „Rathhaus" zu, wo ihnen das schon oben erwähnte von freiwilligen Spenden angesammelte Kirchweihbrod ausgetheilt wird. Es ist doch ein geordneteres Wesen, als vor 70—80 Jahren, da ganze Schaaren von fremden Bettlern in's Dorf einzogen und sich auf öffentlichem Platze aufstellten, um, von dem zwischen ihnen herumreitenden Bettelvogt im Zaum gehalten, aus den Händen des Ortsschultheißen Brod und Geld zu empfangen.

Jetzt wird's lebendig auf der Gasse: ein Trupp junger Bursche, die Musik voran, zieht zum Dorfe herein; sie haben die Kirchweihe „ausgegraben"; das Fest ist eröffnet.

Aber am ersten Tage wird das wenig weiter nach außen sichtbar; man bleibt im Wirthshaus, bei Spiel und Tanz. In zwei oder drei Zimmern spielt die Musik, sie sind nicht groß, bald ist alles gedrückt voll; aber der Bauer braucht wenig Raum, er kann sich auf dem engsten Plätzchen bewegen, sogar tanzen. Es ist unbegreiflich, wie sich die Paare in dem kleinen Kreis, der frei gelassen ist, drehen können. Aber sie drehen sich doch, man tanzt hier leidenschaftlich, wie nur in irgend einem Ballsaal der großen Welt.

Der Nachmittag gehört noch fast ausschließlich der Jugend; aber am Abend kommen auch die Alten, Mann und Frau miteinander, die sonst das ganze Jahr nicht zusammen ausgehen, tanzen wohl auch einmal zusammen, aber meist sitzen sie hinter den großen Tischen und machen dem Wirth „eine Zeche", die der aber nicht aufschreibt, sondern nach der Kirchweihe ganz finanzkundig nach den Vermögensverhältnissen der einzelnen Gäste ausschlägt. Aus steinernen Maaskrügen wird der Kaffee getrunken, Bier und Wein reichlich konsumirt. Die Polizeistunde fürchtet man nicht, die Wächter des Gesetzes sind wohl da, allein sie sitzen auch mit am Tische und wissen den Bauern Bescheid zu thun und lernen's auch glauben, daß „dem Glücklichen keine Stunde schlägt".

Der zweite Kirchweihtag kommt, der Montag. An manchen Orten ist früh wieder Kirche, gewöhnlich gestifteter Gottesdienst. Auch er wird zahlreich besucht, aber doch ist's da besser, wo er nicht besteht: es herrscht doch weniger Aufmerksamkeit, es gibt zu viel übernächtige Gesichter.

Am Montag Nachmittag tritt die Kirchweihe mehr in volksthümliche Sichtbarkeit. Die jungen Bursche „spielen ihre Mädchen zusammen", d. h. sie ziehen mit der Musik von Haus zu Haus, wo sie ihre Tänzerinnen, und meist die, mit denen sie gerade gehen, d. h. ein ernstliches Verhältniß haben, wissen — oft ein toller, lustiger Aufzug, etliche zu Pferd, andere in komische Masken gesteckt, allen voran der Mundschenk mit dem stets gefüllten Glas. Nun ist die Schaar beisammen; der Zug geht zum Wirthshaus zurück, ein frisches, hübsches Bild, die schmucken Mädchen mit den frischen weißen Hemdärmeln oder der schwarzen, knappen Sammetjacke und der reichen Bandhaube auf dem Kopf, die Burschen mit den kurzen Jacken und den mit Silbermünzen geknöpften Westen und den jovial auf's Ohr gesetzten Pelzmützen.

Der Abend bricht rasch an, aber mit der Nacht kommt auch erst die rechte Lustigkeit. Geht sie auch manchmal in hohen Wogen, thut auch der oder jenes des Guten zu viel, im Ganzen sind doch rohe Exzesse, wie sie in den ober- und niederbayerischen Gegenden fast an jedem derartigen Feste vorfallen, selten. Aber Geld, viel Geld geht auch hier darauf, nicht in Essen und Trinken, sondern der ist der „Nobelste" und Gefeiertste, der den Musikanten am meisten gibt, sich etwas „extra" von ihnen aufspielen läßt, wenn er vor ihnen ein Liedlein, oft — darin glücklich epigrammatisch — ein Spott- und Trutzliedlein improvisirt, und je mehr Beifall ihm von den Zuhörern wird, desto mehr Gulden und Kronenthaler in die in tiefen Tönen accompagnirende Baßgeige wirft. Das Singen ist immer ein Hauptbestandtheil der Kirchweihlust, und gar erst, wenn sich nun einer nach dem andern, dem doch endlich das Heimgehen an der Zeit erscheint, „heimspielen", d. h. von Musik und Freunden das Geleite bis an sein Haus geben läßt, wobei, auch wenn der Tag schon graut, die große Laterne nicht fehlen darf, die dem Zuge vorangetragen und in möglichst hohem Rade kunstvoll geschwungen werden muß.

Wohl gestattet das Gesetz eigentlich nur zwei Kirchweihtage, aber man ist ja auch auf dem Dorfe weiter gekommen, modernisirt, man hat Gesang- und Schützenvereine: die Erlaubniß zum „Schützenball" bekommt man schon noch, und so ziehen denn am Dienstag Früh ein großer Theil der streitbaren Bürger des Orts mit Gewehren, freilich der mannigfachsten Art, auf der

Schulter, voran wieder die Musik und Schuljugend mit blau-weißen Fahnen und allerlei hübschen blinkenden Preisen von Blech, Zinn, Kupfer u. s. w., hinaus auf die noch grüne Wiese am Dorf, und jedes schießt seine ihm als „Bürger" zustehenden drei Schüsse auf die Scheiben, so gut er eben kann, um am Abend entweder als Schützenkönig und Preisträger, oder im schlimmsten Fall doch wenigstens als Zechgenosse der Glücklicheren heimzukehren. Daneben wird vielleicht auch auf demselben grünen Plan ein Tanz um einen geputzten Hammel abgehalten und so wenigstens doch noch ein kleiner Rest der alten Sitte, da um die große Linde inmitten des Dorfes der „Kirchweihplan aufgeführt" wurde, gewahrt.

Doch auch der Tag mit seiner Nacht geht zu Ende. Es ist nun wieder für Jahresfrist aus und gar; auch der letzte Ton der mit schmetterndem Tusch am andern Morgen zum Ort hinausfahrenden Musik verklingt, trübselig schaut man ihr aus dem oder jenem Fenster nach; die Kirchweihe ist wieder begraben und nur der hohe Baum mit dem im Wind flatternden Bänderkranz vor dem Wirthshaus und das auch nach der Kirchweihe noch etliche Zeit verbleibende dürre weiße Brod im Tischkasten ist für Wochen hinaus die letzte Erinnerung an sie.

Mannigfaltigkeiten.

[Der „König der Postillone".] Vor Kurzem starb in Wiesbaden eine populäre Persönlichkeit der Stadt und des ganzen nassauischen Landes, der König aller Postillons, der Eschepeter, ein Inventarstück der Post und des Hotels „zum Adler". Wer in Wiesbaden kannte den Eschepeter nicht, den spiritus familiaris des nassauischen Postenlaufs, das fahrende Genie, dem nichts nachkam, wenn er zu Bocke saß, die Peitsche führte und das Posthorn blies? Wenn ein hoher Gast Extrapost verlangte und der Posthalter, Herr Schlichter, wollte dessen ausgezeichneter Stellung eine Ehre erweisen, so wurde Eschepeter zum Kutschiren kommandirt; er war es, der im Jahre 1864 die Kaiserin von Frankreich nach Schwalbach fuhr und nach allen Regeln der Kunst in solchem Carrière dahinjagte, daß von den begleitenden Ehren-Gendarmen einer nach dem andern unterwegs vom Pferde stieg mit den Worten: „Eschepeter, ich kann nicht mehr!" Seine Unsterblichkeit ist übrigens gesichert. Professor Ludwig Knaus hat auf seinem neuesten Bilde: „Der Empfang eines Fürsten im Dorfe," den Eschepeter dazu ausersehen, die fürstliche Carosse zu lenken. Heller noch als seine Galauniform leuchtete seine rothe Nase.

[Ein Verbrecher aus Ruhmsucht.] Im Jahre 1840 feuerte Oxford auf die junge Königin Viktoria. Nach 27jähriger Haft in einem Irrenhause für Verbrecher ist er vor einigen Tagen entlassen, mit der Bedingung, das Königreich zu meiden. Er hat stets behauptet, und die Untersuchung hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß er die Pistole nur mit losem Pulver geladen und daß nur der Durst nach Berühmtheit jene fatale Explosion verursacht habe.

Ein neues Projekt zu einem unter der Themse in London durchzuführenden Tunnel zwischen der London-Brücke und dem Tower verspricht ein Seitenstück zu dem bereits bestehenden und in mancher Beziehung ein starker Kontrast zu diesem zu werden. Der vorhandene Tunnel hat 450,000 Pfd. St. gekostet, der neue soll bloß 16,000 Pfd. St. in Anspruch nehmen. Er soll durch Omnibusse, gezogen von Männern, mit geringen Kosten passirbar gemacht werden, und man beabsichtigt das Auf- und Niedersteigen der Passagiere, der schnellen Beförderung wegen, durch hydraulische Hebeapparate zu bewerkstelligen. Der Plan zu dem Werke, das den alten Tunnel an Länge noch um 70 Fuß übertreffen soll — der letztere ist 1250 Fuß lang — ist von Hrn. Peter Barlow, einem Mitglied der Royal Society.

Die dickste Frau in Paris, Madame Elisabeth Veronique Montrouge, ist im 47. Jahre gestorben; sie wog 257 Kilogr. (514 Zollpfd.) Im Jahre 1848 schrieb sie an die Nationalversammlung: „Bürgerpräsident! Ich bin eine schöne Frau, bin 27 Jahre alt, bin 5 Fuß 8 Zoll groß und wiege 200 Kilogramm. Ich wünsche die Göttin der Freiheit bei dem nächsten Nationalfeste darzustellen; ich bin überzeugt, daß dieselbe durch keine andere Person von einer so vortheilhaften Seite gezeigt werden kann, wie durch mich." Es sollte jedoch der dicken Frau dieser Wunsch nicht gewährt sein; denn das Nationalfest kam nicht zu Stande.

Räthsel.

Kein Sterblicher kann lange mich entbehren;
Viel Nutzen weiß ich täglich zu gewähren,
Allein auch zu vernichten, zu gefähren;
Ich sterbe, zwingt ihr mich zum Trank.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 285: Marone.

Redakteur Gustav Reiffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 292 Montag, 9. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXV.

Niedergedrückt vom schmerzlichen Weh über die so unschuldig erlittene, thätliche Beleidigung, war Adele am vergangenen Abende in ihr Zimmer zurückgekehrt. Daß eine junge Dame, die einem höheren Stande angehörte, und sich zu den Gebildeten ihres Geschlechtes zählte, sich so weit vergessen konnte, ihrem blinden Zorne einen so gemeinen Ausdruck zu geben, wozu sich kaum ein Dorfmädchen erniedrigt haben würde, hätte sie kaum für möglich gehalten, wenn sie es nicht selbst hätte erfahren müssen. Und eine solche Dame, die eben selbst den Anstand gröblich verletzt und ihren Ruf dem schmählichsten Verdachte durch ihre heimliche Zusammenkunft mit dem Baron preisgegeben hatte, wollte auf sie mit Geringschätzung herabsehen, auf sie, mit ihrem engelreinen, treuen und redlichen Herzen, auf sie, welche die wahre Bildung sich angeeignet hatte, die unterstützt durch ihr natürliches Gefühl sie stets behütete, eine Handlung gegen Anstand und gute Sitte zu begehen.

Adele fühlte sich nicht allein tief gekränkt, sondern auch empört, aber ihre unerschöpfliche Herzensgüte wußte auch bald diese gerechte Empörung zu bekämpfen, und sie in aufrichtiges Mitleid gegen die stolze Dame umzuwandeln, die sich so hoch über sie erhaben dünkte. Ja, sie bemitleidete sie, weil sie wußte, daß ihre Verleugnung der schönsten menschlichen Gefühle sich doch über kurz oder lang, an ihr rächen, und ihre moderne Verbildung, die ganze Verkehrtheit ihrer Grundsätze sie doch trotz Standesvorzügen, Schönheit und Reichthum ins Unglück stürzen mußten. Deßhalb kam ihr auch nicht einmal der Gedanke in den Sinn, wegen der Behandlung, die sie von Clarissa erlitten, Klage bei deren Vater zu führen, und eine Genugthuung zu verlangen; sie dachte nicht einmal daran, sich gegen den ungerechten Vorwurf, daß sie das Billet gelesen, und in Folge dessen, sich zur Lauscherin erniedrigt, vertheidigen zu wollen. Der Schein sprach ja allerdings gegen sie, und man würde vielleicht selbst den Betheuerungen ihrer Unschuld keinen Glauben geschenkt haben.

Aber der Vorfall hatte doch eine große Betrübniß in ihr erweckt, und es dauerte lange, ehe ein wohlthätiger Schlummer beruhigend ihre Augen schloß und manche heiße Thräne war zuvor auf ihr Kissen geflossen.

Am andern Morgen drängte sich ihr wieder, wie mit jedem Erwachen der Sonne, die Hoffnung auf, im Laufe des Tages einen Brief von ihrem Albert zu erhalten. Aber der Morgen war schon ziemlich vorgerückt und es war kein Brief gekommen. Auch hatte sich Niemand von der ganzen Familie um sie bekümmert, und sie hatte nur das zu ihrer Aufwartung bestimmte Mädchen gesehen, welches das Frühstück brachte. Sie war freilich daran gewöhnt, ihre Tage einsam hinzubringen, aber gerade heute fühlte sie diese Vernachlässigung doppelt schwer.

Da öffnete sich endlich ganz leise die Thür und Theodor trat herein, und rief schon auf der Schwelle scheu und verlegen: „Bist Du auch ganz allein?"

„Ganz allein, wie immer!" entgegnete sie. „Aber ich freue mich, Dich einmal wieder zu sehen, lieber Theodor, Du bist ja so lange nicht zu mir gekommen."

„Schließ' die Thür ab, gute Adele;" versetzte der Knabe, noch immer ängstlich um sich schauend. „Schließ die Thür ab, ich wollte Dir nur Etwas zeigen, was Niemand sehen darf, als Du."

Adele erfüllte seinen Wunsch, und schloß die Thür ab. Dann sprach sie in gespannter Erwartung: „Nun, so laß sehen, was hast Du denn so Geheimnißvolles?"

„Ich will Dir erst sagen, wie ich dazu gekommen bin," fuhr Theodor fort. Vielleicht habe ich ein Unrecht begangen, aber höre nur erst. Ich ging in Vaters Wohnzimmer, wie ich jeden Tag thue, um ihm guten Morgen zu sagen, ehe er in sein Comptoir geht; aber das ganze Zimmer war leer, und ich hörte, daß Papa im Besuchzimmer mit dem Baron von Hoskul sprach. Ich dachte, ich könnte wohl ein paar Minuten warten, bis er zurückkäme, und setzte mich in den Lehnstuhl vor dem Schreibpult, das offen stand. Da sah ich etwas unter einem Blatt Papier hervorschimmern, das wie Gold glänzte, und weil ich etwas neugierig war, nahm ich das Blatt weg, und fand darunter ein goldenes Medaillon und einen Ring. Aber Du kannst denken, wie ich erstaunte, als ich in dem Medaillon Dein Bild, und in dem Ringe Deinen Namen „Adele" fand."

„Mein Bild und meinen Namen?“ unterbrach sie ihn mit einem ungläubigen Lächeln.

„Ja, Du sollst Dich gleich überzeugen, daß ich Recht habe;“ fuhr der Knabe fort, indem er Medaillon und Ring, die er von seines Vaters Schreibpult weggenommen, aus seiner Tasche hervorzog und ihr darreichte.

„O, Du —“ rief Adele erschrocken — „Du hast dieß weggenommen?“

„Ich konnte es nicht über's Herzen bringen; ich mußte Dir es zeigen,“ versetzte der Knabe; „denn das Bild sieht Dir gar zu ähnlich. Ich will es ja nicht behalten, Gott bewahre! Und den Ring auch nicht, ich lege Beides sogleich wieder hin, wo ich es gefunden, sobald Du es nur angesehen hast. Das ist doch kein so großes Unrecht, wenn man es nicht in böser Absicht thut, und sogleich wieder gut machen kann.“

Adele hatte kaum noch auf das Geplauder des Knaben gehört, denn sie war jetzt ganz in den Anblick des Bildes und des Ringes versunken. Sie mußte sich eingestehen, daß das Bild ihr ähnlich sei, aber noch weit ähnlicher einem größeren Bilde ihrer verstorbenen Mutter, welches ihr Vater wie ein Heiligthum hielt, und in seinem Zimmer hängen hatte. Auch der Ring schien ihr sehr bekannt; denn sie hatte einen ganz ähnlichen einst zufällig bei ihrem Vater gesehen, dem Außen dieselben Symbole von Glaube, Liebe und Hoffnung eingravirt waren, der aber inwendig als Inschrift den Namen „Gottfried“ zeigte. Ihr Vater hatte ihr jedoch jede nähere Auskunft über den Ring verweigert. — Alle ihre Gedanken waren sehr lebhaft auf die beiden Gegenstände gerichtet, und sie fand es höchst seltsam, daß sie bei dem älteren Carlshof gefunden worden waren, der selbst den Vornamen „Gottfried“ führte, wie er in dem ganz gleichen Ringe, den ihr Vater besaß, verzeichnet stand. Wie war der Kaufmann zu dem Bilde gekommen, welches die sprechendste Aehnlichkeit mit ihrer Mutter zeigte, und auf welchem sogar die Anordnung der Locken und des Kopfputzes ganz und gar übereinstimmte mit dem Porträt, welches ihr Vater so sorgfältig aufbewahrte? Dieß Alles waren interessante Räthsel für sie, die sie jedoch nicht zu lösen vermochte.

Nach langem Anschauen gab sie jedoch Medaillon und Ring dem Knaben zurück, verwies ihm sanft die Unbesonnenheit, die er begangen hatte, die beiden Kleinodien aus dem Zimmer seines Vaters wegzunehmen, und gebot ihm, schnell dorthin zurückzukehren, und sie auf denselben Platz wieder niederzulegen, wo er sie gefunden hatte.

Theodor versprach auch zu gehorchen, und entfernte sich dann eben so vorsichtig, wie er gekommen war. Als er aber in seines Vaters Zimmer leise eintreten wollte, fand er es zu seinem großen Schrecken verschlossen.

Der ältere Carlshof hatte den Baron, nachdem sein Gespräch mit ihm beendet war, gleich aus dem Besuchzimmer auf den Korridor entlassen, und war dann in sein Wohngemach zurückgekehrt, wo er schnell den Schlafrock abwarf und sich vollends ankleidete. Dann schloß er, nur mit den Gedanken an die glänzende Verbindung seiner Tochter beschäftigt, sein Schreibpult, ohne sich an Ring und Medaillon zu erinnern, und nachdem er auch sein Wohnzimmer, wie er stets zu thun pflegte, hinter sich verschlossen hatte, suchte er in einem entlegenen Theile seines Hauses seine Gattin auf, um ihr die Werbung des Barons um Clarissa's Hand und seine Einwilligung mitzutheilen; wobei er sich ihrer Zustimmung versichert hielt.

Theodor war aber dadurch in die angstvollste Verlegenheit versetzt worden; er wußte nun nicht, wie er die weggenommenen Gegenstände unbemerkt wieder an Ort und Stelle bringen sollte, und schlich sich deßhalb wieder zu Adelen zurück, um ihr sein Leid zu klagen, und sie um Rath zu bitten.

Er that dieß auch in der beweglichsten Weise, und sie fühlte inniges Mitleid mit ihm, obgleich sie über seinen Bericht erschrocken war. Sie rieth ihm Anfangs, seinen Vater aufzusuchen, und ihm Alles offen zu bekennen, doch dazu war er nicht zu bewegen, denn er fürchtete den Zorn seines Vaters gar zu sehr. Nach reiflicher Ueberlegung drang sie auch nicht weiter in ihn, denn wenn der Knabe Alles entdeckte, so durfte er es natürlich auch nicht verhehlen, daß er die Sachen nur in der Absicht weggenommen, um sie Adelen zu zeigen, weil er ihren Namen in dem Ringe bemerkt, und eine Aehnlichkeit mit ihr in dem Porträt gefunden. Dieß aber konnte dem älteren Carlshof gerade sehr unangenehm sein, und sie wünschte deßhalb in der fatalen Angelegenheit gar nicht genannt zu werden. So verwarf sie auch den Gedanken, daß sich Theodor seiner Mutter anvertrauen und sie bitten sollte, Bild und Ring heimlich wieder in das Zimmer zu legen, denn sie fürchtete, daß sich an beide Gegenstände ein Geheimniß knüpfte, welches Carlshof Ursache habe, selbst vor seiner Gattin zu verbergen, die durch eine solche Enthüllung leicht beunruhigt, und zu Fragen veranlaßt werden könnte, die ihren Gatten wahrscheinlich in peinliche Verlegenheit versetzt haben würden.

Sie fand deßhalb auch keinen andern Rath, als im Laufe des Tages eine Gelegenheit zu erspähen, wo der Knabe selbst in seines Vaters Zimmer schlüpfen, und sich dort der Sachen wieder entledigen könne.

Dieß schien auch Theodor am meisten zuzusagen, aber er meinte, daß er eine unsägliche Angst empfinde, Bild und Ring so lange in seiner Tasche herumzutragen, und bat deßhalb Adelen um Aufbewahrung derselben, bis er den günstigen Zeitpunkt gefunden, wo er sie ihr dann wieder abfordern wolle.

Adele entschloß sich nur ungern dazu, aber sie besorgte, daß sich der Knabe durch seine Aengstlichkeit vielleicht gegen den Informator verrathen könne, und diesen wünsche sie gerade am allerwenigsten in das

Geheimniß gezogen zu sehen. Deßhalb nahm sie auch endlich Ring und Medaillon wieder an, legte Beides in ein kleines, altmodisches, mit Perlmutter ausgelegtes Kästchen, in welchem sie einige Schmuckgegenstände, die sie von ihrer Mutter ererbt hatte, aufbewahrte.

Theodor, der sich jetzt wie von einer großen Last befreit fühlte, verließ sie mit dem Versprechen: den ganzen Tag auf dem Korridor fleißig aufpassen zu wollen, bis sich ein günstiger Moment zeigen würde, um unbemerkt in das Zimmer seines Vaters zu gelangen.

Aber Adele harrte den ganzen Tag vergebens auf ihn, er ließ sich nicht wieder blicken. Weil er eine Aufgabe nur sehr mangelhaft geliefert, hatte ihn der Informator den ganzen Tag über zu Stubenarrest verurtheilt, und ihn in sein Zimmer eingeschlossen.

Adele aber war bis zum Abende mit so vielen wichtigen Gedanken beschäftigt, die ihr näher lagen, daß sie des Knabens nur einige Male flüchtig gedachte, und sein Ausbleiben dem Umstande zuschrieb, daß er die erwartete, günstige Gelegenheit nicht gefunden haben würde.

Es war ihr freilich unangenehm, die fremden Kleinodien noch länger aufbewahren zu müssen, aber es ließ sich doch nicht ändern, und sie wurde durch andere weit schwerere Sorgen wieder davon abgezogen, so daß ihr der ganze Tag in recht trüber Weise dahinfloß. Auch der so sehnsüchtig erwartete Brief von ihrem Albert war heute wieder nicht gekommen, und sie fand es beinahe kränkend, daß er sie so lange ohne Nachricht von sich ließ, denn auch sein Vater, an den er gewiß öfter in Geschäftsangelegenheiten geschrieben, hatte ihr nicht einmal einen Gruß von ihm mitgetheilt.

Erst als das Abenddunkel sich herabsenkte, und die zehnte Stunde nahe war, athmete sie freier auf. Sie konnte ja jetzt zu ihrem guten Vater eilen, und alle Sorgen, die ihr so schwer auf dem Herzen lagen, vor ihm ausschütten, und sich seiner liebreichen Theilnahme versichert halten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

(Fortsetzung.)

Der Vaquero lachte zu dieser Drohung und schwang den Lasso im Kreise über den Kopf.

„Aufgepaßt! Rafael!“ rief er; „zum Letztenmale, ergebet Euch!“

„Nein, tausendmal nein!“ erwiderte der Jüngling mit männlicher Stimme.

„—Dann möget Ihr es selbst verantworten!“ sagte der Vaquero, und in demselben Augenblicke zischte der Lasso kreischend durch die Luft.

Da entspann sich eine seltsame kurze Scene. — Der Knabe sprang mit bewundernswerther Gelenkigkeit vom Sattel, auf welchem der Lasso harmlos niederfiel. Wie ein Jaguar stürzte er auf den Vaquero, welcher von dem unerwarteten Stoß zur Erde geworfen wurde, und, ehe Jemand dazwischen springen konnte, tauchte Rafael den aus seinem Gürtel gezogenen Dolch seinem Gegner tief in's Genick. Der Vaquero windete sich einige Sekunden auf dem Boden herum und blieb dann regungslos. Er war todt. —

Während der Pöbelhaufen, von dem Vorfall überrascht, einen Schrei des Entsetzens ausstieß, schwang der Knabe blitzschnell sich wieder in den Sattel und ritt, so hurtig als nur möglich, unbelästigt weiter.

Der **Juez de Letras** oder auf deutsch Kriminalrichter, in Begleitung einer Menge Polizisten und Gendarmen, traf zu spät auf dem Schauplatze des Mordes ein, just so, wie es in den meisten Fällen und insbesondere bei Straßenkrawallen die hochlöbliche Polizei in Europa noch heute bei uns macht! — Der Justizbeamte, ein angehender Fünfziger, klein und untersetzt, mit einem Gesichte, das Anlage zu Schlaganfällen deutlich verrieth, nahm bedächtig eine Prise aus einer goldenen, reich mit Diamanten besetzten Dose. Unter einer anscheinenden Gutmüthigkeit, vereint mit ungemeinem Takte, barg er einen tiefen Geiz; dabei besaß er eine Kaltblütigkeit, welche durch Nichts sich irre machen ließ.

Man hätte vermuthen sollen, daß die Flucht des Mörders ihm unangenehm sein würde, aber gegen Erwarten schien diese Nachricht ihm auch nicht die geringste Verlegenheit zu bereiten. Er nickte einigemal bedächtig mit dem Kopfe, als wenn er Gewichtiges überlegte, warf dann einen forschenden Blick auf die umstehende Menge, blinzte mit seinen kleinen grauen Augen oder schloß sie vielmehr momentan gänzlich und blies in pomphafter Weise aus seiner dicken Schnupftabaksnase.

„Armer Cornejo!“ sagte er, „ich war überzeugt, daß dieß ihm früher oder später zustoßen würde!“ —

„Ja!“ bemerkte ein danebenstehender Lepero, „er ward regelrecht erstochen!“ —

„Das ist ja just, was ich meinte“, fiel der Richter dazwischen ein; „Derjenige, der den Stoß führte, war ein Kenner. Er hat eine geübte Hand!“ —

„Aber, Exzellenz“, bemerkte wiederum der Lepero; — „der Thäter war ja nur ein Knabe.“ —

„Bah!“ sagte der Richter bestimmt; „er ist kein Knabe!“

— „Aber, ich kann Eurer Exzellenz zuschwören, daß es Rafael, der älteste Sohn des Don Ramon Garillas de Saavedra war, welcher den Stoß führte.“

„Nein! nicht möglich!“ wandte der Richter mit heimlicher Genugthuung ein; „Rafael ist nur ein Knabe. Nie würde er Streit mit Cornejo gesucht haben, welcher mit einem Arme ihn zermalmen konnte.“ —

— „Es ist aber so, wie ich Eurer Exzellenz zu

berichten mich beehrte," entgegnete der Lepero. „Auch können es alle hier Anwesenden bestätigen. Sign. Rafael spielte diesen Morgen im Hause des Don Aguilar und zwar Monté. Da die Chancen aber gegen ihn waren, so verlor er all sein Geld! Nun schrie er laut auf, daß er betrogen und bestohlen sei, fing mit dem Hausherrn Streit an und warf den Ofen sammt dem Kochheerde um, wodurch das Haus alsbald in Brand gerieth. Cornejo wollte den Fliehenden mit dem Lasso auffangen; dieser jedoch tödtete Cornejo!"

„Cospita! Teufel!" rief der Richter aus. „Doch beruhigt Euch, ihr lieben Leute! Die Justiz wird ihre Schuldigkeit schon thun!"

Der kaltblütige Richter befahl hierauf die Leiche des Vaquero unter dem Portale der nahen Kirche niederzulegen und die Einleitungen zur Bestattung derselben zu treffen. Alsdann kehrte er nach seiner Wohnung zurück, legte seine Reisekleider an und schnallte ein mächtig langes Schwert um, in dessen Gürtel er ein Paar Pistolen steckte.

Zehn Alguacils, bis zu den Zähnen bewaffnet, ritten auf kräftigen Rossen kurz darauf vor dem Thore seiner Wohnung auf; er selbst bestieg einen feurigen edlen Rappen, den ein Diener ihm vorführte, stellte sich an die Spitze seiner Mannschaft und brach in scharfem Trabe mit derselben auf.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Bundesschießen in Wien.

Wien, 5. Dezember.

Heute Abends um 6 Uhr fand im Berathungssaale des Gemeinderaths auf Veranlassung des provisorischen Leitungskomite's des deutschen Schützenfestes eine allgemeine, öffentliche und zahlreich besuchte Versammlung statt. Der Vorsitzende Dr. Eduard Kopp eröffnete die Versammlung mit der Mittheilung, daß diese Zusammenkunft hauptsächlich einberufen worden sei, um Aufklärung über den Zweck des Schützenfestes ins Publikum zu bringen. Redner gab hierauf eine historische Skizze der Entwicklung des deutschen Schützenbundes, „dieses größten Vereines des Kontinentes, zu dem alle wehrfähigen deutschen Männer des In- und Auslandes zählen, welche ihren eigenen bürgerlichen Herd besitzen, und daher auch ihre Stimmen mit in die Wagschale der Entwicklung der deutsch-nationalen Fragen legen können." Der in Leipzig erneuert gefaßte Beschluß des Bremer Schützentages, das nächste Fest in Wien abzuhalten, sei der sprechendste und feierlichste Protest des deutschen Volkes gegen die in Prag erfolgten politischen Abmachungen. Das Fest habe daher eine politische, so wie auch eine volkswirthschaftliche und nationale Bedeutung. Die nationale Bedeutung des Festes bestehe darin, daß wir zeigen, es werde von uns keine Spaltung, keine Abgränzung zwischen Nord- und Süddeutschland gutgeheißen, sondern daß wir dem großdeutschen Gedanken, mit dem wir sympathisiren, Ausdruck geben. Redner spricht zum Schlusse im Namen des bisherigen leitenden Komite's seinen Dank der österreichischen Presse aus, welche die lebhafteste Theilnahme für die Schützenfestfrage im Publikum erweckt habe. Zum geschäftsmäßigen Theile seiner Rede übergehend, bemerkt der Vorsitzende, daß man bestrebt sein müsse, die große Aufgabe würdig durchzuführen. Das Komite habe beschlossen, die bei anderen Schützenfesten gemachten Erfahrungen auf die speziellen Verhältnisse Wiens anzuwenden. Es wurde daher die Organisation von 11 Komite's in Aussicht genommen. Hievon hat sich bereits das Baukomite, aus 10 Mitgliedern des Ingenieur- und Architekten-Vereins bestehend, konstituirt, während die Konstituirung des Preßkomite's, aus 5 Delegirten der „Concordia" und aus 10 Vertretern hiesiger Blätter bestehend, morgen erfolgen wird. Zur Erbauung der Schützenhalle hat Se. Majestät der Kaiser die Steckebien- und Jesuiten-Wiese in zuvorkommendster Weise zur vollen Disposition des Komite's gestellt. Die Schießordnung endlich sei auch schon definitiv festgestellt und wird dieselbe in 5000 Exemplaren zur Vertheilung kommen. Auf Anfrage eines Anwesenden, wie man die finanziellen Mittel zu diesem großen Unternehmen aufzubringen gedenke, eröffnete Hr. Dr. Kopp, daß dieß die Sache des Finanzkomite's sei, doch wolle er seine dießfällige individuelle Ansicht mittheilen. Zur Herstellung der Baulichkeiten und sonstigen Auslagen wird man mindestens 100,000 bis 150,000 fl. benöthigen. Um diese Summe von irgend einem großen Kreditinstitute entlehnen zu können, wird es nothwendig sein, daß man sogenannte Garantie-Listen zirkuliren lasse, in denen Jedermann, der wolle, eine beliebige Summe als Garantie zeichnen möge. Ergebe sich dann durch mindere Einnahmen ein Ausfall, so wäre dieser nach den gezeichneten Summen unter denen, welche gezeichnet hatten, zu repartiren. Redner glaubt jedoch, daß sich in Wien jedenfalls ein Ueberschuß herausstellen werde. Zum Schluß wurde der Antrag des Komite's, die Wahl zum Stamm der noch nicht bestehenden 9 Komite's vorzunehmen, angenommen, und die vom Komite vorgeschlagenen Kandidaten en bloc gewählt. Diese Stämme haben sich successive nach Bedarf bis zur erforderlichen Zahl zu ergänzen, und haben diejenigen, welche in ein Komite treten wollen, sich beim Zentralkomite zu melden. Auf Antrag des Dr. Sterzinger wurden die bisher vom Komite gethanen Schritte von der Versammlung gutgeheißen und demselben der Dank für die bisherigen Bemühungen ausgedrückt.

Redakteur Gustav Reissert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 293 Dienstag, 10. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXVI.

Bis zum späten Nachmittage herrschte eine stille Freude in Carlshofs Hause, an welcher die verschiedenen Mitglieder mehr oder weniger Theil nahmen. Das freudige Ereigniß der Werbung des Barons um Clarissa's Hand war nicht allein der Mutter derselben, sondern auch der Großmutter und Otto mitgetheilt worden; doch hatte man es nicht für nöthig befunden, auch Adele davon in Kenntniß zu setzen, da diese überhaupt kaum noch als Mitglied der Familie betrachtet wurde.

Die Frau Kommerzienräthin hatte es sich nicht nehmen lassen, diesen so wichtigen Tag, der doch eigentlich als Verlobungstag angesehen werden mußte, wenn auch in aller Stille, doch gewissermaßen festlich zu begehen, und sie hatte deßhalb den Baron von Hoskul und Marquis de Roselli zu einem Souper in ihre Wohnung eingeladen, an welchem natürlich auch die Braut und deren Eltern theilnehmen sollten. Die Vorbereitungen dazu ließen auf eine glänzende Ausführung schließen, und die alte Dame befand sich den ganzen Tag über selbst in einer seltsamen bräutlichen Aufregung, denn sie hatte bei sich selbst beschlossen, den Marquis zu vermögen, bei der Abendtafel die mit ihr im Stillen geschlossene Verlobung gleichfalls zu proklamiren. Deßhalb zeigte sie auch Anfangs nur ein geringes Interesse für die neuen Klagen, welche Clarissa bei ihr gegen Adelen vorbrachte, und erst, als diese ihr die Mittheilung des Informators vertraute, zeigte sie sich gewaltig empört, und behauptete, sie habe es längst vorausgesehen, daß die Ziegelbrennerstochter die Ehre des Hauses noch in der schmählichsten Weise verletzen werde; eine solche Verletzung aber müsse ihr gerade jetzt um so empfindlicher und strafbarer erscheinen, da durch die Verbindungen, welche zwei Familienmitglieder unter den hohen Adelstand erheben sollten, dem Hause ein neuer, nie zuvor dagewesener Zuwachs an Glanz in Aussicht gestellt wurde. Sie beschloß deßhalb auch, die skandaleuse Aufführung Adelens, wie sie sich auszudrücken beliebte, nicht länger mehr zu dulden, und ihren Sohn, sobald sie ihn zu Gesicht bekäme, ernstlich aufzufordern, „die unverschämte Ehrenschänderin der Familie“ ohne Weiteres aus dem Hause zu jagen.

Die Gelegenheit zu dieser Aufforderung zeigte sich auch schon gegen Mittag, wo ihr Sohn bei ihr eintrat, um ihr den Beistand seiner Leute zu ihrer Festlichkeit anzubieten.

Carlshof zeigte sich sichtbar bestürzt über die schwere Anklage, die der Informator gegen Adele vorgebracht hatte, und die er, eben weil sie von diesem Zeugen herrührte, an dessen Wahrheitsliebe zu zweifeln er noch nie Ursache gefunden hatte, wenigstens nicht für ganz unbegründet halten konnte. Unwillkürlich aber brachte er die Zusammenkünfte Adelens mit einem Fremden, im Garten zu so später Stunde, wieder mit dem Einbruche in Verbindung, den er so geflissentlich geheim gehalten hatte, der ihm aber noch immer außerordentlich räthselhaft erschien. Indessen regte sich doch in seinem Innern noch immer eine leise Stimme, die zu Gunsten Adelen's sprach, und ihn aufforderte, kein vorschnelles Urtheil über sie zu fällen, sondern erst nach vollkommener Ueberzeugung von ihrer Schuld entscheidende Schritte gegen sie zu thun. Er erklärte deßhalb auch seiner Mutter, daß er Albert vor seiner Abreise das Versprechen gegeben, die ganze Scheidungsangelegenheit während seiner Abwesenheit ruhen lassen zu wollen; daß er sich aber diesen Abend selbst in den Garten begeben werde, und sollte er dann Adelen dort wirklich in heimlicher Zusammenkunft mit einem Fremden überraschen, so würde ihm Albert's, wie seine eigene Ehre gebieten, sie sogleich, ohne Aufsehen aus seinem Hause zu entfernen.

Die Kommerzienräthin zeigte sich durch diese Zusage befriedigt, erbot sich aber, ihn mit Clarissa in den Garten begleiten zu wollen, denn sie versprach sich ein besonderes Vergnügen davon, die Heuchlerin zu überraschen und entlarvt zu sehen.

Nicht wenig beunruhigt durch die unangenehme Entdeckung, die ihn mit neuem Verdacht gegen Adele erfüllte, welcher er so gern, wenigstens im Stillen, sein ganzes Wohlwollen geschenkt hätte, betrat er erst am Nachmittage, nach der Börsenzeit sein Wohnzimmer wieder, um sich dort, ehe er sich zu der Abendgesellschaft seiner Mutter begab, noch ein Stündchen Ruhe zu gön-

nen. Er hatte jedoch kaum seinen Schlafrock wieder angelegt, und sich auf dem Sopha ausgestreckt, so erinnerte er sich jetzt erst wieder des Medaillons und des Ringes, welche er in seinem Schreibpulte offen liegen gelassen hatte, ohne sie wieder in das geheime Fach zurückzulegen, wo er sie vor aller Augen zu verbergen pflegte.

Er erhob sich deßhalb wieder, schloß seinen Sekretär auf, nahm das Blatt Papier weg, welches er, wie er sich deutlich erinnerte, über Bild und Ring gedeckt hatte, als ihn der Baron so plötzlich überraschte, und erschrack heftig, als er bemerkte, daß beide Gegenstände spurlos verschwunden waren. Er zog die ganze Platte heraus, welche zum Schreibtisch diente, störte in allen Fächern und Winkeln herum, doch vergebens, es zeigte sich auch nicht eine Spur der vermißten Sachen.

Der Verlust war ihm schmerzlich, aber noch weit schmerzlicher und beunruhigender war ihm der Verdacht, der sich in ihm regte. Alle seine Gedanken waren in den letzten Stunden, so lange sie nicht von seinen Geschäften abgezogen wurden, mit Adelen beschäftigt gewesen, sein Mißtrauen war auf's Neue gegen sie erregt worden, und es war daher auch nicht zu verwundern, wenn sein Verdacht gerade auf sie fiel, Bild und Ring entwendet zu haben; wenn dieß auch nicht in der Absicht geschehen war, Beides behalten zu wollen. Das Bild war ihr täuschend ähnlich, der Ring trug ihren Namen. Sie konnte Beides mit in ihr Zimmer genommen haben haben, um es dort mit Muse zu betrachten, und darüber nachzudenken, wie es in seinen Besitz gekommen, und welche Bedeutung es für ihn haben könne. Und dieß war es gerade, was er am meisten fürchtete; denn es knüpfte sich an diese einfachen Kleinodien wirklich ein düsteres Geheimniß seiner Jugend, welches er gegründete Ursache hatte, aller Welt, am strengsten aber gerade Adelen zu verbergen.

Er konnte nicht daran zweifeln, sie mußte in seinem Zimmer gewesen sein, während er seine Unterredung mit dem Baron gehabt, und sein Sekretär offen gestanden hatte. Wem sonst sollte er ein solches Vergehen zutrauen? Seine Gattin kam höchst selten in sein Zimmer und sie würde es nicht gewagt haben, auch nur ein Blatt Papier in seinem Schreibpulte zu berühren; hätte sie aber wirklich die beiden Gegenstände gefunden und an sich genommen, vielleicht aus Eifersucht; so hätte er sie sicher nicht in ihrer gewohnten ruhigen und unterwürfigen Stimmung gefunden, in welcher sie sich doch befand, als er ihr später die Werbung des Barons mittheilte. Otto war seit Oeffnung des Komptoirs dort beschäftigt gewesen und nicht heraufgekommen und Clarissa war so ganz von ihrem Liebesglück eingenommen, daß sie gewiß nicht daran gedacht hatte, in sein Zimmer zu kommen und in seinem Schreibpulte herumzustöbern. So blieb also nur noch Theodor, von dem er kaum glauben konnte, daß er eine solche Entwendung gewagt haben würde; und übrigens hatte ihm der Informator auch mitgetheilt, daß er dem Knaben Stubenarrest ertheilt habe.

In seiner ersten Aufregung wollte er sich sogleich zu Adele begeben und sie geradezu beschuldigen, die Sachen aus seinem Zimmer weggenommen zu haben; aber nach reiflicher Ueberlegung verwarf er diesen Gedanken; denn sie konnte doch möglicherweise unschuldig sein, und dann hatte er ihr eine Beleidigung zugefügt, die sie auf das Tiefste verletzen mußte. So beschloß er denn abzuwarten, ob sich am Abende die Mittheilungen des Informators bestätigen würden, und sollte er sich durch eigenen Augenschein von ihrer Schuld überzeugen, dann mußte sich freilich auch der Verdacht, den er in anderer Hinsicht gegen sie äußerte, befestigen und ein weit bedeutenderes Gewicht gewinnen. Er sah wohl ein, daß er sie dann auch nicht länger schonen durfte, und glaubte dann ein strenges Gericht gegen sie ausüben zu müssen, wo auch das Verschwinden der beiden Kleinodien zur Sprache kommen sollte. Bis dahin aber beschloß er auch, seinen Verlust gegen Jedermann zu verschweigen, da er überhaupt nicht geeignet war, um im Hause öffentliche Nachforschungen darüber anzustellen.

Die Freude aber, welche durch die Aussicht auf eine glänzende Verbindung seiner Tochter in ihm erweckt worden war, wurde sehr durch diesen Vorfall gestört und er fand auch die Ruhe nicht, der er sich hatte hingeben wollen. So trat er denn keineswegs in heiterer Laune in das Gesellschaftszimmer seiner Mutter, wo er die beiden fremden Gäste bereits fand.

Es wollte aber auch bei der Abendtafel kein fröhlicher Ton aufkommen und die Unterhaltung bewegte sich in sehr abgemessenen Gränzen; bis endlich ein Ereigniß eintrat, durch welches die so schön verdüsterte Stimmung des älteren Carlshof in förmlichen Unmuth verkehrt wurde. Roselli erhob sich nämlich und brachte einen Toast auf die Verlobung seines Freundes, des Barons, und Clarissa's aus, und fügte zur größten Ueberraschung der Brauteltern die Erklärung bei, daß auch er so glücklich gewesen sei, das Jawort der Frau Kommerzienräthin zu einer ehelichen Verbindung zu erhalten, was er zwar noch nicht öffentlich proklamiren wolle, aber doch der Familie im Stillen mitzutheilen sich verpflichtet fühle.

Der ältere Carlshof glaubte seinen Ohren kaum trauen zu dürfen, als er dieß vernahm; doch da seine Mutter nicht widersprach und sogar ein bräutliches Erröthen versuchte und beinahe zu Stande brachte, der Baron und Clarissa aber sie mit den lebhaftesten Glückwünschen überschütteten, die sie huldvoll entgegennahm, so konnte er freilich nicht länger zweifeln.

Ihm sowohl, als seiner Gattin aber erstarb die Gratulation fast auf der Zunge; denn Beide wurden zu lebhaft an das Sprüchwort erinnert: „Alter schützt vor Thorheit nicht", als daß sie ein wirkliches Glück von dieser Verbindung hätten erwarten können.

Dazu kamen noch andere Besorgnisse, die den Kaufmann bedeutend beunruhigten; denn seine Mutter besaß ein sehr ansehnliches Baarvermögen, welches durch diese Verbindung, besonders wenn sie ihrem zukünftigen Gatten nach Italien folgte, ihren natürlichen Erben leicht verloren gehen konnte. Kurz, die unerwartete Eröffnung, die ihm geworden war, berührte ihn in so unangenehmer Weise, daß er während der übrigen Tafelzeit fast gänzlich verstummte.

So war es beinahe elf Uhr geworden, als die beiden Gäste sich entfernten, und dem Hausherrn stand jetzt noch eine höchst widerwärtige Promenade bevor, welche ihm vielleicht wieder eine sehr unangenehme Enthüllung bereiten sollte. Doch wenn er auch gewünscht hätte, dieser fatalen Verpflichtung überhoben zu werwerden, so erinnerte ihn seine Mama, die sich verletzt fühlte durch die kalte Aufnahme, die er der Verkündigung ihrer Verlobung zu Theil werden ließ, in sehr scharfer Weise daran, so bald seine Gattin sich zurückgezogen hatte.

Sie war noch immer fest entschlossen, ihren Sohn in den Garten zu begleiten, und ließ sich deßhalb durch Clarissa, um sich gegen die Abendluft zu schützen, mit einer wahrhaft winterlichen Umhüllung versehen. Ja, sie nahm die Sache so ernst, daß sie ihren Sohn mit großer Besorgniß fragte: ob er sich auch mit Waffen versehen habe? denn man könne doch nicht wissen, mit welchem verwegenen Subjekte die Ziegelbrennerstochter ihre Zusammenkünfte halte.

Carlshof wurde dadurch nur wieder an seine eigenen Befürchtungen erinnert, die er schon in Beziehung auf den Einbruch gegen Adelen gefaßt hatte; aber auch jetzt noch suchte er sich ihrer zu erwehren, und erklärte sich stark genug, auch ohne Waffen die Ehre seines Hauses zu wahren, und Jedem entgegenzutreten, den er in Adelens Gesellschaft finden würde.

So war wieder geraume Zeit vergangen, ehe er sich mit seiner Mutter und Tochter in den Garten begab, wo Adele, sich heute durch die Abendgesellschaft ganz gesichert vor einer Ueberraschung haltend, wieder eine recht trauliche Unterredung mit ihrem Vater gehabt hatte, wobei sie nicht ahnete, daß sie von einem schwereren Gewitter, als am vergangenen Abende bedroht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

(Fortsetzung.)

II.

Die Farm del Milagro.

Die Gegend um Hermosillo ist eine wahre Wüste und der Weg, welcher von der Stadt nach der Hacienda del Milagro oder „Farm des Wunders" führt, holperig und rauh. Nur hie und da tauchen aus den Unebenheiten des Bodens einzelne Kiefern, Gummibäume und peruanische Weinreben mit ihren rothen, pfefferähnlichen Früchten hervor; einzelne Cochenillepflanzen und Kaktus begränzen die Straße. Nach einem fünf- bis sechsstündigen Ritte durch diese Oede gelangt man zu einem wunderherrlichen Flecken, welcher plötzlich vor den überraschten Blicken gleichsam aus dem Sande entsteigt und auf welchem die Augen mit Wonne ruhen.

Dieß ist die Hacienda del Milagro, welche zur Zeit unserer Erzählung zu den bedeutendsten Besitzungen der Provinz zählte. Das stattliche zweistöckige Wohnhaus hatte ein flaches, mit zusammengestampfter Erde belegtes Dach. Im Innern führte eine geräumige Halle zu den verschiedenen Wohnzimmern und Schlafgemächern, welche prachtvoll ausgestattet waren, wie denn überhaupt Alles in- und außerhalb des Hauses, ja bis zu der entlegeneren Umgebung derselben von dem Reichthume und dem guten Geschmacke der Bewohner zeugte. Zahlreiche kleinere Wohnhäuser umgaben das Hauptgebäude und waren für die Dienerschaft und Feldarbeiter bestimmt.

Es war heute ein Festtag auf der Hacienda; der Zeitpunkt der **matanza del ganado** oder des Schlachtens des Viehes.

Das Hornvieh war von den Feldarbeitern in einen umfangreichen und stark umzäunten Raum eingetrieben worden, in welchem man dann die fetten Thiere von den mageren dadurch absonderte, daß man die ersteren einzeln wieder aus der Umzäunung heraustrieb.

Ein Vaquero, mit einem scharfen, sichelförmigen Instrumente bewaffnet, stand ein Schritt abseits am Ausgang des Zaunes und schnitt mit ungemeiner Geschicklichkeit die Schenkelsehnen der herauskommenden armen Thiere durch, so schnell dieselben auch an ihm vorbeitreiben mochten. Mißlang zufällig der Schnitt, so verfolgte ein zweiter berittener Vaquero im Galopp das verwundete Thier, schlang ihm ein Lasso um die Hörner und hielt es fest, bis sein Gefährte sein Werk vollendet.

Ein stattlicher Herr von ungefähr 45 Jahren, mit einem Zarapo oder leichten mexikanischen Shawl um die Schultern, das Haupt mit einem breitgeränderten Strohhut vor den Strahlen der Sonne geschützt und eine Cigarette von indianischem Korne schmauchend, beaufsichtigte mit wohlgefälliger Miene das Treiben seiner Leute.

Dieß war Don Ramon Garillas de Saavadra, der Besitzer der Hacienda, ein Sprosse aus reinem kastilianischen Blute. Seine Heirath mit Donna Isabella, seinem Weibe, war eine bloße Konvenienz-Verbindung gewesen, eine Geldheirath, welche indeß für Beide zu einem glücklichen Bündnisse sich gestaltet hatte.

Donna Isabella widmete ihre Zeit ausschließlich der Pflege ihrer Kinder; ihr Gatte, durch die Bewirthschaftung seiner umfangreichen Besitzungen und die Vergnügungen der Jagd ganz und gar in Anspruch genommen, war selten bei ihr und blieb oft Monate lang von Hause abwesend. Rafael, von dessen Thaten an diesem Morgen wir im vorstehenden Kapitel erzählten, war das älteste ihrer Kinder. Don Ramon hatte sich nie die Mühe genommen, die innersten Gesinnungen seines Weibes gründlich zu erforschen; er war stets sehr aufmerksam für sie und in dem Bewußtsein, daß ihr in materieller Beziehung nichts abging, hielt er Donna Isabella für das glücklichste Weib der Welt und seitdem sie sich von einer lieblichen Kinderschaar umgeben fand, fühlte sie sich auch in der That glücklich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt der „Augsb. Abdztg." aus München: „Unser beliebter Novellist und dramatischer Schriftsteller Hr. Dr. Herman Schmid beabsichtigt demnächst nach Leipzig überzusiedeln, um daselbst, einer an ihn ergangenen Einladung folgend, die Redaktion einer der verbreitetsten belletristischen Zeitschriften („Gartenlaube" oder „Europa") zu übernehmen.

Charles Dickens wurde bei seinem Eintreffen in Boston am 19. November eine enthusiastische Ovation zu Theil. Der berühmte Schriftsteller beginnt seine Vorlesungen dort am 2. und in New York am 9. Dezember.

Kürzlich wurde in Breslau ein Handelsmann aus Bessarabien verhaftet, der unter verdächtigen Umständen eine große Menge von Perlen und Edelsteinen zum Verkauf angeboten hatte. Der Verhaftete ist inzwischen als ein gewisser Isaak Katzmann aus Nowoselitza erkannt und durch Requisition des preußischen Konsuls zu Odessa der Kaufmann Weinbaum zu Kamenetz in Podolien, bei welchem Katzmann bis zum 30. Oktober in Wohnung und Kondition gewesen, als Eigenthümer der Perlen und Diamanten ermittelt worden. Der Kaufmann Weinbaum, der am 28. v. Mts. in Breslau eingetroffen, hat die Juwelen rekognoszirt, nachdem Katzmann bereits geständig, resp. überführt worden, den Diebstahl begangen zu haben.

[Der 11. November] bildet einen Abschnitt im deutschen Buchhandel. Mit ihm lief der Schutz für das Verlagsrecht aller seit länger als 30 Jahren verstorbenen Autoren ab. Das alte Privilegium, welches unsere Klassiker über Gebühr theuer erscheinen ließ, ist gefallen, und es hat sich eine Konkurrenz eröffnet, welche den Markt zu überschwemmen droht.

Der Auswurf von Bernstein an der Küste bei Danzig ist in der letzten Zeit durch das fortwährende Anstauen und plötzliche Wiederzurücktreten der Ostsee ein so großer gewesen, daß die Pächter des Strandes allein an Fundgeld (1/6 des wirklichen Werthes) bedeutende Summen gezahlt haben sollen. Unter dem gefundenen Bernstein befinden sich einige Stücke von großem Werthe.

„Auf Ehre, mir ist heute recht dumm," sagte ein Herr zu seinem alten Bedienten. — „Ja," erwiderte dieser ängstlich, „Euer Gnaden sehen auch ganz darnach aus."

Charade.

Wohlthätig ist des Ersten Macht,
Das hab' ich mir schon oft gedacht.
Doch nimmt es plötzlich überhand,
Kommt oft zu Schaden Stadt und Land,
Man sieht dann die Menschen allein und in Haufen
In Hast durch alle Straßen laufen.
Das Letzte in vielerlei Gestalten
Sucht immer Etwas abzuhalten,
Und gegen manche feindliche Kraft
Hat es schon guten Schutz verschafft. —
Sobald das Erste tobt und dräut
Beginnt des Ganzen Wirksamkeit;
Es rühren eifrig sich die Hände
Zu schützen vor dem Elemente,
Es wirken die verschiedenen Glieder,
Es steht darunter Hoch und Nieder,
Sie streben eifrig allzumal
Zu lenken recht des Wassers Strahl,
Des Ganzen Leitung mit Verstand
Sie ruht in einer einz'gen Hand.
Und wenn die beiden Ersten ruh'n,
So hat das Ganze nichts zu thun.
Doch wandelt der auf falschen Pfaden,
Der dießmal: „Feuerwehr" gerathen.

* * *

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 294 Mittwoch, 11. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXVII.

Wie drei Verschworene schlichen der Kaufmann Carlshof, seine Mutter und Clarissa die Treppe hinab, über den Hof und in den Garten hinein, dessen Gitterpforte sie verschlossen fanden.

Während Carlshof mit seinem Schlüssel leise öffnete, beschlich ihn schon die Vermuthung, daß ihre nächtliche Rekognoszirung wahrscheinlich eine vergebliche sein, und Adele sich gar nicht im Garten befinden würde. Er flüsterte deßhalb auch seiner Mutter zu: „Wir hätten wohl besser gethan, erst nachzusehen, ob sich Adele nicht in ihrem Zimmer befindet, vielleicht hätten wir uns dadurch die fatale Promenade ganz ersparen können."

Doch sie entgegnete ihm, in einem verweisenden Tone: „Mir ist diese Promenade keineswegs fatal; denn Alles, was ich für die Ehre unseres Hauses thue, betrachte ich als eine heilige Pflicht, bei deren Erfüllung von einer Fatalität keine Rede sein kann. Finden wir die Heuchlerin nicht, so wird sich später wohl eine Gelegenheit finden, sie zu entlarven; und finden wir sie schuldig, so würde es mich mehr freuen, als schmerzen; denn der Herr Sohn würde sich dann doch gezwungen sehen, dem Skandal ein Ende zu machen, und das saubere Landstrüchchen aus unserm respektabeln Hause zu entfernen."

Ihr Sohn antwortete gar nichts darauf und so traten sie schweigend in den Garten ein.

Um ihre Gegenwart jedoch nicht zu verrathen, schlugen sie sogleich den vom Gebüsch begränzten Seitenweg an der Planke ein, und traten so leise auf, daß ihre Schritte in mäßiger Entfernung kaum hörbar waren.

Der Himmel war hell und gestirnt, und sie vermochten deßhalb auch die nahen Gegenstände ziemlich deutlich zu unterscheiden.

Plötzlich blieb der Kaufmann stehen und gab seinen Begleiterinnen einen Wink, dasselbe zu thun; denn er glaubte flüsternde Stimmen gehört zu haben. Sie waren jetzt kaum noch dreißig Schritte weit von der Weinlaube entfernt, und vermochten deutlich dort zwei Personen zu bemerken, welche eben herausiraten und sich gegen die kleine Pforte wendeten. Obgleich alle Drei auf eine solche Entdeckung vorbereitet waren, so fühlten sie sich doch wie erstarrt, als sie jetzt wirklich vor Augen sahen, was sie zu finden erwartet hatten; und es verging eine geraume Zeit, ehe selbst Carlshof zu einem Entschlusse gelangen konnte. Er sah, wie Adele — denn er glaubte sie sicher erkannt zu haben — einen einfach gekleideten Mann, dessen Gesicht er nicht sehen konnte, herzlich umarmte und küßte, und sich in der zärtlichsten Weise von ihm verabschiedete, worauf Jener rasch aus der kleinen Pforte schlüpfte.

Da erst sprang Carlshof im höchsten Zorne hervor, stürzte auf Adele zu, die eben die Riegel wieder zuschieben wollte, und rief mit bebender Stimme: „Wer ging da hinaus?"

„Das ist der entsetzlichste Affront, der unserm ehrenwerthen Hause je geschehen!" ließ sich die Kommerzienräthin wie verzweifelnd vernehmen und Clarissa bemerkte dazu, indem Beide vorwärts schritten: „Das Gänschen scheint gut einstudirt in diese Abschiedsscenen; denn sie wiederholt sie ganz so, wie sie der Informator gestern gesehen hat."

Carlshof hatte indessen die Pforte aufgerissen und hinausgeschaut; doch es war in der engen dunkeln Straße Niemand mehr zu erblicken.

Adele stand, die Arme schlaff herabhängend, todtenbleich, ihre Blicke zu Boden gesenkt, wie gelähmt von dem heftigen Schrecken, den ihr der plötzliche Ueberfall bereitet hatte, und brachte keinen Laut hervor.

Als Carlshof wieder hereinstürzte in den Garten, herrschte er ihr, zitternd vor innerer Empörung, wieder die Worte zu: „Werden Sie jetzt gleich eingestehen, wer der Mann war, mit dem Sie hier ein heimliches Rendezvous hatten?"

„Ja, Sie elende Kreatur," glaubte die Kommerzienräthin, die jetzt mit Clarissa herangekommen war, hinzufügen zu müssen; „werden Sie jetzt beichten auf der Stelle!"

Kein Wort kam über Adelens Lippen. Sie stand wie ein Marmorbild, denn auch nicht die leiseste Bewegung verrieth, daß noch Leben in ihr wohnte.

„Reden Sie!" fuhr sie der Kaufmann wieder hart an: „Oder ich muß glauben, daß Sie nicht allein die Ehre meines Sohnes geschändet, sondern auch die Sicher-

heit meines Hauses auf das Spiel gesetzt haben. Ich hoffe, Sie werden mich verstehen. Wer war der Mann?"

„Ja, ja, die Sicherheit unseres Hauses!" hielt sich die alte Dame wieder verpflichtet, einzuschalten. „Denn der Mann, der da fortging, sah vollkommen aus wie ein Räuber. Eine saubere Gesellschaft!"

Da entwand sich ein tiefer, schwerer Seufzer von Adelens Brust und schien endlich ihre Erstarrung zu lösen. Sie erhob ihre Augen vom Boden, richtete einen durchdringenden, vorwurfsvollen Blick auf die Kommerzienräthin, antwortete aber keine Sylbe auf deren beleidigende Reden. Dann aber wendete sie sich zu dem Kaufmanne, und sprach in einem Tone, welcher die schmerzlichste Bewegung verrieth: „Fragen Sie nicht weiter; denn Sie werden mich doch nicht bewegen, Ihnen den Mann zu nennen, der mich so eben verlassen hat. Aber ich kann Ihnen heilig versichern, daß er einer der redlichsten Männer ist, der je gelebt, und daß Sie von ihm für die Sicherheit Ihres Hauses nichts zu fürchten haben."

„Redensarten!" fuhr die Kommerzienräthin auf. „Aber damit lassen wir uns dießmal nicht abspeisen. Wir wollen hell sehen! Wir wollen wissen, wer das redliche Subjekt ist, das sich zur Nachtzeit in fremde Gärten schleicht, zu einer heimlichen Zusammenkunft mit der jungen Frau, die man uns wie ein Kukuksei ins Nest gelegt hat. Sie werden uns Ihren heimlichen Galan nennen, oder man wird Sie ihm nachschieben, aus derselben Pforte da, durch welche er verschwunden ist. Wollen Sie jetzt beichten?"

„Nein! Nun und nimmermehr!" entgegnete Adele, mit einer Entschlossenheit und einem Muthe, die ihre Wangen wieder erröthete, und ihre ganze Haltung verrieth, daß es ihr voller Ernst war mit ihrer Weigerung. „Wenn Sie es verlangen," fuhr sie fort; „will ich Ihr Haus noch diese Nacht verlassen, wo ich nichts als bittere Kränkungen von Ihnen erfahren habe. Wenn mein Albert zurückkehrt, wird er mich zu schützen wissen —"

„Sieh doch!" fiel ihr die Kommerzienräthin ins Wort, „Albert soll Sie schützen dafür, daß Sie in seiner Abwesenheit Liebesverkehr treiben mit verdächtigen Personen? Trennen solle er sich von Ihnen für immer und ewig, und er wird es uns danken, daß wir ihm durch die saubere Entdeckung, die wir ihm da gemacht haben, die Augen öffnen über die Unschuld vom Lande, durch die er sich hat verblenden lassen."

Adele warf ihr nur einen mitleidigen Blick zu und erwiderte nichts mehr. Carlshof aber trat zwischen sie und seine Mutter, und da die Erwähnung seines Sohnes Albert ihn wieder zur Besonnenheit gebracht hatte, so versetzte er etwas ruhiger: „Lassen Sie uns jetzt nicht vorschnell handeln, Frau Mutter; denn Albert wird allerdings auch eine Stimme dabei haben. Ich werde ihm vorläufig Alles, was hier vorgefallen ist, brieflich mittheilen; Sie aber," fuhr er zu Adelen gewendet fort, „werden augenblicklich auf Ihr Zimmer gehen. Ich will Ihnen Zeit lassen, sich zu bedenken, bis morgen Früh. Dann aber werde ich ein ernstes Verhör mit Ihnen anstellen, und wenn Sie sich auch dann noch nicht entschlossen haben, jede meiner Fragen offen und wahr zu beantworten, so werde ich mich genöthigt sehen, strenge Maßregeln gegen Sie zu ergreifen."

Die Kommerzienräthin hatte aber noch viele Einwendungen dagegen, und es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn man Adele ohne Weiteres aus der Thür in die Nacht hinausgestoßen hätte. Ihr Sohn aber schnitt mit einer Energie, wie er sie nur selten gegen sie zeigte, den Schwall ihrer Einwendungen mit der kurzen Erklärung ab: „Ich will es so! Und nun kein Wort mehr!"

Damit ging er mit Adele voraus, die ihm schweigend folgte, dem Hause zu, während die Kommerzienräthin desto eifriger raisonnirend und gestikulirend mit Clarissa dieselbe Richtung nahm, die sich wohlweislich aller Bemerkungen enthalten hatte, aus Furcht, Adele zu reizen und sie vielleicht dadurch zum Verrathe ihres eigenen Redezvous mit dem Baron zu veranlassen.

Als Adele ihr Zimmer wieder erreicht hatte, warf sie sich auf das Sopha nieder, und jetzt erst entströmten ihren Augen heiße Thränen, denn sie fühlte sich unaussprechlich unglücklich; sie empfand es klar, daß ihre Geduld jetzt gänzlich erschöpft sei, und daß sie jetzt an der äußersten Gränze angelangt war, wo sie die gegen sie gerichteten Beleidigungen nicht mehr ertragen durfte, wenn sie ihre Ehre aufrecht erhalten wollte.

Aber wie sollte sie sich dagegen schützen nnd wehren? Befand sie sich doch ganz in der Gewalt dieser Hochmüthigen, die sich gar nicht einmal die Mühe gaben, in ihrem Herzen zu lesen, sondern die ihr, ohne ihren innern Werth auch nur zu ahnen, alles Böse zutrauten, um sie hassen und verachten zu können. Auch mußte sie sich eingestehen, daß in dem vorliegenden Falle allerdings der Schein gegen sie sprach; aber sie sah sich doch außer Stande, die nöthige Auskunft über ihre heimlichen Zusammenkünfte im Garten zu geben, denn sie hatte es Albert ja heilig versprochen, seiner Familie es auch mit keiner Sylbe zu verrathen, daß sich ihr Vater in Hamburg und ihr so nahe befand.

Selbst die härtesten Drohungen würden sie nicht vermocht haben, ihr gegebenes Wort zu brechen, denn sie wußte ja, daß es Albert nur von ihr gefordert hatte, weil er wünschte, daß der redliche Winterfeld, ihr guter Vater, unbemerkt und ungestört in ihrer Nähe bleiben und weder Hohnreden noch sonst einer geringschätzenden Begegnung ausgesetzt werden möchte.

Nach Allem aber, was sie selbst bisher erfahren hatte, konnte dieß nicht ausbleiben, wenn sie seinen

nahen Aufenthalt und ihre Zusammenkünfte mit ihm verrieth, und wenn sie auch selbst die gröbsten Beleidigungen ruhig ertragen hatte, so würde sie doch nicht die geringste Verunglimpfung erduldet haben, wenn sie gegen ihren Vater, den sie so innig liebte, gerichtet gewesen wäre.

Sie dachte daher auch nur mit Grauen an den nächsten Morgen, wo sie der ältere Carlshof mit einem ernsten Verhöre bedroht hatte. Was sollte sie ihm auf alle seine Fragen antworten? Hatte er nicht sogar sein Mißtrauen geäußert, daß sie die Sicherheit seines Hauses gefährde? Sie hatte den Sinn dieser Aeußerung gar wohl verstanden, und sie fühlte sich durch dieselbe am schmerzlichsten berührt, weil sie wußte, daß sie ihm durch den schmählichen Verdacht eingegeben worden war, ihre heimlichen Zusammenkünfte im Garten mit einem ihm unbekannten Manne ständen in Verbindung mit dem Einbruche in seinem Hause, dessen Zeugin sie gewesen und wobei er ihr schon damals sein Mißtrauen in die Wahrheit ihrer Aussage geäußert.

Was sollte sie nun thun, um seinen Fragen, die sie doch nicht beantworten konnte, zu entgehen? Was stand ihr bevor, wenn sie in ihrem Schweigen beharrte? Wahrscheinlich würde man sie mit dem schmählichen Verdachte der Untreue gegen ihren Gatten belasten und sie schimpflich aus dem Hause weisen. Im günstigsten Falle würde man sie, bis zur Rückkehr ihres Gatten, wie eine Gefangene behandeln und jede Zusammenkunft mit ihrem Vater verhindern. Wenn sie sich dann auch gegen Albert vollkommen zu rechtfertigen vermochte, so blieb sie doch noch immer von den übrigen Familiengliedern dem entehrenden Verdachte ausgesetzt.

So berieth sie sich lange, lange mit sich selbst, und kein Schlaf kam in ihre Augen. Endlich aber, gegen Morgen, war sie zu dem festen Entschlusse gelangt, sich allen ferneren Kränkungen zu entziehen, das Haus freiwillig zu verlassen, und sich in die Arme ihres Vaters, ihres natürlichen Beschützers, zu werfen. Sie hielt sich fest überzeugt, daß selbst ihr Albert diesen Entschluß billigen mußte, wenn er zurückkehrte und sie ihm alle Beweggründe, welche sie dazu gezwungen hatten, mittheilte. Mochte indessen seine Familie auch ihre Flucht als einen Beweis ihrer Schuld deuten, sie mußte es dann Albert selbst überlassen, für ihre Ehre und Unschuld einzutreten.

Rasch packte sie die nothwendigsten Kleidungsstücke zusammen, deren sie zu ihrer Uebersiedelung zu ihrem Vater bedurfte, steckte auch das kleine Schmuckkästchen, welches die bescheidenen, von ihrer Mutter ererbten Kleinodien enthielt, zu sich, ohne auch nur daran zu denken, daß sich auch das Medaillon und der Ring noch darin befanden, welche sie von Theodor zum Aufbewahren erhalten. So schlich sie, als eben der Morgen graute, die Treppe hinab, durch die Hofthür aus dem Hause, und durch die kleine Pforte aus dem Garten, auf die Straße hinaus, wo sie den Weg nach ihres Vaters Wohnung einschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Wenn im Glauben wir vertrauen,
Im Gebet zum Schöpfer schauen,
Dann entflieht der herbe Schmerz,
Trost erhält das kranke Herz!

Glücklich, dem aus dunkler Ferne
Leuchten noch der Hoffnung Sterne,
Hoffe und verzage nicht,
Gott ist uns're Zuversicht!

Und so lang' in reiner Liebe
Wir veredlen uns're Triebe,
Unserm Nächsten, Gott dem Herrn,
Bringen jedes Opfer gern,

Tritt auf unsern Lebenswegen
Gottes Segen uns entgegen.
Glücklich, dem noch bliebe:
Glaube, Hoffnung, Liebe! —

Mannigfaltigkeiten.

In Jauering starb vor etwa 14 Tagen der k. k. pensionirte Oberwundarzt Johann Lachnit. Derselbe hatte sich in seinem Testamente beklagt, daß seine Verdienste niemals gewürdigt wurden, weßhalb er wünschte, daß auf dem Hügel seines Grabes ein Schlehenstrauch angepflanzt werde, der seine dornenvolle Lebensbahn versinnlichen solle, und für dessen Pflege er eine Stiftug von 100 fl. K.-M. in Staats-Obligationen errichtete, deren jährliche Zinsen der Todtengräber zu beziehen hat.

In der Stadt Toledo in den Vereinigten Staaten starb, 111 Jahre alt, die Französin Genuchette, im Jahre 1776 unter dem Namen „Pamela" Hoftänzerin in Versailles und Günstling der Königin Marie Antoinette. Als Geliebte Lafayette's begleitete sie denselben in den amerikanischen Freiheitskrieg, heirathete daselbst Washington's Adjutanten Simpson, nach dessen Tode 1783 den virginischen Advokaten Stuart, der 1812 starb, und zog dann mit ihren 11 Kindern nach Toledo. Sie hinterläßt über 100 Enkel, Ur- und Ur-Urenkel.

In Athen soll der deutsche Gelehrte Steffenhagen aus Königsberg das Riesenwerk der Wieder-Einrichtung der Universitäts- und National-Bibliothek unternehmen. Die Zustände der im Universitätsgebäude untergebrachten genannten beiden Bibliotheken haben seit 2 Jahren zu den unangenehmsten Verhältnissen zwischen den Universitätsprofessoren Veranlassung gegeben, die zu beschwichtigen keinem Kultusminister gelang. Erst im Laufe dieses Sommers ermannte sich der Senat, entfernte den bisherigen Vorstand, der als Stein des Zerwürfnisses betrachtet werden mußte, und erwählte in der Person des von allen Universitäts-Mitgliedern hochgeachteten Professors Philippos Joannu einen neuen Vorstand. Zugleich wurde beschlossen, einen Fachgelehrten vom Auslande für die Bibliothek zu gewinnen, der geeignet wäre, das Chaos zu ordnen. Die Wahl fiel auf Steffenhagen, empfohlen durch den Bibliothekar Ellissen in Göttingen, dessen Zögling er ist

---

Fanny Janauschek hat in New-York das theatralische Kunststück gemacht, in einer und derselben Aufführung von Lessing's „Emilia Galotti“ die Emilia und die Gräfin Orsina zu spielen!

Als einen interessanten Beitrag zur Kirchengeschichte Dänemarks unter Christian VIII. theilt ein dänisches Journal nachfolgendes Reskript vom 17. Mai 1846 an das Stift Aarhuus mit: „Nachdem Wir in Erfahrung gebracht, daß das Schlafen in den Kirchen allzusehr überhand nimmt, verordnen Wir allergnädigst, daß in jeder Gemeinde des Stiftes einige Männer angestellt werden, welche in der Kirche umhergehen und mit einer langen Klatsche die Leute auf den Kopf schlagen, welche schlafen, und auf diese Weise die Kirchengänger wach erhalten, damit sie fleißiger auf die Predigt hören.“

[Militärmacht des Nordbundes.] Der deutsche Nordbund wird mit Einschluß des Großherzogthums Hessen folgende Heeresmacht auf dem Kriegsfuß zählen: 1 Feldtruppen mit Ausschluß der Belagerungsparke und deren Bedienung: 11,950 Offiziere, 497,573 Mann, 152,428 Pferde, 1284 Kanonen, 12,873 Wagen. 2. Depottruppen: 4477 Offiziere, 188,004 Mann, 22,955 Pferde, 220 Kanonen. 3. Garnisonstruppen: 4066 Offiziere, 143,146 Mann, 2331 Pferde. 4. Von anderen im Lande befindlichen Truppen: 472 Offiziere, 5760 Mann und 1200 Pferde. Zu diesen Kräften können noch folgende geschlagen werden: Die 5. Ergänzung der Festungs-Garnisonen, bestehend aus 1688 Offizieren, 57,658 Mann, 30,141 Pferden und beiläufig 150 Kanonen. Rechnet man dazu die drei durch Allianzen mit Preußen verbündeten Staaten, Bayern, Württemberg und Baden, so erhält man eine Heeresmacht von weit über eine Million Soldaten.

[Ein seltsamer Fall.] Aus Genua schreibt man der „Allg. Ztg.“: Ein zu den Briganten übergegangener Deserteur wurde gefangen und in einem Orte des Südens Italiens zum Tode verurtheilt. Der Delinquent erhielt fünf Schüsse und noch einen Gnadenschuß, worauf er regungslos im Graben lag. Der Todtengräber ließ den „Leichnam“ liegen; derselbe war aber nicht todt und kam während der Nacht so weit zu sich, daß er den Kirchhof verlassen und sich selbst dem Polizeidelegirten stellen konnte. Nun streiten sich Kriegs- und Justizministerium um den Wiedererstandenen, der wahrscheinlich begnadigt werden wird. Derselbe befindet sich den Umständen gemäß wohl und hat Hoffnung, sogar den am meisten zerschossenen Arm geheilt zu sehen.

[Landwirthschaftl. Fortbildungswesen in Württemberg.] Im Jahre 1866/67 bestanden in Württemberg 170 freiwillige landwirthschaftliche Fortbildungsschulen mit 3268 Schülern, ferner 360 obligatorische Abendschulen und Sonntagsschulen mit landwirthschaftlichem Unterricht mit 7913 Schülern. In 60 Gemeinden fanden landwirthschaftliche Abendversammlungen Erwachsener statt, an welchen sich 1461 Besucher betheiligten; 78 Lesevereine hatten 2034 Theilnehmer.

Eine in der Geschichte des Freimaurerordens neue Zeremonie wurde vor Kurzem in einer der New-Yorker Logen vollzogen. Gegen 200 Damen, Frauen, Schwestern, Wittwen und Töchtern von Maurern, erhielten den Grad vom Stern des Orients. Zwei frühere Großmeister des Staates New-York assistirten bei dieser Feierlichkeit und der Meister der Loge that in einer Rede die Absicht kund, er werde in der Großloge von New-York dafür wirken, daß durch deren Einfluß zwischen den Großlogen der ganzen Welt ein gemeinsames Zeichen vereinbart werde, damit die weiblichen Angehörigen von Logenbrüdern allenthalben, auch ohne das Diplom ihrer Verwandten in der Tasche zu tragen, von den Mitgliedern des Ordens Hülfe und Unterstützung finden könnten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 286:
Schuß.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Mallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 295 Donnerstag, 12. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXVIII.

Als am andern Morgen der Kaufmann Carlshof sich nach Adelens Zimmer begab, um das ihr angedrohte Verhör mit ihr zu beginnen, fand er ihr Bett unberührt, und ihre ganze Wohnung leer. In einem an ihn addressirten Billete, welches auf einem Tische lag, hatte sie ihm mit wenigen Zeilen angezeigt, daß sie sich jetzt genöthigt gesehen, sein Haus zu verlassen, bis zur Rückkehr ihres Gatten, der wie sie sicher hoffte, sie gegen alle ungerechten Anschuldigen vertheidigen werde.

Er vermochte sich eines Schreckens nicht zu erwehren, als er durch diese Zeilen die Ueberzeugung von ihrer Flucht gewann, die ihn aus verschiedenen Gründen höchst unangenehm berührte. Sie hatte sich mit so vieler Zuversicht auf das Urtheil Alberts berufen, und wenn dieser sie nun wirklich unschuldig fand, mußte er dann nicht die gerechten Vorwürfe seines Sohnes fürchten, dem er sein Wort gegeben, bis zu seiner Rückkehr die Verlassene gewissermaßen in Schutz zu nehmen, und sich aller Schritte zu einer Scheidung zu enthalten? Aber fast noch mehr fürchtete er das Aufsehen, welches ihre heimliche Entfernung nicht allein im Hause, sondern auch in der Stadt verursachen mußte, denn sie konnte der Dienerschaft nicht verborgen bleiben, welche gewiß nicht zögerte, sie mit allerlei Muthmaßungen und Verdächtigungen zu verbreiten. Endlich aber wurde ihm auch durch die Flucht Adelens jede Gelegenheit benommen zu den Nachforschungen über das seltsame Verschwinden des Medaillons und des Ringes, und er sehnte sich so lebhaft darnach, beide Gegenstände, die einen ganz besondern Werth für ihn hatten, wieder in seinen Besitz zu bringen. So gern er nun auch erfahren haben würde, wohin sie sich gewendet hatte, und ob sie in der Stadt geblieben sei, so sah er doch auch nach langem Bedenken ein, wie schwierig es ihm werden würde, ihr nachzuspüren, da er fest entschlossen war, jeden auffallenden und öffentlichen Schritt dabei zu vermeiden.

Seine Gattin war die Erste, welcher er die Entfernung Adelens mittheilte, und die gute Frau gerieth in große Bestürzung darüber und beklagte es aufrichtig, daß sich die ganze Familie so herzlos von der Verlassenen zurückgezogen, und daß man auch sie davon abgehalten hatte, ihr eine freundliche Aufmerksamkeit zu widmen. Weit weniger jedoch schien sie erschüttert zu werden, als sie die Entdeckung der heimlichen Zusammenkünfte der jungen Frau im Garten mit einem fremden Manne erfuhr, denn sie war ja die Einzige, welche sich früher bemüht hatte, Adele näher kennen zu lernen, weßhalb sie auch ein felsenfestes Vertrauen in ihre Herzensreinheit und Unschuld setzte. Mit weit weniger Scheu, als sie sonst zu zeigen pflegte, behauptete sie: wenn der Schein auch gegen sie spräche, so könne sie doch nicht an ein strafbares Verhältniß glauben, und da sie sich auf Albert berufe, so müsse dieser wahrscheinlich auch davon unterrichtet sein, und werde Alles aufzuklären wissen, was sie selbst zu verschweigen gewiß gegründete Ursache gehabt habe.

Clarissa dagegen nahm die Nachricht, daß Adele heimlich das Haus verlassen habe, mit unverhehlter Freude auf, und beeilte sich, auch ihre Großmama sogleich davon in Kenntniß zu setzen, worauf Beide den Stab über die Entflohene brachen, denn ihr „Schuldig“ hatten sie längst schon über sie ausgesprochen, und glaubten es durch ihre Entfernung nur noch mehr bestätigt zu sehen.

„Gut, daß sie fort ist,“ ließ sich die Kommerzienräthin vernehmen; „verlaß Dich darauf, daß ich schon Sorge tragen werde, daß sie die Schwelle unseres Hauses nicht wieder überschreitet.“

Am lautesten und vorwurfsvollsten aber ließ sich der Doktor Carlshof vernehmen, als sein Bruder auch ihn in dieser Angelegenheit ins Vertrauen gezogen hatte.

Er sprach zu ihm in seiner gewohnten, offenen Weise: „Beklage Dich nicht, Gottfried, wenn Dir Dein Haus zur Hölle wird, denn Du verjagst ja jeden guten Engel daraus. Alles, was Du mir da erzählt hast von Adelen, mag verdächtig erscheinen für fremde Menschen, die ihren Werth nicht kennen; aber wir, die wir sie näher kannten, die wir ihr Alberts und Theodors Rettung aus großer Gefahr zu danken haben, dürfen sie nicht auf den bloßen Schein hin verdammen. Ich fürchte, Du hast übereilt, ja undankbar an

hr gehandelt, denn sie hatte Dein Vertrauen und eine liebevolle Behandlung wohl von Dir verdient."

Diese Worte, gegen die er nichts einzuwenden vermochte, versetzten den Kaufmann plötzlich in eine tiefe Niedergeschlagenheit, und sein schwankender Charakter, der aus manchen guten, aber auch manchen schlimmen Eigenschaften zusammengesetzt war, veranlaßte ihn, sein Vertrauen und sein Wohlwollen für Adelen, welches er geglaubt hatte gänzlich unterdrücken zu müssen, wieder aufzunehmen. Er überhäufte sich jetzt selbst mit Vorwürfen, daß er sich durch seine Mutter hatte verleiten lassen, einen so schmählichen Verdacht auf die Verlassene zu werfen, und er hätte gern Alles wieder gut gemacht, aber was half dieß, da sie spurlos verschwunden war.

Der Doktor wußte ihm auch keinen Rath zu ertheilen, denn er hatte auch nicht die geringste Vermuthung, wohin sie sich gewendet haben könne. Hatte er sich aber über die eben erhaltenen Mittheilungen schon sehr unzufrieden gezeigt, so konnte er sich eines heftigen Unwillens nicht erwehren, als ihm sein Bruder Gottfried jetzt auch die Verlobung seiner Tochter mit dem Baron von Hoskul mittheilte.

„Ach so! Nun wird mir Alles klar!" rief er, mit seinem Stocke auf den Boden stampfend, was er nur in zorniger Laune zu thun pflegte. „Also der Hochmuthsteufel hat Dich gepackt, und wahrscheinlich deßhalb bist Du so ungerecht gegen die arme Adele geworden. Ich will Deiner Clarissa alles Glück wünschen zu ihrer vornehmen Verbindung, aber ich ahne leider, daß mein Wunsch nicht in Erfüllung gehen wird. So bist Du nun! Hier schenkst Du zu viel Vertrauen und dort zu wenig. Weißt Du denn auch wirklich, daß dieser Baron es redlich meint? Daß er sich nicht in Dein Haus geschlichen hat, um Deinem eitlen Mädchen den Kopf zu verdrehen und sie sitzen zu lassen, wenn er des Spieles müde ist, und er Dir ein hübsches Sümmchen abgelockt hat. Du weißt, wir leben in Zeiten, wo die Schwindelei auf das Höchste getrieben wird, und wo es gar nichts Seltenes ist, daß sich ein Industrieritter mit dem Baronstitel behängt. Uebrigens halte ich mich als Bruder verpflichtet, Dir Alles mitzutheilen, was ich zufällig von Deinem Herrn Baron erfahren habe, da ich häufig in dem Hotel ein- und ausgehe, in welchem er wohnt. Jedenfalls ist er ein Mensch von sehr leichten Sitten, er renommirt wie ein Gaskogner von seinen Liebschaften, deren er wenigstens ein halbes Dutzend hier haben soll, und hat mit seinem Genossen, dem italienischen Marquis, der nun gar eine wahre Spitzbuben-Physiognomie hat, einen heimlichen Spielklub im Hotel gebildet, wo der Eine Bank auflegt, der Andere den Croupier macht, und wo sie unsere grünen Jungen ganz heidenmäßig rupfen sollen —"

„Wenn es weiter nichts ist!" fiel ihm der Bruder ungeduldig ins Wort, der sich sehr betroffen fühlte und sich selbst gern beruhigen wollte. „Das sind Kavalierspassionen, die nun einmal mit dem Adel fest verwachsen sind. Daß er aber wirklich Baron ist, und einen reichen Oheim in Kurland besitzt, dessen einziger Erbe er ist, dafür habe ich das Zeugniß meines Hauslehrers, der mit ihm in Berlin studirt hat und ihn genau kennt. Uebrigens ist er zuerst in Geschäften zu mir gekommen, als Bevollmächtigter seines Oheims, eines reichen Rittergutsbesitzers, der für seine Landesprodukte hier eine solide Handelsverbindung suchte. Deßhalb zog ich den jungen Mann in mein Haus, und schloß auch einen Handelskontrakt mit ihm ab. Habe ich ihm nun auch ein Paar Tausend Mark geliehen, weil er wahrscheinlich in London, von wo er kommt, etwas locker gelebt hat, so habe ich genügende Sicherheit dafür, denn er führte Blanco-Accepte von seinem Oheim bei sich, und stellte mir eines derselben aus, das mir so sicher ist, wie baares Geld. Uebrigens laß unsere Mutter um Gotteswillen kein geringschätzendes Wort gegen den Marquis vernehmen; denn sie hat sich so von ihm verblenden lassen, daß er gestern während ihrer Abendgesellschaft erklärte, daß er um ihre Hand geworben, und daß sie ihm ihr Jawort gegeben habe. Du siehst also, daß wir alten Burschen noch mit einem Stiefvater bedacht werden sollen, der mir freilich aber so wenig behagt wie Dir; den ich doch aber auch nicht gerade für einen Spitzbuben halten mag."

(Fortsetzung folgt.)

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war am Untergehen; die Wolken verloren ihre purpurne Färbung und wurden graue; der Wind begann mit Ungestüm zu wehen, der Vorbote eines heranziehenden Sturmes, wie solche plötzlich in diesen tropischen Gegenden sich erheben.

Der Majordomo der Hacienda hatte das noch nicht abgesonderte Vieh in der Umzäunung eingeschlossen, während der erste Vaquero, an der Spitze der Feldarbeiter, die ansehnliche Truppe geordnet nach dem Hauptgebäude führte, von welchem das Läuten einer großen Glocke das Zeichen gab, daß die Zeit zum Nachtmahle heranrücke.

„He! Eusebio!" frug Don Ramon seinen vorbeigehenden Majordomo; „wie viel Stück haben wir heuer?" —

— „Vierhundertneunundfünfzig," erwiderte Eusebio!" fünfundsechzig mehr als im Vorjahre. Die Jaguars- und Apaches-Indianer haben uns dieses Jahr keinen merklichen Schaden zugefügt. —

„Nein! Dank Deiner Wachsamkeit!" bemerkte Don Ramon; „ich werde es Dir auch zu entgelten wissen."

„O Sennor! meinen schönsten Lohn finde ich in den freundlichen Worten, welche Exzellenz stets an mich richten," erwiderte Eusebio.

„Das ist wahrlich nicht genügend!" fügte Don Ramon hinzu. „Doch, lassen wir's für heute gut sein. Laß die Gitter schließen und gehen wir dann zum Nachtessen."

Bei diesen Worten betrat Don Ramon den innern Hof der Hacienda, während Eusebio, seiner täglichen Gewohnheit gemäß, die Thore und Gitter sorgfältig schließen ließ.

In der Mitte der inneren Halle des unteren Geschosses des Hauptgebäudes stand eine lange, breite Tafel, rings herum mit hölzernen, ledergepolsterten Bänken; an der einen Seite, in der Mitte derselben, waren zwei geschnitzte Armsessel, welche die für Don Ramon und Don Isabella bestimmten Plätze bezeichneten. An der Wand hinter diesen Sesseln hingen zwei große Oelgemälde, den Heiland am Oelberge und die Bergpredigt darstellend, und zwischen beiden war ein großes, beiläufig vier Fuß hohes Kruzifix von Elfenbein angebracht; der übrige Theil der Wand rings um die Halle war mit grimmigen Köpfen von Jaguars, Büffeln und Hirschen geziert, Jagdtrophäen, welche von der Geschicklichkeit und Kühnheit des Don Ramon zeugten. Die Tafel selbst war mit allen dieser Gegend und der Jahreszeit angemessenen Speisen reichlich versehen; Cahua, eine dicke Mehlsuppe, dann Fleisch, Puchero, Olla, Podrida und Pepian. Je an einem Platze standen Flaschen mit Mezcal und Klärkannen mit Wasser. Don Ramon gab das Zeichen, und nach einem stillen Gebete begann das allgemeine Mahl.

Der Sturm, welcher kurz vorher bei Untergang der Sonne sich angekündigt hatte, tobte jetzt in fürchterlichster Wuth; der Regen fiel in Strömen hernieder, die blutrothen flammenden Blitze machten die Lichter in der Halle erbleichen. Die Unterhaltung stockte. Plötzlich sprengte ein mächtiger, von einem furchtbaren Donnerschlag begleiteter Windstoß eines der Hallenfenster auf, erlosch sämmtliche Lichter und warf alle Gegenstände auf der langen Tafel um.

In demselben Augenblicke wurde die Glocke am Gitterthore wie mit krampfhafter Gewalt gezogen, und durch das Geheul des Windes hindurch drang eine Angststimme, im Tone ernstlichsten Flehens um Hülfe rufend, bis zu den Räumen der Halle.

Don Ramon sprang hastig auf, riß schnell ein Jagdgewehr von der Wand herab und stürzte damit zur Halle hinaus; Eusebio folgte ihm auf dem Fuße. Kurz darauf ertönten zwei Schüsse schnell aufeinander, und nach einigen Minuten peinvoller Ungewißheit erschien Don Ramon wieder, welcher mit Hülfe Eusebio's eine anscheinend schwere Last herbeischleppte. Inzwischen wurden die Lichter wieder angezündet und bei deren Schein entdeckte man in der regungslos auf dem Boden hingestreckten Masse einen menschlichen Körper, welcher in Folge eines Unfalles oder der Furcht die Besinnung verloren haben mußte.

Weder Gesicht noch Anzug dieses Mannes hatten irgend etwas Absonderliches; — trotzdem konnte Rafael, Don Ramon's ältester Sohn, bei dessen Anblick eine gewisse Gemüths-Bewegung nicht unterdrücken. Sein Gesicht entfärbte sich und er stammelte leise vor sich hin: „Der Kriminalrichter!" — —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erklärung des Prinzen Salm-Salm.

Der Verräther Lopez hat bekanntlich seinerzeit eine Schrift: „Die Einnahme Queretaros, M. Lopez seinen Mitbürgern und der Welt", veröffentlicht. Als Antwort auf diese Schrift hat Prinz Salm-Salm einen offenen Brief an Lopez, datirt „22. Oktober, im Gefängniß", gerichtet, dem wir Folgendes entnehmen:

In der Schrift, welche Sie an Ihre Landsleute, an Frankreich und die ganze Welt richten, berufen Sie sich auf mich als einen Hauptzeugen, daß Queretaro **nicht** durch Verrath gefallen ist, behaupten auch, daß Ihre Schrift den Charakter der vollständigsten Wahrheit trägt. Obgleich ich mich, wie Sie wissen, seit fast fünf Monaten in Kriegsgefangenschaft befinde, erlaubt mir mein Rechtsgefühl jetzt nicht, länger zu schweigen, und Ihrer Aufforderung genügend, werde ich Ihnen beweisen, daß Ihre Schrift den Charakter der vollständigsten Unwahrheit trägt.

Zuerst berufe ich mich auf die Antwort meiner Waffenbrüder in Morelia, betitelt: „Widerlegung der von Miguel Lopez publizirten Flugschrift, bezugnehmend auf die Einnahme Queretaros am 15. Mai 1867; von den gefangenen Stabsoffizieren des kaiserlichen Heeres in Morelia", und erkläre, daß dieselbe vollkommen der Wahrheit getreu ist und ganz und gar auch meine Ansichten vertritt. Vor der Welt behaupten Sie, Queretaro wäre durch Waffengewalt genommen worden; der Kaiser hätte in der verhängnißvollen Nacht vom 14. auf den 15. Mai Sie beauftragt, mit dem Feinde zu unterhandeln; die Armee sei vollständig demoralisirt, kein Durchbruch wäre mehr möglich gewesen, und schließlich fordern Sie vor Ihren Mitbürgern, vor der ganzen Welt die Männer heraus, sich Ihnen zu stellen, welche behaupten, Queretaro wäre durch Verrath gefallen, und welche Ihren Behauptungen zu widersprechen wagen.

Ich erkläre Ihnen vor der Welt, daß Queretaro gar nicht anders als durch Verrath gefallen ist, daß **Sie der Verräther sind**, und daß somit das Blut Ihres ehemaligen Souveräns und Wohlthäters an Ihren Händen klebt.

Es ist eine Unwahrheit, daß der Kaiser Sie beauftragt hat, mit dem Feinde zu unterhandeln.

Warum, wenn Sie in dieser verhängnißvollen Nacht des 14. Mai den Befehl hatten, in die Linie des Feindes zu gehen, kehrten Sie gegen 2 Uhr mit einem höheren feindlichen Offizier, den Sie genau kennen, wieder zurück und führten denselben in die Cruz, in das Hauptquartier des Kaisers, in unser Reduit?

Warum gaben Sie, dem Willen des Kaisers vollständig zuwider und gegen mein Wissen, der Leibeskorte und der ungarischen Husarenschwadron den Befehl zum Absatteln, während ich derselben den Befehl des Kaisers überbracht hatte, über Nacht beständig gesattelt zu haben?

Warum wurden alle Räume der Cruz bis zur äußersten Huerta auf Ihren Befehl, mit wenig Ausnahmen, gänzlich von Truppen entblößt?

Warum wurden die acht Geschütze, welche auf der Plaza de la Cruz standen, mit der Mündung nach der Stadt gekehrt?

Warum wurde, als der Feind anrückte, der 56-Pfünder, der in dem Werke links von der Cruz stand, von der Bedienungsmannschaft entblößt und umgeworfen?

Warum führten Sie nach 2 Uhr Nachts denselben feindlichen General, welcher bürgerlich gekleidet war und einen kleinen Handrevolver in der Tasche trug, zu seiner Orientirung in unserm Reduit herum?

Warum verließen Sie vor 4 Uhr Morgens in Begleitung desselben feindlichen Generals unsere Linie abermals, und kehrten nach einer Viertelstunde an der Spitze von zwei feindlichen Bataillonen, dieselben persönlich führend, in den innern Hof der Cruz zurück, wo Sie von Ihrem Helfershelfer, Oberlieutenant Jablonski, empfangen und begrüßt wurden?

Wie ist es zu erklären, daß Sie als Gefangener dann selbst zum Kaiser gingen, um diesem die gleiche Mittheilung zu machen, und daß Sie darauf ohne feindliche Begleitung allein in mein Zimmer traten, mir zurufend: „Schnell, retten Sie das Leben des Kaisers, der Feind ist schon in der Cruz?“

Wie ist es zu erklären, daß Sie an der Spitze des feindlichen Bataillons Nuevo Leon die Husaren unter Rittmeister Pawlowski und Oberlieutenant Kälig entwaffnen und absitzen ließen?

Wie können Sie es rechtfertigen, daß Sie, der gefangene Lopez, Offiziere unserer Armee gefangen nahmen und viele andere Offiziere noch folgenden Tages denunzirten?

Wie ist es erklärlich, daß nach unserer Gefangennahme höhere liberale Offiziere Sie den Verräther nannten?

Wie kam es, daß Sie, der gefangene Lopez, immer auf freien Füßen waren? u. s. w.

Auf alles dieses, Herr Miguel Lopez, können Sie nicht ehrlich und offen antworten; es steht fest, und ich behaupte es vor der ganzen Welt, daß Sie ein Verräther an dem Kaiser und folglich dessen Mörder und der Urheber alles hier vergossenen Blutes sind.“

Der Verfasser des offenen Briefes richtet nun noch die Frage an Lopez, warum er den Kaiser, seinen Wohlthäter, verrathen habe, und beantwortet sie selbst dahin, es sei dieß erstens aus Rache geschehen, weil ihm der Kaiser das bereits unterzeichnete Generalpatent vorenthalten habe, und sei dieß geschehen, weil dem Kaiser von einem „Tapfern“ ein spezielles Dokument vorgelegt worden sei, nach welchem Lopez unter der Präsidentschaft Santa Anna's mittelst Armeebefehls als Verräther schimpflich aus dem Heere entlassen worden. Weiter aber, sagt Prinz Salm, haben Sie den Verrath gegen den Kaiser aus Furcht verübt. Der Brief schließt mit den Worten:

„Vor der ganzen Welt fordern Sie Jene auf, sich Ihnen zu stellen, welche Sie des Verraths beschuldigen; ich beschuldige Sie desselben, und vor der ganzen Welt acceptire ich Ihre Herausforderung. Ich habe hinreichendes Vertrauen zu der Regierung und hoffe, daß diese uns keine Hindernisse in den Weg legen wird.

Innerhalb kürzester Zeit gehe ich mit mehreren meiner kriegsgefangenen Kameraden nach Oaxaca, unserem neuen Bestimmungsorte, ab. Daselbst also werden Sie mich nach Veröffentlichung dieses Briefes bereit finden, Ihnen mit den Waffen in der Hand Rechenschaft zu geben für das, was ich Ihnen vorstehend mitgetheilt habe. Gleichzeitig aber erkläre ich Ihnen, daß ich mich auf einen Federkrieg durchaus nicht einlassen werde.

Im Gefängniß, Kloster de la Capuchinas, Queretaro, den 4. Okt. 1867. Felix Prinz Salm-Salm.“

Mannigfaltigkeiten.

Die Stadt Eisenach wird eine Pflicht der Pietät gegen ihr berühmtes Stadtkind, Johann Sebastian Bach, erfüllen und demselben an seinem Geburtshause eine Votivtafel widmen.

Auf der Düsseldorfer Sternwarte hat Dr. Luther am 23. vor. Mts. wieder einen der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter eingefangen. Man hat ihn Arethusa getauft und dann laufen gelassen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 288:
Garten — Karten.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 296 Freitag, 13. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

Jetzt aber vermochte der Doktor seinen Zorn nicht länger mehr zurückzuhalten und er sprudelte die Worte hervor: „Also auch das noch! Es ist und bleibt wahr: Die Welt ist rein toll geworden! Unsere alte Mutter will sich verheirathen mit einem italienischen Marchese, und das bestärkt mich noch in meinem Verdachte, daß der Kerl ein abgefeimter Spitzbube ist, der irgendwie ausgekundschaftet hat, daß unsere Mama noch ein hübsches Baarvermögen zu freier Disposition besitzt, das er ihr wahrscheinlich abzuschwindeln gedenkt. Aber laß uns aufpassen, Bruder; denn ich sage Dir, dieser italienische Fuchs kommt mir so verdächtig vor, als ob ich ihn schon hätte mit Dieben und Einbrechern verkehren sehen."

Der Kaufmann erschrack, denn er erinnerte sich bei dieser Aeußerung der Behauptung Adelens, daß sie in einem der Einbrecher, welche seine Kasse hatten bestehlen wollen, den Marquis erkannt habe. Aber er hatte sich einmal vorgenommen, jenen nächtlichen Vorfall als ein Geheimniß zu bewahren, und theilte deßhalb auch seinem Bruder nichts davon mit.

Sie wurden auch fast in demselben Momente unterbrochen, indem die Frau des Hauses bleich und verstört hereintrat und ihrem Gatten mittheilte, daß Otto plötzlich erkrankt sei. Er habe sich in das Comptoir hinab an seine Arbeit begeben wollen, doch sei er, noch ehe er die Thür seines Zimmers erreicht habe, ohnmächtig zu Boden gestürzt. Zugleich bat sie ihren Schwager dringend, doch gleich nach dem Kranken zu sehen.

Der Vater war sehr bestürzt, denn der Krankheitsfall erschien ihm gerade jetzt um so störender, da Alles zu Otto's Abreise nach London, die in wenigen Tagen stattfinden sollte, vorbereitet war.

Der Doktor fand seinen Neffen noch bewußtlos auf dem Sopha liegend, wohin man ihn gebracht hatte, und die Untersuchung, die er sogleich anstellte, verrieth ihm leider deutlich genug, daß eine schwere Krankheit im Anzuge war, deren förmlichen Ausbruch abzuwenden, er fast keine Hoffnung nährte.

Er theilte seine Befürchtungen der jammernden Mutter, die beim Anblicke des leichenähnlichen Sohnes den Kopf gänzlich verloren hatte, so schonend als möglich mit, und wendete nun alle Mittel an, den Ohnmächtigen wieder zum Bewußtsein zurückzurufen. Es gelang ihm auch, und nach mehreren Athemzügen bat Otto seine Eltern, ihn mit dem Doktor ganz allein zu lassen.

Dieser hatte bereits vermuthet, daß die Krankheit seines Neffen nur durch eine anhaltende heftige Gemüthsbewegung hervorgerufen worden sei, und fühlte sich deßhalb auch nicht überrascht, als Otto ihm mittheilte: Er fühle sich gedrungen, ihm sein ganzes Herz zu eröffnen und ihm ein Geheimniß mitzutheilen, welches er vor seiner ganzen Familie verborgen gehalten. Dann vertraute er ihm seine heiße Liebe zu Roswitha, wie er sich unter einem angenommenen Namen bei ihr eingeführt, wie sie seine Täuschung entdeckt, und sich jetzt standhaft weigere, ihn nach London zu begleiten, um dort heimlich einen Ehebund mit ihm zu schließen. Er halte sich überzeugt, daß die Krankheit, die er in allen Gliedern fühle, ihn tödten werde, wenn er nicht die Hoffnung hegen dürfe, das Mädchen sein zu nennen, und deßhalb flehe er seinen Oheim um Rath und Beistand an.

Der Doktor konnte ihm freilich nur geringe Hoffnung geben, doch sagte er ihm seinen Beistand zu, und nachdem er einige Verordnungen hinterlassen, begab er sich zu seinem Bruder, und sprach zu ihm: „Ich fürchte, es wird eine schwere Krankheit bei Otto zum Ausbruch kommen, bei welcher es vorzüglich auf eine liebevolle und sorgfältige Verpflegung ankommen wird. Deine Frau ist zu schwach dazu und nicht energisch genug. Hier wäre Adele wahrscheinlich ganz an ihrem Platz gewesen, und wir vermissen sie nun schon schmerzlich. Indessen überlasse mir die Wahl einer Pflegerin, ich denke schon heute Abend eine gefunden zu haben."

XXIX.

Der Doktor Carlshof begab sich noch an demselben Tage zu der Wittwe Blumbach, deren Mann er in Behandlung gehabt, aber leider nicht vom Tode hatte erretten können. Doch war ihm die kleine Familie dadurch bekannt geworden, und er hatte der Mutter wie der Tochter, obgleich er sie seit langer Zeit nicht

gesehen, eine achtungsvolle Erinnerung bewahrt; denn Alles, was er von ihnen gehört und gesehen, hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß der Lebenswandel Beider durchaus tadellos sei.

Als er die kleine, bescheidene Wohnung betrat, fand er fast Alles noch in demselben saubern und wohlgeordneten Zustande, wie früher, und er bemerkte es mit Vergnügen; denn er glaubte daraus schließen zu dürfen, daß mit dem Ordnungssinn auch die übrigen guten Eigenschaften der beiden Bewohnerinnen treulich bewahrt worden sein würden.

Er begrüßte sie in seiner biedern, freundlichen Weise wie alte Bekannte, und steigerte ihre Verwunderung über seinen unvermutheten Besuch nur noch höher, als er nach der ersten Begrüßung bemerkte: „Es freut mich, Sie so wohl zu finden, daß Sie meines Beistandes nicht bedürfen. Ich komme aber auch heute zu Ihnen, um Sie um Ihren Beistand zu bitten, dessen ich zur Herstellung eines Patienten, den ich heute übernommen habe, nothwendig bedarf."

„Aber ich wüßte doch nicht, wie wir Ihnen Beistand leisten könnten zur Herstellung eines Patienten," entgegnete die Wittwe ganz erstaunt.

„Doch, doch!" erwiderte der Doktor mit einem geheimnißvollen Lächeln. „Lassen Sie sich einmal ansehen, meine kleine Roswitha, die Sie ein so großes, schönes Fräulein geworden sind, seit wir uns nicht gesehen haben. Hm! hm! Ich habe mich doch wohl geirrt, wenn ich meinte, Sie bedürften meiner Hülfe nicht, denn Sie scheinen sich gar nicht wohl zu befinden. Die Wangen bleich, die Augen verweint, das Köpfchen gesenkt, die ganze Haltung niedergedrückt, der Pulsschlag fieberhaft aufgeregt — ich glaube, hier ist eine Herzkrankheit schon in vollem Gange, die Ihnen bittern Gram bereitet. Dagegen gibt es freilich in der Apotheke keine Mittel, aber wenn Sie mir ganz vertrauen wollen, so will ich zusehen, ob ich nicht ein anderes Mittelchen finde, Sie wieder herzustellen."

Roswitha's bleiche Wangen waren von einer leichten Röthe gefärbt worden, und indem sie sich abwendete, sprach sie verschämt: „Ich verstehe nicht, Herr Doktor, was Sie meinen."

„Nun, so will ich ohne Umschweife reden," fuhr Jener fort. „Sie leiden an Liebesgram, und der Gegenstand Ihrer Liebe ist mein Neffe Otto Carlshof, ein braver, redlicher Junge, der mir sein ganzes Herz eröffnet hat. Das ist der Patient, für den ich Ihren Beistand erbitten möchte, denn er wird wahrscheinlich eine schwere Krankheit durchzumachen haben. Ueber die Ursache derselben bin ich jetzt nicht mehr in Zweifel; denn ich weiß nun, daß es Liebesleiden waren, die sein ganzes Nervensystem erschütterten. Er ist von sehr exaltirter Gemüthsart, und ich glaube, er liebt Sie so treu und aufrichtig, wie Sie nur irgend Jemand lieben kann; aber freilich würden sich einer Verbindung mit Ihnen von Seiten seiner Familie sehr bedeutende Hindernisse entgegenstellen. Er hat Sie gebeten, ihn nach London zu begleiten, wohin er von seinem Vater in Geschäften gesendet wird, um sich dort mit ihm heimlich trauen zu lassen. Sie haben dieß entschieden verweigert; und ich muß Ihnen gestehen, daß ich Sie deßhalb nur um so höher schätze, obgleich es allerdings der leichteste Weg gewesen wäre, um zu einem Ziele zu gelangen, von dem aber die Folgen nicht abzusehen waren. Ich habe ihm jedoch meinen Beistand zugesagt, und wir wollen jetzt versuchen, ob ich Euch Beiden nicht auf eine andere Weise helfen kann. Vor Allem muß Otto wieder hergestellt werden, und ich denke, er wird es werden, wenn Sie meine ärztlichen Bemühungen durch liebreiche Krankenpflege unterstützen wollen. Schon Ihre Nähe wird wohlthätig auf meinen Patienten wirken, und meine Arzeneien werden Wunderkraft gewinnen, wenn sie ihm von Ihnen gereicht werden."

Mit der theilnehmendsten Aufmerksamkeit hatte ihm Roswitha zugehört und erklärte sich sogleich bereit, das Krankenwärteramt zu übernehmen.

Ihre Mutter jedoch glaubte allerlei Einwendungen vorbringen zu müssen. Sie schützte ihre Jugend vor, zweifelte an ihrer Geschicklichkeit und Geduld zu einem solchen Amte und brachte endlich auch allerlei Schicklichkeitsgründe zum Vorschein.

Der Arzt aber unterbrach sie in seiner kurzen Weise: „Beste Madame, lassen wir nur jetzt die sog. Schicklichkeitsgründe bei Seite, die leider nur gar zu oft den heiligsten Geboten der Christenlehre widersprechen. Hier handelt es sich aber um ein wahrhaft christliches Werk, um die Rettung eines Menschenlebens, und dazu ist Jeder, der den Christennamen trägt, verpflichtet, und die Würde eines jungen Mädchens wird wahrlich nicht dadurch verletzt, wenn sie einen Kranken verpflegt, besonders wenn dieser Kranke ihr Geliebter ist. Geduld und Geschicklichkeit wird unsere Roswitha beweisen, und ich werde außerdem noch eine gewöhnliche Krankenwärterin bestellen, so daß sie nur die Aufsicht zu führen und meinem Patienten Gesellschaft zu leisten hat; denn gerade auf ihr stilles Walten in seiner Nähe ist mein ganzer Heilungsplan gebaut. Eine fremde Pflegerin würde dem armen Otto höchst widerwärtig erscheinen und seinen Zustand nur verschlimmern. Seine Mutter aber, die Einzige im ganzen Hause, die sich dazu verstehen würde, ist selbst gesundheitsschwach und bei weitem nicht vorsichtig und energisch genug, um meine Anordnungen pünktlich auszuführen. Endlich aber will ich auch Roswitha in das Haus meines Bruders bringen, damit man sie dort kennen lernt und sie sich einen Anspruch auf die Dankbarkeit der Familie erwirbt. Für das Weitere lassen Sie dann mich sorgen."

Die Wittwe wußte nichts mehr dagegen einzuwenden und gab daher ihre Einwilligung, obgleich es ihr

schwer fiel, sich für längere Zeit von ihrer Tochter zu trennen, von der sie auch noch nicht einen einzigen Tag lang getrennt gelebt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

(Fortsetzung.)

Und in der That war es Niemand anderes, als der würdige Richter, welcher in so brillanter Begleitung aus Hermosillo ausgerückt war. Sein langes, vom Regen durchnäßtes Haar hing wild über seine Brust herab, während sein sonst stets so sorgfältig gehaltener Anzug zerfetzt und blutbespritzt in der gräßlichsten Unordnung sich befand. In seiner Rechten hielt er krampfhaft eine losgeschossene Pistole.

Die sorgsamste Pflege Donna Isabella's und ihrer Mädchen brachte den Richter bald wieder zum Bewußtsein. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, öffnete seine starren Augen, welche eine zeitlang gedankenlos herumschweiften; doch allmählig erlangte er wieder seine Kraft und mit ihr das Gedächtniß des Geschehenen. — Da heftete er denn auf Rafael einen Blick, welcher letzeren an dem Boden festbannte, wie der Blick der Klapperschlange den armen Vogel betäubt, den sie zum Opfer sich auserkoren hat. Nachdem der Richter sich wieder erhoben und etwas gefaßt hatte, schritt er langsam auf den Jüngling zu, welcher bewegungslos ihn ruhig erwartete, und die Hand auf dessen Schulter legend sagte er mit feierlicher Stimme:

„Im Namen Sr. Majestät des Königs verhafte ich, Don Innigo Tormentos de Nebacantros, Richter des Kriminalhofes zu Hermosillo, diesen jungen Mann, als des Verbrechens des Mordes schuldig!"

Erschrocken vernahmen die Anwesenden diese furchtbare Beschuldigung und erstaunten über das unbegreifliche Stillschweigen, welches Rafael dabei beobachtete. Niemand sprach ein Wort — nur die Mutter, als sie ihre Arme um ihren Sohn schlingen wollte und von den Gemüthsbewegungen überwältigt ohnmächtig zu dessen Füßen zusammenbrach, rief noch verzweifelnd aus:

„Rettet ihn! — rettet meinen Sohn!"

Peinlich, ja fast unmöglich zu beschreiben ist das Elend, das in dieser Nacht über diesen sonst so glücklichen häuslichen Kreis hereinbrach! —

III.

Das Urtheil.

Glänzend stieg am andern Morgen die Sonne am Horizonte empor. Zwei prächtige Jaguars, welche todt am Eingange des Gitters der Hacienda lagen, waren die einzigen Spuren der Ereignisse der eben verflossenen Nacht; unweit davon fand man auch den leblosen Körper eines zerfleischten Pferdes.

Eusebio ließ das Geschirr des todten Gaules in Sicherheit bringen und den beiden Jaguars das Fell abziehen. Aber bei Ertheilung der bezüglichen Befehle waren die Gedanken des treuen Majordomo gänzlich zerstreut; dieselben waren nur mit dem traurigen Schicksal des armen Rafael beschäftigt und verloren sich in Muthmaßungen über den möglichen Ausgang des erschütternden Vorfalles.

Nach der furchtbaren Anklage, welche Don Innigo, der Kriminalrichter, gegen Rafael gerichtet, hatte Don Ramon, trotz der Bitten und der Thränen seines vom Schmerze tiefgebeugten Weibes, seinen Sohn während der Nacht in sicherem Gewahrsam als Gefangenen untergebracht. Hierauf zog er sich mit Don Innigo in sein Privatkabinet zurück, in welchem beide Männer bis tief in die Nacht hinein verweilten. Was da verhandelt ward, gelangte zu keines Dritten Ohr!

Nach beendeter Konferenz wies Don Ramon selbst dem Richter das für ihn bestimmte Schlafgemach an. Der unglückliche Jüngling dagegen ward gebunden in ein Gemach geschafft, dessen nächtliche Bewachung der Vater selbst übernahm, während die trostlose Mutter schluchzend an der Schwelle niederkniete, von der furchtbaren Ueberzeugung niedergedrückt, daß ihr Erstgeborener für ewig ihr entrissen werden sollte. — Währenddem Eusebio sich noch in allerlei Muthmaßungen über den möglichen Ausgang der Anklage erging, welche der Kriminalrichter in so ernster Weise gegen Rafael ausgestoßen, trat Don Innigo mit Don Ramon aus der Halle heraus.

Don Ramon befahl für den Richter ein Pferd vorzuführen, und beorderte einen seiner Leute zu dessen Begleitung bis nach Hermosillo.

„Nochmals tausend Dank!" sagte er zum Richter gewendet. „Sie haben die Ehre meines Haus gerettet."

—„Danken Sie mir nicht so innig, Sennor; denn ich gebe Ihnen die Versicherung, daß, als ich gestern Hermosillo verließ, es keineswegs in der Absicht geschah, Ihnen willfährig zu sein. Ich bin der Richter des Kriminalhofes; — ein Mann wurde ermordet, — ein Taugenichts, ich gestehe es zu, — aber der Mörder ward gesehen und erkannt, als er Angesichts der aufgeregten Menge durch die Stadt dahinsprengte, dem Volke und den Gesetzen trotzbietend. — Ich konnte nicht umhin, zum Heile der öffentlichen Justiz seine Verfolgung anzuordnen!" —

„Das war durchaus Eure Pflicht!" fiel Don Ramon ein.

—„Alles sehr wahr, Sennor! Aber die Mannschaft, welche mich begleitete und durch ihren Amtseid verpflichtet war, mich zu beschützen, verließ mich feig

im Augenblicke der Gefahr; ächte Memmen, die sie sämmtlich sind! — So schändlich verlassen hatte ich allein gegen den Sturm und gegen die mich verfolgenden wilden Thiere anzukämpfen; ja! ohne Ihre rechtzeitige Hülfe, Sennor Don Ramon, wäre ich gestern Nacht eines schauerlichen Todes gestorben. Im Momente höchster Gefahr war ich noch stark genug, einen der Tiger zu erlegen, aber wenn Sie mir nicht zu Hülfe geeilt wären, wäre ich unbarmherzig von der anderen wüthenden Bestie zerfleischt worden, und theilte jetzt das traurige Loos meines armen Pferdes. — Unmöglich kann ich den Sohn Desjenigen verhaften, welcher mit Gefahr seines eigenen Lebens das meinige rettete! Es würde der schwärzeste Undank sein!" —

„Sehr verbunden, Excellenz!" entgegnete Don Ramon.

—„Nein! Wir sind quitt, — weiter nichts! —

(Fortsetzung folgt.)

Im Försterhause.

O bete, Kind!

„Gieb mir den Morgenkuß und bete,
Mein Kind! die lange, bange Nacht
Ist hin, und wie zu Gott ich flehte,
Hat mir der Morgen Trost gebracht.
Ich seh' dein Antlitz an, und lind
Wird mir der Harm. O bete, Kind!

Wie war es schön, mein herzig Bübchen,
Wenn früh Du aus dem Bette sprangst
Im Hemdchen frisch ins traute Stübchen,
Um Vaters Hals die Aermchen schlangst!
Auf seine Kniee stellt' er Dich,
Du jubeltest: „So groß bin ich!"

Nun ist er krank seit vielen Tagen,
Der gute Vater, ach, so schwer!
Wie mir vor Angst die Pulse schlagen!
Komm', gieb die lieben Händchen her —
Der Jammer steigt herauf — geschwind
Die Händchen falt'! O bete, Kind!

Wenn Vater früh zu Forst gegangen,
Wie sprachst Du Schmeichler? „Bitte, bitt'!"
Da küßt' er uns auf Mund und Wangen
Und immer bracht' er Dir was mit.
Im Wald entgegen ihm zu geh'n,
Du gold'ger Bub', wie war das schön!

So bete, daß des Vaters Leben,
Ach, unser Alles, nicht entflieht!
Was Du auch flehst, Gott muß Dir's geben,
Wenn er in Deine Augen sieht;
In Augen blickt, wie Deine sind,
Selbst Gott entzückt! „O bete, Kind!"

Laut weinet sie vor Wonn' und Wehe. —
Da betet keck des Knaben Mund:
„Komm', lieber Gott, von Deiner Höhe
Herab und mach' Papa gesund!
Guck', wenn Mama so weinen thut,
So bin ich Dir gar nimmer gut!"

Wie leuchtet durch den Flor der Zähren
Im Mutteraug' der Strahl der Lust!
„O, Alles wird Dir Gott gewähren,
Du muth'ge Lieb' in Kindesbrust!
Ja, Deinem Beten glaub' ich's blind:
Es ist erhört, mein Kind! mein Kind!"

Fr. Hofmann.

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin wurde der Maler Karl Georgi, weil er sich mit seiner Braut kirchlich aufbieten ließ, obwohl seine Ehe — es schwebt eine Scheidungsklage — noch nicht gerichtlich getrennt war, zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt. Sein Einwand, daß er sich, trotz des Aufgebotes, vor rechtskräftiger Ehetrennung nicht von Neuem würde haben trauen lassen, wurde nicht für stichhaltig erachtet.

In München wird seit einigen Jahren bei jedem Kinde, welches im ersten Lebensjahre stirbt, angegeben, ob dasselbe an der Mutterbrust war oder nicht, und da weist ein zweijähriger Durchschnitt nach, daß von 100 in jenem Alter Verstorbenen 88 nicht mit Muttermilch genährt gewesen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 287:

„Novalis" — ein Land neu kultivirt,
Der Geograph wird's kennen;
„Novalis" — ein Dichternam', doch fingirt,
Sonst müßt' er sich Hardenberg nennen.
Durch Klugheit nicht — durch Zufall nur,
Kam ich der Lösung auf die Spur.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Wailand'schen Druckerei.

// Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 297 Samstag, 14. Dezember 1867.

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

(Fortsetzung.)

„Die tausend Piaster“, fuhr Innigo fort, welche Sie mir gegen meinen Willen aufgedrungen, werden wahrlich nur dazu dienen, die Mäuler der hungrigen Wölfe zu stopfen, welche bei meiner Rückkehr mich umlagern werden. Ich wünsche jedoch, Don Ramon, daß Sie fortan ein wachsames Auge auf ihren Sohn halten. Sollte er wieder in meine Hände gerathen, so weiß ich in der That nicht, wie ich ihn dann retten könnte!“

„Beruhigt Euch, Don Innigo, mein Sohn wird nie mehr in Eure Hände gerathen!“

Don Ramon sagte diese letzten Worte in einem so bezeichnenden Tone, daß der Richter nicht umhin konnte, einzuwenden:

„Bedenket, was Ihr thut, Don Ramon!“

„O! fürchtet nichts!“ fiel Don Ramon wieder ein. Ich will nur verhindern, daß mein Sohn etwa ein Schaffot besteige oder sonst meinen Namen in den Schmutz der Schande ziehe. Werde es schon zu machen wissen.“

Das ihm inzwischen vorgeführte Pferd besteigend, sagte der Richter:

„Adios! Don Ramon seid vorsichtig! Möge dieser Jüngling fortan einer besseren Bestimmung entgegenleben, er hat hitziges Blut, — weiter nichts.“

Bei diesen Worten verneigte sich der Richter im Sattel gegen Don Ramon, welcher seinen Gruß höflichst erwiderte und ritt dann, von der ihm beigegebenen Eskorte gefolgt, in scharfem Trabe davon.

Zu der Zeit und in dem Lande, wo unsere Erzählung sich zutrug, war ein Vater und Hausherr der unumschränkte Meister und Gebieter in seinem Haushalte. Seine Urtheile ließen keine Berufung zu und wurden ohne jeden Widerstand vollstreckt.

Die Bewohner der Hacienda kannten alle nur zu gut den festen Charakter und den unbeugsamen Willen ihres Gebieters; Eigenschaften, welche dem hohen und mächtigen Gefühle der Ehre seines Namens entstanden, deren Erhaltung ihm theurer war, als jedes Leben. Aus diesem Grunde war es mit einem Gefühle unbeschreiblicher und angstvoller innerer Beklemmung verbunden, daß Alle sich anschickten, dem furchtbaren Drama anzuwohnen, welches unzweifelhaft in den nächsten Stunden zwischen Vater und Sohn sich entwickeln mußte.

Don Ramon befahl in ruhigem, ernsten Tone dem neben ihm weilenden Eusebio, die große Glocke zu läuten und die gesammten Bewohner der Hacienda und der dazu gehörenden Gebäulichkeiten nach der großen Halle des Hauptgebäudes zu bescheiden. Bald waren dieselben, unter dem Eindrucke der vorhin angedeuteten Gefühle, versammelt. Es herrschte Grabesstille. Eine heimliche Angst, gleichsam das Vorgefühl eines herannahenden Unglücks, verwirrte die Gemüther der herbeikommenden Dienstleute, welche jeder vor ihnen stattfindenden Bewegung in höchster Spannung mit den Augen folgten.

Nach einem kurzen Zwischenraume peinvoller Erwartung trat Donna Isabella, von ihren Kindern begleitet, ein; nur Rafael fehlte an ihrer Seite. Sie nahm Platz auf einer für sie errichteten Estrade; ihr Gesicht war bleich, ihre Augen vom vielen Weinen roth aufgeschwollen.

Bald darauf erschien Don Ramon.

Er war ganz in schwarzen Sammet gekleidet; über seine Brust hing eine schwere goldene Kette; das Haupt bedeckte ein breitgeränderter, mit einer Adlerfeder gezierter schwarzer Filzhut und ein mächtiges Schwert mit gebräuntem eisernen Griffe hing an seiner linken Seite.

Don Ramon ließ sich gelassen und ernst zur rechten Seite seiner Gattin nieder und gab dem Majordomo ein Zeichen, worauf derselbe sich entfernte und alsbald mit Rafael zurückkehrte. Der Jüngling war bloskröpfig, seine Hände hinter dem Rücken fest zusammengeschnürt. Eusebio führte ihn zu dem Platze hin, der ihm, als dem Angeklagten, über welchen der Spruch gefällt werden sollte, angewiesen war.

Hierauf erhob sich Don Ramon und wandte sich an seinen vor ihm versammelten Haushalt:

„Ich bin, wie Ihr Alle wißt, ein alter Christ aus kastilianischem Geblüte. Meine Vorfahren haben stets makellos gelebt! Ihre Ehre galt ihnen zu allen Zeiten als das höchste Gut! Diese Ehre wurde von meinem

edlen Vater mir ohne Makel übertragen und so werde ich sie auch um jeden Preis zu erhalten wissen. Rafael, mein ältester Sohn, der Erbe unseres Namens, hat denselben jetzt mit einem Schandflecken besudelt. Gestern zu Hermosillo steckte er, in Folge eines Streites in einem Spielhause, letzteres in Brand, auf die Gefahr hin, die ganze Stadt der Vernichtung Preis zu geben; als ein Mann sich seiner Flucht entgegenstellte, tödtete er denselben mittelst eines Dolchstiches. Was soll man von einem Jüngling erwarten, welcher in noch so zartem Alter tollkühn solche ungeheure Verbrechen begeht, und einen Charakter verräth, den man sonst nur den grausamen Bewohnern der Wildniß, ja den wilden Thieren selbst beilegen möchte? Die menschliche Gesellschaft fordert Genugthuung für solche Thaten! Gerechtigkeit muß sein und — mit Gottes Beistand werde ich sie ausüben."

Als Don Ramon nach dieser Erklärung neben seinem Weibe sich niederließ, erhob sich Keiner, der zu Gunsten des Angeklagten das Wort ergriffen hätte, weil eben Keiner wußte, wie er eine Vertheidigung der gegen den armen Jüngling erhobenen Anklage motiviren sollte. Rafael war bei allen Dienern und Arbeitern seines Vaters ungemein beliebt; sie waren alle stolz auf seine Geschicklichkeit im Bändigen der Pferde, und im Handhaben der Waffen, und vorzüglich waren es seine Offenherzigkeit und seine menschenfreundliche Güte, welche alle Herzen der Hacienda-Bewohner ihm zugeführt hatten. Nach dem Ermessen der Letzteren war das anscheinend verwirkte Leben ihres jungen Herrn ein zu hoher Preis in Vergleich zu dem geringen Leben des unwürdigen Raufboldes Tornejo. — Im Innersten sprach ein Jeder der Anwesenden den armen Jüngling frei, der diese That nur unter dem Einflusse ungewöhnlicher Aufregung und in der Hitze des Blutes vollführt hatte.

Donna Isabella wandte sich mit flehender Geberde zu Eusebio, und suchte ihn zu veranlassen, das Wort zu Gunsten ihres Sohnes zu ergreifen. — Bis jetzt war sie dem eisernen Willen ihres Mannes unterlegen; nun aber erhob sich die ganze Macht ihrer weiblichen Natur, um dem unbeugsamen Entschlusse desselben Widerstand zu leisten. Sie liebte ihre Kinder mit dem ganzen, tiefen Gefühle einer Mutter, aber vor Allen lag Rafael ihr am Herzen, dessen feuriger Charakter ihre mütterliche Angst und Sorgfalt am meisten in Anspruch genommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nikolaus von Dreyse †.

Am Montag den 9. Dezember ist der geh. Kommissionsrath Nikolaus v. Dreyse, der Erfinder des Zündnadelgewehres, nach kurzem Krankenlager in Sömmerda gestorben.

Der Artikel, der demselben in der neuesten Auflage des „Konversationslexikons" gewidmet ist, enthält über sein Leben folgende Angaben:

„Geboren am 20. November 1787 zu Sömmerda, als der Sohn eines Schlossermeisters, erlangte er schon als Lehrling in der Werkstätte seines Vaters eine höhere Ausbildung und Fertigkeit. Später arbeitete er in Altenburg und Dresden, 1809—14 in Paris, wo er in der von Napoleon I. begünstigten Gewehrfabrik des helvetischen Offiziers Pauli Beschäftigung fand und dort die Technik der Feuerwaffen besonders zu seinem Studium machte. Nach Sömmerda zurückgekehrt, gründete er unter der Firma Dreyse u. Kronbiegel eine Fabrik zur Herstellung von Eisenwaaren auf kaltem Wege, später eine Zündhütchenfabrik, die unter der Firma Dreyse und Collenbusch noch jetzt besteht. Seine Bestrebungen gingen alsdann dahin, die längstgehegte Idee der Verlegung des Zündungsprozesses bei den Gewehren von Außen nach Innen, so wie die Konstruktion einer die zum Schuß erforderlichen Theile enthaltenden Patrone zur Ausführung zu bringen. Dieß hatte die Erfindung des Zündnadelgewehres zur Folge, das jedoch seine Ladung noch von vorn erhielt. Nach rastlosen Versuchen gelang es ihm 1836, die Herstellung eines Hinterladers, des Zündnadelgewehrs für die preußische Infanterie. Im Jahre 1840 in Spandau geprüft, erwies sich dasselbe als vorzügliche Militärwaffe und wurde bei den preußischen Füsilier-Bataillonen eingeführt. Gleichzeitig erhielt Dreyse die Mittel zur Errichtung einer großen Gewehrfabrik, deren Betrieb schon 1841 begann. Dreyse arbeitete seitdem ununterbrochen fort an der Verbesserung aller Arten von Feuerwaffen und machte viele Versuche mit gezogenen Geschützen, die ebenfalls Erfolg hatten. Bereits 1846 zum Kommissionsrath, 1854 zum Geh. Kommissionsrath ernannt, wurde Dreyse 1864 mit seiner Familie in den Adelstand erhoben, erhielt auch den rothen Adlerorden und den preußischen Kronenorden."

So ist denn nun das lange, thatenreiche Leben eines Mannes abgeschlossen, der für die Geschichte der Kriegswaffen und die neuere Kriegsgeschichte überhaupt von so weitgehendem Einflusse war. Es war ihm vergönnt, am 20. November seinen achtzigjährigen Geburtstag im Kreise seiner Kinder und Enkel zu feiern, und es wurden ihm zu diesem schönen Tage von allen Seiten Zeichen der Verehrung und Theilnahme dargebracht.

Die abyssinischen Gefangenen.

Von Dr. Blanc, einem der abyssinischen Gefangenen, ist ein Bericht eingetroffen, von welchem die „Engl. Korr." folgenden Auszug gibt: „Die Abyssi-

nier werden von Blanc als ein feiger, knechtischer Haufe von Trunkenbolden, die in Polygamie leben, und sich im Schlamme der Sinnlichkeit wälzen, der König als ein halb wahnsinniger Wütherich geschildert. „Mein Vater war wahnsinnig, und mein Volk sagt, ich sei es auch; ich wollte es nie glauben, aber jetzt weiß ich, daß es wahr ist," sollen seine eigenen Worte sein, die er Rassam gegenüber äußerte, und diese Gemüthsstimmung des schwarzen Fürsten charakterisirt auch sein ganzes Benehmen den Gefangenen gegenüber. Glänzend und festlich ist der erste Empfang, welcher Rassam und seinen Gefährten bereitet wurde. An zehntausend Reiter machen Spalier für sie. Der König läßt sie in seinem seidenen Zelte neben seinem Throne auf den Teppich sitzen, läßt sich von ihnen auf Jagden und Zügen begleiten und behandelt sie als seine lieben Gäste; aber nach 1½ Monat werden sie nach Zagay gerufen und dort im Zelte des Monarchen auf ein gegebenes Zeichen des ersten Ministers (er küßt die Erde) entwaffnet und in Gewahrsam gebracht. Doch schon am andern Tage läßt Theodor sie wieder vor sich kommen und unterhält sich mit ihnen, als ob gar nichts vorgefallen wäre, bereitet ihnen aber das Vergnügen, ihre Landsleute, Cameron und Bardell an der Spitze, je zwei und zwei an einander gefesselt, vorführen zu lassen. Tags darauf ist wieder ein vollständiger Umschlag eingetreten; die gefangenen Europäer werden zu einer Privataudienz berufen; der König bittet sie um Entschuldigung, und diktirt in ihrer Gegenwart Herrn Flad einen Brief an die Königin, mit dem der Letztere einige Tage später nach Europa reist. Wieder ist nun eine Zeit der Ruhe eingetreten, sie können Alle zusammenleben; doch nach 2 Monaten zieht sich über ihren Häuptern ein neueres, schwärzeres Gewitter, als bisher zusammen. Mit freundlich verrätherischen Worten werden sie nach Debra Tabor geladen, um einem politischen Prozesse beizuwohnen. Dort angekommen, führt sie der Minister in ein schwarzes Zelt, läßt ihnen Waffen, Messer und Papiere nehmen und sie mit Vorwürfen überhäufen, weil nach einem Schreiben des abyssinischen Konsuls in Jerusalem die Engländer und Franzosen den Türken beistehen wollen, eine Eisenbahn durch Sudan zu bauen und Abyssinien anzugreifen, weil Engländer die ägyptische Eisenbahn ausführen und weil Cameron auf den Brief der Königin keine Antwort brachte. Der Prozeß, dem sie beiwohnen wollten, war ihr eigener. Von da an wurden sie als Gefangene erklärt. Nur Blanc und Rosenthal durften während der Regenzeit in Gaffat verweilen, das Theodor zuweilen besuchte, um seine Kanonengießerei zu sehen. Bei einem dieser Besuche ließ er einen Krüppel, der die Europäer in seiner Gegenwart „Herr" betitelt hatte, zu Tode prügeln; Rosenthal hätte er bald niedergestochen, weil er es unterlassen hatte, sich vor ihm zu bücken. Rassam allein scheint auf ihn einigen Einfluß zu haben. Er durfte es sogar wagen, ihm bittere Vorwürfe über die Behandlung der Gefangenen zu machen. „Ob ich Euch gut oder schlecht behandle", erwiderte der König, „meine Feinde werden immer sagen, ich behandle Euch schlecht." Bald aber besann er sich eines Besseren: die Wachen wurden von den Zelten der Gefangenen entfernt und diese nicht mehr belästigt.

Pfadsucher.

Ich schreite hin durch pfadlos Waldesschweigen,
Das Moos des Bodens dämpfet meinen Schritt,
Bald aufrecht geh'nd, gebückt bald unter Zweigen
Wandl' ich allein und nur mein Schatten mit.

Ich grüße dich, du jungfräuliche Stille,
Die wohl noch nie ein Menschenfuß betrat,
Durch dein Gestänge führt mich eig'ner Wille,
Führt mich kein künstlich vorgebahnter Pfad.

„Und hoffest du dein Endziel zu erreichen
Und fürchtest ab- und irrzuschweifen nicht?" —
Des Ziels bewußt vertrau' ich Einem Zeichen,
Das niemals trügt — dem ew'gen Himmelslicht.

Und wie das Licht jetzt meine Schritte leitet:
So, wenn der Geist nach andern Pfaden sucht,
Als, die gedankenlos die Menge schreitet,
Durch ungereutet Dickicht, Moos und Schlucht:

So führe du mich auch durch's wirre Leben,
So leuchte du mir voll ins Angesicht,
O Herr, daß mich zur Wahrheit führt mein Streben,
Sei meine Sonne du und du mein Licht!

Axthieb.

Mannigfaltigkeiten.

An den Freischaarenzügen Garibaldi's betheiligte sich stets ein Engländer, welcher dieselben als eine Menschenjagd betrachtete und behandelte und deßhalb auch der Menschenjäger genannt wurde. Er war auch bei Mentana, wurde aber hier von den Päpstlichen verwundet und gefangen. In's Spital nach Rom gebracht, mußte ihm der Arm abgenommen werden, doch starb er in Folge der Amputation. Seine Mutter, Mistreß Sholey, traf, als er eben die Augen geschlossen hatte, an seinem Bette ein. So schreibt der „Univers" aus Rom.

Ueber den großen Brand des Haymarket-Theaters in London bemerkt die „Times“: Vormittags hatte daselbst eine Probe des „Fidelio“ stattgefunden, und zwei Feuerleute hatten das ganze Haus noch Nachts 10 Uhr abgegangen; sie sagen natürlich aus: sie hätten Alles in der größten Ordnung gefunden. Daß das Feuer im Garderoberaum ausgebrochen, ist eben nur Vermuthung. Im Publikum hatte man immer geglaubt: unter dem Dach des Hauses sei ein großer stets gefüllter Wasserbehälter (tank), aber es scheint auch nicht ein Tropfen darin gewesen zu sein. Ein sonderbarer Umstand ist es, daß von all' den mannigfachen und reichen Vorräthen nichts übrig geblieben als das Gewand, in welchem der Geist des ermordeten Gouverneurs im „Don Juan“ aufzutreten pflegte! Sonst ist Alles, Alles vernichtet, und bloß der innere Schaden wird, wie schon erwähnt, über 50,000 Pfd. St. geschätzt. Die berühmte Sängerin Mde. Tietjens hat 1200 Pfd. St. an Juwelen eingebüßt u. s. w. Am meisten aber ist der Theaterpächter Hr. Mapleson zu beklagen, dessen Verlust 12,000 Pfd. St. beträgt, und der gar nicht versichert war. Die Königin hat ihm durch den Lord Kämmerer ihr Bedauern ausdrücken lassen. Aber auch Nachbarn des Theaters haben stark gelitten, namentlich der Kunsthändler Hr. Graven durch den Untergang vieler werthvollen Gemälde und Kupferstiche. Natürlich gibt die Presse, wie jedesmal bei solchen Fällen, allerlei gute Rathschläge: wie solchem Unglück für die Zukunft vorzubeugen sei. Die „Times“ meint: man sollte Theater von innen und außen, soweit möglich von Eisen bauen. Einen eigenen Anblick boten, die nebst der zahlreichen Polizei, heranmarschirten Soldaten; sie waren, bei der Hast, womit man sie aus ihren Betten getrommelt und trompetet, größtentheils in Flanelljacken.

Vor einigen Tagen wurde bei dem in dem Gießener Stadtwalde befindlichen Bergwerke ein interessanter Fund gemacht. Bei der Anlegung eines neuen Tagesbaues stießen die Arbeiter plötzlich auf den Sarg eines alten deutschen Helden. Der Sarg war aus unbehauenen Steinen zusammengesetzt und der innere Raum desselben mit kalkartiger Erde angefüllt. Nachdem dieselbe ausgeschöpft war, entdeckte man das vollständig erhaltene Skelett eines Mannes. Um den Kopf lag ein Ring, der, nach den kleinen, sehr zierlich gearbeiteten Blättchen und Blumen, von denen sich noch einige vorfanden, zu urtheilen, einst reich verziert gewesen sein muß. Am Scheitel lagen zwei gezahnte Ringe, die wahrscheinlich zum Zusammenhalten der Haare dienten. An den Seiten des Kopfes fanden sich zwei große Ohrringe, ebenso zwei Ringe an den Handgelenken. Alle die Gegenstände sind von Bronze. Das Gebiß ist, mit Ausnahme der Augenzähne, vollständig vorhanden und so gut erhalten, daß der Gedanke nahe liegt, die fehlenden vier Zähne mögen das Opfer einer barbarischen Sitte geworden sein. Auffallend ist die Gestalt der oberen und unteren Vorderzähne; sie sind rund und stumpf. Der Sarg, über welchen sich ein gewaltiger Hügel wölbte, gehört offenbar der heidnisch-germanischen Zeit an.

In dem neuen Etat der Berliner Polizeiverwaltung findet sich zum Erstenmale ein Posten von 4680 Thaler ausgeworfen für „Zivilkleider und Verkleidungen“ der Beamten der Kriminal- und der Sitten-Polizei, so wie zu dem Zwecke, es diesen Beamten möglich zu machen, in „Wirthshäusern, die von der Verbrecherwelt besucht werden,“ zur Wahrung des Inkognito's sich eben so zu verhalten, wie alle „anderen Gäste.“

Einen reichen Fund bei einer Berliner Lumpenhändlerin meldet das „Polizeiblatt.“ Zwischen Lumpen und Makulatur aller Art fanden sich nämlich Werthpapiere im Betrage von 800 Thlr. vor. Wie die Paipere zwischen die Lumpen gekommen sind, ist nicht aufgeklärt, da die Händlerin nicht im Stande ist, darüber Auskunft zu geben.

Räthsel.

1, 2, 3, 4 eine Dame ledigen Standes,
4, 5, 6, 7:
a) Spitze eines Hügels im heil'gen Lande,
b) ein Bischofssitz in der Schweiz.

Auflösung des Räthsels in Nr. 291:

Ein längst bekanntes Sprichwort sagt:
Gebrannte Kinder scheu'n das „Feuer“;
Ich aber habe, wie bekannt,
Den Schnabel schon gar oft verbrannt —
Und doch die alte Leier!
Ich muß gesteh'n: es ärgert mich,
Daß Kinder klüger sind als ich;
Allein: ich kann nicht schweigen.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 298 Montag, 16. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

So sehr auch Roswitha durch die Nachricht von Otto's Erkrankung erschüttert worden war, so fühlte sie sich doch von einem frischen Muthe beseelt und der Gedanke, daß sie jetzt im Stande sein werde, ihm ihre Liebe auch durch die That beweisen zu können, erfüllte sie mit großer Zuversicht auf das glückliche Gelingen ihres barmherzigen Werkes. Am liebsten wäre sie gleich mit dem Doktor gegangen, um ihr Amt anzutreten, aber dieser bestimmte, daß er sie erst in der Abenddämmerung in seinem Wagen abholen wolle, nachdem er Alles im Hause seines Bruders zu ihrer Aufnahme habe vorbereiten lassen. Auch ermahnte er sie noch, ihr Verhältniß zu dem Patienten in dessen Vaterhause vorläufig nicht zu verrathen, und Alles zu vermeiden, was ihn in Aufregung versetzen könne.

Als der Doktor nach einigen Stunden in das Haus seines Bruders wieder zurückkehrte, fand er, daß sich Otto's Zustand bereits bedeutend verschlimmert hatte. Der Kranke lag in einem Betäubungsschlummer, aus dem er nach kurzen Pausen auffuhr, und im Delirium unverständliche Worte sprach.

Die Mutter, welche fast nicht von ihm gewichen war, fühlte sich durch Angst und Besorgniß bereits so erschöpft, daß sie ihre Schwäche selbst eingestand, und sich für unfähig erklären mußte, die Verpflegung des Kranken, so gern sie auch dazu bereit gewesen wäre, selbst zu übernehmen. Sie fühlte sich deßhalb auch erfreut und beruhigt, als ihr Schwager ihr mittheilte, daß er eine Pflegerin für ihren Sohn gefunden, die zwar noch sehr jung sei, der er aber sein ganzes Vertrauen schenke. Sie ließ auch sogleich das nahe gelegene Zimmer Adelens für sie in Ordnung bringen, welches sie bewohnen sollte.

Der ältere Carlshof ging unruhig in seinen Zimmern und im Hause umher, besuchte den Kranken mehrmals, verließ ihn kopfschüttelnd und seufzend, und ging dann wieder in sein Comptoir hinab. Aber hier zeigte er sich sehr zerstreut und niedergeschlagen, und ungeachtet viele und wichtige Arbeiten auf ihm lasteten, da er des Beistandes seiner beiden Söhne entbehren mußte, brachte er doch nichts zu Stande, und verließ das Comptoir zur Verwunderung seines Personals immer nach kurzer Zeit schon wieder, ohne einige nothwendige Dispositionen, auf welche man wartete, getroffen zu haben.

Mit der Morgenpost waren Briefe eingelaufen, aber sie lagen noch unberührt auf seinem Pulte, ja, er hatte sie noch nicht einmal angesehen. Erst am Nachmittage entschloß er sich, sie zu öffnen. Zuerst erbrach er einen Brief, der von Albert an ihn gerichtet war.

Dieser berichtete ihm, daß seine Geschäfte, die ihn nach Danzig geführt, trotz aller seiner Bemühungen, doch nicht den gewünschten Erfolg gehabt hätten. Das große Handelshaus, dessen Schwanken seine Reisen veranlaßt, habe nun wirklich den Konkurs erklärt, und es würde wahrscheinlich von den Forderungen der Firma Carlshof nur wenig gerettet werden. Deßhalb zeigte er auch an, daß er sich zur Rückreise vorbereite, und in wenigen Tagen eintreffen werde. Zugleich aber theilte er auch seinem Vater so schonend als möglich mit, daß er jetzt zu einem festen Entschlusse gelangt sei, in Bezug auf die von ihm geforderte Scheidung von seiner Adele, und daß er nie in eine Trennung von ihr willigen könne und werde. Sein Gewissen werde sich nie beruhigen, wenn er um einer Laune seiner Großmutter willen, seinen am Altare geleisteten heiligen Eid brechen, und sein und seiner Gattin Glück für immer vernichten solle. Er bat deßhalb auch seinen Vater in den bewegtesten Ausdrücken, nicht länger mehr auf seiner Forderung zu bestehen, deren Erfüllung ihn und Adelen in eine Lage versetzen müsse, die ihnen schmerzlicher sein würde, als der Tod. Er bat ihn, seine einmal gegebene Anerkennung seiner so glücklichen Ehe aufrecht zu erhalten, und dem Verlangen der Großmutter Festigkeit entgegen zu stellen, da sie in Bezug auf die Rückforderung ihres im Geschäfte stehenden Kapitals, schon um der Sicherheit und Ehre des Hauses willen, doch nicht mit Härte verfahren könne. Auch an Adele war dießmal ein Brief beigefügt.

Der Inhalt dieses Schreibens war aber wohl geeignet, die Unruhe des von allen Seiten bedrängten Kaufmanns nur noch höher zu steigern.

Er hatte seinem Sohne die Flucht Adelens und die Umstände, welche dieselbe veranlaßt hatten, melden wol-

len, war aber noch nicht dazu gekommen, da durch Otto's Erkrankung seine Gedanken davon abgezogen worden waren. Was sollte er ihm jetzt schreiben? Was sollte er ihm sagen, wenn er nun in wenigen Tagen zurückkehrte, und seine Gattin nicht mehr im Hause fand? Es blieb ihm jetzt nichts übrig, als ihn noch zurückzuhalten, bis er wenigstens eine Spur von Adelen aufgefunden hatte. Deßhalb schrieb er ihm auch sogleich in kurzem Geschäftstone: er möge sich von Danzig nach Kurland begeben, und dort die Vermögensumstände des alten Barons von Hoskul und dessen Verhältniß zu erforschen suchen, was ihm zu erfahren von großer Wichtigkeit sei, da der Letztere um Clarissa's Hand angehalten habe. Dieser Auftrag aber wurde ihm nicht gerade durch ein Mißtrauen gegen den jungen Baron eingegeben, sondern nur, um Albert noch ein Zeit lang von Hamburg entfernt zu halten.

Ein zweiter Brief kam von London, von Harry Wells, welcher für das ihm übertragene Kommanditgeschäft einen ausgedehnteren Kredit verlangte. Er legte ihn unmuthig bei Seite und die übrigen Briefe, die er durchsah, enthielten Geschäftssachen von geringerer Wichtigkeit.

In der Dämmerung desselben Tages brachte der Doktor Roswitha ins Haus, um ihren Posten anzutreten, und er hatte es so einzurichten gewußt, daß er bei ihrem ersten Erscheinen im Krankenzimmer mit ihr und Otto allein war, um den Eindruck beobachten zu können, den ihre Gegenwart auf ihn äußern würde. Er erkannte sie wirklich auch auf den ersten Blick, und zeigte die innigste Freude, als sie ihm aber auch die Versicherung gab: „Ich bleibe bei Dir, Otto!“ da verklärten sich seine Gesichtszüge und er flüsterte leise: „Dann muß ich ja gesund werden!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittengemälde.

(Fortsetzung.)

„Sennor!“ begann Eusebio, mit unsicherer Stimme an Don Ramon sich wendend; „nach Wunsch meiner Herrin, Donna Isabella, flehe ich Sie im Namen aller hier Versammelten um Gnade für Don Rafael! Vergessen Sie nicht, daß er Ihr Erstgeborner ist! — Wie schwer auch seine Schuld sein möge; — vor den Augen des Vaters dürfte sie einige Milderung finden! Ich habe über den ganzen Vorfall die genauesten Erkundigungen in Hermosillo eingezogen. Mir wurde von glaubwürdigen Leuten berichtet, daß Rafael gestern in der Spielhölle des Don Aguilar die Entdeckung machte, daß er im Spiele betrogen wurde. In Folge dessen entstand ein Streit, in welchem durch Zufall ein brennender Ofen umgeworfen wurde; im Fallen zersprang derselbe, und die ringsherum zerstreuten brennenden Kohlen verursachten, ohne irgend eines Menschen Absicht, den alsbaldigen Brand des Hauses. Als Rafael hierauf vor der drohend ihm verfolgenden Menge zu entfliehen suchte, wurde er von dem schändlichen Cornejo, welcher ihn wohl kannte, und sicherlich mehrfache Ursache hatte, ihm eher Vorschub zu leisten, — feiglings mit dem Lasso beworfen, in der Absicht, gebunden und entwaffnet seinen Verfolgern ihn auszuliefern. — Vergeblich bat und warnte ihn Rafael, von der Verfolgung abzustehen; Cornejo achtete die Warnung nicht, und fiel demnach als Opfer seiner eigenen Boshaftigkeit; — denn Rafael, indem er ihn tödtete, übte nur einen Akt der Gegenwehr aus. Ich flehe Euch deßhalb an, in meinem Namen, im Namen der tiefgebeugten Mutter und Eurer versammelten Dienstleute, als Vater Eurem Sohne die begangene That zu vergeben, die doch nur im höchsten Affekt und ohne Vorbedacht vollführt wurde!“

„Und eben weil ich der Vater bin,“ entgegnete Don Ramon; „soll und muß mein Herz ohne Mitgefühl sein. Rafael ist ein Mordbrenner; er ist mein Sohn nicht mehr!“

Verzweiflungsvoll schluchzend schlang die arme Mutter ihre Arme um den verlorenen Sohn; eine tiefe Rührung beherrschte alle Anwesenden; ja! selbst Don Ramon vermochte nicht eine Thräne zurückzuhalten.

„Gottlob!“ rief die Mutter aus, als sie die Rührung des Gatten bemerkte!“ Oh! mein Sohn ist gerettet! — Gott hat das Herz des eisernen Mannes erweicht!“

— „Sie täuschen sich, Sennora!“ sagte Don Ramon mit gefaßter Stimme; „Ihr Sohn gehört mir nicht mehr an: — er ist dem Gesetze verfallen!“

Und einen strengen Blick auf Rafael heftend, fuhr er zu Letzterem gewendet fort:

„Don Rafael! von diesem Augenblicke an hast Du aufgehört, ein Mitglied dieses Hauses zu sein. Ich verbanne Dich hiermit aus demselben, als einen von der menschlichen Gesellschaft Verstoßenen. Von nun an wirst Du mit den Thieren der Wildniß leben, bis der Tod Dich ereilt!“

Bei diesem furchtbaren Spruche sank Donna Isabella ohnmächtig zusammen; Rafael dagegen wußte mit übermenschlicher Anstrengung die Aufregung im Innersten zu bewältigen:

„Seht Ihr denn nicht Vater! daß meine Mutter im Sterben liegt?!“ rief er diesem zu.

„— Dann habt Ihr sie getödtet,“ entgegnete Don Ramon.

Rafael zuckte zusammen, als sei er von einer Schlange gebissen worden.

„Tödtet mich, wenn es Euch denn einmal so beliebt; aber schonet meine Mutter. Ihr waret heute ohne Erbarmen für sie und für mich; — aber ich weiß und fühle es; es wird gar bald für Euch der Tag kommen, an welchem Ihr selbst vergebens um das Erbarmen flehen werdet, welches Ihr mit kaltem Herzen uns entzoget! — Es wird der Tag kommen, wo, im Andenken an die heutige Stunde, Verzweiflung und Kummer in Euer verödetes Haus und in Euer Herz einziehen werden."

Mit stummem Erstaunen blickte Don Ramon eine Zeitlang seinen Sohn an, dann wies er mit der linken Hand nach dem Gitterthor. —

„Geht nur voran, Sennor! ich bin bereit und werde Euch folgen!" sagte Rafael mit fester Stimme, und bog sich dann über den Körper seiner ohnmächtig zu seinen Füßen dahingestreckten Mutter; da seine Hände jedoch noch immer gebunden waren, so konnte er sie nicht an sein Herz heraufheben, nur einen Kuß vermochte er auf ihre kalten Lippen zu drücken; alsdann richtete er sich mit männlicher Fassung auf, seinem Vater zurufend:

„Nun folge ich Euch willig, Sennor, nachdem ich von meiner theuern Mutter Abschied genommen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Das Röschen.

Ein Purpurröschen, zart und rein,
Getränkt im Morgenthau,
Erblüht beim frühen Tagesschein
Auf grüner Frühlingsau;
Der kleinen Knospe süße Düfte
Durchwürzen die Lüfte.

Es strahlte so im Purpurglanz,
Wie's Bräutchen, lusterglüht,
Dem Bräutigam beim Hochzeitstanz
Verschämt entgegen blüht:
Da dacht' ich es vom Strauch zu pflücken,
Mein Liebchen zu schmücken.

Doch rein — der jungen Liebe Bild
Mir ja dieß Röslein zeigt,
Bei dem der Hoffnung Grün sich mild
Mit Liebesroth verzweigt,
D'rum sei, wie erstes Liebeswalten
Es heilig gehalten.

Magst duftig Kind am grünen Strauch
Noch blüh'n bei Laubesgrün,
Verwehen deiner Düfte Hauch,
Dein Purpurschein verglüh'n;
Ist doch dein Jugendreiz entschwunden
In wenigen Stunden.

Und so aus uns'rer Liebe mag,
Du trautes Mädchen mein,
Uns blühen auch manch' heit'rer Tag
Voll Glück und Sonnenschein,
Tief steht uns ja ins Herz geschrieben
Im Leben zu lieben.

— — e.

Mannigfaltigkeiten.

Am 5. Dezember starb zu Wolfenbüttel der herzogliche Bibliothekar, Dr. Bethmann. Er war der fünfte Nachfolger Lessing's — und wenn sich unter diesen Nachfolgern auch die Namen Langer, Ebert und Schönemann finden, so dürfen wir ihn doch wohl als den bedeutendsten unter den Genannten bezeichnen.

Die Frage in Betreff der Subsistenzmittel der Frau Lincoln ist jetzt endgültig entschieden. Richter Davis, der Administrator der Lincoln'schen Erbmasse, reichte vor einigen Tagen seine Schlußabrechnung ein. Nach Zahlung sämmtlicher Schulden bleibt die Summe von 110,294 Dollars, welche unter die Wittwe und die beiden Söhne zu gleichen Theilen vertheilt wurden. Frau Lincoln hat danach für ihren Antheil 36,765 Doll., abzüglich einer Summe von 4000 Doll., welche sie bereits gezogen hat, zu erhalten, und steht ihr diese Summe zur Verfügung. Dazu kommen die von der Kongreßbewilligung übrigen 22,000 Doll., ferner Schenkung von ihrem Sohne Robert 10,000 Doll., aus anderen Quellen erhalten mindestens 10,000 Doll., zusammen 70 bis 75,000 Dollars. Wenn Frau Lincoln trotzdem Bettelei und dem Handel mit alten Kleidern fortsetzt, so weiß das Volk jetzt wenigstens, daß es nicht aus Noth, sondern aus Liebhaberei geschieht.

Einer vom statistischen Bureau in München ausgegangenen Zusammenstellung der ärztlichen Verhältnisse im Königreich Bayern entnimmt ein Korrespondent der „A. Abdztg." folgende Angaben: Bayern zählt im laufenden Jahre bei einem Flächenraum von 1377½ Quadratmeilen und 4,656,888 Einwohner 1416 Zivilärzte. Auf 0,973 Quadratmeilen kommt ein Arzt. Die Extreme in dieser Beziehung bilden unter den Regierungsbezirken Unterfranken, wo schon auf 0,709 Quadratmeilen ein Arzt kommt, und Niederbayern, wo erst 1,552 Quadratmeile einen Arzt einschließen. In den Städten über 10,000 Einwohnern, deren See-

lenzahl sich auf 448,607 beläuft, befinden 404 Aerzte, die Landbevölkerung mit 4,280,281 Einwohnern zählt, deren 1012, so daß auf einen Arzt 1110 Stadtbewohner, und auf dem Lande 4158 Einwohner auf einen Arzt kommen. Seit dem Jahre 1843 hat sich die Zivilbevölkerung um 6,45 Prozent vermehrt, während die Zahl der Aerzte um 23 Prozent seit jener Zeit zugenommen hat. Im Jahre 1843 kam ein Arzt im ganzen Königreich auf 3820 Einwohner und 1,213 Q.-M., im Jahr 1867 hat sich die Zahl der auf einen Arzt kommenden Einwohner um 545 gemindert, so wie der Flächenraum für je einen Arzt um 0,24 Q.-M. kleiner geworden ist. Was den Geburtsort der Aerzte anbelangt, so liefert Oberbayern 16,5 Prozent der bayerischen Aerzte, Niederbayern nur 7,9 Prozent, das Ausland 3,7 Prozent. Die Zahl der Eingebornen in den einzelnen Kreisen unter den Aerzten beträgt 946 oder 66 Prozent der Gesammtzahl. Was das mittlere Lebensalter der jetzt lebenden bayerischen Aerzte betrifft, so zählen sämmtliche Zivil- und Militärärzte zusammen 74,493 Jahre, so daß sich für den einzelnen Arzt das mittlere Alter von 46 Jahren, 4³/₆ Monaten berechnet. Da aber die durchschnittliche Lebensdauer der Aerzte in Bayern 55 Jahre, 5²/₆ Monate beträgt, so ergibt sich die durchschnittliche Lebenshoffnung für die jetzigen Aerzte von 9 Jahren 1 Monat.

Die in Nro. 25 der in Fürth erscheinenden „Gewerbszeitung“ brachte unlängst eine bis zum Schlusse des jüngst abgelaufenen Studienjahres reichende, recht interessante Uebersicht über den Bestand und die Frequenz der öffentlichen technischen Unterrichtsanstalten in Bayern. Es ergibt sich hieraus unter Anderem, daß die mehrfach verbreitete Behauptung, als sei die Frequenz unserer Gewerbschulen in Folge ihrer Reorganisation vom Jahr 1864 in der Abnahme begriffen, eine unrichtige ist, wie dieß aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

Jahr.	Zahl der Schulen.	Schülerzahl am Jahresschlusse.
1836/37	26	1063.
1839/40	26	1171.
1844/45	26	1519.
1849/50	26	1708.
1854/55	26	2131.
1859/60	29	2322.
1865/66	31	2374.
1866/67	31	2497.

Die Zahl der gewerblichen Fortbildungsschulen wird auf 26 mit 5512 Schülern angegeben.

Nach wiederholten Wahrnehmungen der Commissioners of Emigration in New-York versuchen in neuester Zeit einzelne Rhederhäuser und deren Agenten, namentlich in Havre, an den Auswanderern einen beträchtlichen Gewinn sich zu erschwindeln, indem sie diese unter verschiedenen Vorwänden zum Einkaufen von Eisenbahn-Billets für die amerikanische Inlandreise verleiten, und hierbei die Preise in amerikanischem Golde oder der diesem Golde entsprechenden deutschen Währung, statt nach dem Werthe des in Nordamerika gesetzlich kursirenden Papiergeldes berechnen. Dadurch gewinnen sie den seit 1861 zwischen 36 und 180 Prozent schwankenden, gegenwärtig 40 Prozent betragenden Mehrwerth des Goldes, der Auswanderer aber muß für jeden Gulden, den er in Amerika für Eisenbahn-Billets zu zahlen hätte, in Europa gegenwärtig nahezu 1¹/₂ fl. bezahlen, und wir halten es für Pflicht, die Auswanderer vor diesem Betruge zu warnen und sie überhaupt aufzufordern, vor ihrer Ankunft in Amerika durch keinerlei Vorspiegelungen sich zur Erwerbung von Eisenbahn-Billets, überhaupt zu Verträgen für die Inlandreise in Amerika verleiten zu lassen, da sie Gelegenheit zur Reise in das Innere dort stets finden.

Preußen hatte, einschließlich einiger Enklaven, im vorigen Jahre 30,352 Morgen mit Tabak bebaut, am meisten der Regierungsbezirk Potsdam, am wenigsten die Provinz Westphalen. (Nassau kommt mit 105, Frankfurt mit 71 Quadratruthen in Ansatz.) Der ganze Zollverein bebaute 86,037 Morgen mit Tabak, am meisten, nächst Preußen, Baden, 30,234 Morgen, dann Bayern, 18,917 Morgen, am wenigsten Braunschweig, 18 Quadratruthen. Gewonnen wurden 663,418 Ztr. Tabak, in Preußen allein 233,288 Zentner. Der höchste Ertrag vom Morgen waren 27 Ztr. in der Rheinprovinz, dann Baden 25 Zentner, der niedrigste 1 Zentner in Brandenburg. Der mittlere Ertrag pro Morgen im ganzen Zollverein betrug 7,71, in Preußen allein 7,60 Zentner. Der höchste Preis eines Zentners getrockneter Blätter betrug 17,4 Thaler, nämlich in Baden, der niedrigste ²/₃ Thaler, nämlich im ehemaligen Kurhessen.

Auflösung der Charade in Nr. 293:

Und paßt die Feuerwehr auch noch
So gut, als Lösung, lass' ich doch
Dieselbe ungeschoren:
Und nehm' den „Regenschirm“ dafür;
Es geht dadurch — so deucht' es mir —
Am Rythmus nichts verloren.

M. M.

Redakteur Gustav Meisert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 299 Dienstag, 17. Dezember 1867.

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Verbannung.

Zwei Pferde, von Eusebio selbst gezäumt und gesattelt, hielten vor dem Eingange der Hacienda. Don Ramon bestieg das eine und hob mit kräftigem Arme seinen Sohn vor sich auf den Sattel hinauf.

„Führe das andere Pferd zurück", sagte er zu Eusebio, „ich bedarf es nicht!"

Und seinem schwer beladenen Pferde die Sporen in die Seite stoßend, sprang er im Gallop davon. Sobald er jedoch außer Sicht der Hacienda war, hielt er das Pferd an, zog ein seidenes Tuch aus der Brusttasche und verband lautlos damit seinem Sohne die Augen. Dann setzte er seinen Ritt durch die öde Wüste fort.

Wer den Reiter hätte erblicken können, wie er staubbedeckt, stumm durch den Sand der Wüste glitt, eine hülflos zusammengebundene menschliche Form auf dem Vordersattel mit sich fortschleppend, würde von einem gewissen Schauder ergriffen worden sein. Stunde folgte auf Stunde, und keine Sylbe wurde zwischen Vater und Sohn gewechselt.

Die Wüste nahm allmälig ein wilderes und düsteres Aussehen an; nach und nach verschwanden alle Spuren der Vegetation. Nur hie und da erblickte man buschbewachsene Klüfte, aus deren Tiefe beim Sonnenuntergang das Geheul wilder Thiere ertönte, während Haufen weißgebleichter Knochen den Sand bedeckten und Raubvögel in niedrigem Fluge den Reiter umflogen.

In diesen tropischen Gegenden währt das Zwielicht nicht lange; sobald die Sonne untergegangen, tritt die Dunkelheit der Nacht plötzlich ein. Don Ramon gallopirte ununterbrochen fort bis gegen 8 Uhr Abends. Als der Mond sein unsicheres Licht über die endlose Ebene zu werfen anfing, hielt er an, stieg vom Pferde und hob seinen Sohn auf den Sandboden herab. Sein fieberhafter Ritt hatte über zehn Stunden gedauert. Das arme Pferd schnaufte schwer und war vor Mattigkeit dem Umsinken nah; er säumte es ab und spendete ihm das Futter, mit dem er sich reichlich versehen hatte.

Don Ramon näherte sich dann seinem Sohne und entfernte die Binde von dessen Augen. Der Jüngling beharrte bewegungslos in seinem Stillschweigen, heftete jedoch einen ernsten kalten Blick auf seinen Vater. Nachdem letzterer seine Zurüstungen beendet, sagte er in trockenem, rauhen Tone:

„Ihr befindet Euch hier ungefähr zwanzig Meilen von der Hacienda, welche Euer Fuß nie wieder betreten soll. Von diesem Augenblicke an seid Ihr allein, — ohne Vater und Mutter, ohne Familie." —

Dann zum Knaben näher tretend, fügte er hinzu: „In diesem Sacke sind Mundvorräthe für zwei Tage. Diese gezogene Büchse lasse ich Euch zurück, welche nie versagte und nie ihr Ziel verfehlte; dann diese Pistolen, Messer und Axt; Pulver und Kugeln findet Ihr in diesen Büffelhörnern; außerdem enthält der Sack Feuerstahl und Zunder, endlich auch eine Bibel und ein Gebetbuch. Zwischen uns ist Alles aus! — Adios! Mag der Himmel sich Deiner gnädiglich erbarmen! — Der Herr dort oben verläßt niemals Diejenigen, welche auf ihn bauen. Von nun an wird Er allein über Dich wachen!" —

Nach diesen Worten warf Don Ramon seinem Pferde die Zügel wieder über, zerschnitt mit dem Dolche die Stricke, welche seines Sohnes Hände noch umbanden, schwang sich in den Sattel und ritt eiligst davon.

Aengstlich lauschte Rafael dem flüchtigen Gallop des über den Sand davonrennenden Pferdes; er folgte demselben mit den Augen, so lange es ihm nur möglich war, dessen bei dem nebeligen Mondlicht allmälig verschwindenden Formen zu unterscheiden, und als Roß und Reiter endlich seinen Blicken entschwunden, da erfaßte ihn das nackte Bewußtsein seiner verzweifelten Lage; mit einem Schrei der Verzweiflung drückte er die Hand auf das Herz und sank auf dem Sande zusammen.

Nach längerem starkem Gallop durch das Dunkel der Wüste, bei welchem er es dem Instinkt seines Pferdes überließ, die richtige Spur des Heimweges zu verfolgen, mäßigte Don Ramon dessen geflügelten Lauf, um das erschöpfte Thier und sich selbst etwas zu Athem kommen zu lassen. Da überfiel ihn zum Erstenmale, seitdem er zu der strengen Handlungsweise gegen seinen

Sohn sich entschlossen, ein gewisses Mißbehagen und unwillkürlich tauchte in seinem Innern die Frage auf: ob er auch recht gehandelt habe? — Er lieh den unbestimmten Lauten der Wildniß ein aufmerksames Ohr; — ängstlich horchte er in der Richtung nach der eben verlassenen Gegend, ohne sich den Grund hiefür erklären zu können oder zu wollen, — aber in der vagen Erwartung die flehende Stimme, den hülferufenden Schrei seines in der Wüste verlassenen Kindes zu vernehmen.

Wiederholt hielt er sein vorwärtsscheitendes Pferd an, als gehorche er einer geheimen Stimme, welche ihn mahnte, umzukehren zu dem von ihm in der Wüste preisgegebenen Sohne; aber der unbeugsame Stolz seines Stammes siegte über die großmüthigen Regungen seines Herzens. Der Saamen des Elendes war bereits in seiner Brust gesäet, als er nunmehr den Ritt heimwärts fortsetzte; im tiefsten Herzen empfand er den kalten Frost der verzweifelnden Trostlosigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unterfränkischer Landsmann als Garten-Direktor des Sultans.

Unstreitig mag es als eine seltene Erscheinung gelten, den Beherrscher des türkischen Reiches die Gränzen seines Gebietes in friedlicher Gesinnung überschreiten und mitten unter den Ungläubigen verweilen zu sehen, wie wir solches in den jüngsten Tagen wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Der alte Haß der Türken gegenüber dem christlichen Elemente scheint daher sich gemindert zu haben, was uns um so mehr zu dieser Annahme berechtigt, wenn wir so manche jetzigen Sitten und Gebräuche an dem türkischen Hofe im Vergleich zu früheren bringen. Freilich ist noch Vieles zu beseitigen: allein es ist eine schwierige und große Aufgabe, welcher sich immer wieder der Starrsinn der trägen Türken entgegenstellt.

Abdul Aziz, das jetzige Haupt der Gläubigen, so wie seine Vorgänger Mahmud II. und Abdul Medschid verdienen in dieser Beziehung alles Lob. Es mag daher nicht Wunder nehmen, wenn wir mitten unter den Gläubigen einen Christen am türkischen Hofe finden, der von Seite des Sultans ein Vertrauen besaß, dessen sich kein Christgläubiger je rühmen konnte.

Dieser Mann war Christian Sester.

Es mag ungefähr ein Jahr sein, als man in der „Allgemeinen Zeitung" die Todesanzeige des zu Konstantinopel verlebten Christian Sester, großherrlichen Gartendirektors, Inhaber des großherrlich-türkischen Nischan-Iftihar- und des Medjidie-Ordens lesen konnte.

Einiges Nähere von diesem in seiner Kunst so hervorragenden und vom Glücke nicht weniger begünstigten Manne zu erfahren, mag vielleicht manchem seiner unter uns lebenden Freunde sehr interessant sein, um so mehr, da wir in ihm einen Deutschen, und zwar von Geburt einen Bayern erkennen.

Christian Sester wurde im Jahre 1804 im Schönbusch bei Aschaffenburg geboren, woselbst sein Vater als Aufseher über das Gartenpersonal des Fürsten Primas fungirte, nachdem seine Voreltern aus dem Elsaß eingewandert waren. Die erste Stufe seiner Bildung erlangte er an der lateinischen Schule zu Aschaffenburg. Allein der Keim, der in ihm schlummerte, erwachte bald, um sich zu einer Blüthe zu entfalten, die, ich möchte sagen, als einzig in ihrer Art prangte. So wandte er sich bald der edlen Gartenkunst zu, welche zu erlernen sich ihm die beste Gelegenheit bei dem damaligen fürstlichen Hofgärtner Bode im Schönbusch darbot. Hier begann er seine künstlerische Laufbahn und legte jene Grundlage, die ihm als Gärtner überhaupt, und insbesondere als Landschaftsgärtner einen höhern Ruf sicherte. Bald trieb ihn sein Wissensdrang nach München, wo er seine weitere Ausbildung im botanischen Garten erhielt. Nach längerem Verweilen daselbst begab er sich wieder zurück und begleitete im Schönbusch, und später in Bessungen bei Darmstadt, die Stelle als Obergehilfe. Doch auch hier war sein Aufenthalt nicht von Dauer, und wir finden ihn alsbald auf den Graf Dalberg'schen Gütern in Böhmen, später in Frauendorf, dem Sitze der praktischen Gartenbaugesellschaft, als Obergärtner, und schließlich bei Fürst Dietrichstein in Wien, und da war es, wo sich sein Schicksal wendete. Fürst Dietrichstein empfahl ihn nämlich dem Sultan Mahmud II. in Konstantinopel, auf welche Empfehlung hin Sester in Wien seine Ernennung als großherrlicher Gartendirektor erhielt, und im Jahre 1835 dieser Ernennung Folge leistete. Hier nun hatte Sester eine Aufgabe zu lösen, die manchem Andern für unausführbar geschienen hätte. Freilich ist nicht zu leugnen, daß das südliche Klima ihm eine große Stütze darbot, etwas Großartiges zu schaffen. Daher vermochte er den Auftrag des Sultans, den Garten bei der neuen Residenz in Dolmabadsche am Bosporus einzurichten, zur vollen Zufriedenheit seines Herrn auszuführen.

Wo aber auch möchte man ein Werk finden, das sich mit dem messen könnte, welches Sester hier unter einer weit ausgedehnten Säulenhalle, welche dem Palaste zur Seite liegt, ins Leben treten ließ. Reich an Wasserfällen, Lauben, dunklen Gängen u. s. w. empfindet man hier nicht die drückende Hitze des südlichen Klimas; erquickende Frische labt den ermatteten Körper. Aber auch die kahle Natur der rauheren Jahreszeit gestaltete sich unter Sester's Hand zum bezaubernden Feengarten. Die herrlichsten Gruppen von Araucarien, Eucalypten, Azaleen, Rhododendren, Orchandren ꝛc. prangen hier in voller Blüthe, spottend den eisigen Winden, wie sie nicht selten der Pontus ent-

sendet. „Ich will keine Orangenbäume, ich will Etwas, was Andere nicht haben," war der Ausspruch des Sultans. Und Sester führte den Willen seines Gebieters in glänzender Weise aus.

Unter seiner Hand erhob sich ein phantasiereiches Kunstwerk, dessen Gemälde uns nur in Tausend und Einer Nacht entgegentritt. Allein nicht jetzt erst und durch dieses Kunstwerk hatte Sester die Gunst des Sultans gewonnen, sondern schon lange vorher hatte er sich dessen vollstes Vertrauen erworben. Er sollte nämlich über einen Voranschlag eines Gartenhauses seine Meinung äußern und erklärte hier zum großen Verdrusse der kaiserlichen Architekten, man könne an den festgesetzten Baukosten die Hälfte sparen und dennoch das Nämliche erreichen. „Gut, so baue Du", erwiderte der Sultan. Und wirklich brachte es Sester zu Stande. Als nun später das hiezu nöthige, laufende Wasser mangelte und man sich genöthigt sah, dasselbe weit herzuleiten, sagte der Sultan zu ihm: „Du mußt nähere Quellen auffinden." Sester ließ dem Sultan durch den Dolmetscher kurz erwidern: „Herr, ein Moses bin ich nicht." Eine solche Antwort hätte wohl Jedem in der Türkei das Leben gekostet, was auch die Umgebung des Sultans erkannte und durch ihr Erblassen zu verstehen gab. Auch der Dolmetscher weigerte sich einige Zeit, die kühne Antwort zu übersetzen. Ganz bestimmt aber, befahl der Großherr, solle ihm die Antwort Sesters wortgetreu mitgetheilt werden. Da erfolgte für alle Anwesenden ein qualvoller Augenblick. Allein mit großem Wohlgefallen hörte der Sultan die Antwort und mit den Worten: „Du bist ein ehrlicher Mann", war Sester des vollsten Vertrauens seines Herrn versichert, eine Gunst, die ihm später leider böse Folgen brachte. Unter Sesters Leitung standen auch die Gärten von Großflamour, jene im alten Serail, am goldenen Horn, die Anlagen an den süßen Gewässern von Europa sowohl, als die von Asien 2c. und alle trugen die Spuren des genialen Meisters an sich, der es zuerst unternahm, den geläuterten europäischen Geschmack in der Gartenkunst auch bei den Türken einzuführen. Ebenso wurde die große Anlage von Ortaköi von ihm hervorgerufen. Durch große Anstrengung und bedeutende Kosten vermochte Sester an früher öden Stellen die Ideen von malerischen Gartenscenen zu verwirklichen und die Bilder der Natur getreu nachzuahmen. Hügel mußten abgetragen, Felsen gesprengt und Gründe ausgefüllt werden, um hinlänglich Terrain für Anpflanzungen zu gewinnen. Während der Ausführung dieser Kunstwerke wurde der Sultan oft veranlaßt, sich mit Sester, der inzwischen der türkischen Sprache mächtig geworden, zu unterhalten, bei welcher Gelegenheit Letzterer nicht verfehlte, auf die Entfernung einer Moschee aufmerksam zu machen, welche zwischen Ortaköi und dem Bosporus lag, weil sie der Aussicht auf denselben hindernd im Wege stand. Die Folge dieser Neuerungen, welche tief in den Moslemismus eingriffen, war unbegränzter Neid und tödtlicher Haß der großherrlichen Umgebung, und selbst im Munde des Volks hieß es: „Das hat der ungläubige Christenhund gethan." So war Sester, der mit seinem geraden Charakter als Liebling des Sultans eben nicht besonders um die Gunst der anderen Großen zu buhlen hatte, die Zielscheibe jenes verschmitzten Hasses, wie ihn die Südländer gegen Franken mit aller Rachgierde einer tückischen Seele jahrelang im Busen herumträgt, bis es ihm gelingt, sein Opfer mit einem Male zu vernichten.

(Schluß folgt.)

1866, 1868. Zur Lage.

Fragment statt einer Rede an die Deutschen.

„Nun sind endlich die Deutschen politisch aus ihrer zwitterhaften Existenz in die entschiedene Nullität gekommen."
Seume, Apogr. 1806 u. 1807.

Würde der Verfasser, wenn er die Stiftung des norddeutschen Bundes nebst seinen Antecedentien erlebt hätte, jetzt ein günstigeres Urtheil aussprechen können?

Aber vielleicht wiederholte derselbe im Hinblick auf „die Lage", was er Seite 208 des 4. Bandes seiner Schriften sagt:

„Für Vernunft und Freiheit und Gerechtigkeit ist jetzt bei unsern Zeitgenossen nichts zu thun; wir brüten zu sehr in lethargischer Indolenz. Jede Kraftäußerung ist weggeworfen, und die Perlen sind noch vor die Säue geschüttet. Das einzige Ersprießliche ist Denken für die Zukunft, der es vielleicht gelingt, glücklicher von dem Todesschlaf aufzustehen."

Obgleich auch ich einer gänzlichen Vergeblichkeit dieser Ansprache den Zuständen der Zeit und des Volkes gegenüberstehend, will ich doch an den letzten Satz mich haltend, am „Denken für die Zukunft" meinen Anker auswerfen und einige Streiflichter über die täuschende Ruhe des unsichern Hafens leuchten lassen.

Aus der Blutsaat deutschen Bruderkrieges
„Wird euch die neue beſſ're Freiheit grünen;
„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

„Und das Licht scheinet in die Finsterniß, und die Finsternisse habens nicht begriffen."
(Evang. St. Joh. 1, 5.)

„Adam wo bist Du?"

Dieser Ruf des Herrn erschallte einst im Paradiese an den erst erschaffenen Menschen, als derselbe sich vor dem gefürchteten Angesicht seines Gottes verborgen hatte; und durch die Jahrtausende hindurch ergehet der

Ruf der Weltgeschichte, die ja das Weltgericht ist, an das ganze Menschengeschlecht, so wie an alle politische Staatsvölker, — sich zu erheben, zu nachstehendem großen Ausrufe:

„Wer ein Bürger in dem Reiche
Der Vernunft ist, werde wach!
Wer ein Menschenantliz träget,
Strebe höh'rer Würde nach,
Wer noch Kraft und Leben fühlet,
Uebe muthig seine Pflicht,
Ruft vereint, ihr Millionen!
Rufe Welt: Es werde Licht!!!"

Wie wenig aber dieser göttliche Zuruf von den Menschen und Völkern überhaupt gehört und begriffen wurde, zeigt ihre ganze Geschichte bis in die gegenwärtige Zeit. Ebenso auch der ihm corrollaire Satz:

„Das anerkannt Eine, Allgemeine und Nothwendige, ohne welches keinerlei Gemeinschaft unter den Menschen möglich ist, kein bürgerlicher Verein zu denken ist, das heilige Band, welches den freien Bürger unter seinen Fürsten und Obrigkeiten zu Pflicht und Gehorsam einigt; dieses Eine und Allgemeine ist die Gerechtigkeit!"

(Feuerbach.)

Auch an Dich heiliges Fundament aller Gesetze und Rechte, das von Gott für die Menschheit als der rechte Nothanker und Leuchtthurm auf den empörten Wellen des Lebens gesetzt wurde, kann die Frage gestellt werden: „Wo bist Du?"

Was haben die Staatenlenker und Gesetzgeber aus Dir gemacht, auf welche Weise handhaben sie Völker- und Menschenrechte nach Dir?

Doch brechen wir ab von weiteren bezüglichen Fragen, worauf die Weltgeschichte bis auf die jüngste Zeit so viele betrübende Antworten gibt. Versuchen wir aus der letztjährigen Vergangenheit mit unsern gemachten Erfahrungen aus der Gegenwart, in eine Perspektive zu blicken, so werden wir vielleicht ein Bild sehen, das darstellt:

„Zwischen dem nächsten feindlichen Zusammenstoß zweier gränznachbarlichen Großstaaten liegt die Zukunft der Deutschen!"

Dann werden ihre Zwing-Uris brechen!

„Werden dann dem deutschen Volke nicht endlich die Augen darüber aufgehen, was von der sogenannten Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause bezw. von dem, nach spezifisch-preußischer Schablone, und für Bismarckische Zwecke etablirten norddeutschen Bunde für Deutschland zu erwarten sei?

Ach, Völker werden immer erst durch Thatsachen klug, aber wohl denn, ich meine die Thatsache der gegenwärtigen Zerreißung Deutschlands muß doch etwas zu denken geben."

Es würde zu langweilig werden, wollte man sich hier über das lächerliche Spiel der politischen Mäusejäger in der groß-preußischen Kammer äußern, denen die Maus immer wieder in ihr Loch entwischt, wenn sie glauben, sie schon gefangen zu haben, welche ihnen den Ariadnefaden im modernen Staats-Labyrinth zernagt, während vielleicht in nicht zu langer Folgezeit den, mit aufgehobenem Geschoß auf hohem Anstand auf ihr Wild lauernden Großkammer-Jägern, statt des gejagten Mäusleins, ein Rhinozeros erscheint, an dessen dicker Panzerhaut ihre Zündnadeln abprallen!

Wir wollen jedoch diesen Jägern nicht weiter ins Gehege gehen, vielmehr uns're Hoffnung auf eine in naher Zukunft erstehende deutsche Nation stellen, die nicht mit Zündnadeln zusammengebracht ist, sondern sich selbst angehört.

Bis dahin „laßt brechen!"

Laß brechen nur, laß brechen
Die Aeste und die Zweige;
Wenn's geht zu letzter Neige,
Hältst du sie doch nicht auf allein;
D'rum, soll es denn gebrochen sein,
So brecht!

Laß brechen nur, laß brechen
Die Stege und die Brücken;
Sie haben ihre Tücken,
Und wären sie von härt'stem Stein;
D'rum, soll es denn gebrochen sein,
So brecht!

Laß brechen nur brechen
Die Säulen und die Mauern;
Kann Nichts doch ewig dauern,
Selbst Pyramiden brechen ein!
D'rum, soll es denn gebrochen sein,
So brecht!

Laß brechen nur, laß brechen
Den Erdenball in Stücken;
Da helfen keine Krücken,
Bricht gar der ganze Himmel ein;
D'rum, soll es denn gebrochen sein,
So brecht!

Laß brechen nur, laß brechen
Das Auge und das Herze
Im Tod und Lebensschmerze,
Und füge dich geduldig d'rein;
Ja, soll's durchaus gebrochen sein,
So brecht!

Laß brechen nur, laß brechen,
Was doch kann Keiner halten;
Soll Neues sich gestalten,
So muß das Alte brechen ein;
D'rum, soll's durchaus gebrochen sein,
So brecht!

Laß brechen nur, laß brechen,
Was doch kann halten Keiner;
Es wird schon walten Einer,
Der's brechen läßt zu beff'rem Sein;
D'rum, soll's durchaus gebrochen sein,
So brecht!

H. 14. Dez. 1867.

Von einem Veteranen aus 1813/1814.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 300 Mittwoch, 18. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXX.

Die Frau Kommerzienräthin und Clarissa hatten sich um die Erkrankung Ottos eben nicht weiter bekümmert, als es die Höflichkeit erforderte. Es kam Beiden jedoch nicht in den Sinn, auch nur eine leise Regung herzlicher Theilnahme zu zeigen, oder irgend einen Schritt zu thun, durch welchen sie ein verwandtschaftliches Mitgefühl hätten zu erkennen geben können. Sie hielten sich fern von dem Kranken und ließen sich durch ihre Dienstmädchen jeden Morgen regelmäßig nach seinem Befinden erkundigen — das war Alles.

Glücklicher Weise aber wurde ihre Theilnahme auch nicht vermißt; denn Otto selbst hatte dieselbe gar nicht erwartet, und ihm genügte vollkommen die Theilnahme, die ihm Roswitha zeigte, in deren Herzen er jetzt den Funken der wahren Liebe erkannte, die kein Opfer scheut.

Die Krankheit, die der Doktor vorausgesehen hatte, war bei Otto wirklich zum Ausbruche gekommen, und zwar in einer weit heftigeren Form, als er Anfangs geglaubt, so daß der Patient mehrere Tage lang in Todesgefahr schwebte, und alle Bemühungen des Arztes würden auch, wie er selbst eingestand, wahrscheinlich gescheitert sein, hätte ihn Roswitha nicht dabei durch ihre liebevolle Pflege und die Pünktlichkeit und Vorsicht, mit der sie seine Verordnungen ausführte, unterstützt.

So war denn auch schon nach Verlauf von zehn Tagen die dringendste Gefahr beseitigt und die Hoffnung auf eine vollkommene Genesung gewann immer mehr Festigkeit. Geraume Zeit hatte Otto in einer Betäubung gelegen, die ihn für äußere Eindrücke unempfänglich machte, aber doch war ihm fast immer ein Gefühl der Nähe der Geliebten geblieben, welches selbst dann beruhigend auf ihn wirkte, so oft seine Betäubung durch wilde Fieberphantasien unterbrochen wurde. Dabei war es den beiden Liebenden doch gelungen, ihr Verhältniß vor den Augen der Eltern, den Einzigen, die den Kranken täglich besuchten, verborgen zu halten, und nur die Wärterin war durch den Doktor oberflächlich in das Geheimniß eingeweiht worden, da er wußte, daß er auf ihre Verschwiegenheit bauen durfte.

Besonders die Mutter Ottos, obgleich sie Anfangs eine gewisse mütterliche Eifersucht verrathen hatte, zeigte doch bald ein offenes Wohlwollen für die liebreiche junge Pflegerin ihres Sohnes, so bald sie bemerkte, wie dieselbe kein Opfer scheute, um die übernommenen Verpflichtungen treulich zu erfüllen. Aber auch der ältere Carlshof selbst begegnete ihr in der freundlichsten Weise und mit derselben Achtung, die er wohl einer barmherzigen Schwester irgend eines klösterlichen Ordens gewidmet haben würde. So war auch die Befangenheit, mit welcher Roswitha in das Haus getreten, bald gänzlich geschwunden, und sie bewegte sich in dem kleinen Kreise, der ihr angewiesen war, mit einer Ungezwungenheit, Geduld und Geschicklichkeit, als ob sie schon längst den Krankenpflegerdienst zu ihrem Berufe gewählt hätte.

Der Doktor Carlshof, der Vertraute der beiden Liebenden, bemerkte es mit großer Genugthuung, und freuete sich im Stillen, daß das Heilmittel, welches er seinem Neffen durch die treffliche Pflege der Geliebten geboten, sich so glücklich bewährt hatte; ja er wagte es, seine Hoffnungen jetzt auch noch weiter auszudehnen und den Liebenden die Aussicht auf Erreichung ihres Zieles zu eröffnen.

Indessen hatte in dem Hause des Kaufmanns jene düstere Stille geherrscht, welche gewöhnlich während eines schweren Krankheitsfalles in einer Familie einzutreten pflegt. Es hatte auch seit der Verlobungsfeier bei der Kommerzienräthin keine Festlichkeit wieder stattgefunden, sie nahm jedoch täglich die Besuche des Marquis an, und Clarissa empfing den Baron auf ihrem Zimmer, mit Bewilligung ihres Vaters, freilich nur am hellen Tage. Aber der Informator, dessen Eifersucht ihn noch immer zur Spionerie, hatte wohl bemerkt, daß auch die heimlichen Zusammenkünfte der Verlobten im Gartenpavillon, zu später Abendstunde, wiederholt worden waren.

Eines Nachmittags aber erschien Roselli bei der Kommerzienräthin später als gewöhnlich, und in einer sichtbar aufgeregten Stimmung. Doch zeigte er sich dabei noch weit artiger als sonst, und nachdem er sich durch wichtige Briefe, die er aus seiner Heimath erhal-

ten und gleich habe beantworten müssen, entschuldigt hatte, nahm er Platz neben seiner alterthümlichen Braut und richtete einen seiner feurigsten Blicke auf sie, vor dem sie ihre Augen verschämt zu Boden schlug.

Dann drückte er zärtlich ihre mit Ringen überladene Hand an sein Herz und sprach: „Ich habe Ihnen heute eine dringende Bitte vorzutragen, meine Theuerste, zu welcher mich die Verhältnisse zwingen, die ich aber um so lieber an Sie richte, da sie auch zugleich mit den glühendsten Wünschen meines Herzens übereinstimmt. Sie haben bis jetzt den glücklichen Tag unserer ehelichen Verbindung noch nicht bestimmt, und ich habe Sie dazu nicht drängen wollen, da ich glaubte, es würde mir vergönnt sein, meinen hiesigen Aufenthalt bis gegen den Winter hin zu verlängern. Die Briefe jedoch, die ich heute erhalten habe, stellen meine baldige Rückkehr nach Sizilien als unumgänglich nothwendig heraus. Zunächst fordern dort einige neue Einrichtungen auf meinen Gütern meine Gegenwart, dann aber ist es auch besonders die Erbauung einer Eisenbahn von Palermo nach Messina, die mich zurückruft. Ich habe seit Jahren für dieses Unternehmen, welches sich außerordentlich rentiren muß, mit allen meinen Kräften gestrebt, ja ich darf wohl sagen, daß ich die Idee ins Leben gerufen habe, und deßhalb hat mich auch die Committee, die jetzt zusammengetreten ist, mit der Oberleitung betraut, und mich zum Eisenbahndirektor ernannt. Es ist dieß ein Ehrenposten, der zwar nur mit einer industriellen Wirksamkeit verknüpft ist, den ich aber keineswegs als unvereinbar mit meiner hochadeligen Stellung erachte, da es ja allerdings auch die Pflicht des hohen Adels ist, gemeinnützige Unternehmungen zum Wohle des Landes zu fördern. Ich werde dadurch nur das Vergnügen haben, Sie außer meinem Adelstitel auch noch mit einem bürgerlichen Ehrentitel schmücken zu können.“

Die Frau Kommerzienräthin hatte ihm sehr aufmerksam und mit einer schmunzelnden Miene zugehört, und fühlte sich durch seine Mittheilung sehr angenehm überrascht. Sie hatte es schon längst im Stillen sehr schmerzlich beklagt, daß ihr Bräutigam sie gar nicht bestimmte, den Tag ihrer Hochzeit zu bestimmen, und wenn sie auch gerade keinem Verdachte dabei Raum gab, so glaubte sie doch wenigstens eine gewisse Kälte von seiner Seite darin zu erblicken. Jetzt aber war sie vollkommen zufriedengestellt, und als er in den zärtlichsten Ausdrücken am Ende seiner Rede die dringende Bitte um Bestimmung des glücklichen Tages, der sie zur Frau Marquise und Frau Eisenbahn-Direktorin machen sollte, aussprach, da lispelte sie, ihr Haupt verschämt an seine Schultern lehnend: „Bestimmen Sie selbst, mein lieber Marquis, ich werde Ihren Wünschen nicht entgegen sein.“

Roselli machte auch von dieser Aufforderung sogleich Gebrauch, indem er erwiderte:

„So lassen Sie uns denn das Fest unseres Glückes heute über vier Wochen feiern und den Tag darauf verlassen wir Hamburg und reisen nach Sizilien, wo ich bereits Alles zu Ihrer würdigen Aufnahme in meinem Stammschlosse habe vorbereiten lassen.

„Es ist mir Alles genehm, was Sie über unser Glück bestimmen;“ gab sie ihm mit einer Miene mädchenhafter Unschuld, die ihr aber entsetzlich mißglückte, zu erkennen. „Ich hätte freilich gewünscht, mit meiner Enkelin an einem und demselben Tage vor den Altar zu treten, um die beiden Feste zu vereinigen; doch die Gründe für eine Beschleunigung, die Sie mir mitgetheilt haben, sind so überzeugend, daß ich diesen Wunsch gern aufgebe.“

Dankbar drückte Roselli ihre Hand an seine Lippen, und erklärte sich ganz entzückt über ihre Bereitwilligkeit. Auch stellte er ihr sogleich in Aussicht, daß sein Freund, der gute Baron von Hoskul, seine Hochzeitsreise, wie er es bereits mit ihm verabredet, nach Sizilien richten, und mit seiner Gattin eine Zeit lang bei ihnen zubringen werde, wo sich dann auch Gelegenheit finden werde, die Doppelhochzeit noch einmal nachträglich im Beisein des hohen sizilianischen Adels durch ein glänzendes Fest zu feiern. Endlich bat er sie, ihm alle zur ihrer Trauung nothwendigen Papiere einzuhändigen, denn er wolle, ohne ein Mitglied ihrer Familie damit zu belästigen, den Heirathskonsens selbst auswirken, da er glücklicher Weise auch alle seine dazu erforderlichen Papiere bei sich führe.

Auch dieß erschien ihr ganz erwünscht; denn es war ihr nicht entgangen, daß ihr Sohn keineswegs mit ihrer Verheirathung einverstanden war, und dieselbe weit lieber verhindert als befördert haben würde.

Nachdem nun alle diese Punkte erledigt waren, begann Roselli scheinbar ganz harmlos:

„Lassen Sie uns jetzt auch auf eine Angelegenheit kommen, die freilich nur geschäftlicher Natur ist, weßhalb ich sie auch in diesem Augenblicke lieber unberührt gelassen hätte, wenn sich nicht für Sie ein so bedeutender Vortheil gerade jetzt böte, der mich veranlaßt, allen Rücksichten zu entsagen, und ganz offen zu Ihnen zu reden, wie mir das Verhältniß, in welchem wir zu einander stehen, wohl auch erlaubt. Kurz, es betrifft Ihr Vermögen.“

„Ja, mein Vermögen;“ fiel sie ihm lebhaft ins Wort; denn sie hatte schon längst gewünscht, davon mit ihm zu reden; doch jedesmal wenn sie davon hatte beginnen wollen, war von ihm das Gespräch absichtlich auf einen andern Gegenstand gewendet worden, als ob ihm sein Zartgefühl nicht erlaube, sich mit ihr darüber zu unterhalten. So sehr sie nun aber seine delikate Denkungsweise, die sie darin zu finden glaubte, ahnte, ersehnte sie doch den Augenblick, wo sie ihn davon in Kenntniß setzen konnte, welche hübsche Summe sie ihm als Mitgift zubringen sollte. „Es wird allerdings auch Zeit, daß wir diesen Punkt berühren,“ fuhr sie fort,

„denn er muß ja doch jedenfalls vor unserer Trauung besprochen werden. Mein guter, verstorbener Gatte wollte nicht, daß ich nach seinem Tode abhängig von meinen Kindern werden sollte, und deßhalb verordnete er in seinem Testamente, daß mir zweihunderttausend Mark von seinem Vermögen für meine ganze Lebenszeit zu freier Verfügung gestellt werden mußten. Davon gab ich später meinem Sohne Gottfried dreißigtausend Mark in sein Geschäft, die er mir verzinst und legte die übrigen hundertundsiebenzigtausend Mark in guten Staatspapieren an."

Sie öffnete bei diesen Worten ihren Sekretär und nahm ein Kästchen heraus, welches bis an den Rand mit Werthpapieren gefüllt war, die sie ihrem Bräutigam vorlegte.

Dieser sah sie einzeln durch mit der Miene eines Kenners und bemerkte dann: „Ha! Die Papiere sind alle gut. Aber es ist ganz so, wie ich mir es gedacht; sie tragen sämmtlich nur vier bis fünf Prozent Zinsen und in unserer Zeit muß ein so ansehnliches Kapital bedeutend höher rentiren. Deßhalb habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen zu Ihrem Vortheile. Es sind mir von unserer Eisenbahn-Kompagnie eine bedeutende Anzahl Interims-Aktien zur Verfügung gestellt worden, die, wie ich sicher glaube, gleich im ersten Jahre eine Dividende von fünfzehn Prozent, also zweimal so viel als Ihre Papiere geben werden. Ich will Ihnen nun von diesen Aktien, noch ehe sie an die Börse gebracht werden, so viel Ihr Kapital beträgt, abgeben und Ihre Papiere dafür annehmen. Doch bitte ich Sie, weder Ihrem Sohne, noch sonst Jemand vorläufig etwas zu sagen, denn das Geschäft ist so rentabel, daß ich von allen Seiten um Ablaß solcher Aktien angegangen werden würde, die jedenfalls, sobald sie auf den Geldmarkt kommen, sogleich bedeutend über pari steigen müssen. Wenn ich jedoch Ihnen die ganze Summe umsetze, so behalte ich eben nur so viel übrig, als ich für mich selbst zu reserviren wünschte."

Er hatte dabei die Werthpapiere der Kommerzienräthin wieder zusammengelegt und hielt sie beinahe krampfhaft fest in seiner Hand. Die bräutliche Großmama aber befand sich in einem Zustande, als ob ihr Verstand förmlich stillstände. Sie fühlte sich erfreut und geschmeichelt durch die freundliche Fürsorge Rosellis, ihr Kapital um so viel höher zu verwerthen, sie erkannte den großen Vortheil, eine um zweimal so hohe Zinsensumme als bisher von ihrem Vermögen zu genießen, und doch zauderte sie, ihre Beistimmung zu erklären, und es schien ihr selbst, als ob noch zu rechter Zeit eine dunkle Ahnung sie davor gewarnt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unterfränkischer Landsmann als Garten-Direktor des Sultans.

(Schluß.)

Eine ihm bei dem Besuche eines Armeniers als Ehrenbezeugung gereichte türkische Tabakspfeife war zuerst bestimmt, ihn zu vernichten. Sester erkannte aus verschiedenen Anzeichen die Gefahr und ließ die Pfeife erlöschen. Allein er sollte seinem Schicksale dennoch nicht entgehen; eine Tasse Kaffee und später der Genuß jener Süßigkeit, welche die Griechen Glyko nennen, erreichten ihren Zweck hinlänglich, indem ihm Arsenik in einer solchen Menge beigebracht wurde, daß hiedurch trotz aller ärztlichen Hülfe und des Gebrauches verschiedener europäischer Bäder Lähmung in den unteren Extremitäten bleibend eintrat und er deßhalb genöthigt war, sich auf seinen Wanderungen durch die großherrlichen Gärten eines kleinen Pferdes zu bedienen.

Die aus Neid erfolgte Schandthat blieb auch dem Großherrn nicht verborgen und wir wissen aus Sester's eigenem Munde, daß der Sultan einen hochgestellten Beamten, welchen man wegen der Vergiftung allgemein in Verdacht hatte, rufen ließ und ihn im Beisein Sester's seiner Würden, Aemter und Orden verlustig erklärte.

Als Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen ließ der Sultan ihm auf der Höhe von Ortaköi ein prachtvolles Wohnhaus erbauen mit einer Aussicht auf Konstantinopel, den Bosporus mit dem schwarzen Meere, wie sie selbst der Sultan in seinem Feenschloß Dolmabagdsche nicht hat.

Sester hatte eine Armenierin zur Frau, welche ihm drei gesunde Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, gebar, lebte mit dieser seiner Familie in den glücklichsten Verhältnissen, was er seinen ihn besuchenden Freunden öfters mit den Worten bestätigte: „Das ist mein Reich, hier bin ich glücklich."

Sein Gartenpersonal, meistens aus Deutschen bestehend, verehrte ihn sehr und schon sind Einige von ihnen in Konstantinopel als Kunst- und Handelsgärtner etablirt und werden dafür sorgen, daß der gute Geschmack in der Gartenkunst, die Sester einführte, auch nach seinem Tode dort erhalten bleibt.

So sehen wir aus dem Angeführten, daß Sester durch die in seinem Fache bewiesene Tüchtigkeit selbst in dem Lande, wo trotz des guten Willens des Herrschers durch die Apathie der Untergebenen alle Neuerungen mit so vieler Schwierigkeit zu kämpfen haben, so glänzende Resultate erzielte, wie sie selten einem Christen und Europäer gelangen, und ihm als unserem Landsmann zum ehrenden Andenken gereichen. A. W.

(Mnemosyne.)

Zum Scheidegruß.

Verklungen sind der Nachtigallen Lieder,
Hinweg die Blumen, die uns angelacht,
Es ist zerstört der Bäume reiche Pracht:
So auch mein Glück — und nimmer kehrt es wieder.

Denn stolz und kalt hat sich hinweg gewendet,
Was mir das Liebste war auf dieser Welt;
Nun ist kein Stern, der meine Bahn erhellt,
Kein Führer mehr, der meine Schritte lenket.

Sprich! Welcher Grund gebeut dir so zu handeln? —
Fürwahr: Charakters Unvereinbarkeit? —
Sind's nicht Verleumder, ist's nicht Eitelkeit,
Die dich vermocht', so gänzlich umzuwandeln? —

Ins rauhe Leben hast du mich gestoßen,
Hast mir der Hoffnung Zauberschein geraubt,
Hast mir die Treu', an die ich fest geglaubt,
Gebrochen, mir dem ewig Freudelosen.

Bald kehr'n zurück der Vögel fröhl'che Lieder,
Die Freud' des Frühlings kehrt in jede Brust;
Doch ich, Verlass'ner finde nirgends Lust,
Des Lebens Lenz, er kehrt mir nimmer wieder.

C.

Mannigfaltigkeiten.

[Esparto-Faser als Surrogat bei der Papierfabrikation.] Nach Stev. Macadam verwendet man jetzt in England und Schottland die Faser des Esparto- oder spanischen Grases als Ersatz für die Lumpen bei der Papierfabrikation, jedoch nicht allein, sondern etwa zur Hälfte mit Lumpen vermischt. Denn bei der Kürze der Faser würde das Papier sonst sehr leicht reißen. Die chemische Zusammensetzung derselben ist folgende: Wasser 9,62, Cellulose 56,28, Eiweißstoffe 5,46, Oel 1,23, Stärke, Gummi ꝛc. 22,37, Asche 5,04. Das gereinigte Gras wird mit Natronlauge behandelt und die gebrauchte Lauge entweder mit kohligen Stoffen (Sägespänen ꝛc.) eingedampft und erhitzt, um Soda zu gewinnen oder in großen Gruben gesammelt, aus denen sie allmählich in den Boden sickert. In Flüsse darf man sie nicht laufen lassen, weil sie selbst in verdünntem Zustande die Fische leicht tödtet. Das Esparto-Papier wird für die meisten schottischen Zeitungen als Druckpapier verwendet.

Nachstehend geben wir eine vergleichende statistische Uebersicht der Zivillisten der bedeutendsten europäischen Monarchen, nebst Angabe der Einnahme der von ihnen regierten Staaten:

	Zivilliste. Frcs.	Staatseinnahmen. Frcs.
Alexander II.	42,500,000	1,700,000,000
Abdul Azis	33,500,000	300,000,000
Napoleon III.	26,000,000	1,862,000,000
Franz Joseph II.	20,000,000	1,016,000,000
Wilhelm I.	15,000,000	795,000,000
Viktor Emanuel	12,000,000	863,000,000
Viktoria I.	11,750,000	1,719,000,000
Isabella II.	9,000,000	585,000,000
Ludwig II. von Bayern	6,250,000	98,000,000
Luiz I. von Portugal	3,750,000	92,000,000
Leopold II. von Belgien	3,000,000	168,000,000
Wilhelm II. v. Holland	2,500,000	180,000,000
Karl XV. v. Schweden	1,900,000	86,000,000
Georg I. v. Griechenland	1,300,000	23,000,000
Christian X. v. Dänemark	1,200,000	67,000,000
Karl I. v. Württemberg	1,100,000	35,000,000
Pius IX.	1,000,000	58,000,000

Den höchsten Prozent-Satz von der Staatseinnahme bezieht sonach Abdul Azis, nämlich mehr denn 11 Prozent des gesammten Einkommens des Türkischen Reiches. Den niedrigsten Prozent-Satz bezieht die Königin von England; nämlich nur sieben Zehntel Prozent. Präsident Johnson erhält nur 25,000 Dollars in Gold, während die Einnahme der Union sich auf circa 289,000,000 Dollars Papier, d. h. nach dem gegenwärtigen Kurse etwa 1,082,000,000 Francs beläuft.

Räthsel.

Ein arger Knicker dir erscheint
In meinem ersten Worte,
Und drückend wünscht, wer's redlich meint,
Das Zweit' an keinem Orte.
Und starrt vor Frost der Flüsse Lauf,
So suchst du schnell das Ganze auf.

Auflösung des Räthsels in Nr. 297:

Buchstaben und Zahlen,
Zeilen und leere Spalten —
Daraus ein Ganzes zu erhalten
Ist schwer; und wo der Lohn?
Ich danke für solche „Mission“!

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nro. 301 Donnerstag, 19. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXXI.

Schon durch das Zögern der Kommerzienräthin auf seinem den Umtausch der Werthpapiere betreffenden Vorschlag ohne Weiteres einzugehen, zeigte sich Roselli unangenehm berührt, denn er hatte in der That nicht die geringste Schwierigkeit erwartet, sondern sogar noch eine dankbare Anerkennung zu ernten gehofft.

Seine Stirn verfinsterte sich deßhalb gewaltig, und er warf ihr einen so scharfen Blick zu, als ob er sie damit hätte durchbohren wollen, indem er langsam und in einem Tone, der seine Kränkung verrathen sollte, zu ihr sprach: „Sie nehmen Anstand meinen Vorschlag, der gewiß aus dem besten Willen hervorging, zu acceptiren? Sollten Sie nun das geringste Mißtrauen gegen die Ihnen angebotenen Aktien hegen, so sprechen Sie es offen aus, und ich denke, es wird mir mit wenigen Worten gelingen, alle Ihre Bedenklichkeiten, die ich freilich nicht erwartet hatte, zu zerstreuen."

Jetzt gerieth aber die Kommerzienräthin in eine so angstvolle Verlegenheit, daß sie wirklich kaum Worte zu finden wußte, den Geliebten, den sie schwer verletzt zu haben glaubte, wieder zu begütigen. „Aber, liebster Marquis", stammelte sie endlich, „es ist mir wirklich nicht in den Sinn gekommen, ein Mißtrauen gegen Ihre Aktien zu hegen, die gewiß eben so sicher als rentable sind. Es war wirklich nichts weiter, als die augenblickliche Erinnerung an eine Eigenheit meines verstorbenen Mannes, die mich Anstand nehmen ließ, sogleich auf Ihren großmüthigen Vorschlag einzugehen. Der gute Verstorbene hatte nämlich die Marotte, nie Eisenbahnaktien zu kaufen, weil er meinte, die Eisenbahnen gehörten mit zu den unsichersten industriellen Unternehmungen — doch er mag sich darin wohl geirrt haben —"

„Er hat sich geirrt!" fiel ihr Roselli sehr entschieden ins Wort. „Aber Sie hätten doch dabei bedenken sollen, daß ich Direktor der Bahn bin, zu welcher ich Ihnen Aktien offerirte, und daß es mir also zuerst klar werden muß, wenn das Unternehmen sich nicht nach Wunsch rentirt, worauf ich dann natürlich auch dafür gesorgt haben würde, Ihre Aktien zur rechten Zeit wieder zu verkaufen, ohne daß Sie einen Verlust dabei erlitten hätten. Die Papiere hier, aus welchen Ihr Vermögen besteht, sind zwar ganz gut; aber auf Sizilien, wo Sie doch Ihre künftige Heimath finden sollen, stehen sie nicht in Cours, sind sie zum Theil ganz unbekannt, und schon der Umsatz ihrer Coupons in baare Münze würde dort große Schwierigkeiten verursachen. Deßhalb glaubte ich Ihnen auf diese Weise gefällig sein und einen bedeutenden Vortheil bieten zu können, sehe jetzt aber leider ein, daß ich Ihr Vertrauen bei Weitem noch nicht genug besitze, um meinem guten Rathe ein Gewicht beigelegt zu sehen. Nehmen Sie deßhalb Ihre Papiere nur wieder zurück und betrachten Sie meinen Vorschlag als nicht geschehen."

„Nein, nein!" rief sie in immer steigender Angst dazwischen; „Sie haben mich ja vollkommen mißverstanden, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Sie in jeder Hinsicht mein ganzes Vertrauen besitzen, wie sonst kein Mensch auf Erden. Verzeihen Sie mir also, wenn ich Sie gekränkt habe, meine Absicht war es wahrlich nicht, und jetzt bitte ich Sie dringend, nehmen Sie die Papiere zu sich, und geben Sie mir dafür von Ihren Aktien nach Betrag. Es ist ja doch Alles auch Ihr Eigenthum, da ich Ihnen die Summe als Mitgift bringe."

Roselli aber setzte sein Schmollen noch mehrere Minunten lang beharrlich fort und wollte nichts mehr von dem Umtausch wissen, bis ihm endlich seine schwergeängstigte Braut unter dem zärtlichsten Zureden ihre sämmtlichen Werthpapiere in die ziemlich umfangreiche Brusttasche seines Rockes schob, ohne sich an seine anscheinend sehr ernstliche Weigerung zu kehren.

„Nun, so mag es sein!" rief er endlich aus, als er die Papiere in seiner Tasche fühlte und die trüben Wolken schwanden von seiner gefurchten Stirn, während seine ganze Miene sich wieder verklärte, und er die Hand seiner Braut ergriff, die er zärtlich küßte. „Sie sollen sehen, daß ich leicht versöhnlich bin;" fuhr er dann fort: „Denn obgleich ich mich recht bitter gekränkt fühlte, so sei doch Alles vergeben und vergessen. Ich werde Ihre Papiere noch heute hier am Orte, so hoch als möglich, verkaufen, da sie sich hier jedenfalls besser verwerthen lassen, als auf Sizilien, und Ihnen dann mor-

-en die Interimsaktien, der ganzen Summe entsprechend, einhändigen."

Damit erklärte sich auch die Kommerzienräthin vollkommen zufriedengestellt, und es wurde kein Wort mehr über die ganze Angelegenheit gesprochen, ja der sogenannte Marquis zeigte sich so galant und zärtlich wie noch nie, so daß er seine Braut in ein Entzücken versetzte, welches sie ihr ganzes Baarvermögen, das sie ihm förmlich aufgedrungen hatte, vergessen ließ.

Er hielt sich aber nur noch ungefähr eine halbe Stunde bei ihr auf; denn er schützte die Nothwendigkeit vor, die Werthpapiere, noch ehe die Bankhäuser geschlossen würden, in baare Münze umzusetzen.

Damit zögerte er nun auch wirklich nicht und in drei verschiedenen Bankgeschäften gelang es ihm, die übrigens gangbaren und guten Papiere in baare Münze, größtentheils Gold, umzuwandeln, so daß er, ehe der Abend noch vorgeschritten war, die ganze Summe in seiner Hotelwohnung beisammen hatte.

Auch der Baron von Hoskul hatte an demselben Nachmittage noch ein kleines Geschäft gemacht mit dem älteren Carlshof, indem er wieder eine Anleihe von zweitausend Mark von ihm erhob, und ihm dafür einen ausgefüllten Blanco-Accept von seinem Oheim dafür einhändigte. Er hatte nun nach und nach bereits fünftausend Mark auf diese Weise von ihm empfangen, aber Carlshof hatte sich bei dieser letzten Anleihe nicht mehr so bereitwillig gezeigt, als früher, sich aber doch endlich ohne gerade Mißtrauen zu zeigen, dazu verstanden.

Indessen aber hatte der Baron das geliehene Geld zum Hazardspiele benutzt und damit so geschickt zu operiren gewußt, daß es sich beinahe verzehnfacht hatte, und er jetzt ein gar nicht unbedeutendes Kapital besaß.

Die beiden Freunde hielten an demselben Abende in dem Zimmer des Marquis eine geheime Unterredung bei verschlossener Thür, die mit einer gegenseitigen Abrechnung endete, bei welcher Roselli dem Baron noch fünfhundert Louisd'or von der durch den Verkauf der Papiere gewonnenen Summe herauszahlte. Dann ließen sie den Oberkellner kommen, schlossen eilig ihre Rechnung mit ihm ab, und zeigten ihm an, daß sie das Hotel verlassen, und mit dem Nachtzuge nach Paris abreisen würden. Ihre Koffer waren bereits gepackt und eine Droschke stand schon vor der Thür, um sie nach dem Bahnhofe zu fahren, was auch bald darauf geschah.

In einer kleinen Straße aber, durch welche ihr Weg führte, ließen sie vor einem unansehnlichen Wirthshause stillhalten, stiegen aus und nahmen ihr Gepäck, welches nur in zwei Koffern bestand, mit sich. Dem Kutscher, den sie sehr reichlich bezahlten, sagten sie, daß sie hier noch ein Geschäft abzumachen hätten und da bis zum Abgange des Bahnzugs noch anderthalb Stunden Zeit war, so zweifelte dieser auch nicht an ihrem Vorgeben und bekümmerte sich nicht weiter um seine Passagiere.

Ein Hausknecht half ihnen ihre Koffer in das Haus schaffen, und nachdem sie ein Paar Flaschen Wein bestellt hatten, begaben sie sich mit Effekten nach einem Parterrezimmer im Hintergrunde des Hauses, dessen Fenster nach dem Hofe gingen und durch Rouleaux verhängt waren, weßhalb auch schon Licht dort brannte.

In dem Zimmer trafen sie den Drehorgelspieler Dominico Masseti, welcher hier wohnte. Er empfing sie mit einer gewissen grinsenden Freundlichkeit, und als Roselli leise und vertraulich zu ihm sprach: „Nun, alter Kamerad, siehst Du wohl, daß ich Wort halte;" verzog sich sein breiter Mund zu einem spöttischen Lächeln, und er erwiderte: „Ja, Du hältst Wort, weil ich Dir auf dem Nacken sitze, und Du mich nicht abschütteln kannst. Hättest Du einen andern Weg genommen, als zu mir, so wüßte ich jetzt schon davon Bescheid, und dann wehe Dir! Uebrigens brauchst Du mich ja, um unerkannt aus der Stadt zu kommen."

„Nun laß uns nicht streiten," versetzte Roselli. „Ich habe Wort gehalten und ehe wir an Bord gehen, sollst Du auch Deinen Antheil an meiner Beute in der Tasche haben. Jetzt laßt uns trinken und dann mag die Maskerade beginnen."

Der Wein war indessen gebracht worden und sie tranken, aber er schien ihnen nicht recht zu munden, obgleich sie vom Besten bestellt hatten.

Der Baron verhielt sich ziemlich schweigsam und passiv und Roselli's Kameradschaft mit dem Orgeldreher schien ihm gar nicht zu behagen, doch rieth ihm die Klugheit, sich wenigstens freundlich gegen den Mann zu benehmen, da er wußte, daß er sich jetzt ganz in seinen Händen befand. Auch war das Gewissen in ihm noch nicht ganz erstorben, und ein Anflug von Reue beruhigte ihn, daß er das Vertrauen, mit welchem er in dem Hause des Kaufmannes aufgenommen worden war, so schmählich verletzt hatte. Endlich aber hatte er Clarissa wirklich ein innigeres Gefühl geschenkt, als seine früheren Geliebten es von ihm rühmen konnten, und er vermochte nicht ohne schmerzliche Bewegung daran zu denken, wie sehr sie leiden würde, wenn sie erführe, daß sie von ihm betrogen worden sei. Er sah sie jetzt schon im Geiste in der angstvollen Besorgniß im Garten umherirren, wenn er nicht zu dem Rendezvous erscheine, welches er ihr für denselben Abend noch zugesagt hatte. Aber sein Leichtsinn rüttelte ihn bald wieder aus seinen moralischen Betrachtungen auf und seine Reue verflog eben so schnell, als sie sich eingestellt hatte.

Er mußte Hamburg so schleunig als möglich verlassen, denn er mußte jeden Tag befürchten, das Gewebe seiner Intriguen zerrissen und sich selbst entlarvt und prostituirt zu sehen. Dabei tröstete er sich mit dem blühenden Zustande seiner Kasse, die ihn an einem fernen überseeischen Orte, wo er gänzlich unbekannt

war, und unter einem erborgten Namen auftreten konnte, in den Stand setzen sollte, sein flottes Leben aufs Neue zu beginnen. Fast nie in seinem Leben war seine Börse so gefüllt gewesen, als eben jetzt, und der Klang des Goldes hatte bei ihm noch immer die Kraft bewährt, sein Gewissen in Schlaf zu lullen.

Roselli hatte indessen seinen Koffer geöffnet und ganz heimlich seine Abrechnung mit dem Orgeldreher gehalten. Er stattete ihm nicht allein die in Paris entwendete Summe zurück, sondern gewährte ihm auch einen nicht unbedeutenden Antheil an dem Raube, den er an der Kommerzienräthin begangen hatte, als Ersatz für den mißglückten Einbruch.

Sobald dieß geschehen war, holte der Orgeldreher mehrere alte Kleidungsstücke aus einem Wandschranke hervor, in welche sich die beiden Freunde theilten und ihre Umkleidung begannen. Roselli legte noch eine falsche Perücke und einen falschen Bart an, und auch Hækul verunstaltete sich durch einen Kinnbart, der fast sein ganzes Gesicht verdeckte, so daß beide in wenigen Minuten sich gänzlich umgewandelt hatten und unkenntlich erscheinen mußten. Roselli hatte auch für zwei falsche Pässe gesorgt, die auf angenommene italienische Namen lauteten und sie als Orgeldreher bezeichneten. Auch stand für jeden eine Drehorgel bereit. Eine halbe Stunde später stiegen sie mit ihrem Gepäck in eine herbeigeholte Droschke, dessen Kutscher sie wirklich für italienische Musikanten hielt, und sie nach dem Hafen fuhr, wo sie an Bord eines zur Abfahrt nach New-York bereit liegenden Dampfers gingen.

Sie nahmen dort Plätze im Zwischendeck ein, und als der visitirende Polizeibeamte ihre Pässe durchsah, zweifelte er keinen Augenblick, daß er wirklich fremde Orgeldreher vor sich habe, die man in Hamburg lieber gehen, als kommen sieht, weßhalb er auch ihrer Abreise kein Hinderniß in den Weg legte.

Schon am nächsten Morgen aber brauste der Dampfer, der um Mitternacht den Hafen verließ, in die offene See hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

(Fortsetzung.)

Die Sonne stieg eben am Horizonte glänzend auf, als Don Ramon sich der Hacienda näherte.

Aengstlich und ungeduldig harrten seiner am Eingangsgitter Donna Isabella und Eusebio.

„Don Ramon!“ rief ihm die Mutter mit angstvoller Stimme entgegen, „was habt Ihr mit meinem Sohne angefangen?“

Don Ramon vermochte nicht zu antworten. Beim Anblicke seines vom tiefsten Herzenskummer niedergebeugten Weibes, wiederhallte die Reue, welche bereits schwer auf seinem Herzen lastete, die Frage: „Was hast du mit deinem Sohne angefangen?“ — Es war die Stimme des Herrn, welche Kain nach seinem Bruder Abel frug!

Donna Isabella war todtenbleich; nach einer schlaflosen Nacht brannten ihre rothentzündeten, thränentrockenen Augen in Fieberhitze; zwei dunkle, tiefe Schattenlinien unter denselben gaben ihr ein hohles Ansehen; ihre ganze Haltung war wild und unsicher.

„Don Ramon,“ frug sie abermals in ernstem Tone, „was habt Ihr mit meinem Sohne angefangen?“

Verlegen wendete der Gatte und Vater den Kopf hinweg.

„Ihr habt ihn getödtet!“ schrie sie in einem Tone verzweifelter Aufwallung laut auf!

„Nein!“ erwiderte er rasch! von dem tiefen Kummer seines Weibes beängstigt; zum Erstenmale fühlte er in ihrer ganzen Wucht die überwiegende Macht einer Mutter, welche Rechenschaft fordert von dem Leben ihres Kindes.

„Was habt Ihr mit Rafael angefangen?“ wiederholte die Mutter in energischem Tone.

—„Später, wenn Ihr gefaßter seid, werde ich es Dir sagen!“ —

„Nein! jetzt, jetzt will ich es wissen; — jetzt bin ich gefaßt! — Warum ein Mitleiden heucheln, das Ihr nicht empfindet?! Mein Sohn ist todt, — Ihr habt ihn getödtet.“

—„Bei Allem was heilig ist, schwöre ich, daß Dein Sohn lebt; nicht ein Haar seines Hauptes habe ich angerührt!“ —

„Wenn dem so ist, was ist dann aus ihm geworden?“

— „Wohlan! Wenn Du denn Alles wissen willst! — — in der Wüste habe ich ihn zurückgelassen; — — jedoch für seine nächsten Bedürfnisse gesorgt!“ —

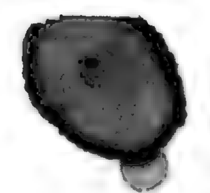
Ein nervöser Frost durchschüttelte Donna Isabella.

„In der That! Ihr habt Euch recht barmherzig gegen ein Kind von sechszehn Jahren gezeigt. Es widerstrebte Euren Gefühlen, Eure Hände in sein Blut zu tauchen, und Ihr zoget es deßhalb vor, das Amt des Henkers den Indianern und den wilden Thieren der Wüste zu übertragen! — Wahrlich, Seunor! Ihr seid mit Vorsicht zu Werke gegangen!“

—„Er war sehr schuldig!“ sagte Don Ramon mit schwacher, unsicherer Stimme.

„Ein Kind ist niemals so schuldig, daß es nicht Gnade finde vor seiner Mutter, welche ihn unter dem Herzen getragen und mit Gefahr des eigenen Lebens aufgezogen. Ihr habt unseren Sohn dem Verderben Preis gegeben! — ich werde ihn retten!“

(Schluß folgt.)



Programm für die Ueberführung der Leiche des Kaisers Maximilian.

Der „Triester Zeitung" zufolge lautet das authentische Programm für den Empfang und die Ueberführung des Leichnams des Kaisers Maximilian wie folgt: Die Schiffe der Escadre haben sich bei Punta d'Ostro mit Sr. Majestät Fregatte „Novara" zu vereinigen und dieselbe bis Triest zu begleiten. Sämmtliche Geleitschiffe haben außer Bord schwarz bemalt zu sein und die Flagge mit dem Flor ist halbtopp zu hissen. Alle Küstenbatterien, Forts und Festungen, so wie k. k. Schiffe, welche vor Anker liegen, oder sich in See befinden, an welchen der kaiserliche Leichenzug bei Tag passirt, hissen die Flaggen halbtopp und geben die Todtensalve von 21 Schüssen. Das Gleiche haben die Schiffe der Escadre zu beobachten, wenn sie sich mit der „Novara" vereinigen. Zu Triest vor Anker angelangt, haben bei der nach Vorschrift stattfindenden Ausschiffung der Leiche weiland Sr. Majestät des Kaisers von Mexiko folgende Zeremonien beobachtet zu werden: Der Sarg wird auf ein eigens hiezu hergerichtetes Boot gebracht. Ein Boot unter Führung eines See-Stabsoffiziers hat vorzufahren und dem Leichenzuge den Weg zum Landungsplatze anzugeben. Dem Boote, auf welchem sich der Leichnam befindet, folgen die Boote der auf der Rhede vor Anker liegenden k. k. Schiffe mit Vize-Admiral Tegetthoff, seiner Begleitung, dem Escadre-Stabe und den zur Escadre gehörigen Offizieren. Sobald der Leichenzug sich in Bewegung setzt, geben sämmtliche vor Anker liegende k. k. Schiffe, welche reglementsmäßig zum Salute verpflichtet sind, so wie die Landbatterien die Todtensalven von 21 Schüssen. Das Boot, auf welchem sich der Leichnam befindet, wird von Einem oder mehreren Booten, je nachdem es nothwendig ist, geschleppt; die Führung dieser Boote ist einem See-Offizier zu übertragen. Das Steuer des im Schlepp befindlichen Bootes mit dem a. h. Leichnam führt ein See-Stabsoffizier. Die halbtopp gehißte kaiserliche Standarte führt ein Seekadet. Auf jeder Seite des Sarges stehen je vier Schiffslieutenante als Ehrenwache. Sollte sich der österreichische Lloyd und die Handelsmarine an dem Leichenzuge betheiligen wollen, so ist dieß zu gestatten, und haben sich die Vertreter derselben mit dem See-Bezirkskommando ins Einvernehmen zu setzen. Am Landungsplatze, welcher vom See-Bezirkskommando in Triest eigens zu bestimmen und entsprechend herzurichten ist, haben die Militär- und Civilbehörden, so wie die Garnison von Triest mit dem vorgeschriebenen kirchlichen und militärischen Ceremoniell den Leichnam feierlich zu empfangen und von dort auf den Bahnhof zu begleiten. Die Ueberführung der Leiche vom Landungsplatze direkt in den Bahnhof hat mit den reglementsmäßigen militärischen Ehren und unter unmittelbarer Begleitung der Deputationen und eines Detachements des Marine-Infanterie- und Matrosen-Korps zu erfolgen. Auf dem Bahnhof hat ein Seperatzug bereit gehalten zu werden, wofür das Obersthofmeisteramt Sorge zu tragen hat. Der Leichenzug wird von Triest aus durch den Vize-Admiral Tegetthoff und eine Deputation der Kriegsmarine aller Chargengrade, einem Detachement des Matrosenkorps und des Marine-Infanterieregiments bis Wien begleitet, woselbst dieselben bis zur erfolgten Beisetzung zu verbleiben haben. Für die Ueberführung der Leiche vom Bahnhofe in Wien zur Beisetzung in die Hofkapelle und später in die Kapuzinerkirche hat das Obersthofmeisteramt nach dem üblichen Ceremoniell vorzusorgen. Auf dem Wege von Triest nach Wien findet auf den Stationen, welche der Hoftrauerzug passirt, keine Empfangsfeierlichkeit statt.

Mannigfaltigkeiten.

[Papierhüte.] Die Empire Hat-Comp. in Watertown, New-York, fabrizirt jetzt Damenhüte aus Manillapapier, die nach dem Formen mit Schellack getränkt, und dann, um sie filzähnlich zu machen, mit Scheerwolle bestreut werden. Die Herstellungskosten sollen circa 4 Sgr. pro Stück betragen.

Die Oktroizölle der Stadt Paris sind z. B. so hoch, daß deren Ermäßigung den Verbrauch nur erhöhen kann. Die Steinkohlen bezahlen ebensoviel Eingang, als ihr Transport von der belgischen Gränze bis nach Paris kostet. Es ist bekannt, welch ungeheurer städtischer Zoll auf dem Wein lastet. Für die geringen Sorten, welche in Masse verbraucht werden, macht das Oktroi 100 pCt. und darüber des Kaufpreises aus. Auch macht in den nahe 100 Millionen Franks, welche das Oktroi abwirft, die städtische Tranksteuer 42 Millionen Franks, während der Staat für die nach Paris eingehende Quantität von dem Produzenten und Wirthe noch 46 Millionen bezieht. Das Oktroi auf Fleisch und sonstige Nahrungsmittel trägt 16 Millionen, das auf Brennmaterial ungefähr 10 Millionen Franks ein.

Charade.

Stillen Zaubers naht mein Erstes sich,
Um die halbe Welt der Ruh zu weihen;
Kühnen Muthes lehrt mein Zweites dich
Aus den Schädeln Wahrheit prophezeien.
Nun vereine Beide durch ein i,
Dann entzückt des Ganzen Melodie.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 302 Freitag, 20. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXXII.

Am nächsten Tage wurden die beiden Bräute in Carlshofs Hause von einer großen Beängstigung niedergedrückt, die sich mit jeder Stunde, ja, fast mit jeder Minute steigerte.

Es war bereits Mittag vorüber und der Marquis de Roselli war noch nicht bei der Kommerzienräthin erschienen, um ihr, wie er doch so fest versprochen hatte, die Interims-Aktien für die ihm anvertrauten Werthpapiere einzuhändigen. Die alte Dame war sehr heiter erwacht, denn sie hatte während der Nacht die angenehmsten Träume gehabt. Sie hatte sich durch die milde Luft Italiens wieder verjüngt gesehen, und die reizendsten Bilder einer glücklichen Ehe an der Seite des vermeintlichen Marquis hatten sie umschwebt. Aber als der Morgen verging und der Marquis immer und immer nicht erschien, da dachte sie mit Schrecken daran, daß sie ihm gestern ihr ganzes Baarvermögen aufgedrungen hatte, und ein dunkler Verdacht begann sich ihrer zu bemächtigen, den sie freilich Anfangs zu bekämpfen suchte, was ihr aber immer schwerer fiel, je länger der Ersehnte ausblieb.

Sie hatte bereits alle nur erdenkbaren Zufälle erschöpft, deren Eintreten ihn abgehalten haben konnte, zu ihr zu kommen, ja, sie hatte sogar den Fall angenommen, daß er erkrankt sein könne, aber die dunkle Ahnung, die zuweilen wie ein schwarzer, unheimlicher Schatten vor ihr aufstieg, daß er wohl gar mit ihrem Gelde davon gegangen sein könne, hatte sie noch immer mit der größten Indignation zurückgewiesen. Endlich, als auch der Nachmittag, wo er gewöhnlich zu erscheinen pflegte, wenn er am Morgen Abhaltung gehabt hatte, verging, ohne daß er sich zeigte, oder von sich hören ließ, vermochte sie ihre Unruhe nicht länger mehr zu ertragen, und sendete ihr Mädchen nach dem Hotel wo er wohnte, mit einer Einladung zum Souper.

Ganz in ähnlicher Weise aber hatte auch Clarissa diesen Tag in Angst und Unruhe hingebracht. Schon das Nichterscheinen des Barons am vergangenen Abende bei dem verabredeten Rendezvous, hatte ihr eine fast ganz schlaflose Nacht verursacht, und als in den Morgenstunden auch das Bouquet ausblieb, welches er ihr regelmäßig zu senden pflegte, auch er selbst nicht erschien, da dachte sie freilich noch nicht daran, daß er sie und die Stadt heimlich verlassen habe; aber die glühendste Eifersucht erfaßte sie. Was konnte ihn sonst wohl zu einer solchen Vernachlässigung seiner Braut bewogen haben, als eine andere Liebe? Der Verdacht einer Untreue hatte sich plötzlich so fest in ihr Herz eingenistet, daß sie ihn nicht mehr herauszureißen vermochte, und sich dadurch den furchtbarsten Qualen der Eifersucht preisgegeben sah. Ihr Charakter war jedoch durchaus nicht geeignet, solche Qualen zu verbergen und sie stillduldend zu ertragen, sie gab sie vielmehr mit einer maßlosen Heftigkeit zu erkennen, welche ihr Stubenmädchen in Gefahr der härtesten Mißhandlungen brachte, der sie sich nur durch eine schnelle Flucht aus dem Zimmer entziehen konnte.

Endlich gegen Mittag, als ihr die Einsamkeit, die ihre Pein nur noch vermehrte, unerträglich wurde, begab sich Clarissa zu ihrer Großmama; aber diese befand sich selbst in einem Zustande der Unruhe und Besorgniß, welcher sie ganz unfähig machte, auf ihre Klagen zu hören, oder ihr gar Trost zu spenden.

Deßhalb verweilte auch die Enkelin nicht lange bei ihr, nahm ein Buch mit, und begab sich in den Garten. Aber gerade hier wurde sie bei jedem Umschauen durch den Pavillon und manche andere Gegenstände an den Baron und seine Liebesschwüre erinnert, daß sie sich bald wieder auf ihr Zimmer zurückzog. Sie erschien nicht bei Tische, und ließ sich durch heftiges Kopfweh entschuldigen. Ihrer Mutter, die theilnehmend zu ihr kam, zeigte sie ein bleiches, verweintes Gesicht, widerstrebte aber hartnäckig dem wohlgemeinten Rathe, den Doktor um Beistand zu ersuchen.

Am Nachmittage begab sie sich wieder zu ihrer Großmutter, und traf gerade bei ihr ein, als deren Mädchen wieder aus dem Hotel zurückkehrte, wohin sie mit der Einladung an den Marquis zum Souper gesendet worden war.

„Nun, was hat er geantwortet? Wird er kommen,“ rief die Kommerzienräthin dem Mädchen fast athemlos entgegen.

Als sie aber zur Antwort erhielt: „Nein, er wird nicht kommen; denn er ist gestern Abend mit dem Herrn Baron von Hoskul nach Paris abgereist;“ da stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und sank wie vernichtet in einen Sessel nieder.

Zugleich drang aber auch Clarissa auf das Mädchen ein, und es bei der Schulter fassend, rief sie ihm zu: „Wie war das? Sie sagten doch nicht, daß der Baron von Hoskul auch nach Paris abgereist sei?“

„Allerdings sagte ich das,“ erwiderte die alte Kunigunde sehr entschieden. „Ich habe es aus des Oberkellners eigenem Munde, und der wird es doch wohl wissen.“

Jetzt erschallte ein zweiter durchdringender Schrei, den Clarissa ausstieß, und auch sie vermochte sich nicht länger aufrecht zu erhalten, sondern mußte sich in einen Armstuhl niederlassen.

„Aber hat denn der Marquis keinen Brief, kein Paquet hinterlassen?“ stöhnte die Kommerzienräthin.

„Er muß doch nicht,“ versetzte Kunigunde ziemlich gleichgültig; „denn sonst würde mir es der Oberkellner, der ein sehr artiger Mann ist, doch wohl eingehändigt haben.“

Sie entfernte sich hierauf aus dem Zimmer und ließ die beiden verlassenen Bräute allein.

„Ach, ich arme, arme Frau!“ jammerte die Kommerzienräthin wie außer sich.

„Ach, ich Unglückliche!“ ließ sich Clarissa als Echo vernehmen, und ihre Hände ballten sich krampfhaft zusammen, als ob sie hätte gegen sich selbst wüthen wollen.

Dann brachen Beide in ein heftiges Schluchzen aus, und die jammervollsten Ausrufungen drangen über ihre Lippen. Eine Jede von ihnen hatte aber vor der Andern ein Geheimniß zu tragen, deßhalb hielten sie auch einen gegenseitigen, vertraulichen Austausch ihrer Gedanken noch zurück, und begnügten sich damit, vereint dem Ausbruche ihres Schmerzes freien Lauf zu lassen.

Erst nach einer geraumen Zeit wurden sie darin unterbrochen, durch das Eintreten des älteren Carlshof, dessen Miene und ganze Haltung aber auch nichts weniger als Trost versprach. Sein Gesicht war todtenbleich, und er schien sich in einer so großen Aufregung zu befinden, daß er es gewagt hatte, ohne alle Anmeldung bei seiner Mutter einzutreten.

In seiner zitternden Hand hielt er zwei bereits geöffnete Briefe.

„Was ist das? Wißt Ihr schon?“ sprach er mit bebender Stimme, als er seine Mutter und Clarissa weinend fand.

„Sie sind fort! Sind die Briefe von ihnen?“ riefen Beide wie aus einem Munde. „Werden sie wiederkommen?“

„Freilich sind sie fort, die Elenden! Die Schurken!“ brach Carlshof zornig aus. „Diese sind nicht von ihnen, geben aber einen Aufschluß über sie, daß man Wehe schreien möchte. Dieses Schreiben hier —“ fuhr er fort, indem er den einen Brief erhob — „ist von unserm Albert. Er ist aus Kurland datirt, wohin ich ihn von Danzig aus gesendet hatte, um nähere Nachrichten über den Baron von Hoskul einzuziehen. Er hat auch meinen Auftrag erfüllt und es thut mir nur leid, daß ich seinen Brief nicht gestern erhalten habe, so hätte ich doch Genugthuung gehabt, den abgefeimten Schwindler, der mein Schwiegersohn werden wollte, den Gerichten übergeben zu können, und ihn als Fälscher bestrafen zu lassen. Albert hat den alten Oheim des Industrieritters selbst gesprochen und diesen, ein wirklich reicher und durchaus redlicher Mann, hat ihm erklärt, daß er sich schon seit einigen Jahren von diesem verwahrlosten Neffen gänzlich losgesagt und einen anderen Verwandten, der ihn bei der Verwaltung seiner Güter unterstützt, zum Universalerben eingesetzt hat. Er hat diesen Alexander studiren lassen und Alles aufgeboten, um einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen, aber vergebens. Nachdem er von der Universität zu seinem Oheim zurückgekehrt, hat er ihm nichts als Aerger und Schande bereitet, Schulden gemacht und sich allen Ausschweifungen ergeben, daß sich der ganze kurländische Adel von ihm zurückgezogen, und sein Onkel sich genöthigt gesehen, ihn für immer zu verstoßen. Seit zwei Jahren ist er ihm denn auch aus dem Gesichte verschwunden, und hat zwischen Beiden nicht einmal eine schriftliche Berührung mehr stattgefunden. Die angeblich von seinem Oheime ausgestellte Vollmacht, die Blanco-Accepte und alle anderen Papiere und Briefe, die er mir vorgezeigt hat, sind offenbar gefälscht gewesen und er ist wahrscheinlich nur darauf ausgegangen, mir Geld abzuschwindeln, was ihm denn leider auch gelungen ist, denn er hat mir auf seine Accepte, die keinen Schilling werth sind, da der Oheim sie nie anerkennen wird, fünftausend Mark abgeliehen.“

„Fünftausend Mark!“ wimmerte die Kommerzienräthin und fügte, im Stillen an ihren weit stärkeren Verlust denkend, hinzu: „Welche Lumperei!“

Carlshof aber fühlte sich durch diese Bemerkung gereizt und entgegnete mit scharfer Betonung: „Erlauben Sie, Frau Mama, ich habe gerade in der letzten Zeit so mancherlei Unglücksfälle im Geschäft erlitten, daß jetzt fünftausend Mark für mich keine Lumperei sind.“ Dann wendete er sich zu seiner Tochter, welche mit starrem Entsetzen seine Mittheilung vernommen hatte, und sprach zu ihr in weicherem Tone: „Suche den Elenden zu vergessen, mein armes Kind, und tröste Dich damit, daß Deine Verlobung mit ihm noch nicht offenkundig geworden ist.“

Aber Clarissa antwortete nicht darauf, sie schien ganz vernichtet, und keines Gedankens, keines Wortes mehr fähig zu sein.

Die Kommerzienräthin, die still vor sich hinstarrend gesessen hatte, fuhr jetzt plötzlich auf und rief: „Aber der Marquis kann kein schlechtes Subjekt sein. Ich verstehe mich auf Noblesse und er war nobel, rein nobel!"

„Dann müssen Sie sich doch getäuscht haben", erwiderte Carlshof mitleidig; „denn Ihr Marquis war kein Marquis, sondern ein entlaufener Galeerensträfling aus Genua, der als Sekretär des Grafen Valerino sich hat Dokumentenfälschungen zu Schulden kommen lassen, die ihn auf die Galeere brachten. Er ist ein Industrieritter und falscher Spieler der schlimmsten Sorte, ja, er ist sogar mit einem ehemaligen Kameraden vor einiger Zeit in mein Comptoir eingebrochen, um meine Kasse zu bestehlen, woran die beiden Spitzbuben nur durch einen Klingelzug verhindert wurden, welchen Adele, die Beide von der Kellertreppe aus belauschte, in Bewegung gesetzt hatte, um sie zu verscheuchen, was ihr auch gelang. Sie gab mir die heilige Versicherung, daß sie in dem einen Einbrecher den Marquis erkannt habe, aber ich glaubte ihr nicht und verschwieg den ganzen Vorfall vor aller Welt."

„Das ist die schändlichste Verläumdung! Das kann nicht sein!" rief die alte Dame.

„Und doch wird es wohl so sein!" entgegnete Carlshof. „Ich habe diese Aufklärungen durch diesen zweiten Brief erhalten, den ein italienischer Junge, die mit Affen und Schildkröten auf den Straßen herumziehen, vor einer halben Stunde im Comptoir abgegeben hat. Der Brief hat keine Unterschrift, er scheint aber von einem spitzbübischen Kameraden des Marquis herzurühren, der vielleicht damit eine Rache gegen ihn ausüben will. Ueberzeugen Sie sich selbst."

Er reichte ihr das grobe, schmutzige Papier, auf welchem sich das Schreiben befand und sie ergriff es mit krampfhafter Hast. Als sie es durchlesen hatte, ließ sie es aus ihrer zitternden Hand zu Boden fallen und sank stöhnend in den Sessel zurück.

Carlshof hatte indessen mit wahrer Theilnahme seine Blicke wieder auf seine Tochter gerichtet, die wie ein Bild des Leidens in sich zusammengesunken war. Sie hatte schon seit geraumer Zeit keinen Laut mehr von sich gegeben und schien wie geistesabwesend. Da sie auf alle seine Fragen keine Antwort gab, so zog er sie vom Sessel zu sich empor und führte sie nach ihrem Zimmer.

Die Kommerzienräthin saß noch einige Zeit ganz allein und murmelte fortwährend vor sich hin: „Nun bin ich eine arme, arme Frau!" Dann klingelte sie ihrem Mädchen und ließ sich von ihr auskleiden und zu Bette bringen, denn sie fühlte sich sehr elend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verstoßene.

Mexikanisches Sittenbild.

(Schluß.)

—„Was habt Ihr vor?" frug Don Ramon, erschreckt über den Entschluß, den das Verhalten seines Weibes zu erkennen gab. —

„Was kann Euch das interessiren, Don Ramon?— Ich werde meine Pflicht erfüllen, so wie Ihr selbst es für Recht erachtet, die Eure zu erfüllen! — Gott möge zwischen uns richten! Sollte es mir nicht gelingen, ihn zu retten; dann zittert, Don Ramon, wenn die Stunde herannahen wird, in welcher Gott selbst von Euch Rechenschaft verlangen wird, über das Blut Eures Sohnes, — vielleicht auch über das Eures Weibes!"—

Don Ramon bebte zusammen unter der Schwere dieses Anathems!

Zwei völliggerüstete Pferde standen für Donna Isabella und Eusebio bereit. — Sie bestiegen dieselben, nachdem Eusebio zuerst vier prächtige Rastreros (Bluthunde) losgelassen. Er trieb die Thiere an, indem er den Namen Rafael rief, den sie alle wohl kannten, und raschen Laufes entfernte sich die kleine Truppe.

Die Hunde verfolgten ohne Schwierigkeit die angegebene Spur; die Straße zog sich in gerader Richtung dahin und sie zauderten nicht einen Augenblick über den einzuschlagenden Weg.

Viele Stunden vergingen, ehe sie die Stelle erreichten, an welcher Rafael von seinem Vater verlassen worden war; der Platz war jedoch leer, — der Jüngling verschwunden.

Spuren seines Aufenthaltes waren indeß sichtbar. Ein augenscheinlich von ihm angezündetes Feuer glimmte noch. Alles wies darauf hin, daß er noch nicht sehr lange den Platz verlassen habe.

„Was nun thun?" frug Eusebio in größter Angst.

—„Unsere Nachforschungen fortsetzen," sagte Donna Isabella in muthigem, entschlossenem Tone. „So Gott will, retten wir ihn noch!"—

In derselben Nacht herrschte auf der Hacienda del Milagro die größte Bestürzung, denn Donna Isabella und Eusebio waren noch immer nicht zurückgekehrt. — Als Don Ramon lange nach Mitternacht mit ängstlicher Spannung vergeblich auf deren Rückkehr gewartet, brach er, rastlos und ungeduldig mit einer großen Schaar Feldarbeiter und Vaqueros auf, um sein Weib und deren Begleiter aufzusuchen. Spät am Tage erst entdeckten sie eine Spur der Wandernden; es war das Pferd der Donna Isabella, welches todt und halb zerfressen in der Ebene lag. Das Sattelzeug fand sich nicht mehr vor, was darauf hindeutete, daß das arme Thier in Folge der Anstrengung des Marsches zusammen-

gestürzt, und, da sein Tod unvermeidlich, vom Reiter aufgegeben und verlassen worden war. Der Erdboden rings um den Leichnam des Pferdes zeugte von einem heftigen Kampfe unter den wilden Thieren, welche über das ihnen zum Fraße verfallene Roß zusammengestürzt waren.

Trotz eines langen, leider fruchtlosen Suchens, konnte Don Ramon keine weiteren Spuren von den Vermißten entdecken; Verzweiflung im Innern, gab er den Befehl zur Umkehr, und langsam verfolgte er den Weg nach der Hacienda, — ein Mann mit kummervollem, gebrochenem Herzen. —

Jahre vergingen; — doch in die Einsamkeit seiner traurigen Residenz drang zu Don Ramon's Ohre nicht die geringste Kunde über das Schicksal seines verbannten Sohnes oder der zu dessen Rettung mit dem treuen Diener in die Wildniß hinausgezogenen Mutter.

Indeß, — während Don Ramon in seinem prächtigen luxuriösen Wohnsitze ein elendiges Dasein führte, lebte Donna Isabella mit ihrem Sohne in den Wäldern des „Fernen Westens", weit hinter dem Bravo del Norte, auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten, von wilden Menschen und wilden Thieren — diesen freien Bürgern des Waldes — umgeben. Hier, glücklich im Genusse ihres Zusammenlebens, waren sie zufrieden und theilten ihr Glück mit dem treuen Eusebio.

Ihre Hütte war allerdings von rauher Bauart und entbehrte Manches, was im zivilisirten Leben zu den nothwendigen Bedürfnissen gehört; aber was nur der Aufenthalt eines Jägers der Steppen und der Wildniß erheischt, war vorhanden.

Rafael, in Folge des frühen Mißgeschicks, schwermüthig geworden, wuchs heran zu einem starken, wohlgesinnten, ich möchte sagen naturwüchsigen Manne, dem der tägliche Umgang mit seiner Mutter einen feineren Charakter verlieh, als wohl sonst in der Wildniß ihm zu eigen geworden wäre. — Die Wilden der benachbarten Stämme verehrten ihn wegen seiner Treue und seines Muthes und fürchteten ihn zugleich wegen der ihnen wohlbekannten tödtlichen Wirkung seiner Büchse.

Als schon sein Haupthaar schneeweiß geworden in Folge des Alters und des auf seinem Herzen lastenden Kummers, streifte einstens Don Ramon weit hinter dem Rio Grande, ohne seither irgend weitere Kunde von seinem verlorenen Weibe, von dem verbannten Sohne und dem getreuen Eusebio erhalten zu haben! — Da plötzlich, wie durch eine gnadenvolle Fügung der Vorsehung, stieß er auf deren Wohnstätte und ward so mit denjenigen wieder vereint, welche einst seine Hacienda im wahren Sinne des Wortes zu einem himmlischen Herde gemacht hatten.

Gerne bekannte er selbst das Unrecht, welches er an dem Sohne in dem Glauben begangen, daß er nur die ihm obliegende Gerechtigkeit ausübe; eben so gern nahm er das Bekenntniß seines Weibes entgegen, welche eher ihren Pflichten als solche entsagte, als sich von dem Erstgebornen Ihrer Liebe zu trennen.

Don Rafael de Saavedra kehrte jedoch nie nach Hermosillo zurück.

In manchem der späteren Kämpfe, welche im „Fernen Westen" vorfielen, hat er seitdem unter einem fremden Namen manches Blut mit eigener Hand vergossen; jedoch in so gerechter Weise, daß er diese Thaten niemals mit Verbannung zu büßen verurtheilt werden dürfte.

F. A. W.

Kunst und Literatur.

Die uns vorliegende Dezembernummer von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften" bringt den Schluß der humoristischen Erzählung „Die zwei Krüglein" von Otto Müller. Eine kurze Biographie der unglücklichen Dichterin Karoline von Günderode, deren Grab im Rheingau gegenwärtig durch einen Denkstein gezieret werden soll, reiht sich daran. Ganz vorzüglich ist die Charakteristik Friedrich Chopin's, die mit feinstem Verständniß für des Künstlers Wesenheit von La Mara geschrieben ist. Andere Beiträge mit und ohne Illustrationen, darunter namentlich eine „Geschichte der Erfindung der Dampfmaschine" von Th. Weiß, worin das Verdienst deutscher Geisteskraft vor den Anmaßungen anderer Nationalitäten gewahrt wird, reihen sich würdig an.

Rechnungs-Räthsel.

Ein Bäuerlein ging über Feld,
Und fand ein Beutelein mit Geld.
Er gab zuerst die Hälfte aus,
Ein Fünftel dann für einen Schmaus;
Das übrige Neunbatzenstück
Trug es im Sack nach Haus zurück. —
Wer macht es mir nun offenbar,
Wie viel an Geld im Beutel war?

Auflösung des Räthsels in Nr. 300:

Der geizig' „Filz", und drückend' „Schuh",
Sind nirgendswo willkommen;
Vereinigt sich jedoch das Paar —
Dann wird's in manchem Haus sogar
Recht freundlich aufgenommen;
Zumal in rauher Winterszeit,
Wenn's draußen tüchtig friert und schneit.

M. M.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 303 Samstag, 21. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXXIII.

Die Nachforschungen, welche der ältere Carlshof noch an demselben Tage in dem Hotel, in dem der Baron von Hoskul und sein Freund, der sogenannte Marquis, gewohnt hatten, anstellte, gaben ihm keine weitere Aufklärung über das Verschwinden derselben, denn man wußte dort auch weiter nichts, als daß sie mit dem Nacht-Eisenbahnzuge nach Paris abgereist wären. Daß sie aber in Verkleidung zu Schiffe gegangen und in ganz entgegengesetzter Richtung sich mit ihrem Raube über See geflüchtet, war wirklich verborgen geblieben und Niemand konnte eine Ahnung davon haben. Der Hotelwirth zeigte sich übrigens erfreut, der beiden Gäste entledigt zu sein; da sie in ihren Zimmern einen förmlichen Spielklub eingerichtet und dadurch sein geachtetes Haus beinahe in übeln Ruf gebracht hatten.

Da nun Carlshof noch nichts von dem Schurkenstreiche wußte, den Roselli seiner Mutter gespielt hatte und sich überzeugt hielt, daß es zu einer polizeilichen Verfolgung, wenn man auch den Telegraphen hätte benutzen wollen, zu spät sei, so gab er wenigstens vorläufig jede weitere Nachforschung auf, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Denn es wäre ihm sehr empfindlich gewesen, wenn es an die Oeffentlichkeit gekommen, daß er, ein so alter, gewiegter Kaufmann sich von einem Industrieritter hätte um 5000 Mark beschwindeln lassen und daß er sogar Willens gewesen, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben.

Aber es war jedenfalls wieder ein sehr trüber Tag in seinem Leben, und der häusliche Kummer, der dadurch nur noch höher gesteigert wurde, schlug ihn sehr darnieder.

Am folgenden Tage fand er sowohl seine Mutter, als Clarissa in einem sehr bedenklichen Zustande. Die Erstere weinte und jammerte fortwährend, und forderte ihn sogleich mit der größten Heftigkeit auf, Roselli sogleich nachzureisen und ihn nöthigenfalls unter gerichtlichem Beistande wieder zu ihr zurückzuführen. Aber noch immer verschwieg sie ihm hartnäckig den Verlust ihres Baarvermögens, welches Roselli mit sich genommen hatte, woran sie jetzt nicht mehr zweifeln konnte. Ihr Sohn verweigerte es jedoch mit Entschiedenheit, ihr Verlangen zu erfüllen, da sein Geschäft während der Abwesenheit seiner beiden Söhne durchaus seine Gegenwart erforderte. Doch schrieb er an einen Geschäftsfreund in Paris, dem er ein genaues Signalement der beiden Schwindler mittheilte und ihn bat, auf irgend eine Weise ausfindig zu machen, ob sie in Paris angelangt und ihn dann sogleich davon zu benachrichtigen. Doch natürlich mußte auch diese Maßregel ganz erfolglos bleiben.

Der Zustand Clarissas erschien noch gefährlicher. Sie war der Obhut ihrer Mutter übergeben worden, und wie aufrichtig die gute Frau ihr auch ihre mütterliche Theilnahme bezeigte, so schien dieselbe doch auch nicht den geringsten Eindruck auf die Leidende hervorzurufen. Sie war, seitdem sie die Nachricht von der plötzlichen Abreise des Barons, und die Enthüllungen über seine Person aus dem Briefe Alberts erfahren hatte, in eine förmliche Sinnenbetäubung versunken, aus der sie nichts zu erwecken vermochte. Selbst die ärztlichen Bemühungen ihres Oheims, sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten zu erwecken, waren gänzlich erfolglos geblieben, und er ahnte, daß nicht allein der Schmerz, sich von dem Geliebten verlassen zu sehen, sondern noch ein anderer Kummer an ihrem Herzen nagte.

Fast regungslos lag sie in ihrem Bette, bleich wie ein Wachsbild, und gab auf alle Fragen, welche an sie gerichtet wurden, keine Antwort. Nur zuweilen ließ sie ein leises Stöhnen vernehmen, ohne jedoch dabei den starren Ausdruck ihrer Züge zu ändern. Fast nur mit Gewalt konnte man sie bewegen, Speise und Trank zu sich zu nehmen, und auf alles Zureden, Bitten und Flehen ließ sie nur die leisen Worte vernehmen: „Stört mich nicht! Stört mich nicht!"

So blieb ihr Zustand mehrere Tage lang unverändert zur großen Besorgniß der Familie, bis Albert von seiner Reise zurückkehrte, und die leidende Schwester gleich nach seiner Ankunft besuchte.

Sobald sie ihn erblickte, reichte sie ihm die Hand und sprach zu ihm mit einem Anfluge von Gefühl, wie sie es lange nicht gezeigt hatte: „Ich danke Dir!"

„Warum dankst Du mir, Schwester?" erwiderte er, denn er begriff nicht, wohin ihre Worte zielten.

„Ich danke Dir für die Aufklärung;“ fuhr sie fort; „die Du mir über den Elenden gegeben, der sich in mein Herz geschlichen hatte. Ich gehöre nicht zu jenen schwachen Mädchen und Frauen, die sich an einen Mann, den sie als moralisch schlecht erkannt, und der sie schmachvoll beleidigt, noch immer gefesselt fühlen, und ich kann jene sklavischen Seelen nur bedauern. Sobald ich aus Deinem Brief erfuhr, daß der Elende, dessen Namen ich nicht mehr aussprechen mag, mich so schändlich getäuscht, indem er mir die edelsten Gefühle vorlog, und mir seine ganze ehrlose Vergangenheit verheimlichte, stieß ich ihn aus meinem Herzen und meine Liebe wandelte sich in Haß und Verachtung um. Mein Hochmuth war es, der mich zu ihm hinzog, aber ich bin bitter dafür gedemüthigt worden. Glaube mir, ich habe über Vieles nachgedacht, seit ich hier liege; ich habe Vieles bereut, und mir ist, als hätte ich mich selbst wieder gefunden, so daß ich, wenn auch nicht freudig, doch ruhig in die Zukunft blicken würde, wenn nicht —“

Hier brach sie ab und eine angstvolle Unruhe schien sich ihrer zu bemächtigen. Doch so dringend Albert sie auch bat, ihm ihr ganzes Vertrauen zu schenken, blieb sie doch stumm und zurückhaltend, ersuchte ihn jedoch, sie fleißig zu besuchen.

Der ältere Carlshof hatte mit Albert bei dessen Rückkehr eine sehr ernste Unterredung gehabt, und war in große Verlegenheit gerathen, als dieser gleich nach der ersten Begrüßung nach Adelen fragte.

Der Vater hatte ihn mit in sein Zimmer genommen, und ihm dort alle Vorfälle, die sich während seiner Abwesenheit ereignet hatten, ausführlich mitgetheilt. Er hatte dabei, um sich selbst zu entschuldigen, ein besonderes Gewicht auf die nächtlichen Zusammenkünfte, welche Adele, wie er sich selbst überzeugt, im Garten mit einem fremden Manne gehalten, dessen Namen zu nennen sie sich hartnäckig geweigert hatte.

Albert ließ ihn ruhig ausreden, ohne bei seinen Mittheilungen auch nur die geringste Aufregung zu zeigen, und entgegnete dann: „Ich kann in Allem, was Sie mir da erzählt haben, auch nicht die geringste Schuld Adelens erblicken. Ihre Rendezvous im Garten waren mir bekannt, ja sie waren ihr von mir selbst angerathen worden; denn es handelte sich ja nur um eine heimliche Zusammenkunft mit Ihrem Vater, dessen Hiersein ich Ihnen und meiner ganzen Familie verschweigen zu müssen glaubte, da der brave, redliche Mann darauf Verzicht geleistet hatte, in unser Haus eingeführt zu werden, und sich damit begnügen wollte, seine geliebte Tochter zuweilen bei sich in seiner Privatwohnung, die er sich gemiethet hatte, zu sehen. Die Morgenspaziergänge, welche Adele zu diesen Besuchen benutzte, waren hier aber auch auffallend und unschicklich befunden worden, und deßhalb sah das arme Kind sich genöthigt, ihren Vater in den späten Abendstunden in den Garten einzulassen, wenn sie ihn sehen wollte. Das ist die einfache Auflösung des ganzen Räthsels, welches Sie und die Meinigen in so große Aufregung versetzt, und mein armes, unschuldiges Weibchen aus dem Hause vertrieben hat.“

Sein Vater fühlte sich tief beschämt, aber er wollte es seinem Sohne gegenüber nicht zeigen, und suchte daher das unangenehme Gefühl, das sich seiner bemächtigt hatte, hinter einem heftigen Unmuth zu verstecken, den er in den Worten aussprach: „Ich muß sie doch wenigstens insofern für schuldig erklären, daß sie durch ihr hartnäckiges Schweigen den Schein, welcher gegen sie sprach, nur noch verstärkte. Warum entdeckte sie mir es nicht, daß es „ihr Vater“ sei, mit dem sie zusammen kam?“

„Weil ich ihr es streng verboten hatte“, fiel ihm Albert in's Wort. „Ihr Vater ist ein Ehrenmann in der wahrsten Bedeutung des Wortes, und ich wollte ihn durch meine Familie auch nicht der geringsten unwürdigen Behandlung ausgesetzt sehen. Ich hoffe, sie hat sich zu ihrem Vater begeben, und ich bedaure jetzt, daß ich sie nicht gleich zu ihm brachte und unter seinen Schutz stellte, als ich abreiste. Aber ich glaubte, sie hätte sich hier bereits ein Recht auf Vertrauen erworben, und dieses würde sie wenigstens gegen Ehrenkränkung sicher stellen. Sogleich gehe ich zu ihr und werde sie offen und frei wieder hierher zurückführen und ihr den Platz anweisen, der ihr als meiner Gattin hier im Hause gebührt.“

Sein Vater wendete sich schweigend und achselzuckend von ihm ab, und er verließ eilig das Zimmer und begab sich nach dem nahe gelegenen Hause, in welchem Winterfeld seine Wohnung genommen hatte. Dort erfuhr er aber zu seinem schmerzlichsten Erstaunen, daß Vater und Tochter schon vor geraumer Zeit abgereist waren. Der Hauswirth wußte jedoch nicht anzugeben, wohin sie sich gewendet, auch hatten sie nichts davon geäußert, ob sie wiederkommen würden. Ihr Entschluß war sehr schnell und gleich am andern Tage, als Adele zu ihrem Vater gekommen war, gefaßt und ausgeführt worden.

Fast verzweifelnd kehrte Albert zu seinem Vater zurück, und dieser, welcher glaubte, die günstigste Gelegenheit zu der Trennung der Ehe gefaßt zu haben, sprach zu ihm: „Sei vernünftig, Albert, und suche Dich in das Unvermeidliche zu fügen. Ich habe Dir noch nicht geantwortet auf Deine briefliche Mittheilung, daß Du Dich entschlossen, in keine Scheidung von Deiner Frau zu willigen. Höre mich jetzt ruhig an. Du weißt, daß es Deine Großmutter ist, welche Deine Scheidung verlangt, und ich würde nicht darauf eingegangen sein, hätte sie nicht die Drohung hinzugefügt, ihr Kapital aus unserem Geschäfte zurückzuziehen. Besteht sie darauf, wie ich bei ihrer Hartnäckigkeit vermuthen muß, so bricht unser Haus zusammen, wovon Du Dich selbst leicht überzeugen wirst, wenn ich Dir den prekären Stand unseres Geschäfts auseinandersetze,

Gieb also nach, und Du wirst die Scheidung jetzt leichter ins Werk setzen können, wenn Du Adelens heimliches Verlassen Deines väterlichen Hauses zum Vorwand nimmst."

Mit jedem Worte aber, welches Albert vernahm, fühlte er sich auch nur mehr und mehr empört, bis er endlich alle Rücksichten, die er sonst seinem Vater gewidmet hatte, vergessend, zornig losbrach: „Daß ich ein Nichtswürdiger wäre, wenn ich ihrem Rathe folgen wollte! Nein und tausendmal nein! Ich will nicht niederträchtig, nicht undankbar handeln an dem lieben, holden Wesen, dem ich mein Leben, mein ganzes Glück verdanke. Mag sich meine ganze Familie gegen mich erklären, mag sie mich ausstoßen aus ihrem Kreise, so werde ich doch kein Haar breit weichen von meinem Entschlusse, mit meiner Adele vereint zu bleiben bis zum Tode. Wie erbärmlich müßte ich vor der Welt, vor mir selbst und vor Gott erscheinen, wenn ich mich durch den lächerlichen Hochmuth der Großmutter bewegen ließe, das edelste, treueste Herz zu brechen, das je in einer weiblichen Brust geschlagen hat. Es ist mir kaum begreiflich, Vater, wie Sie selbst mir eine solche Zumuthung stellen können, in einem Augenblick, wo der Hochmuth unserer Familie so tief gedemüthigt worden ist, indem es sich klar herausstellt hat, daß wir zwei Industrierittern, zwei abgefeimten Schwindlern, die größten Ehren erwiesen, und Familienverbindungen mit ihnen schließen wollten, weil wir sie für reich und von hohem Adel hielten. Wenn wir denn am Abgrunde stehen, Vater, dann sollte ich meinen, es wäre hohe Zeit, daß wir unsern Geldstolz ablegten und die redliche Armuth achten lernten, die vielleicht selbst unser künftiges Loos sein wird. Morgen reise ich ab, um meine Adele aufzusuchen und sollte ich die ganze Welt durchwanden müssen."

Der ältere Carlshof war tief erschüttert und ließ kein Wort mehr vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die französische Gelehrtenwelt hat durch den Tod des berühmten Physiologen Flourens einen großen Verlust erlitten. Flourens ist 1794 geboren. Schon früh durch verschiedene wissenschaftliche Werke ausgezeichnet, wurde er Professor der Naturgeschichte am College de France und später Professor der menschlichen Anatomie am Jardin des Plantes; 1828 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1832 einer der beiden Sekretäre derselben, 1840 ward er Mitglied der Akademie Française. Er war Deputirter in der Kammer von 1837 bis 1842, dann ernannte ihn Louis Philipp zum Pair.

Die unter Führung des Herrn Barnett abgegangene Expedition zur Aufsuchung des verschollenen Forschungsreisenden Leichhardt ist am 12. Juli nach Sidney zurückgekehrt, ohne eine Spur von dem Vermißten entdeckt zu haben. Jetzt bereitet unser Landsmann, der bekannte Dr. Müller, Direktor des botanischen Gartens in Melbourne, mit Hülfe der Kolonie Regierungen eine neue Unternehmung in großartigem Maßstabe vor, die neben geographischer Forschung auch die Aufklärung von Leichhardt's Schicksal bezwecken soll.

[Vierundzwanzig Kreuzer für ein Ohr.] Dieser Tage standen vor den Schranken des Innsbrucker Gerichtes zwei Raufer in Albach als Knechte angestellt, Beide, wie sie selbst behaupten, gute Freunde zu einander. Bei einer Rauferei, wie sie nach ihrer Angabe unter „guten Freunden wohl öfter vorkommt," biß einer dem anderen ein jedoch nicht beträchtliches Stück vom Ohr weg. Die „gute Freundschaft" bewiesen die Beiden auch vor Gericht. Als Entschädigung für den angerichteten Schaden verlangte der Gebissene von seinem Freunde nicht mehr, als daß er „dem Doktor seine Schmier" zahle, welche 24 kr. gekostet habe. Der Beschädiger trug ihm statt des Geldes, das er nicht habe, ein Paar guter Schuhe an, was der Gebissene auch mit Dank annahm. Das Urtheil lautete schließlich, da nur auf eine leichte körperliche Beschädigung erkannt wurde, auf zwei Monate Arrests, womit die „guten Freunde" auch zufrieden waren.

[Kohlengruben.] Der Ertrag aller im Betrieb befindlichen Kohlengruben der Erde wird auf 172 Millionen Tonnen geschätzt, wovon auf Großbritannien 100, auf Preußen und Nordamerika je 17, auf Frankreich und Belgien je 12 Millionen Tonnen kommen. Der Gesammtwerth der Kohlenausbeute auf der ganzen Erde beträgt ungefähr 1000 Millionen Gulden oder beiläufig das Doppelte des Ertrages sämmtlicher Gold- und Silberminen.

Vor etwa vierzehn Tagen ist in Roman in der Moldau das dortige Theater niedergebrannt und eine große Anzahl von Häusern gleichfalls von den Flammen verzehrt worden. Wie aus Lemberg geschrieben wird, soll die Feuersbrunst in nachstehender Weise entstanden sein: Herr Kreuzberg hatte seine beiden Löwen über Nacht in ihren Käfigen im Theater gelassen; hart daneben brannte eine Lampe, welche wahrscheinlich durch eine Bewegung der Thiere umgeworfen

wurde, und dann das Haus in Brand brachte; die beiden Löwen gingen bei dieser Feuersbrunst gleichfalls zu Grunde.

Man schreibt aus Mauerkirchen (Oesterreich), 12. Dezember: Wie weit es die Gauner bei uns an Raffinirtheit gebracht haben, mag folgender ganz begründete Vorfall beweisen. Voriges Jahr wurde Nachts, um diese Zeit, dem Müllermeister von Bauerding in Oesterreich durch zwei Strolche ein mageres Schwein gegen sein fettes vertauscht, und demselben ein Zettel angeklebt mit folgender Aufschrift:

Lieber Müller sei so gut
Und mäste dieses Schwein,
Nach Umfluß einer Jahreszeit
Dann kommen wir — doch nein,
Wennst's dieses fütterst g'rad so gut,
Wie das gefüttert war,
Dann Müller sei auf deiner Hut,
Dann warten wir kein Jahr.

Und wirklich kamen vor wenigen Tagen diese Strolche wieder in den Schweinstall des Müllers und nahmen, wie sie gedroht, das Schwein, welches sie voriges Jahr ihm gegen das fette vertauschten, waren aber heuer nicht mehr so generös, ein mageres dafür zu bringen, sondern überließen es dem Müller, für's nächste Jahr ganz auf seine eigene Rechnung für sie ein Schwein zu mästen.

Ferdinand von Schill war einst mit seinem Vater, dem Generalmajor von Schill, zu einem Ball geladen, den der russische Gesandte veranstaltet hatte. Nach Beendigung der Tafel begab sich die junge Welt, darunter der 21jährige Schill in den Tanzsaal, während die älteren Gäste sich um den Spieltisch versammelten. Mitten im Spiel erhielt der Generalmajor eine Meldung, in Folge deren er genöthigt war, die Gesellschaft zu verlassen. Er begab sich zu seinem Sohn, welcher eben der Tochter eines Gesandten, dem schönsten Mädchen auf dem Ball, eine feurige Erklärung machte. „Ferdinand", sagte er zu ihm, ohne viel Rücksicht auf die Dame zu nehmen, „ich muß mich auf kurze Zeit fortbegeben, Du wirst sogleich meinen Platz am Spieltisch einnehmen." Der junge Offizier suchte Einwendungen zu machen, der General aber nahm ihn beim Arm und schob ihn ohne Weiteres in das Spielzimmer. Auf der Straße überbrachte ein Adjutant dem General die Meldung, daß die Angelegenheit bereits geordnet sei; und so kehrte derselbe bald in das Gesandtschaftshotel zurück. Hier fand er seinen Sohn nicht im Spielzimmer, sondern in einer Ecke des Tanzsaals, sich lebhaft mit einer Dame unterhaltend. „Habe ich Dir nicht befohlen, meinen Platz am Spieltisch einzunehmen," rief der General wüthend. „Ja, ich bin Deinem Befehle auch nachgekommen," erwiderte der junge Offizier. „Und doch treffe ich Dich hier?" „Das Spiel ist beendet." Der General blickte seinen Sohn verdutzt und fragend an. „Als Du mir befahlst, für Dich zu spielen, hatte ich eben eine Dame zum nächsten Tanz engagirt. Um also die Sache kurz zu machen rief ich schon beim zweiten Abzug: Vabanque! und —" „Und," wiederholte gespannt der Generalmajor. „Und sprengte die Bank," erwiderte jener kurz. „Das Geld habe ich einstweilen dem Herrn v. R. übergeben. Doch jetzt erlaube —" Die Musik begann zum Tanz aufzufordern. „Teufelsjunge!" murmelte der Alte vor sich hin. „Aber meine Stelle laß ich ihn nie wieder einnehmen!" Ernstere Tänze und ein gewagteres Spiel trieben bald darauf Ferdinand v. Schill, den muthigen Freischaarenführer, gegen Napoleon vor Kolbergs Mauern und in den kühnen Zug von 1809.

Charade.

Zwei Sylben gab Natur uns Allen,
Sie heil'gen dir das kleinste Haus,
Fast immer spricht dein erstes Lallen
Die beiden theuren Sylben aus,
Und wer sie nicht darf liebend kennen,
Ist wohl ein armes Kind zu nennen.

Und was ihr liebend um euch schauet,
Was euch sich beut so segensreich,
Wenn ihr mit Fleiß es nur bebauet,
Das zeigt die dritte Sylbe euch;
Sie ist, — wenn Noth und Tod ihm drohten,
Die letzte Hoffnung des Piloten.

Das Ganze hat auch Jeder! — freilich
Sucht's Mancher weit, der's nie erwirbt.
Doch dir, mein Volk! dir sei es heilig,
Heil dem, der dafür lebt und stirbt!
Halt fest daran in Treu und Glauben,
Und stirb dafür, will man dir's rauben.

Ein Spruch Rückert's als Rebus.

Im Bilde — Jedem — — das Wasser w Erden soll — sol Anger das nicht ist, ist nichts ein frie do Voll.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

② Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 304 Montag, 23. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXXIV.

Albert reiste jedoch am nächsten Tage nicht ab, um seine Adele aufzusuchen. Er sah sich genöthigt, sich in aller Eile nach England zu begeben, denn ein neuer harter Unglücksfall hatte das Haus Carlshof und Söhne dort betroffen. Das Mißtrauen, welches Otto schon längst gegen den scheinheiligen Harry Wells gehegt, hatte sich bestätigt, denn ein Geschäftsfreund aus London hatte dem älteren Carlshof gemeldet, daß sein kürzlich etablirtes Kommanditgeschäft bereits seit einigen Tagen wieder geschlossen sei und daß das Gerücht ginge, daß Harry Wells, den er mit Leitung desselben betraut, die bereits eingekauften Waaren, statt sie nach Hamburg zu senden, wieder am Platze verkauft und mit dem Gelde, einer bedeutenden Summe, verschwunden sei.

Wenn sich diese Nachricht bestätigte, so stand Carlshof mit seinen Söhnen allerdings am Abgrunde, denn er hatte bei jenen Waaren-Einkäufen in London seinen Kredit bereits auf Höchste angespannt und hatte sicher gehofft, durch rasche Verkäufe in den Stand gesetzt zu werden, die Wechsel, welche in kurzer Zeit einlaufen mußten, zu decken. Es war ihm aber bereits auffallend genug erschienen, daß der Chef seiner Kommandite in London, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt, die Absendung unter allerlei Vorwänden, von Tag zu Tag verzögerte, so daß an einen Verkauf derselben noch nicht gedacht werden konnte, während doch die Verfallzeit der Wechsel immer näher rückte. Deßhalb hatte er auch seinen Sohn Otto zur Abreise nach London gedrängt, und die Verzögerung derselben durch dessen Krankheit hatte ihn in die größte Besorgniß versetzt. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als die Sendung auf Albert zu übertragen, obgleich er fürchten mußte, daß es zu spät sein würde.

Albert, welcher augenblicklich erkannt hatte, daß es sich hier darum handelte, die Rettung des schon wankenden Hauses zu versuchen, hatte sich auch wirklich überreden lassen, seine persönlichen Angelegenheiten seiner Geschäftspflicht unterzuordnen und seine beabsichtigte Reise, um Adele aufzusuchen, die sich, wie er vermuthete, mit ihrem Vater wieder nach ihrer früheren Heimath gewendet hatte, zu verschieben, so schmerzlich er auch diese Verzögerung empfand.

Vor seiner Abreise jedoch, welche schon am Abende desselben Tags, an dem die Hiobspost eingelaufen war, stattfand, schrieb er einen Brief an den Pächter der Ziegelbrennerei und schloß einen andern Brief an Winterfeld und dessen Tochter mit der Bitte bei, denselben sogleich an seinen Schwiegervater zu übergeben wenn dieser dort eingetroffen sein sollte. Er hatte in diesem Schreiben besonders an Adele die liebevollsten Worte gerichtet und sie durch die flehendsten Bitten aufgefordert, wieder zu ihm zurückzukehren, während er ihrem Vater die gefahrvolle Lage seines Hauses, die ihn zu einer schleunigen Reise nach London genöthigt, auseinander gesetzt hatte.

Kaum hatte Gottfried Carlshof von seinem Sohne Abschied genommen und ihn abreisen gesehen, so begab er sich zu seiner Mutter, die seit jener schmerzlichen Entdeckung, die er ihr über den falschen Marquis mitgetheilt, ihr Zimmer nicht mehr verlassen hatte. Bei dem Unglücksfalle, welcher sie betroffen, offenbarte sich ihr Egoismus in der widerwärtigsten Weise.

Sie beschäftigte alle ihre Gedanken nur mit dem eigenen Verluste, der ihr wiederfahren war, und obgleich sie wußte, daß Clarissa und Otto im Hause krank lagen, widmete sie ihnen doch nicht die geringste Theilnahme. Sie selbst war nicht eigentlich erkrankt, doch sie wurde von einer fortwährenden Angst und Unruhe gepeinigt, welche ihr Tag und Nacht keinen anhaltenden Schlaf vergönnte. Hatte auch die Erschöpfung ihre Augen geschlossen, so fuhr sie plötzlich durch böse Träume erschreckt, in welchen Roselli fast immer eine hervorragende Rolle spielte, wieder auf, verließ Bett oder Sopha und wankte, die Hände ringend, im Zimmer umher. Wohl zwanzigmal des Tages ging sie an ihren Sekretär, zog das Kästchen heraus, in welchem sie sonst ihre Werth-Papiere verwahrt hatte, öffnete es, schaute hinein und fand es leer und immer wieder leer. Dann wendete sie sich mit einer trostlosen Geberde ab, seufzte und stöhnte: „Ach, ich arme Frau!“ Aber sie hatte sich noch nicht überwinden können, irgend Jemand ihren Verlust zu vertrauen.

Ihr Sohn fand sie an jenem Abende in ihrer einfachsten Haus-Kleidung mit einem Gebetbuche in der Hand, denn sie verschmähte jetzt Putz und Luxus, und hatte es versucht, sich der Frömmigkeit zuzuwenden.

Sie schien die tiefbetrübte, fast verzweiflungsvolle Miene ihres Sohnes nicht zu bemerken und empfing ihn mit der hastigen Frage: „Hast Du Nachrichten aus Paris? Ist man den Flüchtigen auf der Spur?"

Gottfried Carlshof schüttelte sein Haupt und entgegnete, wie er es schon mehrmals gethan: „Keine Nachricht! Auch muß ich Ihnen offen bekennen, daß ich immer mehr daran zweifle, daß sich die beiden Schwindler wirklich nach Paris gewendet haben. Ich habe den Kassirer am Eisenbahnhofe selbst gesprochen, und er gab mir die Versicherung, daß er an jenem Abende die beiden Fremden, die ich ihm genau bezeichnete, nicht gesehen, noch weniger ihnen Billets zum Nachtzuge eingehändigt habe. Es scheint mir deßhalb auch, daß sie in ihrem Hotel absichtlich ihre Abreise nach Paris nur vorgegeben, um eine etwaige Verfolgung auf eine falsche Spur zu leiten. Auch sind ihre Pässe, wie ich sicher erfahren habe, auf dem hiesigen französischen Konsulate nicht nach Paris visirt worden, was sie sicher nicht versäumt haben würden, um sich Unannehmlichkeiten an der französischen Gränze zu entziehen. Mir scheint es jetzt wahrscheinlich, ja fast gewiß, daß sie sich zu Schiffe nach einem überseeischen Lande geflüchtet, und dadurch, wenn sie die Namen gewechselt, sich allen weiteren Nachforschungen entzogen haben."

Das Haupt der Kommerzienräthin hatte sich während dieser Rede immer tiefer auf ihre Brust herabgesenkt, und erst nach einer langen Pause stöhnte sie: „Das wäre entsetzlich!"

Ihr Sohn fand sich unangenehm berührt, durch diesen Klageruf; denn er glaubte daraus schließen zu müssen, daß seine Mutter, trotz aller gegen ihn gerichteten Anklagen, noch immer eine Liebe für den italienischen Industrieritter nähre, und seine Rückkehr wünsche, oder wenigstens seinen Aufenthalt erfahren möchte, um ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Allein hierin hatte er sich getäuscht; denn seine Mutter hatte den sogenannten Marquis durchaus nicht geliebt, wie sie bei ihrem Egoismus überhaupt keiner wahren Liebe fähig war, noch eine solche je empfunden hatte. Sie war nur durch den angenommenen Titel und den vorgespiegelten Reichthum verblendet worden und hätte sie Roselli ihres Baarvermögens nicht beraubt, so würde sie seine heimliche Entfernung, obgleich ihr die glänzendsten Hoffnungen dadurch verloren gingen, doch weit leichter verschmerzt haben.

Gottfried unterdrückte jedoch die bittere Antwort, die ihm schon auf den Lippen schwebte; denn er wollte sie nicht erzürnen, weil er in der Absicht zu ihr gekommen war, ihr seine bedrängte Geschäftslage mitzutheilen und sie zu ersuchen, ihm Beistand in seiner Noth zu leisten. Noch konnte er sich retten, wenn es ihm gelang, sie zu überreden, ihm ihr ganzes Baarvermögen zur Rettung seines Hauses zu leihen.

Er zögerte deßhalb auch nicht und begann seine Auseinandersetzungen mit bebender Stimme und mit allen Anzeichen des schwersten Kummers; doch er war noch nicht damit zu Ende gelangt, als sie ihn in schneidendem Tone, der keineswegs Theilnahme verrieth, mit den Worten unterbrach: „Ich will doch hoffen, daß das Kapital, das ich Dir in Dein Geschäft gegeben, gesichert ist. Ich frage Dich auf Dein Gewissen, Gottfried: ob es sicher ist? Wenn Du nur im Geringsten daran zweifelst, und ich sehe Dir es an, daß Du zweifelst, so verlange ich mein Geld noch heute zurück, hörst Du, Gottfried — noch heute!"

„Hätten Sie meiner Auseinandersetzung nur einige Aufmerksamkeit geschenkt, so würden Sie sich überzeugt haben, daß ich auch beim besten Willen jetzt schon nicht mehr im Stande bin, Ihr Verlangen zu erfüllen. Ja, ich kam in der Absicht zu ihnen, um Sie um Ihren ferneren Beistand zu bitten, damit das Haus, welches mein Vater so ehrenwerth gegründet, nicht zusammenstürzt und die Ehre unseres Namens erhalten werde. Ich muß es Ihnen jetzt offen bekennen, daß auf Ihrer Hülfe meine letzte Hoffnung beruht."

Der fast verzweiflungsvolle Ton, in welchem ihr Sohn gesprochen, hatte sie endlich bewogen, ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken, und so gewann sie denn auf einmal einen Einblick in seine Lage, der sie mit heftigem Schrecken erfüllte.

An allen Gliedern zitternd, rief sie aus: „Auf meine Hülfe hast Du Deine letzte Hoffnung gebaut? Unglücklicher! Dann bist Du verloren; denn ich kann Dir nicht helfen."

„Doch, Mutter, Sie können mir helfen, wenn Sie nur wollen. Sie haben immer gewacht und gesorgt, um die Ehre unseres Hauses zu erhalten; bringen Sie ihr jetzt ein großes Opfer und Ihre ganze Familie wird Sie segnen. Vertrauen Sie mir Ihr ganzes Baarvermögen, um uns Alle vor Schmach, Noth und Elend zu erretten, und ich will mit meinen beiden Söhnen Fleiß und Eifer verdoppeln, um Ihnen Ihr Eigenthum zu erhalten und es Ihnen in günstigerer Zeit dankbar zurückzuerstatten."

„Aber, barmherziger Gott!" erwiderte die Mutter, die Hände ringend, „ich habe Dir ja gesagt, daß ich nicht helfen kann", und in ihrer Aufregung verrieth sie unwillkürlich ihr Geheimniß; indem sie jammernd hinzufügte: „Ich habe kein Baarvermögen mehr. Der Elende hat ja Alles, Alles mitfortgenommen und ich bin nun eine arme Frau — eine Bettlerin, wenn ich auch das Kapital verliere, das ich Dir in Dein Geschäft geliehen."

Ihr Sohn stand wie erstarrt und da er Anfangs glaubte, falsch gehört zu haben, oder sie hätte irre gesprochen, so fragte er leise und bebend: „Sagten Sie wirklich, Mutter, Sie hätten kein Baarvermögen mehr und der Elende hätte Alles mitfortgenommen?"

„Nun, da ich es denn einmal herausgeplaudert habe", versetzte sie in einem Tone, in dem sich Wuth, Scham und Reue mischten, „so sollst Du auch Alles wissen." Sie theilte ihm hierauf auch wirklich Alles der Wahrheit gemäß mit, wie ihr Roselli von seinem Eisenbahn-Unternehmen auf der Insel Sizilien vorgeschwatzt, sich für die hohe Rentabilität desselben verbürgt, und wie er sie überredet habe, ihm alle ihre Werthpapiere zu übergeben, damit er sie in seine Eisenbahnaktien umtausche. Da er sich schon sehr verletzt gezeigt, als sie nur gezögert, auf seinen Vorschlag einzugehen, so habe sie ihm das ganze Kapital übergeben, und am nächsten Morgen sei er damit verschwunden gewesen, nachdem er sie noch, um sie recht sicher zu machen, gedrängt habe, den Tag ihrer Verheirathung zu beschleunigen und dafür eine Frist von wenigen Wochen festzusetzen.

Gottfried war wie vernichtet in einen Sessel gesunken; denn mit dieser Mittheilung war ihm auch seine letzte Hoffnung verschwunden, und die dumpfen Worte drangen über seine Lippen: „So ist denn Alles verloren!"

„Ja," fügte sie in der tiefsten Niedergeschlagenheit hinzu: „Es ist Alles verloren, und ich alte Frau werde zur Grube fahren müssen in Schmach, Armuth und Noth."

Gottfried Carlshof wankte auf sein Zimmer zurück, denn er hatte ja der alten Mutter keinen Trost zu bieten. Noch lange ging er mit gesenktem Haupte auf und nieder und flüsterte leise vor sich hin: „Das ist Gottes Gericht! Es bricht über uns herein und wird uns zwingen, unsern Hochmuth in Demuth umzuwandeln. So lange wir im Reichthum schwelgten, herrschte Unfrieden, Zwiespalt und Vertrauenslosigkeit in unserer Familie. Jetzt wird uns die Armuth lehren, uns friedlich und vertrauensvoll an einander anzuschließen. Der Himmel hatte es gut mit uns gemeint; er sendete uns in Adele einen Engel in's Haus, und wir beleidigten und vertrieben sie, weil wir sie in ihrer Armuth zu gering für uns hielten. Ich selbst war blödsinnig genug, daß ich ihr weder Glauben noch Vertrauen schenkt, als sie behauptete, sie habe in jener Nacht beim Einbruch den schurkischen Roselli erkannt; hätte ich ihr damals geglaubt, so wäre meine Mutter vor ihrem schweren Verluste bewahrt worden, und wir hätten Alle noch gerettet werden können. Ach, ich habe schwach gehandelt, schwach, wie ein Kind!"

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Friedrich II. am Sarge seines Sohnes Heinrich 1242.

Die Pforte auf! — ha welcher Lichterschein!
Schließt dieser Kerker einen Kaiser ein?
Erleuchtet diese Halle noch so hell,
Den ihr geschmückt habt, war doch nur Rebell.

Wer legte diese Krone um sein Haupt,
Die der Verräther seinem Herrn geraubt?
Der rothe Mantel wahrlich kleidet gut,
Ihn färbte ja der Vatersfreunde Blut.

Die Krone fort, das Scepter und das Schwert!
Es ist der Kaiser, der's von euch begehrt,
Sein Vater ist's, der schwer beleidigt grollt;
Was zaudert ihr? Hinweg das gleißend Gold.

Den Flitter fort — laßt schauen mich den Mann,
Der mir der Deutschen Herzen abgewann,
Ihn, dessen starren Trotz ich doch besiegt!
Ist's der, der jetzt entpurpurt vor mir liegt?

Geschornen Haares und im här'nen Hemd —
Mein Gott! Wie wurde mir dies Antlitz fremd!
Ist dies mein Heinrich? Ward in seine Haft
Ein abgehärmt Geripp hereingeschafft?

Und doch erblickt mein Auge tiefgeneigt
Um diese Lippe, die auf ewig schweigt,
Bekannte Züge, und ein Ohr klingt's nach,
Daß dieser Mund einst liebend „Vater" sprach.

Mir sagt's die Thräne, die zum Barte rinnt,
's ist mein verloren, aber doch mein Kind,
So wie es war, bevor es Kronen trug,
Bevor es mir und ich ihm Wunden schlug.

Zurück, Vasallen, euer Trost ist Hohn!
Hier weint ein Vaterherz um seinen Sohn.
Ihr dürft verzeih'n, wenn euer Kind euch kränkt;
Dem ward der Vater erst im Tod geschenkt.

Vier Kronen trag' ich. Ist die Lieb' auch mein
Vom Golf Messina's bis entlang den Rhein?
Wenn uns die Macht nur schützt und nur das Recht.
Dann wehe dir, du staufisches Geschlecht!

Axthieb.

Mannigfaltigkeiten

[Tollkühnheit.] Man meldet nachstehenden erschütternden Vorfall, der sich in der französischen Gemeinde Plunzunet, Departement Cotes du Nord, zugetragen. Der seit fünfzehn Tagen in seinem Heimathsorte auf Urlaub anwesende Handelsschiffsmatrose

Pierre Francois Leslie hatte den Augenblick der Beendigung der Messe benützt, um ungesehen in den Glockenthurm hinaufzuschlüpfen. Als nun die Gläubigen aus der Kirche traten, erschien Leslie, plötzlich hoch oben an der Außenseite des Thurmes, und den längs demselben hinauflaufenden Draht eines Blitzableiters ergreifend, schwang er sich mit der Behendigkeit eines Eichhorns bis zum Gipfel des Thurmes hinauf. Daselbst angelangt, band er an dem von einem Stein getragenen Kreuze seine Halsbinde fest, und, mit der einen Hand sich an derselben festhaltend begann er mit dem andern freien Arme und den Füßen in der Luft zu gestikuliren. Ein Schauer des Schreckens durchzitterte die Menge, die dem tollkühnen Beginnen des jungen Mannes zusah, ein Beginnen, das unheilvoll für ihn werden sollte; denn plötzlich wankte der Stein, der das Kreuz trug, und, mit Getöse herniederstürzend, riß er den unglücklichen jungen Mann mit sich fort. Die Zuschauer stießen einen Schrei des Entsetzens aus. Von einer Höhe von 150 Fuß herab, schlug Leslie zuerst auf einer Brüstung des Thurmes auf und fiel, von da abprallend, mit zerschmettertem Schädel auf's Pflaster. Das Ganze war das Werk einiger Minuten gewesen. Man war Anfangs geneigt, diesen tieferschütternden Vorfall einem Selbstmorde zuzuschreiben; dem war jedoch nicht so, vielmehr scheint es, daß Leslie, der seit mehreren Jahren schon zur See war, in seinem Heimathsorte angelangt, seinen Bekannten und Freunden einen Beweis seiner Geschicklichkeit und Behendigkeit hatte liefern wollen. Leslie, im Jahre 1840 geboren, war die einzige Stütze seiner alten Mutter.

[Ein Bild des Elends.] Am 5. Dezember Abends wurde vom Coroner (Todtenschauer) in Devons Road (unweit London) die Leichenschau über George Henry Pritchard, 43 Jahre alt, abgehalten. Derselbe hatte früher in guten Verhältnissen gelebt, war jedoch allmälig bitterster Noth anheimgefallen, ebenso wie seine aus Frau und fünf Kindern bestehende Familie. Sie lebten eine Zeit lang nur von altem Brod. Am vergangenen Sonntag fiel der Vater plötzlich vornüber auf die Diele und blieb so 24 Stunden bis Montag liegen, da kein Mitglied seiner Familie aus völliger, durch Nahrungslosigkeit herbeigeführter Entkräftung im Stande war, den sterbenden Vater aufzuheben. In derselben Lage fand ihn noch am Montag ein Nachbar, aber kalt und todt in der öden, ungeheizten Stube, umgeben von seiner verschmachtenden Familie. Das älteste Kind ist 13 Jahre alt, das jüngste ein Säugling. Der Nachbar sah in der Mitte der Stube „noch ein Bündel" liegen und ging näher, als der kleinste Knabe ausrief: „Das ist Mutter!" Sie hatte schon das Bewußtsein verloren. Nicht ein Stück Möbel, nicht ein Flämmchen im Kamin, kein Bissen Brod für die ganze Familie vorhanden. Nur dem schleuni[gen] Beistande des Nachbars ist es zuzuschreiben, daß [die] Mutter wieder in's Leben zurückgerufen wurde. Ei[nes] der kleinen Mädchen liegt im Hunger-Delirium [und] stößt von Zeit zu Zeit Jammerlaute „über das Ele[nd]" aus: „Kein Bissen Brod! kein Bissen Brod!" [in] markerschütternder Eintönigkeit, oder: „Das ist [der] letzte Bissen — o hebt es für das Kleinste auf."

[Franklins Grab.] Nach der New-Yo[rker] „Tafelrunde" soll Sir John Franklins Grab entd[eckt] worden sein. Kapitän Hall, sagt das Blatt, habe [von] einigen Eskimos erfahren, daß um die Zeit des Un[ter]ganges des Franklin'schen Schiffes die Mannschaft [des]selben am Ufer ein steinernes Gewölbe erbaut, d[arin] einen Leichnahm begraben und das Grab über[deckt] hätte. Kapitän Hall habe eine Expedition von Wallfischfängern zur Aufsuchung ausgesandt und je[dem] einzelnen Mann 500 Dollars für die Auffind[ung] zugesagt.

Auf dem großen Kirchhofe bei Chlum befi[ndet] sich ein Grab, mit einem eisernen Gitter umschlo[ssen] und ein Grabstein mit den Worten: „Dieß ist [das] Grab des noch lebenden k. k. Oberlieutenants N. [N."] Der Genannte war nämlich in der Schlacht verwu[ndet] und in ein am Wege befindliches Haus gebracht wor[den.] Die Soldaten, welche den Offizier aus der Gefechts[linie] gebracht hatten, gaben ihm höchstens noch eine St[unde] Lebensfrist und hatten, unterdeß er im Hause von einer [?] verbunden wurde, ihm das Grab gegraben. Der Verwu[ndete] blieb am Leben und ließ zum Andenken an seine fast [wun]derbare Genesung das in Bereitschaft gehaltene [Grab] mit Gitter und Grabstein, und letzteren mit jener ei[gen]thümlichen Grabschrift versehen.

In Nanking haben, wie Briefe von dort [mel]den, die kürzlich beendeten Prüfungen chinesischer [Stu]denten unter der einheimischen Bevölkerung ein [?] ungewöhnliches Interesse hervorgerufen. In Folge [der] beständigen Unruhen während der letzten Jahre, [die] durch die Studien häufig lange unterbrochen we[rden] mußten, waren bei den dießjährigen Prüfungen [nicht] weniger als 2000 Studenten anwesend, von wel[chen] 248 den Doktorgrad (Kü-jin) erhielten. Wäh[rend] dieser Prüfung sind 75 Bewerber in der Prüfu[ngs]halle in Folge getäuschter Hoffnungen theils eines n[atür]lichen, theils eines gewaltsamen Todes gestorben. [Die] armen Opfer gekränkten Ehrgeizes werden nicht ei[nmal] bemitleidet, und ihre Leichen werden auf einem u[nter]irdischen Weg aus der Prüfungshalle entfernt, wei[l der] Volksglaube die Heiligkeit des Ortes zu verletzen w[ähnt,] wenn die entseelten Körper durch das Hauptthor geschafft würden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 305 Dienstag, 24. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXXV.

„Aber was ist Dir, Gottfried? Du schleichst herum, wie ein Schatten und hast Dich in den letzten Tagen auffallend verändert“, sprach am nächsten Tage der Doktor Carlshof zu seinem Bruder, als er eben Otto seinen Besuch abgestattet hatte, und dessen Vater Bericht über den befriedigenden Zustand seines Patienten geben wollte.

„Hm! Es ist wohl nicht zu verwundern, daß ich wie ein Schatten herumschleiche“, entgegnete der Kaufmann in finsterer Laune; „wenn die Glückssonne aus meinem Hause weicht und die Unglücksfälle Schlag auf Schlag folgen. Ich will Dir es nicht verhehlen, denn es wird ja doch bald offenkundig werden — ich bin ruinirt. In wenigen Tagen werde ich einkommen müssen.“

Der Doktor wich ganz erschrocken einige Schritte weit zurück und rief, wie außer sich: „Du — einkommen müssen! Unser stolzes Vaterhaus — fallit Das ist kaum möglich Bruder.“

„Ich habe die ganze Nacht über meinen Büchern gesessen, gerechnet und gerechnet, daß mir der Angstschweiß von der Stirn rann, und leider die Ueberzeugung dadurch gewonnen, daß mein Untergang nicht allein möglich, sondern unausbleiblich ist.“

„Aber, mein Himmel! Die Mutter muß Dir doch beistehen. Sie hat ja ein so schönes Baarvermögen zu freier Disposition behalten.“

„Ja“, fiel ihm Gottfried mit bitterer Betonung in's Wort, „sie hat auch, ohne mich zu Rathe zu ziehen, frei darüber disponirt, so frei, daß auch der letzte Schilling verloren ist.“

„Verloren?“ rief der Doktor auf's Neue erschreckend. „Wie konnte das geschehen? Ich verstehe Dich nicht.“

Der Bruder theilte ihm jetzt im Vertrauen Alles mit, wie Roselli ihr ihre sämmtlichen Werthpapiere abgelockt hatte, um damit zu verschwinden.

„Aber, das ist ganz empörend!“ brach der Doktor los, wie außer sich. „Läßt sich denn nichts thun zur Verfolgung des Schurken?“

„Es ist jetzt zu spät. Die Mutter hat mir erst gestern Abend ihren Verlust vertraut, als ich sie um Beistand bat, und der Schurke befindet sich wahrscheinlich mit dem andern Schwindler schon in völliger Sicherheit auf offener See, denn daß sie ihren Weg nicht nach Paris genommen haben, erscheint mir jetzt so gut als gewiß.“

Der Doktor reichte Gottfried die Hand, drückte sie herzlich und sprach zu ihm theilnehmend: „Ach: mein armer Bruder! Das ist viel Unglück auf einmal! Habe ich doch diesen beiden Fremden nie getraut und die Schwindler aus ihnen herausgewittert auf den ersten Blick. Doch fern sei es von mir, Dir Vorwürfe machen zu wollen. Ach, wenn ich Dir doch helfen könnte. Doch Du weißt, daß ich kein reicher Mann bin. Mein Erbtheil habe ich größtentheils verreist, denn ich wollte die Welt und die Menschen kennen lernen, ehe ich mir anmaßte, gegen den Tod Krieg zu führen. Den Rest meines Vermögens aber, den ich mit heimbrachte, habe ich während meiner Praxis der Armuth geopfert, denn es gibt ja gar so viel Elend. Aber ich habe gute Freunde und Kredit und will für Dich zusammenborgen, so viel ich nur kann, und wenn Du zehntausend Mark brauchst, Du sollst sie haben.“

„Habe Dank, herzlichen Dank für Deinen guten Willen“, entgegnete Gottfried. „Aber zehntausend Mark wären nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ich würde nahe an zweihunderttausend Mark brauchen, um mich zu retten, und eine solche Summe herbeizuschaffen ist mir geradezu unmöglich, denn ich habe schon an der Börse bemerkt, daß man meinen Fall wittert. Aber, wenn ich den bittern Kelch geleert habe, und mit den Meinigen aus diesem Hause hinausgehen muß, dann will ich zu Dir kommen und Dich um Deinen Beistand bitten. Ich muß dann mit meinen Söhnen wieder von vorn anfangen, und wir müssen uns emporzuarbeiten suchen, wie redliche Männer, denn ich will meinen Gläubigern Alles überlassen, was ich habe.“

„Das ist brav, und es wird Dir auch dann nicht an Freunden mangeln, die Dir unter die Arme greifen, um Dir wieder aufzuhelfen“, erwiderte der Doktor. „Du bist nicht der Erste, den Unglücksfälle zu Grunde gerichtet haben, und wirst auch nicht der Letzte sein in Hamburg. Aber man soll von Dir wenigstens nicht sagen, wie von so manchen Andern, daß Du durch

Deinen Bankerott ein gutes Geschäft gemacht hast. Man soll Dich wenigstens nicht in die Klasse solcher Falliten werfen, die nur Bankerott machen, um sich auf bequeme Weise von ihren Schulden zu befreien, welche Kapital, Waaren und andere Sachen von Werth durch ihre Verwandten und Freunde bei Seite bringen, und kaum ein Jahr nach ihrem Falle wieder auf dem hohen Pferde sitzen und in Wohlleben und Luxus schwelgen. Das ist die wahre Canaille des Handelsstandes, die jeder Ehrenmann mit der tiefsten Verachtung bestrafen müßte, wenn sie das unzureichende Gesetz nicht strafen kann. Nein, Bruder, gib Deinen Gläubigern, was Du hast und geben kannst, dann werden Dir Gott und Menschen helfen, und Du hast Dein Gewissen verwahrt. Wenn auch der Charakter der Ehrlichkeit aus der Welt entwichen zu sein scheint, und überall Lüge, Heuchelei und Betrug herrschen, so laß Dich nicht mit fortreißen, und zeige Du Dich wenigstens ehrlich in Deinem Unglücke. Leider hat sich in unserer tollen Zeit, wo Alles nur nach Genuß und Luxus strebt, der Handelsstand hier und da nur allzusehr mit dem Schwindel verschwistert und Regierungen und Obrigkeiten drücken die Augen zu und wollen den ungeheuren Abgrund nicht sehen, zu welchem dieß führen muß. Dieser Abgrund aber heißt: „Soziale Revolution", und wir stehen ihm vielleicht näher, als mancher weise Mann sich träumen läßt. Die meisten Geschäfte werden auf Kredit begründet; Jeder, bis in die untersten Stände hinab, will mehr scheinen, als er besitzt und erwirbt, und so muß ihm denn der Schwindel das Fehlende liefern. Hazardspiele an der Börse und gemeine Gaunerei in Waarenverfälschung und Wucher mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen nennt man ganz offen — Geschäft, und wahre Industrieritter prahlen mit ehrlichen Aushängeschildern. Früher war der Schwindler furchtsam, und betrog nur im Verborgenen und Kleinen, jetzt ist er frech und betrügt im Großen, auf dem öffentlichen Markte des Lebens. Das kommt aber daher, daß der Schwindel, das Hazardspiel an der Börse, und der Wucher mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen zum erlaubten Geschäfte geworden sind, und die Ueberspannung des Kredits benutzt werden darf, um reich zu werden, oder im ungünstigen Falle die Gläubiger zu prellen. Doch genug davon! Die Welt ist nun einmal toll geworden, aber wenn wir auch das ganze Heiligegeistfeld voll Irrenhäuser bauen wollten, so würden wir doch nur Diejenigen hineinstecken, die den übrigen, auf freien Füßen herumlaufenden Tollen, im Wege sind."

Damit trennten sich die beiden Brüder und Gottfried suchte seine Gattin auf, um auch sie vorzubereiten auf den nahen Fall seines Hauses.

Der Doktor begab sich aber noch einmal zu Otto zurück; denn er hatte eigentlich beabsichtigt, seinen Bruder von der Liebe seines Sohnes zu Roswitha zu unterrichten, und ein kräftiges Fürwort für die Liebenden einzulegen. Da er ihn jedoch in so großem Kummer fand, über die traurige Lage seines Geschäfts, so hatte er es nicht gewagt mit seiner Mittheilung hervorzutreten, die, wie er wußte, ihm nicht erfreulich sein konnte und die Last seines Kummers nur noch erschwert haben würde. Doch so schmerzlich ihn auch schon der bloße Gedanke an den bevorstehenden Fall des väterlichen Hauses berührte, so hoffte er doch aus der daraus entspringenden Umwandlung der Verhältnisse wenigstens den Vortheil zu ziehen, seinen gedemüthigten Bruder leichter zu einer Einwilligung in die Verbindung der Liebenden bewegen zu können.

Diese hatten indessen in großer Spannung der Rückkehr des Arztes entgegengesehen, denn sie wußten, in welcher Absicht er seinen Bruder aufgesucht hatte. Als sie aber nun vernahmen, daß er gar nicht dazu gekommen war, ihre Angelegenheit auch nur zu berühren, weil ihm die Stimmung seines Bruders durchaus ungünstig dazu erschienen, da wurden sie wieder von tiefer Betrübniß ergriffen, und Otto ergriff die Hand seiner Pflegerin und sprach zu ihr in einem Tone, der einen festen Entschluß verrieth: „Gleichviel! Du wirst die Meinige und wenn sich meine ganze Familie dagegen auflehnte. So viel muß sie mir gewähren, daß ich ein kleines Etablissement damit beginnen kann, und dann bauen wir unseren eigenen Herd."

Doch sie entgegnete fest und bestimmt: „Nein, Otto, darauf werde ich nie eingehen. Ohne Einwilligung Deiner Eltern kann ich nicht die Deinige werden. Ich bin nur ein armes Mädchen, eine Tänzerin vom Balletkorps, aber es soll Niemand von mir sagen können, daß ich den Sohn eines angesehenen Hauses mit seiner Familie entzweit habe, um ihn an mich zu ziehen. Das ist mein Stolz, der mich aufrecht erhalten wird und wenn wir auch niemals vereinigt werden sollten. Zweifle deßhalb nicht an meiner Liebe, denn sie ist aufrichtig und innig und ich fühle es, daß ich nie einen andern Mann würde lieben können. Aber die Liebe, die ich erstrebe, muß mit Frieden gepaart sein, und sie würde uns nie zu einem wahren Glücke führen, wenn wir sie mit dem schweren Vorwurfe erkaufen müßten, Dich mit Deinen Blutsverwandten entzweit zu haben."

Otto fand aber keine Beruhigung in dieser Erklärung und die Reizbarkeit, in welche ihn seine noch nicht gehobene Krankheit versetzt hatte, gab ihm eine heftige Antwort ein, die er jedoch nicht über seine Lippen brachte; denn sein Oheim kam ihm zuvor, indem er ihn unterbrach: „Du darfst Dich nicht aufregen, Otto, aber ich muß Roswitha vollkommen Recht geben, und Du mußt sie um ihres edlen Stolzes willen nur noch höher schätzen, wie auch ich es thue. Hoffe und harre in Geduld und vertraue mir, daß ich für Euch Beide Alles thun werde, was nur in meinen Kräften steht, um Dir die Einwilligung Deiner Eltern auszuwirken. Die Verhältnisse hier im Hause haben sich so gestaltet,

daß wahrscheinlich schon in kurzer Zeit der Hochmuth des Reichthums schwinden und besserer Gesinnung Platz machen wird, die ich für die Erfüllung Eurer Herzenswünsche benutzen werde, sobald es Zeit ist. Das ist Alles, was ich Dir jetzt sagen kann. Als Arzt aber muß ich Dich ernstlich ermahnen, alle aufregenden Gedanken zu verbannen und nur an die Wiederherstellung Deiner Gesundheit zu denken, die bei jeder Störung Deiner Gemüthsruhe noch immer in Gefahr schwebt."

Er wurde hier durch den unvermutheten Eintritt Clarissa's unterbrochen, welche, obgleich selbst noch leidend, kam, um ihren kranken Bruder, mit dem sie fast immer in Zwiespalt gelebt hatte, einen Besuch abzustatten. Auch sie erschien seit jenem Unglückstage, an welchem sie erfahren hatte, daß sie eine verlassene und betrogene Braut sei, nur sehr einfach gekleidet und wankte einher, wie eine aus dem Grabe Auferstandene.

Aber so wie ihr bitterer Schmerz ihre äußere Erscheinung in ein Schattenbild umgewandelt, so hatte der tiefe Gram, den sie empfand, ihr Inneres erleuchtet. Schon ihre ersten Worte, die sie zu ihrem Bruder über sein Befinden sprach, verriethen eine so aufrichtige, herzliche Theilnahme, daß dieser sie freudig verwundert anblickte, und als sie hierauf Roswitha ihre Hand reichte und zu ihr sprach: „Ich hörte von meiner guten Mutter und meinem braven Oheim, daß Sie sich so große Verdienste erworben um die Rettung meines armen Bruders von seiner schweren Krankheit, und wenn ich Ihnen jetzt auch nur durch Worte danken kann, so dürfen Sie sich doch versichert halten, daß ich meine Dankbarkeit nie vergessen werde;" da zog sie Otto an sich und in einer brüderlichen Umarmung, wie sie fast nie unter den Geschwistern vorgekommen, bezeigte er ihr seine Freude über ihre Theilnahme. Sie blieb fast eine Stunde im Krankenzimmer und führte eine gefühlvolle Unterhaltung mit ihrem Bruder und seiner Pflegerin, und als die beiden Letzteren sich wieder allein befanden, sprach Otto heiter zu Roswitha: „Du hast Dir in meiner Schwester eine Freundin erworben, meine Mutter und mein Oheim sind Dir auch gewogen. Das sind gute Zeichen — laß uns hoffen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Waisenknabe.

Hab' Vater nicht, nicht Mutter mehr,
Kein freundlich Aug' mir blinket,
Wie wandert man so schwer, so schwer,
Wenn keine Heimath winket.

Die Wolke eilt am Himmel hin,
Gejagt von rauhen Winden,
Ich wand're fort mit trübem Sinn,
Hab' nirgends was zu finden.

Wohl zieht mit mir manch' Vögelein,
Das singt gar frohe Lieder,
Es kehrt in seinem Neste ein,
Ich wand're immer wieder.

Manch' kühles Lüftchen zieht mit mir,
Mag lächelnd mich geleiten,
Im Ost und West, und dort und hier
Es bleibt mir treu zur Seiten.

Nun findet es ein Blümlein vor,
Da mag es gern verweilen,
Kein duftig Blümchen macht mich froh,
Und wandr' ich tausend Meilen.

Still wie der Bach nur schleich ich fort,
Am Ufer Blumen nicken,
Doch muß ich fort von Ort zu Ort,
Kann mir kein Blümlein pflücken.

Moritz Straßmann.

Mannigfaltigkeiten.

In Zweibrücken wurde am 11. Dez. vor dem dortigen k. Zuchtpolizeigerichte folgender Fall verhandelt: Ein vagirender Handwerksbursche, Kaminfeger seines Zeichens, kam auf seiner Wanderschaft in die Stadt Pirmasens. Allda hörte er, daß der Kaminfeger ausgewandert und die Stelle unbesetzt sei, und hatte sofort den glücklichen Einfall, sein Gewerbe auch einmal als Meister auszuüben. Sich als den neuen Kaminfeger von Pirmasens ausgebend, durchzog er, von einem strebsamen Bürschchen, das er sich aufgetrieben und das den Lehrjungen vorstellte, begleitet, die umliegenden Ortschaften, und hob, von Haus zu Haus gehend, die an den Kaminfeger zu zahlenden Gelder in nicht unerheblichem Betrage ein. Derselbe wurde in Berücksichtigung seiner getrübten Vergangenheit zu einer Gefängnißstrafe von 6 Monaten verurtheilt, welche Strafe denselben hoffentlich abhalten wird, in Zukunft von seiner schwarzen Kunst einen zu ausgedehnten Gebrauch zu machen.

Der „Honolulu Advertiser" (englisches auf den Sandwichsinseln erscheinendes Blatt) berichtet über eine Entdeckung von Land in den Süd-Polargegenden. Die letzte Wallfischfang-Saison war eine ungemein milde und Kapitän Long von dem Wallfischfänger „Nile" fand eine südliche Küstenstrecke, an der er mehrere Tage entlang segelte. Der „Nile" näherte sich dem Ufer auf 15 Meilen und Kapitän Long entwarf eine Skizze

von dem sichtbaren Landstriche. Eine anscheinend vulkanische Erhöhung schätzt er auf 3000 Fuß. Er hält sie vulkanischer Natur. Die niederen Gegenden waren frei von Schnee und mit Vegetation bedeckt. Der Entdecker bestimmt den westlichsten Punkt als unter 70 Grad 46 M. nördl. Breite und 78 Gr. 30 M. östl. Breite gelegen.

Die „Bonner Zeitung“ vom 10. Dezember schreibt: Bei der gestrigen Generalversammlung des akademischen Dombau-Vereins hielt der Dombaumeister Voigtel einen Vortrag, worin er die Anwendung der Dampfkraft für den weiteren Fortbau der Thürme begründete. Vom Frühling künftigen Jahres an sollen die Bausteine von vielen Zentnern Schwere und die Werkleute innerhalb weniger Minuten auf die Höhe der westlichen Thürme befördert werden. Da die Thürme die Höhe von mehr als 500 Fuß erreichen, so wird später bei fortschreitender Höhe von dem einen Thurm zum andern eine Brücke gemacht, wohl die höchste Brücke, die je geschlagen worden ist, und mit Schienen belegt werden, um die Werksteine oben an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern. Gegenwärtig ist noch die Summe von 1,800,000 Thaler erforderlich, um den ganzen Bau zu vollenden, so daß dieses Ziel bei den nun verfügbaren Mitteln in acht Jahren sicher erreicht werden kann.“

Die Postmarken wurden zuerst in London eingeführt, am 10. Januar 1839, und zehn Jahre machte außer England kein Staat weiter von ihnen Gebrauch. In Frankreich tauchten sie erst am 1. Januar 1849 auf, die Thurn und Taxis'sche Post führte sie im Jahre 1850 auf deutschem Boden ein, und gegenwärtig befinden sie sich in 60 europäischen, 5 afrikanischen, 5 asiatischen, 36 amerikanischen und 10 australischen Staaten in Gebrauch. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es circa 50 verschiedene Postmarken. Auch gibt es deren in Van Diemensland, Hayti, Natal, Honolulu und Liberia. Alle Staaten bedienen sich viereckiger Postmarken, nur die vom Cap sind dreieckig geschnitten. Die billigste Freimarke ist die französische zu 1 Centime, die theuerste die kalifornische zu 4 Dollars. Die am saubersten gravirten sind die von Neu-Schottland, demnächst die von Frankreich. Die unansehnlichsten sind die belgischen und die englischen Pennymarken. Die größten sind die sibirischen, die kleinsten die von Mecklenburg-Schwerin. Das Bild der Königin Viktoria befindet sich auf 40 verschiedenen Arten.

[Scherzfragen.] Was soll ein Vernünftiger thun, wenn er einen Ochsen drohend am Wege stehen sieht? — Den Ochsen stehen lassen und seiner Wege gehen. — Aber wenn der Ochse an ihm vorüberläuft und ihn blutig stößt, was soll er dann machen? — Kalte Umschläge. — Wie wird der Amtsnachfolger von Bismarck heißen? — Anders. — Das Wort Gras wird rückwärts gelesen zu Sarg; was folgt hieraus? — Daß Sarg, rückwärts gelesen, zu Gras wird. — Und hieraus folgt? — Weiter gar nichts. — Womit hört jedes Leiden auf? — Mit „n“ — Welchem Gebildeteten fehlt es meist sehr an Bildung? — Dem Eingebildeten. —

Charade.

Wer sich dem Ersten weihte,
Den ehrt dieß Streben nicht;
Oft läuft für seine Zweite
Gefahr der Bösewicht.
Arm selbst bei reichen Schätzen,
Das Ganze sich dir zeigt,
Das oft von den Gesetzen
Der Tugend frevelnd weicht.

Auflösung der Charade in Nr. 301:

Nahet stillen Zaubers sich die „Nacht“,
Um die Müden süßer Ruh' zu weihen —
Sagt mir, eine feindlich finst're Macht:
Nie mehr sollst du dich gesunden Schlaf's erfreuen!

Aus den Schädeln Wahrheit prophezeihen,
Konnte wohl der große Doktor „Gall“,
Aber für die wilden Leidenschaften all'
So d'rin hausen — fand er leider, keine Arzeneien.

Werd' ich ihr mein Ohr noch einmal weihen,
Wenn ich beide Wort' verbinde durch ein „i“ —?
Lauschen noch einmal den Melodien
Der „Nachtigall“ — Hekate gib mir Antwort! wie?

M.

Gleich richtig gelöst von Th. S.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der F. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 306 Donnerstag, 26. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXXVI.

In dem stolzen Kaufmannshause Carlshof herrschte nun eine düstere Stille, und es schien, als ob sich überall unheimliche Schatten niedergesenkt hätten, die den Luxus erbleichen ließen.

In dem Comptoir flüsterte man sich leise in die Ohren: „das Haus wankt;" unter den Dienstboten sprach man die Meinung aus: „es sei wohl Zeit, sich nach einer andern Kondition umzusehen," wobei man über das plötzliche Verschwinden des Barons und des Marquis, die sich durch reichliche Trinkgelder beliebt gemacht hatten, allerlei Vermuthungen aussprach.

Die Familienmitglieder hielten sich den größten Theil des Tages in ihren Zimmern verborgen, und wenn man sie sah, erschienen sie mit gesenkten Häuptern, wie von schwerem Kummer niedergedrückt. Das Unglück war eingezogen und hatte allen Stolz und Hochmuth aus dem reichen Hause vertrieben.

Aber auch an der Börse flüsterte man sich zu: daß die Firma „Gottfried Carlshof und Söhne" zu wanken scheine, und der Chef des Hauses ließ sich dort immer seltener an seinem gewohnten Standorte blicken, bis er endlich ganz ausblieb.

Dieß geschah ungefähr drei Wochen nach der Abreise Alberts nach England. Dieser hatte fast alle Mittheilungen, welche der Geschäftsfreund in London an seinen Vater gerichtet hatte, bestätigt gefunden. Harry Wells hatte den Kredit, den ihm das Hamburger Haus für das Kommanditgeschäft eröffnet hatte, allerdings zu Waarenankäufen benutzt, aber auch die Waaren in aller Stille wieder gegen baare Zahlung verschleudert, und war mit dem gelösten Gelde verschwunden. Albert verfolgte seine Spur bis Liverpool, doch alle seine Nachforschungen bestärkten ihn nur noch mehr in der Ueberzeugung, daß der Betrüger sich mit seinem Raube aus England entfernt und zu Schiffe geflüchtet sei. Er begab sich hierauf nach London zurück, um wenigstens den kleinen Rest der Waaren, welche noch zurückgeblieben waren, nach Hamburg zu senden, und zu versuchen, ob er die Verkäufer, welche die Wechsel des Kommanditgeschäfts in Händen hatten, nicht zu einer Prolongation bewegen könne. Dieß gelang ihm jedoch nicht, so viel Zeit und Ueberredungskunst er auch darauf verwendete, und so hatte sich sein Aufenthalt in England weit länger ausgedehnt, als er geglaubt, daß es nöthig sei, und der jetzt unvermeidliche Sturz seines Hauses, so wie der Mangel aller Nachrichten von seiner Adele hatten ihn in die trübste Stimmung versetzt, als er sich endlich zur Abreise rüstete.

Indessen war Otto beinahe wieder ganz vollkommen hergestellt worden, und arbeitete mit seinem Vater insgeheim in dessen Wohnzimmer wieder tüchtig, um alle Geschäftsbücher mit ihm durchzugehen, damit sie in bester Ordnung vorgelegt werden konnten, wenn der gefürchtete Bruch eintrat.

Roswitha hatte sich eben so bescheiden als sie eingetreten, wieder aus dem Hause entfernt, und entschieden jede Geldvergütung für ihre Krankenpflegerdienste, die ihr der ältere Carlshof beim Abschiede geboten, abgelehnt.

Der Kaufmann war darüber allerdings erstaunt, doch weit entfernt gewesen, den wahren Grund dieser Uneigennützigkeit zu errathen und hatte sich vorgenommen, sich mit seinem Bruder darüber zu besprechen, wie er ihr ihre Dienste auf andere Weise vergüten könne.

So war denn der Vorabend des gefürchteten Tages herangekommen, an dem die englischen Wechsel präsentirt werden und die Zahlungsunfähigkeit erklärt werden mußte. Es ist dieß gewiß für jeden Kaufmann von Ehrgefühl einer der trübsten Tage seines Lebens, und wir wollen dem älteren Carlshof, trotz seines schwankenden Charakters, ein solches Ehrgefühl nicht gänzlich absprechen.

So saß er denn an jenem Abende, als die Dämmerung hereingebrochen war, mit seiner Gattin in seinem Wohnzimmer und suchte sie durch so freundliche Worte, wie er lange nicht zu ihr gesprochen hatte, zu trösten, und seltsam genug! schien auch seine gute Lucie den Verlust des Glanzes und Reichthums mit einer stillen Ergebung zu verschmerzen. Sie war das einzige Kind eines Gutsbesitzers in Mecklenburg, der für sehr reich galt. Doch hatte sie ihrem Gatten nur eine sehr geringe baare Mitgift in die Ehe gebracht, da ihr Vater

erklärt hatte, er bedürfe jetzt seiner Kapitalien zu bedeutenden Bauunternehmungen. Nach dessen Tode aber stellte es sich heraus, daß sein Gut durch seine Bauwuth übermäßig verschuldet worden war, und daß nach Befriedigung aller Gläubiger fast nichts von dem ganzen Erbe für die Tochter übrig blieb. Dieß hatte denn auch leider Veranlassung dazu gegeben, daß sie fast immer eine untergeordnete Stellung im Hause hatte einnehmen, und wenn auch nicht von ihrem Gatten, doch von der Kommerzienräthin nicht selten hatte bittere Anspielungen auf den Verlust ihres Erbes mit anhören müssen. Sie ergab sich daher auch ohne großen Kummer in den bevorstehenden Schicksalswechsel; denn sie hoffte gerade in bescheideneren Lebensverhältnissen ihren Werth als tüchtige Hausfrau, der ihr nicht abgesprochen werden konnte, weit besser geltend machen zu können als bisher, wo der Luxus vorgewaltet, und das ganze Hauswesen unter dem Beistande gemietheter Personen geführt worden war.

Aber sie erklärte sich ihrem Gatten gegenüber nicht allein bereit, sich geduldig in jede Umwandlung ihrer Existenz fügen zu wollen, sondern sprach ihm auch Muth ein, das Unvermeidliche männlich zu ertragen.

In dieser Unterredung aber wurden sie gestört durch den Eintritt eines Dieners, welcher meldete, daß ein Herr Winterfeld den Herrn des Hauses dringend zu sprechen wünsche.

Der Kaufmann war jedoch so tief mit allen seinen Gedanken in seine eigenen Angelegenheiten versenkt, daß ihm der Name Winterfeld ganz fremd erklang, und daß er sich nur ungern gestört sah, weßhalb er auch schon den Befehl geben wollte, den Fremden abzuweisen.

Seine Gattin aber hielt ihn noch zurück, indem sie ihm zuflüsterte: „Winterfeld? So hieß ja Adele; es wird ihr Vater sein."

Jetzt erst erinnerte sich Carlshof, daß er den Namen bereits hatte nennen hören, doch die Bemerkung seiner Gattin, daß es wohl Adelens Vater sein könne, setzte ihn in Verlegenheit, und er hätte gern den Empfang desselben abgelehnt, wenn ihm Lucie nicht wieder zugeflüstert hätte: „Du mußt ihn annehmen, um unsers Alberts willen. Wir werden doch durch ihn erfahren, wo sich Adele befindet."

Der Diener erhielt hierauf die Weisung, den Fremden einzuführen, und Lucie entfernte sich durch eine Seitenthür, um ihn mit ihrem Gatten allein zu lassen.

Es war wirklich der Ziegelbrennerei-Besitzer Winterfeld, Adelens Vater, der ins Zimmer trat. Sein gutmüthiges, redliches Antlitz war jedoch, wie von einem dunkeln Schleier umhüllt, und ein schwerer Ernst lagerte auf seiner Stirn.

Der mitleidige Blick aber, den er auf Carlshof richtete, schien diesen noch mehr in Verlegenheit zu setzen, und er begann mit unsicherer Stimme: „Sie bringen mir wahrscheinlich Nachrichten von Ihrer Adele, die mein Haus heimlich verlassen hat."

„Die sich durch Ihre Begegnung gezwungen gesehen, Ihr Haus heimlich zu verlassen, würde richtiger sein;" fiel ihm Winterfeld in einem beinahe strengen Tone ins Wort. „Doch von meiner Tochter wird später die Rede sein. Sie werden mir erlauben, zuvor über eine Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen, über welche ich Aufklärung von Ihnen zu erhalten wünschte."

„Wenn ich es im Stande bin, soll es gern geschehen," entgegnete Carlshof, der sich bemühte, kalt und ruhig zu bleiben.

„Sie sind es im Stande," fuhr der Andere fort. „Aber darf ich auch hoffen, daß Sie mir der strengsten Wahrheit gemäß antworten werden, selbst wenn unangenehme Erinnerungen in Ihnen geweckt werden sollten?"

Carlshof erbebte und fragte hastig: „Wen betrifft diese Angelegenheit, die Sie zu verhandeln wünschten?"

„Sie und — eine Verstorbene, die mir unendlich theuer ist," erhielt er zur Antwort.

Der Kaufmann fuhr heftig erschrocken zusammen. Eine dunkle Ahnung tauchte in ihm auf, und versetzte ihn in die größte Unruhe. Er trat zurück von Winterfeld und wendete sein Gesicht von ihm ab, als hätte er den Schrecken in seinen Zügen vor ihm verbergen wollen. Wäre es ihm nur irgend möglich gewesen, so wäre er vor dem Manne mit der Richtermiene geflohen, aber er konnte ihm ja auch auf andere Weise entgehen. Er konnte ihm ja das Gehör verweigern, er konnte ihm sagen, daß er sich durchaus nicht aufgelegt zu einer Unterredung fühle, daß er wiederkommen möge u. s. w. Er war auch eben im Begriff, diese Erklärung auszusprechen, als Winterfeld, der ihm gefolgt war, ihm die Hand auf die Schulter legte, und als ob er es errathen hätte, daß er sich ihm entziehen wollte, zu ihm sprach: „Sie entgehen mir nicht, ich habe ein heiliges Recht, eine Antwort von Ihnen zu fordern, denn ich sage es Ihnen zum Zweitenmale: ich spreche im Namen einer Todten zu Ihnen."

Ein eiskalter Schauer überlief den Kaufmann, als er diese Worte hörte, die in einem feierlichen Tone zu ihm gesprochen wurden, und das Verlangen wurde nur noch lebendiger in ihm, sich einer Fortsetzung des Gesprächs, welches ihn so furchtbar beängstigte, zu entziehen. Er suchte deßhalb Fassung zu gewinnen, und glaubte dem einfachen Manne imponiren zu können durch ein schroffes und stolzes Entgegentreten. Indem er sich daher rasch gegen ihn umwendete und sein Haupt zurückwarf, sprach er zu ihm in gereiztem Tone: „Sie erlauben sich eine Sprache, die ich nie von einem Fremden in meinem Hause geduldet habe. Auch begreife ich nicht, wie die Angelegenheit, von der Sie sprechen wollen, ein Interesse für mich haben könnte, da ich mit Ihnen nie in Berührung gekommen bin. Uebrigens befinde ich mich auch jetzt gerade in einer Stimmung, die es mir zum Bedürfniß macht, mich einsam nur mit meinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Ich

muß Sie daher auffordern, mich heute zu verschonen und morgen — übermorgen oder besser noch später wieder zu kommen."

Aber Winterfelds Züge hatten einen noch finsteren, eisenfesten Ausdruck angenommen, als er ihm entgegnete: „Hoffen Sie gar nicht, mich durch einen hochfahrenden Ton einzuschüchtern, den ich durch wenige Worte herabzustimmen im Stande bin. Ich will und muß jetzt mit Ihnen reden, gerade jetzt. Ich kenne die gefahrvolle Lage, in der Sie sich befinden, und ich hätte geglaubt, daß die Stimmung, in die Sie dadurch versetzt wurden, Sie hätte geneigter machen sollen, den Stolz des Reichthums schwinden zu lassen und eine Abrechnung zu halten mit Ihrem Gewissen. Hat Ihr Gewissen Sie niemals erinnert an ein Jugendvergehen, welches einen dunklen Flecken in Ihrem ganzen Leben gebildet haben muß? Davon will ich und muß ich jetzt mit Ihnen sprechen und sage Ihnen im Voraus, daß Ihnen kein Leugnen helfen würde, denn ich kann Sie durch Beweise überführen."

Die Fassung, die Carlshof mühsam errungen hatte, war plötzlich wieder entschwunden und der Einfluß, den der einfache Mann mit seinen feierlichen Worten ausübte, war ein unwiderstehlicher. Er fühlte sich wie gefesselt in seiner Gewalt und sprach endlich, indem er ganz erschöpft in seinen Lehnstuhl niedersank: „Wenn Sie mich denn nicht schonen wollen, so sprechen Sie." „Es ist meine Absicht, Sie zu schonen, sonst würde ich andere Maßregeln gegen Sie ergriffen haben", erwiderte Winterfeld, der vor ihm stehen geblieben war. „Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß keine Sylbe von dem, was wir hier sprechen werden, an Ihre Familie, oder sonst Jemand gelangen soll. Selbst meiner Tochter soll es ein Geheimniß bleiben. Jetzt aber fordere ich Wahrheit und Reue von Ihnen, dann habe ich vielleicht auch einen Trost für Sie."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kurzsichtigkeit, deren Folgen und Ursachen

hielt Herr Dr. Horner in Zürich einen interessanten Vortrag, dem wir Folgendes entnehmen: Nachdem er einleitungsweise die Häufigkeit der Kurzsichtigkeit in unserer Zeit hervorgehoben, die sich selbst bei Bauernknechten und Mägden finde, gibt er eine genaue Erklärung des normalen Auges und dann der Abnormität der Kurzsichtigkeit. Durch eine Anzahl Abbildungen war für die nöthige Anschauung gesorgt. Der Redner theilt die Kurzsichtigen in zwei Klassen. Zu der ersten zählt er Diejenigen, deren Kurzsichtigkeit seit dem Jünglingsalter sich gleich geblieben. Nur von diesen Augen könne man sagen, daß sie die ausdauerndsten seien. Weit zahlreicher sei die zweite Klasse, diejenigen nämlich, deren Kurzsichtigkeit stets zunehme. Der Redner schildert nun den Einfluß derselben auf das äußere Benehmen, die Physiognomie und die Seele des Betreffenden und erklärt diese Abnormität für eine eigentliche Krankheit, die nicht selten mit völliger, unheilbarer Erblindung endige. Hierauf geht der Vortragende zu den Ursachen der Kurzsichtigkeit über. Jede feinere Arbeit (Lesen, Schreiben ꝛc.) bedinge eine Veränderung im Auge, wozu die Linse und der Ringmuskel (Akkomodationsapparat) dienen. Sehr anhaltende Uebung solcher Arbeiten führe nothwendig zur Kurzsichtigkeit. Warum aber werden bei gleicher Arbeit die einen Augen kurzsichtig, die anderen nicht? Einmal, weil die Einen die Kurzsichtigkeit geerbt haben. Die Erblichkeit sei eine Thatsache, zwar nicht in der Weise, daß das neugeborne Kind schon so kurzsichtig sei wie die Eltern, sondern in jener, daß es die Disposition dazu erhalten habe. Dann hänge viel davon ab, ob die feinere Arbeit in einem frühern oder spätern Alter beginne; je früher, desto gefährlicher. Ferner komme es darauf an, ob die Haltung, Beleuchtung ꝛc. gut oder schlecht seien. So finde man selten einen kurzsichtigen Uhrenmacher, obgleich dessen Arbeit fein genug sei. Dieß komme daher, daß er das Auge viel zweckmäßiger brauche als Andere, z. B. der Telegraphist und Schriftsetzer. Bei ihm beginne die Arbeit nicht vor dem 15. Lebensjahre und dann wende er zweckmäßige Beleuchtung und Haltung an, helfe dem Auge durch Gläser in geeigneter Weise nach. Bei der Beantwortung der Frage nach dem Warum der so großen Verbreitung der Kurzsichtigkeit in der Gegenwart hebt der Redner hervor, daß in der Schweiz und in Deutschland das Uebel viel häufiger sei, als in Italien und Frankreich, ja, daß es bei manchen Völkerschaften gar nicht vorkomme. Die Ursache dieser starken Verbreitung sei die Schule. In den meisten Fällen beginne die Kurzsichtigkeit im Alter von 8—10 Jahren, entwickle sich am stärksten zwischen 12 und 15 und nach dem 16. Jahre entstehe sie selten mehr. Cohn in Breslau habe über 10,000 Schulkinder untersucht und gefunden, daß von den Elementarschülern 6—7 Prozent, in den Mittelklassen 10, in der Realschule 19—20 und am Gymnasium 26 Prozent Kurzsichtige waren. Also von Klasse zu Klasse eine stete Steigerung. Gerade in den Jahren, wo das Uebel entsteht, müsse die Jugend in den Schulen sein. Da demnach die Kurzsichtigkeit eine Folge der Schule sei, so müssen Staat, Lehrer und Aerzte dieser Erscheinung ihre volle Aufmerksamkeit schenken. Als Ursachen dieser Thatsache erwähnt der Redner: Anstrengung der Augen in früher Jugend, schlechte Haltung und Beleuchtung, Schreiben auf den schwarzen Schiefertafeln, schlechte Ventilation und Mangel an Bewegung. Man müsse daher folgende Forderungen stellen: die Kinder nicht zu frühe in die Schule schicken; anstrengende Augenarbeiten dürfen nicht lange dauern, sondern mit Denk- und Sprechübungen bald abwechseln; gut ein-

gerichtete Schulhäuser rc. Mit einer Ermahnung an die Eltern, auf diese Dinge alle auch zu Hause Acht zu geben, schloß der lebendige und belehrende Vortrag.

Eine Antwort auf des von Bayern mit Pension beehrten Herrn Poeten Emanuel Geibel Lied:

„Ein Ruf über den Main."

Der Bund, der längst begründet,
Prangt keck mit jedem Schein;
Schlau wird der Ruf verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Und Niemand wagt's zu hindern;
Man bückt sich fern und nah:
Mit Kind und Kindeskindern
Lockt uns Borussia!

Germanien soll tragen
Das schwarz-weiße Gewand;
Der Süddeutsche soll fragen:
Wo bleibt mein Vaterland?
Die Gimpel zu gewinnen
Und was schon schwankend war,
Reicht man bei frechem Sinnen
Den Trug im Lied uns gar.

Ihr edlen Alemannen,
Euch ruft der feinste Ton;
Lockt aus des Schwarzwalds Tannen
Euch nicht die Flöte schon?
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt,
So opfert denn die hohe
An Preußens Götzenherd!

Säumt nicht, ihr ernsten Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich,
Und bringet Geist und Gaben
Nur nach Berlin sogleich.
Laßt nur die Haut euch rosten
Dort drüben über'm Main
Und steht in Preußen Posten,
Statt länger frei zu sein.

Ihr löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken klug und kühn,
Warum wollt ihr noch feiern,
Und nicht für Preußen glüh'n?
Der Arm, der euch geschlagen,
Der euch die Flügel band,
O wollt sein Joch doch tragen
Mit völligem Verstand!

Ihr hoffet wohl vergebens!
Wer wird euch denn befrei'n?
Die List des Preußen-Strebens
Drängt überall sich ein. —
Schwimmt mit den falschen Wogen;
Die Wunden sind fast heil:
Um euer Selbst betrogen,
Sei auch das Herz euch feil!

Wohl habt ihr oft vernommen
Vom Friedrich jenes Lied,
Wie er zu eig'nem Frommen
Ganz Schlesien sich beschied.
Doch mußt' die Kaiser-Krone,
Wonach man auch begehrt,
Der Kais'rin edlem Sohne
Er lassen, trotz dem Schwert.

Süddeutschland thät ihn mahnen,
Es drohte stolz der West,
Bis er die blut'gen Fahnen
Einzog im Adlernest.
Dem Wendenbund entsagend
Macht auf auch jetzt den Mund
Und wollt — nicht Bismarck fragend —
Gründen den eig'nen Bund!

Würzburg, den 23. Dezember 1867.

v. Scharff-Scharffenstein.

Mannigfaltigkeiten.

In Schwetzingen ist am 21. Dez. Abends der rühmlichst bekannte Naturforscher Dr. K. F. Schimper gestorben.

Als Kaiser Napoleon III. am 18. August ds. Js. zu Augsburg verweilte, wurden ihm nahezu 20 Bittschriften von bedürftigen Leuten überreicht, welche in früheren Jahren der Königin Hortense dienstbar waren, oder in die Nähe des Prinzen Napoleon kamen. Vor einigen Tagen sind nun für sämmtliche Bittsteller Geschenke von 60 bis 100 Franken in Augsburg eingetroffen.

In Dresden wurde am 13. Dez. Weber's „Freischütz" zum 300sten Male gegeben. Tichatscheck sang den Max zum 123sten Male.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 307 Freitag 27. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXXVII.

„Lassen Sie gefälligst Licht bringen," fuhr Winterfeld fort, „ich muß Ihnen offen in's Auge schauen, bei der Anklage, die ich gegen Sie vorzubringen habe."

„Also eine Anklage wollen Sie gegen mich vorbringen", entgegnete Carlshof seufzend, während er eine Stearinkerze, die neben ihm auf dem Tische stand, anzündete.

„Sie werden es hören", sprach Winterfeld weiter, indem er sich ihm gegenüber setzte. „Sie waren noch ein sehr junger Mann, als Sie sich als Handelsreisender in Geschäften Ihres Vaters in einem Badeorte am Rhein aufhielten."

„Ich erinnere mich dessen nicht mehr genau — es ist so lange her —" bemerkte Carlshof ausweichend.

„Sie werden sich erinnern, wenn ich nähere Details anführe. Sie waren, wie gesagt, sehr jung und lebenslustig, und dieß hatte Sie wohl verleitet, von der von Ihrem Vater vorgeschriebenen Tour abzuweichen und sich in jenem reizenden Badeorte, der damals sehr frequentirt war, einige Zeit niederzulassen und sich nach Gefallen dort zu amüsiren. Doch damit dieser Abstecher Ihrem strengen Vater nicht verrathen würde, hatten Sie es für gut befunden, einen anderen Namen anzunehmen. Sie nannten sich Gottfried Hof und gaben sich für den Sohn eines reichen Kaufmanns in Berlin aus. Unter dieser Maske mietheten Sie als Badegast eine Privatwohnung, bei der Wittwe des verstorbenen Rektors im Orte, die sich Riedborn nannte. Erinnern Sie sich jetzt deutlicher jener Zeit aus Ihrem Leben?"

Carlshof aber wagte es nicht aufzuschauen. Sein Haupt hatte sich auf seine Brust herabgesenkt und er antwortete nur durch eine kaum merkliche Neigung desselben; denn er hielt sich überzeugt, daß ihm alles Leugnen doch nichts helfen würde, da sein Ankläger jedenfalls Beweise gegen ihn in Händen hatte.

„Ob Sie sich nun bei Ihrem Vater für krank ausgegeben", fuhr Winterfeld fort, „oder in welcher Weise Sie sich sonst über die versäumte Zeit, die Sie im Bade zubrachten, gerechtfertigt haben, weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich, daß Sie als wohlhabender Badegast lebten, an allen Vergnügungen Theil nahmen, und sogar häufig den Spielsalon besuchten. Dabei wußten Sie durch eine zärtliche Liebeswerbung das Herz der Tochter jener Wittwe zu bethören, bei der Sie wohnten, und spielten einen förmlichen Roman, indem Sie ihr die Hand zur Ehe boten, unter dem Vorgeben, daß Sie die Einwilligung Ihrer Eltern mit leichter Mühe erlangen würden. Das einfache, schuldlose Mädchen, welches sich Adele nannte, schenkte Ihnen ihr ganzes Vertrauen und wußte auch ihre Mutter günstig für Sie zu stimmen, so daß eine förmliche Verlobung zwischen Ihnen, wenn auch in aller Stille, stattfand. Sie hatten dazu zwei goldene Ringe, auf welchen die Symbole von Glaube, Liebe und Hoffnung eingravirt waren und die im Innern die Namen „Adele" und „Gottfried" enthielten, anfertigen lassen. Diese beiden Ringe wurden gegenseitig unter den feierlichsten Gelöbnissen ausgetauscht. Wollen Sie sie sehen, hier sind sie."

Zum größten Erstaunen des Kaufmanns zog er die beiden Ringe aus der Tasche und dieser versetzte ganz niedergedrückt bei deren Anblicke: „So hat Ihre Tochter diesen Ring doch also heimlich aus meinem Zimmer genommen. Es war noch ein anderer Gegenstand dabei, den ich auch vermißte —".

„Ganz recht, ein Medaillon mit einem Miniaturbild", fiel ihm Winterfeld in's Wort. „Es ist das Porträt Ihrer Braut, welches diese nach einem größeren Gemälde, das sich jetzt in meinem Besitze befindet, hatte für Sie malen lassen, damit Sie es stets bei sich tragen sollten. Doch befinden Sie sich im Irrthume, wenn Sie glauben, meine Tochter hätte beide Gegenstände heimlich aus Ihrem Zimmer genommen. Das hätte sie nie gethan, wären sie ihr auch aufgefallen, ohne darauf aufmerksam gemacht worden zu sein". Er erzählte ihm hierauf der Wahrheit gemäß, wie ihr sein eigener Sohn Theodor Ring und Porträt gebracht hatte, weil ihm die Aehnlichkeit des Bildes mit der Frau seines Bruders und der Name „Adele" im Ringe aufgefallen war; wie sie sich dann, um den Knaben zu beruhigen, veranlaßt gesehen hatte, beide Gegenstände in ihrem Schmuckkästchen zu verwahren, welches sie am anderen Morgen, ohne daran

zu denken, daß es fremdes Eigenthum enthielt, zu sich gesteckt und mit sich genommen hatte, als sie heimlich das Haus verließ. So waren später ihrem Vater die Sachen zu Gesicht gekommen, und dieser hatte sogleich einen Verdacht geschöpft, dessen Bestätigung er nach allen Umständen für sicher halten mußte.

„Hier ist auch das Medaillon", fuhr er fort, indem er es hervorzog. „Ich denke, das Bild muß Ihnen wohl bekannt sein."

Carlshof warf einen scheuen Blick auf das Porträt und rief dann, die Hände ringend, in schmerzlicher Bewegung aus: „So mußte also mein eigener Sohn zum Verräther an mir werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten deutschen Bundesschießen.

Wien, im Dezember.

Auf Anregung des Vorstandsmitglieds des deutschen Schützenbundes, Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Kopp in Wien, haben bereits vor längerer Zeit die Vorbereitungen für das im Juli 1868 in Wien abzuhaltende dritte deutsche Bundesschießen begonnen, und die bezüglichen Berathungen und Arbeiten gestalten sich von Tag zu Tag lebhafter.

Durch Entschließung Sr. Maj. des Kaisers ist für die Abhaltung des Festes im weltbekannten Prater ein mehr als 200 Joch umfassender Platz unentgeltlich gewonnen, welcher durch malerische Abwechslung saftiger Wiesen mit prächtigen uralten Baumgruppen, durch umliegende großartige Waldpartien, durch reizende Perspektiven, und endlich durch seine Lage an der Donau einerseits und an zwei breiten Zufahrtsstraßen andererseits Annehmlichkeiten und Vortheile vereinigt, wie sie ein anderer Ort nicht leicht bieten wird.

Die Theilnahme an dem bevorstehenden Fest in den weiteren Kreisen der Wiener Bürgerschaft fand die erste und lebhafteste Anregung durch eine zu Anfang Dezembers von Dr. Kopp im städtischen Rathhaus eingeleitete allgemeine Versammlung.

Auf Grund der in dieser Versammlung gefaßten Beschlüsse haben sich sofort sämmtliche Komite's zur Durchführung des großen nationalen Festes vorläufig aus einer geringen Anzahl von Mitgliedern mit dem Vorbehalt einer späteren bedarfsweisen Ergänzung gebildet.

Das Zentralkomite besteht dermalen aus fünf ordentlichen Mitgliedern und aus den Obmännern der zehn Fachkomite's.

Dasselbe hat in seiner Sitzung vom 12. d. Mts. den Hof- und Gerichts-Advokaten Dr. Eduard Kopp zum Präsidenten, den Kaufmann Heinrich Ritter von Mayrer zum ersten und den Dombaumeister Oberbaurath Friedrich Schmidt zum zweiten Vizepräsidenten gewählt.

Das Zentralbureau ist bereits organisirt und befindet sich in der innern Stadt, Sterngasse Nr. 4, in einem vom Magistrat unentgeltlich überlassenen Lokal.

Die Fachkomite's haben sich aus den angesehensten Bürgern und praktisch bewährten Männern konstituirt; so sind beispielsweise im Baukomite die ersten Architekten und Baumeister Wiens, verstärkt durch Beiräthe für das Schützenwesen, im Preßkomite alle hervorragenden Journale, im Fest- und Zugskomite die renommirtesten Künstler, im Kommunikationskomite die Direktoren der hervorragenden Transportanstalten der Residenzstadt vertreten.

Alle Komite's sind in voller Thätigkeit. Das Finanzkomite ist in der Ausarbeitung des Finanzplanes behufs Beistellung der vorschußweise erforderlichen Geldmittel begriffen. Das Baukomite hat bereits den Detail-Situationsplan des Festplatzes aufgenommen, und ist dermalen mit der Ausarbeitung des Bauprogramms beschäftigt, auf Grund dessen sodann die Konkursausschreibung erfolgen wird.

Für die ersten drei als die besten anerkannten Projekte werden Geldprämien von 600, 400 und 300 fl. österr. Währung gewährt werden.

Im Preßkomite wurde vorläufig die Herausgabe einer speziell den Angelegenheiten des dritten deutschen Bundesschießens gewidmeten autographischen Korrespondenz beschlossen, welche demnächst erscheinen wird, und vorzugsweise die Bestimmung hat, den auswärtigen Blättern regelmäßige und authentische Mittheilungen über den Fortgang der Vorbereitungsarbeiten bezüglich des Festes zu geben; auch wurde bereits die Gründung der Festzeitung ins Auge gefaßt, und für den großen Zweck höchst förderlich erkannt, daß mit der Herausgabe derselben schon frühzeitig — anfänglich selbstverständlich in größeren Zwischenräumen — begonnen werde.

Die Anmeldungen zum Eintritt in den deutschen Schützenbund laufen, in Folge eines zu Ende des vorigen Monats vom provisorischen leitenden Komite an die deutsch-österreichischen Schützenvereine ergangenen Aufrufs, schon jetzt sehr zahlreich ein, so wie sich überhaupt in Wien sowohl als in den Provinzen ein höchst reges Interesse an dem bedeutungsvollen Unternehmen kund gibt.

Unter so erfreulichen Auspizien und bei dem sicher zu gewärtigenden unverdrossenen Zusammenwirken aller Kräfte der Residenzstadt, welche die Ehre als Festort gewählt worden zu sein, unter den dermaligen Verhältnissen nur um so mehr in ihrem vollen Werth zu schätzen weiß, unterliegt es keinem Zweifel, daß das große, schöne Unternehmen gelingen müsse und werde, als erhabener Beleg, daß deutscher Geist, deutsche Sitte, deutscher Patriotismus, unerschüttert von allen Ereignissen, fort und fort im hellen Licht erglänzen!

Mannigfaltigkeiten.

Menschen, die grundsätzlich kein Fleisch aßen, den Mord der Thiere um der Ernährung willen verabscheuten und die Vorzüglichkeit eines unblutigen Regimens für Körper, Gemüth und Geist des Menschen lehrten. — Wie bekanntlich Pythagoras, so verwarf auch Sokrates das Fleischessen und Aristoteles' Lieblingsschüler Theophrastus lehrte, daß vieles Fleischessen den Geist dümmer mache. Numa Pompilius „der Fürsten Edelster" verschmähte den Fleischgenuß, Plutarch, Plautus und Porphyr von Tyrus bekämpften ihn in ihren Schriften. Galenus sprach wie einige andere alte Autoritäten für die Vorzüglichkeit vegetabilischer Nahrung vom medizinischen Standpunkte. Der große Newton verzichtete auf allen Fleischgenuß, und nannte denselben barbarisch. Ebenso die bekannten Dichter Alexander Pope, Milton und Percy Bysshe Shelley, der auch seinen Freund Byron für seine Ueberzeugung gewann. — Der wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit „die wandelnde Bibliothek" genannte Magliabecchi hatte die Küche ganz abgeschworen und lebte von Körnern und Früchten. — Der gewaltige Denker Benedikt Spinoza lebte von Milch, Brod und Bier, sowohl ehe, als nachdem er endlich von einem Verehrer, der ihm sein ganzes Vermögen vermachen wollte, jährlich einige hundert Gulden annahm. Zu den grundsätzlichen Verächtern des Fleischgenusses gehört auch Johann Locke. Der Kanzelredner und Geschichtschreiber Bossuet kämpfte wie der schon genannte Shelley eifrig gegen das Fleischessen, welches er den intellektuellen Fähigkeiten schädlich hielt. Und Benjamin Franklin schreibt im gleichen Sinne, daß er seinen wissenschaftlichen Fortschritt im Verhältniß gefunden habe „mit jener Geistesklarheit und Auffassungsfähigkeit, die nur durch gänzliche Enthaltsamkeit von thierischer Nahrung hervorgebracht werden kann." — Die Namen der nicht so allgemein bekannten Verächter des Fleischgenusses, und die der namentlich englischen und amerikanischen Aerzte, welche den Gebrauch des Thierfleisches als Nahrungsmittel ganz verwerfen oder einzuschränken empfehlen, würden ein zu langes Verzeichniß geben. Zu den hevorragendsten Antikarnisten der fleischpredigenden Gegenwart gehört der Physiolog Graham. Als begeisterter französischer Apostel ist J. A. Gleïzès zu nennen. Und in Deutschland, wo J. H. Rausse, Friedrich Daumer, Johann Jakob Wagner, J. Weilshäuser, Theodor Hahn u. A. m. gegen das Fleischessen in den Kampf gezogen sind, hat wohl Keiner eifriger und konsequenter den Fleischgenuß durch Wort und Beispiel bekämpft als Gustav Struve in Gemeinschaft mit seiner Gattin.

An Nikotin sollen die Tabake in folgendem Verhältniß enthalten. Die der Levante, Griechenlands, Ungarns 0; die Havanna's, Paraguy's, Brasiliens und Arabiens 2 %; die aus Nordfrankreich, der Pfalz, dem Elsaß 3 — 4%; die aus Kentucky, Virginien, Südfrankreich und vielen Gegenden in Deutschland 5 bis 7 %. — Wenn den Rauchern gerathen wird, nikotinfreien Tabak zu rauchen, so ist dieß ungefähr dasselbe, wie Kaffeetrinkern kaffeïnfreien Kaffee anrathen. Was die von Natur nikotinfreien Tabake anlangt, so ist zu bemerken, daß es Gebrauch ist, dieselben mit Opium zu versetzen, also narkotisch zu machen. — Daß das Rauchen nachtheilig werden und insbesondere Rückenmarksleiden herbei führen kann, ist keine Frage, nur ist ganz dasselbe von manch' anderem der üblichen Genüsse zu sagen. Gegnern des Rauchens aber dürfte interessanter als Rauchern selbst sein, daß nach Prof. Böttgers Ermittlungen der Tabakrauch auch noch Blausäure, also zwei Rückenmarksgifte zugleich enthält.

Dem „N. f. N." schreibt man aus München, 23. Dez.: Dahier eingetroffene amerikanische Blätter machen merkwürdige Mittheilungen über einen reisenden deutschen Handwerksburschen, welcher kein geringeres Unternehmen im Schilde führt und auch schon theilweise ausgeführt hat, als sich um die ganze Erde herum „durchzufechten!" Dieses Phänomen eines reisenden Handwerksburschen, welcher von Gestalt klein und bucklich ist, Friedrich Schäfer heißt, seines Zeichens ein Parapluismacher und aus Carlshafen in Kurhessen gebürtig ist, befand sich vor zwei Jahren in Baltimore und erzählte, daß er fechtend die ganze Welt durchziehen wolle. In der That ging er von da weg nach Washington und wandte sich von da nach Westen. Endlich las man in Kalifornier Blättern, daß unser Held sich glücklich durch die zahllosen Banden mordgieriger Indianer geschlichen habe und über die Rocky Mountains nach dem Goldlande angelangt war. Und nun vor kurzer Zeit berichteten Australische Zeitungen über die Ankunft unseres Weltreisenden von Sidney in Melbourne zu Fuß. Er beabsichtigt die australischen Kolonien zu durchreisen und sich dann nach Ostindien zu begeben. Von da will er sich nach China wenden, das himmlische Reich durchziehen und dann seine lange mühsame Reise mit einer kühnen Tour über russisch Asien, die Tartarei und Rußland beendigen. Unser kleiner Landsmann — sagt ein deutsch-amerikanisches Blatt — ist immerhin ein großer Mann, und wenn er noch fünf Jahre Glück hat, so kann er stolz sagen, daß er der erste Mensch sei, der die ganze Erde „umwandelt" hat.

Das zum Besten Freiligrath's von Christian Schad und Ignatz Hub herausgegebene Album „Deutsche Dichtergaben" enthält bisher ungedruckte Gedichte der namhaftesten deutschen Dichter — 103 haben beige-

steuert — und verdient, abgesehen von seinem edlen Zweck, die volle Beachtung aller Literaturfreunde durch den hohen Werth der in ihm niedergelegten praktischen Gaben.

Man unterhält sich, schreibt die „Presse", von einem merkwürdigen und bedeutenden Prozeß, welcher in Paris zur Verhandlung gelangen wird. Der Gesandte der Vereinigten Staaten, General Dix, klagt im Namen seiner Regierung gegen den Schiffs-Rheder Armand, den Bankier Erlanger und den Präsidenten der Handelskammer von Nantes, Hrn. Voruz, auf Rückerstattung von 6 Millionen Dollars, die von den konföderirten Südstaaten für die Erbauung mehrerer Schiffe gezahlt worden waren, welche nicht abgeliefert und später an Preußen und andere Staaten verkauft wurden. Das Kabinet von Washington behauptet, daß die „Rebellen" kein Recht hatten, über das öffentliche Vermögen zu verfügen, und daß Diejenigen, welche mit ihnen verhandelten, dieß wissen mußten. Ferner verlangen die Vereinigten Staaten 2 Millionen Dollars für die Kosten der Ausrüstung von Kriegsschiffen, welche sie an die französischen Küsten schicken mußten, um die erwähnten Schiffe an der Abfahrt zu verhindern.

Der eben so witzige als gelehrte Engel wurde einst zu einem Fürsten gerufen, der ihn während des langen Gesprächs, das er mit ihm hatte, vor sich stehen ließ. Die Rede kam hierbei auch auf einen Herzog, betreffs dessen der Fürst fragte, wie Engel ihn gefunden habe. „Er war ein gewöhnlicher beschränkter Kopf", antwortete Engel, „doch hatte er wenigstens so viel Lebensart, mir, wenn ich ihn besuchte — einen Stuhl anzubieten." Bei anderer Gelegenheit fragte derselbe Fürst, als vom Weltumsegler Cook gesprochen worden war: „Kam Cook auf seiner ersten Reise um's Leben?" „Ich glaube ja," gab Engel zur Antwort, „doch machte er sich nicht viel daraus und trat bald die zweite an." In großer Gesellschaft ließ sich eine vornehme Dame herab, vom berühmten Verfasser der „Mimik" eine Definition der Unterschiede zwischen Schauspiel und anderen Gattungen zu verlangen. „Die Sache," erwiderte Engel lächelnd, „läßt sich sehr einfach erledigen, Sie wissen den Unterschied nicht zwischen Lustspiel, Schauspiel und Trauerspiel? Daß Sie das nicht wissen, ist für die Gesellschaft ein Lustspiel, — für mich ein Schauspiel, — und für Sie, gnädige Frau, ein Trauerspiel.

„Ich war sehr krank, nicht wahr, ich sehe schlecht aus?" fragte Einer den berühmten Maimon, „Sie sind ein ehrlicher Mann", gab der Gefragte zurück, „Sie wollen nicht anders aussehen, als Sie sind."

Räthsel.

Mann und Weib recht mit Entzücken,
Durch ein Wörtchen auszudrücken,
Und doch nur den Mann benennen —
Sage mir, wirst Du dieß können?

Auflösung des Rechnungs-Räthsels in Nro. 302:

I.

Ein Bäuerlein ging über Feld,
Und fand ein Beutelein mit Geld.
Es gab sogleich die Hälfte aus,
Ein Fünftel dann für einen Schmaus.
Das übrige Neunbatzenstück
Trug es im Sack nach Haus zurück.
Das Alles klingt doch gar zu bunt.
Daß es aber nicht zur ersten Stund'
Die Anzeig' macht' bei der Polizei,
Das war gewiß eine Schelmerei,
Denn ich find' es einmal nicht für recht,
Und schelte d'rum das Bäuerlein schlecht.
Als ich's nachher zu mir zitirt,
Fand ich das Beutelein zugeschnürt,
Ich nahm sofort dieß in die Hand,
Wo ich alsbald den Inhalt fand.
Wie viel nun Geld im Beutel war,
Mach' ich hiermit auch offenbar:
„Zwei Gulden" nur allein
Waren im Beutelein.

Ch. K—r in Eisenbach.

II.

Als das Bäuerlein am Abend nach Hause kam,
Zählte es die 36 kr., war sehr müde und lahm,
Hatte die Hälfte vom Funde ausgeben,
Verzehrte bloß 24 kr. im Hotel garni daneben.
Jetzt fing er an zu rechnen mit „Geduld"
Und fand alsdann bloß „zwei Gulden".

F.

III.

„Zwei Gulden", nicht wen'ger noch mehr, —
Die Rechnung war wahrlich nicht schwer.

M. M.

Redakteur Gustav Reiffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 308 Samstag, 28. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

„Sie können den armen Knaben keines Verraths beschuldigen", erwiderte Winterfeld, „denn er handelte in kindischer Einfalt und wußte nicht, daß ein Geheimniß seines Vaters durch die Gegenstände enthüllt werden konnte. Ich möchte es vielmehr eine Fügung der Vorsehung nennen, wenn Sie an eine solche glauben. Doch ich bin noch nicht zu Ende und muß nun auch die Schattenseite Ihres Jugendromans berühren. Sie hatten sich beinahe zwei Monate in jenem Badeorte aufgehalten und wurden immer düsterer gestimmt, so daß Ihre Braut schon glaubte, Sie bereueten die Verbindung, die Sie mit ihr eingegangen, worüber Sie aber dieselbe immer mit den liebevollsten Worten zu beruhigen suchten. Da überraschte Sie die Wittwe eines Abends unvermuthet, als Sie eben im Begriff waren, sich mit einem scharfgeladenen Pistol, welches Sie an demselben Tage gekauft, sich in einer Laube des Gartens das Leben zu nehmen. Sie entriß Ihnen das Todeswerkzeug und verhinderte Ihren Selbstmord. Auch Ihre Braut kam dazu, und Beide beschworen Sie jetzt, ihnen die Ursache Ihres schrecklichen Entschlusses mitzutheilen. Reuig und zerknirscht legten Sie auch Ihre Beichte ab. Sie hatten, ehe Sie nach dem Badeorte kamen, ungefähr zweitausend Thaler für Ihres Vaters Geschäft einkassirt, und die ganze Summe hatten Sie während Ihres Aufenthaltes im Bade theils für sich verwendet, größtentheils aber am grünen Tische verspielt. Sie schilderten Ihren Vater als außerordentlich streng und erklärten, daß Sie ohne die Summe nicht zu ihm zurückzukehren wagten, da er Sie, sobald er Ihr Vergehen erführe, sicher verstoßen würde. Sie gaben jedoch Ihrer Braut das heilige Versprechen, daß Sie jeden Selbstmordversuch aufgeben wollten, und am andern Morgen brachte sie Ihnen zweitausend Thaler, und ermahnte Sie jetzt selbst zur schleunigsten Abreise.

Die Wittwe hatte erst kürzlich gerade die Summe, die zu Ihrer Rettung nöthig war, von einem Bruder geerbt und war Willens gewesen, damit eine Mädchen-Pensionsanstalt zu begründen, um ihre dürftigen Umstände damit zu verbessern. Aus Liebe zu ihrer Tochter aber opferte sie Ihnen die ganze Summe, um die Strafe Ihres Leichtsinns von Ihnen abzuwenden, und in der Hoffnung, daß Sie das Geld, sobald Sie könnten, redlich zurückerstatten und sie dann später noch in Stand setzen würden, ihren Plan in Ausführung zu bringen. Sie versprachen dieß auch mit den heiligsten Eiden, ja, Sie drängten der Wittwe sogar einen bündigen Schuldschein auf, den ich Ihnen vorlegen kann, den Sie aber doch nicht redlich genug waren, mit Ihrem wahren Namen zu unterzeichnen; denn er trägt die Unterschrift „Gottfried Hof in Berlin". Sie reisten ab und niemals — niemals ließen Sie weder der armen Wittwe, noch der harrenden Braut auch nur eine Zeile Nachricht von sich zukommen. Auch Ihr Schuldschein blieb unbezahlt. War das gehandelt wie ein Ehrenmann? Mutter und Tochter geriethen bald darauf in bittere Noth und die Letztere sah sich genöthigt, die Stelle einer Erzieherin bei einer Adelsfamilie auf einem weit entfernten Rittergute anzunehmen. Ihre Mutter wollte sich nicht von ihr trennen und möglichst nahe bei ihr bleiben und suchte deßhalb in der Umgegend jenes Gutes ein Unterkommen. Ich war unverheirathet und nahm sie als Wirthschafterin in mein Haus. Meine Ziegelei liegt kaum eine Stunde von dem Rittersitze entfernt, wo ihre Tochter sich befand, und so lernte ich auch diese, welche ihre Mutter fleißig besuchte, kennen, hochachten und lieben. Ich warb um ihre Hand und sie sagte mir dieselbe zu, wenn sich binnen Jahresfrist keine Spur von Ihnen gefunden habe. Aber alle unsere Nachforschungen blieben vergebens und so entsagte sie Ihnen förmlich unter bitterer Reue, Ihnen jemals ihr Vertrauen geschenkt zu haben, und wurde die Meinige. Sie hat mich hochbeglückt und ich habe ihr das dankbarste Andenken bewahrt bis zu dieser Stunde. Nach einer fünfzehnjährigen, glücklichen Ehe wurde sie kurz nach dem Tode ihrer Mutter von einer schweren Krankheit befallen, welche auch sie hinwegraffte. Damit ist meine traurige Geschichte zu Ende und ich frage Sie jetzt im Namen der Verstorbenen, warum Sie so rücksichtslos, — ja, ich muß es aussprechen — so ehrlos an ihr gehandelt haben?"

„Ja, ja, ich habe ehrlos an ihr gehandelt!" rief jetzt Carlshof wie verzweifelnd, und mit allen Zeichen der bittersten Reue. „Aber schauen Sie in mein Herz

schauen, so würden Sie die Spuren der schweren Leiden, der schrecklichsten Selbstvorwürfe erblicken, die ich mein ganzes Leben lang erduldet habe. Sie würden mich nicht allein verdammen, sondern auch beklagen, denn dieß einzige Verbrechen meiner Jugend hat mein ganzes Dasein vergiftet. Als ich von jener Reise wieder heimgekehrt war, hatten meine strengen Eltern bereits eine Parthie für mich abgeschlossen, und ich sah ein, daß sie niemals in eine Verbindung mit der selbsterwählten Braut willigen würden. Ich stand ihnen so willenlos und abhängig gegenüber, daß es mir nur schwer gelang, eine Beanstandung der Verheirathung um zwei Jahre zu erlangen, indem ich vorgab, daß ich durchaus noch keine Neigung zur Ehe fühle. Aber während dieser Zeit blieben auch alle meine Bemühungen vergebens, das Geld herbeizuschaffen, welches mir die gute Wittwe Riedborn geliehen, und da ich mich schämte, ihr und ihrer Tochter die Wahrheit einzugestehen, ließ ich sie ganz ohne Nachricht von mir, so schmerzlich ich auch leiden mußte unter dem Drucke meiner Schuld. Erst nach zwei Jahren, als ich mich nun wirklich verheirathen mußte, gewann ich so viel Selbstständigkeit, die schuldige Summe aufzubringen, mußte jedoch, als ich sie endlich zurücksenden wollte, zu meinem Schrecken erfahren, daß die Wittwe Riedborn mit ihrer Tochter schon längst den Badeort verlassen habe, und da sie die Umgestaltung ihrer Verhältnisse und das Ziel ihrer Reise gegen Jedermann verschwiegen hatten, so konnte ich trotz aller Nachforschungen ihren Aufenthalt nicht erfahren, und sah mich außer Stand gesetzt, meine Schuld zurückzuzahlen. Der Kummer, den ich darüber empfand, ist unbeschreiblich. Erst als mein Albert mir seine junge Frau ins Haus brachte, wurde mir der erste Lichtblick zu Theil. Ihre Aehnlichkeit mit ihrer Mutter war überraschend und weckte die schmerzlichsten Erinnerungen wieder in mir auf; denn ihr Bild war nie aus meinem Herzen gewichen, und die Liebe, die mich zu ihr hingezogen hatte, habe ich bis auf diese Stunde nicht überwinden können. Ich fragte meinen Sohn nach dem Familiennamen der Mutter seiner jungen Gattin, und als ich den Namen Riedborn hörte, glaubte ich die Donner des ewigen Gerichts zu vernehmen, und wagte es nicht, noch weiter nachzuforschen. Ein furchtbarer Zwiespalt entzündete sich in meinem Innern; ich hätte so gerne die Liebe, die ich für die Mutter fühlte, in väterlicher Weise auf die Tochter übertragen, aber Scham und Reue über das schwere Unrecht, welches ich der Ersteren zugefügt, scheuchten mich immer wieder von der Letzteren zurück, und ihr Anblick wurde mir endlich so peinlich, daß sich das Wohlwollen, welches ich ihr beweisen wollte, in Härte und Mißtrauen umwandelte. Aber ich bin um so furchtbarer gestraft worden, da mich die Enthüllung meines Geheimnisses gerade jetzt trifft, wo ich am Rande des Abgrundes stehe, und nicht einmal mehr im Stande bin, der Tochter die Schuld abzutragen, die ich der Mutter nicht entrichten konnte, und die so lange schwer auf mir gelastet. Dieß ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, und jetzt sprechen Sie Ihr Urtheil über mich und lassen Sie mich hören, was Sie von mir fordern."

„Ich habe kein Urtheil über Sie zu sprechen," entgegnete Winterfeld tief bewegt, „aber ich habe Ihnen einen Trost zu spenden. Auf ihrem Todtenbette hat mich meine Gattin, wenn es mir jemals gelingen sollte, Sie zu entdecken, Ihnen mitzutheilen, daß sie Ihnen in der letzten Stunde ihres Lebens verziehen hat, von ganzem Herzen."

(Fortsetzung folgt.)

Zum vorjährigen Kriege.

Auf eine Vergleichung zwischen der Zahl der preußischen und österreichischen Streitkräfte im vorjährigen Kriege in der „Allg. Ztg." ist von Berlin aus in demselben Blatte eine Entgegnung erschienen, worin auch behauptet wurde, daß an den preußischen Erfolgen das Zündnadelgewehr wenig oder gar keinen Antheil habe. Darauf ist nun von Wien in der „Allg. Ztg." eine Antwort erschienen, der Nachstehendes entnommen ist. Bei Podol kämpften 7 preußische gegen 4 österreichische, bei Gitschin 30 preußische gegen 16 österreichische Bataillone, bei Skalitz 5 preußische Brigaden gegen 3 österreichische und bei Schweinschädel gleichfalls 5 preußische gegen 3 österreichische Brigaden, bei Königgrätz bis 12 Uhr 3 preußische Armeekorps gegen 2 österreichische, dann 7 preußische gegen 7 österreichische und sächsische Armeekorps. Die letzte Entgegnung bemerkt weiter: „Wir begegnen in dem erwähnten (preußischen) Aufsatz ferner einer Anschauung, welche auch anderwärts von preußischer Seite ausgesprochen wurde, daß nämlich die technische Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs keinen wesentlichen Einfluß auf den Ausgang des Feldzugs gehabt habe — indem „die gerühmte Ueberlegenheit lediglich in einzelnen Momenten der Kämpfe zur Wirkung gelangen konnte." Das Letztere ist wohl richtig, aber diese „einzelnen Momente," in welchen der eine Theil zum Kampf mit der blanken Waffe vorgeht, tragen eben die Entscheidung in sich. Der Fehler, welcher in übereilten und nicht gehörig vorbereiteten Bajonettenangriffen Seitens der österreichischen Infanterie lag, machte es den Preußen möglich, die Anwendung ihres Schnellfeuers für diese Momente aufzusparen und sie dadurch desto verheerender und entscheidender zu machen. Der scheinbare Widerspruch zwischen der großen Zahl an Todten und Verwundeten bei der österreichischen und dem geringen Munitionsverbrauch bei der preußischen Infanterie ist

auf diese Art vollständig gelöst. Es wird ferner die Behauptung aufgestellt, daß, „wie einmal die Verhältnisse bei Königgrätz lagen, die kriegerischen Erfolge für Preußen auch ohne Zündnadelgewehr dieselben gewesen sein würden." Wir wollen zur Widerlegung Dessen nur das Eine anführen, daß bekanntlich der Wendepunkt der Schlacht in der Besetzung Chlum's durch die Preußen gelegen war, und daß eben an der erschütternden Wirkung des Schnellfeuers die wiederholten Versuche, sich dieses entscheidenden Punktes wieder zu bemächtigen, gescheitert sind. Wenn die österreichische Armee einen Verlust von beinahe 11,000 Todten und fast 30,000 Verwundeten nachweist, und bis zum heutigen Tag noch bei 12,000 Mann vermißt sind, die natürlich auch zu den Opfern gezählt werden müssen, sie daher einen Gesammtverlust von 53,000 Mann an Todten und Verwundeten erlitten hat, so kann die Wirkung des Zündnadelgewehrs wohl nicht geleugnet werden."

Mannigfaltigkeiten.

[Lincoln-Denkmal.] In Bonn wird jetzt das Lincoln-Denkmal für Washington von Mis Hosmer modellirt. Das Standbild des Präsidenten, in der einen Hand die Proklamation der Sklavenbefreiung, in der anderen eine zerbrochene Kette haltend, ist von einem säulentragenden, runden Baldachin überdacht. Zu seinen Füßen sind vier Frauengestalten mit Kränzen, die sie eben vier Sklaven auf's Haupt setzen, von denen der eine wie zum Verkaufe aussteht, der zweite den Spaten in die Erde stößt, der dritte den Truppen des Nordens Hülfe leistet, und der vierte endlich selbst als Krieger der Union erscheint. Der runde Fuß des Baldachins ist mit einem Fries geschmückt, auf dem die 36 Staaten durch eben so viele weibliche Figuren charakteristisch dargestellt sind. Das Postament enthält vier Reliefs, die den Inhalt der Lincoln'schen Präsidentschaft illustriren. Der Unterbau wird aus Granit, das Uebrige aber aus Bronce hergestellt, und das Ganze wird eine Höhe von 60 Fuß erreichen.

[Wie ein Dichter die Erzeugnisse seiner Muse anbringt.] Eine neue, originelle Art, die Produkte seiner Muse möglichst lukrativ an den Mann zu bringen, hat ein in Berlin lebender, leider aber, wie es scheint, mit seinen dichterischen Erzeugnissen bis jetzt wenig in's Volk gedrungener Jünger Apoll's erdacht und glücklich ausgeführt. Derselbe begegnete eines schönen Tages einem Kaufmanne, mit dem er oberflächlich bekannt war, auf der Straße und theilte ihm die große Neuigkeit mit, er würde in kürzester Zeit seine gesammelten Gedichte im Drucke erscheinen lassen. „Sie nehmen doch auch ein Exemplar, nicht wahr?" fragte er den Kaufmann. „Na, das versteht sich," entgegnete lächelnd der Letztere. Natürlich hielt er die Sache für einen Scherz und wunderte sich nicht wenig, als ihm nach längerer Zeit ein Bändchen Gedichte als von ihm bestellt präsentirt wurde. Der Kaufmann wußte nicht, was er mit diesem Geistesprodukt anfangen sollte, und lehnte die Annahme ab. Da erfolgte denn schleunigst eine Klage. In der Klagebeantwortung führte der Kaufmann nun in humoristischer Weise aus, daß er sich der wirklichen Ausführung der Gedichtherausgabe Seitens des Klägers nicht versehen habe, und schob dem Dichter den Eid darüber zu, daß er bei ihm wirklich ein Exemplar dieser Gedichte bestellt habe. Mit der größten Seelenruhe leistete dieser den Eid, worauf der Kaufmann natürlich verurtheilt wurde. Nach einigen Tagen brachte denn auch der geniale Dichterling sein Erzeugniß froh und heiter an und sagte ganz trocken, er habe über 30 Personen auf dieselbe Weise verklagt und Alle hätten bezahlen müssen! Das heißt doch wahrlich mit Klugheit seine Werke an den Mann bringen.

[Eine treffende Beweisführung.] Bei einem Photographen in einer der größten Städte Westphalens hatte eine Dame aus einem benachbarten kleinen Orte ihr Porträt aufnehmen lassen und ein Dutzend Exemplare davon bestellt. Als diese vollendet waren, wurden sie der Dame per Post zugesandt, aber unter dem Vorwande, daß das Bild nicht ähnlich sei, verweigert, und so gingen sie an den Photographen zurück. Einem Schreiben desselben wurde ebenfalls Annahme verweigert. Der Photograph aber wußte sich zu helfen: er sandte seine Botschaft noch einmal ab, klebte aber auf den Brief das Bild der Dame an die Stelle des Namens in der Adresse und schrieb nur dazu: An Frau (Name unbekannt) in X, und den Namen des Absenders. In X, wo natürlich alle Welt einander kennt, ward der Brief sofort rekognoszirt und somit die Aehnlichkeit des Porträts bestätigt, dem dann auch nicht weiter die Annahme verweigert wurde.

[Ein altes ungarisches Gesetz.] Im dritten Gesetzdekret Ladislaus I. vom Jahre 1094, Kapitel 24., ist Folgendes zu lesen: „Wer von den Richtern einen Prozeß über 30 Tage hinauszieht, der soll mit Stockstreichen bestraft werden." Ein Pesther Rechtsgelehrter behauptet, daß dieses alte Gesetz noch nicht ausdrücklich aufgehoben sei, und wenngleich an eine strikte Befolgung dieses Gesetzes heute nicht mehr gedacht werden kann, so regt doch diese juristische Reminiszenz vielfach zum Aussprechen des Wunsches an, daß der Justizminister bei Einführung der Prozeßordnung auf ein Mittel bedacht sein möge, welches im

Stande wäre, dem jahrelangen Liegenbleiben der Verlassenschaftsangelegenheiten und der Konkursprozesse vorzubeugen.

[Eine eigenthümliche Auslegung der Zollgesetze.] Im letzten Sommer wurden von der Alpe Condino zwei der schönsten Kühe gestohlen und dieselben von den italienischen Carabinieri sammt den Dieben im Bezirk Bovegno ausfindig gemacht und in Sicherheit gebracht. Die zwei Eigenthümer waren von Condino; die Diebe waren Schwärzer und die Kühe wurden zurückgestellt, allein wie die Eigenthümer mit ihnen an der Gränze am Cáffero anlangten, so mußten sie bei den Gränzzollämtern, ungeachtet sie durch öffentliche Urkunden den Sachverhalt darzustellen vermochten, an das italienische den Ausfuhr- und an das österreichische den Einfuhrzoll bezahlen; letzterer wurde ihnen auf bittliches Anlangen später wieder zurückgestellt, nicht aber der erstere, und bisher ist ihnen keine Erledigung zugekommen.

[Ein Coaksbrand.] In Moskau brannten Mitte November eine ganze Woche auf dem Hofe der Gasanstalt die Coaks, welche auf einem Raume von mehr als 60 Faden im Durchmesser aufgehäuft lagen. Das Feuer war außerordentlich stark aber ungefährlich. Der ganze Raum war mit einem tiefen Graben umgeben und 60 Arbeiter gossen Tag und Nacht Wasser in das Feuer; aber alle Anstrengungen waren vergeblich, bis endlich mit Hülfe zweier Feuerspritzen die Coaks in der Nacht zum 24. Nov. gelöscht wurden.

Ein komischer Fall hat sich am 21. d. M. zwischen zwei Jagdpächtern in dem Revier Egstetten ereignet. Einer derselben trug eine rohe Kuhhaut an einem Stocke über den Rücken zum Lederhändler und hatte nebenbei auch sein Jagdgewehr bei sich. Er passirte auf dem Wege dahin eine Waldung, in welcher er von einem Mitpächter aus der Ferne beobachtet wurde. Dieser glaubte einen Wilddieb mit seiner Beute, einem Rehbock, zu erblicken und gebot ihm Stehenbleiben. Der Angerufene aber verdoppelte seine Schritte und beide begannen bald einen wahren Wettlauf. Die Kräfte des Verfolgers waren aber bald erschöpft, und auch der Verfolgte konnte — vor Lachen — nicht mehr weiter. Er ließ sich daher einholen, und entpuppte sich vor seinem keuchenden Verfolger als guter Bekannter, der vermeintliche Rehbock aber als simple Kuhhaut!

Aus einer statistischen Uebersicht des Postanweisungsverkehrs in den ersten 12 Monaten seines Bestandes — nämlich in der Zeit vom 1. Novembe[r] 1866 bis 31. Oktober 1867 — ergibt sich, daß d[ie] Einzahlung bei den verschiedenen Postanstalten de[s] Königreichs 14,215,237 fl. und die Auszahlung ebe[n]so viel betrug. Hievon trifft auf Oberbayern ein[e] Einzahlung von 2,903,908 fl., auf Schwaben und Neuburg eine Einzahlung von 1,572,591 fl., auf Mittelfranken eine Einzahlung von 1,833,635 fl., au[f] Oberfranken eine Einzahlung von 1,489,172 fl., au[f] Unterfranken und Aschaffenburg eine Einzahlung vo[n] 1,385,000 fl., auf Niederbayern von 2,101,255 fl., auf Oberpfalz und Regensburg von 1,799,577 fl., auf die Pfalz von 1,124,345 fl., eine nachträgliche Einhebung von 15,664 fl. — und auf Oberbayern eine Auszahlung von 3,838,786 fl., auf Schwaben und Neuburg von 1,640,642 fl., auf Mittelfranken von 2,670,917 fl., auf Oberfranken von 1,211,710 fl., auf Unterfranken und Aschaffenburg von 1,415,892 fl., auf Niederbayern von 1,072,265 fl., auf Oberpfal[z] und Regensburg von 1,267,867 fl., auf Pfalz von 1,087,158 fl. — Hienach berechnet sich eine Mehrauszahlung für Oberbayern im Betrage zu 934,788 fl., desgleichen für Schwaben und Neuburg von 68,051 fl., für Mittelfranken 837,282 fl., für Unterfranken und Aschaffenburg von 30,892 fl., dagegen eine Mehreinzahlung für Oberfranken von 257,462 fl., für Niederbayern von 1,028,990 fl., für Oberpfalz und Regensburg von 531,710 fl. und für die Pfalz von 37,187 fl.

Das „Fr. Bl." zitirt aus der Chronik von Lassan, einem kleinen Städtchen Pommerns, folgende hübsche Notiz: „Als die Schule eingeweiht und zugleich der neue Lehrer eingeführt wurde, übergab zum Schluß seiner Amtsrede der Prediger dem Lehrer feierlich Ruthe und Stock, und die Kinder stimmten darauf laut Vorschrift, den Choral an: „Nun wolle Gott uns gnädig sein!"

Auflösung der Charade in Nr. 303:

Mein „Vaterland" muß größer sein!
Heißt eines deutschen Lieds Refrain;
Doch leider wissen wir zur Frist,
Nicht wo sein End' noch Anfang ist.

M. M.

Gleich richtig gelöst von Th. K—r in Eisenbach.

Auflösung des Rebus in Nr. 303:

Im Bilde steht vor Jedem das, was er werden soll,
So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 309 Montag, 30. Dezember 1867.

Adele.

(Fortsetzung.)

XXXVIII.

„Sie hat mir verziehen — Gott sei gedankt!" rief Carlshof, tief aufathmend, wie von einer furchtbaren Last befreit, und Thränen glänzten in seinen Augen, während der Ausdruck freudiger Rührung sein ganzes Antlitz erhellte. „Jetzt mag das Unglück über mich hereinbrechen, ich werde es leichter tragen können. O, wie gut, wie edel war die Hingeschiedene! Gesegnet sei ihr Angedenken!"

„Amen!" fiel Winterfeld feierlich ein, und wendete sich ab, um seine Thränen zu trocknen. Erst nach einer Pause fuhr er fort: „Jetzt lassen Sie mich von meiner Tochter Adele reden. Ich habe sie hierher zurückgeführt, denn die Briefe, die ich in meiner Heimath von ihrem Gatten empfing, ohne ihm jedoch eine Antwort zu ertheilen, haben mich überzeugt, daß Albert meine Tochter noch eben so treu und innig liebt, wie früher. Sie hat sich aber gezwungen gesehen, aus Ihrem Hause sich heimlich zu entfernen, da Sie einen Verdacht auf sie geworfen, den sie nicht abwehren konnte, weil sie Schweigen gelobt hatte; und ich muß jetzt darauf bestehen, daß Sie mein Kind selbst wieder in Ihr Haus einführen, und sie vor allen Ihren Familienmitgliedern für schuldlos erklären; denn Ihr Sohn wird Sie wahrscheinlich bereits darüber aufgeklärt haben."

„Das will ich gern thun; entgegnete Carlshof bereitwillig. „Ich will sie selbst wieder hier einführen — ja, sie soll von nun an der Engel meines Hauses werden! Doch was spreche ich da?" unterbrach er sich plötzlich und fuhr düster fort: „Ich werde ja von morgen an kein Haus mehr haben."

Winterfeld warf ihm einen mitleidigen Blick zu, nannte ihm seine Wohnung, dieselbe, die er früher schon bezogen hatte, und entfernte sich dann; denn es gewährte ihm einen schmerzlichen Eindruck, den stolzen, reichen Kaufmann jetzt so tief vor sich gedemüthigt zu sehen.

So sehr Carlshof auch gelitten hatte bei dieser Unterredung, so war doch durch die Verzeihung, die ihm verkündet worden, ein heller Lichtstrahl in seine düstere Lebensnacht gefallen, und mit Ergebung bereitete er sich vor, dem trüben Tage, der ihm den Sturz seines Hauses bringen sollte, mit Fassung entgegen zu gehen.

Er schlief nur wenig und am andern Morgen schon frühzeitig, forderte er seine ganze Familie auf, im Besuchzimmer sich zu versammeln, und dort seine Rückkehr zu erwarten, worauf er sich in Winterfeld's Wohnung begab.

Es war aber kaum eine Viertelstunde vergangen, so kehrte er wieder zu den Seinigen zurück, und führte zum Erstaunen Aller Adelen in ihren Kreis ein. Die Bewegung, welche ihr Erscheinen erregte, war sehr verschieden.

Die Frau Kommerzienräthin, welche, einfach gekleidet, auf dem Sopha Platz genommen hatte, warf ihr einen Blick zu, der noch immer nicht frei war von Hochmuth und Geringschätzung und begrüßte sie nur mit einer kaum bemerkbaren Neigung ihres Hauptes, worauf sie sich gleichgültig von ihr abwendete.

Carlshofs Gattin ging ihr einige Schritte entgegen, und indem sie ihr beide Hände reichte und sie in ihre Arme zog, sprach sie, den schweren Kummer, der auf ihr lastete, auf Augenblicke zurückdrängend, mit freudigem Ausdrucke zu ihr: „Sei willkommen, mein liebes, gutes Kind!"

Clarissa, welche mit über der Brust gekreuzten Armen am Fenster lehnte, senkte ihre Blicke wie beschämt vor ihr zu Boden.

Otto verscheuchte die trüben Wolken von seiner Stirn und begrüßte sie freundlich und mit offener Herzlichkeit, so wie ihr auch Theodor beinahe jubelnd entgegensprang.

Carlshof aber sprach zu den Seinigen: „Ich führe unsere Adele selbst wieder in unsern Kreis ein, und gestehe es offen, daß ich ihr ein schweres Unrecht zugefügt, indem ich einen Verdacht gegen sie hegte, der sich als völlig unbegründet herausgestellt hat. Sie ist vollkommen gerechtfertigt, durch unsern Albert, ihrem Gatten, selbst, und unserer Achtung und Liebe würdiger als je."

„Aber ist sie auch des Ranges würdig, den wir in der Gesellschaft einnehmen?" bemerkte die Kommerzienräthin mit hochmüthiger Geberde. Der Herr Sohn sollte sich doch erinnern, daß gerade ich sie nie als Familienmitglied anerkannt, und auf Trennung ihrer Ehe gedrungen habe."

Schmerz und Zorn durchzuckten das trübe Antlitz Carlshofs, und mit bitterer Betonung entgegnete er: „Und ich muß Sie daran erinnern, Frau Mutter, daß der Rang, den ein fallirter Kaufmann in der Gesellschaft einnimmt, alle Standes-Prätensionen ausschließt. Ja, ich zeige es hiermit meiner Familie an, daß unser Haus fallit ist, und daß ich mich im Laufe dieses Morgens noch genöthigt sehen werde, öffentlich zu erklären, daß ich meine Zahlungen eingestellt habe. Im Glück und Reichthum hat der Unfrieden unter uns geherrscht, möge Gott geben, daß jetzt im Unglück der Frieden unter uns einkehre."

Mehrere Augenblicke lang herrschte Todtenstille in dem kleinen Kreise.

Adele hatte sich tief bewegt gefühlt, und wenn ihr auch die ebenso hämische als unzeitige Bemerkung der Kommerzienräthin eine bittere Empfindung verursachte, so erhielt sie doch von anderer Seite, von woher sie dieselbe am wenigsten erwartet hatte, eine Genugthuung, welche sie hoch erfreute.

Clarissa trat in lebhafter Aufregung zu ihr und sprach in einem Tone, den das tiefste Gefühl, die aufrichtigste Reue, verrieth: „Adele, ich habe Dir schweres Unrecht abzubitten. Kannst Du mir verzeihen? Willst Du meine Schwester sein?"

Ganz erstaunt blickte ihr Adele in die thränenumschleierten Augen, und las darin den Ernst ihrer Worte. Dann schloß sie sie in ihre Arme und sprach zu ihr: „Von Herzen gern!"

Alle Anwesenden verriethen die lebhafteste Rührung, nur an der Kommerzienräthin schien die Versöhnungsscene unbemerkt vorübergegangen zu sein. Nur die Erklärung ihres Sohnes, daß sein Haus fallit sei, hallte noch in ihren Ohren wieder, und sie jammerte wiederholt: „Ach, ich unglückliche Frau! ich werde noch in Armuth und Elend sterben müssen." Doch da trat Adele zu ihr und sprach sanft mit dem Ausdrucke der innigsten Theilnahme zu ihr: „Das sollen Sie nicht, beruhigen Sie sich, Sie sollen Noth und Armuth nicht empfinden." Hierauf wendete sie sich zu Carlshof, dem Vater, mit den Worten: „O, wenn ich doch Ihr Haus vom Sturze retten könnte! Nehmen Sie dieß; vielleicht ist es hinreichend, die drohende Gefahr noch zu beschwören, und Ihre Zahlungen prompt zu leisten." Sie zog dabei ein in Papier geschlagenes Päckchen in Briefformat hervor und reichte es ihm dar.

Der ältere Carlshof glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als er diese Worte hörte und fragte, einen Blick des Erstaunens auf das Päckchen werfend: „Was ist das?"

„Es ist die Mitgift," entgegnete Adele bescheiden, „die mein guter Vater mir ausgesetzt hat. Ich wollte sie meinem Albert übergeben zu freier Verfügung; doch da er noch nicht zurückgekehrt ist, und die Gefahr drängt, ich mich auch überzeugt halte, daß er doch die Summe zur Rettung seines väterlichen Hauses verwendet haben würde, so lege ich sie jetzt in Ihre Hände nieder, mit dem Wunsche, daß sie nur genügen möge, Sie vor dem gefürchteten Unheil zu bewahren."

Carlshof hatte indessen das Päckchen mit zitternden Händen eröffnet, und fand darin vier in bester Form ausgestellte Anweisungen von bedeutenden süddeutschen Kaufleuten an vier der angesehensten Bankhäuser Hamburgs.

„Achtzigtausend Thaler Preußisch!" rief er nach einer Pause der höchsten Verwunderung aus. „Diese Summe kann uns retten, Kinder!"

Es erfolgte wieder eine Pause feierlicher Stille, in der sich wohl manches Dankgebet aus erleichterter Brust zum Himmel emporrang, dann aber brach der Ton der Freude aus, den Alle nicht länger mehr zurückzuhalten vermochten und in den sogar die Kommerzienräthin mit einstimmte, indem sie Adele mit scheuen, beinahe ehrfurchtsvollen Blicken, wie eine höhere Erscheinung betrachtete, während die Uebrigen die bescheidene Retterin, die sich ganz glücklich in dem belohnenden Bewußtsein fühlte, ein schweres Unheil von einer ganzen Familie abgewendet zu haben, dankbar in ihre Arme schlossen, und sie jetzt einstimmig „den Engel des Hauses" nannten.

Endlich konnte auch die Großmama dem Drange nicht widerstehen zu der allgemeinen Huldigung, welche man Adelen zuwendete, doch auch etwas beizutragen. Sie erhob sich aus ihrer Sophaecke, ging auf sie zu, und indem sie ihr die eine Hand reichte, und ihr mit der andern die Wangen streichelte, sprach sie zu ihr in ihrem freundlichsten Tone: „Aber, mein liebes Kind, warum haben Sie uns denn ein Geheimniß daraus gemacht, daß Ihr Herr Vater ein reicher Mann ist? Wird er uns denn nicht mit seinem Besuche beehren?"

Auch der ältere Carlshof warf ihr einen fragenden Blick zu, worauf Adele heiter und unbefangen entgegnete: „Ich verstehe mich nicht auf Reichthum und weiß nicht, wie viel dazu gehört, ein reicher Mann zu heißen. Nur so viel weiß ich, daß mein Vater bisher keineswegs in unserer Gegend für einen reichen Mann galt, sondern nur für einen fleißigen Arbeiter, der mit seiner Ziegelbrennerei sein bescheidenes Auskommen verdiente. Das Grundstück, welches er besaß, mochte wohl unter gewöhnlichen Umständen auch nur wenig Werth haben, denn es bestand nur aus einem kleinen Wohnhause, den Betriebsgebäuden und einer großen Strecke wüsten Haidelandes, welches für den Feldbau nutzlos war. Als ich mich mit Albert verheirathete, hatte mein Vater sein ganzes Anwesen verpachtet und war mit uns hierher gekommen, um hier in aller Stille in meiner Nähe von dem Pachtgelde zu leben. Ich bemerkte aber seit einiger Zeit, daß er Nachrichten aus seiner Heimath erhalten hatte, die ihn besonders aufregten, und die er mir verhehlte. Erst als ich dieses Haus verließ, um mich wieder unter seinen Schutz zu begeben, entdeckte

er mir Alles. Mehrer bedeutende süddeutsche Handelsherren hatten den Plan gefaßt, eine Zweig-Eisenbahn zu errichten, die sich mit einer der rheinländische:: Hauptbahnen verbinden sollte, und wohl eine halbe Stunde weit durch das Haideland meines Vaters geführt werden mußte, wollte man sich nicht genöthigt sehen, einen weiten Umweg zu nehmen, dessen Boden noch dazu bedeutende Schwierigkeiten bot. Auf der Stelle, wo die Ziegelei stand, sollte ein Bahnhof errichtet werden. Auch war auf dem Grund und Boden meines Vaters ein bedeutendes Braunkohlenlager entdeckt worden, dessen Ausbeutung großen Vortheil versprach. So hatte das dürftige Besitzthum meines Vaters plötzlich wohl einen zehnfachen Werth erlangt, und das Eisenbahnkomite kaufte es für hunderttausend Thaler. Dafür bestimmte mir mein guter Vater Achtzigtausend zu meiner Mitgift und von den übrigen Zwanzigtausend wird er nun in meiner Nähe leben, denn er liebt mich so innig, daß er sich nicht von mir trennen kann."

„Mein gutes Kind", erwiderte der ältere Carlshof tief bewegt; „ich will noch heute Deinen Vater bitten, ein Freund unseres Hauses zu werden und sich als Mitglied unseres Hauses zu betrachten. Deine Hülfe, durch die Du uns Alle gerettet hast von Schmach, Noth und Elend, nehme ich dankbar an und Du wirst von dieser Stunde an einen Antheil an unserem Geschäfte haben, das ich jetzt mit Hülfe meiner beiden Söhne in kurzer Zeit wieder aufzurichten hoffe."

Damit war die Familien-Konferenz zu Ende und Adele wurde zum Erstaunen der ganzen Dienerschaft wie im Triumphe nach ihren Zimmern geführt.

Der ältere Carlshof aber und Otto begaben sich in das Komptoir, von wo aus die Anweisungen sogleich an die vier Bankhäuser gesendet wurden, welche dieselben auch ohne Weiteres acceptirten. Die Firma Gottfried Carlshof und Söhne sah sich dadurch in den Stand gesetzt, die von England eingegangenen Wechsel pünktlich zu honoriren, und an der Börse flüsterte man sich leise zu: „Die Carlshof zahlen und stehen wieder fest."

(Schluß folgt.)

Malerei und geschichtliche Wahrheit.

München, 24. Dezember.

Ein im hiesigen Kunstvereine in den letzten Tagen ausgestelltes Bild hat Gemüthserregungen besonderer Art wachgerufen. Dasselbe stellt den Herzog Ernst von Coburg zu Pferde dar, kommandirend in der Schlacht von Langensalza am 27. Juni 1866. Das Bild ist Eigenthum des Herzogs, demnach auch auf seine Bestellung für ihn gemalt. Stellen wir diesem Bilde die Thatsachen gegenüber. Der im November des vorigen Jahres veröffentlichte Brief des Königs von Hannover an den Landdrosten von Hammerstein beweist, daß hauptsächlich die von dem Herzoge Ernst von Koburg angetragenen Unterhandlungen den Marsch des hannoverschen Heeres aufgehalten haben. Er leistete dadurch und durch die Bloßstellung seiner selbst dem Grafen Bismarck einen wesentlichen Dienst. Dann kam es zur Schlacht. Es ist allerdings unzweifelhaft, daß Herzog Ernst seine armen Koburger für den Grafen Bismarck gegen die Hannoveraner voran in's Feuer geschickt hat; aber es ist eben so gewiß, daß er nicht die Tollkühnheit besessen hat, das eigene herzogliche Leben dafür in die Schanze zu schlagen. Man sah vielmehr von Gotha aus den koburgischen Truppen einen Wagen nachfahren. In demselben befand sich Herzog Ernst in Zivil, und seine Uniform. Diese lag bereit, um angezogen zu werden, für den Fall, daß die Hannoveraner die Flucht ergriffen. Die Hannoveraner haben das nun bekanntlich nicht gethan. Dennoch wurde die Uniform nicht angelegt, und der Wagen, dessen schöne Lackirung man nicht leichtsinnig der Gefahr einer Beschädigung durch rücksichtslose hannover'sche Kugeln ausgesetzt, hatte so rechtzeitig wieder umgelenkt, daß sein hoher Insasse zuerst vor allen Anderen persönlich die besorgten Bürger von Gotha darüber beruhigen konnte, daß wenigstens ihm die Hannoveraner kein Haar gekrümmt hatten.

Sie können also leicht ermessen, mit welchen Gefühlen man hier dies Bild betrachtet. Man sähe statt dessen lieber dargestellt, wie der Herzog Ernst von Koburg aus den Händen des Grafen Bismarck die Schenkungsurkunde des Waldes von Schmalkalden entgegen nimmt. Die Charakteristik beider Personen in diesem Momente wäre eines Hogarth'schen Pinsels würdig.

Mannigfaltigkeiten.

[Oesterreichische Schönheiten.] Welches Land die schönsten Frauen habe, das ist eine alte Streitfrage, die noch immer eifrig behandelt wird. Daß Italien und Spanien die Länder der größten weiblichen Schönheiten seien, wird von den Engländern und Amerikanern heftig bestritten. Jetzt wird von Wiener Blättern behauptet, daß Oesterreich den Preis davontrage; kein anderes Land der Welt bringe eine solche Fülle schöner Frauen hervor. Damit alle Welt diese Wahrheit erkenne, hat der Maler Melcher eine Gallerie von österreichischen Schönheiten nach der Natur gezeichnet und zunächst 21 derselben in Photographien bei Bruckmann in München erscheinen lassen. Die Wiener „Presse" sagt über die Gallerie: „Soweit die Samm-

lung bis jetzt reicht, berücksichtigt sie vorzugsweise die slavischen Kronländer Oesterreichs. Es ist ein Satz der Völkerkunde, daß bei den Slaven das Weib dem Manne geistig überlegen sei. Das spiegelt sich auch in den Zügen der slavischen Frauen wieder. Der reiche weibliche Flor Wiens ist nur durch einen einzigen Kopf vertreten, welcher nicht einmal über die Linien der konventionellen Schönheit hinausgeht. Ungarn ist am schönsten durch Adeline Vay, einen Kopf voll gebietender Noblesse, repräsentirt, die deutsche Aristokratie durch die Fürstin Anna Odescalchi, eine geborne Gräfin Degenfeld. In den Zügen der Letzteren, in ihrer Gestalt und Haltung liegt ein Adel, eine Vornehmheit, welche die Reize der übrigen Porträts tief in Schatten stellt.

[Käse.] Dem preußischen Abgeordnetenhause hat ein Herr C. S. Leonhardt zu Königsberg i. P. eine mit Käsen gefüllte Kiste „als Probe seines aromatischen Käsefabrikats" mit der Bitte übersendet, es möge die von ihm gefertigten Käse einer Untersuchung unterziehen und darüber ein Urtheil abgeben, ob dieselben nicht im Stande seien, die Konkurrenz mit allen Käsen der Welt auszuhalten.

[Die französische Expedition] nach dem Nordpol scheint jetzt gesichert, die nöthige Summe von 600,000 Frs. ist beinahe ganz gedeckt. Der Kapitän Lampert will auf seinem Wege Wallfische u. s. w. fangen, um den Aktionären das von denselben einbezahlte Geld sogar mit Zinsen zurückgeben zu können.

Zum Erstenmale seit dem Bestehen der Hochschule (schreibt man aus Zürich vom 22. Dezember) fand am letzten Samstag bei ganz ungewöhnlich starker Zuhörerschaft eine weibliche Doktorpromotion statt, indem nämlich die medizinische Fakultät der Fräulein Nadeschda Suslowa aus Petersburg die Würde einer Doktorin der Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe ertheilte. Fräulein Suslowa studirte laut dem „Republikaner" seit circa 4 Jahren mit Energie und Ausdauer Medizin und bestand vor Kurzem mit Zufriedenheit, gleich einem Studiosen, das Doktorexamen, in Folge dessen ihr dann die höchste akademische Würde verliehen wurde. Die Doktorandin (1843 geboren) schrieb eine 24 Seiten lange Inaugural-Dissertation („Beiträge zur Physiologie der Lymphherzen"), sie hielt eine deutsche quaestio inauguralis, der ebenfalls in deutscher Sprache eine Disputation über drei medizinische Streitsätze folgte. Das jusjurandum verlas in lateinischer Sprache der greise Universitäts-Sekretär Ettmüller, und nach der Kreation zum Doktor hielt der Promotor Professor Dr. Rose eine längere schwungvolle Rede über die Wünschbarkeit der allmäligen Emanzipation der Frauen auch im Gebiete der Wissenschaften, wobei er besonders hervorhob, daß genau vor 50 Jahren die kürzlich verstorbene Charlotte v. Siebold von der Universität Gießen ebenfalls den medizinischen Doktorgrad erlangt habe.

Aus Schaid, 22. Dez., schreibt man der „Pf. Ztg.": Hier findet sich ein Brautpaar, das sich seiner Zeit zur Brautfahrt nach München angemeldet hatte, und das mit Verwandten und Zeugen in einem imposanten Zuge, den Bürgermeister an der Spitze, der gedachten Feier eventuell angewohnt haben würde. Braut und Bräutigam zeichnen sich durch einen musterhaften Wandel aus, letzterer unterstützt sogar mit seinem Verdienst als Taglöhner seine betagten Eltern und übt Kindespflicht in edelster Weise. Als diesen nun die Nachricht von dem Nichtzustandekommen der gedachten Hochzeitsfeier wurde, erklärten sie: „sie warteten nun auch, bis der König doch heirathe; gar so lange könne dieß ja nicht währen."

Sylben-Räthsel.

Die zweite Sylbe ein Artikel nur,
Den Niemand kauft, brauch' er ihn noch so viel,
Ist mit der ersten etwas, das Natur
Nicht Jedem gibt zu frohem Kinderspiel,
Zum Messen junger Kraft, zu ernstem Wettestreit,
Zu schönem Herzensbund für alle Lebenszeit.
Noch eine Sylbe und was fragend geht
Von Mund zu Munde heute noch, es steht
Vor Dir als Wort, d'rein's „Wehe!" ruft und „Fluch!"
Nennt auch schon oft es der Geschichte Buch.

Auflösung der Charade in Nr. 305:

Gegen den „Geiz" — wird er zum Laster, —
Gibt es weder Kraut noch Pflaster;
Deßgleichen der „Hals" dem Strick nicht entgeht,
Ist er einmal für ihn gedreht.
Spricht man Beide zusammen aus,
Wird ein lebender „Geldsack" d'raus.

M. M.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 310 Dienstag 31. Dezember 1867.

Adele.

(Schluß.)

XXXIX.

An demselben Tage noch, an welchem die über dem Hause „Carlshof und Söhne" schwebende, gefahrvolle Krisis durch den Beistand Adelens glücklich abgewendet worden war, traf auch ihr Gatte Albert wieder aus London ein. In der festen Ueberzeugung wollte er sein väterliches Haus wieder betreten, daß der Fall desselben sich nicht mehr würde abwenden lassen, und er empfand deßhalb auch eine unbeschreibliche Freude, als als sein Vater, der ihn gleich nach der ersten Begrüßung in sein Zimmer gezogen hatte, Alles, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war, entdeckte, und ihn dann in die Arme Adelens führte, die ihn jubelnd empfing.

Aber nur das junge Ehepaar, im Verein mit Alberts Mutter genossen das Glück der Wiedervereinigung und die Rettung aus so drohender Gefahr, wahrhaft freudig und aus vollem Herzen. Für die übrigen Familienmitglieder aber blieb der Becher der Freude noch immer mit Wermuth gemischt.

Der ältere Carlshof fühlte noch schmerzlich die tiefe Demüthigung, die er durch die Enthüllung seines Geheimnisses hatte erfahren müssen, und doch sah er sich durch die Pflicht der Dankbarkeit gedrängt, den Entdecker desselben, Adelens Vater, in sein Haus einzuführen, und ihm alle Rechte eines Familienmitgliedes einzuräumen, welche Jener aber nur in der bescheidensten Weise benutzte. Auch begegnete er dem Kaufmann stets mit seiner gewohnten Freundlichkeit, und schien dessen Jugendvergehen gänzlich aus seinem Gedächtniß verwischt zu haben, denn er erlaubte sich niemals mehr auch nur der leisesten Andeutung desselben.

Die Frau Kommerzienräthin erkannte es zwar gebührend an, daß die Ehre ihres Hauses aufrecht erhalten worden war, aber sie vermochte weder den Verlust ihres Vermögens zu überwinden, durch welchen sie in eine gewisse Abhängigkeit von ihrem Sohne versetzt worden war, der jetzt ihr ganzes Hauswesen erhalten mußte, noch gelang es ihr, sich über das Scheitern ihrer glänzenden Hoffnungen zu trösten, die ihr verheißen hatten, unter dem hohen Adel aufgenommen zu werden, und ihre Tage als Marquise und Herrin auf einem alten Adelsschlosse in Sizilien zu beschließen. Der Gedanke aber, daß sie sich mit einem gemeinen Verbrecher und entlaufenen Galeerensträflinge verlobt und sich von ihm um den größten Theil ihres Vermögens hatte beschwindeln lassen, hatte ihrem Hochmuthe einen so empfindlichen Schlag versetzt, daß er sich nicht wieder erheben konnte. Ihr Benehmen gegen Adelen hatte sich gänzlich umgewandelt, und sie suchte derselben jetzt auf alle Weise ihre Zuneigung zu beweisen. Ja, sie begegnete auch selbst dem alten Winterfeld achtungsvoll und mit einer zeremoniellen Freundlichkeit; denn sie meinte, er wäre doch ein Mann, der sich unter die größeren Gutsbesitzer seines Heimathslandes habe zählen dürfen.

Clarissa hielt sich fast fortwährend eingezogen, in trüber Stimmung und nur Adele vermochte sie zu erheitern, und leistete ihr die kräftigste Unterstützung bei ihrer inneren Umwandlung, die von Tage zu Tage immer deutlicher hervortrat, und sich endlich in einer vollkommenen Abklärung aller Schattenzüge ihres Charakters kund gab.

Selbst auf Theodor sollte die Rückkehr Adelens einen günstigen Einfluß äußern, denn sie hatte es bei dem älteren Carlshof durchgesetzt, daß er der streng pietistischen Erziehungsweise seines Informators, die seinen Geist niedergedrückt und dadurch nachtheilig auf sein physisches Wohlbefinden gewirkt hatte, enthoben, und in eine der besten öffentlichen Schulen gesendet wurde. Im Umgange mit andern Knaben seines Alters wurde in Theodor ein Wetteifer erweckt, der ihn zum Fleiße anspornte und seine geistigen Fähigkeiten erweckte, so daß er bald die lobenswerthesten Fortschritte zeigte und auch seine Kränklichkeit fast gänzlich schwand.

Otto endlich vermochte sich auch des in sein väterliches Haus wieder eingekehrten Glückes nur halb zu freuen, denn die Entscheidung seines Schicksals bereitete ihm schwere Sorgen. Seitdem er sich der Pflege seiner Roswitha während seiner Krankheit hatte erfreuen dürfen, war seine Liebe zu ihr noch durch die dankbarsten Gefühle erhöht worden, und es stand fest in seiner Seele, daß nur sie und keine Andere seine Gattin werden solle. Er hatte deßhalb auch seinen Oheim dringend gebeten, ihm jetzt die Einwilligung seines Vaters zu erwirken, da dieser jetzt den drückenden Geschäftssorgen enthoben, eine günstigere Laune zeigte,

Der Doktor hatte auch seinen Wunsch erfüllt, seinen Bruder aber entschieden abgeneigt gefunden, seine Zustimmung zu geben, ja, er hatte noch die bittersten Vorwürfe anhören müssen, daß er die Tänzerin unter der Maske einer Krankenpflegerin in das Haus gebracht und die Liebe der beiden jungen Leute begünstigt habe. Jetzt blieb nichts übrig, als Adele in das Vertrauen zu ziehen, und ihre Vermittelung in Anspruch zu nehmen.

Sie erklärte sich auch gern bereitwillig dazu, und in einer ernsten Unterredung, die sie mit dem älteren Carlshof hatte, wußte sie ihre tief zum Herzen dringende Ueberredungsgabe so geschickt zu benutzen, daß sie über den wieder aufgetauchten Hochmuth des Kaufmannes glänzend siegte, und ihn bewog, seine Einwilligung zu geben; doch unter der Bedingung, daß Otto mit seiner Braut, um alles Aufsehen in seiner Vaterstadt zu vermeiden, nach London gehen, sich dort mit ihr verheirathen, und dann das dortige Commanditgeschäft übernehmen sollte.

Otto willigte mit Freuden ein, und auch Roswitha gab ihre Zustimmung, da jetzt ihre Besorgnisse wegen eines feindlichen Zwiespaltes in der Familie gehoben waren, und sie erfreute sich auch einer recht freundlichen Begegnung, als sie dem kleinen Kreise der Familie, freilich nur im Stillen, als Otto's Braut vorgestellt wurde.

Von diesem Augenblicke an galt aber Adele in der Familie für allmächtig, und wurde von allen Seiten dankbar verehrt und geliebt. Sie wurde auch eine kräftige Stütze ihrer guten Schwiegermutter, mit der sie jetzt vereint die Führung des ganzen Hauswesens in die Hand nahm und eine musterhafte Ordnung hielt. In ihrer harmlosen Weise wirkte sie auch überall im Hause liebreich vermittelnd, und so gelang es ihr auch, dem Frieden, der fast nie hier gewohnt, eine bleibende Stätte in dem Familienkreise zu gründen. Mit dem Frieden aber kehrte auch das Glück wieder in das Haus zurück, und einige über alle Erwartung gelungenen Spekulationen gaben der Firma ihren vorigen Glanz auf's Neue wieder.

Jetzt erst fühlte die Familie sich beneidenswerth, denn sie hatte erkannt, daß nicht der Reichthum, sondern nur Frieden und Liebe das wahre häusliche Glück bilden, und zu dieser Ueberzeugung waren sie gelangt durch den guten Engel des Hauses.

Zum Jahresschluß.

Ein großer Schritt ist wiederum gethan,
Das alte schließt, das Neue hebet an.
Es mahnen uns die ernsten Glockenschläge,
Wie lang ist's noch auf unserm Lebenswege?
Wie rasch dahin ist eines Jahres Lauf!
Wie Körnlein Sandes rinnen die Minuten,
Sie sind verronnen, eh' wir es vermuthen;
Das Letzte fällt herab — wer hält es auf?

Du zählst sie nicht, und doch sind sie gezählt
Von ihm, in dessen Rechnung keines fehlt.
Sieh, wie sich die verschwund'nen Jahre häufen,
Wie sie allmählig still zusammenträufen;
Zur Ewigkeit nimmt jedes seinen Lauf.
Im Stundenglas wird's oben immer leerer,
Und unten immer voller, immer schwerer;
Die große Last der Zeit — wer hebt sie auf?

Zuweilen trifft die Stundenuhr ein Stoß,
Dann stürzt mit einmal, was sonst langsam floß.
Wer dann gerechnet hat auf viele Jahre,
Den streckt ein Augenblick hin auf die Bahre;
Man fällt am leichtesten im vollen Lauf.
O Mensch, so lang die Gnadenkörnlein rinnen,
So lange hast du Zeit, dich zu besinnen,
Hast noch zur Umkehr Zeit — wer schiebt sie auf?

Ja, lieber Mensch, dein Leben ist wie Sand,
Doch deines Lebens Uhr hält Gottes Hand.
Ob rechts und links des Todes Sense schneidet,
Gottlob, ich weiß, wer seinen Schritt begleitet,
Und nicht ins Ungewisse geht der Lauf.
Sand fällt, und Staub verweht, und Körnlein rinnen;
Ein Kleines noch, so müssen wir von hinnen.
Doch du, Herr Jesu, bist's! du nimmst uns auf.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Kafferkönig.] Ein englisches Blatt theilt den Tod des Königs Faku von Amaponda (an der Südostküste von Afrika, mit. Se. Majestät starb am 29. Oktobr, als er eben im Begriff war, eine Prise zu nehmen. Sein Tod wurde fremden Einflüssen zugeschrieben, da er ein zu großer Häuptling sei, um sterben zu können. Drei Männer wurden bereits getödtet unter dem Verdachte, ihn behext zu haben, und ein großes Gemetzel wurde außerdem erwartet, da die Kaffern der Ansicht sind, es sei für einen großen Häuptling nicht standesgemäß, allein zu sterben. Von sonstigen Trauerfeierlichkeiten ist noch angeordnet, daß die Männer vier Tage und die Weiber drei Tage sich der Milch enthalten sollen. Auch die Feldarbeit war auf vier Tage eingestellt.

[Eine Vitriol-Feuerspritze — als Kriegswaffe.] Zündnadelgewehre, Chassepot, Mi-

bank-Amsler, Kugelspritze — Alles verschwindet vor dem Instrumente, das ein genialer eidgenössischer Genieoffizier im Kopfe trägt und einfach „la pompe" nennt — es ist bereits vor Jahr und Tag in's Werk gesetzt worden. Bei Mouden war damals von eidgenössischen Pionniers eine Lünette gebaut, eine im Rücken offene Schanze. Sie ist fertig und soll am folgenden Tage trotz der Batterie, die dort spielt, von zwei Schwadronen waadtländischer Reiter genommen werden. „Allein das Genie — ich meine der Geist, sich nicht auf der Wachtparade weist!" In der Nacht kommt einem der Offiziere eine Idee — er theilt sie den Kameraden mit, und rasch ging's an die Ausführung. Von der nahen Stadt wird eine Feuerspritze in die Lünette gebracht, aufgepflanzt mit dem Rohre nach rückwärts. Aeste von Tannen verdecken das Werkzeug — es wird mit Wasser gefüllt — zwanzig Pionnire werden an die Pumpe gestellt. Das Waffenspiel am folgenden Tage beginnt — heftige Kanonade, aber plötzlich rasender Chok der Kavallerie, die Lünette wird überflügelt, die Schwadronen schwenken siegestrunken, um in die Schanze hineinzureiten. In diesem Momente wird ein Signal gegeben, die Pumpe geht, und ein mächtiger Wasserstrahl, vortrefflich grad aus, sodann links und rechts und rechts und links geleitet, sprüht dem Zentrum entgegen — die — die Pferde erschrecken — mehrere stürzen sammt den Reitern, der Angriff stockt — in demselben Augenblicke erschallt von der Lünette eine Donnerstimme: „Die Spritze ist mit Vitriol geladen!" ein Schreckenswort, das alsbald die Reiter zur wilden Flucht umkehren macht. Das war ein Spaß, der dem kommandirenden Offiziere acht Tage Arrest zuzog, jedoch die erste Anwendung der Vitriolspritze war.

[Das europäische Eisenbahnnetz], an dem sämmtliche Staaten außer Griechenland, Lippe-Detmold, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß-Greiz und Lichtenstein betheiligt sind, stellt eine Länge von 10,778 Meilen dar. Auf ihnen fahren 18,000 Lokomotiven; der Weg, den diese jährlich durchlaufen, beträgt 6 Millionen Meilen, gleich der halben Erdbahn. Rechnet man den Weg dazu, den sämmtliche Personen- und Güterwagen zusammengezählt in einem Jahr durchlaufen, so kommen an 1000 Millionen Meilen heraus, eine Strecke, die über die Fernen des Sonnensystems hinausführt. Ein Zug, der alle Lokomotiven und Wagen Europa's vereinigte (40,000 Personen- und 500,000 Güterwagen) ginge von Petersburg bis Paris, und sämmtliche Lokomotiven nebeneinander gestellt, gleichen einer Heerde Elephanten mit erhobenem Rüssel von einer Fronte von mehreren Meilen. Diese Eisenbahnen führen über 65,000 kleine und große Brücken, darunter Riesen-Werke, über Meeresarme und Städte hinweg; sie gehen 21 Meilen weit durch Tunnels unter der Erde hin. Zu den Schienen wurden 150 Millionen Zentner Eisen verwendet, und zum Betrieb sind jährlich 80 Millionen Zentner Kohlen nöthig. In unseren Schulen wird noch heute den Knaben erzählt, die Pyramide des Cheops sei so groß, daß eine halbe Million Sklaven lebenslänglich daran arbeiten mußten, um die Steine zu derselben herbeizuschaffen. Die Maschinen Englands heben in einem einzigen Jahre ein zwanzigmal größeres Gewicht von Kohlen aus einer dreimal größeren Tiefe als die Höhe dieser Pyramide beträgt. Auf den übrigen Kontinenten zeigt sich das Gesetz, daß der Eisenbahnbau nicht von der Dichtigkeit der Bevölkerung, sondern von der Kulturstufe des Volkes abhängt. Sodann, daß die germanisch-englische Rage auch in dieser Richtung eine ungleich höhere kolonienbildende Kraft besitzt, als die romanische Rage. Die nordamerikanischen Staaten, deren Volkszahl noch hinter der von Frankreich zurück ist, haben 7000 deutsche Meilen Eisenbahn, 7/10 von Europa; China, 2 1/2mal so bevölkert als Indien, hat noch keine Meile Eisenbahn, Indien ein vielgespanntes Netz im Betrieb oder Bau. Die kleine Strecke von Algier nach Blidah ist die einzige, die sich auf einer französischen Kolonie findet; und während Mexiko des neuen Transportmittels fast ganz entbehrt, durchschneidet Java eine holländische Eisenbahn.

[Berlins Wachsthum.] Wie London und Paris wächst auch Berlin mit rasender Schnelligkeit. Während die Bevölkerung von 1680 etwa 9300 betrug, zählt man heute gegen 3/4 Mill. Zivileinwohner; während damals seine größte Ausdehnung sich von der Jannowitzbrücke bis zur Friedrichsbrücke erstreckte, breitet es sich jetzt bereits zwischen dem Rummelsburger See und der Hasenhaide einerseits, bis nach Moabit und der Jungfernhaide andrerseits aus, so daß es mehr als eine volle Quadratmeile bedeckt. Ein übrigens sehr günstiges Verhältniß, namentlich Paris gegenüber, wo sich auf einem nur wenig größeren Raume (1 1/4 Quadratmeilen) über 2 Millionen Menschen zusammendrängen. Den eigentlichen Kern der Stadt Berlin, nämlich seinen ältesten Theil, bildet ein unregelmäßiges Viereck, welches, von der Spree durchströmt und von dem ehemaligen Festungsgraben umflossen, aus den Quartieren Berlin, Alt- und Neu-Köln und Friedrichswerder besteht. Dieser Kern ist bis auf den heutigen Tag der eigentliche Brennpunkt des geschäftlichen Lebens geblieben. Um ihn schließt sich nun zunächst ein erster Ring von Stadttheilen: im Norden die Spandauer Vorstadt, im Nordosten und Osten die Königsstadt und das Stralauer Viertel, im Süden und Südwesten die Luisenstadt und Friedrichsstadt, im Westen die Dorotheenstadt und die Friedrich-Wilhelmstadt. Diese Stadttheile betragen zusammen das Zwölffache des innern Kerns und sind, mit Ausnahme des vom königlichen Schloß und dem

Lustgarten mit seinen Prachtgebäuden sich südwestlich bis in die Straße „Unter den Linden" hinziehenden Komplexes von öffentlichen Palästen und großen Plätzen dem lebhaftesten industriellen Verkehr gewidmet. Ein zweiter, noch weiterer Ring, umfaßt die eigentlichen Vorstädte, auf der einen Seite die Fortsetzung der Königsstadt und der Spandauer Vorstadt, den Wedding und Neu-Moabit; auf der andern Seite die Vorstädte vor dem Hallischen, Anhalter und Potsdamer Thor. Diese sehr umfangreichen Vorstädte, namentlich die nördlichen, werden hauptsächlich von der arbeitenden Bevölkerung bewohnt: es sind die Fabrik- und Handwerkerdistrikte. Aber eigentlich hat die „Weltstadt" diese Gränzen schon wieder überschritten. Schon ist ein dritter, ein äußerster Ring von Vorstädten im Entstehen begriffen und auf dem Wege, sich dem zweiten Ringe strahlenförmig anzuschließen. Bald wird der, Berlin von Charlottenburg trennende, eine halbe Meile lange Thiergarten, nicht mehr außerhalb, sondern innerhalb der Stadt liegen und Charlottenburg mit seinen 18,000 Einwohnern selber nur eine Vorstadt von Berlin sein. Noch mehr. Schon beschäftigt man sich mit der Anlage von sechs neuen Vorstädten auf der südlichen und südwestlichen Seite der Stadt, von welchen zwei noch jenseits der äußersten Gränze ihres Weichbildes, ja „Westend" noch jenseits Charlottenburg projektirt wird, und welche deßhalb schon mehr als eigentliche Kolonisationen zu betrachten sind. So wächst Berlin mit Riesenschritten und mit Zauberschnelle.

[Die Kraft der Wasserfälle des Niagara.] In den Wasserfällen des Niagara stürzen, nach Mr. Allens Berechnung, in jeder Minute 22,450,000 Kubikfuß Wasser über den 160 Fuß hohen Felsen. Demnach entspräche, da bei Anwendung von Wasserkräften ein Drittheil derselben verloren geht, die wirkliche Kraft des Niagarafalles 4,534,000 Pferdekräften. Um einen Maßstab für diese Zahlen zu gewinnen, führen wir an, daß der einzige Niagarafall eine Kraft entwickelt, die vierzigmal so groß ist, als die der gesammten englischen Industrie, der mächtigsten, die irgend eine Nation der Welt aufzuweisen hat, nämlich circa 350,000 Pferdekräfte, die nur täglich elf Stunden arbeiten. So nichtig gegen die zermalmenden Kräfte der Natur sind die Werke der Menschen!

[Gefangenschaft.] Am ersten Weihnachtsfeiertage war das noch nicht vollendete Zellengefängniß in Nürnberg auf einige Stunden dem Publikum zur Besichtigung geöffnet. Der am 1. Januar 1868 übergeben werdende Flügelbau, welcher mit Gefangenen aus mehreren Anstalten (nicht Einzelnhaftsträflingen) besetzt wird und die den Ausbau vollenden müssen, — erregte die besondere Aufmerksamkeit der Beschauer. weil die Zellen bereits fertig, nur noch nicht vollends ausgestattet sind. Die Thüren derselben standen offen, und an der inneren Seite derselben ist von einem Schlosse nichts sichtbar, während außen ein unbeweglicher Drücker angebracht ist. Ein Besucher machte sich den Spaß, zwei Freunde von ihm und eine Frauensperson, welche in eine Zelle vorausgegangen waren, einzuschließen, natürlich in der Meinung, sie sofort wieder zu befreien. Allein vergebens, alles Rütteln, Drücken, Klopfen, Heben half nichts mehr, und die herbeigeholten Aufseher erklärten Alles dieß auch für unnütz, mit dem weiteren Bemerken, daß außer dem Herrn Inspektor Niemand einen Schlüssel zu den Zellen habe, dieser aber ausgegangen sei und wahrscheinlich vor Abends nicht zurückkehre. Und so mußten denn die Eingesperrten, welche es an Flüchen, Schimpfworten und Drohungen gegen ihren zarten Freund nicht fehlen ließen, zum bösen Spiel gute Miene machen, und den herrlichen Nachmittag in der Zelle, welche noch kein Fenster hatte und eisig kalt war, zubringen, wenigstens waren sie noch in der Gefangenschaft, als kurz vor dem Dunkelwerden ein angeblich vom Herrn Inspektor beauftragter Arbeiter in höchst brutaler und unfreundlicher Weise die Beschauer mit den einfachen Worten: „Hinausgehen" zur Entfernung aus dem Gebäude aufforderte.

In der Krim, im Perekoper Kreise, werden jetzt sehr interessante Ausgrabungen gemacht. Eine alte Festung, von der Zeit des Gyrey-Chan, soll schon fast ganz an's Tageslicht gefördert worden sein. Die taurische Halbinsel ist überhaupt eine reiche Fundgrube für Archäologen, und seit Woronzoff ist in dieser Beziehung fast gar nichts geschehen.

Die ägyptische Regierung läßt jetzt in Paris Postmarken in vier verschiedenen Arten anfertigen, von denen die eine Pyramiden, die zweite den Obelisken der Cleopatra, die dritte die Pompejussäule und die vierte die Sphynx darstellt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 307:

Warum sollte ich's nicht können?
Darf ja nur den „Geisbock" nennen,
Ist der Nagel — ich will's hoffen —
Auf den rechten Fleck getroffen.

M. M.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 309.

Bruderkrieg.

Redakteur Gustav Reffert. — Druck und Verlag der F. Weiland'schen Druckerei.



